This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

L Soc 1727.14

Bound
JUN1897

Harvard College Library

FROM

James Bacon Bequest

Money

17 Jul., 1897

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Achtundzwanzigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

~~45.45~~

L Soc 1727.14

✓

557, Jul 17
Bought with
Bequest of James Brown

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JAN 3 - 74

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny

1849.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 2. Januar.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 18. November 1848.

1. wurde vorgetragen:

Ueber Ritter Ludwig von Eyb, den Verfasser bisher unbekannter Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten, von Archivar Dr. Höfler.

Das k. Archiv zu Bamberg, mit welchem nicht bloß das fürstbischöfliche, sondern auch das markgräflich baireuthische, ehemals auf der Plassenburg befindliche vereinigt ist, enthält unter andern höchst merkwürdigen Geschichtsquellen auch die Copie eines bisher noch nicht bekannt gewordenen Originalcodex eines der einflußreichsten brandenburgischen Diplomaten der älteren Zeit, des Ritters Ludwig von Eyb. Da dieser nicht bloß als Geschichtschreiber des XV. Jahrhunderts, sondern insbesondere auch als Rathgeber der brandenburgischen Fürsten in der Zeit der Grundlegung ihrer Macht hervorragte, so verdient sein Buch als eine der bedeutenderen Quellen für die der Glaubensspaltung zunächst vorhergehende Periode erwähnt und gewürdigt zu werden. Die Denkwürdigkeiten selbst sind bestimmt, als ein eigenes Werk im Drucke zu erscheinen. Was aber ihren Verfasser und sein Verhältniß zu dem fürstlichen Hause, dessen aufsteigende Größe er schildert, betrifft, somit zugleich die Frage, in wie ferne Ritter Ludwig zum Geschichtschreiber berufen seyn konnte, hierüber möge ein kurzer, aus Archivalien gezogener Bericht gestattet seyn. —

Ritter Ludwig von Eyb stammte aus dem alten und berühmten fränkischen Geschlechte der Herren von Ywe, trat früh in die Dienste des ersten Churfürsten von Brandenburg aus dem hohenzoller'schen Hause (Friedrich's I. † 1440), und gehörte schon unter diesem, wie unter seinen Söhnen und Enkeln zu den einflußreichsten Räthen. Nach dem Tode des Churfürsten Friedrich kam Ritter Ludwig in die Dienste des Markgrafen Albrecht genannt Achilles, Friedrichs dritten Sohnes, geb. 1414 † 1486, und wurde von diesem nach seiner Verehelichung mit der Markgräfin Margaretha von Baden 1445 zu deren Hofmeister ernannt. Durch diese Würde mit dem Onolzpacher und nachherigen churfürstlichen Hofe enge verbunden, und wie sein Vetter Mertein von Eyb vorzüglich auf das Gebiet des fürstlichen Haushaltes hingewiesen, war es sein Hauptbestreben, den weit ausgreifenden Plänen seines „gnädigen Herrn Markgrafen," des immer in Streit verwickelten Albrecht Achilles, die staatsrechtliche und staatsökonomische Basis zu geben. Stets bedacht, das hohenzollersche Haus, dem die neu erworbene Churwürde beynahe die Fundamente seiner Größe kostete, aus den gehäuften politischen Verwicklungen herauszuziehen, im Felde wie zu Hause den Vortheil seines Herrn zu wahren, entwarf er die administrativen und politischen Pläne, um durch wohl berechnete Oekonomie, durch Güterkauf und Tausch, durch Erwerb neuer Rechte, wie durch möglichste Ausbeutung der erwor-

benen, der Begierde des Markgrafen, seine Hausmacht zu erweitern, die ergiebigste Richtung zu geben. Das dem Ritter Ludwig inwohnende Talent, neue Gelegenheiten Vortheil zu ziehen herbeyzuführen, wie das Geschick diese ersprießlich anzuwenden, kamen ihm hiebey trefflich zu statten, und da die Kriege des M. Albrecht theils eine stete Vorsorge zur Aufbringung der nöthigen Gelder erheischten, theils eine neue Schuldenlast herbeyführten, so fanden die Talente des Ritter Ludwig und seines kleinen Vetters Mertein stets einen offenen und weiten Spielraum. Zwar ist es seiner Versicherung gemäß vorzüglich das Heldenmäßige, was ihn in Albrecht zur Bewunderung hinriß, und ihm, der selbst die Waffen geführt, in Albrechts Städtekriege zum Entsatze von Langenzenn und damit indirect zur Niederlage der Nürnberger bey Fürt und Boppenreut sein Möglichstes beygetragen, den Gedanken eingab, durch Beschreibung der Heldenthaten seines gnädigen Herrn auch seinen Namen der Vergessenheit zu entreißen. Pulchrum est benefacere reipublicae — et qui fecere et qui facta aliorum scripsere multi laudantur.

Er führte, um sein Vorhaben zu rechtfertigen, die Worte des Dichters Furter an: „das schreibt Furter der Poet, die kühnheit der helt und die übung der werden Ritterschaft sei hoch zu loben. (Doch) wenn die kühnheit der helt und die übung der werden Ritterschaft hoch zu loben ist, so sterben sie doch ab auß der Menschen gedächtnuß. Darumb sein noch vill hoher zu preisen die Geschichtschreiber, die das aufschreiben, die kühnheit der helt und die übung der werden Ritterschaft. Das bleib lang in der gedächtnuß und das sich die Nachleser darin besehen was gut ist dem Folge zu thun.“ Es ist begreiflich, daß er bey einer solchen Vorliebe für ritterliche Thaten sich besonders mit M. Albrecht, dem Spiegel der Ritterschaft, beschäftigt. Allein wenn auch die einzelnen Züge, welche R. Ludwig von seinem Helden mittheilt, von der Bewunderung zeugen, die er für Ritterlichkeit hegte, so beweist doch selbst die rücksichtsvolle Ausdrucksweise, welche der lange Aufenthalt am Hofe lehrte, daß er auch für die Fehler seines Helden nicht blind war. So weiß er zwar nichts von der Saftfülle der neuen Memoirenschreiber, wo es etwa gilt, einen ecklen Gegenstand zu berichten, allein er verfehlt auch nicht, daß sein „gnädiger Herr Markgraff offt im Narrenschiff der Buhlschafft nachgefaren.“ Unwillkührlich bringt ihn aber sein praktischer Sinn von dem abenteuerlichen und romantischen Zuge des Helden auf einen seinem ganzen Wirken angemesseneren Gegenstand. Nie verfehlte er, zwischen den glänzenden Thaten und dem reellen Gewinne die Bilance zu ziehen und sehr prosaisch nachzurechnen, wie viel jede Heldenthat gekostet, wie viel sie eingetragen und wie der erlittene Ausfall wieder gedeckt werden könne. Dieses, so wie die Kenntniß der wahren Endzwecke der brandenburgischen Politik geben seinen Aufzeichnungen eine Lebhaftigkeit und eine Bedeutung wie wenig andern Quellen der Particulargeschichte. Er hat sein Büchlein zum politischen Manuale der brandenburgischen Fürsten zu machen gewußt, und wie bey der bekannten Denkschrift über die Politik desselben Hauses v. J. 1822 darf man auch bey ihm nur das, was seinem Ermessen nach geschehen soll, mit dem, was eine consequente Politik wirklich ausführte, zusammenhalten, um die tiefe Berechnung des Ganzen zu ermessen. So werthvoll es daher seyn mag, daß er die Eroberung der Mark Brandenburg und so viele andere Ereignisse von Wichtigkeit als Zeitgenosse erzählt, Manches als Augenzeuge anführt, charakteristische Einzelnheiten bemerkt, die ihm nur aus dem Umgange mit den fürstlichen Personen bekannt seyn konnten, — sein Hauptwerth besteht in dem Eingehen in die Interessen eines Fürstenhauses, welches von den ersten Anfängen an dieselbe Politik bis auf die neueste Zeit mit gleicher Consequenz verfolgte, in der Darstellung des fürstlichen Hof- und Staatshaushaltes, in dem Umstande, daß er als brandenburgischer Minister, Diplomat und Finanzier erzählt und Rathschläge giebt, und diesem Umstande ist es auch vornehmlich zuzuschreiben, daß die Denkwürdigkeiten so lange Zeit in der Verborgenheit der fürstlichen Archive begraben lagen.

Seit dem großen europäischen Bürgerkriege, welcher durch den Streit der Concilien mit den

Päpsten im Schooße des bis dahin mächtigsten Standes, des Clerus, durch das Schisma des XIV. und XV. Jahrhunderts ausgebrochen war, hatte nicht bloß die Achtung vor diesem, sondern auch vor der Sache, die er vertrat, außerordentlich abgenommen. Die clericalische (hierarchische) Leitung der europäischen Angelegenheiten, welche so lange Jahrhunderte bestanden, und eine äußere Einheit unter den verschiedenen Völkern der respublica christiana erhalten, stumpfte sich immer mehr ab. Die größere Geltendmachung nationaler Verschiedenheiten und Interessen trug das Ihrige auch bey, das gemeinsame Band zu lockern. So konnten denn die Fürsten immer unverholener die Richtung annehmen, eine dominirende Ordnung der Dinge, das Territorialsystem, zu begründen, durch eine neue und weltliche Ordnung die ältere und clericalische zu verdrängen. Früh, mindestens ein Jahrhundert vor der Glaubensspaltung, bahnte sich dieser Umschwung der Dinge an, und irren wir uns nicht, so ist der Zeitpunkt, in welchen Leben und Thaten des deutschen Achilles fallen, auch der, in welchem in Deutschland die rein weltliche Richtung die entschieden vorherrschende wurde. Kein Wunder, wenn der Staatsmann, welcher dem fürstlichen Ritter beystand, bey dem Umschwung der Dinge sein Gewicht in die Wagschale für die aufstrebende Richtung zu legen, in der fürstlichen Familie, die mit dem neuen Principe groß geworden war, „nur den Rosenstrauch und die guet Plumen“ gewahrt, die zwischen Disteln und Dornen emporsprießen, womit unverholen die umliegenden Dynastien und Länder, Bayern, Bamberg, Böhmen ꝛc. bezeichnet werden. Und wer will läugnen, daß der Haltungslosigkeit der übrigen Stände und dem Chaos der allgemeinen Zustände gegenüber die Träger einer so consequenten Richtung und diese selbst, welche mit ihrer scharfen Ausprägung einer ganzen Zeit den Charakter verlieh, schon durch das Unumwundene, womit sie sich Geltung verschafften, Anerkennung verdienen? Die großen und allgemeinen Völkerinteressen waren abgenützt und erloschen, die großen Rückschläge der im Osten, Westen und Süden von Europa vorgehenden politischen und mercantilischen Veränderungen machten sich im Herzen des Binnenlandes erst langsam und allmählig bemerkbar; um so leichter konnte sich in den einzelnen Territorien ein großes Familienprincip geltend machen, welches sich bald Land und Leuten mittheilte und nur mit der Dynastie und dem nunmehr im dynastischen Interesse herangebildeten Volke erlöschen konnte. So lange aber die Dynastie bestand, mußte sie auch den Beruf in sich fühlen, so weit als möglich um sich zu greifen und, wenn es seyn konnte, ebenso behende neue Gelegenheiten dazu zu bereiten als die vorhandenen zu benützen. Hier coincidirte also das Talent des Ritter Ludwig mit der vorherrschenden Familienanlage des brandenburgischen Hauses und bildete das unauflösliche Amalgam, welches von Seiten des brandenburgischen Geschichtschreibers bis zur Identificirung des persönlichen Interesses mit dem dynastischen gedieh.

Wie an der Schwelle von Italien, Frankreich und Deutschland das Haus Savoyen sich mit vielem Aufwande von Talent, Rührigkeit und Consequenz einen Ländercomplex zu bilden suchte, bedeutende Persönlichkeiten bedurfte und diese auch fand, so hatte das Haus Hohenzollern in dem „Nabel“ von Europa, in der Mitte von Deutschland, seine Zirkel eingesetzt und beschrieb dasselbe erst von Franken, dann auch von der Mark aus seine Kreise, gestützt auf die Aufopferung seiner Beamten wie auf die Festigkeit des eigenen Willens. Bedenkt man, wie dieses Haus die Mark übernahm, als ein halb verlorenes Land, bey dessen Uebergabe König Sigmund dem neu Belehnten die charakteristischen Worte zurief: „ich wünsch Dir dazu Glück, Krieg und Widerwärtigkeit genug“ — und was durch Ueberwindung der ungünstigsten, durch Benützung günstiger Umstände, durch Klugheit und Verstand und, wo es nothwendig war, durch Rücksichtslosigkeit gegen Vornehm und Gering die Dynastie daraus geschaffen hat; denkt man sich nun Fehler und Tugenden der Zeit verkörpert in einem Fürsten, in welchem das scheidende Ritterthum noch sein Ideal erblickte; dazu dann eine einfache, treue, verständige Natur wie die unsers Ludwigs von Eyb, welcher keinen höheren Gedanken hatte, als den Vortheil seines gnädigen Herrn Markgrafen zu fördern, keinen anderen Ruhm erstrebte, als einer Dynastie zu

dienen, welche damals von den Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen wurde, so hat man damit auch die Gebrechen und Tugenden der erwähnten Schrift, die als Charakteristik ihrer Zeit, abgesehen von sonstigen Vorzügen, zum Verständniß der Uebergangsepoche vom Mittelalter zur neueren Zeit einen wesentlichen Beytrag liefert. Immer aber bleibt der Hauptvorzug der Denkwürdigkeiten in ihrer Bestimmung als politischem Hand- und Gedenkbuche, in welchem die Nachkommen des Churfürsten Albrecht Mittel und Wege aufgezeichnet fänden, zu noch größerer Macht emporzusteigen. Daher denn auch die merkwürdigen Rathschläge, welche R. Ludwig über Versorgung der fürstlichen Familienglieder ertheilt und die Aufklärungen, die sich auf die Politik des brandenburgischen Hauses den benachbarten geistlichen und weltlichen Staaten gegenüber beziehen. Es hört auf zufällig zu seyn, daß kaum ein Jahrzehent nach R. Ludwigs Tode und im Anfange der großen Zerwürfnisse des XVI. Jahrhunderts ein Markgraf von Brandenburg Churerzkanzler, Erzbischof von Mainz, von Magdeburg, Bischof von Halberstadt war; ein zweyter, gleichfalls Enkel Albrechts Achilles, Hochmeister des Deutschherrnordens in Preußen, ein dritter Dompropst zu Würzburg, ein vierter Erzbischof von Riga, ein fünfter gleichfalls Erzbischof von Magdeburg, ein sechster Domherr zu Würzburg und Bamberg wurden. Je mehr sich Glieder fürstlicher Familien zu kirchlichen Würden drängten, desto mehr verschwand ihr kirchlicher Charakter, erschienen sie nur mehr des weltlichen Einflußes wegen begehrenswerth, und rückte die Periode einer gewaltsamen Säcularisation immer näher. Wäre nach dem, was der brandenburgische Deutschordensmeister Albrecht that und was der brandenburgische Churerzkanzler Willens war zu thun, noch ein Zweifel über das eigentliche Endziel dieser Bewerbungen um kirchliche Würden vorhanden, so würden die Denkwürdigkeiten des R. Ludwig den Schlüssel dazu geben. Es ist kaum nothwendig besonders zu erinnern, daß in den Zeiten Albrechts Achilles bereits der Versuch von Seiten der deutschen Fürsten gemacht wurde, die Streitigkeiten des Papstes und des Basler Concils durch säculare Entscheidung zu schlichten; um so näher mußte es liegen, den Versuch zu wagen,

das Kirchengut von säcularer Willkühr abhängig zu machen. Der Gedanke, in kirchlichen Aemtern und Würden nur den Zuwachs an Einkommen, Macht und Territorium zu erblicken, den wahren Endzweck derselben aber außer Acht zu lassen und nun vom Standpunkte der Territorialpolitik aus eifrigst hinzuarbeiten, die jüngeren Söhne des Hauses mit Bisthümern, im Reiche, in Oestreich, Ungarn, Schlesien, mit Coadjutoreyen und im Nothfalle mit einflußreichen Dompropsteyen zu versehen, ist in dem politischen Denkbuche Ludwigs nackt ausgesprochen. Die Ritterschaft suchte man durch Aemter und Lehen an das fürstliche Haus und das fürstliche Interesse zu ketten; die Reichsstädte aber waren durch das gewaltthätige Benehmen des M. Albrecht einerseits dem Hause Brandenburg entfremdet, andererseits durch ihr commercielles Interesse an dasselbe gekettet. Zum großen Verdrusse des letztern hatte ein Fürstbischof von Würzburg die Sache der Fürsten verlassen und sich an die Städte angeschlossen, diese fanden selbst an den Herzogen von Bayern einen Rückhalt; um so bedeutender war der Ausschlag, den die Erringung des geistlichen Gutes den fürstlich brandenburgischen Interessen verleihen konnte. Dem staatsklugen Ludwig von Eyb war es daher nicht genug, seinen Herrn auf die Versorgung der fürstlichen Familie mit kirchlichen Aemtern hinzuweisen; er rieth ihm, neben den beyden fränkischen Fürstenthümern ober und nieder des Gebirgs, wovon das eine dem Fürstbisthum Bamberg, das andere dem Fürstbisthum Eichstett zugewandt war, noch ein drittes, Würzburg gegenüber zu begründen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Ritter Ludwig von Eyb, den Verfasser bisher unbekannter Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten.

(Schluß.)

So sollte ganz Frankenland von der brandenburgischen Politik umschlossen werden und der herrlichste Theil Süddeutschlands allmälig zum brandenburgischen Herzogthume emporwachsen. War es dann unbegreiflich, wenn die reichsunmittelbare Ritterschaft am Rheine und Maine den Entschluß faßte, so weit ihr Einfluß reichte, keinen Sprossen einer fürstlichen Familie zu einem deutschen Fürstbisthume gelangen zu lassen, um dadurch das Gleichgewicht gegen die Fürsten wenigstens in etwas wieder herzustellen? wenn dieser Gedanke in dem Erzstifte von Mainz, in Bamberg, Würzburg ꝛc. ebenso consequent von der Ritterschaft durchgeführt wurde, als sich in Magdeburg und den niederdeutschen Stiftern die Fürsten behaupteten? So kündigte sich die Umwälzung des XVI. Jahrhunderts mit Riesenschritten an; die Säcularisation, welche es eröffnete, war lange vorher eingeleitet, ehe der Sturm auf dem kirchlichen Gebiet losbrach und die hierarchische Ordnung des Reichs unter den Trümmern der politischen Freyheit begraben wurde. Nur wo die Ritterschaft das Uebergewicht erlangte, blieben noch die alten geistlichen Staaten — zum Theile, wie sich im Kampfe und Untergange Franz von Sickingens erwiesen, freylich wieder deren Willen. —

Aus allem diesem geht hervor, daß Ludwig von Eyb, der vielgemühte und vielerfahrene, kein Beamter gewöhnlichen Schlages war, noch von seinem gnädigen Herren als solcher angesehen wurde. Wir finden ihn auch mit ihm in der Schlesy (Schlesien) und bey dem großen Tourniere zu Onolzbach, auf der Mission nach der Mark Brandenburg und an der Seite seiner gnädigen Frau, der Markgräfin von Baden. Er war einer der Anwälte des M. Albrecht in seinem Streite mit B. Jörg von Bamberg über Lehen, Geleit, Wildbahn, welchen Johann Bischof von Eichstädt und Wilhelm Herzog von Sachsen 1460 bey Rot schlichteten, und verfocht damals das gegründete und nicht gegründete Recht seines Herren auf die von Bamberg als Lehen angesprochenen Güter mit großer Gewandtheit. Im J. 1482 erlangte Ludwig von Eyb von Sommersdorf von dem Markgrafen das Erbkammeramt des Fürstenthums zu Nürnberg, worüber er am heil. Christabend den Revers [1]) ausstellte. Als 1485 der kaiserliche Tag zu Frankfurt anberaumt wurde, auf welchem ein Beschluß über die Reichshülfe wider K. Mathias von Ungarn gefaßt werden sollte, sandte Churf. Albrecht nebst dem Dr. Pfotel auch seinen lieben getreuen Ludwig von Eyb dahin. Das kaiserliche Buch des ehemaligen Plassenburger Archives, welches die diplomatische Correspondenz des schlauen Fürsten aus seinen letzten Lebensjahren und damit einen wahren

1) Falkenstein N. A. IV. S. 406.

Schatz für die Geschichte des deutschen Reiches enthält, theilt nicht blos die Instruction [2]) für die Gesandten, sondern auch deren Depeschen an den Churfürsten mit, aus welchen die Umsicht zu entnehmen ist, mit der sich jene ihres Auftrages entledigten. Als etwas später der Churfürst seinen Sohn den M. Friedrich zu dem Kaisertage nach Würzburg senden wollte, ernannte er eine eigene Commission, welche dem jungen Fürsten bey den Verhandlungen im Fürstenrathe zur Seite stehen sollte. Dieser Commission wurde Nov. 1485 R. Ludwig von Eyb mit dem ehrenvollen Prädicate eines Wegweisers beygegeben [3]).

Als kurze Zeit darauf Churf. Albrecht, welchen diejenigen die ihn genauer kannten, statt Achilles den deutschen Fuchs, vulpes Germaniae, nannten, sein, wie er sonderbarer Weise meinte, friedliebendes Leben endigte, (11. März 1486), blieb R. Ludwig auch unter den Räthen seines Nachfolgers. Damals war es, daß er sich in der Klosterkirche zu Heilsbronn von Meister Wolgemuth, Albrecht Dürers Lehrer, eine Altartafel für seine Grabstätte mahlen ließ, deren Inschrift besagt, R. Ludwig von Eyb der ältere habe sie in dem 87. Jahre machen lassen. Wenige Jahre später als die Nachricht von der Eroberung Mailands durch K. Karl VIII. von Frankreich nach Ansbach kam, wurde die Kunde dieser Thatsache, welche die politische Welt zu verändern bestimmt war, dem alten Ritter durch seinen Sohn Gabriel gemeldet [4]). Noch erlebte er die Erhebung des letztern auf den fürstbischöflichen Stuhl von Eichstädt; dann starb er im J. 1502 nachdem er somit den Anfang des Jahrhunderts noch gesehen, welches so vieles von dem zur Reife bringen sollte, was R.

---

2) Die Instruction enthielt folgende Aufträge. Die Gesandten sollten 1., dem Kaiser nach Gestalt der Sachen und seinem Vermögen die Hülfe nicht abschlagen; 2., da im Anschlage zu Nürnberg 21,000 M. bestimmt werden, Jahr und Tag zu dienen, und 6000 M. bereits gedient hätten, so sollten die andern 15,000 M. auch ein Jahr gegen den König Mathias von Ungarn dienen; 3., Unterdessen sollten die Kaiserlichen, der Erzbischof von Salzburg, und Erzh. Sigmund die verlorenen Schlösser wieder erobern. 4. Dazu könnten noch 2000 M. von Ostern bis Martini dienen. 5. Wenn von einem Hauptmanne die Rede wäre, so sollten sie antworten, der Kaiser sey sein Hauptmann und über seine Leute werde er einen eigenen setzen — eine anscheinend sehr loyale Rede, welche aber, weil Albrecht selbst zu krank und hinfällig war, als daß er Bundesfeldherr hätte werden können, die Aufstellung eines andern verhindern sollte. In dem bayrischen Kriege, wo er kaiserlicher Hauptmann geworden war, lautete die Sprache ganz anders und donnerte M. Albrecht gewaltig wider H. Ludwig von Oberbayern, welcher ungefähr dasselbe gemeint hatte, was jetzt Albrecht durch seine Gesandten aussprechen ließ. — 6. Dem Erzh. Maximilian gegenüber sollten sie auf seinen Eid hinweisen, daß er ohne den Kaiser und das Churfürstencollegium nichts thun könne. Wiederholt schrieb der Churfürst an seine Räthe (Freitag nach S. Appollonia 1485, am Aschermittwoch 1485); wiederholt berichten diese an ihrem Herrn (Montag nach Sct. Agatha, Sonntag esto mihi, Samstag nach esto mihi s. Kaiserliches Buch II S. 47. a. 49. b. 51. b. 52. b. Im Ganzen war es auch der Beschluß der versammelten Churfürsten, dem Kaiser nach ihrem Vermögen wider den König von Ungarn Hülfe zu leisten. Allein ehe diese zu Stande kam, sah sich Wien genöthigt, weil auf alles Hülfsverlangen der Stadt keine geleistet worden war, mit K. Mathias zu capituliren. K. Friedrich III. eilte hierauf selbst in das Reich, um sich persönlich mit den Churfürsten wegen Hülfeleistung zu benehmen. Er zog nach Nürnberg und wollte zuerst in Würzburg mit den Churfürsten zusammenkommen. Dann wurde der Tag nach Frankfurt verlegt, wohin sich auch Churf. Albrecht obwohl seit längerer Zeit krank sich begab, und dort starb. Seine Correspondenz mit dem Kaiser, zur Kenntniß seiner Politik und seines Charakters unentbehrlich, ist eine wahre Zierde des ehemal. plassenburger Archives.

3) Onolzpach Mittwoch nach Allerheiligen 1485. Kais. Buch II. S. 102. a. Als sich K. Ladislaus von Böhmen bey den Churfürsten bitter über seinen Ausschluß von der römischen Königswahl Maximilian's beschwerte, war Churf. Johannes willig, den Ritter Ludwig deßhalb nach Frankfurt zu schicken. Es wurde jedoch Dr. Pfotel abgesendet. K. B. II. S. 166. 172.

4) Fliegendes Blatt. Mittwoch nach St. Elisabeth anno 1494.

Ludwig durch Rath und That zu fördern gesucht hatte.

Das Uebrige nebst dem Texte wird als erster Band der von dem histor. Vereine von Bamberg veranstalteten „Quellensammlung für fränkische Geschichte“ erscheinen.

---

2. Von Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld: Wallenstein und der Fürst-Erzbischof Paris von Salzburg, eine Episode.

Daß die Akten über Wallenstein, den Herzog von Friedland ꝛc. noch nicht als geschlossen betrachtet werden können, erweist sich unter andern aus den neuesten Jahrbüchern der Literatur von Wien (J. 1847, Bd. Nr. 118 und 119). Das Anzeigeblatt dieser beyden Bände brachte von dem Chorherrn und k. k. Archivar Chmel einen wichtigen Beytrag zur Geschichte Wallensteins und seiner treulosen Plane gegen Kaiser und Reich; dießmal insbesondere gegen den Fürst-Erzbischof Paris von Salzburg, um sich dieses Landes, als eines der wichtigsten Halt- und Durchgangspunkte in der Strategie des Hochverräthers, zu bemächtigen.

Wir erlauben uns, dieser Episode einige zunächst den Charakter und die Stellung jenes ausgezeichneten Reichs- und Kirchenfürsten betreffende Bemerkungen, zur richtigern Beurtheilung desselben auch dem Herzog Maximilian von Bayern gegenüber, anzufügen. Da aber dem einen und andern Leser die genannten Jahrbücher nicht zur Hand sind, so ist es nothwendig, daraus das Wesentliche jenes Beytrags hier voranzuschicken.

Es war, wie der Hr. Archivar Chmel einleitend angibt, vor kurzem durch einen patriotischen Geschichtsfreund dem k. k. geheimen Hausarchive ein 34 Folioblätter Text und 181 Beylagen befassendes Manuscript eingesendet worden, ein Original aus der Feder des Marcus von Aldringen, weiland Bischof von Seckau in Steyermark, und Bruder des damaligen k. k. Feldmarschalls Grafen von Aldringen, — und ist „ddo. Seggau den 26. September 1639“ dem Fürst-Erzbischof Paris zu Salzburg (Grafen von Lodron) devotest gewidmet.

Der Eingang des Manuscripts lautet: „Warhaffte Relation, wie der entleibte Herzog von Friedtlandt unter dem Prätext gesuchter Winterquartiere vor die kaiserliche Soldateska sich des hohen Erzstifts Salzburg impetroniren wollen; so Ihme aber durch sonderbare Schickung Gottes mißlungen, und dadurch seine vorgehabte grausambe Rebellion vornemlich an den Tag kommen; deßwegen auch die gerechte Straff Gottes über Ihnen und seine vornemsten Rädelsführer ergangen: so alles auf das kürzeste ꝛc.“ aus den gleichzeitigen Schriften des österreichischen und bayerischen Hofs, des Friedland, und der k. k. Feldherren Aldringer, Gallas und Piccolomini, hier zusammengetragen und erzählt ist. Diese Relation liegt nun vollständig abgedruckt vor. Die Beylagen sollen gelegenheitlich nachgeliefert werden. Die Erzählung beginnt mit dem December des Jahres 1633, da Wallenstein sein Hauptquartier zu Pilsen in Böhmen hatte; und schließt mit Ende Februar 1634 mit der umständlichen Schilderung der zu Eger stattgefundenen Ermordung Wallensteins und seiner Mitverschwornen.

Was die vom Bischofe von Seckau erörtereen Thatsachen anbelangt, so entnehmen wir seiner Relation im Folgenden nur die Hauptsache.

Den Verrath Friedlands an Kaiser und Reich schon länger wahrnehmend, waren es zunächst die Generale von Aldringer, Gallas und Piccolomini, welche darüber in vertrauter Correspondenz miteinander standen, fest entschlossen, „dieser gewaltigen Machination nach äußersten Kräften zu contraminiren,“ nämlich dem Vorhaben Wallensteins, die Armee nach Bayern und insbesondere in das Erzstift Salzburg zu verlegen. Während General Aldringer mit seinen Truppen gegen den Rhein hin stand, waren Gallas und Piccolomini einem Rufe Wallensteins nach Pilsen gefolgt, um sich persönlich von seinen Intentionen in nähere Kenntniß zu setzen. Sie fanden dort den Feldherrn sehr freundlich und wohldisponirt, und er ging ohne Umstände darüber heraus, daß der Erzbischof von Salzburg „per amor“ oder „per forza“ dahin gebracht werden

sollte, die Armee in sein Land aufzunehmen. Beyher gab Wallenstein seinen Unmuth über den kaiserlichen Hof unverhohlen zu erkennen; Oesterreich, sagte er, pflegte große Meriten etwa mit einem lahmen Roß, oder mit einem vergoldeten Schlüssel zu recompensiren; und würde einem ein Gut oder eine Herrschaft gegeben, so sey es ein Zeichen, daß der Beschenkte nicht mehr lange leben werde.

Dem Erzbischofe von Salzburg hatte Wallenstein sofort die Verlegung der Truppen dorthin in die Winterquartiere kategorisch angekündigt. Doch, die hieraus für Kaiser und Reich entstehende Gefahr war zu augenfällig, als daß die Gegner des Verraths, Aldringer, Gallas und Piccolomini hätten säumen können, alles aufzubieten, um sowohl den kaiserlichen Hof, als den Erzbischof zur Abwehr zu vermögen. In der That, mittels jener Truppenverlegung würde Wallenstein einerseits Bayern im Rücken gefaßt, und anderseits, nach Osten, gegen Oberösterreich den ohnehin im Aufstand begriffenen Ländlern (Edelleuten und Bauern!); gegen Süden (auch im Gebirgslande des Erzstifts erregten die übergroßen Abgaben offenen Widerspruch) den zahlreichen Anhängern der Reformation in Steyermark und Kärnthen; und gegen Westen den kaum aus Tyrol wieder zurückgedrängten Graubündtnern die Hand gereicht, auch so im Besitze der Pässe nach Italien den von daher erwarteten Succurs der Spanier ohne Mühe vereitelt, und schließlich das Land Salzburg als eine seiner Hausdomainen behauptet haben.

Erzbischof Paris hatte sich aber bereits seit seiner Erhebung (1619), seit mehr als zwölf Jahren in eine so kriegerische Verfassung gesetzt: er hatte 10,000 Mann Miliz an der Gränze gegen Bayern, und eben so viele als Landwehr in der Reserve, daß er dem Herzog von Friedland rundweg erklären ließ, weder „per amor, noch per forza“ sich bestimmen lassen zu wollen, fremde Truppen in sein Land aufzunehmen; — auch nicht einmal denselben „nur Obdach, ohne Verpflegung, zu gewähren,“ als worauf sich Wallenstein im Verfolg der Unterhandlung beschränken wollte. — Auch die kaiserliche Majestät hatte erklärt, gegen das Erzstift Salzburg durchaus irgend eine Gewaltsmaßregel nicht Platz greifen, — und lieber noch einige Truppen aus dem an Subsistenzmitteln erschöpften Böhmen nach Oberösterreich verlegen zu lassen. Zugleich lauteten aber die an die Getreuen des Hofs, an Aldringer, Gallas und Piccolomini ergangenen kaiserlichen Resolutionen bestimmt und wiederholt dahin, „daß man sich des Friedtländers todt oder lebendig bemächtigen sollte.“

Wallenstein war des Vorhabens gewesen, sich von Pilsen aus in Prag festzusetzen. Man war ihm aber dort zuvorgekommen, und so mehr und mehr ob seiner verrätherischen Plane sich vom kaiserlichen Hof und von einem Theil seiner Generalität umstrickt fühlend, entschloß er sich, im Laufe Februars 1634, plötzlich nach Eger zu ziehen. Von da aus stand ihm nichts im Wege, sich nach Umständen mit dem Herzoge von Weimar, der Regensburg besetzt hielt, zu vereinigen.

Aber eben dieser entgegengesetzte Marsch Wallensteins, der einer Flucht glich, bewog seine Verfolger und insbesondere Gallas und Piccolimini zum alsbaldigen Einschreiten, um sich seiner Person und seiner Mitverschwornen, Terzka, Illo, Kinsky, Neumann ꝛc. zu versichern. Der Schottländer Gordon, Stadtcommandant von Eger, war mit mehreren seiner Offiziere als Landsleuten für das Geheimniß gewonnen worden. Bey ihm im Schlosse hatten sich am 26. Febr. die oben genannten Vertrauten Wallensteins für den Abend selbst zu Gast geladen. Wie bereits aus andern Relationen bekannt ist, so wurden sie um Mitternacht, von Wein berauscht, auf ein gegebenes Zeichen von eingedrungenen Soldaten niedergemacht, worauf die Vollstrecker der kaiserlichen Befehle zu der nahen Herberge Wallensteins eilten, um sich auch seiner zu entledigen. In des Bischofs Relation heißt der Hauptmann, welcher dem „Verräther ꝛc.“ mit einer Partisane die Brust durchstieß, „Ebror,“ mit „Deveroux“ in andern Berichten wohl ein und dieselbe Person; er war auch ein Irländer.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 4. Januar.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Wallenstein und der Fürst-Erzbischof Paris von Salzburg.

(Schluß.)

Ohne einen Laut von sich zu geben, hatte Wallenstein seine Brust dargeboten, aber in dem Augenblicke, als er den Todesstoß empfangen, habe man aus seinem weit geöffneten Munde einen Knall vernommen, gleich einem Musketenschusse. Weitere und andere Details dieses erschütternden Dramas mögen in der Relation des Bischofs selbst nachgelesen werden.

Was nun zunächst den Bischof als unsern Referenten anbelangt, so finden wir ihn zuerst im J. 1631 genannt. Der Kaiser hatte nämlich zur Ausgleichung der zwischen den Katholiken und Protestanten wegen der geistlichen Güter entstandenen Streitigkeiten auf den 3. Aug. 1631 nach Frankfurt einen Compensationstag ausgeschrieben; hiebey erschien im Namen des Erzstifts Salzburg Joh. Marc von Aldringen, Consistorialraths-Director zu Salzburg und Domherr zu Olmütz als erster Gesandter. Als im August 1638 Jakob Eberlin, Fürst-Bischof zu Seckau gestorben war, ernannte der Erzbischof seinen Consistorialdirector Joh. Marc von Aldringen zum Bischof von Seckau und weihte ihn selbst dazu *). Der Bischof wurde auch erzherzoglicher Statthalter zu Grätz, und genoß sowohl bey Kaiser Ferdinand III. als bey seinem Nachfolger Leopold seiner guten Dienste wegen großes Vertrauen. Erst am 3. Febr. 1664 ging er mit Tode ab.

Merkwürdig ist es, daß von der vorliegenden Relation des Bischofs Joh. Marc von Aldringen, und von den darin beschriebenen Absichten Wallensteins auf das Erzstift Salzburg die sonst gut unterrichteten salzburgischen Geschichtschreiber, als von Dükher (1666), Metzger, Hansiz, Zauner und Gärtner keine Meldung machen; auch in den gleichzeitigen Verhandlungen des Erzbischofs Paris mit seinen Landständen, worin doch sonst jedes auf das Land bezügliche Ereigniß und jeder Moment der Verwaltung, Schritt für Schritt, bezeichnet sind, kömmt hievon nichts vor. Dagegen lesen wir in den besagten Landschafts-Protokollen vom J. 1632, daß eines Tages, im September desselben Jahres, ein Graf von Rivara als Abgesandter „des Herzogs von Mechlburg (Meklenburg) und Fridtlandt, Kaiserl. Majestät Generalissimus, wegen Proviantmangel von Nürnberg“ zu Salzburg erschienen sey, mit dem „inständigen Begehren,“ das Erzstift möchte alsobald 200 Proviantfuhren, jede mit 4 Pferden bespannt (also 800 Pferde!) nach Nürnberg absenden *).

*) Da sich der Bischof in der Unterschrift auch „episcopus tripolitanus“ nennt, so mag er früher den Titel eines episc. in partibus erhalten haben.

*) Damals, im J. 1631, bestand Wallensteins Heerlager in und um Nürnberg aus 36,000 Mann mit 15,000 Soldatenweibern und 30,000 Packpferden; s. unsere akad. Abhandlung: „über die Kriegsgeschichte der Bayern, zweyte Aufl. Nürnberg 1817.“

Der Erzbischof habe aber zur Verschonung der Unterthanen dem gemeldten Generalissimo 100 der schönsten Pferde und zwar die mehresten aus seinem eigenen Marstalle „in das Leger geschickt und verehrt, womit andeuter Generalissimus wohl zufrieden gewesen.“ Daß der kluge Fürzst-Erzbischof auch den Grafen Rivara nicht mit leeren Händen verabschiedet hatte, läßt sich denken. Ganz besondere Gründe mußten also damals obgewaltet haben, daß der Fürst-Erzbischof selbst seinen Landständen die im J. 1633/34 dem Erzstifte drohende große Gefahr verheimlicht hatte.

Das Erzstift Salzburg: es zählte damals innerhalb seines geschlossenen Territoriums, auf 160 □ Meilen kaum 180,000 Einwohner; hatte vor kaum hundert Jahren durch den Bauernkrieg an Gut und Blut schwere Verluste erlitten: die Einkünfte aus den in Oesterreich, Steyermark und Kärnthen entlegnen Herrschaften, und aus dem von Bayern umschlossenen Gebiete (darin die Kreisstadt Mühldorf am Inn der Verwaltungssitz) halfen einigermassen aus. Der im J. 1587 zum Erzbischof erwählte Wolf Dietrich von Raitenau hatte ein ganz willkürliches Regiment geführt, die Landstände aufgehoben; und eben wollte er das benachbarte Fürstenthum Berchtesgaden mit Waffengewalt dem Erzstifte einverleiben, als er, unter werkthätigem Einschreiten des Herzogs Maxmilian von Bayern, im J. 1612, entsetzt wurde. Sein zwar friedfertiger, aber schöngeistiger Nachfolger, Marcus Sitticus, Graf von Hohenems, regierte nur sieben Jahre; hatte aber durch seine Kunst- und Lustbauten das Land mit einer noch größern Schuldenlast, als die seines Vorgängers war, beschwert. Da ward im November des J. 1619, vom salzburgischen Domcapitel zu Salzburg, ungeachtet der zudringlichsten Insinuationen von Oesterreich und Bayern zu Gunsten dortiger Prinzen, der bisherige Dompropst Paris, Graf von Lodron, auf den Stuhl erhoben. Er war im J. 1586 in Wälschtyrol geboren, der zweyte Sohn des damaligen Landeshauptmanns von Tyrol, hoch begabt an körperlichen und geistigen Eigenschaften; dabey durch ächte Frömmigkeit, Edelsinn, Wissenschaft und Erfahrung, obgleich erst in der Blüthe des Mannesalters, auf sicherer Bahn im Fortschritt, nun der erste geistliche Reichsstand und Primas in der südlichen Hälfte von Teutschland. Was dieser Reichsfürst, während seiner langen Regierung als solcher, und im Verlaufe des dreyßigjährigen Krieges, geleistet und ertragen; wie er im Innern die Aufgebote, die imposante Befestigung der Hauptstadt und der Landesgränzen bestreiten, und doch noch so großartige geistliche und weltliche Stiftungen, darunter die Universität! bewerkstelligen konnte, das gränzt an das Unglaubliche. Freylich, von den gesammten ordentlichen Einkünften des Erzstifts und den außerordentlichen Steuern, zu etwa 400,000 fl. hatte er für seine Person und Hofhaltung nur 24,000 fl. jährlich in Anspruch genommen. Die einheimischen Geschicht- und Chronikenschreiber haben von diesem Fürsten viele Einzelheiten aufgezeichnet, von auswärtigen Schriftstellern wurde er, in mancher Hinsicht, einseitig beurtheilt; insbesondere in seinen Beziehungen zum teutschen Reich. Einem unbefangenem und höher stehendem Forscher bleibt es überlassen, unter Nachholung wichtiger archivalischer Notizen, von ihm ein getreues Lebensbild aufzufassen. Hier nur so viel.

Wir sehen den Fürsten-Erzbischof Paris während seiner ein volles Menschenalter unter den verhängnißvollsten und betrübendsten Ereignissen in Teutschland überdauernden Regierung an zweyen Grundgedanken festhalten; an der Aufrechthaltung der katholischen Religion, neben der großmüthigsten Erfüllung seiner reichsständischen Verpflichtungen; und, Hand in Hand mit seinem Volke gehend, an einer selbständigen, sein Gebiet auf Schutz und Trutz schirmenden Verwaltung und Gebarung. Alsobald hatte er die Landstände wieder hergestellt, und im Verein mit denselben und dem Domcapitel, mit permanenten Ausschüssen, den Staatshaushalt zu ordnen begonnen. Seine Wehrverfassung war durch die eigenthümliche Lage des Landes, mehr in, als vor den Alpen, geographisch-strategisch begünstiget. Ungleich schwieriger waren die politischen Verhältnisse des Erzbischofs nach aussen, und zunächst gegen Bayern, zu bestehen. Es sind drey wesentlich verschiedene Gesichtspunkte, unter welchen Paris da betrachtet werden muß; als Reichsfürst, als bayerischer Kreisstand, und als Mitglied der vom Bischof von Würz-

burg ausgegangenen katholischen Liga, welcher Herzog Maximilian von Bayern als Bundesoberster vorstand. Aus jenen Zeiten des reichen Bergsegens und des uralten gewinnvollen Transitohandels über die Alpen zur Adria, und hinwieder gen Norden, der während des Krieges völlig stockte; und ob des einträglichen, mit Bayern betriebenen jetzt aber von dort her allenthalben nur mit schwerem Abbruch gefristeten Salzhandels, war das Erzstift im Reichsmatricularanschlag bey weitem überbürdet: — wogegen keine Reclamationen halfen *). Dennoch leistete der Erzbischof das nur immer Erschwingliche fort; aber seine Contingente, an tüchtiger Reiterey und Fußvolk, stellte er unmittelbar zur Reichs- und Bundesarmee. Herzog Maximilian, der gut zu rechnen verstand, hätte es als Kreis- und Bundesoberster lieber gesehen, daß auch Salzburg, gleich den übrigen geistlichen Fürsten, sein Contingent in Baarschaft abgeführt hätte, worauf der Erzbischof nicht einging. Noch anstössiger war sein Verhalten gegen die Liga. Als katholischer Reichsstand konnte sich zwar Salzburg derselben förmlich nicht entziehen: es beschickte die bald da, bald dorthin ausgeschriebenen Bundestage; allein die salzburgischen Gesandten hatten nur die Vollmacht, zu hören; und gegen die weitern, zum Theil maaßlosen Zumuthungen das Land zu wahren. Die bittersten Klagen hatte darüber, bey Kaiser und Papst, Maximilian als Bundesoberster erhoben; die dringendsten Mahnungen waren deßfalls von Kaiser und Papst, sogar unter Vorenthaltung des Palliums, dem Erzbischof Paris zugegangen. Er wies auf seine ausserordentlichen Leistungen hin, und auf die baare Unmöglichkeit mehr zu thun; und behauptete so seine Selbständigkeit **). Sogar protestantische Schriftsteller haben in unsern Tagen, den Erzbischof darum selbstsüchtiger Absichten, und eines Kaltsinnes gegen die Liga beschuldigt; mit Unrecht *). Die Wahrheit ist, daß Paris im Hintergrund und Ausgangspunkt der Liga für die geistlichen Fürsten nichts Tröstliches, und in der Stellung und Richtung des Bundesobersten vielmehr die Mittel sah, der österreichischen Schutzmacht gegenüber, die geistlichen Fürsten des bayerischen Kreises zu abhängigen Landesbischöfen zu machen **). Nichts desto weniger hatte Erzbischof Paris unter andern auf dem Chur- und Fürstentag zu Regensburg, im J. 1622, dem Kaiser Ferdinand II. bey Uebertragung der pfälzischen Churwürde auf Bayern unbedingt beygestimmt. Auch bey andern feyerlichen Gelegenheiten, z. B. bey der Einweihung des Doms, hatte der Erzbischof den Churfürsten Maximilian, seinen Bruder, den Churfürsten von Cöln, den Herzog Albrecht und seine Gemahlin, sammt zahlreichem Gefolge, glänzend empfangen, und durch acht Tage fürstlich bewirthet.

Aber auch gegen Gustav Adolf, König von Schweden, als derselbe in Teutschland aufgetreten, und den Gränzen des Erzstifts näher gerückt war, vermied der Erzbischof jeden persönlichen Anstoß; verdoppelte aber seinen Eifer zur Vertheidigung seines Landes. Da war es im J. 1632, daß der Schwedenkönig, der Siege Tillys ungeachtet, den Uebergang über den Lech erzwang. München, des Churfürsten Residenz, war verloren; Flüchtige aus allen Ständen bedeckten die Strassen nach Salzburg. Da nahm der Erzbischof Paris die Churfürstin, und ihre

*) Erst im J. 1654 erfolgte durch kaiserliches Decret für Salzburg eine Reduction des Römermonats von 1828 fl. auf 609 fl. 20 kr., also zu 2 Drittheilen!

**) Ehe und bevor sich Erzbischof Paris hiezu, und gleichsam zur Selbsthülfe entschloß; hatte er sich von auswärtigen Facultäten staatsrechtliche Gutachten erstatten lassen.

*) Z. B. Hofrath Breyer, in der Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs, Bd. I. 364.

**) Hansiz, in der Germania sacra T. II. p. 764, sagt in dieser Beziehung von Paris: „Verum enim Antistes consilii mire cauti, ac, prout tempus monebat, solicite circumspecti, adduci nunquam potuit, ut aleae se committeret, unde pedem referre, si res pejus accideret, non posset — — rationes etiam secretas habere.“ Unverkennbare Analogien zur Gegenwart des teutschen Reiches; wiewohl im engern Bereich!

Kinder, und den gesammten Hofstaat in seinen eigenen Palast auf, und die Schätze, Archive, und Kostbarkeiten des herzogl. Hauses wurden in der salzburgischen Bergfestung Werfen, sechs Meilen hinter Salzburg, geborgen. Als im J. 1634 München von der Pest verheert wurde; war es abermals der Erzbischof, der dem Herzog Albrecht, seiner Gemahlin, und andern hohen Hausgenossen monatelang Unterkunft und Pflege gewährte. Siegreich und rasch war Torstenson, der Schwede, im J. 1645 aus Böhmen an die Donau vorgerückt; — wieder ward das Erzstift selbst bedroht; wegen der ausserordentlichen Steuern hatten Unruhen in dessen Innern statt: gleichwohl ließ sich der Erzbischof in die angebotenen Separatverhandlungen nicht ein. Aber ebenso fest und zur Abwehr entschlossen wies er im J. 1647, als dem Churfürsten Maximilian in Folge des Waffenstillstandes von Ulm der ganze bayerische Kreis für Einquartierungen und Contributionen preis gegeben worden war, jede solche Zumuthung ab. Unstreitig sind es in der teutschen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, unter den Prüfungen des dreyßigjährigen Krieges, zwey große Charaktere, die sich, als benachbarte Fürsten, und zunächst einig um ein höchstes Ziel, doch so lange, im beharrlichsten Zwiespalt gegenüber gestanden hatten. Da sehen wir im Laufe des J. 1648, in jenen erschütternden Ereignissen, kurz vor dem Abschlusse des westphälischen Friedens, wie das Geschick über beyde Fürsten, über Maximilian und Paris, eine letzte Prüfung verhängte; und sie, indem Großmuth und Resignation persönlich sich begegneten, mit einander versöhnte. Der schwedische Feldmarschall Wrangel nämlich, erboßt durch die Aufkündung des Waffenstillstandes, nachdem sich der Churfürst Maximilian und der Kaiser wieder mit einander verstanden hatten, drang mit Uebermacht in Bayern ein, und während er es nach allen Richtungen verheerte; mußte der greise Churfürst inmitten der Flüchtenden vorerst hinter dem Inn, und bald weiter, in der wohlbewehrten Residenzstadt des Erzbischofs Schutz und Unterhalt suchen. Volle vier Monate hatte Maximilian diese Gastfreundschaft genossen; während die Schweden, bis Mühldorf vorgedrungen, den Inn nicht überschreiten konnten *).

So waltet die Geschichte und richtet über die Fürsten und Völker. Darum Ehre dem teutschen Geschichtschreiber Johannes von Müller, der, als Se. königl. Hoheit, der damalige Kronprinz von Bayern, den Entschluß faßte, eine Walhalla zu bauen, von Cassel aus im J. 1808 Höchstdenselben auch auf die geistlichen Fürsten Teutschlands, und insbesondere auf den Erzbischof Paris von Salzburg aufmerksam machte; als sey er würdig, neben den Weisen und Helden des tausendjährigen Reiches auch einen Platz einzunehmen. Und dem ward gewährt.

*) Den Franzosen waren die rücksichtslosen Einschreitungen Bayern's gegen Salzburg kein Geheimniß geblieben. Daher ist unter andern bey Bougeant: „Histoire du Traité de Westphalie, T. VI. Liv. IX. p. 77 zu lesen.“ „Le Duc de Bavière (1648) cedant lui même à la terreur generale, donna dans cette occasion une triste spectacle des revolutions humaines, contraint de fuir loin de sa Capitale avec sa famille et tout ce qu'il avoit de plus précieux, tout infirme qu'il etoit dans un age fort avancé et pour comble d'humiliation, il se vit réduit à demander un azyle à l' archevêque de Salzburg, qui'l avait jusqu' alors traité avec peu de ménagement.“

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 5. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 23. December 1848.

In derselben kamen vor: Urkundliche Nachrichten über K. Georg Podiebrad's von Böhmen Versuch, die deutsche Kaiserkrone an sich zu reißen. 1460 — 1461, von Archivar Dr. Höfler.

In mehr als einer Periode hat das Verhältniß Böhmen's zum deutschen Reiche theils zu großen Umwälzungen Anlaß gegeben, theils einen entscheidenden Einfluß auf das Kaiserreich gewonnen. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte war von Böhmen aus der Plan gefaßt worden, das mächtigste Kaiserhaus der Deutschen, die Hohenstaufen, um die deutsche Krone zu bringen [1]); im nächstfolgenden Jahrhunderte wurde der Versuch gemacht, nicht etwa bloß Böhmen zur deutschen Hauptmacht zu erheben, sondern, wenn möglich, nach und nach Deutschland in ein böhmisch-luxemburgisches Reich umzuwandeln [2]); und bedenkt man, wie Böhmen, Schlesien, Mähren, die Lausitz und die Mark Brandenburg, nebst dem Stammlande Luxemburg im Osten, bereits gewonnen, das übermächtige Haus der Wittelsbacher getheilt und zum schnellen Verfalle gebracht, welche Aussichten endlich durch die Erbverträge mit den benachbarten deutschen Fürsten, wie durch Sigmunds Vermählung mit der Erbin der ungarischen Krone eröffnet waren, so kann man dem kühnen Politiker, dem Stiefvater des hl. Reichs, dem Böhmenkönige Carl IV. gerechte Anerkennung nicht versagen. Auch in dem XV. Jahrhundert hat Böhmen nicht aufgehört, eine große Rolle zu spielen und nicht gezögert, mit dem deutschen Reiche, fast könnte man sagen, mit dem civilisirten Europa einen Kampf auf Leben und Tod zu wagen. Dann schien es selbst bestimmt, mit Ausschluß der Deutschen, eine staatliche Verbindung mit dem Magyarenreiche einzuleiten und so im Osten Deutschlands Kern einer Macht zu werden, welche zweifelsohne den mehrfachen Versuch, auch Polen an sich zu ziehen, zu Gunsten eines großen slavisch-magyarischen Reiches erneut haben würde. Allein dieser Versuch, so oft angestellt, so oft seinem Ziele nahe gebracht, scheiterte im XVI. Jahrhunderte wie im XVII., als bereits eine große Conföderation Böhmen's, Schlesien's, Mähren's, Ober- und Unterösterreich's, Ungarn's und Siebenbürgen's eingeleitet war, das dem ganzen Treiben zu Grunde liegende politische Element jedoch mit der confessionellen Färbung überzogen ward. So lehrreich aber alle diese Versuche für den, auf das an denkwürdigen Erfahrungen reiche Feld der Geschichte sich stützenden Politiker seyn mögen, so sollen nicht sie der Gegenstand der gegenwärtigen Untersuchung seyn, sondern eine Erörterung stattfinden, welche die Verbindung, nicht die Trennung Deutschlands und Böhmens zu ihrem Vorwurfe nimmt.

1) Nach Alberts von Beham Aufzeichnungen.

2) Palacky Geschichte von Böhmen II. 1. S. 394. 395.

Es mußte nemlich befremden, daß in den so fleißig und mit Benützung des k. allgemeinen Reichsarchives ausgearbeiteten Regesten H. Ludwig des Reichen von Bayern-Landshut [3]) von den Unterhandlungen des Böhmenkönigs Girzika (Georg von Podiebrad) mit den beyden Häuptern des wittelsbachischen Hauses und den geistlichen Churfürsten, um die deutsche Kaiserkrone vom Haupte des Habsburgers Friedrich's III. hinwegzunehmen und auf das K. Georgs zu setzen, nichts bemerkt wird. Noch auffallender war, daß auch die neueste Geschichte der Pfalz von Prof. Häusser, ein bekannter Massen kritisch noch nicht untersuchtes Werk, trotz seiner angerühmten Bekanntschaft mit so vielen Archiven und Archivalien [4]) von der Verbindung des Churfürsten Friedrich von der Pfalz und des Herzogs Ludwig mit K. Georg zum bezeichneten Endzwecke nicht mehr berichtet, als „daß man einen Augenblick den früheren Gedanken der Absetzung (Friedrichs III.) wieder aufnahm und auf einem Convent zu Eger (Febr. 1461) sich die Opposition unter den Kurfürsten sogar mit Georg Podiebrad einließ; doch scheine der Plan, ihn zum römischen König zu machen, wieder aufgegeben worden zu seyn; denn bald nachher leugneten die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz jeden Plan der Art entschieden ab [5])."

Die Sache war jedoch ernster gemeint, als aus dieser leichten Abfertigung eines wichtigen Gegenstandes hervorgehen dürfte, und muß im Zusammenhange mit der Politik des bayerischen wie des brandenburgischen Fürstenhauses erörtert werden. Es findet sich nämlich in den Acten, daß Markgraf Albrecht Achilles heimlich durch Hrn. Wenzeslaus (Wentzlaw) dem deutschen Kaiser die Mittheilung machen ließ (1461), der Böhmenkönig trachte im Bunde mit Mainz, Pfalz, Hz. Ludwig von Bayern, Hz. Albrecht von Oesterreich und dem Bischofe von Würzburg nach der deutschen Krone. Andererseits läugnete jedoch derselbe Fürst dem Böhmenkönige gegenüber diese Angabe, welche jedenfalls mit dem, dem Böhmenkönig gegebenen Versprechen, „in den sachen still zu schweigen und das nicht zu hindern, noch dergleichen thun," als wüßte er etwas [6]), in grellem Widerspruche gestanden wäre. Da ferner M. Albrecht erst 1459 ein „frewntlich verpuntniß und Aynigung" mit K. Georg eingegangen und „bey seinen fürstenlichen eren und wirden in guten Trewen an eines rechten aydes stat es zu halten, zu volstrecken, und zu volfüren geredt und gelobt" hatte [7]), auch es hier nicht um eine augenblickliche Ansicht, sondern um einen sehr gefährlichen Entschluß, einen weit ausgreifenden Plan sich gehandelt zu haben scheint, so verdient dieser merkwürdige Versuch, von Böhmen aus die Geschicke Deutschlands zu leiten, zweifelsohne eine nähere und ausführliche Erörterung.

Sorgfältig hatte der neue Böhmenkönig, nachdem er seine Macht im Innern sicher gestellt, auch sein Ansehen als erster weltlicher Churfürst im Reiche zu bewahren gestrebt. Wer immer böhmische Lehen trug, Pfalz oder Brandenburg, Hessen oder Würtemberg, Fürsten, Grafen, Ritter, Städte wurden durch erneute Verträge an das böhmische Interesse geknüpft. Dem ewigen Bündnisse mit dem Markgrafen Albrecht im Frankenlande war das mit dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz vorausgegangen, folgte im nächsten Jahre 1460 die Erbeinigung mit Herz. Ludwig von Oberbayern nach. Obwohl aber der Markgraf dem Könige versprochen, „auff die Meynung das wir, wie K. Georg schrieb, uns alles guten zu Im versehen und keinerley Uebergriff gewaltsam oder arges in Unser Cron zu Beheim und irer zugehörigen Herrschaft Fürstenthum Land und gebiete von Im nit wartend sein solten," so wurde doch durch die Annahme der Reichshauptmannschaft von Seiten M. Albrechts im Kriege des Kaisers mit

3) Von Hrn. Ernst Geiß, im Oberbayer. Archive. IX. 3. Hätten wir doch ähnliche Regesten von Ludwigs Zeitgenossen und Gegner, Markgr. Albrecht Achilles.

4) Geschichte der rheinischen Pfalz Bd. I. S. XXI.

5) So viel und selbst noch mehr geht aus dem von Prof. Häusser citirten Reichstagstheatrum Müllers II. S. 4 u. 5 hervor.

6) Fertigung der Rete gen Brag letare und Jeorkii 1463. ms.

7) Sieh Bewahrungsbrief K. Georgs von 1461.

Herz. Ludwig und Churf. Friedrich in dieses vertrauliche Verhältniß ein weiter Riß gemacht. M. Albrecht versicherte zwar, er habe dieses Amt nur um des Reiches Nutzen willen angenommen; es meinte jedoch der König, welcher wohl wußte, wie Albrecht im Geheimen agitirt hatte [8]), daß er das unternommen, „nicht dem hl. Reiche noch der Christenheit zu gut Sunder um sein eygen nutz's willen [9])," ja er, der Markgraf sey die wahre Ursache aller obschwebenden „Aufruhre und Kriege" [10]). Der Markgraf, dem die charakteristischen Worte in den Mund gelegt werden, dem Kriege zieme der Brand, wie das Magnificat der Vesper, war auch in der That die Seele jener flammenden Bewegung, welche jetzt Deutschland ergriff und die, nachdem sie in Oberdeutschland ihren besonderen Schauplatz aufgeschlagen, Albrecht durch seine Verbindung mit Sachsen und dem Könige von „Tennemarch" bis an die Ostsee auszudehnen hoffte [11]). Schon in dem Kampfe mit Nürnberg hatte Albrecht sein wildes streitsüchtiges Naturel [12]) neben jener List bewiesen, welche ihm den Beynamen des deutschen Fuchses (vulpes Germaniae) verschaffte [13]), der ihm mehr gebührte, als der ihm nicht ausschließlich zukommende des deutschen Achilles. Gerade die Verbindung mit diesem frommen Fürsten [14]), wofür sich M. Albrecht merkwürdiger Weise ausgab, brachte nun das Project des Böhmenkönigs zu Stande, welches wir näher beleuchten wollen, und welches wesentlich auf Albrechts Betheuerung beruhte, „er hätte zweyer Churfürsten Macht" [15]). Wenn übrigens nach der Behauptung König Georgs der Markgraf den Krieg in Deutschland nur um seines Vortheils willen nährte und erregte, so ist es auch gewiß, daß der Böhme „seinen lieben Sweger Hz. Ludwig von Bayern" nicht bloß um der Gerechtigkeit willen unterstützte. Es findet sich nun, daß K. Georg in einem Schreiben (Prag Montag nach Skt. Nicolastag 1461), in welchem er von seinen Bemühungen, den Frieden zwischen K. Friedrich III. und dem Hz. Ludwig zu vermitteln spricht, unter den zu der nun vollbrachten Teydigung zugezogenen bayrischen Räthen auch des Meisters Martein Meyer erwähnt, welcher wohl eins ist mit dem von H. Häusser (I. S. 350) als den „trefflichen Martin Meyer aus Heidelberg, mainzischen Kanzler", angeführten und auch mit dem in einem Gewaltschreiben K. Georgs (Prag Donnerstag St. Gallentag 14 . . zweifelsohne 1460) bezeichneten Meister Martin Maier Doctor. Derselbe, den wir vorerst nur als böhmischen Rath anführen wollen, erhielt eine Sendung an die Churfürsten von Trier, Mainz, Cöln und Pfalz und zwar, wie es in dem Gewaltbriefe heißt, aus folgendem Grunde: „So wir (K. Georg) in vnserm koniglichen gemuet zu herzen nemen dy groß übeltat mit morde, name, prant und in ander wege beschehen sein und leider noch teglich (geschehen) und das dye fride im Reich verhindert, die gericht vnd gerechtigkeit verdruckt vnd des Reichs Strassen versperret, dadurch gemeinen nutz verirret wurdt, so werden wir als der oberst weltlich curfürst von der pflicht wegen damit wir Got dem almechtigen und dem hl. romischen Reich auch dem rechten vnd gemainen nutz gewand sein, nicht unbillich inprunstillich bewegt mit sambt ann-

8) Häusser I. S. 351.

9) An die deutschen Chur- und Fürsten als Lehensmännen der Krone Böhmen. Prag am Skt. Gilgentag 1461.

10) Der ir fast ein Ursach seyt und die uns, des Got vater zeugk ist, wider sein. Budwitz am Freytag vor invocavit 1462.

11) Sieh sein Schreiben d. d. Onolzpach Dienstag nach palmarum 1463.

12) Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg behaupteten von ihm, er habe das Sprüchwort angenommen, wer sich nit scheme, der werde nit zu schanden. Also wissen wir wol, daß er des sprüchworts in stettiger übung gestlissen ist. Ms.

13) Schreiben des päpstl. Nuntius Joh. Ant. Campanus an den Card. Jacob von Pavia.

14) Selbst für friedliebend hielt sich M. Albrecht nach den Urkunden des sog. Keiserischen Buches.

15) M. Albrecht, später darüber zur Rede gestellt, läugnet zwar diese Worte, allein sein Widerpart M. Martein blieb auch auf seiner Behauptung und meinte, wäre der König (Georg, bey der Conferenz) gegenwärtig, so läugnete es M. Albrecht nit. Die zwey gemeinten Churfürsten waren zweifelsohne Sachsen und Brandenburg.

Es mußte nemlich befremden, daß in den so fleißig und mit Benützung des k. allgemeinen Reichsarchives ausgearbeiteten Regesten H. Ludwig des Reichen von Bayern-Landshut [3]) von den Unterhandlungen des Böhmenkönigs Girzika (Georg von Podiebrad) mit den beyden Häuptern des wittelsbachischen Hauses und den geistlichen Churfürsten, um die deutsche Kaiserkrone vom Haupte des Habsburgers Friedrich's III. hinwegzunehmen und auf das K. Georgs zu setzen, nichts bemerkt wird. Noch auffallender war, daß auch die neueste Geschichte der Pfalz von Prof. Häusser, ein bekannter Massen kritisch noch nicht untersuchtes Werk, trotz seiner angerühmten Bekanntschaft mit so vielen Archiven und Archivalien [4]) von der Verbindung des Churfürsten Friedrich von der Pfalz und des Herzogs Ludwig mit K. Georg zum bezeichneten Endzwecke nicht mehr berichtet, als „daß man einen Augenblick den früheren Gedanken der Absetzung (Friedrichs III.) wieder aufnahm und auf einem Convent zu Eger (Febr. 1461) sich die Opposition unter den Kurfürsten sogar mit Georg Podiebrad einließ; doch scheine der Plan, ihn zum römischen König zu machen, wieder aufgegeben worden zu seyn; denn bald nachher leugneten die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz jeden Plan der Art entschieden ab [5])."

Die Sache war jedoch ernster gemeint, als aus dieser leichten Abfertigung eines wichtigen Gegenstandes hervorgehen dürfte, und muß im Zusammenhange mit der Politik des bayerischen wie des brandenburgischen Fürstenhauses erörtert werden. Es findet sich nämlich in den Acten, daß Markgraf Albrecht Achilles heimlich durch Hrn. Wenzeslaus (Wentzlaw) dem deutschen Kaiser die Mittheilung machen ließ (1461), der Böhmenkönig trachte im Bunde mit Mainz, Pfalz, Hz. Ludwig von Bayern, Hz. Albrecht von Oesterreich und dem Bischofe von Würzburg nach der deutschen Krone. Andererseits läugnete jedoch derselbe Fürst dem Böhmenkönige gegenüber diese Angabe, welche jedenfalls mit dem, dem Böhmenkönig gegebenen Versprechen, „in den sachen still zu schweigen und das nicht zu hindern, noch dergleichen thun," als wüßte er etwas [6]), in grellem Widerspruche gestanden wäre. Da ferner M. Albrecht erst 1459 ein „frewntlich verpuntniß und Aynigung" mit K. Georg eingegangen und „bey seinen fürstenlichen eren und wirden in guten Trewen an eines rechten aydes stat es zu halten, zu volstrecken, und zu volfüren geredt und gelobt" hatte [7]), auch es hier nicht um eine augenblickliche Ansicht, sondern um einen sehr gefährlichen Entschluß, einen weit ausgreifenden Plan sich gehandelt zu haben scheint, so verdient dieser merkwürdige Versuch, von Böhmen aus die Geschicke Deutschlands zu leiten, zweifelsohne eine nähere und ausführliche Erörterung.

Sorgfältig hatte der neue Böhmenkönig, nachdem er seine Macht im Innern sicher gestellt, auch sein Ansehen als erster weltlicher Churfürst im Reiche zu bewahren gestrebt. Wer immer böhmische Lehen trug, Pfalz oder Brandenburg, Hessen oder Würtemberg, Fürsten, Grafen, Ritter, Städte wurden durch erneute Verträge an das böhmische Interesse geknüpft. Dem ewigen Bündnisse mit dem Markgrafen Albrecht im Frankenlande war das mit dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz vorausgegangen, folgte im nächsten Jahre 1460 die Erbeinigung mit Herz. Ludwig von Oberbayern nach. Obwohl aber der Markgraf dem Könige versprochen, „auff die Meynung das wir, wie K. Georg schrieb, uns alles guten zu Im versehen und keinerley Uebergriff gewaltsam oder arges in Unser Cron zu Beheim und irer zugehörigen Herrschaft Fürstenthum Land und gebiete von Im nit wartend sein solten," so wurde doch durch die Annahme der Reichshauptmannschaft von Seiten M. Albrechts im Kriege des Kaisers mit

3) Von Hrn. Ernst Geiß, im Oberbayer. Archive. IX. 3. Hätten wir doch ähnliche Regesten von Ludwigs Zeitgenossen und Gegner, Markgr. Albrecht Achilles.

4) Geschichte der rheinischen Pfalz Bd. I. S. XXI.

5) So viel und selbst noch mehr geht aus dem von Prof. Häusser citirten Reichstagstheatrum Müllers II. S. 4 u. 5 hervor.

6) Fertigung der Rete gen Bray letare und Jeorkii 1463. ms.

7) Sieh Bewahrungsbrief K. Georgs von 1461.

Herz. Ludwig und Churf. Friedrich in dieſes vertrauliche Verhältniß ein weiter Riß gemacht. M. Albrecht verſicherte zwar, er habe dieſes Amt nur um des Reiches Nutzen willen angenommen; es meinte jedoch der König, welcher wohl wußte, wie Albrecht im Geheimen agitirt hatte [8]), daß er das unternommen, „nicht dem hl. Reiche noch der Chriſtenheit zu gut Sunder um ſein eygen nutz's willen [9]),“ ja er, der Markgraf ſey die wahre Urſache aller obſchwebenden „Aufruhre und Kriege“ [10]). Der Markgraf, dem die charakteriſtiſchen Worte in den Mund gelegt werden, dem Kriege zieme der Brand, wie das Magnificat der Vesper, war auch in der That die Seele jener flammenden Bewegung, welche jetzt Deutſchland ergriff und die, nachdem ſie in Oberdeutſchland ihren beſonderen Schauplatz aufgeſchlagen, Albrecht durch ſeine Verbindung mit Sachſen und dem Könige von „Tennemarch“ bis an die Oſtſee auszudehnen hoffte [11]). Schon in dem Kampfe mit Nürnberg hatte Albrecht ſein wildes ſtreitſüchtiges Naturel [12]) neben jener Liſt bewieſen, welche ihm den Beynamen des deutſchen Fuchſes (vulpes Germaniae) verſchaffte [13]), der ihm mehr gebührte, als der ihm nicht ausſchließlich zukommende des deutſchen Achilles. Gerade die Verbindung mit dieſem frommen Fürſten [14]), wofür ſich M. Albrecht merkwürdiger Weiſe ausgab, brachte nun das Project des Böhmenkönigs zu Stande, welches wir näher beleuchten wollen, und welches weſentlich auf Albrechts Betheuerung beruhte, „er hätte zweyer Churfürſten Macht“ [15]). Wenn übrigens nach der Behauptung König Georgs der Markgraf den Krieg in Deutſchland nur um ſeines Vortheils willen nährte und erregte, ſo iſt es auch gewiß, daß der Böhme „ſeinen lieben Sweger Hz. Ludwig von Bayern“ nicht bloß um der Gerechtigkeit willen unterſtützte. Es findet ſich nun, daß K. Georg in einem Schreiben (Prag Montag nach Skt. Nicolastag 1461), in welchem er von ſeinen Bemühungen, den Frieden zwiſchen K. Friedrich III. und dem Hz. Ludwig zu vermitteln ſpricht, unter den zu der nun vollbrachten Teydigung zugezogenen bayriſchen Räthen auch des Meiſters Martein Meyer erwähnt, welcher wohl eins iſt mit dem von H. Häuſſer (I. S. 350) als den „trefflichen Martin Meyer aus Heidelberg, mainziſchen Kanzler“, angeführten und auch mit dem in einem Gewaltſchreiben K. Georgs (Prag Donnerſtag St. Gallentag 14 . . zweifelsohne 1460) bezeichneten Meiſter Martin Maier Doctor. Derſelbe, den wir vorerſt nur als böhmiſchen Rath anführen wollen, erhielt eine Sendung an die Churfürſten von Trier, Mainz, Cöln und Pfalz und zwar, wie es in dem Gewaltbriefe heißt, aus folgendem Grunde: „So wir (K. Georg) in vnſerm koniglichen gemuet zu herzen nemen dy groß übeltat mit morde, name, prant und in ander wege beſchehen ſein und leider noch teglich (geſchehen) und das dye fride im Reich verhindert, die gericht vnd gerechtigkeit verdruckt vnd des Reichs Straſſen verſperret, dadurch gemeinen nutz verirret wurdt, ſo werden wir als der oberſt weltlich curfürſt von der pflicht wegen damit wir Got dem almechtigen und dem hl. romiſchen Reich auch dem rechten vnd gemainen nutz gewand ſein, nicht unbillich inprunſtillich bewegt mit ſambt ann-

8) Häuſſer I. S. 351.

9) An die deutſchen Chur- und Fürſten als Lehensmännen der Krone Böhmen. Prag am Skt. Gilgentag 1461.

10) Der ir faſt ein Urſach ſeyt und die uns, des Got vater zeugk iſt, wider ſein. Budwitz am Freytag vor invocavit 1462.

11) Sieh ſein Schreiben d. d. Onolzpach Dienſtag nach palmarum 1463.

12) Die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg behaupteten von ihm, er habe das Sprüchwort angenommen, wer ſich nit ſcheme, der werde nit zu ſchanden. Alſo wiſſen wir wol, daß er des ſprüchworts in ſtettiger übung gefliſſen iſt. Ms.

13) Schreiben des päpſtl. Nuntius Joh. Ant. Campanus an den Card. Jacob von Pavia.

14) Selbſt für friedliebend hielt ſich M. Albrecht nach den Urkunden des ſog. keiſeriſchen Buches.

15) M. Albrecht, ſpäter darüber zur Rede geſtellt, läugnet zwar dieſe Worte, allein ſein Widerpart M. Martein blieb auch auf ſeiner Behauptung und meinte, wäre der König (Georg, bey der Conferenz) gegenwärtig, ſo läugnete es M. Albrecht nit. Die zwey gemeinten Churfürſten waren zweifelsohne Sachſen und Brandenburg.

dern unnsern mitkurfürsten emssigen fleis zu thun, dadurch die obgemelten unnd annder zukünftigen übel unnd unratt — verkomen mochte.“ Ebendeßhalb ertheilte er seinem Rathe und lieben getreuen Meister Martein Mair Doctor volle Gewalt mit den erwähnten Churfürsten „zw underreden verstentnus vnnd vereinygung,“ darüber Briefe zu übergeben und zu nehmen, Gelübde und Pflicht im Namen des Königs zu empfangen und zu geben, und was er handeln oder beschließen würde, „das gereden wir pei unnsern königlichen wirden stet vnd vest zu halten.“

Was nun Dr. Martin Mair mit den Churfürsten von Trier und Cöln unterhandelte und abschloß, können wir auch nicht berichten, läßt sich aber nach dem etwas schmutzigen Handel bemessen, den „der Treffliche“ mit den Churfürsten von der Pfalz und Mainz betrieb und abschloß. Es findet sich nämlich in unsern Reichstags-Acten „ein Ratslag des Dr. Martin Maier's den König zu Beheim zu einem römischen König zu machen,“ welcher nicht etwa wie der von Hagen angeführte Brief Gregor's von Heimburg [16]) in den Gränzen frommer Wünsche verblieb, sondern wie aus dem Detail der Urkunde hervorgeht, zur That wurde und als erste Folge den oben erwähnten Gewaltsbrief hatte. In Kraft dieses letztern aber stellte sodann der Machtbote dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz zu Würzburg am Sonntag in der Octave Martini 1460 eine Verschreibung über Vereinigung und Vertrag in 26 Punkten aus, von welchen wir nur das Hauptsächlichste hervorheben wollen.

Zuerst verpflichtete sich der Pfalzgraf und Churfürst, wie es am füglichsten geschehen könne, den K. Georg von Böhmen zum römischen König zu erwählen, oder das römische Reich mit ihm als einem römischen König „zu versehen.“ Dazu sollte der Pfalzgraf Briefe ausstellen und es zu vollführen sich verpflichten „uff die Zeit, als unser Oheim H. Friedrich von Sachsen und Markgraf Friedrich von Brandenburg (Albrechts älterer Bruder [17]) baid Churfürsten solches auch thun werden.“ Sobald aber K. Georg von allen oder dem mehreren Theile der Churfürsten zum römischen Könige erwählt worden sey, solle ihm der Pfalzgraf getreuen Rath, Hülfe und Beystand leisten, der König aber Friedrichen und seinen Erben die Pfalz mit allen Rechten bestätigen, ihn zu seinem und des Reichs obersten und gemeinem Hauptmann und Rathe machen und ihm dazu jährlich 8000 ungarische Gulden geben; wenn aber der Pfalzgraf nicht persönlich bey Hofe seyn könnte, sollte er einen andern, der zum mindesten Graf oder Freyherr des Reichs wäre, an seiner Stelle dort haben, auch einen Stellvertreter als Reichshauptmann ernennen können. Ein anderer Artikel (Nr. 12) bestimmte, der König solle den Pfalzgrafen mit sammt Hz. Ludwig in Ober- und Niederbayern zu seinem und des Reichs statthalter setzen und ihnen volle Macht und Gewalt einräumen. Vergaß hiebey der Churfürst seinen Vetter in Bayern-Landshut nicht, so hatten schon die früheren Artikel bewiesen, daß er auch das eigene Interesse neben dem des Gesammthauses nicht hintanzusetzen gedenke. Noch mehr gingen aber die Absichten des Pfalzgrafen aus den nachfolgenden Vertragspunkten hervor, die hinlänglich darthaten, daß auch das wittelsbachische Haus es so gut verstand wie das hohenzoller'sche, von der allgemeinen Wendung der Dinge im XV. Jahrhunderte in seinem Interesse Gebrauch zu machen. Item hieß es, der konig soll auch von Stund an, so er Rom. kunig werdet, ain zol in die Frankfurter fasten und herbstmeß auch sunst durch das ganz jar uff den handel und alle kauffmanschafft und geware zu dem höchsten und nuzlichsten (nämlich für den Churfürsten) ufffetzen zu ewigen tagen werend. Ein Drittheil solle Friedrich zukommen, die zwey andern dem Könige, und „denselbigen zol sollen auch der kunig und pfalz bey den penen der sie sich verainigen sollen getrewlich hanthaben und ir khainer davon on des andern wissen und willen ablassen.

(Fortsetzung folgt.)

16) Hagen zur polit. Geschichte Deutschlands. S. 157.
17) Sieh oben Note 15.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Urkundliche Nachrichten über K. Georg Podiebrad's von Böhmen Versuch die deutsche Kaiserkrone an sich zu reißen.

(Fortsetzung.)

Zeigt sich schon hiebey, wie rücksichtslos die Territorialmacht den niederen Ständen den königlichen Schutz gegen Willkühr entzog und sich gegen diese mit Gleichgesinnten verschwor, so trat das Hauptbestreben dieser Richtung doch eigentlich erst in Art. 14. 15. 16. hervor. „Item ob der kunig die statt Mentze von sein und des Reichs wegen yemant bevelhen wolt, so soll der pfalzgraf der einer sein — —"; ebenso wenn der König „ander des Reichs Churfürsten in des reichs sachen gebrauchen wolt — —. Item ob meintz, wirzburg, Bamberg, Eystett, Straßpurg oder Speyer der Bistumb eines ledig wurde, so solt der kunig bei vnnserm hl. Vater dem Bapst oder einem Concilium, ob das zu den zeiten were, auch bei demselben Stifft auch hilff vnd beistandt tun vnd ob notdurfft sein durffte, den ernst furkeren (also Gewalt brauchen), dadurch Herz. Ruprecht des Pfalzgraven Bruder zu Erzbischov oder Bischov des Stiffts der also ledig würdt, uffgenommen vnd zugelassen werde und so er Erzbischove oder Bischove würde, so solt er alsdann dem kunig (der ein Hussite war), in allen sachen gehorsam untertenig und nachfollig sein als sich dan gegen ine als einen Rom. Künig gebüret." Wirklich ist auch Pfalzgraf Ruprecht 1463 Erzbischof von Cöln geworden und als solcher Theilnehmer an der unio rhenanae patriae; später wurde er auch Bischof von Straßburg, obwohl weder das Eine noch das Andere ihm zum Heile gereichte. Der Pfalzgraf ließ sich ferner noch den Rheinzoll „zu Sand Fellix" versprechen, und während er selbst dem Könige in Betreff des Herzogs von Mailand freye Hand zu lassen versprach, verhieß ihm K. Georg das Recht, alle Pfandschaften des Reichs zu lösen und zu behalten, die Belehnung mit der Grafschaft Lützlstein, so wie daß er nur mit Genehmigung der Pfalz einen Hofrichter aufnehmen wolle. Noch vor dem hl. Ostertage sollten die beyderseitigen Räthe in Nürnberg, Bamberg oder Amberg zusammenkommen, und die Auswechslung der Briefe und die eidlichen Versicherungen erfolgen. Damit aber nicht etwa von Seiten der churfürstlichen Räthe ein überflüssiges Bedenken den ganzen Handel störe, hatte der listige Böhme Sorge getragen, zu den Verschreibungen im Interesse des Churfürsten auch eine ordentliche Anzahl von Verschreibungen zu Gunsten der churfürstlichen Räthe hinzuzufügen.

In ungefähr ebenso viel Punkten als mit dem Churfürsten von der Pfalz wurde auch der Vertrag mit dem Kurerzkanzler Dietrich von Mainz abgeschlossen, obwohl bey diesem das persönliche Interesse nicht gar so grell hervorgekehrt wurde. Der König versprach nämlich die hussitischen Irrungen in Böhmen „in ein einig christenlich wesen zu bringen,"

in dem Reiche ordentliches Gericht aufzurichten, beständig Frieden und Einigung darin zu schaffen, den Zug gegen die Türken zu unternehmen, ohne Wissen und Willen der Churfürsten keine Auflage auszuschreiben oder zu erheben, ein Concil in einer Stadt am Rheine zu Wege zu bringen, die Baslerdecrete hauptthalten zu lassen, die Geistlichen bey ihren Rechten und Freyheiten, den Erzbischof bey seiner Kanzlerwürde bestätigen, ihm den 10 Pfenning der Judensteuer, 5000 fl. von der Lehenbestätigung des Herzogs von Mailand, so wie das Reichsvicariat (wenn nicht allein doch in Gemeinschaft) ertheilen zu wollen. Des Erzbischofs Brüder sollten mit Erzbisthümern und Prälaturen versehen und auch seine Räthe wohl bedacht werden. Das Nähere über die Sache selbst dachte man mit Beyziehung der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg auf dem Tage zu Nürnberg oder Bamberg zu bestimmen und auch den Herz. Ludwig in die „aynung" der Churfürsten zu ziehen.

Diesen Verschreibungen zu Gunsten von Mainz und Pfalz, durch welche sich der Böhme die deutsche Königskrone zu verschaffen suchte, war nämlich im October 1460 „eine Verstendnuß zwischen des Konigs und Hz. Ludwigen von des reichs wegen (Mittwoch nach Francisci)" bereits vorausgegangen. Diesem zufolge sollte, sobald Churf. Friedrich sich mit K. Georg verständigt, der letztere einen besonderen Brief für H. Ludwig ausstellen, in welchem beyde Fürsten Böhmen's und Bayern's erklärten, nicht von einander lassen und alles thun zu wollen, damit Georg römischer König werde, auch einander im Falle eines Angriffes mit aller Macht Hülfe zu leisten. Sobald Georg deutscher König geworden, sollte H. Ludwig dessen oberster Hofmeister und Rath mit 8000 ungarischen Gulden auf Lebenszeit werden, dieses Amt jedoch auch durch andere verwalten lassen können. Von den 75000 fl. Schulden, welche H. Ludwig an Schwäbisch Werde (Donauwörth) zu fordern habe, lasse er dem Könige 35000 nach, die übrigen 40000 fl. sollten auf die Stadt verschrieben werden und diese dem Herzoge bis zur Auslösung bleiben. Damit sollten auch alle Anforderungen getilgt seyn, die der Kaiser etwa gegen den Herzog erheben könnte. Wenn der König sich in Schlesien, Mähren, Oestreich, Ungarn, Preussen oder in welschen Landen befände, sollten Churf. Friedrich von der Pfalz und H. Ludwig von Bayern sein und des Reichs Statthalter und Anwälde mit voller Gewalt sein und sonst Niemand [18]). Wenn Reichslehen fällig würden, und H. Ludwig begehre sie, sollten sie ihm zufallen; doch dürften beyde Fürsten als königliche Statthalter kein Fürstenthum verleihen, noch der Reichsstädte Schlösser, Renten und Gilten verändern und versetzen können.

An diese Hauptverschreibungen lehnen sich nun noch einige Briefe ohne Datum und somit noch der Ausfertigung harrend an. Durch den ersten nahm der neue römische König den Herzog von Bayern mit allen seinen Landen, Leuten, Rechten ꝛc. in seinen besonderen Schutz und erklärte, daß alle Forderungen und Ansprachen, die der gute Herr Friedrich als römischer Kaiser „dieweil er in Regierung des hl. Röm. Reiches gewesen ist," gegen ihn gehabt hätte, abgethan seyn sollten und bey 2000 Mark Silber Strafe Niemand ihn und die Seinigen wegen der gehabten Streitigkeiten belangen dürfe. Man ging selbst schon so weit, von dem Kaiser nur mehr als von Friedrich Herzog zu Oestreich, der sich nennt, römischer Kaiser zu sprechen; ein zweyter Brief aber hebt mit den hochtrabenden Worten an: sintemalen wir von Gottes Schickung zu der hohen römischen königlichen Würdigkeit gefordert und komen seien ꝛc. Er enthielt von Seiten K. Georgs die Verleihung des Statthalteramtes an Churf. Friedrich und H. Ludwig und durfte nur ausgefertigt werden um Geltung zu erlangen. Ein dritter verbriefte, daß H. Ludwig nicht schuldig sey in eigener Person das Hofmeisteramt zu versehen; ein vierter die Verleihung dieses Amtes selbst, so daß der Herzog mit 2000 Pferden und 5 seiner Räthe, die auch des Königs geschworene Räthe wären [19]), am Hofe frey und auf königliche Kosten weile. Für alles dieses sollte seinerseits H.

18) Damit stand offenbar die Mainzer Verschreibung in Widerspruch.

19) Wie es mit Dr. Maier der Fall war. Vergl. S. 38.

Ludwig dem Könige Reversbriefe ausstellen, die jedoch aus leicht zu erklärenden Gründen fehlen.

Das Ganze war eine gute Speculation auf Kosten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, nur wurden die pfälzisch-böhmisch-bayrischen Speculanten sammt und sonders durch einen noch listigeren um das Ziel ihrer Berechnungen gebracht.

Auf Lichtmeß 1461 fand der Zusammentritt der Fürsten zu Eger statt, auf welchem K. Georg die bereits in das Geheimniß eingeweihten oder erst einzuweihenden zu seinem Plane zu bereden suchte. Man sieht jedoch aus dem bereits Mitgetheilten, daß es sich hiebey nicht um einen schnell aufgenommenen und schnell wieder bey Seite gelegten Plan der Entthronung des Habsburgers handelte. Das Nachfolgende wird beweisen, daß man auch nach der Fürstenversammlung zu Eger, welche angeblich den Streit H. Ludwigs mit M. Albrecht schlichten sollte [20]), an dem Plane noch festhielt. Im Frühjahre 1461 wurde von Seiten des Churfürsten Friedrich von Brandenburg der obenerwähnte H. Wentzlaw an den Hof K. Friedrich's III. geschickt. Nachdem sich derselbe seiner Aufträge erledigt [21]), entdeckte er dem Kaiser gegen Verbürgung des kaiserlichen Wortes, und daß nur Heinrich von Pappenheim noch etwas erführe, dieser aber und Friedrich mit keinem Menschen davon sprächen, er habe noch eine heimliche Sendung, von welcher selbst der Churfürst, der ihn abgesandt, nichts wisse. Er erzählte nun Folgendes in Auftrag des Markgrafen Albrecht Achilles: „das der konig von beheym hat gebeten Marggraven Friedrichen in zu welen zu romischem konige. Wenn er im das zusage, so habe er Meintz und Pfaltz (mit Trier und Köln müssen demnach die Unterhandlungen nicht zum Abschlusse gekommen seyn), so wolle er mit seiner Stymme zuvallen und ein mereres machen. Und vermaynet darauff das Reich mit der Hilff Gotes mit dem Swert wol einzubringen und hat darauff ein puntniß vermacht mit ewrem Bruder Herz. Albrechten, Hrz. Ludwigen von Baieren und dem Bischove von Würtzpurg. Derselb Bischof auf sulch hilff sein Rate und Diener ist worden und gibt Im auff sulch hilff jerlich tawsent Gulden zu Dienstgelt die weyl er lebt. Dazu alle wollen einen Anslag machen und vber euch ziehen vor pfingsten und euch bringen, das ir ewren willen darzugeben müßet, des der konig von Beheim ein romischer konig werde. Und das Marggrave Fridrich (der Churfürst) das thu, wolle er (K. Georg) meinem gnädigen herrn (Albrecht) sein sach richten nach allem seinem willen mit herzogen ludwigen und den bischoven und M. Fridrichen in dem Reich machen, was er sein wolle [22])." Der Bote fügte noch mehreren Einzelnheiten hinzu, aus denen hervorging, daß die Unterhandlungen auf dem Fürstentage zu Nürnberg fortgesetzt worden waren, der Böhmenkönig mit Mathias von Hunyad, dem nachherigen Eroberer Oestreichs, gegen den Kaiser sich verbunden hatte, in Nürnberg aber Churfürst und Markgraf Friedrich „so vil Fleiß angekert, das zu disem mal nichts daraus worden ist." In Nürnberg aber wie zu Eger war M. Albrecht seines Bruders Rath „gewesen und sinnt mit der Zeit verschyenen die verschreibung der zwey Churfürsten (Pfaltz und Maintz) und des konigs, dan es alles zu Nürnberg vollzogen worden sein solt." Der Gesandte unterließ auch nicht bey dem Kaiser hervorzuheben, wie hart M. Albrecht von K. Georg bedroht worden sey, wie er aber „lieber leyb und gut in fare sezen wolle" als seine Ehre und so an dem Kaiser zu handeln. M.

20) Müller Reichstagstheatrum II. S. 6.

21. Actum laetare 1461.

22) Somit hatte sich denn Georg hinter dem Rücken H. Ludwigs mit dessen Gegner Albrecht in Stipulationen eingelassen, welche jenem nichts weniger als vortheilhaft waren. Es bestätigte sich was Eschenlör in den Denkwürdigkeiten seiner Zeit 1440—1479 herausgegeben von Kunisch von dem Böhmenkönige berichtet: Giesik durch seine List war jetzo diesem Fürsten, morgen jenem günstig; alle suchten sie Hülfe bey ihm, die er konnte und wußte zusagen ufzieben, die Fehde zünden, wieder auslesschen. Wan welchen Theile er oblag, mußte das andere obliegen. Thl. I. S. 173.

Albrecht ließ nun dem Kaiser rathen, er solle vor dem Tage „der zu Frankfort werden sol, auff den Suntag Trinitatis, Trier Köln, Sachsen und Brandenburg, Baden, Wurtemberg und andere gut Freunde und des hl. Reichs Stätt“ bearbeiten lassen, daß sie einmüthig für einander stünden; dann sollten des Kaiser's Schwager Marggrave Carl und der Babst eine treffennliche Botschaft nach Frankfurt schicken, letzterer aber nicht den Cardinal Nicenus der in Wien sey. Auch solle der Kaiser den Streit zwischen dem Erzh. Sigmund (von Tirol) und dem Cardinal Cusanus vor ihm selbst oder dem Papste zur Entscheidung bringen; dann sey es auch nicht Noth, „nach einem gemeinen Concilium zu arbeiten, das man sich ytzund zu thun understeet und Dr. Jorg Heymburg darumb zu dem Konig von Frankreich geschickt ist.“ Der Kaiser sollte ferner sich erbieten in den Sachen, die ihn berühren, „des Zehenten, Zwanzigsten, Dreysigsten und des türkischen Zugs halben — mit den Hungern uff den babst zu recht, desgleichen uff die curfürsten. Dardurch konnt der Konig von Beheim oder nymant in dem Reich wider ewer gnade mit glimpf sein zusamst dem das sie sunst unpillich wider iren Herren weren.“ Endlich sollte der Kaiser sich erbieten auf Michäli persönlich in das Reich zu kommen — „an eine Stat die ewer majestet gelegen were, um mit den curfürsten zu Rat zu slagen und des Reichs sache helffen fürnemen und handeln.“ Wenn aber der Kaiser den beyden Markgrafen „in den sachen unvermerket und unparteysch helfet,“ so würde der eine ihm im Churfürstencollegium, der andere im Rate der gemeinen Fürsten wohl dienen.

Schließlich folgte noch der von dem Kaiser wohl beherzigte Rath: „Und sunderlich nachdem Herz. Albrecht ewer gnaden bruder das lannt zu Swaben hat eingenommen und gleich als ein haubtman sein will der, die wider ewer Gnaden sein wollen, bedeucht uns verfenklich und nützlich sein, das man suchte wie die Sweytz, das sie mit ewer gnade und den andern vorbestymmet in verstentnus komen, wenn das zu einem treffenlichen widerstand dem konig zu beheim und alle derjenen die wider euch wern an sie stossende dyenen wurde [23]).

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat December 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 8. Octobre 1848. Paris 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. V. 10. u. 11. livraison. Octbr. Novbr. 1848. Paris. 8.

Von der Académie impériale des sciences de Saint-Pétersbourg:

Mémoires. Sciences politiques, histoire, philologie. Tom. VII. 4. 5. 6. livraison. Saint-Pétersbourg 1847. 48. gr. 4.

Recueil des actes de la séance publique, tenue le 29 Decbr. 1845 et le 11 Janvier 1847. St. Pétersb. 1847. 4.

Von dem Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht, herausgegeben von F. Lische und Beyer, Secretären des Vereins. 13. Jahrg. Schwerin 1848. 8.

Quartalberichte. XIII. 2. 3. XIV. 1. Schwerin 1848. 8.

Register über den sechsten bis zehnten Jahrgang der Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins. II. Register. Schwerin 1848. 8.

23) In der Schlacht bey Gingen haben auch die auf Seite des Kaisers befindlichen Schweizer das Beste gethan.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.
Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Urkundliche Nachrichten über K. Georg Podiebrad's von Böhmen Versuch, die deutsche Kaiserkrone an sich zu reißen.

(Schluß.)

So geben diese bisher geheim gebliebenen Unterhandlungen erst den wahren Aufschluß über die Natur und Bedeutung des Krieges H. Ludwigs und des Churf. Friedrich von der Pfalz mit Kaiser und Reich, den die oben erwähnte Geschichte der Pfalz so ausführlich behandelt. Es handelte sich um nichts Geringeres, als den Stammvater des habsburgischen Hauses, welches von Friedrich III. (Albrecht II.) an bis zum Untergange des Kaiserthums die Kaiserkrone in fast ununterbrochner Erbfolge vom Vater auf den Sohn besaß und nur einmal sie an den Wittelsbacher Carl VII. abgeben mußte, zu Gunsten des Böhmenkönigs, und da es nicht wahrscheinlich war, daß Georgs Sohn ihm nachfolgen würde, zweifelsohne zu Gunsten des wittelsbachischen Hauses zu beseitigen. Albrecht aber, welcher der Stammvater des preußischen Hauses wurde, machte das Project scheitern und rettete somit dem habsburgischen Hause die Kaiserkrone. War dieses denn auch wohl das unzweifelhafte Verdienst, auf welches in den späteren Jahren M. Albrecht dem Kaiser gegenüber sich so oft bezieht, und welches wie natürlich nur die Eingeweihten kannten, so ließ übrigens der schlaue Fürst auch die günstige Gelegenheit der Eröffnung einer so wichtigen Sache nicht unbenützt vorübergehen. H. Wentzlaw hatte an dem Kaiser noch eine andere Werbung, „das landt zu holstein antreffend, das ledig worden ist, von dem herzogen von Sleßwich, das sich der konig von denmarkt underwannt hat und nicht bekennt zu Lehen vom Reich das vnnser gnedigster herr der Kaiser dem Marggrave. Friedriche zu leyhen geruh, So wolle er versuchen und Fleiß haben ober das einbringen möge [24].“

Wie tief aber M. Albrecht selbst sich, ehe er dem Kaiser diese Anzeige gemacht, in das Project seiner Entthronung eingelassen und wie kläglich die Verantwortung ausfiel, die er 1463 auf die Vorwürfe der Churfürsten von Mainz, Pfalz, Trier und Sachsen unternahm, soll nicht mehr hier erörtert werden, sondern bildet nach gleichfalls unbekannten Urkunden einen Theil des Commentar's zu Ritter Ludwigs von Eyb Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten, die, von dem Unterzeichneten aufgefunden, selbst einen höchst lehrreichen Beytrag zur Geschichte der politischen Vorwehen des Reformationszeitalters wie des hohenzollerschen Hauses abgeben. Es

24) In der That wurde auch seitdem die Belehnung mit Holstein vom Hause Brandenburg fortwährend verlangt, bis sie 1517 für den Todesfall K. Christian's II. für die eine Hälfte von Schleßwig und Holstein nebst Successionsansprüchen auf die andere wirklich erfolgte.

genüge hier auf das Mangelhafte der bisherigen Darstellungsweise eines in die deutsche Geschichte so tief einschneidenden Gegenstandes aufmerksam gemacht zu haben. Nur soviel sey hier noch erwähnt, daß durch diese Unterhandlungen erst klar wird, wie es kam, daß K. Friedrich sich an die päpstliche Partey näher anschloß und, wie Hz. Ludwig bemerkte, diese nun mit der kaiserlichen in eine zusammenschmolz, K. Georg (1455) gebannt, der Churfürst von Mainz abgesetzt, Hz. Ludwig von Bayern aber zuletzt trotz des Sieges von Gingen einen Frieden einzugehen sich veranlaßt sah, durch den er auf seine Eroberungen Verzicht leistete und die Herrschaft des Kaisers im Reiche wie die der Brandenburger im Frankenlande gesichert wurde [25]) 1463.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 2. December 1848.

Hr. Prof. Dr. Prantl trug vor: Ueber Hume's Skepticismus.

In der Kritik der reinen Vernunft sagt Kant, Hume sey der Geograph der menschlichen Vernunft, er sey vielleicht der geistreichste aller Skeptiker, und ohne Widerrede der vorzüglichste in Ansehung des Einflußes, welchen das skeptische Verfahren auf die Erweckung einer gründlichen Vernunftprüfung haben konnte und mußte; consequenter sey Hume gewesen als Locke, und durch seine Kaltblütigkeit zum Gleichgewichte des Urtheiles wie geschaffen. In den Prolegomenis aber schreibt Kant: „Hume ist die entscheidendste Begebenheit in der Metaphysik, er zündete zwar kein Licht in der Metaphysik an, er schlug aber doch einen Funken, bey welchem man wohl hätte ein Licht anzünden können, wenn dieser Funken einen empfänglichen Zunder gefunden hätte, und dessen Glimmer sorgfältig wäre unterhalten und vergrößert worden. Ich gestehe, daß Hume's Einwürfe es waren, die mir vor vielen Jahren den dogmatischen Schlummer zuerst unterbrachen, und meinen Untersuchungen im Felde der speculativen Philosophie zuerst eine andere Richtung gaben; ich sah bald, daß Causalität nicht der einzige apriorische Begriff ist; ich suchte nach der Zahl derselben und kam zu einem einzigen Princip, von dem aus sicherer Schritt möglich ist, den ganzen Umfang der reinen Vernunft und deren Gränzen zu bestimmen."

So Kant über Hume; und es mag dieser Ausspruch des zweyten „Geographen der menschlichen Vernunft" über seinen Vorgänger wohl Veranlassung geben zu näherer Betrachtung des sogenannten Skepticismus Hume's. Hume ist nicht Skeptiker etwa im Sinne der Pyrrhoniker, um sich durch Aufzeigen von Widersprüchen in der sinnlichen Erkenntniß oder durch Annullirung der Form des Schlusses, der *ja* im Schlußsatze nur wieder den Obersatz enthalte, in eine gemächliche Geistesruhe einzuwiegen und durch Gegenzug der Wagschalen jene ἰσοσθένια zu gewinnen, bey welcher man nichts mehr denkt; noch auch ist er Skeptiker wie Dela Mothe, Gale, Poiret, Huetius, welche skeptisch sind, um mit aller Gemüthsruhe mystisch seyn zu können, noch wie Montaigne oder der possirliche Hirnhaimb, die lediglich alles Erkennen als solches anfeinden, noch wie Bayle, welcher den Skepticismus gegen den Skepticismus selbst kehrte, — kurz Hume's Skepticismus drückt nicht einen Verfall der philosophischen Betriebsamkeit aus, wie dieß namentlich von den Pyrrhonikern am Ende des Alterthums gilt, sondern im Gegentheile gerade einen Aufschwung zu einer höheren Stufe, und zwar eben zu Kant. Sollte je auf den im Wolffischen Dogmatismus verflachten Idealismus eine weitere Entwicklung folgen, so mußte ein neuer Anfang gemacht werden, bey welchem wieder wie bey Descartes der Zweifel das erste war, der Zweifel an der Zulänglichkeit des Bisherigen. Bey Descartes war allerdings der Zweifel nur voraus-

25) Auch Ranke (Neun Bücher ꝛc.), welcher das Resultat des Kampfes mit Schärfe zu Gunsten des M. Albrecht hervorhebt, ist die eigentliche Lösung des Räthsels unbekannt geblieben.

geschickte Form, um das cogito ergo sum als das allergewissseste zu umschreiben; aber viel mehr ist er auch bey Hume nicht, denn auch ihn führt der Zweifel auf ein tiefes Durchdrungenseyn von der Vielheit und Successsion des Apostériorischen, welche ihn das Wissen darüber aufgeben heißt. Daher die außerdem unerklärliche Erscheinung, daß Hume doch wieder mit dem Empirismus Locke's und dem Idealismus Berkley's vielfach zusammenfällt. Es bleibt die Sache in Hume's Philosophie eben beym Zweifel, bey der bloßen Negation, dem Erschüttern des Bisherigen stehen, — das ist der Funke, den er geschlagen, aber nicht bis zum Lichte entzündet hat. Bey einem formellen Zweifel über das „Wie" bleibt das „Daß" stehen; daher die Verwandtschaft Hume's mit entgegengesetzten Zweigen des früheren Denkens (wie bey Kant). Die philosophische methodische Durchführung dieser Negation ist in Kant, und das ist die vielleicht bisher zu wenig hervorgehobene Bedeutung Hume's für die Geschichte der Philosophie.

Mit Recht beginnt Hume damit, daß der vorausgehende Zweifel, wie er bey Descartes erscheine, ein Selbstwiderspruch sey; anders, behauptet er, verhalte es sich, wenn der Zweifel Resultat sey; Jedermann werde zugeben, daß bey den Sinnes-Eindrücken nicht der Gegenstand selbst im Geiste sey, sondern nur die Vorstellung von demselben. Dieß ist dasselbe, wie schon Geulinxs sagte, bey der Betrachtung der Sonne steige ja unsere Seele nicht zum Himmel hinauf, und wie Berkley durch seine Identificirung von Idee und Vorstellung eben dieß zum Ausgangspunkte seiner Lehre machte. Daß nun die Objekte selbst dieß bewirken, fährt Hume fort, kann nicht bewiesen werden, sowie auch viele Beobachtungen anders als die Vernunft sprechen z. B. die Bewegung der Sonne um die Erde statt zu haben scheint statt umgekehrt. Gebe man aber andrerseits der Beobachtung gar nicht nach, so entstehe Uebertreibung des Skepticismus; gemäßigt müsse also dieser seyn, nur auf den rechten Kreis brauche man ihn zu beschränken. Hiemit nun fällt zusammen, wenn Kant die Metaphysik die Philosophie über die ersten Gründe unserer Erkenntniß, d. h. auch die Wissenschaft von den Gränzen der menschlichen Vernunft nennt; nach Kant machen die aprioriſchen Begriffe die Erfahrung erst möglich, aber über die Gränzen der möglichen Erfahrung kann eben nicht hinausgegangen werden. Daher bey Kant die Forderung, die Mannigfaltigkeit der Erscheinung als Einheit der Erfahrung zu verstehen Nichts ist, als die Gestaltung des Hume'schen Zweifels zur Transscendental-Philosophie.

Hume geht, wie er selbst sagt, von Locke in so fern aus, als er annimmt, daß alle Materialien unseres Denkens theils aus äußerer, theils aus innerer Wahrnehmung entspringen, und der Verstand diese Produkte nur mischt und combinirt. Aber ein Unterschied sey hiebey zwischen wirklicher Wahrnehmung der sinnfälligen Dinge und inneren Vorgänge, und der Vergegenwärtigung derselben durch Gedächtniß und Einbildungskraft; das letztere ist nie so lebhaft als das erstere, und dieß ist der Unterschied von impressions und thoughts or ideas (so nemlich bezeichnet Hume bekanntlich die beyden Funktionen). Ideas sind also nur möglich durch vorhergegangene impressions. Dieß Verhältniß der ideas zur impression sucht Hume dadurch zu beweisen, daß unsere Gedanken, wenn sie auch noch so erhaben und zusammengesetzt seyen, doch bey der Zergliederung sich in einfache Bestandtheile auflösen, die vorausgehenden äußern oder innern Empfindungen nachgebildet sind, z. B. Gott sey nur aus Reflexion auf die Thätigkeiten unseres Geistes gebildet; es solle nur Jemand eine Vorstellung nachweisen, welche nicht so entstanden sey. Zweytens daraus, daß wer aus Mangel an einem Organ eine Art Sinneswahrnehmung nicht hat, auch die Empfänglichkeit für die entsprechenden Vorstellungen nicht hat. Das Vermögen der Eindrücke ist uns angeboren, die ideas nicht; daher ist auf jene als Ausgangspunkt zurückzugehen. So nun ist auch bey Kant nach seiner „Umkehrung" des bisherigen Denkens, vermöge welcher Umkehrung die Gegenstände sich nach der Erkenntniß richten, nicht von den „Dingen an sich" die Rede, sondern von ihnen als „Erscheinungen," und das Ding an sich bleibt nur denkbar, nicht erkennbar. Eben diese Grundlage gestaltet sich bey

Kant methodisch, wenn dieser in der transcendentalen Aesthetik sagt: „die Erkenntniß entspringt aus zwey Grundquellen des Gemüthes, dem Vermögen Vorstellungen zu empfangen und dem durch Vorstellung einen Gegenstand zu erkennen; durch das erste wird der Gegenstand gegeben, durch das zweyte gedacht. Der Vorstellungszustand wird in der Empfänglichkeit des Subjectes durch ein vorhandenes Object auf irgend eine Weise genährt, und die sinnliche Erkenntniß ist vom Subject abhängig. Diejenige Anschauung, die sich durch Empfindung auf ein Object bezieht, ist empirisch und der unbestimmte Gegenstand derselben heißt Erscheinung.“ Ebenso heißt es in der Kritik der reinen Vernunft, die allgemeinen Verhältnißbegriffe seyen nicht fertig in uns vor aller Erfahrung, sondern sie seyen Verfahrungsregeln beym Erkennen (nicht beym „Denken“). Und liegt ferner nicht bey Kant selbst noch in der Begründung von Zeit und Raum als den aprioriſchen Anschauungen des inneren und äußeren Sinnes die nemliche Locke'sche Zweytheilung zu Grunde wie bey Hume?

Nach solcher Grundlegung ergibt sich bey Hume die weitere Folge, daß alles Erkennen nur entweder in Factis oder in Verhältnissen von ideas liegen könne. Die letzteren enthalten Alles, was als evident bezeichnet wird und andemonstrirt werden kann, — die Mathematik als Größen- und Zahlen-Lehre. In dieser Combination aber sey Wahrheit auch unabhängig von Factis. Bey den Factis kann das Gegentheil keinen Widerspruch enthalten; die Facta können alle eben so gut anders gedacht werden, denn sie erkennen wir ohne combinatorische Thätigkeit. Von anderem also, als von Mathematik und Factis habe die Wissenschaft nicht zu reden, und, sagt Hume, jedes andere Buch sey ins Feuer zu werfen. Dieß nun ist zugleich die Basis der Kant'schen synthetischen aprioriſchen Urtheile, welche er aus dem Gegensatze der Analysis und Synthesis ableitet. Alle empirischen Urtheile, sagt ja Kant, sind synthetisch, aber nicht alle synthetischen sind empirisch, denn es soll eine nothwendige allgemeine Erfahrung erreicht werden. So nennt auch Kant die Kritik der reinen Vernunft selbst nur das systematisch geordnete Inventar unserer Besitze durch die reine Vernunft. Die Erfahrung ist ihm das erste Produkt, das unser Verstand hervorbringt, indem er den rohen sinnlichen Stoff bearbeitet. Alle Erkenntniß fängt mit der Erfahrung an, denn das Erkenntnißvermögen ist nur durch Gegenstände zur Ausübung erweckbar, die unsere Sinne rühren; aber die Erfahrung ist nicht das einzige Feld des Verstandes; die einzelne Erfahrung lehrt nicht, daß die Objecte anders seyn können, und doch können sie es alle; die Erfahrung gibt keine wahre Allgemeinheit, und doch gibt es Erkenntnisse, die eine innere Nothwendigkeit haben. In der Erfahrung liegt also etwas, das in ihr selbst über sie selbst hinausgeht; und sondern wir bey einer Vorstellung ab, was der Verstand erkennt, und was durch Empfindung sich kund gibt, so bleibt immer noch Ausdehnung des Objectes und Vorstellung der Selbstthätigkeit des Subjectes, — die aprioriſchen Anschauungen Raum und Zeit; — und so gründet Kant philosophisch die Mathematik auf dem nemlichen Standpunkt, der schon bey Hume angedeutet ist, und es bleibt für Kant das faktisch-historische Material ebenso auf der Seite stehen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 10. Januar.
Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Hume's Skepticismus.

(Schluß.)

Wie aber nun, frägt Hume weiter, gewinnen wir die Ueberzeugung vom Daseyn der Thatsachen, wenn sie weder durch impression noch durch Vorstellung im Gedächtniß an uns herantreten? Durch Causalität, antwortet Hume. Nur hiedurch gehen wir über die impression und ideas hinaus, aber auch gar nie a priori. Von keinem Gegenstande können wir Wirkungen prädiciren, wenn nicht Beobachtung vorhergegangen ist. Die Causalität aber wird beobachtet in Contiguität, Succession und nothwendiger Verknüpfung; und wo daher keine Aehnlichkeit, keine Vergleichungspunkte mit früher erfahrener Causalität zu finden sind, da ist auch keine Causalitäts-Vorstellung zu finden, während hingegen dieselbe durch die Zahl der Erfahrungen wächst, im Gegensatze gegen die Mathematik. Die höchste Anstrengung aller Philosophie hat es bisher nur dahin gebracht, die Gründe auf größere Einfachheit zurückzuführen; die letzten Urgründe aber bleiben uns schlechterdings verborgen, und das Denken wird nur dazu gebraucht, um die Erfahrung in Entdeckung der Gesetze zu unterstützen. In der Erfahrung sind daher nicht die Bestimmungen der Allgemeinheit und Nothwendigkeit. — Dieß nun erhält bey Kant die Fassung, daß die Dinge nicht an sich so sind, wie sie erscheinen, aber darum bey Leibe nicht Schein sind, sondern nur insofern die Beschaffenheit der Vorstellung von der Anschauungsart des Subjectes abhängt, der Gegenstand als seine Erscheinung von seinem Ansich getrennt wird. Daher der Satz „ich denke“ in Gegensatz tritt mit dem der empirischen Apperception „ich höre, ich sehe.“ Und es hat bey Kant dasjenige, auf dessen Daseyn nur als Ursache von Wahrnehmungen geschlossen werden kann, eine zweifelhafte Existenz; die Wahrnehmung wird als die Wirkung angesehen, wovon ein äußeres Seyn die nächste Ursache ist; der Schluß aber von der Wirkung auf die Ursache ist unsicher, weil mehrere Ursachen zugleich möglich sind. Daher, sagt Kant, ist es zweifelhaft, ob die äußeren Gegenstände Spiel des inneren Sinnes oder Folge wirklicher Objecte sind, und dieß sey sein Idealismus. In diesem nemlich zieht Kant die ganze Causalität nur in den inneren Vorgang hinein, worin eben sein subjectiver Kriticismus liegt. Ebenso aber tritt jene bey Hume hervorgehobene Unzulänglichkeit des Philosophirens bey Kant in der Stellung auf, die er dem Verstande zur Vernunft anweist. Die Vernunft sucht dort nur immer die niedrigeren Regeln den höheren unterzuordnen, sie *will* zur bedingten Erkenntniß des Verstandes das Unbedingte suchen, und dieß ist der Weg zu Kants Paralogismen, Antinomien und dem „Ideal der reinen Vernunft,“ d. h. der Weg zum Verzichten auf reine Metaphysik. So treffen Hume und Kant auch zusammen in der Ansicht über die Beweise für das Daseyn Gottes; Hume, indem er consequent verlangt, in der Ursache solle nicht mehr gesucht werden, als in der Wirkung liege, erklärt

jene Beweise alle für sophistisch, da sie alle auf einer Uebertragung vom Menschlichen beruhen, das schon bekannt sey, während ja Gott durch den Beweis erst selber bekannt werden solle. Kant hingegen stürzte logisch formell die gesammten Beweise des Daseyns Gottes für immer, und es bleibt ihm die Idee Gottes nur als Ideal, als Postulat, und Kant hat die Construktion des Absoluten als unmöglich erwiesen, daher es bey ihm eigentlich gerade so außer der Philosophie liegt, wie bey Hume, nur daß hier das „Außenliegenbleiben“ nicht weiter begründet ist.

Die weitere Frage, wie denn nun das Schließen durch Causalität aus der Erfahrung gewonnen wird, erhält aus dem Vorigen die consequente Beantwortung: „von ähnlichen Ursachen erwarten wir ähnliche Folgen,“ und es ist daher nur custom or habit, durch welche die Erfahrung brauchbar gemacht wird, und für diesen Grund, die Gewohnheit, müsse man nicht wieder nach einem abermaligen Grunde fragen, sondern dabey bleibt Hume stehen. Auch ruhe auf dieser Gewohnheit aller sogenannte nothwendige Zusammenhang, z. B. zwischen dem Willen den Arm zu heben und dem wirklichen Erheben desselben. Aus der Gewohnheit auch folge, wenn wir die Vorstellungen planlos instinktmäßig schießen lassen, die Ideen-Association. Dieß nämliche subjective Element der Gewöhnung nun steigert sich aber auch für die Frage über die Realität der Dinge zu einem Glauben an dieselbe; ein höherer Grund nämlich lasse sich für Realität der Objecte nicht angeben, als taste oder faith, ein Glaube, der in dem Gefühl der Gegenständlichkeit zunächst bey der impression unmittelbar verknüpft ist, nicht aber mit den ideas. Aber im Verlaufe werde auch die Vergegenwärtigung, die durch das Gedächtniß bewerkstelligt wird, durch custom mit jenem Gefühle begleitet, im Unterschiede von ganz gehaltlosen Phantasie-Träumen; eben ein Gefühl dieses Unterschiedes belehre uns, daß einer Vorstellung ein reales Object entsprechen müße. Dieß Gefühl aber wird beschrieben nur als ein lebendigeres, lebhafteres, kräftigeres, festeres, dauernderes, sowie sich nämlich wirkliche impressiou auch zur idea selbst verhält. Ja selbst an Zeit und Raum glauben wir nur in solchem Sinne, denn abgesehen davon enthalte Zeit und Raum einen Widerspruch für den Verstand durch Einheit und unendliche Theilbarkeit. — So Hume, aber auch Kant will nur zeigen, daß darum, weil schon jede Erfahrung uns die Dinge in gewissen Verbindungen zeigt, diese Verbindung a priori durch die Form der Erkenntniß festgesetzt seyn müsse, indem die bloße Gewohnheit nur lehren könne, was ist und war, nicht aber was seyn muß. Und es bleibt ja außer den aprioriſchen Anschauungen von Zeit und Raum bey Kant das Ansich der Dinge der spekulativen Vernunft ewig entrückt — transscendent, — während nur in der praktischen Erkenntniß Data für jenen transscendenten Begriff sind, denn „sonst hätten wir sie ja gar nicht.“ So, sagt Kant, mußte ich das Wissen aufheben um zum Glauben Platz zu bekommen; wäre diese Scheidung nicht, so müßte z. B. für die Seele der Natur-Mechanismus gelten, und es ergäbe sich ein Widerspruch zwischen Freyheit und Nothwendigkeit; so aber sehe ich ein, daß Freyheit das Ansich der Nothwendigkeit der Erscheinung kein Hinderniß in den Weg legt. Und es steigert Kant den hume'schen Glauben nur zur Nothwendigkeit und Allgemeinheit der aprioriſchen Erkenntniß, und für sie wird die synthetische Einheit der Apperception gesucht, für welche jedoch das Transscendente nur Postulat ist. Daher beziehen sich auch die Kategorien nur auf die Welt der Erscheinung, und mit ihnen ist nur möglich zu denken, nicht aber zu erkennen. Eben nur, wenn die Objecte unserer Erkenntniß Erscheinungen sind, müssen aprioriſche Begriffe vorhergehen, denn als Erscheinungen machen sie ein Object aus, das in uns ist, d. h. sie haben nothwendige Beziehung zu uns und zur Einheit des Selbstbewußtseyns. Und es kann der Verstand höchstens die Form einer möglichen Erfahrung anticipiren; was aber nicht Erscheinung ist, kann kein Gegenstand der Erfahrung seyn. Die Erfahrung lehrt daher nie Gewisses, immer ist die Möglichkeit des Gegentheiles; was sich ereignen werde, läßt sich nicht wissen; wissen, sagt Kant, läßt sich nur, wie die Menschen die Natur ansehen, so lange sie Menschen sind, — wie wenn Alle mit einer gefärbten Brille zur Welt kämen. Der Mensch

weiß bloß, wie er sich zu den Dingen verhält, nicht, wie sie an sich sind. Daher eine Vermittlung der empirischen Anschauung unter die reinen Verstandesbegriffe gesucht wird durch das Schema der Zeit, wobey allerdings bey Kant unerklärt bleibt, warum der Raum nicht auch Schema der Vermittlung ist. Daher sich auch die Antinomien in ein ausdrückliches Aufgeben aller Kosmologie und Naturphilosophie auflösen, und der Progreß zum Unbedingten nur als Aufgabe, als Regulativ, stehen bleibt.

Hiemit nun ergibt sich auch Stellung und Bedeutung dessen, was in den Darstellungen der Hume'schen Philosophie gewöhnlich besonders als Skepticismus hervorgehoben wird, nämlich die Fassung der Substanz. Sollte, sagt Hume, der Begriff Substanz Realität haben, so wäre eine impression nöthig, die der Inhalt davon wäre; es ist aber Substanz nur ein Zusammenfassen mehrerer ideas unter Einem Namen. So hat auch das Ich keine Realität, es ist nur Complex vieler schnell aufeinander folgender Vorstellungen; die Succession ist eine allmählige, darum suchen wir ein Etwas zu erdichten, das während der Succession sich selbst gleich bleibe. Das Ich ist so ein erdichteter Begriff und die Frage um die Immaterialität der Seele ist ganz unnütz. Denken und Bewegung im Eindrucke ist stets beysammen, also von einer Existenz des Fictums Seele ohne körperliche Bewegung ist gar keine Rede (so sey auch der Selbstmord erlaubt, wenn nämlich der Essay on suicide von Hume selbst ist). — Was nun thut aber eigentlich Kant in den Paralogismen der reinen Vernunft anderes, als daß er diese Frage um die Existenz der Seele für die Wissenschaft vernichtet; die Paralogismen lösen sich in die Erklärung auf, daß die ganze rationale (d. h. Wolffische) Psychologie transscendent ist, aber die drey Fragen von der Gemeinschaft der Seele mit dem Körper, von der Präexistenz und von der Unsterblichkeit der Seele positiv beantwortet, was die Transscendentalphilosophie mit einem „es kann sein" bloß referirt, Beweis und Widerlegung aufgebend oder eigentlich verbietend. So auch, wenn Hume nun ausspricht, es gebe keinen objectiv vernünftigen Zusammenhang, sondern nur belief, der nie von den Eindrücken unabhängig sey, so ist dieß eigentlich schon die wenn auch rohere Form der berühmten Kantischen Umkehrung, er wolle einmal versuchen zu sagen, daß die Gegenstände sich nach der Erkenntniß richten, statt der bisherigen umgekehrten Annahme. Es heißt eben dieß bey Hume schon wie hernach bey Kant nur: es ist nicht Folge objectiver bestimmender Gesetze, daß wir uns die Gegenstände so vorstellen, wie wir sie uns vorstellen, sondern es ist Folge von Formen und Gesetzen der subjectiven Erkenntnißthätigkeit, die eben bey Hume belief, bey Kant Vernunft heißt. Ja, Eine Consequenz ist sogar bey Hume schärfer ausgesprochen als bey Kant, daß nämlich dieß ganze Gebiet der niedern Natur des Menschen anheimfällt, denn auch die Thiere glauben, auch sie haben Vorstellung der Causalität, nur dem Grade nach sey es beym Menschen verschieden. Dieß ist auch die nothwendige Folge jener „Begränzung des Inventares der Vernunft," über welches hinaus das Uebrige transscendent ist. Auch Hume nimmt ja jene Neigung, dem belief zu folgen, als unwiderstehlich stark und zum Glauben an die Existenz der Dinge führend an, und verfällt so neben dem Skepticismus in den Empirismus.

Das nämliche endlich ist in der Moral der Fall; auch sie basirt Hume auf jenen taste, der den Menschen gemeinsam sey, daß sie dieselben Gegenstände billigen. Dieß sey die Menschlichkeit und Menschenliebe, wobey Hume nur sich darüber wundert, daß die Menschheit, die die Gestirne gemessen und so viel auf dem übrigen Gebiete gethan habe, noch über die Moral-Principien nicht einig sey. Und diese Betrachtung führt bey Hume auch zu dem einzigen Punkte, bey welchem er skeptisirt wie Montaigne oder die Pyrrhoniker, nämlich ein Argument aus der Verschiedenheit der menschlichen Ansichten für den Zweifel herbeyholt. Auch bey Kant entsteht die praktische Moral aus einem solchen Principe des Wohlwollens.

Somit möchten wir bey der Betrachtung der Hume'schen Philosophie nicht in Hegels Worte ausbrechen: „Da er (Hume) die Nothwendigkeit subjectiv in der Gewohnheit sieht, so kann man im Denken nicht tiefer herunterkommen.“ Allerdings die Subjectivität durchzieht den ganzen Skepticismus Hume's, aber es ist dieser Subjectivismus der Anlage nach derselbe mit dem Kantischen, und in Hume sind die Hauptzüge des subjectiven Kriticismus schon im Grundriß vorhanden, daher derselbe auch selbst zur Verwunderung über den Widerstreit zwischen Vernunft und Instinkt kam, welche Verwunderung für uns wenigstens auch bey Kant bleibt, trotz dem Versuche, durch welchen die Kritik der Urtheilskraft die Vermittlung seyn soll zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft. In Kant ist die Ausführung des Hume'schen sogenannten Skepticismus und die Beschreibung der transscendentalen Objecte, die schon bey Hume, wenn auch nicht unter diesem Namen, transscendental waren.

Verzeichniß

der in der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe in den Monaten August bis December 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von den Geschäftsführern. Zweyter Bd. I. II. u. III. Heft. 1848. 8.

Von Seite des Hrn. A. v. Lee in Amsterdam sind eingekommen unter der Zuschrift „à l'Académie royale des sciences, arts et belles-lettres à Munich:

Het Schildersmodel en de Vorstellungen van den Heer Keller, door A. van Lee. Amsterdam 1845. 8.

Coup d'oeil sur les représentations de Mlle. Rachel à Amsterdam, par A. van Lee. Ebendaselbst 1846. 8.

Beredineerde geschiedenis der Nederlandsche Schilderboutnij —, en Graveerkunst: van de gebroeders van Eyck tot op Albrecht Durers aanwezigheid in de Nederlanden van Dr. Georg Ratgeber. Naar het hoogduitsch med aanteekeningen vermeederd door A. van Lee. Ebendaselbst 1847. 8.

Ueber die Kunst der Phönicier. Eine in der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesene Abhandlung von Eduard Gerhard. Berlin 1848. 4.

Journal des Savants. Avril, Mai 1848. Paris 1848, 4.

Fortsetzung von Köchers Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde. — Mémoires de la société d'archéologie et de numismatiqne de St. Pétersbourg. 1848. No. I. II. III. Pétersbourg 1848. 8.

Géographie d'Aboulfeda traduite de l'Arabe en français et accompagnée de notes et d'eclairussements par M. Reinaud. 2 Bände. 4. Paris in der National-Buchdruckerei. 1848.

Madras Journal of litterature and science. Edited by the comitee of the Madras literary Society and auxiliary royal Asiatic Society. July — December 1847. No. 33. Vol. XIV. Part. II, Madras 1848. 8.

Observations on the temple of Scrapis at Pozzuoli near Naples by Charles Babbage, Esq. Lond. 1847. 8.

Mémoires de l'Académie impériale des sciences de Saint-Pétersbourg. VI. Serie. Sciences politiques, Histoire, Philologie. Tom. VII. 4. 5. 6. livraison. St. Pétersb. 1847. 48. 4.

Recueil des actes de la séance publique de l'Académie impériale des sciences de Saint-Pétersbourg. Tenue le 29 Decembre 1845. 11 Janvier 1847. St. Pétersb. 1847. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1) Cours d'Etudes historiques par P. C. F. Daunou, Pair de France — etc. Tome Treizième. Paris, Chez Firmin Didot Frères, Libraires, Imprimeurs de l'Institut de France, Rue Jacob, 56. 1846. (Troisième Leçon. — Denys d'Halicarnasse, p. 67 — 96. gr. 8.)

2) Scriptorum Veterum Nova Collectio e Vaticanis Codicibus edita ab Angelo Maio Bibliothecae Vaticanae Praefecto. Tomus II. Historicorum Graecorum Partes Novas Complectens. Romae Typis Vaticanis 1827. 4to maior. (Dionysius Halicarnassensis. P. XVI — XXIII. et P. 465 — 526.)

3) Fragmenta Partim Inedita, in Atho Monte a Mynoide Mina e Codice Descripta, edidit Carolus Müllerus. *ΕΚ ΤΗΣ ΔΙΟΝΤΣΙΟΥ ΙΣΤΟΡΙΑΣ ΒΙΒΛ. Κ'.* E Dionysii Historiae Libro XX. (Ad calcem Flavii Josephi Operum Volum. II. Parisiis ed. Didot. 1847. Pag. 1 — 11.)

4) Excerpta e Polybio, Diodoro, Dionysio, Nicolao Damasceno. Collectaneorum Imperatoris Constantini Porphyrogeniti Reliquias tituli *περὶ ἐπιβουλῶν* in codice Escurialensi servatas edidit C. Aug. L. Feder. Lipsiae et Darmstadii Typis Caroli Leskii 1848. 4to (Dionysii e Libris Archaeologiae. p. 41 — 56.)

5) Fragmenta Historicorum Graecorum Collegit, Disposuit, Notis et Prolegomenis illustravit, Indicibus instruxit Carolus Müllerus. Volumen Secundum. — Accedunt Fragmenta Diodori Siculi, Polybii et Dionysii Halicarnassensis e codice Escorialensi nunc primum edita. Parisiis editore Didot 1848. (Ex Historia Dionysii Halicarnassensis, p. XXXI — XLII.)

Seit einigen Jahren habe ich theils in diesen Gel. Anzeigen, theils in den Wiener Jahrbb. der Lit. über griechische Historiker, die Logographen, Herodot, Alexanders des Gr. Geschichtschreiber, Polybius, Diodor, Flavius Josephus u. A., aus Anlaß neuer Ausgaben derselben, Bericht abgestattet. Jetzt veranlaßt mich eine Vorlesung Daunou's und die neuesten Ausgaben einiger Excerpte über Dionysius von Halikarnaß zu sprechen. Schon vor fast dreyßig Jahren bestimmte mich die Wahrnehmung der Virtuosität des Dionysius als Kunstrichters neben desselben Mediocrität als Geschichtschreibers zu einer akademischen Preisaufgabe, welche die Forderung stellte, diesen Schriftsteller so zu sagen mit seiner eignen Elle zu messen, d. h. auszumitteln, in wie weit er als Historiker selbst geleistet, was er als Kritiker andern Historikern vorgeschrieben [1]).

---

1) Diese Frage schien der hiesigen Juristen-Facultät damals so befriedigend beantwortet, daß sie dem Preisbewerber ihre Doctorwürde zuerkannte. S.

Somit möchten wir bey der Betrachtung der Hume'schen Philosophie nicht in Hegels Worte ausbrechen: „Da er (Hume) die Nothwendigkeit subjectiv in der Gewohnheit sieht, so kann man im Denken nicht tiefer herunterkommen.“ Allerdings die Subjectivität durchzieht den ganzen Skepticismus Hume's, aber es ist dieser Subjectivismus der Anlage nach derselbe mit dem Kantischen, und in Hume sind die Hauptzüge des subjectiven Kriticismus schon im Grundriß vorhanden, daher derselbe auch selbst zur Verwunderung über den Widerstreit zwischen Vernunft und Instinkt kam, welche Verwunderung für uns wenigstens auch bey Kant bleibt, trotz dem Versuche, durch welchen die Kritik der Urtheilskraft die Vermittlung seyn soll zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft. In Kant ist die Ausführung des Hume'schen sogenannten Skepticismus und die Beschreibung der transscendentalen Objecte, die schon bey Hume, wenn auch nicht unter diesem Namen, transscendental waren.

Verzeichniß

der in der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe in den Monaten August bis December 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von den Geschäftsführern. Zweyter Bd. I. II. u. III. Heft. 1848. 8.

Von Seite des Hrn. A. v. Lee in Amsterdam sind eingekommen unter der Zuschrift „à l'Académie royale des sciences, arts et belles-lettres à Munich:

Het Schildersmodel en de Voorstellungen van den Heer Keller, door A. van Lee. Amsterdam 1845. 8.

Coup d'oeil sur les représentations de Mlle. Rachel à Amsterdam, par A. van Lee. Ebendaselbst 1846. 8.

Beredineerde geschiedenis der Nederlandsche Schilderhoutjnij —, en Graveerkunst: van de gebroeders van Eyck tot op Albrecht Durers aanwezigheid in de Nederlanden van Dr. Georg Ratgeber. Naar het hoogduitsch med aanteekeningen vermeederd door A. van Lee. Ebendaselbst 1847. 8.

Ueber die Kunst der Phönicier. Eine in der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesene Abhandlung von Eduard Gerhard. Berlin 1848. 4.

Journal des Savants. Avril, Mai 1848. Paris 1848, 4.

Fortsetzung von Köchers Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde. — Mémoires de la société d'archéologie et de numismatiqne de St. Pétersbourg. 1848. No. I. II. III. Pétersbourg 1848. 8.

Géographie d'Aboulfeda traduite de l'Arabe en français et accompagnée de notes et d'eclairussements par M. Reinaud. 2 Bände. 4. Paris in der National-Buchdruckerei. 1848.

Madras Journal of litterature and science. Edited by the comitee of the Madras literary Society and auxiliary royal Asiatic Society. July — December 1847. No. 33. Vol. XIV. Part. II, Madras 1848. 8.

Observations on the temple of Scrapis at Pozzuoli near Naples by Charles Babbage, Esq. Lond. 1847. 8.

Mémoires de l'Académie impériale des sciences de Saint-Pétersbourg. VI. Serie. Sciences politiques, Histoire, Philologie. Tom. VII. 4. 5. 6. livraison. St. Pétersb. 1847. 48. 4.

Recueil des actes de la séance publique de l'Académie impériale des sciences de Saint-Pétersbourg. Tenue le 29 Decembre 1845. 11 Janvier 1847. St. Pétersb. 1847. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1) Cours d'Etudes historiques par P. C. F. Daunou, Pair de France — etc. Tome Treizième. Paris, Chez Firmin Didot Frères, Libraires, Imprimeurs de l'Institut de France, Rue Jacob, 56. 1846. (Troisième Leçon. — Denys d'Halicarnasse, p. 67 — 96. gr. 8.)

2) Scriptorum Veterum Nova Collectio e Vaticanis Codicibus edita ab Angelo Maio Bibliothecae Vaticanae Praefecto. Tomus II. Historicorum Graecorum Partes Novas Complectens. Romae Typis Vaticanis 1827. 4to maior. (Dionysius Halicarnassensis. P. XVI — XXIII. et P. 465 — 526.)

3) Fragmenta Partim Inedita, in Atho Monte a Mynoide Mina e Codice Descripta, edidit Carolus Müllerus. *ΕΚ ΤΗΣ ΔΙΟΝΤΣΙΟΥ ΙΣΤΟΡΙΑΣ ΒΙΒΛ. Κ'.* E Dionysii Historiae Libro XX. (Ad calcem Flavii Josephi Operum Volum. II. Parisiis ed. Didot. 1847. Pag. 1 — 11.)

4) Excerpta e Polybio, Diodoro, Dionysio, Nicolao Damasceno. Collectaneorum Imperatoris Constantini Porphyrogeniti Reliquias tituli *περὶ ἐπιβουλῶν* in codice Escurialensi servatas edidit C. Aug. L. Feder. Lipsiae et Darmstadii Typis Caroli Leskii 1848. 4to (Dionysii e Libris Archaeologiae. p. 41 — 56.)

5) Fragmenta Historicorum Graecorum Collegit, Disposuit, Notis et Prolegomenis illustravit, Indicibus instruxit Carolus Müllerus. Volumen Secundum. — Accedunt Fragmenta Diodori Siculi, Polybii et Dionysii Halicarnassensis e codice Escorialensi nunc primum edita. Parisiis editore Didot 1848. (Ex Historia Dionysii Halicarnassensis, p. XXXI — XLII.)

Seit einigen Jahren habe ich theils in diesen Gel. Anzeigen, theils in den Wiener Jahrbb. der Lit. über griechische Historiker, die Logographen, Herodot, Alexanders des Gr. Geschichtschreiber, Polybius, Diodor, Flavius Josephus u. A., aus Anlaß neuer Ausgaben derselben, Bericht abgestattet. Jetzt veranlaßt mich eine Vorlesung Daunou's und die neuesten Ausgaben einiger Excerpte über Dionysius von Halikarnaß zu sprechen. Schon vor fast dreyßig Jahren bestimmte mich die Wahrnehmung der Virtuosität des Dionysius als Kunstrichters neben desselben Mediocrität als Geschichtschreibers zu einer akademischen Preisaufgabe, welche die Forderung stellte, diesen Schriftsteller so zu sagen mit seiner eignen Elle zu messen, d. h. auszumitteln, in wie weit er als Historiker selbst geleistet, was er als Kritiker andern Historikern vorgeschrieben [1]).

1) Diese Frage schien der hiesigen Juristen-Facultät damals so befriedigend beantwortet, daß sie dem Preisbewerber ihre Doctorwürde zuerkannte. S.

Jetzt habe ich nun zunächst über Daunou's Ansichten von Dionysius als Geschichtschreiber zu berichten; wobey ich ausser den erst ganz neulich erschienenen Vorlesungen Niebuhr's das Meiste übrige in obiger Anmerkung Berührte als bekannt übergehen werde. Wenn der erstere am Schluße (p. 94 sq.) das Urtheil fällt, Dionysius habe mit Herodot nichts gemein als die gemeinsame Vaterstadt Halikarnassus, so hätte der kunstsinnige Strabo [2]) bey Erwähnung dieser Stadt beyde Geschichtschreiber gewiß nicht beysammen genannt, wenn er gleicher Meinung gewesen wäre; wie es dann an diesem französischen Kritiker als Hauptmangel zu bezeichnen ist, daß er die alten Historiker nicht genug mit den Augen der alten Kunstrichter betrachtet. Darum ist ihm auch in den früheren Vorlesungen der Sinn für Vieles am Herodot selbst verschlossen geblieben, welchen Dionysius so hoch stellt, und nebst dem Theopompus sich zum Muster nehmen möchte, obwohl ihm die Kraft abgeht, einen wie den andern zu erreichen.

Zu Anfang (p. 67 sq.) verbreitet sich Daunou über die Schicksale der Werke des Dionysius, was ich nach dem, was Niebuhr in den Vorlesungen über die römische Geschichte sagt [3]), als für uns Deutsche entbehrlich übergehe. Wenn letzterer die Frankfurter Ausgabe von 1586 durch Friedrich Sylburg als bis jetzt unübertroffen bezeichnet, so wird ihm jeder Kenner beystimmen; wenn er aber bey der Würdigung der unsterblichen Verdienste dieses Kritikers unter Anderm sagt: „Sylburg ist ein Mann, auf welchen Deutschland stolz seyn kann. Aber seine Verdienste sind noch nicht hinlänglich anerkannt," so hätte ihn schon Strieders Hessische Gelehrtengeschichte

---

De Dionysio Halicarnasseo historico, praecipuo historiae Juris Romani fonte. — Scripsit Phil. Frid. Schulin (jetzt Senator der freyen Stadt Frankfurt a. M.) Heidelberg. 1820. Siebenzehn Jahre später hat dessen Landsmann und ebenfalls mein Schüler durch eine verdienstvolle Abhandlung über denselben Schriftsteller sich die philosophische Doctorwürde in Marburg erworben; s. De Dionysii Halicarnassei Vita et Scriptis. Dissertatio inauguralis quam — offert C. J. Weismann Moeno-Francofurtanus (jetzt Professor des dortigen Gymnasiums) Rintelii 1837. Das wesentliche beyder Abhandlungen und anderer Schriften giebt jetzt ein Artikel über Dionysius von Hal. in Pauly's Real-Encyclopädie II. S. 1082 — 1086; worauf ich meine Leser um so mehr verweise, weil ich hier nur das Neueste besprechen will, was über Dionysius erörtert worden. Jetzt bemerke ich nur noch, daß dessen Kritiken über die griechischen Geschichtschreiber mittlerweile in einer trefflichen Sammlung: Dionysii Halicarnassensis Historiographica — Edidit C. G. Krüger Halis Saxon. 1823 mit einer Fülle von Anmerkungen in ihren Urterten zusammengestellt worden waren. Mich hatte schon früher bey meinen kritisch historischen Arbeiten Dionysius als Kunstrichter angezogen und vielfach belehrt. Zur obigen akademischen Aufgabe wurde ich damals durch einige Handschriften veranlaßt, die wir aus diesem Kreise seiner Schriften dahier kurz zuvor erworben, und wobey mir der treffliche Werfer wesentliche Dienste geleistet hatte (s. meine Meletemata I. p. 1 sq.). Blicke ich aber jetzt in den Sylburgischen Katalog unsrer ehemaligen Handschriften, so sehe ich leider, wie viele gerade von Dionysius uns noch vorenthalten werden.

2) XIV. p. 656. p. 617 Tzsch. Diese Stadt war wegen ihrer Geschichte und Denkmale schon bey den Alten berühmt, besonders wegen des Mausoleums, worüber ich in den Meletemm. I. 95. das Nöthige zusammengestellt habe. Neuerlich hat dieser Ort, jetzt Budrun, wegen der letzteren Monumente die Aufmerksamkeit der Archäologen in hohem Grade auf sich gezogen. Jetzt bemerke ich nachträglich, daß ein unirter Grieche des 15. Jahrhunderts, Kanabutios, der in sehr beschränkter Auffassung sich über Dionysius und seine Schriften verbreitet, über diese Stadt, deren türkischen Namen er Τουμανταχία nennt, einige topographische Notizen gegeben (s. Angelo Mai Nov. Collect. Vatic. II. p. XIX.)

3) I. S. 70 von L. Schmitz und deutsch von Gust. Zeiß. Wenn aber Niebuhr kurz vorher sagt: „Ich glaube, daß es Dionysius ist, welchen Suidas unter dem Namen Cäcilius erwähnt; denn wenn er das römische Bürgerrecht erlangte, so nahm er auch einen römischen Namen an," so hat sein Herausgeber schon das Unstatthafte dieser Vermuthung dargethan; sie beruht auf derselben Voraussetzung, wonach Flavius Josephus den Vornamen Titus geführt haben soll, deren Schwäche ich neulich in diesen Gel. Anz. 1846. Nr. 118. S. 947 leise angedeutet habe.

eines Besseren belehren können, wenn er auch nach seiner Weise ignoriren wollte, was Referent zweymal, 1803 und 1807, über diesen seinen Landsmann geschrieben [4]). Bey dieser Anerkennung des Werthes der Spilburgischen Ausgabe sagt Niebuhr dennoch sofort mit vollem Recht: „Dionysius wartet noch auf einen ihm gewachsenen Herausgeber.“ Denselben Wunsch spricht Daunou (p. 79) auf folgende Weise aus: Frankreich sey vorzüglich berufen, eine neue Ausgabe des Geschichtswerks des Dionysius zu liefern, denn hier sey die Kritik noch die gesündeste geblieben, in diesem Lande sey die Gelehrsamkeit am wenigsten pedantisch, und hier werde die klassische Literatur mit mehr Urtheil (plus judicieusement) als anderwärts angebaut, mit der fast unwilligen Aeußerung: „Je ne sais pas pourquoi, en un tel genre, nous persévérons à payer aux étrangers des services que nous pourrions beaucoup mieux leur rendre.“ Hierüber müssen die Herren Didot doch ganz anders denken, da sie in ihrer schönen Sammlung griechischer Classiker auch schon mehrere Historiker der kritischen Bearbeitung deutscher Philologen anvertraut haben, und wir hoffen, sie werden auch bald den Dionysius eben so treuen und geschickten Arbeitern anvertrauen.

Es folgt nun (p. 81—84) Daunou's scharfe Epikrise der Urtheile des la Harpe im Cours de Litterature und eine Vertheidigung des Livius gegen dessen Herabsetzung unter den Dionysius. Hieran reihet sich: Inhalt der Bücher dieses letztern in skizzirter Uebersicht nach fünf Massen, worein sie zerfallen, einschließlich der verlornen Bücher von der Urgeschichte an bis zum ersten punischen Krieg, d. i. bis zum Jahr der Stadt 475, vor Chr. 264 [5]). — Es folgen darauf Betrachtungen (p. 86 sqq.), zum Theil gegen Beaufort gerichtet, über unsers Geschichtschreibers Urgeschichte und seine Stellung den Gewährsmännern gegenüber. Dionysius schreibt Annalisten aus: Fabius Pictor [6]), Porcius Cato, Licinius Macer und Valerius Antias (nach Dionys. Arch. I. 7 wären hier noch Gellius, wovon gleich zunächst, und Andere zu nennen gewesen) die selbst sehr spät nach den Zeiten lebten, von denen sie berichten, und selten aus vorhandenen Urkunden, mehr aus Sagen und Familien-Legenden schöpften. Dionysius, heißt es weiter, hat weder das Talent zu erdichten, noch das zu sondern, was in den Berichten dieser Annalisten sicher oder fabelhaft, unwahrscheinlich oder beglaubigt ist. Er hat sie fast nur übersetzt mit Zuthun eigener Bemerkungen und Einwebung von Reden, die er den auftretenden Personen in den Mund legt (und worin

4) Zu diesem vornehmen Ignoriren gehört auch, wenn er S. 74 sagt: „Von D. G. Grimm's Ausgabe kann ich nichts sagen.“ Da weder der englische noch der deutsche Herausgeber diesen Satz berichtigt haben, so muß ich bemerken, es ist dieß keine Ausgabe, sondern ein Auszug, wie schon der Titel besagt: Synopsis Archaeologiae Romanae Lips. 1786, aber ein sehr planmäßiger und belehrender, wie ihn auch Daunou (p. 79) würdigt, und als Handbuch über das römische Staatswesen und seine Geschichte abgefaßt; weßwegen ich auch früher Vorlesungen darüber gehalten habe. Die kritisch verbesserte Ausgabe des Proömium von Ritschl Breslau 1838 hätten Niebuhrs Herausgeber ebenfalls und um so mehr erwähnen sollen, als Dionysius darin selbst (I. 7.) uns, wenn gleich sehr kurze Nachricht über seine sprachlichen und historischen Studien und Hülfsmittel giebt.

5) Hiermit vergl. Niebuhr S. 71: „Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Schrift des Dionysius wie die des Livius in Decaden eingetheilt war,“ und S. 75: „Es läßt sich nicht läugnen, daß Dionysius sich einen Plan gemacht hatte, der nicht gebilligt werden kann. Er unternahm es, von den ältesten Zeiten an eine pragmatische Geschichte zu schreiben, und dieses ist ein Irrthum, über welchen man bisweilen nicht umhin kann zu lächeln; doch je länger und je sorgfältiger man die Schrift untersucht, desto mehr muß redliche Kritik anerkennen, daß sie alle Achtung verdient;“ — wie denn Niebuhr sich überhaupt in diesen Vorlesungen für Dionysius milder gestimmt erweist als in seinem früheren Werk der Römischen Geschichte.

6) Wie er diesen aus mangelhafter Kenntniß des Latein in Hauptsachen mißverstanden, darüber s. Niebuhrs Vorlesungen I. 77. und überhaupt dessen Röm. Gesch. II. 17. erste Ausg.

er, füge ich bey, sehr häufig gegen den Geist der Zeiten sündigt, denen diese Sprecher angehören). Dabey ist er abergläubig und leichtgläubig, selbst mehr als Diodor, ausser in sehr wenigen Fällen, wo er sich, man wisse nicht warum, einem sehr strengen Skepticismus hingiebt. Vorwaltend ist auch sein Bestreben, den herrschenden Römern die Huldigung der Griechen, deren Unterthanen, und diesen dadurch die Gunst ihrer Gebieter zu erwerben [7]), daß er die gemeinsame Abstammung von denselben Altvordern geflissentlich nachzuweisen sucht. Daher wäre es gegen sein Interesse gewesen, die Unsicherheit der römischen Geschichte vor dem alten Tarquinius, wenn er sie auch selbst geahnet hätte, seine Leser ahnen zu lassen. Die Mängel seiner Chronologie rühren her theils aus seinem engen Anschließen an das System des Cato [8]), theils aus dem Mangel an Einsicht in die Veränderungen, welche die Jahreszählung der Römer im Laufe der Zeiten erfahren. Jedoch enthält seine Geschichte für den Kenner manche Data, die richtigere Zeitrechnung zu ermitteln.

Seine Anordnung (disposition) ist im Ganzen lobenswerth, und fast niemals verirrt er sich in Digressionen [9]). Seine Betrachtungen (réflexions, p. 93 sq.) sind sparsam und dürften noch seltener seyn, denn sie sind weder neu noch tief; seine Gedanken sind sehr gemein, und es fehlt dem Geschichtschreiber das Talent, ihnen durch originellen Ausdruck Frische zu geben. Seine Blicke in die Dinge wie in die Menschen dringen nicht in die Tiefe; er versteht nicht, die auftretenden Personen zu malen, und die Eigenheiten (nuançes) der Charaktere zu erfassen. — (Hier wäre, bemerkt Ref., der Ort gewesen, an den ungeheuren Abstand vom Theopompus zu erinnern, welchen Dionysius doch sich zum Vorbild nehmen wollte.) — Sein einziges Verschönerungsmittel sind seine Reden; — aber: „Rapin a trop raison, quand il appelle Denys un fort ennuyeux harangueur," denn sie sind im Ganzen von geringer Bedeutung; er verwandelt die redenden Personen in Declamatoren, und versetzt sie aus der politischen Sphäre in das Innere einer Schule oder einer Akademie.

(Fortsetzung folgt.)

---

7) Worüber Krüger in der Vorrede zu Dionysii Hal. Historiographica p. XV. sich sehr stark ausdrückt: „Qualem in Dionysii Archaeologia deprehendimus Romanorum gratiam, qua ductus non historiam scripsit, sed panegyricum exhibuit."

8) Wogegen Niebuhr, Vorlesungen I. S. 77: „Es ist wahr, daß er mehr Gebrauch von Cn. Gellius und ähnlichen Schriftstellern macht als von Cato." Dionysius nennt diesen Gellius (Arch. I. 7.) im Allgemeinen, lobt ihn in andern Stellen, tadelt ihn jedoch wegen Vernachlässigung der Chronologie (s. Schulin p. 50). Mehreres über diesen Gellius bey Cicero, de Divinat. I. 26, de Legg. I. 2 mit den Anmerkungen von Davies, Er. und Moser.

9) Als eine große Ausnahme wird aus dem neunten (vielmehr aus dem siebenten Buche, Archaeol. VII. 1 sqq.) die Erzählung vom Tyrannen zu Kumae Aristodemos angeführt; welche auch Diodor Excerpt. VII. 10. p. 315. ed. Didot. und Plutarch, de virtutibus mulier. 26. pag. 70. Wyttenb. berührt hatten. Niebuhr äußert sich, R. G. I. S. 579 zw. Ausg. u. S. 614 f. dritt. mit ironischem Skepticismus so über diese Episode: „Mir gilt die chronologische Angabe eines Kriegs, wo die Ströme ihren Lauf verändern, eben so viel als die pelopidische Mythe, wo es die Sonne thut." Letzteres ist eine Anspielung auf den Mythus beym Sophokles im Atreus und beym Plato im Staatsmann (Politic. p. 269 a; vergl. Welcker, die griech. Tragödien II. S. 360 und Symbolik I. S. 10 dritt. Ausg.). — Ich werde unten auf diese sehr charakteristische Digression zurückkommen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1) Cours d'Etudes Historiques.
2) Scriptorum veterum Nova Collectio.
3) Fragmenta Partim inedita.
4) Excerpta e Polybio, Diodoro, Dionysio, Nicolao Damasceno.
5) Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Niemals legt er ihnen einen großen Gedanken, begleitet von dem kraftvollen Ausdruck einer Gemüthsbewegung bey; — aber er war ja auch kein Staatsmann und kein Bürger; entfernt von den öffentlichen Begebenheiten seines Jahrhunderts, ungeübt in unmittelbarer Beobachtung der gegenwärtigen Dinge ermangelte er auch der Fähigkeit, die vergangenen zu beurtheilen: „Un auteur qui ne sait ni penser, ni sentir, ni peindre, ne pouvait avoir un style qui lui fût propre, womit man den Gegensatz über Livius vergleiche; dieser sey dem Dionysius in Kritik, in Freyheit der Ansichten und in der Darstellung bey weitem überlegen.“ — „et (p. 95) d'ailleurs cette supériorité de raison pourrait se conclure immédiatement de celle du style: car le style proprement dit, ce mouvement et cette couleur du discours, qu'il ne faut jamais confondre avec la simple diction, est la mesure la plus sensible et à la fois la plus juste de toutes les facultés intellectuelles des écrivains.“

Das größte Lob, das man der Arbeit des Dionysius ertheilen kann, ist die Erklärung, daß die Facta und die Gedanken methodisch aufgefaßt und mit Leichtigkeit verknüpft sind, daß ihre Folge ununterbrochen, geläufig und natürlich ist. Auch der Vortrag ist correct, klar und zuweilen elegant, wie man von einem gelehrten Griechen, der sich lange mit Grammatik und Rhetorik beschäftigt hatte, nicht anders erwarten konnte. Hierin ist er dem Diodor überlegen, der ihn aber an Fülle der Kenntnisse und Umfang des Geistes übertrifft. Beyden ist Polybius, wo nicht als Schriftsteller, so doch als Beobachter der Staats- und Kriegsereignisse überlegen. Mit den drey Altmeistern Herodot, Thucydides und Xenophon dürfe Dionysius gar nicht verglichen werden. — Die herrschende Meinung, daß Dionysius genauer und unterrichtender als Livius sey, müsse als ein Vorurtheil bezeichnet werden, das darin seinen Grund habe, weil ersterer wenig gelesen werde [10]), und somit wie ein unbekannter Gott eine Art von scheuer Verehrung genieße. — Soweit Daunou.

Indem ich nun noch mehrere eigene Bemerkungen über Dionysius als Geschichtschreiber folgen lasse, knüpfe ich zuerst an das Nächstvorhergehende, über sein Verhältniß zum Livius an. Wenn Niebuhr R. G. I S. 298 erst. Ausg. gesagt hatte: Es scheint unmöglich daß Livius das Werk eines wie Dionysius als Kritiker unter seinen Zeitgenossen berühmten Mannes nicht gekannt haben sollte, wel-

---

10) Dieß bemerkt auch Niebuhr Vorles. I. S. 78 und noch mit dem Zusatz: „und wird vielleicht nie sehr gelesen werden.“

ches sich als das erste kritische über die römische Geschichte ankündigt. Er scheint es verschmäht zu haben, vielleicht ohne es durchzulesen; denn er erwähnt es nie, und nimmt nie darauf Rücksicht," so äußerte ein anderer deutscher Kritiker [11]) entschiedene Zweifel an dieser Vermuthung und zwar deßwegen, weil dieser Theil der Livianischen Geschichte (das erste Buch nämlich, welches mit der Vertreibung der Könige a. u. c. 244., ante Chr. 510 schließt) früher vollendet gewesen, als das Werk des Dionysius, und sucht diese Einrede chronologisch zu belegen. — Ich weiß nicht, ob diese Zweifel dem ersteren bekannt geworden; jedenfalls spricht er sich in den Vorlesungen I. S. 78 f. bestimmter darüber so aus: „Es war ohngefähr um die Zeit der Bekanntmachung des Dionysius, als Livius zu schreiben begann" und: „Dazu müssen wir den Umstand hinzufügen, daß Dionysius nirgends den Livius erwähnt. Wenn ein so meisterhaftes Werk als das des Livius vorhanden gewesen wäre, so könnten wir durchaus nicht begreifen, wie Dionysius dieses nicht sollte erfahren oder es übersehen haben. Auf der andern Seite finden wir im Livius, und das gerade in den letzten Büchern der ersten Dekade, daß er (den) Dionysius gelesen hat" u. s. w. Zuletzt (S. 80): „Ja es ist sogar nicht unmöglich, daß das griechische Werk des Dionysius dem Livius die Idee dargeboten hat, die Geschichte von Rom in lateinischer Sprache zu schreiben." In diesem Falle kann Dionysius nur mit seinem frühen Tod entschuldigt werden [12]), daß er von dem Meisterwerke seines italischen Nebenbuhlers keine Notiz genommen. Daß der sonst so feine Kunstrichter dasselbe sprachlich und ästhetisch ganz zu würdigen im Stande gewesen wäre, läßt sich bey seiner nicht vollkommenen Kenntniß der lateinischen Sprache, wohl gerade zu verneinen; ob auch historisch, darf man bey seinen Begriffen vom Zweck, Geist und Wesen der Geschichte und nach den Urtheilen die er über Thucydides und andere griechische Historiker gefällt [13]), einigermaßen bezweifeln.

Ich bin zu Anfang dieses Berichts von der Aufgabe ausgegangen, unsern Geschichtschreiber nach den Forderungen zu bemessen, die er selbst an seine Vorgänger macht. Jetzt möchte es zum Schluß nicht unnöthig seyn ihn kürzlich von unserm Standpunkte zu würdigen. Hier stellt sich nun folgende Vergleichung dar: Wie der Künstler zu der scharfen Beobachtung und treuen Nachahmung des in der Natur räumlich gegebenen Wirklichen noch eine mit leiblichen Augen nicht zu erschauende aber vom Naturgeist in den Körpern erzielte Idee in seinem eignen Geiste trägt, und in seinem Werke ausprägt; so soll der Geschichtschreiber außer den in der Zeit ablaufenden und in der Erscheinung hervortretenden Begebenheiten das außer der Erscheinung unsichtbar Waltende erspähen, und nach dieser in den zeitlichen Dingen liegenden Idee die Geschichte auffassen und verfassen; er soll dem Gange des Weltgeistes in den Weltereignißen nachgehen, und dessen Fügung in seiner Darstellung als seinen Leitstern sichtbar machen [14]). — Wie steht nun Dionysius einer solchen Forderung gegenüber, wie löset er diese Aufgabe? Darauf kann ich nach dem, was ich vor wenigen Jahren in diesen Gel. Anzeigen selbst [15]) über seinen nächsten Vorgänger Polybius erörtert habe, ganz kurz antworten: Obschon Dionys als Kunstrichter, in Rhetoren-Schulen gebildet, ganz und gar auf die Form hingewiesen, und die alten großen Meister der Historie vor Augen habend, neben einigen andern Geschichtswerken, auch von dem des Polybius das absprechende Urtheil fällt: „Man könne es nicht bis zu Ende lesen," nämlich wegen seines unclassischen Styles [16]),

11) Frieder. Lachmann, de fontibus Historiarum Livii. I. p. 45 sq.

12) Dionysius gab nämlich im Todesjahr des Mäcenas und des Horatius, 747 der Stadt und 8 vor Chr. G. seine Archäologie in's Publicum, und scheint, nach mehrern Spuren, bald darauf gestorben zu seyn (vergl. Weismann p. 10 sq.).

13) Vergl. Krüger Praefat. ad Dionysii Halic. Historiographica p. XI. sq. und meine historische Kunst der Griech. S. 110 ff. 130 f. 165—168. 205 ff.

14) Vergl. Wilh. von Humboldt über die Aufgabe des Geschichtschreibers, in den Abhandl. der Berliner Akademie der Wissensch. 1821. S. 305 ff.

15) 1845. nr. 48. vergl. die histor. Kunst der Griech. S. 146. ff. zw. Ausg.

16) Wogegen ein christlicher deutscher Philolog im Jahr

so erhebt er sich als Geschichtschreiber doch nicht einmal zu der Höhe, auf welcher Polybius sich seine Weltansicht gebildet hatte, wonach die Hegemonie des Römervolkes nach göttlichem Geschick alle Völker in einen großen Staatenbund zum Heile jedes einzelnen zusammengefügt habe; — eine stoische Idee, die der im Grunde gegen alle Philosophie abgeschlossene Dionysius [17]) nicht zu erfassen und zu handhaben vermochte, und ob er gleich den Herodotus meistens mit einer großen Vorliebe behandelt, und selbst religiös und aller Frivolität abgeneigt ist, wie Plutarchus, so gebricht es ihm doch an der großartigen Religiosität, welche im ganzen Werke des ersteren wie sein Lebensgeist waltet; seine Religiosität ist mehr eine löbliche Gesinnung, die ihm die altfrommen Römer befreundet, und die er auch deßwegen seinen Griechen befreunden will, ohne daß sein geistiges Auge das Römervolk in seiner Welt-Mission zu erschauen und sein Griffel es in diesem großen Beruf darzustellen vermöchte.

Ich habe nun noch einige Proben aus der Archäologie des Dionysius zu geben, wobey ich mich sehr kurz fassen werde, theils weil die neue Ausgabe derselben in der didot'schen Sammlung noch zu erwarten steht, theils weil neuangekündigte Excerpte der griechischen Geschichtschreiber überhaupt demnächst ohnehin zu besprechen seyn werden. In den ganz erhaltenen Büchern dieses Werks ist nach Daunou und Niebuhr der Anfang des siebenten Buchs bereits berührt worden. Es ist dieß die Geschichte der nach Etrurien, Campanien und Sicilien zum Getreidekauf abgeordneten römischen Gesandtschaften, die des Etruscischen Kriegs vor Kuma und des Tyrannen dieser Stadt Aristodemos abentheuerliches Schicksal. Wenn der französische Gelehrte diese letztere Episode einzig in ihrer Art und eben deßwegen verzeihlich findet, so rechnet der Deutsche diese ganze Parthie zum „Liede der Tarquinier," welche dorten als Emigranten lebten und starben [18]); und in der That sind die chronologischen Kritiken des Dionysius gegen seine Vorgänger sehr disparat von den wunderbaren Umständen, die er diesen Erzählungen einmischt, und verrathen griechische Mythologumena, etwa aus Philistus, Timäus u. A. geschöpft.

1732 schrieb: „Der heilige Geist habe sich an den Worten und Redensarten Polybii insonderheit vortrefflich vergnüget, und denselben würdig geachtet, ihn nachzuahmen (S. Herder, in den christlichen Schriften, Riga 1796. S. 182). — Man hat bekanntlich in dem Style des Evangelisten Lukas viel. Polybianisches nachgewiesen.

17) Obschon er von den Stoikern mit Achtung redet, und hie und da stoische Ansichten seinen Urtheilen und Reden einmischt (s. Scholien p. 37—42 und Weismann pag. 10 sq.). Josephus hingegen hält schon fester an stoischen Ideen; aber sein Haupt-Anhalt ist sein Nationalglaube an Jehovah und dessen Weltregierung, auf welchem die Grundansicht seiner Historik beruhete (vergl. diese Gel. Anz. 1848. nr. 119. S. 949—955). — Vom Standpunct der christlichen Philosophie hat ein dritter Freund und Schüler von mir (Professor Ehrenfeuchter in den Götting. Gel. Anzeig. 1848. nr. 120. S. 1191), die Geschichte beleuchtet, aus dessen Betrachtung ich hier zum Schluß einige Sätze mittheile: „Die Geschichte ist Gotteswerk, sie ist aber auch Menschenwerk. Das Normale wäre freylich, daß sie innerhalb der Menschenwelt die reine Darstellung des göttlichen Willens, die Verwirklichung der göttlichen Zwecke sey. Dann würde sie als Menschenwerk zugleich auch Gotteswerk seyn, wie sie es in Christo ist. Ihr gegenwärtiger Verlauf, die Perturbationen in ihrem Gange, die Conflicte und Katastrophen sind eben aus dem Widerstreite zwischen den göttlichen Zwecken und dem menschlichen Wollen und Thun oder der menschlichen Art und Weise ihrer Ausführung zu erklären. — Die Gotteshätigkeit führt die Epochen herbey, die menschliche füllt die Perioden aus. Die Gotteshätigkeit, eben weil sie auf die ganze Gattung sich erstreckt, ist eine stille, geräuschlosere; die menschliche hingegen, weil nie weder ohne die eigene Versuchung mit aufsteigender Selbstsucht noch ohne Kampf mit äußeren feindlichen Mächten, steht im bewegten Vordergrunde, und zieht aller Augen auf sich."

18) Niebuhr beharrt nämlich auch in seinen Vorlesungen (s. I. S. 28 f. der deusch. Uebers.) bey seiner Meynung, daß ein großer Theil der römischen Geschichte aus Gesängen entstanden ist, d. h. aus einem Ganzen lebendiger Volksdichtung (vergl. jetzt Streuber über die älteste Poesie der Römer, in den Verhandlungen deutscher Philologen in Basel S. 110 f.) und ich bin, trotz alles Widerspruchs dagegen, aus guten Gründen ihr selbst zugethan.

Ich begnüge mich, zu dieſer Parthie in einer Anmerkung einige literariſche Nachweiſungen zu geben [19]).

Der Anfang des zehnten Buchs, enthaltend die Bewegungen über die Lex Terentilia wegen der Zwölftafelgeſetze bis zur Verbannung des Quintius Käſo, welchen Grimm in ſeine Synopſis (p. 355 seqq.) aufgenommen, und ſpäter Horſtig beſonders herausgegeben, hat aus einer Vaticaner Handſchrift theilweiſe Aenderungen, worunter Verbeſſerungen, erhalten, wovon ich ebenfalls in einer Anmerkung Proben mittheile [20]).

19) Alſo Dionys VII. 1. *Ἡ μὲν γὰρ εἰς Σικελίαν ἀποδειχθεῖσα πρεσβεία — ἐξέπλευσεν.* (Olymp. 72. 2. vor Chr. 491. im Jahr der Stadt 263. ſ. Clinton Fasti Hellen. I. p. 24 sq. ed. Krüger, vergl. Niebuhr R. G. I. S. 578 f. zw. u. S. 614 dritt. Ausg.). — *Διονύσιος δὲ ὁ πρεσβύτερος — ἄρχοντος Ἀθήνησι Καλλίου μετ' Ἀντιγένην.* Olymp. 93. 3. vor Chr. 406; der Stadt 348. (ſ. Clinton F. H. I. p. 88. vergl. Philisti Fragg. nr. 48. p. 190 ed. Müller. Ephori Fragg. nr. 141. p. 272. Cicer. Tuscul. V. 20. p. 116 ed. Moser). — VII. 2. *Ὁ δὲ τυραννῶν τότε τῆς Κύμης Ἀριστόδημος ἦν — Μαλακὸς — Σηλυδρίας.* Beyde Prädicate verbindet auch Herodot. VII. 153 und Lucian Dialog. Deor. V. 3. — VII. 3. Es folgt die Notiz von Kuma's Gründung (1050 vor Chr.); — der Einfall der Barbaren und die nachher folgende Uſurpation des Ariſtodemos. Olym. 64. 1. vor Chr. 624. (ſ. Clinton I. p. 14. — Gerlach in Paulys Real-Encypl. II. 774. Eckhel D. N. I. p. 211. Mionnet. I. p. 114 und Suppl. p. 238 sq.) — *ὡς τοῦ δαιμονίου ταπεινὰ μὲν τὰ ἐκείνων μετέωρα θήσοντος, ὑψηλὰ δὲ τὰ δοκοῦντα σφῶν ταπεινά.* ſ. Longin de Subl. III. 2 mit den Auslegern. Die Sentenz iſt ganz herodoteiſch. (Herodot. I. 5 mit Dahlmanns u. meinen Nachweiſungen p. 16 ed. Bähr et Cr.).

20) Scriptorum veterum Nova Collectio Vatic. Tom. II. p. XVIII. Ich gebe die Varianten nach dem Text in dem Abdruck: Ex Dionysii Hal. Archaeologiae Romanae Lib. X. cap. I—VIII explanavit Joh. Sam. Horstigius Lips. 1790.

Cap. I. Pag. 1. — *ἣν ἐνίκα στάδιον Τορύμβας* Horstig. — *Ῥύμβας* cod. Vatic. *Τορύλλας* Diodor. XI. 77. p. 434. ed. Dindorf. — *Φρασικλίους* Horst. — *Φρασικλίος* Vat. Spilburg beſſerte mit Recht: *Φρασικλείδου* und, ſo geben aus Handſchriften des Pauſanias VI. 5. p. 366 Schubart und Walz. vergl. Clinton F. H. I. p. 44. ed. Krüger.

P. 2. — *καὶ Σερούϊος Σουλπίκιος* Horst. — *καὶ Σερουιλίου* Vat. Die Jahresangabe iſt: Olymp. 80. 1. vor Chr. 460 (461); J. d. Stadt 293. Es folgt Cap. II. p. 11. Horst. das Prodigium, welches Livius III. 10 mit den Worten anfängt: „inter alia prodigia et carnem pluit.“ Der Vaticaner Epitomator leitet ſo ein, nach Anführung der Conſuln dieſes Jahrs: *γέγονε μὲν καὶ ἄλλα τέρατα, καὶ νιφετὸς δὲ ἐξ οὐρανοῦ κατίσκηψεν εἰς τὴν γῆν πολύς* (den Artikel hat Horſtig nicht).

P. 12. *ἀλλὰ σαρκῶν θραύσματα — προσπετόμεναι πτερωτῶν* Horst. — *προσπετόμενα πτερωταὶ* Vat.

P. 13. lin. 1. *τὰ δ' ἐπὶ γῆν ἐνεχθέντα* Horst. — *τ. δ' ἐπὶ γῆς ἐνεχθ.* Vat.

P. 13. lin. 4. *διαλυόμενα* Horst. — *διαλυόμεναι* Vat.

P. 13. lin. 6. *οὐχ οἷοί τ'ἦσαν συμβαλεῖν* Horst. — *συμβαλεῖν οὐκ εἶχον* Vat.

P. 14. lin. 1. 2. *ὅτι πολεμίων ἀλλοεθνῶν παρελθόντων εἰς τὸ τεῖχος* Horst. — *ὅτι π. ἀ. ἐφοδος γενήσεται ἐπὶ τὴν πόλιν.* — Womit der Auszug ſchließt. — So viel aus Nr. 2 (ſ. oben); woraus ich nur noch eine kleine Probe am Schluße geben werde, da dieſe von Angelo Mai ſchon 1817 und zum zweytenmal 1827 herausgegebenen Fragmente bereits vielfältig beſprochen worden ſind.

Zu dem zwölften und folgenden Büchern, woraus Angelo Mai aus dem Titel de Sententiis eine Reihe von Excerpten ſchon zweymal bekannt gemacht hatte, gewinnen wir nun durch Herrn Feder aus einem Escurial-Codex unter dem Titel de coniurationibus eine neue Reihe von Auszügen aus denſelben Büchern des Dionyſius.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1) Cours d'Etudes historiques.
2) Scriptorum Veterum Nova Collectio.
3) Fragmenta Partim Inedita.
4) Excerpta e Polybio, Diodoro, Dionysio, Nicolao Damasceno.
5) Fragmenta Historioorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Da mir durch gütige Mittheilung des Herausgebers dieser neuen Sammlung, deren Titel ich oben unter Nr. 4. angegeben habe, sieben Bogen vorliegen, so beeile ich mich um so mehr von den Excerpten aus unserm Geschichtschreiber das bereits Erschienene hier vorläufig zu besprechen, als durch Ungunst der Zeiten diese Ausgabe vorläufig unterbrochen worden ist, und den Bericht über die Excerpte aus Polybius, Diodorus u. A. bis zu der Zeit aufzusparen, wo wir die Anzeige des zweyten Bandes der Historicorum graec. Fragmm. ed. Carol. Müllèri, Paris ap. Firm. Didot 1848 damit verbinden können [21]).

Dionysii e libris Archaeologiae inde a XII.

Pag. 41 sqq. Eine ausführliche Erzählung von den Getreide-Spenden des römischen Ritters Spurius Mälius in der Hungersnoth (a. u. 315. ante Chr. 439), von seiner Demagogie, Verfolgung und Ermordung. Feder macht zuerst auf die auch hier zu bemerkende Ausführlichkeit des Dionysius im Vergleich mit Livius IV. 12 sq. aufmerksam, weiset auf Zonaras und andere Schriftsteller hin, bemerkt richtig, daß Cicero an den verschiedenen Stellen, wo er des Sp. Mälius gedenkt, verschiedene Standpunkte nimmt, und zeigt endlich, daß diese Erzählung des Dionysius, die im 12. Buche der Archäologie gestanden, so weit sie von Angelo Mai aufgefunden und in der Nov. Collect. Vatic. II. p. 465 sqq. edirt worden, mit dieser aus dem Escurial-Codex herausgegebenen einen kleinen Theil gemeinschaftlich habe. — In Betreff der Urtheile der Schriftsteller über Sp. M., welche Feder anführt, muß man mit W. Teuffel (in einem guten Artikel in Pauly's Real-Encyclop. IV. S. 1355.) noch auf Niebuhr verweisen, der in der R. G. II. S. 470 ff. keinen Beweis seiner Schuld erkennt, als daß er sich weigerte, der Vorladung des Dictators Folge zu leisten, und vermuthet, das wahre Bestreben jenes Ritters sey gewesen, den Patriciern die Theilung des Consulat's abzunöthigen [22]).

---

21) Aber s. jetzt den Anhang zu dieser Anzeige am Schluß.

22) Zu Feder's Noten p. 41 über die gezwungene Namenserklärung bey Cic. pro domo 38. über die natürliche bey Varro de L. L. V. 35. p. 44. ed. Egger und über die Varianten: *Mállios*, *Málios*, *Mánios*, Maelius, Melius, bemerke ich erstens, daß im Diodor. XII. 37 auch Dindorf p. 435 *Maílios*, hat wie Feder im Dionys aus dem Cod. Escor. und wie Döhner im Plutarch. Brut. 1. p. 1173; wo Sintenis Tom. IV. p. 138 noch *Málios* beybehalten hatte; zweytens, daß K. L. Struve (über Ang. Mai's Bruchstücke

Pag. 45. lin. 15 wird nach der Angabe, daß Minucius im Senat gesprochen habe, dieser Vortrag selbst nicht mitgetheilt, sondern mit den Worten: *Ζήτει ἐν τῷ περὶ δημηγοριῶν* auf diesen andern Excerptentitel vom Eklogar hingewiesen. Dagegen bemerkt Feder p. 48. zu lin. 5. *δημηγορήσας*, es sey, wenn man Livius IV. 15. vergleiche, und des Dionysius Gewohnheit erwäge, auch auf die Spur in den Collect. Vat. p. 465. merke, wo Anfangsworte einer Rede des Cincinnatus gegen den bereits gefallenen Mälius stehen, keineswegs wahrscheinlich, daß Dionysius hier nicht einer Rede des Dictators Raum gegeben haben solle, und es scheine daher diese Auslassung nicht sowohl vom Eklogar verschuldet zu seyn, der wie oben bey des Minucius ausgelassener Rede, auf den Titel *περὶ δημηγοριῶν* verwiesen haben würde, als vielmehr vom Abschreiber. — Hierbey führe ich die Anfangsworte von Giordani an (Lettera al Abate Canova sopra il Dionigi trovato dall' Abate Mai, Milano 1817. p. 44.) an: „Dove poi io ho segnato una stella, e i codici (al solito loro) non danno minimo indizio che nulla manchi, entrano (vedi salto!) nella invettiva di Cincinnato contra Spurio Melio già ucciso; e vi entrana consenso pure imperfetto: e qui commincia appunto la parte pubblicata dal Mai" etc. Ausser Giordani haben bekanntlich Ciampi, E. R. Visconti und nachher Struve und Niebuhr über jene Excerpta Dionysii ed. A. Mai sich erklärt, und diesen bestimmt, seine unrichtigen Meinungen über diesen Fund zurückzunehmen (S. Praefat. ad Nov. Collect. Vatic. p. XVII.). P. 48. lin. 12. sqq. folgt nun eine interessante Kritik des Dionysius über seine Quellen: So hätten, sagt er, die ihm für die glaubwürdigsten geltenden Schriftsteller über den Tod des Mälius berichtet; nun müsse er noch einen andern Bericht anführen, den die einheimischen Geschichtschreiber Cincius und Calpurnius geben, [23]) nach welchem weder Quintius zum Dictator noch Servilius zum Magister Equitum ernannt worden, sondern die in der Curie versammelten Senatoren hätten der Anzeige des Minucius sofort Glauben geschenkt, und als einer der älteren auf den Tod des Mälius ohne weiteres Urtheil angetragen, so wäre Servilius als ein junger handfester Mann mit der Vollziehung beauftragt worden. Dieser habe den aus einer Volksversammlung kommenden Mälius unter dem Vorwand einer geheimen Mittheilung bey Seite geführt, und mit einem unter dem Aermel verborgenen Dolch erstochen. Die herzueilenden Begleiter des Mälius hätten sich durch seine Erklärung, die That sey eine vom Senat befohlne, zufrieden stellen lassen, und so sey er mit blutiger Waffe in der Hand in dem noch versammelten Senat erschienen [24]).

II. p. 50. Dieses Excerpt enthält eine ausführliche aber in der Mitte ohne Andeutung einer Lücke abgebrochene Erzählung des im Jahr der Stadt 412,

des Dionysius von Hal. S. 18) im Vaticaner Fragment XII. 1. so corrigirt: — *τόπον οὖν τινα, Αἰκον Μήλιον* (statt des bloßen *Μήλιον*) *ἐξ ἀρχῆς κληθέντα ὕστερον συμφθαρέντων ἀλλήλοις κατὰ τὴν εἰς μίαν λέξιν συνεκφοράν* (statt *κατὰ τὴν μίαν ἐκφοράν*) *τῶν ὀνομάτων Αἰκυμήλιον ἐκάλεσαν.* — Andere schöne Bemerkungen über die hier vorkommenden Namen und glückliche Textesverbesserungen Feder's muß ich der Würdigung gelehrter Leser überlassen, und auf dessen Note zu p. 49. l. 17. verweisen.

23) Beyde führt Dionys A. R. I. 6. 7. mehrmals an. L. Cincius Alimentus hatte Roms Geschichte bis zu Anfang des zweyten punischen Kriegs in griechischer Sprache geschrieben de Luciis Cinciis scripsit, fragmenta ed. M. Hertz Berol. 1842. Ueber L. Calpurnius Piso Frugi haben wir ebenfalls neulich eine Monographie erhalten: De L. Pisone Annalium scriptore scrips. Liebalt. Numburgi 1836. Niebuhr, Vorlesungen I. S. 59 f. bezeichnet diesen Piso als den ersten Veranlasser von Verfälschungen in der röm. Geschichte.

24) Es folgt hierauf die Bemerkung, wie Servilius seitdem den Beynamen Ahala (Ala) erhalten, weil er jenen Dolch unter der Achsel verborgen habe: *ὑπὸ μάλης*, sub ala (axilla) mit der Erklärung *ἄλας γὰρ καλοῦσι Ῥωμαῖοι τὰς μάλας*, wie unser Kritiker die verderbte Schreibart der Handschrift mit Recht verbessert hat not. 13; womit man Xenoph. Hell. II. 3. 16. *ξιφίδια ὑπὸ μάλης ἔχοντας* und ähnliche Stellen vergleiche, ferner das subalare telum beym Cornel. Nep. Alcib. 10; wie denn auch Cicero Philipp. II. 11. auf jene Entstehung des Namens Ahala anspielt. — Es folgt beym Dionysius weiter die Etymologie des

vor Chr. 342. von den römischen Besatzungstruppen in Capua gemachten Versuchs nach Vertreibung der Campanier sich in den Besitz dieser herrlichen Provinz zu setzen; eine Verschwörung, welche nachher der Dictator M. Valerius Corvus vereitelt; in Folge dessen die Eintracht wieder hergestellt wird. Letzteres erfahren wir aber nur aus dem ausführlichen Bericht des Livius VII. 38—42 [25]).

Den Inhalt von No. III. giebt unser Herausgeber (p. 54) bündig und schön so an: Agitur de bello adversus Latinos Campanosque suscepto, T. Manlio tertium et P. Decio Consulibus a. u. 414 (340 a. Chr.), in quo patriae salutem ille filii vitâ, hic suâ antiquiorem habuit, mit Verweisung auf Livius VIII. 6. — Wenn er aber dabey die Meinung äußert, es komme in dieser Erzählung nicht das Geringste von Verschwörungen (nihil insidiarum) vor, und der Eklogar habe dieses Fragment wohl nur deßwegen in diesen Titel *περὶ ἐπιβουλῶν* aufgenommen, weil in diesem No. III. nochmals der Römerverschwörung in Campanien (No. II.) Erwähnung geschehe; — so kann ich ihm darin auf keine Weise beypflichten; denn auch dieser ganze Lateinisch-Campanische Krieg, so wie der darauffolgende, wird ja gleich von Anfang als eine treulose bundbrüchige Verschwörung gegen die Römer dargestellt. Man höre was Livius VIII. 3 sagt: „Quod responsum — Campanos metu abalienavit: Latinos ferociores fecit. Itaque, per speciem adversus Samnites belli parandi crebra concilia indicentes, omnibus consultationibus inter se principes occulte Romanum coquebant bellum. — Sed quamquam omnia de industriâ celabantur — indicia coniurationis eius Romam emanarunt;“ und der ganze Verfolg der Erzählung ist ja im Tone der gerechten Entrüstung Roms über eine hinterlistig angelegte Verschwörung gehalten. — Weiterhin giebt der Herausgeber treffliche Verbesserungen der fehlerhaften Stellen des Codex, der die Rede des Consul Manlius an die Soldaten nicht mittheilt, sondern auf die Titel von den Kriegslisten und von den Volksreden so wie auf die Erzählung vom Zweikampf des jüngern Manlius verweiset.

IV. p, 56. beginnt die von Polybius (I. 7.) und Andern berührte Erzählung von Rhegium, Messana und von den Mamertinern. Da aber die mir von Herrn Feder mitgetheilten Bogen hier abbrechen, so kann ich vor jetzt nicht weiter berichten; das bereits Gegebene wird aber hinreichen, die Verdienste des gelehrten Herausgebers zu würdigen.

Beym sechszehnten Buch des Dionysius beschränke ich mich auf Eine Bemerkung: Es wurde bereits schon oben angeführt, daß Angelo Mai in der zweyten Ausgabe seiner Fragmente der Archäologie des Dionysius seinen Anfangs viel zu hoch angeschlagenen Werth seines Mailänder Fundes auf die Erinnerungen der Kritiker im Ganzen beträchtlich herabzusetzen veranlaßt worden sey. Daß er aber auch im Einzelnen verschiedene unrichtige Erklärungen hat zurücknehmen müssen, davon mag hier ein einzelnes Beyspiel folgen. In der ersten Ausgabe XVI. 6. hatte er die *ἐντοίχιοι γραφαί* für auf Eichenholz eingegrabene Charaktere der Pränestinischen Orakel erklärt, und zwar fälschlich, wie ich schon in einer Anmerkung zu Cic. de Divin. II. 41. p. 447 ed. Moser. nach Visconti ange-

---

örtlichen Namens Aequimelium, wozu man das oben p. 41 zum Text und zu den kritischen Erläuterungen des Herausgebers beygebrachte vergleiche: und am Schluß die Nachricht, daß der Senat wegen jener Anzeige dem Minucius eine Statue zuerkannt habe (p. 50. vergl. Feders Anmerkung zu lin. 2).

25) Der Herausgeber läßt den Namen des Consuls: *Μαρκίου ῥουτύλλου* stehen, was Billigung verdient, und bemerkt, daß man auch im Diodor XVI. 82. *Ῥούτιλος*, statt *Ῥουτίλιος*, wieder hergestellt habe (s. jetzt Vol. II. p. 121 ed. L. Dindorf; wie jener Consul denn auch beym Livius Marcius Rutilus heißt.). — P. 51 zu lin. 4 sqq. wird bemerkt, wie Dionysius in der öfteren Lobpreisung Campanien's sich gefalle. — Es folgen tüchtige kritische Erörterungen über die hernach vorkommenden Länder- und Völkernamen. P. 53. ist die Verbesserung *ἤδη παρειλῃφότι*, statt *παρειλῆφθαι ὅτι*, mit Recht in den Text aufgenommen worden, und eben daselbst ist die grammatische Anmerkung über die Construction auszuzeichnen. Zur Sacherklärung ist auf Appian's bell. Samnit. 5. verwiesen; welcher, gelegentlich bemerkt, in seinen drey ersten Büchern des Dionysius Archäologie fleißig ausgeschrieben hat.

deutet habe. — Jetzt hat er diese Deutung in der Nov. Collect. Vatic. II. p. 500 auch selbst zurückgenommen. Weil diese Stelle recht deutlich zeigt, wie viel wir an den untergegangenen Büchern dieses Werks des Dionysius verloren haben, so will ich hier, nach E. G. Visconti zuerst den wahren Sinn dieser Stelle angeben, und dann meine Uebersetzung dieses leider nur sehr kurzen Fragments angeben. Dionysius hatte von den Wandgemälden gesprochen, welche Fabius Pictor im Jahr der Stadt 451. auf eine meisterhafte Weise im Tempel der Salus gefertigt hatte (vergl. Liv. X. 1. Plin. H. N. XXXV. 4. 7. K. O. Müller im Handb. d. Archäol. d. K. 5. 182. 2. S. 192. zw. Ausg. und Walz in Pauly's Real-Encyclop. III. S. 403). Die Stelle aber lautet so: „Die Wandgemälde waren in ihren Umrissen sehr genau (von feiner Zeichnung), in ihren Farbenmischungen lieblich, und hatten das heiter Blühende, frey von aller Zuthat des sogenannten gemeinen Malerpinsels (παντὸς — ῥώπου, der schlechten Farben der gemeinen Maler. S. Photii Lex. gr. p. 366 u. Salmas. Exercitt. Plin. p. 739. E.) No. 3). Zu dem zwanzigsten oder letzten Buche der Archäologie des Dionysius hatte uns bereits der Mailänder Codex schätzbare Exerpte geliefert, besonders zum Leben des Pyrrhus, in welchem Plutarch, neben Hieronymus von Kardia unsern Dionysius als seinen Führer bezeichnet (s. Heeren, de fontibus Vitarum Plutarchi pag. 72 seqq. vergl. Nov. Collect. Vatic. II. p. 505 seqq.). — Jetzt gewinnen wir aus einer Athos-Handschrift durch Mynoides Minas ein neues Stück, wodurch eine Lücke in den Mailänder Excerpten ausgefüllt wird s. im Eingang den Titel unter No. 3. Es ist die Beschreibung der Schlacht des Pyrrhus bey Asculum gegen die Römer [26]).

Aus diesen Proben wird der Leser sich überzeugen, daß wir neuerlich treffliche Beyträge zu einer neuen wünschenswerthen Ausgabe des Dionysius theils gewonnen theils auch noch zu hoffen haben.

Creuzer.

Nachtrag.

Wenige Tage nach Abfassung obiger Anzeige erhielt ich Nro. 5., dessen Titel ich im Eingange sehr abgekürzt habe, weil vorerst nur berücksichtigt werden kann, was auf Dionysius von Halikarnaß sich bezieht. Hier nur so viel: Mit Ausnahme der Fragmente griechischer Geschichtschreiber, die Hr. Karl Müller im Jahr 1841 in dieser Pariser Sammlung herausgegeben und der des Ktesias, die er der Ausgabe Herodots von Wilhelm Dindorf 1844 ebendaselbst beygefügt, und worüber ich bereits damals berichtet habe, hat er jetzt in diesem zweyten Bande der Fragmente angefangen, unter zwey und siebenzig Numern Alles zusammenzustellen, was sich von den Incunabeln der griechischen Historik an von Bruchstücken auftreiben ließ, bis auf die Zeit des Ptolemäus Philadelphus; denen sodann in einem dritten Bande, welchen Hr. K. M. noch vor Jahresschluß herauszugeben hofft, die Fragmente der nachfolgenden Geschichtschreiber mit den nöthigen Sach- und Personen-Registern sich anschließen werden. Da Referent, aufgefordert vom Herausgeber und vom Verleger, über beyde Bände ausführlich berichten wird, so begnügt er sich vorjetzt, dem Ersteren die Bewunderung seines ausdauernden kritischen Fleißes und dem Letzteren die dankbare Anerkennung der großen Opfer, die er in einer solchen Zeit der Wissenschaft darbringt, auszudrücken, und wendet sich sofort zu Dem, was dieser Band für den Halikarnasser Dionysius enthält.

(Schluß folgt.)

26) S. Caroli Mülleri Praefatio zu den Fragg. partim inedita ad calc. Flavii Josephi ed. Guil. Dindorf. Paris Didot. 1847. p. 3; welche sechs Capitel p. 7—11 nach den Excerpten in der Nov. Collect. Vatic. nach cap. 61 p. 520. einzurücken und mit Plutarchi Pyrrh. cap. 21 zu vergleichen sind. Zum Text haben die Herrn Dübner und Minas mehrere kritische Anmerkungen geliefert.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Joh. Matthias Firmenich. Berlin 1848.

Schon früher einmal, bey Besprechung von Bernhardi's deutscher Sprachkarte 1844, Sp. 573 der Gelehrten Anzeigen, haben wir diese Sammlung willkommen geheißen. Was seitdem so überraschend im öffentlichen Leben des großen Vaterlandes vorgegangen, und gerade jetzt in gährender Gestaltung begriffen ist, gilt uns als Aufforderung, noch einmal und mit Mehrerm auf sie zurückzukommen.

Ein einiges Deutschland ist das große Wort, das nun endlich von der Maas zum Niemen, von den Alpen bis zum Belt von tausend Zungen ertönt. Ein Deutschland hat man nie, auch unter den zersetzendsten politischen Verhältnissen zu kennen verlernt. Als fast alle Merkmale dieses Begriffes Deutschland in Frage gestellt waren, stand, und wird ohne Zweifel für und für unerschüttert fest stehen das der Sprache; und gerade mit ihr, der Sprache, hat sich zum Glücke des Ganzen seit einigen Jahrhunderten das entschiedene Gegentheil zugetragen von Dem, was in der Politik geschehen, hat sich zugetragen, was auch in politischer Hinsicht herbeyzuführen eben der Sinn jenes großen Wortes ist.

Nicht bloß der Mann von der Etsch und der von der Schley, sondern auch Manche aus sich viel nähern Gauen, die, beyderseits nur ihres heimathlichen Dialektes mächtig, mit einander zu verkehren haben, können sich nicht ohne einige Mühe einander verstehen, aber sie verstehen sich mit dieser Mühe denn doch bald, sie erkennen, daß dieser jenem schon ganz anders als einem Dänen oder noch entschiedener einem Wälschen gegenüber stehe, daß sie beyderseits Einem Volke angehören, daß sie Deutsche seyen.

Dieses Erkennen, zu welchem in den niedern mehr haussitzenden Schichten der Gesellschaft nur gelegenheitlich Anlaß werden kann, findet sich in den höhern schon seit Jahrhunderten zum lebendigsten Bewußtseyn erwachsen. Und aus diesem Bewußtseyn wie aus der Nothwendigkeit, ein möglichst weit reichendes Mittel des Verständnisses zu haben, ist, gerade während eine frühere politische Einheit mehr und mehr in Trümmer gieng, ohne irgend eine Gewaltsamkeit, ja ohne alle Berathung etwa auf Congressen, aus Zuthaten sowohl der obern als der niedern Lande endlich die den Gebildeten aller Gaue gemeinsame deutsche Schriftsprache hervorgegangen.

Hat dieses Band, seiner Natur nach ein geistiges, Anstößen mehr materieller Art zu widerstehen gehabt, so hat es doch nur nachgegeben; es entzwey zu hauen hat kein Schwert eines Gewaltigen vermocht. Und in diesen Tagen sehen wir es selbst auf dem materiellen Gebiete seine einigende Zauberkraft üben. Aufs neue ist die Ueberzeugung lebendig geworden, daß den Völkern gegenüber, die nicht durch ähnliche geistige Bande allein, sondern auch durch politische zu gewaltigen einigen Massen ver-

bunden sind, zu dem blos geistigen Bande eben auch noch ein materielles kommen müsse, ein Band, das jenem geistigen in jeder Beziehung, vorzüglich in der gleich seyn kann, daß den Fremden gegenüber Alle sich an demselben halten, wenn sich auch die Einzelnen durch gewisse Fäden desselben unter sich näher verbunden fühlen mögen.

Liegt die Hauptstärke eines solchen geistigen wie politischen Bandes in dem Gemeinsamen, in den seine ganze Länge durchziehenden Fäden, die wir nach einem sich immer mehr geltend machenden Symbol den schwarzrothgoldnen Zettel nennen wollen, so sind nicht minder nothwendig und tragen nicht minder zur Festigkeit bey diejenigen, die, wie verschieden sie seyen an Farbe, den Einschlag bilden und dem Ganzen den Reitz des Mannichfaltigen in der Einheit verleihen. Während wir das eine dieser Bänder noch immer unvollendet auf den politischen Webstuhl gespannt sehen müssen, fühlen wir uns von dem andern naturwüchsigen mächtigern längst freudig umschlungen. Sein schwarzrothgoldner Zettel ist die gemeinsame Schriftsprache, reich an Schätzen, die in ihr niedergelegt sind; sein Einschlag reich an besondern Farben aller Art sind die Dialekte. Diese zu lebendigerer Anschauung zu versammeln und zu allgemeinerm Bewußtseyn zu bringen ist die schöne, die heute mehr als je zeitgemäße und dankenswerthe Aufgabe, die sich der Verfasser unses Buches gesetzt hat.

Es liegt uns in dieser nunmehr auf 544 Großoctavseiten des ersten und 136 eines zweyten Bandes angewachsene Sammlung ein Unternehmen vor, das, auch nur nach der Schwierigkeit der Durchführung bemessen, ein nicht gewöhnliches heißen darf. Nicht neu zwar ist der Gedanke, von der Art und Weise, wie die gemeinsame deutsche Sprache auf ungeschulter Volkszunge verschiedener Gegenden ins Leben tritt, durch kleine Texte eine Vorstellung zu gewähren. Man hat namentlich für besonders zweckmäßig gehalten, die verschiedenen mundartischen Formen an einem und demselben Texte anschaulich zu machen. So an dem Vaterunser, an den Parabeln vom Säemann, vom verlornen Sohne. Allein solche beschränkte Textstücke müssen sich immer mehr oder minder ungenügend erweisen, wo es darauf ankommt, alle die Fälle darzubieten, in denen sich das Bezeichnendste jeder Mundart kundgeben kann. Auf der andern Seite gehört eine große Selbstverläugnung des Lesers, auch eines solchen, der für Formen als Formen Sinnes genug hat, dazu, sich diesen leeren Formen zulieb, durch ein unaufhörliches Einerley hindurch zu arbeiten. Das hatte schon Radlof gefühlt und seinen „Sprachen der Germanen“ einen „Musterſaal aller teutschen Mundarten“ nachgesendet, in welchem, wie in J. S. Vater's „Proben deutscher Volksmundarten“ ein ganz anderes Verfahren, so ziemlich das der vorliegenden Sammlung, eingehalten ist, die aber jene beyden theils an Vollständigkeit, theils was gleichförmige Durchführung und Verlässigkeit betrifft, weit hinter sich läßt. Ihre einzelnen Stücke sind eben so viele kleine Genrebilder, die einen Einblick thun lassen in das häusliche und öffentliche Treiben der verschiedenen Bevölkerungen, in ihre Liebhabereyen, Wünsche und Klagen. Kindliches wechselt mit männlich Verständigem, Frohes mit Betrübtem. Doch weit vorherrschend ist ein gesunder nie ins Derbere fallender Humor. Sie ist eine Nationalgallerie ihrer Art. Ihre Ausstattung hat der Sammler, selber mehr dem Norden angehörig, vom Norden aus, gleichsam zuerst an der Nordwand, begonnen. Diese trägt Bilder aus den deutschen Küstenlanden an Nord- und Ostsee, von Westen nach Osten laufend, indem sie zur Zeit gegen Westen hin noch leer gelassen ist für verspätete Zusendungen aus Brabant, Flandern und dem Königreich der Niederlande. Wenn der Sammler nicht auch den höhern, zumtheil überseeischen germanischen Norden, den skandinavischen, in seinen Bereich gezogen, so liegt der Grund ohne Zweifel in dem engern Begriffe, auf den er den Gesammtnamen Germania, nach dem Beyspiel Einiger von eben jenen Nordbewohnern, beschränkt wissen will. Indessen auch für eine solche Ergänzung könnte ja nach der Hand, wie für die erwähnte im Westen noch Rath werden. Der unselige Zwist, der in diesem Augenblick uns Deutsche von jenen Stammesbrüdern trennt, kann und darf ja nur eben ein vorübergehender seyn. In der That, wenn wir uns gleich den ersten Stücken dieser Gallerie, denen aus der Insel Sylt, gegenüber stellen, sehen sie uns nur um weniges unverständlicher an, als es wohl andre aus

dem dänischen Jütenlande thun würden. Und wenn so die verkümmerten Reste des Altfriesischen in die Sammlung fallen durften, so mochten es mit kaum minderm Rechte die in den nordischen Reichen zwar ungleich besser gepflegten, aber vom Festland aus vielfach durchsetzten Altskandinavischen.

Machen wir uns eine richtige Vorstellung von den Seiten, nach welchen die Sammlung sich vaterländischen Lesern empfehlen werde, so dürfte sie die Mehrzahl derselben nicht so fast dadurch ansprechen, daß sie in ihrer Weise belehrend, als eben dadurch, daß sie, wie keine der bisherigen, wesentlich unterhaltend ist.

Einen Begriff von der unterhaltenden Seite zu geben vermögen wir kaum auf bündigere Weise, als indem wir, nach der Reihenfolge der Stücke, deren Ueberschriften aufführen, welche zugleich einen Vorschmack der jedesmaligen Sprechart gewähren. Uns kommt dabey vor der Hand trefflich zustatten die so zweckmäßige als vollkommene Weise, in welcher der Sammler für jeden Leser, dem es an Lust, Zeit oder Gelegenheit gebricht, mittels Grammatik und Wörterbuch, auch wenn es deren für alle Mundarten gäbe, sich selbst das nöthige Verständniß zu schaffen, dadurch gesorgt hat, daß Seite für Seite in numerirten Noten alles minder Verständliche schriftdeutsch gegeben wird, Noten, deren vom Syltischen ab, und schon beym Helgoländischen, immer wenigere nöthig werden, selbst für einen Oberdeutschen, der sich einigermaßen in die bald abgemerkten Hauptabweichungen der niederdeutschen Mundart von der seinigen gefunden hat.

S. 1. Insel Sylt (Söl'). Di Uurs-Leedti, fan en Jungdreng, das Frühlingslied, von einem jungen Seefahrer. | Di Harewst-Leedti, fan en Jungfaamen, das Herbstlied, von einem jungen Mädchen. | Di Wundter-Leedti, das Winterlied. | Di Seemans Klaag-Soong, der Klaggesang des Seemanns. | Di ual' Jungdreng, der alte unverheirathete Seefahrer. | En Brölleps Leedti, ein Hochzeitlied. | Di Faamnens miist Sennigheid, der Mädchen meistes Sinnen.

7. Insel Helgoland. Di swaar Wonter twesken 1840 en 1841 iihp Helgolunn, der schwere Winter zwischen 1840 und 1841 auf Helgoland. | Sömmer- en Harrews-Feskerleed uhn Helgolunner Spröek, Sommer- und Herbstlied in H.Fischer Sprache. | Die Armen, diar jamm sallew tröste ühp Helgolunn, die Armen, die sich selber trösten auf H. | Di tofreden Helgolunner uhn sien Lewfk, der zufriedne H. an sein Liebchen. | Di tofreden Helgolunnerin herr Antwort, ihre Antwort. | Gespröek twesken en Bad'gast en'n Helgolunner. | En Tweskenspröek änner en Sköel Luatsen uhn di Harrews bi Ühppassen, wanner Skeppen uhn Secht köhm, ein Zwischengespräch unter einer Anzahl Lootsen im Herbst beym Aufpassen, wenn Schiffe zu Gesicht kommen.

15. Ostfriesland. De twee Königskinner, die zwey Königskinder. | Wegenleed, Wiegenlied. | West liistig, seyd lustig. | Moi Hanne, schön Hannchen. | An de Eene de ick meene. | De Orsaak van't Flöken, die Ursache vom Fluchen. | Dat Recept. | Sprüchwörter und Redensarten. | Aventüür van de Paster Schmulke un sien Mester (Schulmeister) Bakel.

23. Herrschaft Jever. Dat Seewief (Seeweib). | De Banter Karkhof, der Banter Kirchhof. | Wallgank, Hexenritt. | Ik blief siens un he blift miens, ich bleibe die seinige und er bleibt der meinige.

31. Bremen. De letzte Dauz. | Dat ehliche Gluck. | De Sunndag un de Sunnavend (nach Hebel). | Erlkönig (nach Göthe). | Sinnsprüche u. dgl.

35. Angeln. Angeln un de Angler (mundartliche Beschreibung dieser ehmaligen Heimat der Angelsachsen).

40. Insel Fehmarn. Dat Fehmarsche Leed.

41. Kiel. De Grotenflimbecker Buern (Bauern) vörtellt (erzählen) sick wat vun't Lotterie-Spill un den Düvel. | De Gr. Buern gaat dem Volksbaden to Lief, gehen dem Volksboten (einem Zeitblatte) zu Leibe.

44. Eutin. De Möller (Müller) von de Braker-möhl.

45. Segeberg und Oldesloe. Bauerngespräch.

47. Holstein (Dithmarschen). Den bloodtüügn för unsen Gloohm Henrick van Zütphen siin Saak (Proceß), Arbeid, Lydn un Dood, in Dithmarschen beschrehbm van Claus Harms (10 Capitel). | Lieder und Volksreime der Holsteiner.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Cours d'Etudes Historiques.
2) Scriptorum veterum Nova Collectio.
3) Fragmenta Partim inedita.
4) Excerpta e Polybio, Diodoro, Dionysio, Nicolao Damasceno.
5) Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Schluß.)

Zuvörderst, in der Praefatio pag. III, werden einige Nachlässigkeiten gerügt, welche Valesius in den Excerpten aus dem Turiner Codex sich zu Schulden kommen lassen, und durch Varianten, nach einer neuen Revision der Reiske'schen Ausgabe T. IV. pag. 2309 in einer Anmerkung berichtigt. — Es folgt pag. IV. sodann die Notiz der Escurialhandschrift, woraus die hier mitgetheilten Excerpte der Werke des Polybius, Diodorus und Dionysius entnommen sind, die des Nikolaus von Damaskus aber für den dritten Band dieser Sammlung vorbehalten werden. Die des Dionysius will der Herausgeber denen angereiht wissen, welche er neulich als Anhang zum Flavius Josephus aus dem Titel der Constantinischen Excerpte περὶ στρατηγημάτων herausgegeben habe (s. zu Anfang dieser Anzeige Nr. 3.). Wenn der Titel dieser neuesten Excerpte (Nr. 5.) in der Escurialhandschrift so lautet: περὶ ἐπιβουλῶν κατὰ βασιλέων γεγονυιῶν ἐκλογαί, De insidiis, quae Regibus structae sunt Excerpta, so muß man die Abkürzung billigen, welche Feder diesem Titel gegeben hat: περὶ ἐπιβουλῶν (s. Nr. 4.); indem ja diese Verschwörungs- und Revolutionsgeschichten keineswegs allein Könige, sondern auch andere Staatshäupter und Feldherrn, ja Republiken selbst betreffen.

Was nun die von Hrn. K. W. hier mitgetheilten Fragmente des Halikarnassers Dionysius betrifft, so bemerkt man, daß er im Escurial-Codex Verschiedenes anders gelesen hat als Hr. Feder. In den Anmerkungen hat sich jener weit kürzer gefaßt, indem er sich meistens auf Anführung der Parallelstellen beschränkt, während dieser sich bey jedem Except auf eine ordentliche, obschon gedrängte, historisch-kritische Erörterung einläßt. Uebrigens zeigt mir jetzt die Vergleichung der beyden Ausgaben dieser Eklogen, daß der vierte Artikel, mit dessen Anfang (Nr. IV. p. 56 ed. Feder) die Druckbogen dieses Letztern mir ausgegangen, auch im Codex selbst den Schluß bildet. Es ist dieß ein Zwischen-Act der römischen Kriege mit Pyrrhus und ein Gegenstück des Verraths der Mamertiner; ergänzt auch die kürzeren Nachrichten bey Polybius, Diodor, Appian, Livius und die von A. Mai edirten Excerpte (S. Feders und K. Müllers Einleitung). Nämlich im Jahr d. St. 473 (472), vor Chr. 281. 280, hatte ein Campanischer Häuptling Decius, zum Schutz der Stadt Rhegium von den Römern in Besatzung gelegt, durch schändlichen Verräth sich jener bemächtigt, die Männer ermordet, die Frauen und Jungfrauen mißhandelt, und nachdem er aus Rache seiner Augen beraubt und nach Rom ausgeliefert worden, sich durch Selbstmord der gerechten Strafe entzogen. Diese Geschichte erzählt hier Dionysius mit voller historischer Entfaltung, sichtbarlich um seinen öfter wiederkehrenden ethisch-moralischen Satz von der göttlichen Strafgerechtigkeit einzuprägen; wie die Worte (p. 41 Müll.): φθάσασα δὲ τὴν Ῥωμαίων ἄφιξιν ἡ τοῦ δαιμονίου πρόνοια — Δέκιον — ἐτιμωρήσατο, deutlich bekunden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 17. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Germaniens Völkerstimmen.

(Fortsetzung.)

57. Hamburg. De Isenbahn (Eisenbahn). Wat de beiden Vetters Goodber uut Hamborg un Troohart in de Windmöhl to Staad tosamen snackt hefft von wegen Beer un Brannwien. | De Hamborger Köösch (Köchin). | De Veerlander Swier, der Vierländer Bauern lustig Lied. | De verdorvene Werlt (Welt) un ere nye Maneeren.

66. Lübeck. Kinder- und Volksreime.

67. Schwerin Stadt und Land. De Werdein (Guardian) unn datt Gespenst. | Gespräak twischen Mutter unn Dochter. | Sprickwüürter. | De Hiring (Häring) un de Schull (Scholle). | Papendönning. | De Watermööm (Wassernixe). | De Ehstand. | Dat Gespenst up'n Kirchhoff. | De Denkstun'n (Denkstunde). | De Hark (Harke, Rechen).

77. Rostock. De Apthekebursts (Apothekerbursche). | De Stallknecht as (als) Preeste (Priester) un de Hunsknecht as Köste (Küster).

81. Warnemünde. De Warneminne (die Warmünder).

81. Ahrensberg. Ne Piep (Pfeife) Toback. | An Diäten (Dörtchen) von'n twejöaschen Jung (von einem zweyjährigen Jungen). | To d'n Polte'abend.

85. Vorpommern. Lewark un Siinn (Lerche und Sonne). | De Hünen. | An de Stettiner Kooplüde (Kaufleute). | Dat Vöagling (Vögelein). | De Vöagelkens an E. N..st. | Wi sint söawen (nach Wordsworth's We are seven).

87. Insel Usedom. Sagen.

„ Rügen. De soewen Müüs to Pudmîn (die sieben Mäuse zu P.). | An die Braut zu Poseritz. | Dat Mittel vör dat Fewer (Fieber).

91. Hinterpommern. Voate Hähnk (Vater Hähnchen). | Vam Söan dei sick wat versöcht, vom Sohn, der sich was versucht. | Dei Noth vam Bure. | Ansprache an König Wilhelm IV.

95. Danzig und Gegend. De Seelenwandering, en Gespräk tweschen twe Buren. | Beschriewing wie et bi dem Begrefnifs enet warderschen Buhren togegangen. | Bauernepistel.

100. Danziger Nehrung (Niederung). Dat verlearne Paradis.

101. Königsberg und Gegend. Trine onn Dschin (Katharina und Regina, Gespräch). | Lipp onn Hangs, Gespräch. | Mien Flaschke (meine Flasche).

102. Samland. Von de Underhördschkes, von den Unterirdischen (Erdmännchen). | Wiegenlied. | Anke van Tharaw.

105. Tilsit (Tels) und Gegend. Ein Tilsiter Schullehrer an den König von Preußen.

107. Deutsche in Litthauen. Putthöhnke. | Dö Lieske (Lieschen).

108. Natangen. Die Erbsenkoster.

109. Um Rastenburg. Vom klooke Schniedake vom klugen Schneiderchen.
110. Pr. Eilau und Landsberg. De Ungaeadschkes die Unterirdischen oder Erdmännchen. | Et Läwe hängt am siedene Fådem.
111. Um Wormditt oberdeutsche Ansiedler von 1276. De Heirathschaft.
114. Braunsberg. Mooda, wi sönd önjelade (Mutter wir sind eingeladen).
115. Zwischen Pr. Holland und der Passarge. Wirthshaus-Gespräch. | Möt den Wölwön muss man heulön, Nö! das muss man nich.
116. Marienburger Werder. Lied: Wenn man bim Bure deent.
117. Um Saalfeld im Kreise Mohrungen. Min Kressjåhn (mein Christian).
118. Schlochauer-Kreis. Fastelauwenslied (Faßnachtslied).
118. Zempelburg. Dei Tüffke (die Kartoffeln).
120. In der Neumark. Lied: In Schwaben woar en moal ene Stadt van Fienden ingeschloaten. | Hans Vogelnest.
121. Neudamm bei Küstrin. Kinderlieder. | Hans Vogelnest.
123. Im Oderbruche. Goliath un der kleene Doavid. | Olle Moann wull' ried'n Alter Mann wollte reiten. | Kinderlieder.
125. Bey Freienwalde. As ick noch so kleene woar, da fand ick eenen Dreier.
127. Uckermark. Die steinenen Kreuze bey Prenzlau. | Ehn Ukamarker will ick sin. | Dea ukamarksche Reiseknecht.
130. Bei Zehdenick an der Havel. As ick moal en riker Mann was. | Kinderlieder.
131. In der Priegnitz. To unsen gnädigsten Kronprinzen sien'n Geburtsdag. | Nerjaohrswunsch.
133. In der Altmark. De olle (alte) Fritz. | Juchhei! Hochtied un Hochtied is hüt! Hochzeit ist heute. | De Suerkohl. | De Grofschmedts-knecht un Schniedergesell. | De Fröhling. | De ollmärksche Brunkohl. | Martinslied.
141. In der Mittelmark, Dät Lach (Gelage, Festgelage). | De Honnigschweie (Honigpflaster). | Kinderlieder.
145. Berlin. Die zweedeitigen Namen. | Nante. | Wenn Eener weess wie Eenen is. | Die Menagerie. | Der Eckensteher und der Straßenjunge.
154. Treuenbrietzen. Kinderlieder.
155. Anhalt Zerbst. Bucco von Halberstadt.
155. Leitzkau. Spinn mine lewe Dochter.
156. Magdeburg und Gegend. De Madeborger Heringswiewer. | Kornmäklers Selbstgespräch. | D'r Junker Hanjorje un de drai Buermäkens (Bauernmädchen). | Anton un de Rothkähl'ken. | Madeborger-Böhre (Börde, Nachbarschaft, beysammenstehende Häuser) Puggenlieder (Wiegenlieder) un Schnurrpiepen. | Bruthdanz. | Eine wahrhaftige Historia gescheihen in Stassfurth. | Ick kunnte nich wiet seihen. | Gespräch verschiedner Bewohner der Börde, jeder in seiner Mundart.
170. Aschersleben. De Paltrock (Faltenrock).
171. Ballenstedt. Gespräch.
171. Halberstadt. Dei Buer in dä Kerke (Kirche).
172. Am Brocken. Der Hüttenleute zu Schierke Ehrenspruch bey einer Hochzeit 1768.
173. Braunschweig. De leivmoidige Huusfrue, (liebevolle Hausfrau). | De Jode fan Spindler ene Nigetide (Neuigkeit) fan K. N. | De Botegang (Bußgang), ein Döneken (Schwank). | Hundetugt (Hundezucht) ene snurrige Fortällinge (Erzählung). | Bookstävelik ware Schigten (buchstäblich wahre Geschichten).
182. Grubenhagen und Göttingen. Von'n Scheepe (Schiffe) dat aane Wind un Waater gung (gieng). | Du schöäne, böäse Kind.
184. Hildesheim. Martinslied [Εἰρεσιώνη]. | Hänschen (Hänschen) dei satt in Schossteine (Schornstein). | Sprichwörter und Redensarten.
186. Fürstenth. Kalenberg. De lütje (kleine) Vogel ohne Namen. | Un wenn nu de Pott (Topf) en Lock hett. | Dortchen un Miekchen (Mariechen).

188. Im Deister Gebirge. Heruhtfodrungs-Leid (Lied) vor der Schlacht bih Minden. | Siegesleid. | Minne, mihne Minne. | Brauer, kumm to Bair (Bier). | Michel und de Rüter. | De Leiwe en't nich alltied gaut, (die Liebe endet nicht allzeit gut).

193. Limmer bey Hannover. Predigten von Jobst Sackmann 1718.

201. Hannover und Gegend. Auf dem Waterloo-Monumente. | Dä Steebelwichser. | Dei grote Munsterung welcke Georg de Tweite den 14. Jul. 1732 vor Hannauver heilt (hielt).

205. Celle und Gegend. De Buer ut Gassen. Guen Avend. | De Schaper (Schäfer) unner der Egge.

207. Lüneburger Heide. Midd Godes Hölp unn Währ. | Dei grundlose Kolk (Abgrund). | Däi klouken (klugen) Soltauer Börger 1519. | Peder Laborenz. | Diak (Dietrich) unn Hinnerk.

210. Stade und Gegend. Dat Wettloopen twischen den Haasen un den Swinegel up de lütje Heide bi Buxtehude. | Zum Polterabend.

212. Sittensen im Amte Zeven. De Währwulf. | Dat Wettlooben twischen den Haasen unn den Swinegel. | Neuigkeiten erzählt v. Hans Peter Claus. | Eines Bauers auf dem Geest (einer Sand- und Heidegegend) letzter Rath an den Sohn.

217. Thedinghausen. Wat in Bremen is to sehn. | Gretschen (Gretchen).

222. Gr. Hth. Oldenburg: Butjadingerland. Im Kroog (in der Schenke). | De Dood de böse Meyer (Mäher).

226. Ammerland. Kaspel-leeder (satyrische) Kirchspiellieder.

228. Oldenburg Stadt und Gegend. An de Arvprinzessin by Vörstellung van eenen grooten Ossen (Ochsen) 1817. | Elk sien Möge (jeder hat seinen eignen Geschmack). | Volks- und Kinder-Reime. | Sprichwörter.

233. Saterland. Ihk kahn nit sette, kahn nit stoende. | Ihk stoende var fins Ljowstes Finnster. | Gespräche (in dieser noch zumtheil friesischen Mundart).

235. Kreis Vechta. Ich kann nich sitten, kann nich stahn. | Ick stah vär fins Lefstes Fenster.

236. Quackenbrück. Schön Rosamond.

239. Menslage. De Mauder (Mutter) un de Söhn.

240. Osnabrück Stadt und Bezirke. Sau-manig, manig Minske. | Een Dutz wol lätt mie fraugen. | Vor uss ess Spell un Dans vorbie. | Hör Fruwwe, de Grönlänner drinket kein Beer. | Sau'n Krögsken Beer wat schmeckt dat allerleewest. | Wie aulen Lüde (wir alten Leute) send'er öwer. | Och, wat ich mie doch kweelen mott. | Uss Beeden kümmt de aule Dag. | Avendgebät. | Wann hier 'n Pott met Baunen stönd'. | Dar ginten dar kiket de Strauten henup. | De Drake. | De Bestor (Pastor) to Achelrien. | De Kolk to Icker. | Hans in der Kiärken. | Se sind sau dumm nich mehr. | De Kapuziner-Brooer (Bruder) Eernst. | Ich mochte wol friggen (freyen) dat ehrlicke Lüüt (Mädchen). | Bliene Jost de hadd' 'ne Deeren (der blinde J. h. e. Mädchen). | Leed vor Osenbrüggeske Burenwichter (osnabrückische Bauernmädchen).

254. Minden u. Gegend. Sprichwörter u. Volksaberglaube. | De Fraiden woran sik de Buren waiden. | Dat Düwelsbad. | De Mudder an de Dochter. | Der trowen Unnerdanen Avskeed van erem König Friedr. Wilh. III. 1807.

259. Schaumburg. Dat Düwelsbad up 'n Papenbrinke.

261. Rinteln. De Kehruth (Kehraus).

262. Lippe. Eck sach muinen Heren van Falkensteun. | Hänsken. | Os eck nau (als ich noch) 'ne Jungfer was. | Lieder und Sprüche.

272. Bielefeld und Gegend. In der Spinnstuaben bi der aulen Marigge (alten Marie) un Janhiärm (Johann Hermann). | De Rabensbiargiske Håchtiedsbidder. | De kranke

Sgaiper (Schäfer). | De Augenverkaikeligge Augen-Vergaukelung oder Verblendung. | De witte Duwe (weiße Taube). | Dei Fenezaner un dei Bueren. | Ji Rieken (ihr Reichen) o doet dâch den Armen gout. | Martinslied. | Kinderlieder. | Sprichwörter und Redensarten.

282. Steinhagen. Ick sach minen Heern von Falkensteen.

283. Warendorf. De Nachtigall un de Blinnerslange.

283. Teklenburg. Schulten Hiärmen (Hermann) tau Wechte.

285. Rheine. Jans, Riks un Giäd (Gerhard). | Sprichwörter.

285. Koesfeld (spr. Koosfeld). Wiegenlieder.

286. Münster u. Gegend. Dat Daudenhiempken (Todtenhemdchen). | De Bieckumer Raothues-Put (der Beckumer Rathhaus-Brunnen). | De bedröfde Ehestand. | Nu schint de Sunne so hell un so klâr. | Wat kickt us de Stärnkes so fröndlick an. | Lambertus sall liäwen. | En Vertelserken van Bärndken van Gâlen. | Timphot (Eckhut). | De Schatzgriäwer. | Ludgerus un de Geise (Gänse). | De Kraomer in Tühr's Busk. | Lüdinkhusen. | Himmelfahrtsdag to Mönster. | Wie ändert sik de Tid. | Nu laot us singen dat Aowendleed. | Kinderlieder. | Knost un sine drei Siöhne. | De blinde Jost. | Sprichwörter. | „Ick wull (wollte) datter kin Hauchdütsk in de Welt wör. Dann brukten wi us auk so nig te plogen. Dat Plattdütske is jä auk so leige (übel) nig. Mi düch, et lütt noch vull beter äs dat Hauchdütske“ meint der Münsterſche Bauernjunge, S. 298. | Min Vader hett Hans Vuegelnest.

300. Freckenhorst. Wie Jans Sckrôkamp nachtens iöever 'ne Bjieke (Bach) quamm.

300. Wiedenbrück. De Geschichte van den Teggen-uurs-röüen (v. dem Zehn Uhr-Hunde). | Van den Abte de in'n Rawen verwandelt is.

301. Grafsch. Rietberg. De Hannöttje (Heinrich Otto).

302. Boke bey Paderborn. De Viärneske Hunne un de Boikske Hunne. | De nit dofte (nicht getaufte) Klocke.

303. Büren. Dei verwünskede Isel.

304. Thüle. De Sündfliooth.

306. Paderborn. An den gelehrten Mann im Heienlanne (Hede- oder Berg-lande ehem. Grafsch. Ravensberg). | De smachterje (hungerige) Teidt (Zeit). | De Deif un de Scharprichterknächt. | Eist de Peip in Brand un dann 'n Ihsel out'n Grawen.

310. Lippspringe. Hermen (Hermann) sla Lärmen.

310. Korvey. Dai Köster un dai Buern.

311. Kreis Höxter. Hänschen satt im Schoastenstein. | Heinrich un Marleineke.

312. Im Diemelthal (Kurhessen). De Wüörpeldaren (Würfelthurm). | De Kögge-Krawall (Kühe-Krawall).

320. Marsberg. Wetterregeln und Sprichwörter.

322. Fürstth. Waldeck. De Hühnen upp 'er Schwaalenborgk. | Dai Prins un dat alde Wihf. | De Sprooke imme Dorpe Willgen (Willingen). | De Hühnen. | Etegeck (Eßgeck, Fresser). | Frieder, drupp ut (Friedrich, drauf aus d. i. auf Mädchen). | Liesebeth te buten (draußen). | De gräune (grüne) Haase. | Dei verwünskede Frogge (Frau). | Wirwülwe (Wahrwölfe). | De Heaspersche Kukkuk.

334. Um Brilon u. Meschede. Enge (Ende) guet, alles guet. | De hoele Stein bei Velmere (Velmede). | Met den Wülwen mor me (muß man) huilen. | Van diär Grünndung diär Staadt Breilen (Brilon). | Up Buorbiärgs Kiärkhuof. | Dei Hinrichtunge. | Dei Schäpersmann. | O Jaust, wat bist dou woal deran.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Germaniens Völkerstimmen.

(Schluß.)

340. Um Rüthen und Mülheim. Dai Growe (Graf) Ruthenburg. | Dai buissende Soile (Seele). | Mann un Wuif ies oin Luif, owwer nit oin Biük (Bauch). | Dai witte Juffer (weiße Jungfrau). | Dai Pasteör un suine Hiüshöllerske (Haushälterin). | Sünt Poitrus un dai Paderböärner. | Waigenlaid (Wiegenlied). | Maikawel (Maikäfer) fluig.

344. Erwitte. De åiwige Jiäger. | Sprichwörter.

345. Lippstadt. David un Goliath.

345. Milinghausen. Dei Eikelbürner un dei Daue (der Todte).

346. Soest und Gegend. Ick was säu lang en armen Mann. | Volks-, Wiegen- und Kinderlieder. | Hirtenlied aus der Soester Börde, vergl. aus dem Süderlande [Sauerlande]. | Sprichwörter. | Wetterregeln. | Redensarten. | Einmål ies keinmål.

350. Werl. Sprichwörter.

350. Im Hellwege zwischen Lippe und der Hardt. Hänsken op en Schoartstäin sat.

351. Unna. Dei Räuse (Rose).

351. Dellinghausen. Hänsken in dieam Schoetstaine. | Bauernregeln.

352. Arnsberg. De Foss, de Fäuermann (Fuhrmann) un de Wulf. | Sprichwörter. | Räthsel.

354. Seidfeld. Räthsel.

354. Attendorn. Jehann van Dünskede. | De Klocke te Attendorn. | Van diam Wiewe wat sin Mul in Fallen (Falten) lachde (legte). | Beer'lkhus (Berlinghaus). | Sprüeckwöder (Sprichwörter).

357. Olpe. De Dreulzer (Drolshagener) Hochtiet. | Kattfillers (Katzenschinder) un Pannenklöppers.

358. Verschiedene Gegenden Westphalens. Sagen, Lieder, Sprichwörter und Volksaberglaube.

363. Grafsch. Mark. De Wiärwulf.

364. Schwelm und Gegend. Eck sitt an de Getau (am Webstuhl). | Kind sühs du mi nich. | De Kuallendriwer (Kohlenführer).

366. Um Hattingen an der Ruhr. Dä Horkensteen bi Dalhusen. | Reinhard Cop dä Räuber. | Dat Gnodenbild te Hardenberg. | Brüdigams Fräude.

370. Blankenstein. De lange Wiesche (Wiese).

370. Bochum. De Wittewiwerskule (die Weißen Weiber-höhle).

371. Dortmund. Du weist eck sin en oallen Prüss (bin ein alter Preuße).

372. Wattenscheid. En Stüksken van de twëi Risengripers op den Tieppelsbiarg un op den Mechtenbiarg. | De Löchte (Leuchte).

373. Essen. Meeken (Mädchen) woll noh Melken gohn. | Tuck tuck tuck mien Hähncken.

373. Recklinghausen. Sprichwörter.

374. Wesel. Denn dütschen Rhin: See söllen em niet hebben den alden Vaader Rhin.

375. Bey Bocholt. Dat Dingdense Issel-leed: Se söllt s' uns niet afkrigen de Dingse Isselfluth.

376. Kleve. De Saldot en de Mooder Godds. | Johanne Sebus. | Et golde Fisske. | De

witte Frau. | Vertellsel van onse Könning. | Wor kommt et Fluke (das Fluchen) vandann (her). | De geköllde (betrogene) Commis. | Trinklied. | Martinslied. | Sprichwörter. | Vivat de Drüwen (Trauben) en vivat de Rhinn. | De Schötze sinn een dorstig Völkske. | Vastelovend hier, Vastelovend dor. | Dat Land van Kleve. | Filosofse Prôt (Gespräch) gehalde bei den Owe tössen (zwischen) twe alderwetse (altgesinnte) Klefse Börgers.

387. Xanten und Gegend. Het Ölkjage (Iltisjagen). | Liffste van min Hart (Liebesbrief). | De bedrövde Weddefrau (Wittwe).

389. Hünre. Jann Dark (Johan Dietrich) sückt sinne Frau.

389. Dinslaken. Een Vertellstöck van den Bischop Hatto.

390. Rheinberg. Gespräch.

392. Orsoy. De Övergoof (Uebergabe) van Orsoy.

394. Repelen. Wat einen Burenvader van sinnen Sohn fodderden (forderte).

394. Fürstenth. Meurs. Een Keuerei (Gespräch) tössen Jan on Peter. | Et wohr ens enne Graf von Mörsch, den hidde Vinzens. | Min Hert es schwoor, as wollt et mech fas breken. | Volks- und Kinderlieder. | Sprichwörter und Redensarten.

408. Kempen. Sokrates.

408. Krefeld. Erdmännkes-König Worblestrücksken (Waldbeersträuchlein) on Gräfin Bella. | Et Buureläven. | Den dütsche Rhin: De Rhin hört os, os ganz allein, on sall och os verblieven. | Den Zopp dä hengt öm eiten (hinten).

412. Duisburg. Enladonk no butt'n (nach außen) te komme. | Tefreensien (Zufrieden seyn). | Dat Samekoën (Samenkorn).

413. Mühlheim an der Ruhr. Et Stückske va Möllem an der Ruhren.

414. Kettwig. De Wolf on de Bur.

415. Velbert. Gespräch zweyer Schmiede.

415. Homberg im Bergischen. De Kaatespieler (Kartensp.).

416. Neviges (Herrschaft Hardenberg). Lief Lütsches, hüät ä Stöcksken an. | Ech sin 'nen Burschmann schläit on räit (ich bin ein Bauersmann schlecht und recht). | Erzählung in einer Bauernstube.

423. Wülfrath (Elberfeld). De Hiätjong te Düssel.

424. Elberfeld und Gegend. Mätensleed (Martinslied). | De Paltrock. | Wat hör eck bouten vör de Döhr. | Et söllen de Franzuesen den dütschen Rhien nit hann. | De Schmettschen (Schmiedchen) van Bielefeild. | De Buur. | Gespräch zweyer Elberfelder. | Kinder- und Volkslieder. | Kallroten (Plaudereyen) töschen (zwischen) twai Noberswiwer.

431. Ratingen. De Buur on de Studenten.

431. Düsseldorf. Kinder- und Volkslieder. | Martinslied. | Dä Schmettche (Schmiedlein) on dä Deuwel (ze Biedefell em Wessfohleland). | Kirmes-leed. | Herzoch Johann Wellem III. von Düsseldorf 1595. | Dat Leed vom Antinarren. | Dä Buur on dä Jäger. | De heil'ge Genofeva.

438. Schöller. Wie men te Fut met der Iserbahn reist.

439. Solingen. Der Utgang. | Üfersecht des menschelichen Lefens van der Geburt bis an sin Eng (Ende).

442. Remscheid, Neukirchen, Opladen. Der bergische Landsturm. | Zau dech (beeile dich) Frau. | Ach Frau, gett (gibt) ons en Peistei) (Pfingstei).

443. Burscheid. Peisleed (Pfingstlied).

444. Odenthal und Schlebusch. Dat Ohnder-(Odenthaler) leed: Un och di Dhünn (ein Bach), si süllen uhs Dhünn nu nümmer hann. | Dreikünigendag. Allersihlen (Allerseelen).

447. Köln. Vun der Frau Richmod en Köllen aam Rhing de uus dem Graav widder opgestanden es. | Volks- und Kinderlieder. | Zo Dücks (Deuz) do wonnt e Schifferche (Schäferchen). | Alaaf de Kölsche Kirmesse. | Ich stund ens aan der Bröck (Brücke). | Wat hammer alle Jor. | Schmätzensseufzer vun er ahl Jumfer. | De Prädigen hinger der Gadding (Gardine). | Dä Thé-klatschang

(Theeklatsch). | Alaaf Kölle!: Vun alle Städte no un fähn (fern) ess Köllen doch de Kruhn (Krone). | Dat Leed vun dä Heizemänncher. | Fastelovendsleed (Fasnachtslied): Dä Fastelovend kütt (kommt) eraan. | Der Karneval huh! | Brohderhätz, dat sagen ich. | Et Kluhster. | Sprichwörter, Wetterregeln, Redensarten.

478. Düren. De Schaarwaach: Stronzt (prahlt) Kölsche äckersch (nur) op ühr Fonke (auf eure Stadtsoldaten). | Ät Fürgebeugniss (Vorzeichen, Vormeldung). | De Övverwendong (Ueberwindung). | D'r stahze (stattliche) labändige Stockfeisch. | D'r Buer on d'r Studänt. | D'r Truhs (Trost) em Onglöck. | Ärfahronk määt (macht) klog. | D'r Fiskes (Fiscus). | Sprichwörter.

484. Jülich. De Schmetterlink. | Winkter-Ovend (Winterabend). | Han on Bruche (Haben und Brauchen).

486. Heinsberg und Dremmen. Sammellied der Knaben zur Fasnacht. | Martinslied. | Schlopperment, ihr Nobesch-Jonge. | Die klohke Muhs.

487. Aachen. Et Mariebeldche. | Dat Bakauv (Rückenkalb, Parodie zum Erlkönig). | De Zogvögel. | De Schwolzbere (Schwalben). Wegeledche (Wiegenliedchen). | Der füretige (feurige) Man. | Mailedche. | Et Doudekränzche. | Selevsköllerei (Selbstbetrug). | De Kooklebootsch (Burzelbaum). | Der Ezeschrecker (Erbsenschrecker). | Sprichwörter.

495. Eupen. D' Häcksen (Hexen) ofgene Twiyfel (auf dem T., einer Gegend). | Schompel-Janns Angnys (Agnes). | Danzt än sängt e lösteg Leeyd. | 'r Jonge gätt Aat (gebt Acht) op m' Leeddje.

500. In der Eifel. Schmets Kloos. | Die Brimmer Joungen (Jungen von Prüm). | Zwayjesprich töschend der Muoder en dem Suohn. | De jestroafte bise Maan. | Klagen eines alten Eifelers.

508. Firmenich und Lechenich. V'rzellche (Erzählung). | Dä Hiat (Hirt) on senge Son. | Sprichwörter.

509. Bonn. Drückche (Gertraudchen). | Arnöldche wo es dinge Vader. | Bönnsche Jungen, saat, we möht dat klinge.. | Dreikönnigs-Ovend-Fyer.

511. Stielborf am Siebengebirge. De Quergen (Zwerge). | Der Glöhnigmann (glühende M.). | Dat Hölfterchen (Gespenst). | Jong, no maach die Äht (Egge) zo Gang. | Beym Tode König Friedr. Wilhelms III. | Die Heimat.

515. Geistingen. Dä Gerichsverwalder.

516. Buchholz bey Uckerath. Dat klei Känned soll ech att (schon) in di Schull schecken?

517. Büscherhof bey Waldbröl. De Koh, dat Pert, dat Schof on d'r Honkt ((Hund).

517. Nümbrecht bey Gummersbach. Dä Frösch un die Mus.

518. Siegen. We Almerch (Altenburg) ungerging (untergieng). | De Kluocke vam Kingelsberg (Glocke vom Kindelsberg). | Sprichwörter. | Kinderreime.

520. Dierdorf. Hannes on Kowes (Jacob).

522. Neuwied und Gegend. Die Wachsfigure. | Der Kohhierd (Kuhhirt).

523. Koblenz. Die Miserawelcher (kleine Scheppcher, Weinmaaße). | St. Ritza. | Die scheene Agnes of Schlofs Elz. | Martinslied. | Kinderreime. | Die Häre (Herren). | Die Mädcher. | Kowelenz.

528. Um Simmern auf dem Hunsrücken. Der alte Bauer an den Sohn: Suhn lo hoste meine Gaul. | Der Abschied: Willst dau, Hannes noh Bresilje ziehe. | Der Aushalt (Austrag). | Trost: Verzweiwelt nit, verzweiwelt nit, wann't aag nit ball gut Werer (Wetter) gitt. | Frühlingslied: Wat sinn eich dehr Brierer, wat sinn eich so froh (was bin ich, ihr Brüder . .) | Ach, wat ifs det Brozesse so deiher. | De ald Grofsvatter un de Enkel. | De aarem Menrad.

533. Um Bernkastel. Die zwo Gäse (Ziegen).

534. Trier. Det Lied vom Viez (Apfelwein). |

chialis zwischen dem Beugmuskel des Vorderarms und dem innern Kopf des triceps nach unten und hat den nervus medianus an seiner Außen-, den nervus ulnaris an seiner Innenseite. Unter der Ansatzstelle des großen Brustmuskels kommt aus dem Gefäßbündel ein Stamm hervor, welcher erst oberflächlich in einer Vertiefung des Bündels liegt und gerade über dem innern Knorren des Oberarmbeins wieder in den Gefäßbündel eindringt. Durch das Wegpräpariren der Venengeflechte zeigt es sich, daß der Stamm der Achselarterie eigentlich drey große Zweige abgiebt: der eine bleibt ungetheilt und ist die Fortsetzung des Stammes, dessen Verlauf an dem Oberarm eben beschrieben worden ist; die beyden andern Zweige bilden den arteriellen Theil des Wundernetzes. In der Ellenbogenbeuge biegt sich das Gefäßgeflecht deutlich weg hinter dem pronator teres und den Beugern der Hand. Die Fortsetzung des Stammes geht zwischen pronator teres und radialis internus durch, begleitet vom nervus medianus und umgeben mit einem Gefäßbündel von arteriellen und venösen Zweigen von geringerem Umfang. Sie ist deßhalb arteria radialis. Der übrige Theil des Gefäßbündels breitet sich strahlweise aus und daraus kommen a. a. ulnaris und interosseae; auch sind deutlich erkennbar a. a. recurrentes radiales und ulnares.

An den untern Gliedmassen ist ohngefähr dieselbe Vertheilung wahrzunehmen an den a. a. und v. v. iliacae externae, an den a. a. und v. v. sacrae mediae, als auch an den a. a. und v. v. iliacae internae oder hypogastricae.

2) Venöse Geflechte in den Gliedmassen der Vögel. Die hier beschriebenen Geflechte sind früher nicht bekannt gewesen, sondern kommen in diesen Beyträgen zum Erstenmale zur Sprache. Bis jetzt haben beyde Zootomen ihre Untersuchungen auf folgende Vögel erstreckt.

Mit den Raubvögeln machen sie den Anfang, und den Typus der größten und vollständigsten Ausbreitung des Geflechts haben sie bey dem Condur gefunden. Die arteria radialis und ulnaris entspringt bey ihm durch hohe Spaltung der Armpulsader aus dem obersten Theil des Oberarms. In der Ellenbogenbeuge beginnt, rund um diese Pulsadern, ein Venengeflecht, das durch die Querzweige von der tiefliegenden Vene, die wie gewöhnlich zu zwey die Pulsader begleiten, gebildet wird. Hiedurch ist jede dieser Arterien bis zu der Armpulsader von einem Netz sehr enger Venenmaschen eingefaßt, die mit ihrem dazwischen liegenden Bindegewebe eine Scheide darum bilden. Ein ähnliches Netz wird auch um die tief liegende Armpulsader gefunden und setzt sich um die Achselarterie fort bis zur Stelle, wo sich diese um die erste Rippe, als Fortsetzung der Unterschlüsselbein-Arterie umbiegt. Sonderbar ist die Art, wie aus dem Geflechte des Oberarms eine Menge Zweige entspringen, die sich in die vena basilica einmünden.

Weniger ausgebreitet und vollkommen fanden die Verff. das Venengeflecht bey dem Seeadler. Bey dem Königsgeyer (Vultur Papa) und dem Sperber zeigte sich dasselbe Verhalten, doch bey dem letzten mit einem sehr weitmaschigen Netz; eben so wurde es auch bey Strix otus wahrgenommen.

Von Omnivoren (im Sinne Temminck's) wurden nur die Elster und Krähe untersucht, bey ihnen aber nicht die geringste Andeutung von einem Venengeflecht um die Pulsadern des Flügels gefunden.

Unter den Klettervögeln kam allein ein Papagey (Psittacus rosaceus) zur Untersuchung, bey dem das einzige Anzeichen von einem Geflecht in einem weitmaschigen Netz am untersten Theil der Armpulsader bestund.

Von Tauben und Hühnervögeln wurde die gemeine Taube, das Haushuhn, Birkhuhn und Truthuhn untersucht. Beym Haushuhn zeigt sich am obersten Theil des Oberarms ein Anfang vom Geflecht, bestehend in vier dünnen und einem fünften stärkeren Querzweige, welche von der einen nach der andern tief liegenden Vene über die Arterie hingehen. Auf der Mitte des Oberarms findet sich eine zweyte Andeutung, und eine dritte in der Ellenbogenbeuge. Beym Birkhuhn und der Taube giebt es kein wahres Venengeflecht um die Armpulsader. Die arteria brachialis, ulnaris und radialis sind nur von zwey Venen begleitet, die sich durch Einmündung mit der vena basilica vereinigen. Nur in der Mitte des Oberarms und in der Ellenbogenbeuge ist eine

Andeutung von Netzbildung, die bey dem Truthuhn etwas mehr entwickelt ist.

In der Ordnung der Sumpfvögel dienten zur Untersuchung der Purpurreiher und der Kranich. Bey beyden zeigt sich ein dichtmaschiges Venennetz, das ein Futteral um die Armpulsader bildet.

Unter den Schwimmvögeln haben die Verff. eine sehr große Verschiedenheit in der Gefäßvertheilung der vordern Gliedmassen gefunden; am ausgebildetsten bey Podiceps cristatus, Carbo cormoranus, Larus ridibundus, Cygnus olor und Anas nigra.

Hinsichtlich des Verhaltens der Gefäße an den hintern Gliedmassen der Vögel haben die Verff. bey Podiceps cristatus und Larus ridibundus nicht die geringste Spur von einem Venengeflecht wahrnehmen können. Dagegen entdeckten sie ein solches am Kormoran, indem die vordere Schienbeinarterie in ein Venengeflecht eingehüllt ist, welches nur oberhalb aus Maschen, unterwärts aber aus dünnen, hie und da durch Querästchen mit einander verbundenen Zweigen besteht. Ein ähnliches Verhalten zeigt sich bey Cygnus olor; bey Cereopsis Novae Hollandiae wurde ebenfalls ein Venengeflecht beobachtet. Wenn auch solche Geflechte an den untern Gliedmassen der Vögel schon früher von andern Zootomen angegeben wurden, so wurden sie doch von ihnen als arterielle angesehen, während die Verff. wenigstens für den Kormoran, den Schwan und Cereopsis nachgewiesen haben, daß es Venengeflechte sind.

II. Ueber eine neue Taubenart von der Küste von Guinea, Columba (Peristera) puella, von H. Schlegel (in holländischer Sprache S. 17 — 20 mit einer Tafel). Beschreibung einer neuen Taubenart, die an der Goldküste sich aufhält.

III. Bemerkungen über die Untergattung der Laubvögel (Ficedula) und besonders über Sylvia polyglotta, von H. Schlegel (in französischer Sprache S. 21 — 28 mit einer Doppeltafel). Zu dieser Untergattung unter den Sängern zählt der Verf. folgende Arten: a) große Laubvögel: Ficedula hypolais und polyglotta; b) graue Laubvögel: Ficedula olivetorum und elaeica; c) eigentliche Laubvögelchen: Ficedula trochilus, rufa, sibilatrix, Bonellii und coronata. Von allen Arten giebt er in tabellarischer Zusammenstellung scharf die unterscheidenden Merkmale an, so daß sie darnach leicht von einander gesondert werden können. Unter diesen ist bisher Ficedula polyglotta nur im südlichen Frankreich, F. olivetorum und elaeica nur in Griechenland beobachtet worden; F. coronata stammt aus Japan. Ob Rüppell's Ficedula umbrovirens aus Abyssinien und F. brevicaudata aus Kordofan wirklich noch zu dieser Unterabtheilung gehören, darüber hat sich der Verf. nach den vorliegenden Beschreibungen keine volle Versicherung verschaffen können. Die beygegebene Doppeltafel liefert colorirte Abbildungen von den Köpfen aller 8 europäischen Arten und die ganze Darstellung der F. polyglotta; dazu kommen noch Umrisse der Flügel, Schnäbel, Füsse und Schwänze, so daß durch diese Abbildungen die sichere Unterscheidung der verwandten Formen sehr erleichtert wird.

Fortschritte der Physik im Jahre 1845 und 1846, dargestellt von der physikalischen Gesellschaft zu Berlin. I. II. Jahrgang, redigirt von Professor Dr. G. Karsten. Berlin 1846. 1848.

Die Literatur unserer Physik ist bekanntlich großentheils Journalistik. Wenn wir die große Zahl von Lehrbüchern, die von Zeit zu Zeit hervortreten, ausnehmen, ist die Anzahl der Werke physikalischen Inhaltes sehr gering. Diese Lehrbücher selbst, gemodelt nach den individuellen Ansichten der Lehrer und den Bedürfnissen ihrer Zuhörer enthalten in der Regel nichts Neues, und sind, auch die besten, nur das Resultat der Journalistik.

Es ist bekannt, daß es einem einzelnen Freunde der Physik geradezu unmöglich ist, sich mit den raschen Fortschritten, die seine Wissenschaft gemacht hat, bekannt zu machen, wenn ihm nicht durch Journale dazu Gelegenheit gegeben wäre.

Allein wer würde es vermögen, auch nur die wichtigsten dieser Journale sich zu verschaffen, zu lesen und zu studiren, besonders, da der Stoff in manchen Aufsätzen so kärglich und dunkel gehalten ist, daß es Mühe kostet, sich in dieselbe hinein und heraus zu finden?

Deßwegen haben wir immer solche Arbeiten mit Freude begrüßt, welche uns alljährlich von dem Zustande und den Fortschritten der Physik in Kenntniß setzen, indem sie in Auszügen aus allen, oder wenigstens den

meisten wichtigsten Zeitschriften dieselben zu Jedermanns Gebrauch darstellen.

Wer erinnert sich hier nicht an Berzelius's Jahresberichte (20 Bände, angefangen 1822), die leider! mit dem Jahre 1846 aufgehört haben. So kurz und spärlich sie manchmal auch abgefaßt waren, so setzten sie doch den Physiker hinreichend in Kenntniß von dem, was in einem Jahre im Gebiete der Physik geleistet worden.

Zum Glück und Ersatz für das Untergegangene folgte bald eine ähnliche Arbeit unter dem Titel „Repertorium der Physik." Wilh. Dove und Ludwig Moser, diese allbekannten Männer, übernahmen die Herausgabe desselben 1837, Dove setzte es unter Mitwirkung mehrerer Mitarbeiter bis 1846 fort. Im Jahre 1846 aber scheint die Anzahl der Mitarbeiter zerfallen, und selbst Dove zurückgetreten zu seyn, indem der VI. und VII. Bd. nur mehr von wenigen Mitarbeitern, ohne Dove's Name besorgt wurde.

Unter diesen Umständen mußte es jedem Freunde der Physik erfreulich seyn, ein neues ähnliches Unternehmen beginnen zu sehen, wie es 1846 unter dem Titel „Fortschritte der Physik" unter der Redaction des Prof. Dr. G. Karsten zu erscheinen angefangen, und bis jetzt diese Fortschritte in den Jahren 1845 und 1846 in zwey Bänden zu unserer Kenntniß gebracht hat.

Die Anzahl der an diesem Werke betheiligten Mitarbeiter (53 für 1845, 44 für 1846) ist bedeutend genug, um so bald keine Hemmung des Unternehmens fürchten zu lassen.

Die Arbeiten, welche in den zwey vorliegenden Bänden geliefert worden, geben entweder die Resultate der Untersuchungen ohne alle Kritik, oder beurtheilen dieselben mit einiger Schärfe, was besonders hervortritt, wenn der Berichterstatter über denselben Gegenstand gearbeitet hat, und entgegengesetzter Meinung ist.

Niemand wird wohl erwarten, daß in einer Anzeige, wie sie diesen Blättern Zweck ist, die einzelnen Arbeiten ausführlich aufgeführt, noch weniger daß sie kritisirt werden sollen. Es muß genügen, die Hauptgegenstände, in welchen Fortschritte gemacht worden sind, und in dem Werke besprochen werden, kennen zu lernen.

Ref. kann nicht läugnen, daß er mit der Grundeintheilung in I. allgemeine Physik, II. Akustik, III. Optik, IV. Wärmelehre, V. Elektricitätslehre nicht ganz einverstanden ist, glaubt aber, daß dadurch dem Werthe des Werkes wenig entgehe, da es sich hier nicht so sehr um ein System der Physik, als vielmehr um reichhaltige genaue Aufzählung der in den einzelnen Theilen der Physik gemachten Fortschritte handelt. Und in dieser Hinsicht werden die Freunde der Physik wenig oder nichts zu wünschen haben. Eine kurze Uebersicht des ganzen Werkes mag dafür bürgen.

Es wird nämlich in den fünf angeführten Abschnitten behandelt I. Atomtheorie, 2) Cohäsion und Adhäsion, 3) Diffusion, 4) Capillarität, 5) Dichtigkeit und Ausdehnung, 6) Maaß und Messen, 7) Statik und Dynamik, 8) Hydrostatik und Hydrodynamik, 9) Areostatik und Aerodynamik, 10) Elasticität, 11) Gase und Dämpfe, 12) Absorption, 13) Eudiometrie, 14) Veränderung des Aggregatzustandes, 15) Hygrometrie, 16) Apparate. II. Theoretische Akustik, 2) akustische Phänomene, 3) akustische Apparate. III. Theoretische Optik, 2) optische Phänomene, 3) physiologische Optik, 4) chemische Wirkung des Lichtes. IV. Wärmeentwicklung durch chemische Verbindungen, 2) physiologische Wärmeerscheinungen, 3) Wärmeleitung, 4) specifische und latente Wärme, 5) strahlende Wärme, 6) Wirkungen der Wärme, 7) Theorie der Wärme. V. Theorie der Elektricität, 2) Reibungselektricität, 3) atmosphärische E., 4) Thermo E., 5) Galvanismus, 6) Elektrophysiologie, 7) Elektromagnetismus, 8) Magnetismus.

Es wäre überflüßig, die einschlägigen Unterabtheilungen, welche in einem genauen Inhaltsverzeichnisse (Vorbericht XIX — XLVIII) aufgeführt sind, hier aufzuzählen. Schon aus diesem kurzen Verzeichnisse wird Jeder beurtheilen können, daß die HH. Mitarbeiter eine, so viel möglich, vollständige Darstellung der Fortschritte der Physik zu geben beabsichtiget und geliefert haben.

Ref. giebt sich der Hoffnung hin, daß dieses gewiß jedem Freunde der Physik erwünschte, und Jedem, dem die Kenntniß von der Erweiterung physikalischer Untersuchungen von Wichtigkeit ist, unentbehrliche Werk sich nicht auf wenige Jahre, wie so manche Unternehmung dieser Art, ausdehnen werde. Er glaubt dieß um so mehr hoffen zu dürfen, als er einen Grund dazu in der großen Anzahl der Mitarbeiter, und in dem Bedürfnisse eines solchen Werkes findet.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1) The Persian Cuneiform inscription at Behistun, decyphered and translated; with a Memoir on Persian Cuneiform inscriptions in general, and on that of Behistun in particular. By Major H. C. Rawlinson. London 1846. 47. (Auch unter dem Titel: Journal of the Royal Asiatic Society. Vol. X. Part 1 — 3.) LXXI u. 349 S. 8.

2) Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar von Th. Benfey. Leipzig 1847. V u. 97 S. 8.

3) Das Lautsystem des Altpersischen. Von Dr. Julius Oppert. Berlin 1847. 54 p. 8.

Die vor zwölf Jahren begonnene Entzifferung der Keilinschriften, welche durch die neuerliche Entdeckung so vieler assyrischer und babylonischer Denkmale eine früher nicht geahnte Ausdehnung erhalten haben, scheint dazu bestimmt zu seyn, über die ganze älteste Geschichte der Menschheit ein kaum mehr zu erwartendes Licht zu verbreiten. Die Entzifferung der Denkmale der alten persischen Könige darf im Ganzen und Großen als vollendet angesehen werden, nur einzelne Stellen von untergeordneter Bedeutung widerstehen noch unserem Verständnisse und Rawlinson verspricht bereits eine Abhandlung über die assyrischen Denkmale, ihre Sprache und Schrift und auch in der Entzifferung babylonischer Inschriften hat derselbe bereits Fortschritte gemacht. Welche Aufschlüsse stehen von diesen Denkmalen zu erwarten, welche uns auf beynahe unbekannte Gebiete führen, da selbst die altpersischen Inschriften, die einem Reiche und einer Periode angehören, über die wir durch Herodots treffliche Nachrichten so genau berichtet sind, als gleichzeitige Documente für die Geschichte von so großem Werthe sind. Ueber den geschichtlichen Werth dieser Inschriften ist schon früher in diesen Blättern von kundiger Hand berichtet worden, der geschichtliche Werth ist jedoch nicht der einzige, die Inschriften der altpersischen Könige und besonders die zuletzt bekannt gewordene Inschrift von Behistun sind eben so schätzbar für Philologie und Paläographie, mit ihrer Hülfe ist es dem Scharfsinne ausgezeichneter Philologen gelungen, uns einen ziemlich klaren Einblick in das Lautsystem der altpersischen Sprache so wie die Formenlehre einer Sprache zu geben, welche ein merkwürdiges Glied der indo-germanischen Sprachfamilie bildet. Die kleineren Inschriften, welche früher schon von Niebuhr, Ker Porter, Rich u. s. w. in Persepolis copirt worden waren, hatten zwar bereits im Verständnisse des Alphabets bedeutend gefördert, eine genaue Einsicht in die Gesetze desselben ist jedoch erst durch die Inschrift von Behistun gewonnen worden.

Wir beginnen unsere Uebersicht mit den Schriften, welche die Inschrift von Behistun besprechen und größentheils durch sie hervorgerufen worden sind. Mit der Herausgabe der Westergaard'schen Copien und der neu copirten Inschrift von Nakschi-Rustem hatte Lassen im Jahre 1846 gewissermassen seine Forschungen abgeschlossen, welche sich über alle bis dahin von Rich, Ker Porter, Niebuhr gesammelten

Inschriften erstreckt hatten. Es waren diese alle, mit Ausnahme einer einzigen, im Königspalaste zu Persepolis gefunden worden, aber sämmtlich, im Vergleiche mit der Inschrift von Behistun, von sehr geringem Umfange und wenig historischem Belange, der geringe Umfang wurde noch durch eine Menge gleichlautender Stellen vermindert, kein Wunder also, wenn sowohl in der Erklärung als der Grammatik Unrichtigkeiten und Lücken nachzuweisen waren. Diese zu verbessern und auszufüllen versuchte Holtzmann in seiner scharfsinnigen Schrift „Beyträge zur Erklärung der Keilinschriften," welche in einem früheren Jahrgange der gelehrten Anzeigen gewürdigt worden sind. Im Laufe des Jahres 1846 endlich erschien Rawlinsons längst erwartete Herausgabe und Erklärung der Inschrift von Behistun, nebst dem Anfange eines Memoirs, das im Laufe des Jahres 1847 fortgesetzt wurde und das von den Keilschriften im Allgemeinen, dann von den Buchstaben handelt und zuletzt eine Analyse sämmtlicher Keilinschriften giebt; ein Glossar und eine Abhandlung über den historischen Werth der Inschrift von Behistun soll noch folgen. Noch vor dem Erscheinen der zweyten Abtheilung des Rawlinson'schen Memoirs erschienen Benfeys und Opperts Schriften, in letzterer Schrift werden über das altpersische Lautsystem so ziemlich dieselben Grundsätze aufgestellt, welche Rawlinson erst im Anhange zu seiner Lautlehre p. 175 ff. weiter ausführt und die das frühere System wesentlich berichtigen. Um Hrn. Opperts Arbeit gerecht zu beurtheilen, darf man nicht vergessen, daß er seine Resultate selbständig und unabhängig von Rawlinson gefunden hat, sonst würde dieser Schrift ein großer Theil des Lobes entgehen, der ihr gebührt. Nicht bloß aber das Verständniß der Laute ist durch die Bekanntmachung der Inschrift von Behistun gefördert worden, auch das Verständniß der Texte hat durch einen so bedeutenden Zuwachs merklich gewonnen; hier ist wieder vornehmlich Rawlinson zu nennen, der mit eben so viel Scharfsinn als Takt und Mäßigung zu Werke gegangen ist. Zum Verständniß der Sprache sind wir lediglich auf die Vergleichung der verwandten Sprachen angewiesen, unter diesen nehmen natürlich die iranischen Sprachen den ersten Rang ein, das Zend. Pehlvi und selbst auch das Pazend können für diese Vergleichung sehr nützliche Dienste leisten und werden, wenn sie einmal näher bekannt sind, als dieß gegenwärtig der Fall ist, noch manchen schätzbaren Beytrag liefern. Das oben genannte Werk Rawlinsons enthält außer dem Text, Uebersetzung und kritische Noten zur Inschrift von Behistun, dann eine Abhandlung über die verschiedenen Arten der Keilschrift, das altpersische Alphabet und eine Analyse sämmtlicher bekannter Keilinschriften, und ein weiterer Band soll ein altpersisches Glossar und eine Abhandlung über den historischen Werth der Inschrift von Behistun enthalten. Ganz ähnlich ist der Inhalt der Schrift von Hrn. Benfey, sie giebt uns auf wenig Bogen Text (in lateinischer Umschreibung) Uebersetzung und kritische Noten der Inschrift von Behistun, eine Kritik des Rawlinson'schen Erklärungsversuches, den Text und eine neue Uebersetzung der übrigen Keilinschriften, und endlich ein vollständiges altpersisches Glossar. Hrn. B.'s Schrift erschien gleich nach der Veröffentlichung des ersten Heftes von Rawlinsons Arbeit und der Verf. folgt ganz dem älteren Lautsysteme R.'s, weßwegen das Buch jetzt in dieser Hinsicht vielerley Verbesserungen zuläßt. Wir fassen in dem folgenden die Ergebnisse dieser drey Schriften für Lautlehre, Grammatik und Erklärung der Keilinschriften in Kürze zusammen und verbinden damit die Bemerkungen, zu denen uns unsere Studien über das Zendavesta Veranlassung gegeben haben.

Die Inschrift von Behistun hat zuerst das altpersische Alphabet theils ergänzt, theils berichtigt. Mehrere Buchstaben, z. B. mehrere Formen für n (n' und ñ bey Raw:) waren noch gar nicht bekannt, andere wie m', t', dh', jh. waren unrichtig bestimmt worden. Allein selbst nachdem die wahre Geltung der Zeichen schon erkannt war, mußte sich jedermann die Ueberzeugung aufdrängen, daß ein noch unerkanntes Lautgesetz der altpersischen Sprache zu entdecken sey, denn manche Reihen waren überreich bedacht und die Zeichen wurden scheinbar inconsequent angewandt. Die Wahrheit stellte sich nun auch bald heraus und Oppert und Rawlinson haben fast zu gleicher Zeit das Richtige gesehen. Es zeigte sich nämlich, daß viele (nicht alle) Consonanten mehrere Zeichen haben und anders geschrieben werden, je

nachdem sie vor u oder vor i und a stehen. Durch die Entdeckung dieses wichtigen Gesetzes wird das ganze altpersische Consonantensystem viel einfacher und klarer. Nicht minder wichtig ist ein anderes Gesetz für die Vocale, das zuerst Holtzmann aufgestellt und Hr. Oppert angenommen hat, das Rawlinson p. 57 zwar andeutet aber nicht weiter verfolgt. Es ist dieß die Wahrnehmung, daß die drey Zeichen â, y, w nach semitischer Weise auch als matres lectionis verwandt werden können und dann theils die langen Vocale â, î, û theils wie im Neupersischen auch ê und ô bezeichnen können. Wir werden auf dieses Gesetz unten bey unserer Darstellung des altpersischen Vocalsystems zurückkommen, zuerst aber wenden wir uns zu den Consonanten, ohne den Gebrauch der altpersischen Consonannten zu kennen, ist eine Einsicht in das Vocalsystem nicht gut möglich.

Wir geben die altpersischen Consonanten in der natürlichsten Folge, nach den Organen geordnet; und beginnen mit den Gutturalen. Das Altpersische hat für diese Consonantenreihe fünf Zeichen, von diesen fallen zwey dem k zu, das eine Zeichen ist blos vor u gebräuchlich, das andere vor den übrigen Vocalen. Das altpersische k entspricht aber in beyden Formen dem zendischen k und neupersischen ک z. B. adakiy = اندکی, Kaufa = np. کوه und Huzvar: קוף, Karata = zd. Kereta und ebenso akunavam, das zu np. کن, کنم stimmt. Das aspirirte kh entspricht dem zendischen kh und np. خ z. B. durukhtam zd. dushûkhta, chakhriya zu zd. chakhrarĕn. In dem Eigennamen Chitrataklıma ist das zendische takhma, stark, erhalten, das sich im Np. in تهم oder طهم geschwächt hat z. B. تهمتن, طهمورث. Das altpersische und zendische Khsh am Anfange der Wörter wird im Np. gewöhnlich zu ش z. B. khshapa = شب, khshnâsâtiy = شناسد. — g hat wieder zwey Zeichen, von denen eines nur vor u vorkommt, sie drücken sonst sowohl das zendische g und gh und np. ک und غ aus, z. B. gausha = zd. gaŏsha, np. کوش, gaitha wahrscheinlich = zd. gaêtha, np. کیتی, gauba = کفتن scheint im Zend nicht erhalten, dem altp. gauda entspricht zd. gûza in zĕmargûzó — g vor u findet sich fast blos in Eigennamen wie Magus, Gudrush. gh scheint nicht besonders unterschieden worden zu seyn, denn man findet tigra geschrieben, wofür im Zend tighra geschrieben wird und womit wohl das np. تیغ verwandt ist. — II Palatale. Wie das Zend und das Neupersische hat das Altpersische blos zwey Palatale aber drey Zeichen, hier ist es der weiche palatale Buchstabe j, der sich in zwey Zeichen gespalten hat, deren eines vor a das andere vor i vorkommt. Ob die Palatalen auch eigene Zeichen vor u besitzen, ist bis jetzt noch unermittelt, da keine Wörter, in denen u auf eine Palatale folgt, bis jetzt vorgekommen sind. Von den beyden Palatalen entspricht nun ch dem zendischen ch, mithin dem np. چ z. B. chis, chiy im Zend chis, chit np. چه, cha zd. cha im Parsi gleichfalls cha oder چ. In der Mitte der Wörter zwischen Vocalen hat sich das ch im Neupersischen in چ und dann in ز erweicht, darum scheint dem cha auch np. ز zu entsprechen z. B. hachâ, zd. hacha np. از, أز, raucha Tag np. روز, wozu man auch das zendische raŏchana, np. روزن vergleichen kann. Die beyden Buchstaben, welche Rawlinson mit j und jh bezeichnet, sind eigentlich blos einer wie er p. 177 selbst einsieht und von denen wie gesagt, j blos vor i, jh blos vor a vorkommt, j und z sind in allen iranischen Sprachen mehr verwandte Laute, schon in den Zendhandschriften finden sich Beyspiele des Wechsels von j und z, im Parsi und Neupersischen wechseln چ und ز gleichfalls mit einander ab. Daher entspricht j und jh meist dem zendischen j aber dem np. ز z. B. awajham, awajhata er tödete zd. janat., np. زد, im Parsi findet sich noch awazat, ajham'iya ist nach Benfeys gewiß richtiger Erklärung zu der zendischen Wurzel jam = gam zu ziehen, jadhiyâm'i = jaidhyêmi; darujana und adurujiya ziehe ich nicht mit R. zu vacha + dur oder mit Benfey zu druh, sondern zu der zendischen Wurzel aŏj + dur also eigentlich schlecht sprechen. III Dentale. Das Altpersische besitzt für drey Dentale sechs Zeichen, wovon drey sich unter die harten Buchstaben so vertheilen, daß ein t vor a und i, eines vor u und

ein Zeichen für th vorhanden ist. Das Altpersische besitzt ferner ein d, welches, je nachdem es vor a, i, u vorkommt, mit verschiedenen Zeichen geschrieben wird. Hierdurch erledigen sich die vielen Zweifel, zu denen diese an Zeichen überreiche Klasse Veranlassung gegeben hatte, von selbst. Zu den Dentalen muß endlich noch das Zeichen gezählt worden, welches dem sanskritischen und zendischen tr und thr entspricht, von dem es aber zweifelhaft ist, ob es einen Laut ausdrückt, oder eine Abkürzung für zwey Zeichen sey. Es entspricht demnach Rawlinsons t und t'h dem zendischen t und np. ت, letzteres ist in der Mitte der Wörter, wenn Vocale oder Liquida vorhergehen meist zu د geworden; vergl. Vistâçpa und zd. vîstâçpa np. گشتاسپ, tauma zd. taôkhma np. تخم und brâtâ im Zd. desselben np. برادر, martiya np. مرد. Das Zeichen t'h kommt meist in der 3 ps. sg. imperat. vor, das abgestumpfte Neupersische ist demnach nicht zu vergleichen. Dem Pronomen t'huwam entspricht zd. thwan'm np. تو. — th. Dieser Buchstabe gehört zu den schwierigsten in dem ganzen altp. Alphabete. Aus den Wörtern, deren Etymologie einigermassen sicher ist, scheint mir hervorzugehen, daß der Buchstabe theils dem zendischen th, theils dem zendischen ç entspreche. Daß diese beyden Buchstaben im Zend nahe verwandt sind geht daraus hervor, daß sie in den Handschriften mit einander wechseln; so lesen z. B. im 3. Fargard das Vendidad zwey Hdsch. fraçâghĕm statt frathâgĕm und im 19. Frgd. desselben Werkes schwanken die Hdsch. zwischen pathanayâo und und paçanayâo. Im Huzvaresch ist, wie bekannt, ç der gewöhnliche Vertreter des zendischen th. Das altpersische th entspricht unzweifelhaft dem zendischen th in Wörtern wie mithra, yâthâ, avatha, amutha, wahrscheinlich auch in gaitha = gaêtha und gathwâ von gâtu np. گاه, dessen t nur durch den Einfluß des folgenden w aspirirt ist. Für ein sicheres Beyspiel von th = zd. ç halte ich thah = çĕñgh, nach Rawlinsons scharfsinniger Erklärung und Mathista = zd. mazista (cf. maçô und macyêhi). Auch thadaya in NR. 58 dürfte man dann wohl zu dem skr. und zd. çad ziehen und das dunkle thrada, wenn wir es tharada lesen zu zd. çarĕdhô, Art, Gattung. —

Wir gehen nun zu dem d fort, das, wie gesagt, vor a, i. u in drey verschiedenen Formen vorkommt. Es entspricht dieser Buchstabe, dem np. د und ذ — welche bekanntlich in der Schrift nicht unterschieden wurden — und dem ز, so wie dem zendischen d, dh, z. Hieraus darf man wohl schließen, daß das altpersische d ein Mittellaut zwischen d und z war (man vergl. altp. Mudrâya und Mizraim). Es ist nun d a) = zd. und np. d in dahyâus zd. daqyu np. دهـ, adâ = zd. dâ np. دادن, badaka = بندک, yadiy = yeidhi; b). = zd. z und np. j in adam zd. azĕm, daraya = zarayô, gauda = gûzo, didâ = دز. Das altp. dipis möchte ich nicht zu skr. lipi ziehen, da sonst kein Beyspiel bekannt ist, daß altp. d dem skr. l entspräche; man darf darin vielleicht dieselbe Wurzel erkennen wie in dem np. دفتر. Auch dausta läßt sich noch hieher ziehen, das Hr. B. wohl passend von skr. jush ableitet. — IV. Labiale. Das Verhältniß der Labialen ist das einfachste, das Altpersische, Zend und Neupersische besitzen deren eine gleiche Anzahl. Das Altpersische hat für die verschiedenen Consonanten der labialen Reihe nur je ein Zeichen, davon entspricht p dem zendischen p np. پ, f dem f oder ز, b dem b oder ب. Beyspiele, welche diese Geltung bestätigen, finden sich genug wie pita = zd. pata, پدر, putra = puthra پسر, pati = paiti پد und پی; framâna = فرمان, fratama = fratĕma parsi فردوم; abawa zu bvat und بدن, baga — bagha, بغ, badaka = بندک u. s. w. V. Nasale. Ueber diese ist nur sehr wenig zu bemerken; das Altpersische kennt deren blos zwey, nämlich n — für das zwey Zeichen eines vor a und i und eines vor u vorhanden sind — und m, das vor den drey Vocalen drey besondere Zeichen hat. Diese beyden Buchstaben entsprechen den sanskritischen n und m, die verschiedenen Bezeichnungen das n vor den verschiedenen Classenbuchstaben hat des Altpersische nicht in der Schrift, wohl aber, wie die meisten Sprachen, in der Sprache selbst ausgedrückt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 16. der k bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Malerei auf ihre einfachsten und sichersten Grundsätze zurückgeführt. Von Liberat Hundertpfund. Mit 3 lithogr. Tafeln und 24 lithogr. Farbendrücken. Augsburg 1847.

Der originale Inhalt der eben genannten kleinen Schrift gewährt mehr als sein Titel zu versprechen scheint; er hat nicht bloß für die Kunst, sondern auch für die Wissenschaft einen bedeutenden Werth. Der erstere, jener für die Malerkunst und für alle Gewerbe, die mit materiellen Farben umgehen, ist schon während der kurzen Zeit, seit welcher das Buch im Druck erschien, sehr allgemein sowohl in als außerhalb Deutschland anerkannt worden; namentlich ist auch das Urtheil der Akademie der Künste in München über dasselbe ein höchst günstiges gewesen. Wir unsrerseits haben zunächst nur das zu beachten, was für die Geschichte des Entstehens und des Zusammenwirkens der Farben in den irdischen Naturreichen von Bedeutung ist.

Das, was uns der Anblick der Farbenwandlung der Blätter in jedem Spätherbst, was uns das Auftreten der Farben und Nichtfarben (des Weiß, des Grau und des Schwarz) an den Bildungen des Mineral-, des Pflanzen- und Thierreiches nach wie nebeneinander lehrt, das, was der Maler und Färber bey den Mischungen und bey der Uebereinanderfügung ihrer Farben erfahren, unter ein feststehendes, sichres Gesetz zu bringen, dieß ist die Aufgabe gewesen, welche der Verfasser der hier vor uns liegenden kleinen Schrift sich stellte und in einer sehr befriedigenden Weise gelöst hat.

Die genaue Betrachtung und das Studium der Farben, an den Erscheinungen der Natur wie an Werken der Kunst, waren es, welche den Verfasser, der hiezu mit einem ganz besondren Scharfblick begabt ist, nach vieljähriger Arbeit zu einem Resultat führten, das namentlich mit jenem in vielfacher Uebereinstimmung stehet, welches der berühmte Verfasser der Farbenlehre auf seinem Wege gewonnen hatte.

„Ich wußte wohl," so erzählt Hr. Hundertpfund, „daß Göthe über Farben geschrieben habe, allein ich hörte zugleich immer, daß diese Göthesche Abhandlung für Maler von keinem großen Nutzen wäre. Mit Freude fand ich aber bey der Durchlesung der Göthescheu Farbenlehre, daß die Naturgesetze, welche darin theoretisch erklärt werden, mit meinen praktischen Grundsätzen ganz harmoniren, was mich sehr ermunterte, meiner angenommenen Richtung zu folgen, und ich darf behaupten, daß Mancher nach der Durchlesung meines Schriftchens die Farbenlehre von Göthe anders beurtheilen wird."

Der Verfasser nimmt nur drey ideale Stammfarben in der Natur an, welche sich in ihrer vollkommenen Reinheit am Regenbogen und am Farbenbild des Prismas zeigen: Blau, Roth und Gelb. Sie entsprechen im Ganzen den drey Grundeigenschaften des Lichtstrahles, dessen erwärmende Kraft bekanntlich im Roth des Farbenbildes, die erhellende im Gelb, die chemische Wirksamkeit im Blaurothen concentrirt gefunden wird. Aus den Verbindungen der drey Hauptfarben entstehen die drey Nebenfarben: aus Blau und Roth das Violett, aus Blau und Gelb das Grün, aus Gelb und Roth das

ein Zeichen für th vorhanden ist. Das Altpersische besitzt ferner ein d, welches, je nachdem es vor a, i, u vorkommt, mit verschiedenen Zeichen geschrieben wird. Hierdurch erledigen sich die vielen Zweifel, zu denen diese an Zeichen überreiche Klasse Veranlassung gegeben hatte, von selbst. Zu den Dentalen muß endlich noch das Zeichen gezählt worden, welches dem sanskritischen und zendischen tr und thr entspricht, von dem es aber zweifelhaft ist, ob es einen Laut ausdrückt, oder eine Abkürzung für zwey Zeichen sey. Es entspricht demnach Rawlinsons t und t'h dem zendischen t und np. ت, letzteres ist in der Mitte der Wörter, wenn Vocale oder Liquida vorhergehen meist zu ث geworden; vergl. Vistâçpa und zd. vîstâçpa np. گشتاسپ, tauma zd. taôkhma np. تخم und brâtâ im 3d. desselben np. برادر, martiya np. مرد. Das Zeichen t'h kommt meist in der 3 ps. sg. imperat. vor, das abgestumpfte Neupersische ist demnach nicht zu vergleichen. Dem Pronomen t'huwam entspricht zd. thwan'm np. تو. — th. Dieser Buchstabe gehört zu den schwierigsten in dem ganzen altp. Alphabete. Aus den Wörtern, deren Etymologie einigermassen sicher ist, scheint mir hervorzugehen, daß der Buchstabe theils dem zendischen th, theils dem zendischen ç entspreche. Daß diese beyden Buchstaben im Zend nahe verwandt sind geht daraus hervor, daß sie in den Handschriften mit einander wechseln; so lesen z. B. im 3. Fargard das Vendidad zwey Hdsch. fraçâghĕm statt frathâgĕm und im 19. Frgd. desselben Werkes schwanken die Hdsch. zwischen pathanayâo und und paçanayâo. Im Huzvaresch ist, wie bekannt, ç der gewöhnliche Vertreter des zendischen th. Das altpersische th entspricht unzweifelhaft dem zendischen th in Wörtern wie mithra, yâthâ, avatha, aiwitha, wahrscheinlich auch in gaitha = gaêtha und gathwâ von gâtu np. گاه, dessen t nur durch den Einfluß des folgenden w aspirirt ist. Für ein sicheres Beyspiel von th = zd. ç halte ich thah = çĕñgh, nach Rawlinsons scharfsinniger Erklärung und Mathista = zd. mazista (cf. maçô und macyêhi). Auch thadaya in NR. 58 dürfte man dann wohl zu dem skr. und zd. çad ziehen und das dunkle thrada, wenn wir es tharada lesen zu zd. çarĕdhô, Art, Gattung. — Wir gehen nun zu dem d fort, das, wie gesagt, vor a, i. u in drey verschiedenen Formen vorkommt. Es entspricht dieser Buchstabe, dem np. د und ذ — welche bekanntlich in der Schrift nicht unterschieden wurden — und dem ز, so wie dem zendischen d, dh, z. Hieraus darf man wohl schließen, daß das altpersische d ein Mittellaut zwischen d und z war (man vergl. altp. Mudrâya und Mizraim). Es ist nun d a) = zd. und np. d in dahyâus zd. daqyu np. دہ, adâ = zd. dâ np. دادن, badaka = بندہ, yadiy = yeidhi; b). = zd. z und np. j in adam zd. azĕm, daraya = zarayô, gauda = gûzo, didâ = دز. Das altp. dipis möchte ich nicht zu skr. lipi ziehen, da sonst kein Beyspiel bekannt ist, daß altp. d dem skr. l entspräche; man darf darin vielleicht dieselbe Wurzel erkennen wie in dem np. دفتر. Auch dausta läßt sich noch hieher ziehen, das Hr. B. wohl passend von skr. jush ableitet. — IV. Labiale. Das Verhältniß der Labialen ist das einfachste, das Altpersische, Zend und Neupersische besitzen deren eine gleiche Anzahl. Das Altpersische hat für die verschiedenen Consonanten der labialen Reihe nur je ein Zeichen, davon entspricht p dem zendischen p np. پ, f dem f oder ز, b dem b oder ب. Beyspiele, welche diese Geltung bestätigen, finden sich genug wie pita = zd. pata, پدر, putra = puthra پسر, pati = paiti پد und پی; framâna = فرمان, fratama = fratĕma parsi فردوم; abawa zu bvat und بدن, baga — bagha, بغ, badaka = بندہ u. s. w. V. Nasale. Ueber diese ist nur sehr wenig zu bemerken; das Altpersische kennt deren blos zwey, nämlich n — für das zwey Zeichen eines vor a und i und eines vor u vorhanden sind — und m, das vor den drey Vocalen drey besondere Zeichen hat. Diese beyden Buchstaben entsprechen den sanskritischen n und m, die verschiedenen Bezeichnungen das n vor den verschiedenen Classenbuchstaben hat des Altpersische nicht in der Schrift, wohl aber, wie die meisten Sprachen, in der Sprache selbst ausgedrückt.

(Schluß folgt.)

der kurzen Vocale, sondern kennt bloß die drey Grundvocale a, i, u, unter diesen ist wieder a bey weitem der Häufigste, daher er denn auch den Consonanten mit Ausnahme weniger, die bloß vor i oder u vorkommen inhärirt. Es ist daher das kurze a gewöhnlich gar nicht geschrieben, blos im Anlaute und Auslaute wird es näher bezeichnet. Es ist nämlich ein Gesetz der Keilschrift, daß â, y, w, als Lesemütter verwendet werden, ganz wie dieß im Semitischen mit א ,י ,ו geschieht und man keine Wörter auf ă, ĭ, ŭ ausgehen läßt. Man hat die Natur der Silben iy, uw, längere Zeit hindurch verkannt, und dadurch, daß man dieselben iya, uwa las, den richtigen Einblick in die Formenlehre sehr erschwert. Auch Rawlinson, obwohl ihm die richtige Erklärung der Formen selten entgeht, liest noch immer fälschlich iya, uwa. Das Verdienst, das Richtige gesehen zu haben, gebührt Holtzmann in der oben angeführten Schrift; nach ihm hat Hr. Oppert die Sache weiter verfolgt und mit den neueren Entdeckungen in Einklang gebracht. Es fragt sich nun blos noch, sollen wir iy, uw mit Holtzmann für lange Vocale halten, oder ist die Schreibung des y und w blos graphisch, wie Hr. O. will. Wir glauben das Erstere und führen für unsere Ansicht die zweyfache Schreibung von parunâm und paruwnâm an, in welchem Falle Hr. O. selbst zugiebt, daß w blos die Länge bezeichne, dann aber auch die Analogien in verschiedenen Stücken des Vedas und des Zendaveſta. Das Altpersische hat ferner zwey Diphthonge ê und ô, welche ai und an geschrieben werden, so entsprechen z. B. maiy, taiy, shaiy dem zendischen mê, tê, shê, aita ist skr. etat, auramazda geben die Griechen durch Ὡρομάζης wieder. Durch diese Entdeckung der Diphthonge wird auch klar, daß das altpersische hauw dem zendischen hô entspricht, mithin dem sanskritischen sa, nicht aber dem skr. sva, wie bisher allgemein angenommen wurde, dieß müßte im zd. qa, im Altp. aber uwa lauten, wie wir dieß später sehen werden. Außer diesen Vocalen und Diphthongen glaube ich nun auch einen Vocal ara annehmen zu dürfen, welcher dem zendischen ĕrĕ, skr. ri entspricht; Karata zd. Kereta, skr. Krita, dieses Wort wird gewöhnlich Karta gelesen. Die Wurzel, welche dem zendischen gĕrĕw, skr. gribh, entspricht, wird von Raw. grab von H. B. garb gelesen, ich glaube garab lesen zu müssen, ebenso fratarata statt fratarta u. s. w. Es würde uns zu weit führen, wollten wir in aller Ausführlichkeit behandeln, wie viel auch die Grammatik der altpersischen Sprache durch die Arbeiten über die Inschrift von Behistun gewonnen hat. Eine vollständige Verarbeitung der neuesten Ergebnisse ist bis jetzt noch mehr erfolgt, das Wichtigste hat indessen Hr. O. in seiner Schrift p. 24 ff. zusammengestellt. Den meisten Gewinn hat bisher die Declination gemacht, die erste Declination, die Wörter auf ă, sind fast vollständig belegbar, von den anderen Declinationen die wichtigsten Casus, viele noch unbelegte Formen kann man aus der Analogie des Zend und Sanskrit mit ziemlicher Sicherheit erschließen. Auch die Pronomina sind ziemlich vollständig erhalten, wir haben bereits gesehen, daß hauw mit dem zendischen hô identisch ist, dem altp. shaiy entspricht das zendische shê, von welchem bis jetzt mehrere Beyspiele bekannt sind, z. B. im dritten Capitel des Vendidad yêzi. shê. barât., wenn er ihn trüge (p. 34. l. 3. ed Olsh.) yêzi. shê. anya. agha wenn er andere Sünden hat (ibid. p. 37. l. 5.), oder im 9. Cap. des Yaçna: pairi. she. ushi. vĕrĕnuidhi umschatte seinen Verstand. — Dagegen mangelt es noch immer an einer ganz klaren Einsicht in das Wesen des Verbums, da auch der Text der Inschrift von Behistun zu einförmig ist, als daß eine große Abwechslung in den Verbalformen stattfinden könnte. Eine der wichtigsten Erweiterungen unserer Kenntniß des Verbums ist die sichere Spur von Passivbildungen, deren in der Inschrift von Behistun mehrere Beyspiele vorkommen, sowie die Imperative auf di und die Infinitive auf naiy, die vorher unbelegbar waren. — Auch die Erklärung der Inschriften hat durch obige Schriften gewonnen; zwey derselben, die von Rawlinson und Benfey behandeln sämmtliche bis jetzt bekannt gewordene altpersische Inschriften; Hr. O. bloß einzelne Stellen, von welchen er uns an einer bisher mißverstandenen unzweifelhaft das Richtige getroffen zu haben scheint. Es ist dieß die Stelle I 43 der Inschrift von Behistun: pasâwa Kabujiya uwâmarshiyus (oder marashiyus) ama-

Orange. Je nachdem dann in diesen erzeugten Nebenfarben die eine oder die andre der erzeugenden Stammfarben an Kraft vorherrscht, entstehen die Mittelfarben, deren genau genommen nur sechs sind, z. B. aus dem verdoppelten Blau und dem einfachen Roth das Blau Violett, aus dem verdoppelten Roth und einfachen Blau das Rothviolett und in derselben Weise bey einem Ueberwiegen der einen oder andren Stammfarbe das Roth-Orange und das Gelb-Orange, so wie das Gelbgrün und das Blaugrün. Gleich wie im vollkommnen nächtlichen Dunkel, so ist auch im Schwarz keine Farbe, eben so wenig in der reinen Helle des Lichtes, oder im Weiß; die erste Farbe, welche beym Eintreten des Lichtes in das Dunkel auftritt ist das Blau, bey einer höheren Steigerung des Lichtes erscheint das Roth, durch eine weitre Verstärkung seines erhellenden Einflußes das Gelb. Die Farben entstehen durch ein negatives und positives Aufeinanderwirken des Lichtes und der Finsterniß, so daß im Blau noch das Dunkel als positives Element vorherrscht, weßhalb der Künstler in seiner Sprache diese Farbe als eine kalte, die Gelbe, in welcher die Lichthelle das positive Element ist, als eine warme, die Rothe als eine indifferente bezeichnet, in welcher beyde Kräfte sich das Gleichgewicht halten. Wenn die drey Haupt- oder Stammfarben in gleicher Stärke zusammentreten, heben sie gegenseitig ihre Wirkung als Farbe auf unser Auge auf: es entsteht aus einer Mischung des Blauen, des Rothen und Gelben im Prisma unter der Sammellinse das farblose Helle, bey der Vereinigung der materiellen Farben das Schwarze. Dasselbe geschieht aus gleichem Grunde, wenn ein Stammfarbe mit einer Nebenfarbe, in welcher die beyden andern Stammfarben in gleichem Verhältniß der Stärke zusammengetreten sind, vermischt wird. So aus der Verbindung des Blau mit Orange, des Roth mit Grün, des Gelben mit dem Violetten, und auch die drey Nebenfarben Violett, Orange und Grün verlöschen bey ihrer wechselseitigen Durchdringung in ein farbloses Schwarz.

(Schluß folgt.)

---

1) The Persian Cuneiform inscription et Behistun.
2) Die persischen Keilinschriften.
3) Das Lautsystem des Altpersischen.

(Schluß.)

Das sanskritische Anusvâra wurde, wie dieß Wörter, wie hidhus, Gadâra, hatiy u. s. w. bezeugen, gar nicht geschrieben, aber doch wohl gesprochen. Ein drittes n endlich (ñ), welches erst durch Rawlinson bekannt geworden ist, kommt nur in einigen ausländischen Eigennamen vor, wir schließen uns an Rawlinsons Ansicht (p. 134) an, daß dieser Buchstabe nicht eigentlich altpersisch, sondern zur Bezeichnung eines dieser Sprache unbekannten Lautes aus dem medischen Alphabete herüber genommen sey. — VI. Halbvocale: Auch diese geben nur zu wenigen Bemerkungen Veranlassung, von ihnen hat nur r und v zwey Zeichen eines vor a und i, ein anderes vor u. Das l fehlt dem Altpersischen, wie überhaupt den älteren iranischen Sprachen, gänzlich. — VII. Sibilanten. Das Altpersische besitzt deren vier, von diesen entspricht R's s dem zendischen ç und np. س z. B. asti = açti np. أستن, basta = baçta np. بستن, zasta = zaçta np. بستن, Rs sh entspricht dem zendischen s und sh np. ش z. B. tʃaishâm nnd zd. aeshan'm, vishtâspa zd. vistâçpa np. كشتاسپ mathista zd. mazista u. s. w. z scheint auch dem zendischen z np. j zu entsprechen, wie man aus dem Worte âuramazdà schließen darf, der vergleichbaren Wörter sind aber nur wenige. h endlich entspricht theils dem zendischen h, theils in der Mitte der Wörter auch dem g̃ z. B. haruwa zd. haurva, np. هر hatiy zd. hĕñti np. هند hidhus zd. hĕñdu np. هند; athahat zd. çĕg̃h np. سخن, aha zd. ag̃hat. u. s. w.

Wir wenden uns nun zu dem Vocalsystem, das im Altpersischen sehr einfach ist. Das Altpersische besitzt noch nicht die verschiedenen Trübungen

der kurzen Vocale, sondern kennt bloß die drey Grundvocale a, i, u, unter diesen ist wieder a bey weitem der Häufigste, daher er denn auch den Consonanten mit Ausnahme weniger, die bloß vor i oder u vorkommen inhärirt. Es ist daher das kurze a gewöhnlich gar nicht geschrieben, blos im Anlaute und Auslaute wird es näher bezeichnet. Es ist nämlich ein Gesetz der Keilschrift, daß â, y, w, als Lesemütter verwendet werden, ganz wie dieß im Semitischen mit א, י, ו geschieht und man keine Wörter auf ă, ĭ, ŭ ausgehen läßt. Man hat die Natur der Silben iy, uw, längere Zeit hindurch verkannt, und dadurch, daß man dieselben iya, uwa las, den richtigen Einblick in die Formenlehre sehr erschwert. Auch Rawlinson, obwohl ihm die richtige Erklärung der Formen selten entgeht, liest noch immer fälschlich iya, uwa. Das Verdienst, das Richtige gesehen zu haben, gebührt Holtzmann in der oben angeführten Schrift; nach ihm hat Hr. Oppert die Sache weiter verfolgt und mit den neueren Entdeckungen in Einklang gebracht. Es fragt sich nun blos noch, sollen wir iy, uw mit Holtzmann für lange Vocale halten, oder ist die Schreibung des y und w blos graphisch, wie Hr. O. will. Wir glauben das Erstere und führen für unsere Ansicht die zweyfache Schreibung von parunâm und paruwnâm an, in welchem Falle Hr. O. selbst zugiebt, daß w blos die Länge bezeichne, dann aber auch die Analogien in verschiedenen Stücken des Vedas und des Zendaveſta. Das Altpersische hat ferner zwey Diphthonge ê und ô, welche ai und an geschrieben werden, so entsprechen z. B. maiy, taiy, shaiy dem zendischen mê, tê, shê, aita ist skr. etat, auramazda geben die Griechen durch Ὡρομάζης wieder. Durch diese Entdeckung der Diphthonge wird auch klar, daß das altpersische hauw dem zendischen hô entspricht, mithin dem sanskritischen sa, nicht aber dem skr. sva, wie bisher allgemein angenommen wurde, dieß müßte im zd. qa, im Altp. aber uwa lauten, wie wir dieß später sehen werden. Außer diesen Vocalen und Diphthongen glaube ich nun auch einen Vocal ara annehmen zu dürfen, welcher dem zendischen ĕrĕ, skr. ri entspricht; Karata zd. Kereta, skr. Krita, dieses Wort wird gewöhnlich Karta gelesen. Die Wurzel, welche dem zendischen gĕrĕw, skr. gribh, entspricht, wird von Raw. grab von H. B. garb gelesen, ich glaube garab lesen zu müssen, ebenso fratarata statt fratarta u. s. w. Es würde uns zu weit führen, wollten wir in aller Ausführlichkeit behandeln, wie viel auch die Grammatik der altpersischen Sprache durch die Arbeiten über die Inschrift von Behistun gewonnen hat. Eine vollständige Verarbeitung der neuesten Ergebnisse ist bis jetzt noch mehr erfolgt, das Wichtigste hat indessen Hr. O. in seiner Schrift p. 24 ff. zusammengestellt. Den meisten Gewinn hat bisher die Declination gemacht, die erste Declination, die Wörter auf ă, sind fast vollständig belegbar, von den anderen Declinationen die wichtigsten Casus, viele noch unbelegte Formen kann man aus der Analogie des Zend und Sanskrit mit ziemlicher Sicherheit erschließen. Auch die Pronomina sind ziemlich vollständig erhalten, wir haben bereits gesehen, daß hauw mit dem zendischen hô identisch ist, dem altp. shaiy entspricht das zendische shê, von welchem bis jetzt mehrere Beyspiele bekannt sind, z. B. im dritten Capitel des Vendidad yêzi. shê. barât., wenn er ihn trüge (p. 34. l. 3. ed Olsh.) yêzi. shê. anya. agha wenn er andere Sünden hat (ibid. p. 37. l. 5.), oder im 9. Cap. des Yaçna: pairi. she. ushi. vĕrĕnuidhi umschatte seinen Verstand. — Dagegen mangelt es noch immer an einer ganz klaren Einsicht in das Wesen des Verbums, da auch der Text der Inschrift von Behistun zu einförmig ist, als daß eine große Abwechslung in den Verbalformen stattfinden könnte. Eine der wichtigsten Erweiterungen unserer Kenntniß des Verbums ist die sichere Spur von Passivbildungen, deren in der Inschrift von Behistun mehrere Beyspiele vorkommen, sowie die Imperative auf di und die Infinitive auf naiy, die vorher unbelegbar waren. — Auch die Erklärung der Inschriften hat durch obige Schriften gewonnen; zwey derselben, die von Rawlinson und Benfey behandeln sämmtliche bis jetzt bekannt gewordene altpersische Inschriften; Hr. O. bloß einzelne Stellen, von welchen er uns an einer bisher mißverstandenen unzweifelhaft das Richtige getroffen zu haben scheint. Es ist dieß die Stelle I 43 der Inschrift von Behistun: pasâwa Kabujiya uwâmarshiyus (oder marashiyus) ama-

riyatâ. R. übersetzt p. 202. Afterwards Cambyses, unable to endure his (misfortunes) died. Hr. B. Darauf starb Kabujiya vor übergrossem Zorn. Hr. O. aber, durch Selbstmord, wobey er sowohl die Geschichte als die Grammatik auf seiner Seite hat. Uwa entspricht dem zendischen qa, skr. sva, man vergl. Uwarazmiya zd. qairiza'nm, Harauwati zd. haraqaiti. Der Verlängerung des a in uwâ entspricht das zendische qâ in qâçtairis, qâaŏjó u. s. w. marashiyus ist von derselben Bildung wie amĕrĕsheñta, die Unsterblichen, im 9. Capitel des Yaçna. In den übrigen Erklärungen schwieriger Stellen ist natürlich das Recht bald auf der einen bald auf der anderen Seite. Die früher beanstandete Stelle H. 11. hachâ. aniyanâ. naiy. tarçatiy ist von beyden Erklärern richtig getroffen worden: er fürchtet sich vor keinem Feinde. H. 20. 21. lesen gleichfalls beyde Erklärer übereinstimmend mit der früheren scharfsinnigen Erklärung Holtzmanns, fast ganz dieselbe Anrufungsformel findet sich im 9. Capitel des Yaçna mehreremale: z. B. imĕm. thwa'nm. paŏirîm. yânĕm. haŏma. jaidhyêmi (idaṁ tvattah prathamaṁ kalyânam hûma yâchayâmi. Nerios.) Die Lücken in H. 22. 23. hat ohne Zweifel Rawlinson richtig ergänzt. N. R. 19. hat das Wort patiyakhsaiy viele Schwierigkeit gemacht. Hr. B. leitet es von skr. prati + iyakhs (Desiderativ von yaj) ab und übersetzt adamshâm. patiyakhsaiy ich bin von ihnen anzubeten. Das Richtige hat Rawlinson. I have etablished mypower over them, aber er weiß für patiyakhsaiy keine Ableitung, ich zweifle jedoch kaum daß es der zendischen Wurzel akhs + paiti entspricht, wir haben davon in Zendaveſta die Formen aiwyâkhsayêinti und aiwyâkhstâ Aufseher. (Vend. ed. Olsh. p. 10. 12). Daß hier das a lang, in der Inschrift aber kurz ist, macht keine weiteren Schwierigkeiten.

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne auch im Vorbeygehen des Nutzens gedacht zu haben, den die Eintheilung der noch nicht entzifferten Inschriften, in Keilschrift aus Rawlinsons Arbeit gezogen haben. Rawlinson hat seine Arbeiten nicht blos auf die Gattung der altpersischen Keilinschriften beschränkt, die Inschrift von Behistun ist, wie die meisten Inschriften der altpersischen Könige, in drey verschiedenen Arten von Keilschrift eingegraben; der Versuch lag nahe, auch die Entzifferung der beyden noch unbekannten Arten zu unternehmen, die Inschrift von Behistun bot dazu manche Vortheile, welche man aus den übrigen Inschriften nicht ziehen konnte. Von da wurde Rawlinson zu den noch verwickelteren assyrischen und babylonischen fortgeführt und hat überall, wenn auch noch keine vollständige Entzifferung, doch wenigstens sehr bedeutende Vortheile erreicht, welche er hoffentlich bald weiter mittheilen wird. Vor der Hand hat er, gestützt auf seine Beobachtungen, einstweilen eine neue Eintheilung gegeben. Er theilt alle die verwickelteren Arten der Keilschrift in drey Klassen: 1. Babylonisch, 2. Assyrisch, 3. Elymäisch. Die letztere Art der Keilschrift war bisher nicht bekannt, und ist erst von R. aufgefunden worden. Die beyden ersten Klassen theilen sich nun wieder in Unterabtheilungen nämlich das Babylonische a) in das ursprüngliche Babylonische b) in das achämenidische Babylonische; das Assyrische zerfällt a) in das medoassyrische b) in das Assyrische auf den Inschriften von Chorsâbâd etc. So scheint denn ein günstiges Geschick über diesen Studien zu walten und die Kenntniß der nun schon seit zwey Jahrtausenden verschlossenen Denkmäler sich uns bald erschließen zu sollen.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24 Januar

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849

Ueber die Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschlands. Ein Beytrag zur Geographie der Pflanzen von A. Grisebach. Göttingen 1847. 8. Abgedruckt aus den Göttinger Studien. 1847.

Nachdem der Verf. bereits in einer früheren Abhandlung *) den Einfluß des Clima's auf die Vegetation näher erörtert und nachgewiesen hatte, daß die mittlere Temperatur der Vegetationszeit, vom 46. bis über den 60. Breitegrad hinaus und unter den verschiedensten Meridianen unseres Erdtheiles übereinstimmend, als gemeinschaftliche klimatische Bedingung der Vertheilung der vorherrschenden Gewächse über dieses mitteleuropäische Gebiet zu Grunde liege, in so ferne an sie das Auftreten gewisser mehr in's Auge fallender und allgemein verbreiteter Pflanzenformen gebunden ist; ist es nun die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung, die Bedingungen zu würdigen, welchen das Vorkommen von Pflanzen beschränkteren Areals, die man als nördliche, südliche, östliche und westliche Formen der mitteleuropäischen Flora zu bezeichnen pflegt, unterworfen ist.

Der geographische Bezirk, welchen der Verf. bey diesen Erörterungen in's Auge gefaßt hat, enthält den größten Theil des Weser- und Emsgebietes und reicht andererseits bis zur Saale und Elbe. Genauer bezeichnet er die Grenze als: „nördlichen Fuß des niederrheinischen Schiefergebirges in Westphalen und des Thüringerwaldes bis zum Austritte der Saale; Thalweg der Saale bis zur Mündung der Elbe, von da bis zur Nordsee; Meeresküste bis zum Dollart; Thalweg der Ems und ihrer Zuflüsse."

Dieses Areal besitzt gegen 1500 bis jetzt dort aufgefundene Phanerogamen, von denen der größte Theil Mitteleuropa gemeinschaftlich angehört, ein Theil aber einer engeren Begrenzung unterworfen ist, so daß mehr als 230 Arten davon hier die äußerste Grenze ihrer Verbreitung erreichen. Auf diese 230 Arten bezieht sich die vorliegende Untersuchung über die klimatischen Bedingungen ihrer in dem bezeichneten Gebiete nachweisbaren Vegetationslinien.

Vegetationslinie nennt der Verf. diejenige Linie, welche die äußersten Punkte des Vorkommens einer Pflanze oder einer Reihe von Pflanzen verbindet, also die Grenzlinie ihres Areals. Solche Vegetationslinien können vom Klima abhängig seyn oder nicht.

Das Problem, welches der Verf. seiner Abhandlung zu Grunde legt, geht nun im ersten Abschnitte derselben dahin, zu untersuchen, ob im nordwestlichen Deutschland Vegetationslinien vorkommen, welche dem Verlaufe gewisser klimatischer Linien entsprechen, der zweyte Abschnitt behandelt die Vegetationslinien von nicht klimatischer Natur.

Indem der Verf. mit v. Martius hierin übereinstimmt, daß man in dem Areale der meisten

*) Ueber den Einfluß des Clima's auf die Begrenzung der natürlichen Floren (Linnaea Bd. XII. S. 159 — 200.).

Pflanzen ein centrales Gebiet unterscheiden könne, wo die Fundorte dichter beysammen liegen, bis sie nach der Peripherie allmählig immer weiter auseinander treten und zuletzt zu sporadischen Vorposten werden, die oft vereinzelt und vom eigentlichen Verbreitungsdistrikte entfernt erscheinen, so daß dadurch die Umgrenzung des Pflanzenareales durch Linien erschwert wird, macht er zur Beseitigung dieser Schwierigkeit die Methode rathsam, die Beobachtungen zu vervielfachen und für jede Art eine möglichst große Anzahl von Fundorten zu bezeichnen, woraus sich im einzelnen Falle das Verhältniß der sporadischen zur centralen Verbreitungssphäre ergiebt. Häufig sind die äußersten Grenzen für die klimatischen Beziehungen der Pflanze ebenso charakteristisch, als die Grenzen des Hauptareales selbst.

Die bedeutendsten Vegetationslinien, welche in Mitteleuropa hervortreten, sind eine nördliche, südliche, nordwestliche und südöstliche; für jede derselben sind besondere klimatische Ursachen vorhanden. Diese Linien verrathen graphisch aufgetragen eine entschiedene Regelmäßigkeit. Sie verlaufen geradlinig über weite Strecken, oft über den größten Theil des Continents, ohne durch örtliche Einflüsse, durch geognostisches Substrat oder durch schwache Niveauverschiedenheiten modificirt zu werden. Als interessante Beyspiele einer solchen Regelmäßigkeit, die zugleich den allgemeinen Charakter solcher Vegetationslinien an sich tragen, hebt der Verf. die Verbreitungszonen von Aldrovanda vesiculosa und Artemisia Mertensiana Wallr. hervor. Erstere bewohnt einen gegen 12 geogr. Meilen breiten von Lithauen bis Montpellier, mithin 250 geogr. Meilen sich erstreckenden Gürtel, letztere in abweichender Richtung einen gegen 90 Meilen langen von Artern bis Oeland reichenden, der jedoch nur 3 Meilen breit ist. Die Regelmäßigkeit solcher Vegetationslinien beweist, daß ihre Ursache nicht „in der Mannigfaltigkeit terrestrischer Bedingungen, sondern in den weit regelmäßigen, in bestimmten Richtungen wachsenden und abnehmenden, atmosphärischen Abstufungen liegt, welche die allgemeinen Erwärmungsgesetze der elastischen Hülle des Erdkörpers hervorbringen, und wovon die Meteorologie durch ihre mittleren klimatischen Werthe Rechenschaft giebt.“

Je nach der Richtung nun, welche die Vegetationslinien befolgen, zeigen sich die auf sie ausgeübten Einflüsse von verschiedener Art, und es ergeben sich andererseits wieder die verschiedenen Vegetationslinien, je nachdem die verschiedenen Pflanzenarten für diese oder jene Einflüsse sich sensibel zeigen.

Mit den Parallelkreisen des Aequators mehr oder weniger übereinstimmend sind die nördlichen und südlichen Vegetationslinien, d. h. die Nordgrenzen südlicher Pflanzen und die Südgrenzen nördlicher. Zwar halten sich in dem bezeichneten Gebiete die nördlichen Vegetationslinien zufällig an ein gewisses geognostisches Substrat, so daß man diese Verhältnisse als maaßgebend für ihre Umgrenzung annehmen möchte, allein da man im weitern Verfolge derselben die nämlichen Vegetationslinien in gleicher Polhöhe auch noch unter ganz abweichenden örtlichen Bedingungen in Rußland wieder findet, wie der Verf. durch mehrere angeführte Beyspiele nachweist, wird man genöthigt, andere Ursachen anzuerkennen. Aber eben so wenig dienen als solche die meisten klimatischen Bedingungen. „Denn Nord und Ost theilen die kurzen Vegetationszeiten und höheren Kälteextreme, Ost und West unterscheiden sich hierin, wie in den Wärmeextremen; also verhalten sich die für die Vegetation wichtigsten klimatischen Bedingungen unseres Gebietes entgegengesetzt, wie in Rußland.“ Nur die mittlere Jahreswärme oder Isotherme hat sich unter gleicher Polhöhe nicht bedeutend geändert. Indessen läßt sich auch nach dieser keineswegs die Polargrenze südlicher Pflanzen bestimmen, da nämlich die Receptivität der Pflanzen während ihrer Vegetationszeit eine ganz andere ist, als die während ihres Winterschlafes. Auch entsprechen die wahren Isothermen keineswegs so genau den Parallelkreisen des Aequators, als jene von Deutschland nach Rußland sich erstreckenden Vegetationslinien es thun. Vielmehr weist dieses ihr Verhalten auf das solare Klima hin, „von dem die Pflanzenwelt, durch directe Sonnenstrahlen erwärmt, abhängiger ist, als von Größen, welche die Meteorologie aus Beobachtungen im Schatten ableitet.“ Demgemäß betrachtet der Verf. die Minderung solarer Wärme als die eine und hauptsächlichste Ursache des Verschwindens südlicher Pflanzen im

Norden; als eine andere aber die Länge der Tage und die davon abhängige Vertheilung des Lichts über die Vegetationszeit.

Diese beyden Factoren sind es, welche auch zu den Südgrenzen nördlicher Pflanzen ihre Beziehungen haben, indem hier die Verlängerung der Tage nicht bloß durch die ihr entsprechende Vertheilungsweise des Lichtreizes, sondern auch der solaren Wärme dasjenige Moment abgiebt, wovon die Beschränkung einzelner nördlicher Pflanzen (als deren Beyspiele Cornus suecica, Artemisia rupestris und Lobelia Dortmanna namhaft gemacht werden) auf bestimmte Breiten abhängig gedacht werden kann.

Die Grenzen östlicher und westlicher Pflanzenformen des Gebietes entsprechen keineswegs den Längengraden, wie die nördlichen und südlichen den Breitegraden, sondern sie schneiden dieselben in einem gewissen Winkel, und zwar bey einigen Abweichungen so, daß ihre mittlere Richtung der deutschen Nordseeküste parallel geht.

So folgt eine der interessantesten Vegetationslinien des Gebietes, wo eine beträchtliche Anzahl östlicher Pflanzen ihre nordwestliche Grenze findet, dieser Richtung aus der Gegend von Magdeburg einerseits nach Pommern, andererseits zum mittleren Rheinthal. Es ist dieß die Richtung von N. 45° O., welche die Grenzen einer großen Anzahl von Pflanzen abgiebt, z. B. von Gypsophila fastigiata, Dictamnus albus, Globularia vulgaris, während sich für andere nach beyden Seiten Abweichungen von dieser Richtung zeigen, z. B. bey Aldrovanda (N. 50° O.), Adonis vernalis (N. 40° O.), Thalictrum angustifolium (N. 30° O.).

Als Ursache, unter deren Einfluß die mittlere Richtung dieser Vegetationslinien von NO. nach SW. steht, fällt auf den ersten Blick die Nähe des Meeres auf. „Das Meer, welches die Vegetationszeiten verlängert und deren Temperaturextrem vermindert, duldet in seiner Nachbarschaft die continentalen Gewächse nicht, die ohne Frühling in den warmen und kurzen Sommer Rußlands hineinzuwachsen organisirt sind. Die westlichen Pflanzen wiederum scheuen das excessive Klima des Binnenlandes und können dessen Winterkälte nicht ertragen.“ Als allgemeinen Ausdruck dieser klimatischen Gegensätze bezeichnet der Verf. die Linien gleicher Temperaturextreme, welche durch gleiche mittlere Wärmewerthe des kältesten und des wärmsten Monates bestimmt werden.

Wie nun die Richtung der vorhin angedeuteten Vegetationslinien modificirt wird, ist der Gegenstand einer gründlichen Erörterung, indem der Verf. auf den Umstand hinweist, daß mit der Entfernung von der Küste nicht bloß die Temperaturextreme zunehmen, sondern auch die Vegetationszeit sich verkürzt, welches beydes jedoch keineswegs in gleichem Verhältnisse geschieht. Je nachdem nun eine Pflanze in ihrem Vorkommen sich mehr nach dem einen oder andern dieser beyden Momente richtet, bestimmt sich hiernach die Richtung ihrer Vegetationslinie.

(Schluß folgt.)

Die Malerei auf ihre einfachsten und sichersten Grundsätze zurückgeführt.

(Schluß.)

Wenn den eben bezeichneten fünf Verbindungen Weiß zugesetzt wird, dann entsteht statt des vollkommenen Schwarz ein reines, gleichmäßiges Grau. Im Grün wie im Violett ist ein Blau, dort mit Gelb hier mit Roth vereint, die drey Stammfarben stehen sich mithin, wenn jene beyden Nebenfarben vereint werden, nicht in gleicher Kraft entgegen, sondern das Blau herrscht noch vor, und es entsteht statt des vollkommen Grauen ein Graublau, eben so wie aus der Verbindung des Violett und des Orange ein Rothgrau, aus Orange und Grün ein Gelbgrau. Die Mischungen, in denen das Gelbroth über andre Stamm- oder Nebenfarben vorherrscht, bilden ein Braun, das je nach der mitwirkenden Haupt- oder Mittelfarbe ins Blaue, ins Violette, ins Rothe, Orange, Grüne, oder bey der höchsten Steigerung des Gelben, ins Gelbe spielt.

Wenn der Naturforscher alle diese Farbennamen in seine Sprache übersetzen will, dann giebt ihm allerdings dazu die Kennzeichenlehre der Mineralogie, wie der berühmte Werner sie zuerst in großer Vollkommenheit aufgestellt hat, einen brauchbaren Anhalt; für die meisten der Stamm-, der Neben- und der Mittelfarben, deren der Verfasser (außer dem Grau und Schwarz) 30 anführt, sind in jener Kennzeichenlehre der Wernerschen Schule Benennungen nach Naturkörpern eingeführt, die zum Theil dem Mineralreich selber angehören. Und hier allerdings finden sich, nächst denen des Prismas, welche H. Hundertpfund mit Recht als die vollkommensten Idealfarben hinstellt, die reinsten Farben. Denn welches andre Grün kommt an Reinheit dem des Smaragdes, welches Gelb dem des reinen Goldes, welches Blau dem mancher Sapphire, welches Roth dem einiger Spinelle, welches Violett dem des Amethystes, oder welches künstlich erzeugte Orange dem einiger Abänderungen des molybdänsauern Bleyoxydes gleich.

An der Reinheit der künstlich bereiteten (materiellen) Farben findet ein scharfblickendes Auge noch beständig etwas auszusetzen. Der Verfasser der vor uns liegenden Schrift spricht es unverhohlen aus, daß nur eine Stammfarbe: die Blaue, in ihrer vollkommenen Reinheit dem Maler zu Gebote stehe, und zwar die Blaue im Ultramarin. Außer dem Ultramarin hängt jeder materiellen Farbe, welche der Künstler zu seinen Mischungen braucht, etwas Unreines an, und es muß deshalb als Regel gelten, daß der Maler den möglichst eingeschränkten Gebrauch von den materiellen Farben mache, und genau die Gesetze vor Augen habe, nach denen schon einige wenige Stamm- oder Nebenfarben, wenn sie in bestimmtem Verhältniß zusammentreten oder sich gegenseitig beschatten, den gewünschten Farbenton hervorbringen. An die Stelle des gleichsam vergeistigten, ideellen Roth des Regenbogens oder des prismatischen Farbenbildes muß der Künstler den Krapplack setzen, an die Stelle des reinen Gelb etwa den Goldocher, an die des Violetten das Eisenoxyd (mit schon überwiegendem Blau) u. s. w.

Aus den hier gegebenen kurzen Andeutungen wird man es verständlich finden, daß in der vorliegenden Schrift dem Künstler, der freylich nicht die ideellen Farben des Regenbogens, wohl aber die materiellen Farbestoffe seiner Palette in seiner Gewalt haben kann und soll, Regeln an die Hand gegeben sind, nach denen er ohne ein schon künstlich erzeugtes Grau, Braun oder Schwarz aufzutragen die Schattentöne seiner Bilder ohne Mischung schon durch eine passende Grundlage von ganzen Farben (Grün unter Roth, Blau unter Orange, Gelb unter Violett u. s. w.) gewinnen kann. Der wissenschaftliche Beobachter der Natur lernt jedoch aus den hier aufgestellten Regeln noch manches Andre, das seiner Beachtung werth ist.

Wenn die idealen Farben des Prismas durch eine Sammellinse in Eines zusammengefaßt werden, ersterben sie nicht in einem farblosen Schwarz, sondern lösen sich, ohne zu ersterben, in farblose Helle auf. Den materiellen Stammfarben dagegen wiederfährt, wenn sie in gleicher Kraft zusammentreten, etwas Aehnliches als einem unsrer brennbaren Körper, wenn sich sein Kohlenstoff mit Sauerstoffgas bis zur Sättigung beym Verbrennen verbindet: er wird zur schwarzen Kohle oder zur grauen Asche. Wie das Erscheinen der Farben, so sind die Erscheinungen des Lebens in der organischen Natur an die Bedingung geknüpft, daß ohne Aufhören immer bald der eine bald der andre Gegensatz der Kräfte oder der polarisch verschiedenen Elemente als ein Mehr oder als ein Minder auftritt, und daß in dem endlichen Wesen ein Mangel bald hier bald da sich kund giebt und regt, welcher einer Sättigung begehrt, die im harmonischen Wechselverkehr der geschaffenen Dinge dem Mangel überall entgegenkommt. Es liegen noch andre fruchtbare Gedankenkeime in dem oben genannten Buche „über Malerei," welche jeder zu Betrachtungen dieser Art geneigte Leser sich leicht von selber entwicklen wird.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25 Januar

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Wissenschaft der Erkenntniß. Im Abriß systematisch entworfen von Franz Vorländer, Dr. und außerord. Prof. der Philosophie in Marburg. Marburg und Leipzig. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung. 1847. 8. XVI. u. 336 Seiten.

Auf die Psychologie, welche H. Vorländer vor einiger Zeit (1841) veröffentlichte, läßt nun derselbe die Darlegung seines eigentlichen Systemes als „Wissenschaft der Erkenntniß" folgen, wodurch ein gewiß in mancher Beziehung den Fortschritt der neuesten Philosophie fördernder Beytrag gegeben wird. Wir treffen in H. V.'s Buch nicht jenes eitle Jagen und Haschen nach einem ganz neuen Principe, sondern eine ruhige schlichte Entwicklung eines Systemes, welches allerdings mit manchen früher schon dageweſenen viele Verwandtschaft zeigt, aber auch namentlich die nöthige Einsicht in die Einseitigkeiten bisheriger Philosophien beurkundet. Nur scheint uns H. V. gleich von vorneherein in der Methode in eine etwas zwitterhafte Stellung versetzt zu seyn durch seine Rücksichtnahme auf ein doppeltes Publikum seines Buches, „nämlich auf studirende Jünglinge und philosophisch schon gebildete Leser." Ein Buch nun, welches etwa als Leitfaden für Vorlesungen dienen soll, muß, insofern man überhaupt ein solches zu schreiben auf dem Gebiete der spekulativen Philosophie für ersprießlich halten will, durchaus anderer Art seyn, als die Entwicklung eines Systemes, die für die Philosophen vom Fache berechnet ist. Wir glauben, man muß sich heutzutage unbedingt für das eine oder andere gleich entscheiden. Besonders aber fiel uns bey Angabe der „abweichenden Ansichten bedeutender Denker" in vielen Abschnitten die Auswahl auf, indem meistens nur Eines oder zwey der vorliegenden Systeme als Beyspiel einer Richtung besprochen und widerlegt wurde. Allerdings kann nicht bey jedem Abschnitte die ganze Geschichte der Philosophie vorgebracht werden, aber darin liegt eben der Zwiespalt der Behandlung, denn für den Anfänger ist das Buch nach dieser Seite doch unvollständig, der Leser vom Fache aber bemerkt ohnedieß schon den Gegensatz oder die Verwandtschaft mit anderen philosophischen Richtungen.

Hievon nun abzusehen wenden wir uns zur Besprechung des Inhaltes selbst. Suchen wir hiebey zunächst die Neugierde zu befriedigen, welche „Definition" denn H. V. von Philosophie giebt, so spricht derselbe schon in der Vorrede die Erklärung, auf welche er denn auch am Schluße der Entwicklung in den letzten Abschnitten hinauskömmt, aus, daß

> „die Philosophie die Wissenschaft der universellen, untheilbaren, lebendigen Wirklichkeit ist; sie soll das todte zerstückte Götterbild der Welt, was ihr die gewöhnliche Reflexion in der Vereinzelnung der Erscheinungen und in vereinzelten Begriffen bietet, durch den klaren Gedanken im Lichte der Einen universellen absoluten Wirklichkeit zum Leben erwecken."

Diese Bestimmung ist nun allerdings etwas vag, und es passen gar viele Körper in dieß Gewand; doch es wird ja auch jede Definition erst in der Evolution des Definirten lebendig, der wir denn nun auch bey H. V. zu folgen haben; nur ist eine Hinneigung zum Empirismus selbst in jener nicht

sehr bestimmten Fassung schon ziemlich unverholen ausgesprochen.

Der nach der Einleitung folgende erste allgemeine kritische Theil behandelt Begriff, Objectivität und Entwicklung des Erkennens überhaupt, hierauf der zweyte Theil die elementaren Formen des Denkens (Begriff, Urtheil und deren Verknüpfung), der dritte Theil den Erkenntniß-Proceß der empirischen Reflexion (in zwey Stufen), und endlich der vierte das philosophische Denken.

In der Einleitung handelt H. V. zunächst von der Nothwendigkeit einer Erkenntnißlehre, wobey nur zu viel auf ganz populäre Einwendungen über Schulweisheit und dgl. Rücksicht genommen wird, statt daß der Standpunkt des Philosophen in würdiger Weise gleich von vorne herein bezeichnet wird; dasselbe gilt von dem Gerede über den „Werth und Nutzen" der Philosophie, durch das noch Niemand zum Philosophen geworden ist. Sofort bespricht H. V. die bisherigen gangbaren Arten einer Erkenntnißlehre, die formale, analytische, die empiristische, und die philosophische, und gibt bey der Beurtheilung der letzteren eine Kritik der Kant'schen Philosophie, mit der wir nicht übereinstimmen können; er sagt nämlich:

„Die Grund-Annahme, einerseits das Subjective und Objective oder das Aprioriſche und Aposteriorische zu trennen, und beydes andrerseits auf die bezeichnete Weise zu einigen, so daß das Objective im Subjectiven aufgeht, löst, konsequent gedacht, alles Erkennen auf. Denn, wenn nach Kant selbst die Wahrheit in der Uebereinstimmung des Gedachten mit dem Gegenstand besteht, das Denken bey dieser Uebereinstimmung aber sich nicht nach der Beschaffenheit des Gegenstandes richtet, vielmehr diese nach meinem Denken, so hat diese Uebereinstimmung gar keine Bedeutung, ist eine reine Illusion: ich mag mir einbilden, mein Denken stimme mit dem Gegenstande selbst überein, aber dieser Gegenstand ist im Grunde durch mein Denken bestimmt, folglich stimmt mein Denken eigentlich nur mit seinem eigenen subjectiven Gebilde(?) überein, eine Uebereinstimmung die ganz leer ist, keinen Inhalt haben kann *)."

Nicht dieß ist unserer Ansicht nach der Fehler bey Kant, sondern darin liegt derselbe, daß die Vernunft dem Verstande die Direktion gibt, der Verstand aber der Vernunft wieder verbietet, sich selbstständige Erkenntniß zuzuschreiben; die Vernunft bezeichnet den Zielpunkt, der Verstand aber macht ja innerhalb desselben eine Gränze bemerklich, über die er selbst in der Richtung zum Ziele doch nie hinausdarf; darum ist ein Organisiren des Absoluten bey Kant für immer als unmöglich abgewiesen, und es ist, — mag die Fries'sche Schule sagen was sie will, — die Kosmologie als an sich unmöglich bezeichnet und alle Naturphilosophie abgeschnitten; der Progreß zum Unbedingten bleibt ja bey Kant stets nur „Aufgabe." Daß hiebey sich Subjectivismus ergiebt, ist nur Folge, nicht das Grundprincip oder der Grundfehler. Richtiger hingegen stellt sich H. V. schroff dem Hegel'schen Ausgangspunkte gegenüber, wenn er sagt:

„Gerade diese Voraussetzung der Voraussetzungslosigkeit des absoluten Erkennens zeigt sich bey genauer Betrachtung als die willkürlichste, gewaltsamste aller Voraussetzungen, die jemals ein Denker gemacht hat" oder: „Es ist ein illusorisches Unternehmen, das Erkennen schlechthin von vorn beginnen zu wollen; was wir auch denken mögen, wir stehen überall in Zusammenhang der Begriffe und Gedanken."

Und wirklich, dieser „Zusammenhang" ist es auch, welcher, wenn ihn H. V. nur in einem tieferen Stadium ergriffen hätte, der Ausgangspunkt und Zielpunkt der Erkenntnißlehre hätte werden müssen. H. V. aber läßt diesen Zusammenhang erst während des Verlaufes der Empirie entstehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie stimmt aber dann hiezu, wenn H. V. an einer früheren Stelle (p. 2) sagt: „das Streben des philosophischen Denkens zu einem tieferen Selbstbewußtseyn zu gelangen, fand erst in Kant's Kritik der reinen Vernunft eine vollständige theoretische Begründung."? Ueberhaupt an Präcision des Ausdruckes bleibt bey H. V. manches zu wünschen übrig.

Ueber die Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschlands.

(Schluß.)

„Eine beschleunigte Wärmezunahme würde diejenigen Pflanzen ausschließen, deren Natur eine langsamere Entwicklung der Organe, und also eine allmählige Steigerung der Frühlingsordinaten fordert: umgekehrt würden andere Gewächse, deren bildende Thätigkeit rasche Phasen durchläuft, nur in einem bestimmten Abstande von der Küste gedeihen. Sodann können wieder andere Gewächse in den Continent nicht eindringen, weil ihre Temperatursphäre zur Zeit des Winterschlafes enger ist und ihre Organisation die höheren Kälteextreme nicht erträgt; endlich bleiben diejenigen Arten von der Nachbarschaft des Meeres fern, die zu einzelnen Entwicklungsphasen, wie zur Entfaltung der Blüthen, zur Zeitigung der Früchte, höhere Wärmegrade bedürfen, als ihnen das Küstenklima gewährt.“

Die Vegetationszeit verkürzt sich in nordöstlicher Richtung, indem sie mit dem Abstand von der atlantischen Küste und mit der höheren Breite abnimmt, und veranlaßt somit die südwestliche Grenze östlicher Pflanzen, wenn diese von der Vegetationszeit abhängen; so wie dann für jene östlichen, welche sich nach der Sommerwärme richten, nordwestliche Grenzen vorhanden sind, in so ferne sie durch Verminderung derselben ihre Begrenzung finden.

Westliche Pflanzen, welche durch die Zunahme der Winterkälte begrenzt werden, haben, da die Vertheilung der gleichen Winterkälte in Europa mannigfaltigen Einflüssen unterworfen ist, eine verschiedene Lage und Richtung der Vegetationslinien. Die normalen klimatischen Linien gleicher Kälteextreme, die zwischen Nordwest und Südosten liegen, weisen ihnen nordöstliche Vegetationslinien an. Für den nordwestlichen Theil Deutschlands übt die Nähe des Meeres dergestalt einen Einfluß aus, daß sich für eine Anzahl von westlichen Pflanzen dieses Gebietes südöstliche Vegetationslinien ergeben, da sich nämlich bis zu einem gewissen Abstande von der atlantischen Meeresküste die Temperatur der Winterkälte mit zunehmender Entfernung von dieser, gemäß der angestellten klimatologischen Beobachtungen, steigert.

Diese letztern Linien gelten freylich nur für die in das Gebiet fallenden Abstände von der Küste, und erleiden dann außerhalb derselben südwärts gegen die mittelländische Meeresküste Richtungsveränderungen, indem diese südöstlichen Grenzen der höheren Breite in eine nördliche Pflanzengrenze niederer Breite übergehen und in diesem Verhalten eine interessante Gesetzmäßigkeit beobachten.

Endlich giebt es auch für westliche Pflanzen Vegetationslinien, deren Richtung den Meridianen mehr oder weniger gleichkommen.

Der Verf. liefert nach dieser Entwicklung ein reichhaltiges Verzeichniß von Pflanzen, welche im nordwestlichen Deutschland eine ihrer Vegetationsgrenzen erreichen, indem er zugleich die Richtung der jeder Pflanze eigenthümlichen Vegetationslinien angiebt, und durch die übrigen außer dem Gebiete liegenden Theile ihres Areals verfolgt.

Der zweyte Abschnitt der Abhandlung enthält eine Gliederung des Gebietes in engere Vegetationsbezirke, welche

a) in der verticalen Erhebung des Landes,

b) in der geognostischen Beschaffenheit desselben ihre Ursachen findet.

Der Verf. theilt das Gebiet nach seiner Erhebung in zwey Terrassen, deren untere sich nicht über 300 Fuß erhebt, die obere eine mittlere Höhe von 500 — 1000 Fuß hat. Diese geringen Höhenunterschiede machen ihren Einfluß auf die Vegetation kaum unterscheidbar von dem des Substrats. Wohl aber zeigt sich in dem durch Beyspiele nachgewiesenen Erscheinen von Pflanzen der höheren südlichen Terrasse im nördlichen Tieflande im Kleinen, wie es die Alpen in Beziehung zum hohen Norden in größerm Maßstabe darthun: der Einfluß der Höhe nach klimatischen Bedingungen.

Bey Betrachtung der Einflüße, welche das Substrat auf die Vegetation äußert, treten auch hier wieder als Gegensätze die beyden Terrassen hervor, obwohl die geognostische Verschiedenheit dabey

nur einen untergeordneten Werth hat, in so ferne ihre Eigenthümlichkeiten, örtlich begrenzt, sich hier wie dort gegenseitig begleiten. Die obere Terrasse bildet anstehender Kalk und kiesliges Gestein mit thonigem Bindemittel, die untere stellt das ebene Land dar, die Geest, eine sandige zum Theil mit Torflagern bedeckte Fläche, ehemaliger Meeresboden. Der Nordrand der Geest ist eigentlicher Marschboden, während ihr anderer Theil, der sich an die Höhenzüge lehnt, einen Gürtel höheren geologischen Alters darstellt, welchen G. nach seiner Entstehung Diluvialmarsch nennt. Eine reiche natürliche Vegetation zeichnet ihn vor dem eigentlichen Marschboden aus. Namentlich sind für ihn die Laubwälder charakteristisch, die Eichen und Buchen, während es für die Geest Kiefer- und Heidegestrüppe sind. Ueberhaupt gehört die Vegetation der Diluvialmarsch mehr der obern Terrasse an, von welcher aus sie dahin gewandert ist, und daher wird vom Verf. auch dieser Strich der letztern beygezählt. Hingegen haben die Marschen keine Spur von der Vegetation derselben, da die mit ihrer Entstehung fast gleichzeitig eingetretene Cultur dem Fortschreiten einer natürlichen Vegetation hindernd in den Weg trat.

Zur Vergleichung dieser beyden Vegetationscharaktere dienen vom Verf. aufgeführte Beyspiele von charakteristischen Pflanzen der beyden Terrassen.

Die Geest oder untere Terrasse ist ihrer Vegetation nach so gleichförmig, daß dieselbe keine engere Gliederung zuläßt. Hingegen zerfällt die obere Terrasse, welcher der Harz angehört, in drey Bezirke, die theils durch die höhere Erhebung und geognostische Eigenthümlichkeit dieses letzteren, theils durch die nordwestliche Vegetationslinie, welche eine große Menge Pflanzen auf das Flußgebiet der Elbe beschränkt, charakterisirt werden. Diese drey Abtheilungen bilden 1) der Harz, 2) die Weserterrasse, 3) die Elbterrasse.

Es trägt der Harz schon bey geringerer Höhe den alpinen Typus der Vegetation ausgeprägt, als es im Vergleich mit den Sudeten und den rheinischen Bergen seine nördliche Lage vermuthen läßt, und zwar rückt die Grenze der Fichte daselbst um 1200′ tiefer herab (also auf 3200′) als es der Fall seyn sollte, wenn sie von der Schweiz bis zur Polhöhe in gleichem Verhältnisse sich senkte. Als Ursache dieser Depression der Pflanzenregionen am Harze weist der Verf. durch einen Vergleich zwischen ähnlichen Verhältnissen in Norwegen die durch den Einfluß des Meeres hervorgerufene Abnahme der Sommerwärme nach.

Der Harz zeichnet sich von den andern Abtheilungen der obern Terrasse auch noch durch die Beschaffenheit des geognostischen Substrates aus. Keineswegs aber bedingt dieses Unterschiede zwischen der Vegetation der Elb- und Weserterrasse. Hier ist der Unterschied durch die nordwestliche Vegetationslinie markirt, von welcher eingeschränkt das Elbgebiet eine Menge (gegen 100) Pflanzenarten besitzt, welche dem Wesergebiete fehlen, ohne daß sowohl ihr geognostisches Substrat als die Wasserscheide diese Unterschiede bedingen.

Bey der namentlichen Anführung der charakteristischen Vegetationserscheinungen der drey genannten Gebiete hat der Verf. nicht ermangelt, auch auf den von den Bodenverhältnissen geäußerten Einfluß aufmerksam zu machen, und hat diejenigen Arten hervorgehoben, die auf den Zechsteingyps, so wie auf den Muschelkalk und die Kreide beschränkt sind.

Der Verf. schließt seine verdienstvolle Abhandlung mit der Erörterung eines Problems, welches sich an das Auftreten sporadischer Pflanzen knüpft, indem er die Frage untersucht, ob ihre Erscheinung mit der Geschichte des Bodens (wenn sie als ausgewanderte Flüchtlinge betrachtet werden sollen), oder mit der geognostischen und klimatischen Beschaffenheit desselben in nähere Beziehung zu setzen sey (wenn eine natürliche Erzeugung derselben anzunehmen ist), indem er die mit diesen beyden Erklärungsweisen in Verbindung stehenden Thatsachen einer genauen Prüfung unterwirft, aus welcher sich dann ein Uebergewicht der für die erste Annahme sprechenden herausstellt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar,

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Wissenschaft der Erkenntniß.

(Fortsetzung.)

Im ersten Theile, welcher Begriff, Objectivität und Entwicklung des Erkennens überhaupt enthalten soll, wird zunächst vom Begriffe des Erkennens überhaupt, dann von Begriff und Objectivität der Wahrnehmung, dann von Begriff und Entwicklung des Bewußtseyns gehandelt. Vor Allem möge die Bemerkung gestattet seyn, daß H. V. nur sehr selten und an wenigen Stellen (z. B. pag. 23) und da nur wie zufällig auf die Bedeutsamkeit der Sprache für das Erkennen Rücksicht nimmt, die Sprachbildung selbst aber nicht als den ursprünglich menschlichen Erkenntniß-Akt zu fassen scheint; will der Philosoph auch einer dereinstigen Sprachphilosophie nicht vorgreifen, so dürften doch auch schon die bisherigen derartigen Bestrebungen geeignet seyn, in der Sprache jene Identität zu erkennen, welche für den Streit zwischen Subjectivismus und Objectivismus für immer entscheidend seyn könnte, denn die Sprache enthält nicht bloß im Worte oder, wie Aristoteles sich ausdrückt, ἄνευ συμπλοκῆς betrachtet, die Einheit des aus dem Subjecte stammenden Geistigen und des in der Objectivität enthaltenen Natürlichen in Einem Akte unzertrennlich, sondern noch mehr ist dieß im Satze klar, und die sogenannte formale Logik hört nur durch Betrachtung der Sprache auf, formal zu seyn. Den Begriff der Identität aber scheint H. V. überhaupt zu scheuen, wenn er p. 29 sagt:

„der Begriff der Identität ist, in seiner eigentlichen Bedeutung genommen, ein inhaltsloser, formal-allgemeiner Prädikats-Begriff, der seinen bestimmten Inhalt erst empfängt durch die Gegenstände, die identisch gesetzt werden: Diese sind hier (bey Hegel nämlich) die Glieder des Gegensatzes, diese Position und Negation. Hier nun sind zwey Fälle möglich: der Gegensatz kann entweder ein absoluter oder ein relativer seyn. Ist der Gegensatz, dessen Glieder als identisch gedacht werden sollen, ein absoluter z. B. Seyn und Nichtseyn, so ist nicht einzusehen(?), worin die Identität, Selbigkeit, Gleichheit absolut entgegengesetzter Bestimmungen bestehen soll. Wird aber der Gegensatz relativ gefaßt z. B. weiß und schwarz, so kann wohl etwas beyden Gliedern Gemeinsames gedacht werden, hiemit aber wird gerade das, worauf es im Erkennen ankommt, die Bestimmtheit beyder Begriffe, welche Glieder des Gegensatzes sind, weggedacht. Folglich bekommt der Begriff der Identität durch die beyden Glieder des Gegensatzes keinen bestimmten Inhalt."

Hier scheint nun ein totales Mißverständniß und Mißkennen des Begriffes der Identität obzuwalten, denn was sollen die Beyspiele: Seyn und Nichtseyn, Weiß und Schwarz? wohin gehören denn dann Gegensätze wie Geist und Natur, Subject Object, Aktiv Passiv, Inhalt Form, Wesen Erscheinung, Poesie Prosa, u. dgl.? es scheint nach H. V. zu den relativen; oder glaubt H. V. nicht, daß in A est A der Ausdruck für die Identität der Identität und der Verschiedenheit ist, dadurch daß das zweyte A dasselbe ist wie das erste, aber doch nicht das nämliche? Hr. V.'s. Einwand bekämpft nicht nur nicht die Hegel'sche Identität, die wir auch für eine künstliche, todtgeborne halten (aber aus anderen Gründen), sondern er trifft überhaupt fehl. — Dieser Verlust

der Identität macht auch Hrn. V. zum Empiristen, obwohl er ganz mit Recht und guten Gründen gegen den cruden Empirismus zu Felde zieht. „Das bewußte Ich," sagt H. V. „setzt in jedem Urtheile etwas von ihm selbst Unterschiedenes und Unabhängiges," — und so schiene allerdings eine objectivirende Thätigkeit vom Subject heraus das erste zu seyn, aber:

„Das Ansichsetzen ist zunächst durch die bestimmten Erregungen des Empfindungs-Organismus vermittelt .... die Einheit bestimmt das im Empfindungs-Organismus gesetzte .... Durch fortschreitendes synthetisches Bestimmen wird nun allmählig das Einzelne in dieser lebendigen Einheit genauer unterschieden und zunächst die durch Gesicht und Gehör vermittelten Empfindungen nach Aussen versetzt, was dann allmählig auch auf die anderen ausgedehnt wird: so entwickelt sich die Empfindung zur Wahrnehmung. In der weiteren Entwicklung des Bewußtseyns durch das Vorstellen, Denken werden nun auch die Empfindungen, Bewegungen, Selbstthätigkeiten des bewußten Subjects unmittelbar Gegenstand der Wahrnehmung, die daher im Gegensatze gegen die äußere sinnliche der Außenwelt als die innere bezeichnet wird. (Pag. 32)."

Hier nun sehen wir erstens nicht ein, wie H. V. nicht in die bekannte Geschichte von der Statue des Condillac verfällt, welche vorerst nur eine Nase bekömmt, und sich dann immer weiter bis zur höchsten Spekulation „hinaufriecht;" zweytens ist eine nothwendige Folge solcher Fassung der Sinneswahrnehmung die leidige Locke'sche Theilung in äußeren und inneren Sinn. Kurz H. V. bestimmt dann Erkennen vorläufig (p. 33) als „diejenige Thätigkeit des Bewußtseyns, welche auf das immer genauere Bestimmen des an sich bestimmten Objectes in und aus der objectiven Synthesis des Bewußtseyns gerichtet ist." Was soll aber hiebey jener relative Comparativ „genauer?" von wo beginnt denn diese Thätigkeit? wo beginnt der Unterschied vom wahrnehmenden Thiere, oder hat auch das Thier ein Erkennen? Ja wohl, sagt allerdings consequent H. V., denn pag. 212 ist zu lesen: „Selbst das Thier urtheilt (sic) nach einer gewissen Analogie, wenn es nach der Erwartung ähnlicher Fälle das Geschehen vorstellt." Hier nun hätte wieder einmal die Rücksichtnahme auf die Sprache das Richtige zeigen können; wir unsererseits können die sentimentale Ansicht vom „Denken der Thiere" nicht ertragen; dieselbe ist am Ende doch auch schon zu altmodisch gegen das andere Extrem des in der Natur selbstbewußten Geistes. Nach solch empiristischer Grundlage bestimmt sich denn auch der Begriff der Wahrheit: „der Begriff der Wahrheit einer Erkenntniß bezieht sich nur auf die im Urtheile gesetzte objective Bestimmtheit überhaupt" (p. 36), oder: „das Wahre, d. h. die gedachte Bestimmtheit des an sich bestimmten Objectes" (p. 37), oder: „das Erkennen besitzt in der Entwicklung und Bestimmtheit der objectiven Synthesis das Maaß seines Fortschrittes und das Kriterium seiner Gewißheit, Wahrheit, diese also bildet wesentlich den Begriff des Erkennens (p. 39). Darum zerpflückt sich auch Hrn. V. die Wahrnehmung in die Objecte. Namentlich geht aber nun hiebey die Auffassung der Attribute der Materie oder der Inhärenzien verloren, welche nämlich nie als concrete Einzelnwesen erscheinen, aber dadurch, daß die einen derselben den einen Classen der Wesen zukommen, andere anderen (in der Art aber, daß eben alle Classen-Eintheilung sich durchkreuzt), eben jenen Zusammenhang erst constituiren. Auch die Identität von Begriff und Gegenstand zieht sich demnach bey Hrn. V. in die Seite der Objectivität hinein:

„das lebendige Subject erkennt nicht, weil durch irgend ein Geschick Subjectives und Objectives, Begriff und Gegenstand, in ihm identisch wären, es erkennt nicht vermöge angeborner aprioriischer Begriffe, sondern es erkennt, und Begriff und Gegenstand sind in ihm identisch, weil und insoferne das Object in der ursprünglichen objectiven Einheit wirklich aktuell producirt und reflectirt wird." (p. 40).

Von dem Erkennen überhaupt wendet sich dann H. V., wie es auch nicht anders seyn kann, gleich zur „Wahrnehmung." Hiefür sey in der lebendigen Einheit und objectiven Synthesis des wahrnehmenden Subjectes die einzelne objective Bestimmtheit des Erscheinenden, welche in Bezug auf einen bestimmten Gegenstand im Act der Wahrnehmung producirt worden sey. Für die Entstehung dieses Bestimmtwerdens nun aber giebt H. V. dilemmatisch zwey Möglichkeiten an, für deren eine er sich entscheidet; er sagt nämlich:

„Entweder die lebendige Einheit hat die Bestimmtheit des erscheinenden Objects vollständig aus sich bestimmt, was ein schöpferisches Erzeugen wäre, oder sie hat dieselbe als eine bereits im Empfindungsorganismus gesetzte gegebene Bestimmtheit näher bestimmt . . . . . Die erstere Annahme ist unmöglich, und so bleibt nur die zweyte (ihr contradiktorischer Gegensatz) übrig." (p. 45 f.).

Wir nun protestiren hier erstens gegen jedes derartige Einschachteln in „contradiktorische Gegensätze," zweytens kann wohl besonders hier das tertium non datur nicht ausgesprochen werden, da gerade das Durchdringen der Aktivität und Passivität im Einen untheilbaren Akte und daher ohne alle Priorität des einen von beyden, das Wesen der Wahrnehmung ausmacht; ferner stoßen wir uns wieder an dem relativen Comparative „näher," denn wo beginnt der Gradunterschied zwischen der schon im Empfindungs-Organismus gesetzten Bestimmtheit und der näheren Bestimmung durch die Wahrnehmung? Volle Verwirrung aber entsteht durch die Bemühung, die Annahme einer doppelten Wahrnehmung, nämlich des äußeren und inneren Sinnes zu vermeiden, und wenn H. V. einerseits richtig (p. 59) die Annahme eines sogenannten inneren Sinnes eine psychologische Fiction nennt, so fällt umsomehr die Behauptung (p. 47) auf:

„das Subject nimmt seine eigenen Thätigkeiten, z. B. die Willensbestimmung, in einer gewissen Bestimmtheit wahr und bestimmt diese hiernach; wäre nun die Bestimmtheit dieser Wahrnehmung nicht entsprechend der unabhängig von dieser Wahrnehmung existirenden Bestimmtheit der Willensbestimmung, wie wäre dann eine bewußte Lenkung, Selbstbestimmung des Willens möglich?"

Hier wird nun das wahrnehmende Subject, so weit es auch ein wollendes ist, völlig aus seiner Selbstheit herausgelöst und gleichsam nur zur Wachstafel, in der sich verschiedene äußere und innere Vorgänge abdrücken, welche beyde also insofern einander gleichstehen, als sie sich eben beyde abdrücken, denn in einem höheren Stadium überwunden hat H. V. die Locke'sche Zweytheilung einmal nicht. So muß es aber ergehen, wenn man die Identität nicht an die Spitze stellt, und es hat auch Hrn. V's. Ausdruck Subject-Objectivität keinen anderen Sinn, als daß das Subject lediglich in seiner Thätigkeit in die Objectivität verlegt ist. „Wahrnehmung" nennt demnach H. V. „ein Bestimmen des im Empfindungs-Organismus von Außen durch das Object erregten, bestimmten Objectiven in der bereits entwickelten Objectivität des Subjectes, in der Subject-Objectivität" (p. 54). Die Gleichmäßigkeit der Wahrnehmung unter den Menschen, auf welche H. V. wohl hindeutet, welche aber auch gar nicht so absolut zu nehmen seyn dürfte in Berücksichtigung der Sprache (denn wäre die Wahrnehmung bey allen so völlig gleichartig, so bliebe die Entstehung einer Mehrheit von Sprachen unerklärbar), muß dann auch Folge der Objectivität seyn, und es schwindet alle Individualität des denkenden Subjectes. (Gut sind die Widerlegungen des einseitigen Idealismus).

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen. Nach mehrjährigen Erfahrungen, insbesondere zur Belehrung für Ansiedler geschildert von Jacob Naumann, aus Meuselwitz. Mit einem einleitenden Vorwort herausgegeben von Prof. Friedrich Bülau. Leipzig 1848.

Unter den vielen Werken, die in neuerer Zeit über die Zustände Nordamerikas erschienen sind, nimmt das Buch, das wir hier anzeigen wollen, eine sehr ehrenwerthe Stelle ein. Der Verf. ist keiner von den Buchmachern, wie sie sich gegenwärtig auf jedes beliebte Thema zu werfen pflegen. Er hatte vielmehr durch Talent und Lebensschicksale den wirklichen Beruf, zu den vielen Büchern, die über Nordamerika vorhanden sind, ein neues hinzuzufügen. Ueber die Persönlichkeit des Verf. giebt uns das einleitende Vorwort des Hrn. Prof. Bülau einige Auskunft. Der Verf ist nämlich von Hause aus ein einfacher Hufschmied, Sohn eines Bauers zu Meuselwitz im Herzogthum Sachsen Altenburg. Nachdem er als wandernder Geselle Deutschland, Frankreich und die Schweiz gesehen, dann durch Umstände genöthigt mit einem seiner Schwäger ein Wollkämmereigeschäft bey Zeitz betrieben hatte, ließ er sich im Jahr 1835 nach

langer Ueberlegung bestimmen, mit seinen Verwandten nach Nordamerika auszuwandern. Dort hat er dann sieben Jahre in verschiedenen Staaten der Union unter mannigfachen Verhältnissen und Beschäftigungen gelebt. Er war u. A. Landwirth, die letzte Zeit aber Lehrer, bis er sich endlich entschloß, nach Europa zurückzukehren. Seit seiner Rückkehr im J. 1843 hat er in den Nebenstunden, die ihm die Erwerbsarbeit ließ, das vorliegende Werk geschrieben, das Hr. Prof. Bülau in einer Redaction, auf die er nicht ohne Einfluß war, dem Publikum übergiebt. Der Verf. macht überall den Eindruck eines Mannes, der sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit mühsam, aber redlich durch die Welt bringt, und dem es deßhal nirgends so wohl wird, daß er die Noth und den Druck des Lebens vergessen könnte, dem es aber auch nirgends so schlecht geht, daß er sich verführen ließe, die eigene Noth den allgemeinen Verhältnissen aufzubürden. Solche Umstände verbunden mit einem sehr gesunden natürlichen Urtheil und einer bey einem Gewerbsmann, dem der Weg durch die Schulen der Gelehrten verschlossen blieb, seltenen allgemeinen Bildung waren gewiß vorzugsweise geeignet, die Wirkung politischer Institutionen auf das Wohl und Wehe der Einzelnen richtig zu beurtheilen. Dieß thut denn auch unser Verf. mit solcher Unpartheylichkeit, daß man ihn weder den Lobrednern noch den Verächtern der amerikanischen Freystaaten beyzählen kann. Im Ganzen zwar gehört sein Buch zu denen, die dazu geeignet sind, durch ihre gerade und unbefangene Darstellung der demokratischen Uebel den Schwindel der Bewunderung zu vermindern, der gegenwärtig einen Theil der Europäer für die Herrlichkeiten Nordamerikas ergriffen hat. Dennoch aber ist der Verf. keineswegs blind für die großen und guten Seiten des nordamerikanischen Lebens, und es läßt sich deßhalb eine um so heilsamere Wirkung seines Buches erwarten, da man ihm überall anmerkt, daß er keineswegs auf den Tadel ausgeht, sondern daß ihm derselbe völlig ungesucht durch die bloße Darstellung der Thatsachen sich aufdrängt.

Wir wollen nun den wichtigsten Partieen unsres Buchs etwas näher nachgehen, indem wir dabey vor Allem einen Gesichtspunkt festhalten, der bey der Beurtheilung der nordamerikanischen Institutionen von der größten Wichtigkeit ist und dennoch nur allzuoft außer Acht gelassen wird. Ein Fehler, der vielen unsrer Landsleute in den meisten Dingen anhaftet, tritt nämlich ganz besonders grell in der gewöhnlichen Auffassung der amerikanischen Einrichtungen hervor. Man begnügt sich, einige Schlagworte der dortigen Politik nachzusprechen, mit denen man dann wie mit kräftigen Zauberformeln in allen Landen der Welt Glück und Segen hervorrufen zu können meint. Daran aber, diesen Schlagworten etwas näher ins Auge zu schauen, zu prüfen, in wie weit sie denn in Amerika selbst zur Wahrheit geworden, in wie fern sie dort, so weit sie wirklich ins Leben getreten sind, auf ganz speziellen, keineswegs überall vorwaltenden Verhältnissen beruhen, in welcher Art sie durch diese speziellen Verhältnisse in der Wirklichkeit sehr wesentlich modificirt werden, an Alles dieß denken die Wenigsten. Und doch kommt hierauf nicht weniger als Alles an, wenn es sich darum handelt, von den Amerikanern zu lernen, nicht aber mit Hülfe phantastischer Träume über die amerikanische Demokratie Europa zu verwirren.

Der Verf. geht in seiner Darstellung der nordamerikanischen Institutionen mit Recht von dem Gegensatz der südlichen und der nördlichen Staaten aus, wie er auch in diesen Blättern schon einmal von kundiger Hand ist dargelegt worden (vgl. gel. Anz. 1837, Nr. 246). Daß dieser Gegensatz nicht neu ist, sondern auf der verschiedenartigen Entstehung der südlichen und der nördlichen Kolonien, insbesondere der Staaten Virginien und Massachusetts beruht, ist bekannt. Dieser Thatsache fügt nun unser Verf. die weitere hinzu, die für die Fortentwicklung der vereinigten Staaten vom größten Belang ist.

„So wie gleich Anfangs, sagt er S. 4, die eingewanderten Europäer in den atlantischen Küstenländern zwey Hauptcolonien bildeten, so dringt auch das unaufhörlich sich gegen Westen bewegende Umzügler- und Ansiedlerheer in zwey Hauptcolonnen vor. Es sind diese: die der Virginier und die der Yankees; wir nennen sie am füglichsten: die südliche und die nördliche Colonie. Die sich fortbewegenden Massen bestehen immerfort dem größten Theile nach aus Eingebornen; die einwandernden Europäer vermischen sich bloß mit denselben.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Wissenschaft der Erkenntniß.

(Fortsetzung.)

Begriff und Entwicklung nun des Bewußtseyns und Denkens schreiten im Weiteren consequent auf gleicher Bahn fort. Bewußtseyn und Denken werden gefaßt als „die allmählige höhere Entwicklung jener ursprünglichen lebendigen objectiven Einheit“ (p. 60), wobey wieder die gleiche Unbestimmtheit wie oben in dem relativen Gradunterschiede liegt. „Die erste Bedingung dieses näheren Bestimmens ist die Aufmerksamkeit auf das Einzelne“ (wozu das „trennen und analysiren“ förderlich sey). „Dieß führt dann nothwendig (?) zum Denken des Allgemeinen,“ und hiezu sey das „abstrahiren“ das Mittel. Im Hinblicke aber nun auf diese Deduktion, welche das Bewußtseyn auf die Einzelnheit der Objectivität rejicirt, begreift sich wahrlich schwer, wie H. V. doch so sehr gegen den Sensualismus streitet, aber freylich mit folgender Wendung (p. 66): „der Satz nihil est intellectu quod non ante fuerit in sensu ist grundfalsch, weil eigentlich gar Nichts im Verstande, im Erkennen ist, was als solches in den Sinnen wäre, oder in der Empfindung.“ So will H. V. allerdings nicht Sensualist seyn, aber der Zeit nach successiv coexistirend ist bey ihm denn doch das, „was im Verstande ist,“ mit dem, was „in den Sinnen ist.“ Hier läßt sich mit einem Dilemma gegen H. V. kämpfen: entweder liegt das Erkennen schon in jener lebendigen Einheit der Subject-Objectivität des Hrn. V., — dann ist nicht einzusehen, wie denn doch der Weg der Erkenntniß vom Einzelnen aus durch Abstrahiren erst zum Allgemeinen führt, — oder es liegt nicht darin, — dann haben wir, was H. V. als Sensualismus bekämpft. Also ist das erstere die Annahme desselben; wobey wir aber eben, wie schon am Anfange bemerkt wurde, an der Entwicklung der Methode des Erkennens Anstoß nehmen, weil sie eine Priorität des empirisch Einzelnen vor dem geistig Allgemeinen lehrt.

Der Empirismus des Hrn. Vf. spricht sich auch deutlich genug im Folgenden aus: „da nun das abstrakte Denken seine Begriffe weiter zu trennen und zu verknüpfen vermag, ohne auf das Wahrgenommene zurückzugehen, also eine gewisse Selbstständigkeit gewinnt“ (dieß ist nun wieder ein ganz unbestimmter Ausdruck, und woher „gewinnt“ es denn auf einmal die Selbstständigkeit, wenn diese nicht schon da ist), „so kann es scheinen, als sey dieß ein Denken ganz anderer Art wie das des Wahrgenommenen, als sey es im Gegensatze gegen dieses ein unsinnliches, gestaltloses, eine reine absolute Produktivität.“ — Die Bestimmungen über das Denken werden nun (p. 69) in Folgendem zusammengefaßt: „Das Denken entwickelt sich als selbstbewußtes freyes, durch Analyse und Synthese der Begriffe und Urtheile vermitteltes, näheres Bestimmen des vorgestellten und wahrgenommenen Gegenständlichen aus der in sich selbst dunkeln lebendigen Einheit des Gesammtbewußtseyns.“ Hier begegnen wir aber auf einmal den im Vorhergehenden durchaus nicht vorbereiteten Ausdrücken: „Freyes,“ „Begriff und Urtheil.“ Die Spontaneität des Geistes, und dann die Genesis von Begriffen und Urtheilen, sowie die Priorität zwischen diesen beyden (— doch von dieser gleich unten —) wären unserer Ansicht nach das Erste in einer Er-

kenntnißlehre zu behandelnde, denn ohne Begriffsbildung ist auch nicht einmal das Einzelne ein Einzelnes und ohne Urtheilbildung giebt es keine menschliche Wahrnehmung. Darum sagen wir, daß Hrn. V.s Lehre nicht von der nöthigen Tiefe auf construirt ist.

Zuletzt noch im ersten Theile folgt die Bestimmung des philosophischen Erkennens, welches dann von den elementaren Formen bis zu seiner höchsten Stufe in den übrigen drey Theilen zergliedert wird. H. V. sagt (p. 76):

„Das philosophische oder das spekulative Denken ist dasjenige, worin das Einzelne nicht nur in seinen Verhältnissen zum Anderen, sondern als bestimmtes Moment des Ganzen in seiner lebendigen Einheit und in seinem universellen Zusammenhang erfaßt wird;"

hieran knüpft sich nach einigen Zeilen der Satz:

„Da aber das Denken nicht zur Ruhe gelangt, bis es das objective Ganze, die universelle Totalität erreicht, so entsteht ihm als die höchste Aufgabe die, das Absolute zu denken."

Auch hier liegt wieder dasjenige, was wir von unserm Standpunkte aus Hrn. V.'s Grundirrthum nennen würden, in dem Worte „entsteht." Nicht entstehen erst kann die Aufgabe das Absolute zu denken, sondern sie ist von Anfang her die einzige, denn sonst wäre das „Erkennen überhaupt" nicht so, wie es ist. Bey dem „Entstehen" fällt wohl Jedem unwillkürlich immer wieder die Statue des Condillac ein.

Wir haben somit länger bey dem ersten Theile verweilt, darum weil an diesem sich das Princip der zu beurtheilenden Erkenntnißlehre am klarsten zeigt, und um dieses ist es ja auch zu thun, nicht um einen gleichmäßigen Auszug aus Hrn. V's. Buch. Aus den folgenden Theilen werden wir daher mehr nur einzelne, nach anderen Seiten auch principielle, Punkte berühren.

In dem Abschnitte über die elementaren Formen des Denkens, unter welchen H. V. Begriff und Urtheil versteht, heißt es zunächst über die Stellung beyder zu einander:

„Wir beginnen unsere Untersuchung mit dem Einfachsten, mit den Begriffen, müssen aber, wie sich von selbst versteht, dieselben als Elemente des Urtheils betrachten, da sie nur als solche etwas für das Erkennen zu bedeuten haben. Daher kann denn auch kein Streit über die Priorität der Begriffe oder der Urtheile statt finden; sie entstehen nur in und miteinander."

Und nun beginnt H. V. von der Begriffsbildung zu sprechen, sieht sich aber bald natürlich genöthigt, in Bezug auf die Subjectsbegriffe und Prädikatsbegriffe das Urtheil hereinzuziehen, während hingegen wiederum nur auf gezwungene und unnatürliche Weise die entgegengesetzten und disparaten Begriffe aus der bloßen bestimmten Beziehung der Begriffe auf einander im Urtheile abgeleitet werden können; ebenso muß H. V. wieder die Negation, die er als „Kategorie des Urtheils" faßt, auf die Betrachtung der Urtheile verschieben. So ist für diese wichtigsten Theile der Logik die Stellung eine unentschiedene, was nur vermieden wird, wenn man vom Urtheile ausgehend die Entstehung dieses analysirt, und so wirklich findet, daß Begriff und Urtheil nur in und miteinander werden; die so gewonnene Form des Urtheiles bleibt dann für die ganze Betrachtung stehen und wird bey der Erklärung der Schlüsse wieder aufgenommen. Bey der Frage um die Entstehung des Urtheiles wird nun freylich wieder auf die Sprache zurückzugehen seyn, welche gerade der Eintheilung Hrn. V.'s in Subjectsbegriffe, die synthetisch seyn sollen, und in Prädikatsbegriffe, welche analytische genannt werden, entgegensteht; denn erstens ist bey der Unmittelbarkeit der Anschauung, durch welche ein Individuum als Subject eines Satzes gesetzt wird, keine Synthesis im Sinne Hrn. V.'s zu finden, und zweytens wie wäre denn dann möglich, daß Prädikatsbegriffe auch als Subject stehen können? ja, was hindert denn, daß die Negation selbst, z. B. das Wort „Nicht," welches H. V. eine Kategorie des Urtheiles nennt, selbst als Subject steht? Auch die Frage über die Geltung und Stellung der Negation ist bey Hrn. V. nicht genugsam erörtert, ob nämlich die Negation in allen Fällen zum Prädikate oder in allen zur Copula, oder zuweilen zu jenem zuweilen zu dieser gehört, sowie überhaupt wohl die „unendlichen Urtheile" der Kant'schen Kritik noch keine rechte Erledigung gefunden zu haben scheinen.

Auch eine Kategorientafel baut H. V. auf seinem bisherigen Wege auf. Mag man nun über

das Unternehmen, eine Kategorientafel überhaupt geben zu wollen, denken wie man will, so fehlt dieser des Hrn. V. von vorne herein auch nur die bestechende Nothwendigkeit der Hegel'schen, und sie ist eigentlich auch nur wieder Ausdruck oder Folge der Grundansicht Hrn. V.'s; auch hier nämlich sehen wir wieder das „Gegebene" getrennt vom „Urtheile," während es für das Urtheil als solches in Wahrheit Nichts gegebenes giebt, das nicht schon ein Theil desselben als solcher wäre. Ferner ist die Reihenfolge von Quantität, Qualität, Relation, und Reflexion bey Hrn. V. ganz unbegründet, und namentlich nicht einzusehen, warum nicht consequent mit dem Uebrigen die Kategorie der Reflexion, welche Position und Negation begreift, vorausgestellt ist. Ueberhaupt ist der Abschnitt, der die gewöhnlich so genannte formale Logik enthält, durchaus nicht frey von bedeutendem Scholasticismus; was uns eigentlich als der schreiendste Einzeln-Verstoß im ganzen Buche auffiel — H. V. spricht wirklich im Ernste noch von einer vierten Schlußfigur und giebt mit aller Naivetät an: „Aristoteles stellte drey der Schlußfiguren auf, zu welchen später der berühmte Arzt Galenus noch eine vierte hinzufügte," wie wenn zur aristotelischen Logik irgend Jemand Etwas „hinzufügen" oder auch von ihr wegnehmen könnte. Ueberhaupt die Fabel von der vierten Figur sollte doch heutzutage Niemand mehr niederschreiben. (So giebt H. V. auch außerordentlich viel von demjenigen, was in den gewöhnlichen Logik-Compendien als „angewandte Logik" figurirt.)

Bey der Lehre von der Verknüpfung der Urtheile sagt H. V. am Anfange:

> „Ein logischer Zusammenhang der Urtheile kann entweder in zwey bestimmten vorhandenen Urtheilen durch die Verhältnisse des Widerspruches und des Grundes und der Folge gegeben seyn, oder es wird der logische Zusammenhang aus einem oder mehreren gegebenen Urtheilen erst gebildet durch den logischen Schluß."

So spricht also H. V. erst hier von dem sogenannten Grundsatze der Identität und des Widerspruches, sowie von dem der Causalität; wie sollen aber dann beyde zusammengehörend nur irgend den Einen Theil der Eintheilung für die Verknüpfung der Urtheile bilden können; oder wird nicht wenigstens auch bey der Causalität der Zusammenhang der Urtheile erst „gebildet," und wie kann also dieß den Eintheilungsgrund bilden? Das principium identitatis kann H. V. allerdings gemäß seiner Abneigung gegen die Identität nicht metaphysisch und nicht sprach-philosophisch fassen (H. V. sagt ausdrücklich: „in dem „Ist," dem Positionsbegriffe, liegt ja gar nicht die Identität des Subjectes und Prädikates" p. 129), aber eben ohne diese doppelte Beziehung scheint es uns auch so todt als die ganze scholastische Logik. Ebendarum behalten auch bey H. V. der disjunktive und der hypothetische Schluß noch jene antiquirte bedeutende Stellung, während sie wie das disjunctive und hypothetische Urtheil nur als zu überwindende Vorstufen des sogenannten kategorischen zu betrachten sind, da bey der Disjunction der Gedanke noch in der Schwebe sich befindet, d. h. noch zu gar keinem Urtheile gekommen ist, bey der Hypothesis aber das definitive Aussprechen des Urtheiles noch eventuell suspendirt, also auch noch kein Urtheil vorhanden ist. Ebendahin gehört auch, daß der sogenannte terminus medius im Schluße bey Hrn. V. gar keine lebendige Bedeutung hat, mit welcher er doch schon im Principe wenigstens bey Aristoteles auftritt, sowie daß die Bedeutung des „Beweises," die doch völlig zusammenfällt mit der der Definition, denn Beweisen heißt Definiren, nicht erfaßt ist, während gerade in diesem Punkte und in Betreff der Frage über die Möglichkeit des Beweisens und Definirens nur von einem auf der Identität des Subjectiven und Objectiven beruhenden Ausgangspunkte aus eine Lösung zu hoffen seyn dürfte. Die Polemik über die Bedeutung des Syllogismus gegen Trendelenburg (pag. 159) ist daher auch ziemlich schwach.

(Schluß folgt.)

Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen.

(Fortsetzung.)

Die Schilderung, die der Verf. dann weiter von den verschiedenen Stadien der Ansiedlung giebt, ist sehr lebendig und anschaulich. Wir dürfen ihm aber hier nicht weiter folgen, sondern gehen unserem Plane gemäß gleich auf einen jener Hauptpunkte über, an denen der Widerspruch zwischen dem Wortlaut der amerikanischen Principien und der amerikanischen Wirklichkeit am grellsten hervortritt. Es ist dieß das Verhältniß der europäischen Ansiedler einerseits zu den Indianern und andrerseits zu den Negern. So lockend es scheint und so heilsam es an der gehörigen Stelle seyn mag, diese Verhältnisse zur Brandmarkung der amerikanischen Demokratie zu benutzen, so wollen wir uns hier doch ein anderes Ziel stecken. Wir wollen uns nämlich begnügen zu zeigen, wie der Nordamerikaner sich nicht das mindeste Gewissen daraus macht, die schön klingenden allgemeinen Sätze, auf welche seine Verfassung angeblich gebaut ist, ohne weiteres über Bord zu werfen, wo ihm deren Anwendung unersprießlich scheint. „Wir halten, heißt es in der berühmten Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten vom 4. Juli 1776, folgende Wahrheiten für klar und keines Beweises bedürfend, nämlich: daß alle Menschen gleich geboren, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind, daß zu diesen Leben, Freyheit und das Streben nach Glückseligkeit gehöre, daß, um diese Rechte zu sichern, unter den Menschen Regierungen eingesetzt sind, deren gerechte Gewalten von der Zustimmung der Regierten herkommen u. s. w." Hier war nun die Gleichheit aller Menschen in den wichtigsten bürgerlichen Rechten und Freyheiten so klar ausgesprochen, daß man eine irgend wesentliche Ausnahme von der gegebenen Regel fast für unmöglich halten sollte. Alle sogenannten Vorurtheile der Race und der Nationalität scheinen vernichtet und es gewinnt das Ansehen, als sollte hier der gepriesene allgemeine Menschheitsstaat gegründet werden. Aber wie steht es nun mit der Ausführung dieser schönen Redensarten? Man läßt sie gerade so weit gelten, als sie zur Gründung eines großen angelsächsischen Volkes in Amerika zuträglich scheinen. Abkömmlinge alle der Völker, die sich nach Abstammung und Sitte zum Aufgehen in die herrschende angelsächsische Volksthümlichkeit eignen, stattet man mit den Rechten und Freyheiten republikanischer Bürger aus. Dagegen läßt man den Angehörigen solcher Völker, mit denen man sich nicht vermischen will, auch nicht einmal die Rechte zukommen, die sie selbst in vielen despotisch regierten Staaten genießen. Die treulose Behandlung, welche die alten Urbewohner Amerikas bis auf den heutigen Tag von Seite der weißen Republikaner erfahren, ist allgemein bekannt. Auch unser Verf. giebt S. 44 ff. davon eine Darstellung, die jedes moralische Gemüth empören muß. Schändliches Erschleichen betrügerischer Verträge, treuloses Brechen der beschworenen Friedensschlüsse, Verjagen friedlicher Indianerstämme aus ihrem rechtlich anerkannten Eigenthum beflecken diesen Theil der amerikanischen Geschichte auf jeder Seite. Die Ansicht, von welcher die meisten Republikaner bey diesem Verfahren ausgiengen, spricht rund und unumwunden ein Ausschußbericht der gesetzgebenden Gewalt von Georgien im J. 1827 aus: „Man mag von unsern Ansprüchen, heißt es, mit großer Scheinbarkeit behaupten, sie beruheten mehr auf Gewalt als auf Recht. Es sind aber Ansprüche, wie die ganze civilisirte Welt sie in dergleichen Fällen zugelassen und anerkannt hat, und es ist unbestreitbar wahr, daß unter solchen Umständen Gewalt zum Rechte wird" (S. 47). Und was sind denn nun diese besondern Umstände? In Friedrich von Raumers Nordamerika (1, 294) finden wir die Antwort: „Alle Theile (seit Jefferson bis van Buren) waren einig, eine völlige Verschmelzung der Indianer und Weißen sey bey so unzähligen Verschiedenheiten ganz unmöglich." Und hier ist natürlich nicht die Rede von einer physischen Unmöglichkeit. Denn diese ist nicht vorhanden. Sondern es handelt sich von der Unmöglichkeit oder vielmehr von der Unthunlichkeit eines durchgreifenden Connubiums, in dessen Folge die Verschmelzung zu Einem staatlichen Gemeinwesen und dadurch mit der Zeit zu Einem und demselben europäisch angelsächsischen Volksthume eintreten würde. Betrachten wir die Sache aus diesem Gesichtspunkt, so bleibt zwar das treulose Benehmen der Weißen nach wie vor empörend. Aber den Grundsatz einer verschiedenen politischen Behandlung der Indianer und der Europäer wird ein besonnener Beurtheiler nur billigen können. Allein mit den hohlen Phrasen von politischer Gleichberechtigung aller Menschen sollen uns die amerikanischen Republikaner verschonen, so lange sie selbst sich genöthigt sehen, die größte politische Rechtsungleichheit bestehen zu lassen, die sich irgendwo bey einem civilisirten Volke findet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1848.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Th. Soerensen, Statio quinta et sexta et appendix. Libri Mevakif auctore Adhad-ed-dîn el-Igî cum commentario Gargânii. Leips. 1848.

E. Brakonnier, Anwendung der Geographie auf die Geschichte, für Deutsche bearb. von Schwab. Bd. 1. 2. Freib. 1847.

Ch. Wilkes, United states exploring expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Vol. VI. Ethnography and Philology, by H. Hale. Vol. VII. Zoophytes by J. D. Dana. Philad. 1846.

Reise-Fragmente aus Nord und Süd, gesammelt in Europa und Aegypten. Abth. 1. Der Norden. Breslau 1848.

C. Vogt, Ocean und Mittelmeer. Bd. 1. 2. Frankf. 1848.

J. C. Frémont, Report of the exploring expedition of the rocky Mountains in the year 1842 and to Oregon and North California in the years 1843 — 1844. Washington 1845.

M. Koch, Reise in Süddeutschland und am Rheine. Leipzig 1848.

W. L. Freese, Der Parteykampf der Reichen und der Armen in Athen zur Zeit der Demokratie. Stralsund 1848.

Dr. K. Fr. Hermann, Ueber die Studien der griechischen Künstler. Götting. 1847.

Dr. Kr. Fr. Hermann, Der Knabe mit dem Vogel. Göttingen 1847.

L. Friedlaender, De operibus anaglyphis in monumentis sepulcralibus graecis. Königsb. 1847.

G. Furlanetto, Le antiche lapidi Patavine illustrate. Padova 1847.

H. Brugsch, Scriptura Aegyptiorum demotica ex papyris et inscriptionibus explanata. Berol. 1848.

L'antica lapida Napoletana di Tettia Casta a miglior lezione ridotta ed illustrata de Giulio Minervini. Neapel 1845.

Arbanère, Etudes sur l'histoire universelle. 3. partie: moyen age, temps moderne. T. 1. 2. Par. 1848.

F. C. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts u. des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Bd. 7. Abth. 1. Heidelberg 1848.

Rob. Prutz, Sieben Jahre. 1840 — 1847. Geschichte der neuesten Zeit. Lief. 1. Leipzig 1848.

B. G. Niebuhr, Historische und philologische Vorträge an der Universität zu Bonn gehalten. I. Abtheilung. Bd. 3. Von Pompejus erstem Consulat bis zum Untergang des abendländischen Reiches. Berlin 1848.

C. A. Pertz, Colophoniaca. Göttingen 1848.

J. J. Guillemin, De coloniis urbibusque ab Alexandro et successoribus ejus in Asia conditis dissert. Par. 1847.

Portfolio. Aktenstücke zur Geschichte und Charakteristik unserer Zeit. Bd. I. Heft. 1. Leipzig 1848.

Dr. G. Oelsner = Monmerqué, Politische Denkwürdigkeiten aus Oelsner's Schriften. Bremen 1848.

Le Portugal avant et après 1846. Par. 1848.

Ch. Romey, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps jusqu'à nos jours. Vol. 7. Par. 1847.

Dr. G. Tauffig, Venedig von Seite seiner Klimat.

Verhältniſſe mit beſ. Berückſichtigung ſeines Einflußes auf Scropheln und Lungenkrankheiten. Venedig 1847.

H. Stieglitz, Erinnerungen an Rom und den Kirchenſtaat im erſten Jahre ſeiner Verjüngung. Leipzig 1848.

A. Spinelli, Degli archivi Napoletani. Neap. 1845.

G. Rosa, De' Pelasgi in Italia e di alcune loro Divinità. Milano 1847.

P. Cuppari, Sull' irrigazione della pianura Piscana. Pisa 1847.

Carlo A-Valle, Piemonte, Savoia e Sardegna. Storia, letteratura, arti, monumenti . . . Vol. I. fasc. 1 — 4. Torino 1847.

Eug. Albéri, Del papato e dell' Italia. Firenze 1847.

G. Panciroli, Storia della città di Reggio. Disp. 1 — 7. Reggio 1847.

G. Menis, Il mare adriatico con notizie topografiche etc. Zara 1848.

M. C. Dareste de la Chavanne, Histoire de l'administration en France et des progrès du pouvoir royal depuis le règne de Philippe-Auguste jusqu'à la mort de Louis XIV. Ouvrage couronné. T. 1. 2. Par. 1848.

C. Louis de Carné, Etudes sur les fondateurs de l'unité nationale en France. T. I. II. Par. 1848.

M. Badin et M. Quantin, Géographie départementale, classique et administrative de la France. Par. 1847.

L. Lurine, Histoire secrète et publique de la Police. Livr. 1 — 63. Par. 1847.

J. Borgnet, Histoire du comté de Namur. Bruxelles 1847.

Fel. Wouters, Histoire chronologique de la république et de l'empire (1789 — 1815) suivie des annales Napoléoniennes depuis 1815 jusqu'à ce jour. Bruxelles 1847.

E. Marco de Saint-Hilaire, Histoire de la campagne de Russie pendant l'année 1812. Paris 1847.

J. B. Degalmer, Histoire de l'assemblée constituante. T. 1. 2. Lyon 1848.

République française. Collection de documents pour servir à l'histoire de la chûte de la maison d'Orléans et de l'établissement de la république. Livr. 1. Lips. 1848.

F. Pillet, Le Robespierre de M. de Lamartine. Par. 1848.

J. v. Schröder, Topographie des Herzogthums Holstein, des Fürſtenthums Lübeck und der freyen und Hanſeſtädte Hamburg und Lübeck. Th. 1. 2. Oldenb. 1841.

Dr. Fr. Sandberger, Ueberſicht der geologiſchen Verhältniſſe des Herzogthums Naſſau. Wiesbaden 1847.

Dr. J. Löbe, Beſchreibung und Geſchichte der Reſidenzſtadt Altenburg. Altenb. 1848.

Dr. H. Lippert, Die Proſtitution in Hamburg. Hamburg 1848.

Fr. X. Pritz, Geſchichte des Landes ob der Enns. Heft 12 — 15. Schluß. Linz 1848.

W. Falk, Die Grundſteuer-Verfaſſung in Böhmen. Prag 1847.

Sibylliniſche Bücher aus Oeſterreich. Bd. 1. 2. Hamb. 1848.

Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum sive annales Hungarici et Transilvanici ed. J. Trausch. P. I. Annales ann. 990—1630. Coronae 1847.

Dr. A. Zimmermann, Ueber Ranke's Auffaſſung König Friedrich II. Berlin 1848.

Codex diplomaticus Prussicus. Urkundenſammlung zur älteren Geſchichte Preußens herausg. von J. Voigt. Bd. 3. Königsberg 1848.

E. Fleck, Preußens Landwehr in ihren Einrichtungen. Berlin 1848.

Die Finanzen der preuß. Monarchie unter Friedrich Wilhelm IV. Leipzig 1848.

Reuß, Johann I. von Egloffſtein, Biſchof von Würzburg und Herzog von Franken, Stifter der erſten Hochſchule in Würzburg. Würzburg 1847.

Dr. H. A. Zachariä, Die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft, der Sonderbund und die Bundesreviſion. Göttingen 1848.

J. J. Räbler, Die alten eigenöſſiſchen Bünde, der Bundesvertrag und die Bundesreviſion. St. Gallen 1848.

C. J. Temminck, Coup-d'oeil général sur les possessions Neerlandaises dans l'Inde Archipélagique. T. II. Leyde 1847.

M. F. G. J. Thimus, Traité de droit public ou exposition méthodique des principes du droit public de la Belgique. Vol. I. II. Liège 1844.

P. Scheltema, Hendrik van Brederode te Amsterdam in 1567. Amsterd. 1846.

M. Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne, Prince d'Orange. T. I. Bruxelles 1847.

Scriptores monastici. Incerti scriptoris narratio de

rebus in bello sancto gestis a. D. MCCXVII — MCCXVIII. Ed. J. A. Giles. London 1846.

A. Strickland, Lives of the queens of England. Vol. 12. Schluß. Lond. 1848.

C. Wilson, De l'influence des capitaux anglais sur l'industrie, européenne depuis la révolution de 1688 jusqu'en 1846. Bruxelles 1847.

W. H. Smith, A twelve month's residence in Ireland during the famine and the public works 1846 — 1847. Lond. 1848.

R. Johnston, Historia rerum Britannicarum. Amstel. 1655.

Andr. Halliday, A general history of the house of Guelph or royal family of Great Britain. Lond. 1821.

Codex diplomaticus Poloniae quo continentur privilegia Regum Poloniae . . ed. studio et opera L. Rzyszczewski et Ant. Muczkowski. T. I. II. p. 1. Warsavia 1847 — 48.

J. B. Urmston, Chusan and Hong-Kong: with remarks on the treaty of peace at Nankin in 1842 and on our present position and relations on China. Lond. 1847.

G. Engelhard, Die Unabhängigkeits-Akte und die Verfassung der vereinigten Staaten Nordamerika's Frankf. 1848.

C. J. F. Bunbury, Journal of a residence at the Cape of Good Hope. Lond. 1848.

L. Ritchie, The british World in the East. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

J. Naumann, Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen. Leipzig 1848.

Fr. Mazzolini, La spedizione in Siria del 1840. Fasc. 1 — 7. Venezia 1846.

L. Galibert, l'Algérie. Par. 1846.

A. v. Sternberg, Berühmte deutsche Frauen. Th. 1. 2. Leipzig 1848.

F. Boisard, Notices biographiques littéraires et critiques sur les hommes du Calvados. Caen 1848.

C. H. v. Gleichen, Denkwürdigkeiten. Leipzig 1847.

Navier, Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung. Deutsch herausg. von Dr. Th. Wittstein. Bd. 1. Hannover 1848.

J. A. Grunert, Ueber die mittlere Entfernung einer Figur von einem Punkte oder über die sogenannte mittlere Entfernung des Ackers vom Hofe. Greifswald 1848.

F. Redtenbacher, Resultate für den Maschinenbau. Mannheim 1848.

H. Milberg, Sonnensystem. Berlin 1847.

Alb. Fr. Zantedeschi, Raccolta fisico-chimica italiana. Fasc. 1 — 30. Venezia 1847.

Seb. Venzo, Delle sorgenti del calorico. Belluno 1846.

Dr. O. C. J. Seyffer, Geschichtliche Darstellung des Galvanismus. Stuttg. 1848.

K. Fritsch, Ueber die periodischen Erscheinungen am Wolkenhimmel. Prag 1846.

Dr. C. H. D. Buys Ballot, Les changemens périodiques de température, déduits des observations Neerlandaiees de 1729 à 1846. Utrecht 1847.

F. Buchholz, Kritik der isochronen Bewegungen. Berlin 1847.

A. C. J. Jobert, The philosophy of Geology. London 1847.

Dr. Donders, Der Stoffwechsel als die Quelle der Eigenwärme bey Pflanzen und Thieren. Wiesbaden 1847.

M. P. Berthier, Traité des essais par la voie sèche. Vol. 1. 2. Par. 1848.

C. Avogadro, Mémoire sur les volumes atomiques des corps composés. Turin 1845.

Regnault, Lehrbuch der Chemie. Aus dem Franz. übers. von Dr. Boedeker. Lief. 1. Berlin 1848.

R. Wagner, Ueber den feineren Bau des elektrischen Organs im Zitterrochen. Göttingen 1847.

Edw. Forbes and S. Hanley, A history of British Mollusca and their shells. P. 1—3. Lond. 1848.

P. Bleeker, Siluroideorum Bataviensium conspectus diagnosticus. Batav. 1846.

Dr. F. S. Voigt, Geschichte des Pflanzenreiches. Lief. 2 — 4. Jena 1848.

D. Spae, Mémoire sur les espèces du genre Lis. Gand 1847.

Dr. M. J. Schleiden, Die Pflanze und ihr Leben. Leipzig 1848.

J. K. Hasskarl, Plantae Javanicae rariores. Berol. 1848.

Dr. J. Müller, Monographie der Petrefakten der Aachener Kreideformation. Abth. 1. Bonn 1847.

C. von Leonhard, Lehrbuch der Geognosie und Geologie. 2. verm. Aufl. Lief. 1 — 6. Stuttg. 1848.

C. Hartmann, Beyträge zur neuesten mineralogisch-geologischen berg- und hüttenmännischen Topographie Deutschlands und der Schweiz. Weimar 1848.

J. F. C. Dieterichs, Handbuch der gesammten Hausthierzucht für Landwirthe. Leipzig 1848.

F. A. Hach, Das Schleswig-Holsteinische Wirthschaftssystem. Kiel 1848.

L. Schleier, Die Handelswissenschaft. Leipzig 1847.

M. Royer, Des institutions de crédit foncier en Allemagne et en Belgique. Par. 1845.

Dr. J. Chr. Ravit, Ueber unsere Münzzustände. Kiel 1848.

J. C. H. Kupfer, Referat über die Frage wegen der Differentialzölle. Berlin 1847.

H. C. Carl, Beyträge zu der Erörterung der Frage über die Differential- und Schutzzölle. Berl. 1847.

Dr. C. M. Ascher, Handelspolitische Briefe. Berlin 1848.

Dr. A. Soetbeer, Schifffahrtsgesetze so wie Handels- und Schifffahrtsverträge verschiedener Staaten im Jahre 1847. Hamburg 1848.

Protokolle der zur Berathung einer allg. deutschen Wechselordnung in der Zeit vom 20. Oktober bis 9. December 1847 in Leipzig abgehaltenen Conferenz nebst dem Gesetzesentwurf. Mannheim 1848.

Das Differentialzoll-System. Hamburg 1847.

W. Dönniges, Die deutsche Schifffahrts-Akte und die Differenzial-Zollfrage im Interesse Deutschlands. Berlin 1848.

W. Beer, Die Gefahren der Differenzial-Zölle und die Revision des Zolltarifs. Berlin 1848.

Dr. F. Ortloff, Allg. deutsche Wechselordnung. Jena 1848.

J. W. Gilbart, Lectures on the history and principles of ancient commerce. Lond. 1848.

G. Sandifort, Tabulae craniorum diversarum nationum. Fasc. 1 — 3. Lugd. Bat. 1848.

Dr. Th. Boldemann, Zur Erklärung der Träume des Nachtwandelns. Lübeck 1848.

Dr. E. Oelsner-Monmerqué, Der Kreole. Berlin 1848.

Dr. L. George, Die fünf Sinne als Grundlage der Psychologie. Berlin 1846.

J. de Wal, Mythologiae septentrionalis monumenta latina. Vol. I. Monumenta continens epigraphica. Traj. ad Rh. 1847.

Dr. F. Fleck, Der Fortschritt des Menschengeschlechtes zum Besseren und die Richtungen in der Theologie. Gießen 1848.

G. J. Mulder, Die Ernährung in ihrem Zusammenhange mit dem Volksgeist. Düsseldorf 1847.

Will. Maccall, The elements of Individualism. Lond. 1847.

Dr. K. W. Ideler, Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinnes. Th. 1. Halle 1848.

J. Müller, Philipp Villiers l'Isle Adam, der letzte Großmeister auf Rhodus. Prag 1848.

Dr. H. Kothe, Lehrbuch der Mnemonik. Hamburg 1848.

J. Willm, Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel. Ouvrage. couronné. T. 2 — 3. Par. 1847.

A. Schopenhauer, Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Frankf. 1847.

Dr. J. J. Hanusch, Handbuch der philosophischen Ethik. Lemberg 1846.

H. Lotze, Ueber Bedingungen der Kunstschönheit. Göttingen 1847.

Dante Alighieri, La divina Commedia dichiarata secondo i principii della filosofia per L. Martini. Vol. 1 — 3. Torino 1840.

Jos. Ritson, Ancient songs and ballads from the reign of king Henry the second to the revolution. Vol. 1. 2. Lond. 1829.

— — Pieces of ancient popular poetry. London 1833.

R. Prutz, Dramatische Werke. Bd. 2. 3. Leipz. 1847.

E. von Wolzogen, Literarischer Nachlaß. Bd. 1. Leipzig 1846.

Dr. D. Roth, Johann Zabanius, Sachs von Harteneck. Hermannstadt 1847.

J. Ritson, The letters of Jos. Ritson, Esq. Vol. 1. 2. Lond. 1833.

Ad. Quetelet, Du système social et des lois qui le regissent. Par. 1848.

Dr. Br. Hildebrand, Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft. Bd. 1. Frankf. 1848.

J. D. Tuckett, A history of the past and present state of the labouring population. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1848.

Dr. Yates and Sanskrit philology. — Calcutta Review 1848 Sept.

Birch (Sam.), Remarques sur quelques groupes hiéroglyphiques, à propos de l'ouvrage de M. Lanci. — Revue archéol. V. ann. Livr. 9.

Malay pantuns. — Journ. of the Indian Archipelago 1848 June. Jule.

Blanchard (H.), Memorandum respecting an old globe (supposed date about 1520) in the public library of Frankfort-on-Maine. — Journ. of the r. geogr. Soc. of London 1848. P. I.

Wilkes (Ch.), Narrative of the United States exploring expedition. Philadelphia 1845. 5 vols. 4. — Journ. des Savants 1848 Nov.

Jones (J. T.), Journal of a steam voyage to the North of Baghdad, in April 1846. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. 1848. P. I.

Journal of an expedition in W. Australia undertaken by the Messrs. Gregory in the months of August and Sept. 1846. — Ebendaſelbſt.

Maury (A.), Recherches sur le nom et le caractère du Neptune phénicien. — Rev. archéol. Ann. V. Livr. 9.

Letronne, Le gladiateur dimachaeros, c'est-à dire armé de deux poignards. — Ebendaſ.

Cartier (E), Note sur les Sirènes de l'ancien évêché de Beauvais. — Ebendaſ.

Benech, Du respect des Romains pour le droit de propriété. — Rev. de Legislation 1848 Sept.— Oct.

Vinet (E), Vase d'Actéon. — Rev. archéol. V. Ann. Livr. 8.

Barry (Ed.), Note sur une statue antique en marbre pentélique. — Ebendaſ. Livr. 9.

Longpérier (A. de), Etudes sur quelques monnaies carlovingiennes. — Ebendaſ. Livr. 8.

Justen (Ad.), Notice sur un dépôt de monnaies découvert près de Clèves. — Rev. de la numismat. belge. T. IV. No. 3.

Piot (C.), Recherches sur les ateliers, monétaires des Mérovingiens, Carlovingiens et empereurs d'Allemagne en Belgique. — Ebendaſ.

Saint-Priest (Al. de), Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou. Par. 1848. 4 vols. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1848 Nov.

Ampère (J. J.), Madame de Maintenon et Louis XIV. — Rev. des deus Mondes 1848. Livr. 22.

Le menagier de Paris, traité de morale et d'économie domestique, composé vers 1393. Par. 1847. 2 vols. — Journ. des Savants 1848 Nov.

Courtet (J.), Notice sur la tour de Crest. — Rev. archéol. V. Ann. Livr. 8.

Judas, Antiquités d'Orleansville. — Ebendaſ.

Schaepkens (A.), Anciens diplômes relatifs à Maestricht. — Messag. des Scienc. hist. de Belg. 1848. Livr. 3.

Bakhuizen van den Brink, Notice sur la levée du dixième denier à Bruxelles, en 1572. — Ebendaſ.

Pitra, L'abbaye d'Afflighem. — Univ. cath. 1848. Oct.

Forster, Géographie historique de l'Arabie. (2 art.) — Ebendaſ.

The Jhelundur Doab. (Prinsep's Runjit Singh. etc.) — Calcutta Review. 1848 Sept.

Criminal justice in Bengal. — Ebendaſ.

Brij Kishore Ghose, The history of Puri with an account of Jagannath. Cuttak 1848. — Calcutta Rev. 1848 Sept.

Stronach (Al.), A general view of what are regarded by the Chinese as objects of worship. — Journ. of the Ind. Archip. 1848 Sune.

Williams (S. Wells), The Middle Kingdom; a survey of the geography, government etc. of the Chinese empire. — New York 1848. 2 vols. 12. — North Amer. Rev. 1848 Oct.

Froberville (Eug. de), Notes sur les Va-Niungue et les Mabsiti, peuples de l'Afrique orientale. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1848 Août.

Campbell (Ch.), Introduction to the history of the colony and ancient dominion of Virginia. Richmond 1847. — North Amer. Rev. 1848 Oct.

Stevens (W. Bacon), A history of Georgia. New York 1847. Vol. 1. — Ebendaſ.

(Temminck), The geographical group of Borneo. — Journ. of the Ind. Archip. 1848 June. July.

Jancigny (A. de), Les Indes hollandaises I. Java, Bornéo, Célèbes. — Revue des deux Mondes 1848 Livr. 21.

Memoirs and correspondence of Viscount Castlereagh (second Marquis of Londonderry.) Edited by his brother Charles Vane, Marquis of Londonderry. 2 vols. London. — Blackwood's Magaz. 1848 Nov.

Kervyn de Volkaersbeke (Ph.), Lettres inédites de Sabine de Bavière comtesse d'Egmont, et de sa fille Léonore. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1848. Livr. 3.

Literary labours of D. L. Richardson. — Calcutta Rev. 1848 Sept.

The life of William Tyndale. — North Amer. Rev. 1848 Oct.

Pellew's life of Lord Sidmouth. — Ebendaſ.

Two Scotish peasants (Alexander and John Bethune.) — Ebendaſ.

Loménie (Louis de), Chateaubriand et ses mémoires. — Rev. de Brux. 1848. Juillet et Août.

Life, letters and literary remains of John Keats. Edited by R. M. Milnes. 2 vols. Lond. 1848. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 22.

Young (J. R.), On the extension of the theorem of Leibnitz to integration. — Philos. Mag. 1848 Nov.

Mac Whorter (Alex.), Considerations on the divisibility of magnitude. — American Journal of science and arts. 1848 Nov.

Cockle (James), On certain functions resembling quaternions, and on a new imaginary in Algebra. — Philos. Mag. 1848 Dec.

Kirkman (Thom. P.), On pluquaternions and homoid products of sums of n squares. — Ebendaſelbſt.

Pinard, Notre-Dame de l'Epine. — Rev. archéol. Ann. V. Livr. 8.

Pringle (W.), On the duration of solar spot. — Philos. Mag. 1848 Dec.

La Rive (De), Note sur les mouvements vibratoires des courants électriques. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1848 Nov.

Marcet, Note sur l'action du chloroforme sur la sensitive. (Mimosa pudica.) — Ebendaſ.

Person (C. C.), Relation entre le coefficient d'élasticité des métaux et leur chaleur latente de fusion. — Ann. de Chim. et de Phys 1848. Nov.

Mateucci (Ch.), Note sur l'influence du magnétisme sur le pouvoir rotatoire de quelques corps. — Ebendaſ.

— — —, Note sur la matière phosphorescente des poissons et sur la phosphorescence de la mer. — Ebendaſ.

Wartmann (El.), Sixième et septième memoires sur l'induction. — Ebendaſ.

Verdet (E.), Recherches sur les phénomènes d'induction produits par les décharges électriques. — Ebendaſ.

Alexander (J. H.), On a new empirical formula for ascertaining the tension of vapor of water at any temperature. — American Journal of science and arts 1848 Nov.

Shépard, (Carles Upham), Observations on Rammelsberg's analysis of the Juvenas meteoric stone, and on the conclusion of Fischer's examination of the Braunau meteoric iron. — Ebendaſ.

— — —, Report on meteorites — Ebendaſ.

Taylor (H.), On the apparent motion of the figures in certain patterns of blue and red worsted. — Philos. Mag. 1848. Nov.

Stokes (G. G.), On a difficulty in the theory of sound. — Ebendaſ.

Claudet (A), Description of the Photographometer, an instrument for measuring the intensity of the chemical action of the rays of light etc. — Ebendaſ.

Challis (J.), On the vibrations of an elastic fluid. — Ebendaſ.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the quarter ending September 30, 1848. — Ebendaſ.

Wartmann (Elie), Seventh memoir on induction. — Ebendaſ. Dec.

Challis (J.), Further investigation of the nature of aërial vibrations. — Ebendaſ.

Person (C. C.), Sur la congélation du mercure et sur sa chaleur latente de fusion. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848. Nov.

Cahours (Aug.), Note sur le furfurol. — Ebendaſ.

Pierre (Isid.), Recherches sur les combinaisons du silicium. — Ebendaſ.

Laurent (Aug.), Sur les alcaloïdes chlorés et bromés. — Ebendaſ.

— — — et Ch. Gerhardt, Sur la composition de l'orcine et de ses dérivés. — Ebendaſelbſt.

— — —, Sur la composition de l'aposépédine ou leucine (oxyde caséique de Proust.) — Ebendaſelbſt.

Bineau (A.), Des combinaisons de l'acide sulfurique avec l'eau. — Ann. de Chim. et de Phys. 1848 Nov.

Salvétat, Notice sur un hydrate naturel d'acide silicique venant d'Alger. — Ebendaſ.

Gebhardt (C.), Researches on salts. — American Journal of science and arts. 1848 Nov.

Schlieper (Ad.), On the oxydation of uric acid by means of potassa and ferridcyanid of potassium. — Ebendaſ.

Kosman, Recherches sur l'action chimique de quelques acides et de quelques sels acides sur le chlorure amidomercurique. — Journ. de Pharm. et de Chimie. 1848 Nov.

Filhol, Etudes sur l'arsenic. (I. P.) — Ebendaſ.

Mengarduque, Sur un nouvel alcaloïde, la pseudoquinine. — Ebendaſ.

Larocque, De la volatilité des sels fixes dans la vapeur d'eau. — Ebendaſ.

Filhol, Etudes sur l'arsenic. (Suite et fin.) — Ebendaſ. Déc.

Deschamps (d'Avallon), Note sur la présence du cuivre dans le sang de l'homme. — Ebendaſ.

Dumas, Sur le protoxyde d'azote. — Ebendaſ.

Sourisseau, Sur le coton-poudre et le collodion. — Ebendaſ.

Dickson (Th.), An inquiry into the amount of inorganic constituents contained in ale and porter. — Philos. Mag. 1848 Nov.

Phillips (R.), On the spontaneous cohesion of the particles of alumina. — Ebendaſ.

Brodie (Benj. Collins), On the chemical nature of a wax from China. — Ebendaſ.

Svanberg and Struve, On the atomic weight of Molybdenum and some of its compounds. — Ebendaſ. Dec.

Quatrefages (A. de), Etudes sur les types inférieurs de l'embranchement des Annelés. — Mémoire sur la famille des Hermelliens. (Hermellea Nob.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1848 Juillet.

Milne-Edwards, Note sur quelques nouvelles espèces du genre Pagure. — Ebendaſ.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. Troisième mémoire: monographie des Eupsammides. — Ebendaſ. Août.

Dureau de la Malle, Observations sur les heures du réveil et du chant de quelques oiseaux diurnes pendant les mois de mai et juin 1846. — Ebendaſ.

Owen, Remarks on the observations sur l'Ornithorhynque par Jules Verraux. — Ann. and Mag. 1848 Nov.

Jeffreys (J. G.), On the recent species of Odostomia, a genus of gasteropodous mollusks inhabiting the seas of Great Britain and Ireland. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848 Nov.

— — —, Notices of British shells. — Ebendaſ.

Graham Dalyell, Rare and remarkable animals of Scotland, represented from living subjects etc. Vol. 1. Lond. 1847. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 Nov.

Strickland (H. E.), The Dodo and its kindred, or the history, affinities and osteology of the Dodo, Solitaire, and other extinct birds of the islands Mauritius, Rodriguez and Bourbon. Lond. 1848. — Philos. Mag. 1848 Dec.

Robin (Ch.), Mémoire sur l'existence d'un oeuf ou ovule chez les mâles comme chez les femelles des végétaux et des animaux etc. — Rev. zoolog. 1848 Oct.

Sélys-Longchamps (Edm. de), Resumé concernant les oiseaux brévipennes mentionnés dans l'ouvrage de M. Strickland sur le Dodo. — Ebendaſ.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle de corps organisés. — Ebendaſ.

Weddell (H. A.), Revue du genre Cinchona. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1848 Juillet.

Lestiboudois (Th.), Phyllotaxie anatomique, ou recherches sur les causes organiques des diverses distributions des feuilles. — Ebendaſ. Août.

Montagne (C.), Sixième centurie de plantes cellulaires exotiques nouvelles. (Decades I et II.) — Ebendaſ.

Thwaites (G. H. K.), On an apparently undescribed state of the Palme Ueae; with a few observations on gemmation in the lower tribes of plants. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848 Nov.

Curtis (M. A.), Contributions to the mycology of North America. — Amer. Journ. of science and arts 1848 Nov.

Range of the Gutta Taban collectors and present amount of imports into Singapore. — Journ. of the Ind. Archipelago etc. 1848 Aug.

The probable effects on the climate of Pinang of the continued destruction of its hill jungles. — Ebendaſ.

M' Coy (Fred.), On some new Ichthyolites from the Scotch old red sandstone. — Annals and Mag. of nat. hist. 1848 Nov.

Rutimayer (L.), Recherches géologiques et paléontologiques sur le terrain nummulitique des Alpes bernoises. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1848 Nov.

Portlock, On the absence of any traces of the fall of aërolites and of glacial action in the strata formed before the last great modification of the Earth's surface. — Philos. Mag. 1848. Nov.

Filhol, On the arsenites of iron. — Ebendaſelbſt. Dec.

Hermann (M.), Analysis of different varieties of epidote. — Ebendaſ.

Hale (C. S.), Geology of South Alahama. — American Journal of science and arts. 1848 Nov.

Geology of New Mexico and California. — Ebendaſelbſt.

Girardin, Moyens frauduleux de déguiser l'altération de la graine de vesce, et l'ancienneté de la graine de trèfle incarnat. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848 Déc.

Cochut (A.), De l'industrie agricole en France, dernière partie. — Rev. des deux Mond. 1848. T. IV. Livr. 19.

Fragments inédits de Mme. Necker de Saussure. — Bibl. univers. de Genève. (Litt.) 1848 Nov.

Cousin (V.), Du manuscrit de l'Emile. (2 art.) — Journ. des Savants 1848 Nov.

Clément (Fel.), Le drame liturgique. (Dimanche des Rameaux). — Annal. archéol. 1848 Sept.— Déc.

Hedge (F. H.), Prose writers of Germany. Philadelphia 1848. — North Amer. Rev. 1848 Oct.

Guilhermy (F. de), Etude des ornements ecclésiastiques. — Annal. archéol. 1848 Sept.—Déc.

Didron, Orfévrerie du moyen âge (chandelier d' église). — Ebendaſ.

Pinchart (Alex.), Coup-d'oeil sur l'état de la peinture historique en Belgique depuis André Lens jusqu' à M. Wappers. (1830.) — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1848. Livr. 3.

Courson, Etudes sur le socialistes modernes. (5 lettre.) — Correspond. T. XXII. Livr. 6.

La vraie question sociale. — Rev. de Brux. 1848 Juillet et Août.

Saint-René Taillandier, L'athéisme allemand et le socialisme français. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 20.

Thiers, De la propriété. Brux. 1848. — Ebendaſ. Livr. 22.

Gaume, L'Europe en 1848, ou considérations sur l'organisation du travail, le communisme et le christianisme. Paris 1848. — Univ. cath. 1848. Sept.

Mill's political economy: population and property. — North Amer. Rev. 1848 Oct.

Faucher (Léon), Opinion sur le droit au travail. — Journ. des Econom. 1848 Nov.

Tocqueville, Sur le droit au travail. — Univ. cath. 1848 Oct.

Raepsaet (H.), Essai sur la loi salique. (Suite). — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1848. Livr. 3.

Dom Pitra, Histoire de Saint Léger et de l' église des Francs au VII siècle. Par. 1848. — Univ. cath. 1848 Sept.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übersetzt und erläutert von Friedrich Rückert. In zwey Theilen. Erster Theil. Stuttgart bey Liesching. 1846. S. 428. Zweyter Theil. Ebendaselbst. 1846. S. 398. 8.

Manche Freunde der Poesie Friedrich Rückerts haben sich durch die „Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamasa," die derselbe im ersten Bande seiner gesammelten Gedichte, Erlangen bey Carl Heyder im Jahre 1834 mittheilte, ohne Zweifel in ziemlich fremdartiger Weise angesprochen gefühlt, was jedoch wohl noch mehr hinsichtlich des damit verbundenen Gedichtes mit der Ueberschrift: „Zur Einführung der Hamasa" gelten wird. Wenn aber ein Mann, wie Friedrich Rückert, die Frage aufwirft:

Wer aber soll die nordische Nacht erheitern,
Mit solchem Abglanz von des Südens Gluth?
Wer den Gesichtskreis meines Volks erweitern,
Daß seinem Blick auf jene Welt sich thut?
Das enge Leben freylich geht zu scheitern,
Je mehr hereinstürmt diese Geisterfluth;
Doch soll der Ost einmal zum Westen dringen,
Wer ist der Mann, ihn ganz heranzubringen?

und wenn er sich dann selbst zuruft:

Darum nur muthvoll vorwärts, auszubeuten
den spröden Schacht, den nicht erwühlt ein Scherz,
Das fremde Leben deinem Volk zu deuten,
Das ohne dich ihm bliebe taubes Erz.
Wann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind an's europäische Herz,
Wird seyn ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blühn kann unterm Strahl der Sonnen. —

dann darf man überzeugt seyn, daß man es nicht mit dichterischen Redensarten, auch nicht mit dichterischen Träumen zu thun habe, sondern mit einem edlen Entschluß, dem die That nicht fehlen wird. Und so sahen denn die Freunde Rückert's und der arabischen Poesie seit 1834 mit nicht geringem Verlangen dem Erscheinen einer deutschen Hamasa von Rückerts Meisterhand entgegen. Die Schwierigkeit der Sache war allgemein anerkannt; aber Rückert hatte ja zuerst durch die im J. 1826 bey Cotta erschienene Nachbildung der Makamen des Hariri (die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri in freyer Nachbildung von Friedrich Rückert), dann durch andere Leistungen seine unvergleichliche Meisterschaft auf diesem fernen Gebiete zur Anerkennung gebracht, eine Meisterschaft, von der man sagen konnte, sie gehe aus, Schwierigkeiten zu suchen und könne keine entdecken, — und so gaben wir, so lange Rückert auch zögern mochte, die Hoffnung nicht auf, daß er sein in bester, d. i. in poetischer Form gegebenes Wort lösen werde. Er hat es gelöst, und wie vorauszusehen war, in vortrefflichster Weise. Rückert rühmt einmal vom deutschen Volke:

Es ist mein Volk, das große,
Das sendet täglich aus
Die Söhn' aus seinem Schooße,
Zu führen in sein Haus

Die Völker aller Zungen,
Und wunderbar erklungen
Ist da ein Weltgespräch beym Schmauß.

Rückert ist nicht der Einzige von den Söhnen Deutschlands, der zu dieser großen Einladung ausgegangen ist; aber was die Völker des Morgenlandes angeht, so ist er ohne allen Zweifel der Größte.

Um nun Näheres von dem vorliegenden Werke zu sagen, welches die ältesten arabischen Volkslieder enthält, so ist es in folgender Weise eingetheilt:

Erstes Buch. Heldenlieder. Nr. 1 — 254. Bd. I. S. 1 — 283.
Zweytes Buch. Todtenklagen. Nr. 255 — 390. Bd. I. S. 285 — 428.
Drittes Buch. Sprüche der feinen Sitte. Nr. 391 — 447. Bd. II. S. 1 — 55.
Viertes Buch. Liebeslieder. Nr. 448 — 586. Bd. II. S. 57 — 158.
Fünftes Buch. Schmähelieder. Nr. 587 — 666. Bd. II. S. 159 — 246.
Sechstes Buch. Gast- und Ehrenlieder. Nr. 667 — 805. S. 247 — 322.
Siebentes Buch. Beschreibungen. Nr. 806 — 808. S. 323 — 328.
Achtes Buch. Reise und Ruhe. Nr. 809 — 816. S. 329 — 337.
Neuntes Buch. Scherze. Nr. 817 — 844. S. 339 — 362.
Zehntes Buch. Weiberschmähungen. Nr. 845 — 861. S. 363 — 373.

Das Register am Schluß des zweyten Bandes enthält ein mit größter Sorgfalt gefertigtes Verzeichniß der Gedichte nach den Nummern der Uebersetzung mit Nachweisung des arabischen Textes und ein sehr brauchbares Verzeichniß der Dichter nach den Nummern der Uebersetzung, worauf endlich ein Verzeichniß der Dichterinnen folgt. S. 374—398.

Was nun den Inhalt betrifft, so wird sich der Leser überrascht finden, wie der Verf. es versteht, theils durch anschmiegende Uebertragung des Originals, theils durch die in den Ueberschriften und in den Anmerkungen mitgetheilten Erläuterungen, einen hellen, weit reichenden Blick in das so ganz eigenthümliche Leben und Treiben arabischer Stämme zu eröffnen und, so fern uns dieß liegen mag, doch eine wahre Theilnahme daran zu erwecken und festzuhalten. Am meisten gilt dieß von den drey ersten Büchern, welche die Heldenlieder, die Todtenklagen und die Sprüche der feinen Sitte enthalten. Weniger gilt es von dem Buch der Beschreibungen, das nur wenig darbietet, während die Araber doch sonst, wie man namentlich aus Kosegarten's Mittheilungen weiß, auch in dieser Gattung der Poesie sich thätig genug gezeigt haben. Am wenigsten aber gilt das Gesagte von dem letzten Buche, wo die Weiber auf eine größtentheils höchst widerliche Weise geschmäht werden, womit die ganze Sammlung des Abu Temmam ein wahrhaft schlechtes Ende nehmen würde, wenn der übersetzende Dichter den Leser nicht durch einen trefflichen Epilog zu versöhnen und wieder auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung des Ganzen zu erheben wüßte.

Von überraschender Zartheit ist das fünfte der Heldenlieder Bd. I. S. 7 mit der Ueberschrift: Der jemanische Gefangene in Mecka.

1) Zu Jemen's Reisetrupp erhebt sich mein Verlangen,
und folgt ihm, doch mein Leib in Mecka liegt gefangen.
2) Ich staune, wie den Weg bey Nacht zu diesem Orte
die Liebste fand, und drang durch die verschloßne Pforte.
3) Sie kam und grüßte mich, und ging und grüßte wieder,
und fast verließ, indem sie schied, mein Geist die Glieder.
4) O glaube nicht, daß ich entfernt von euch nur zage
vorm Tod, und über mein Geschick entmuthigt klage;
5) Daß nach den Drohungen ich hier der Leute frage;
daß dieser Ketten Last ich ungeduldig trage!
6) Von deiner Sehnsucht nur empfind ich solche Wehen,
wie ich vordem erfuhr, als frey ich durfte gehen.

Bekanntlich besitzen wir von einigen Gedichten

der Hamasa eine lateinische Uebersetzung von einem der größten Kenner des Arabischen aus früherer Zeit, dem trefflichen Albert Schultens, die derselbe in einem Anhang zu seiner in Leyden in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienenen Ausgabe von Thomae Erpenii grammatica arabica unter dem Titel: Excerpta ex Anthologia veterum poetarum, quae inscribitur Hamasa Abi Temmam etc. nebst sehr gründlichen Noten, die in Schultensischer Weise namentlich auf Vergleichung des Arabischen mit den übrigen semitischen Sprachen und vorzüglich mit der hebräischen ausgehen, gegeben hat. Diese Uebersetzungen sind sehr genau und in jeder Weise trefflich, wie denn auch Göthe im westöstlichen Diwan eine dieser lateinischen Uebersetzungen in deutschem Gewande wieder gegeben hat. Es gereicht dem gelehrten Schultens wahrhaft zur Ehre, daß er ein Gedicht, wie das obige, in seine Auswahl aus der Hamasa aufgenommen hat, und es wird nicht ohne Interesse seyn, wenn wir zur Vergleichung mit Rückerts Uebersetzung die lateinische von Schultes hier folgen lassen.

1) Affectus meus cum caterva Jemanensi adscendit
Jugalis, quum corpus Meccae sit vinctum.
2) Adstupui nocturnam ejus speciem, quî clara accesserit
Ad me, quum janua carceris super me clausa foret.
3) Appropinquavit illa salutavitque, surrexit dein vale dixitque,
Quumque avertisset se, prope fuit anima, ut exspiraret.
4) Ne tamen existimes me obnoxium post vos factum
Ulli rei, neque me mortis metu infractum.
5) Non sane quod animam mihi concutiant eorum minaciae,
Neque quod in catena ambulem impatientior.
6) Sed incessit me de amore tui effusior impetus,
Quales de te experiebar, quum solutus existerem.

Diese Zeilen der Schultensischen Uebersetzung, die sich dem Arabischen so treu anschließen, als es der Genius der lateinischen Sprache erlaubt, schwimmen wahrhaft auf einem Meere gelehrtester Noten, die in grammatischer und lexicographischer Beziehung von unbestrittenem Verdienste sind. Aber das ist unläugbar, daß die Uebersetzung sammt dem gelehrten Apparat, mit dem sie gerüstet ist, uns kalt läßt, während Rückerts Nachbildung, die sich allerdings einige Freyheiten erlaubt hat, uns unmittelbar anspricht. Worauf beruht dieser verschiedenartige Eindruck? Einfach darauf, daß die lateinische Uebersetzung das Werk eines verdienstvollen Sprachforschers, die deutsche aber das Werk eines Dichters ist, der mit poetischer Divinationsgabe den alten Dichter ganz gefaßt und daher auch seiner Nachbildung den anziehenden Hauch poetischer Wahrheit zu geben gewußt hat. Schon an diesem Beyspiele mag klar werden, welchen Dank unser Dichter verdient hat, daß er sich nicht scheute, einen Theil seiner kostbaren Zeit der Nachbildung der Hamasa zu widmen. Wenn wir übrigens sagten, der Verf. habe sich Freyheiten erlaubt, so bezieht sich dieß hauptsächlich darauf, daß er im Deutschen die Liebste einschiebt, die das Arabische nur ahnen läßt, daß er ferner plastisch von einem Eindringen derselben durch die verschlossene Pforte spricht, während der arabische Dichter einfach sagt, sie sey gekommen und die Pforte sey doch verschlossen gewesen. Hat die Nachbildung durch diese Licenzen an Anschaulichkeit für uns gewonnen, so sind wir dagegen der Ansicht, daß es nicht gut war, den fünften Vers der Satzbildung nach an den vierten zu knüpfen, da er vielmehr selbständig ist und seinen Gegensatz im folgenden sechsten Verse findet.

Ein anderes Heldenlied, das ohne viele Bemerkungen verständlich ist und durch den Adel der Gesinnung hervorragt, ist das dreyzehnte, in dessen Uebersetzung das arabische Metrum (∪—∪∪— | ∪—∪∪— | ∪——) bewahrt ist.

Ich sage zu meiner Seele, wo scheu in Funken
sie stob vor dem Kampf: o sey du nur unbetreten!
Denn über die Frist, vom Schicksal bestimmt, du könntest
die Dauer nicht eines einzigen Tags erbeten.
Darum o Geduld im Kreisen des Tods, Geduld nur!
um ewiges Leben wird hier umsonst gebeten.

Kein Ehrengewand iſt auch das Gewand des Daſeyns,
weil Feiglinge ſonſt und Memmen nicht an es thäten.
Von Allem, was lebt, das Ziel iſt der Pfad des Todes;
der Rufer desſelben rufet in Land und Städten.
Und wer nicht erliegt in Fülle der Kraft, der altert;
ſtatt früher Geſchicke geht er entgegen ſpäten.
Das Leben iſt ohne Werth für den Mann, ſobald er
ſich ſiehet gezählt zu den müßigen Hausgeräthen.

(Fortſetzung folgt.)

Wiſſenſchaft der Erkenntniß.

(Schluß.)

Nach dieſen elementaren Formen des Denkens folgt nun die Lehre vom Erkenntnißproceſſe der empiriſchen Reflexion, wobey wir nunmehr nach dem Obigen nicht mehr zu ſagen brauchen, daß wir dieſe ganze Anordnung nicht billigen; und wenn erſt hier z. B. vom Zweifel oder von der Sprache gehandelt wird, ſo paßt dieß eben ſo wenig an dieſe Stelle als die Unterſuchung über den Irrthum. Auch hier erſt findet bey Hrn. V. die Induction (allerdings conſequent als Hauptform des empiriſchen Erkennens) einen Ort, wodurch aber ihr ganzes Verhältniß zum Syllogismus zerſtört und unkenntlich gemacht wird. Als auf zweyter Stufe des empiriſchen Erkenntnißproceſſes ſtehend faßt H. V. die Analogie und die Kritik, von welchen wir nun wieder ihre Zuſammengehörigkeit nicht verſtehen können. Die Kritik namentlich iſt ja erſt möglich, wenn dasjenige ſchon erreicht iſt, was H. V. das wiſſenſchaftliche Erkennen nennt, da ſie ſtets ein vergleichendes Urtheil ausſpricht zwiſchen dem Einzelnen und der Allgemeinheit oder Idee, welche oft auch als ſogenannte Regel erſcheint. Als die ſyſtematiſchen Formen der Begründung oder als Theorien ſtellt H. V. die erklärende und die eintheilende auf, die letztere beſonders den Naturwiſſenſchaften vindicirend, wobey nur nicht abzuſehen, warum die Eintheilung nicht bey allem apoſteriori ſch vorliegenden Materiale, alſo auch bey dem Geſchichtlichen, gleichen Werth und gleichen Einfluß haben ſoll.

Im letzten Theile endlich, welcher das philoſophiſche Denken enthält ſcheint uns ebenfalls die Entwicklung der Hauptſache zu ſehr durch jenes „Entſtehenlaſſen“ des Wiſſens hinausgeſchoben, indem zuerſt über Inhalt und Form der philoſophiſchen Erkenntniß, dann von der Realität der Erſcheinung und hierauf erſt von der Realität des Unendlichen gehandelt wird; den Schluß dieſer letzteren macht der Begriff der Einheit der abſoluten Poſition — Gottes; weniger conſequent aber dünkt uns, daß die Betrachtung der philoſophiſchen Methode ganz ans Ende geſetzt iſt; ſie müßte wohl noch vor dem, was H. V. das Princip der Philoſophie nennt, eingereiht werden, entſprechend der Stellung des Erkenntnißproceſſes der empiriſchen Reflexion. Dann auch würde die „Methode,“ zu welcher H. V. übereinſtimmend mit dem empiriſtiſchen Grundzuge ſeiner Lehre die Architektonik oder das Syſtem der philoſophiſchen Wiſſenſchaften rechnet, ſich an den „Inhalt“ des philoſophiſchen Denkens anſchließen. Daß nach unſerer Anſicht aber die ſyſtematiſche Gliederung der Wiſſenſchaften nicht der Methodik anheimfallen kann, dürfte aus dem Bisherigen einleuchten; doch hier ſteht Ref. mit dem Hrn. Verf. eben auf principiell verſchiedenem Boden, daher hier, ſoll nicht die ganze beyderſeitige Anſicht entwickelt werden, nur einem Anderen Anderes gegenübergeſtellt werden könnte. Uebrigens giebt H. V. für die Philoſophie, welche „das Wirkliche und den univerſellen Zuſammenhang desſelben vollſtändig zu denken die Aufgabe hat,“ folgende Gliederung: 1) die Sphäre des Individuums, des zur Freyheit und Vernunft ſich erſt entwickelnden Subjects (Anthropologie, Pſychologie, Sprachphiloſophie und Symbolik), 2) die Sphäre der freyen Vernunftthätigkeiten, der Ideen und der weltlichen Bildung derſelben (Logik, Ethik, Religionsphiloſophie, Aeſthetik), 3) das Ganze der menſchlichen Welt überhaupt in ihrer Entwicklung (Naturphiloſophie und Geſchichtsphiloſophie).

Prantl.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder.

(Fortsetzung.)

In welchem Ansehen dieses Gedicht gestanden, läßt sich daraus abnehmen, daß es, wie mehrere der Hamasa, poetisch glossirt worden ist von einem späteren Dichter aus dem vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Diese Glossirung unseres Gedichtes, die im Arabischen Kesmid heißt, d. i. Anfädelung oder Anreihung von Perlen, hat Freytag in seiner arabischen Metrik mitgetheilt und Rückert anhangsweise in einer unvergleichlich gelungenen Nachbildung aufgenommen wovon wir hier nur dem vorletzten Verse eine Stelle anweisen wollen.

Erhebe dich, Herz! Wer frey sich erhebt, der waltet,
Und wer des Genusses Ruhe begehrt, erkaltet;
Der lebte genug, der Fahnen des Ruhmes entfaltet:
Und wer nicht erliegt in Fülle der Kraft, der altet;
Statt früher Geschicke geht er entgegen späten.

Samual, Ben Adija, der Jude, Fürst auf dem festen Schlosse Ablak in Teima ist, wie der Vf. ausführlich darlegt, in der Sage berühmt als edler Beschützer seiner Schutzbefohlenen und als treuer Bewahrer anvertrauten Gutes, wie er sich für den vertriebenen Königssohn, Amrilkais Ben Hodschr, nach dessen Tode bewies. Amrilkais nämlich, nach seiner mißlungenen Unternehmung gegen die Beni Esseb, um an ihnen den Tod seines Vaters zu rächen, und dessen Herrschaft über sie wieder zu gewinnen, fand nach langem und flüchtigem Umherirren endlich Schutz und Aufenthalt bey Samual, Ben Adija, auf seiner festen Burg Ablak. Als er nun aber von dort sich aufmachte, um über Gassan in Syrien zum griechischen Kaiser in Constantinopel um dessen Beystand zur Wiedereroberung seines Königreiches zu suchen, übergab er seinem Wirthe seinen einzigen geretteten Schatz, fünf kostbare Panzer, Erbstücke seiner Ahnen. Darauf, als sein Tod ruchbar wurde (er war auf der Rückreise vom Kaiser in Ankyra gestorben, worüber man Rückerts deutschen Amrilkais nachsehen kann), zog Elhareth Ben Abu Schamer, König von Gassan, bey welchem Amrilkais auf der Heimreise eingekehrt gewesen, mit Heeresmacht gegen Samual in Teima, und forderte von ihm die Herausgabe der Panzer des Amrilkais, auf die er als Vetter Anspruch machte. Doch Samual weigerte sich der Ueberlieferung des ihm anvertrauten Pfandes, auf welches Andere ein näheres Erbrecht hatten, und vertheidigte sich gegen den Forderer in seiner Veste Ablak. Dieser aber fieng ein Söhnchen Samuals auf, das mit seiner Amme vor die Veste hinausgelaufen war, und drohte nun dem Vater, das Kind umzubringen, wenn er nicht die Panzer herausgebe. Da bat er sich eine kurze Bedenkzeit aus, und berieth mit den Seinigen darüber, die Alle ihm riethen nachzugeben, um das Leben seines Kindes zu retten. Aber er trat auf die Zinne hinaus und sprach zu Elhareth: Die Panzer kann ich nicht ausliefern und Anvertrautes veruntreuen; thue, was du willst. Verrath ist ein Halsband, das nicht rostet; und mein Sohn hat Brüder! Da brachte jener das Kind um vor den Augen des Vaters und zog dann unverrichteter Sachen ab. Sa-

Kein Ehrengewand ist auch das Gewand des Daseyns,
weil Feiglinge sonst und Memmen nicht an es thäten.
Von Allem, was lebt, das Ziel ist der Pfad des Todes;
der Rufer desselben rufet in Land und Städten.
Und wer nicht erliegt in Fülle der Kraft, der altert;
statt früher Geschicke geht er entgegen späten.
Das Leben ist ohne Werth für den Mann, sobald er
sich siehet gezählt zu den müßigen Hausgeräthen.

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaft der Erkenntniß.

(Schluß.)

Nach diesen elementaren Formen des Denkens folgt nun die Lehre vom Erkenntnißprocesse der empirischen Reflexion, wobey wir nunmehr nach dem Obigen nicht mehr zu sagen brauchen, daß wir diese ganze Anordnung nicht billigen; und wenn erst hier z. B. vom Zweifel oder von der Sprache gehandelt wird, so paßt dieß eben so wenig an diese Stelle als die Untersuchung über den Irrthum. Auch hier erst findet bey Hrn. V. die Induction (allerdings consequent als Hauptform des empirischen Erkennens) einen Ort, wodurch aber ihr ganzes Verhältniß zum Syllogismus zerstört und unkenntlich gemacht wird. Als auf zweyter Stufe des empirischen Erkenntnißprocesses stehend faßt H. V. die Analogie und die Kritik, von welchen wir nun wieder ihre Zusammengehörigkeit nicht verstehen können. Die Kritik namentlich ist ja erst möglich, wenn dasjenige schon erreicht ist, was H. V. das wissenschaftliche Erkennen nennt, da sie stets ein vergleichendes Urtheil ausspricht zwischen dem Einzelnen und der Allgemeinheit oder Idee, welche oft auch als sogenannte Regel erscheint. Als die systematischen Formen der Begründung oder als Theorien stellt H. V. die erklärende und die eintheilende auf, die letztere besonders den Naturwissenschaften vindicirend, wobey nur nicht abzusehen, warum die Eintheilung nicht bey allem aposteriorisch vorliegenden Materiale, also auch bey dem Geschichtlichen, gleichen Werth und gleichen Einfluß haben soll.

Im letzten Theile endlich, welcher das philosophische Denken enthält scheint uns ebenfalls die Entwicklung der Hauptsache zu sehr durch jenes „Entstehenlassen“ des Wissens hinausgeschoben, indem zuerst über Inhalt und Form der philosophischen Erkenntniß, dann von der Realität der Erscheinung und hierauf erst von der Realität des Unendlichen gehandelt wird; den Schluß dieser letzteren macht der Begriff der Einheit der absoluten Position — Gottes; weniger consequent aber dünkt uns, daß die Betrachtung der philosophischen Methode. ganz ans Ende gesetzt ist; sie müßte wohl noch vor dem, was H. V. das Princip der Philosophie nennt, eingereiht werden, entsprechend der Stellung des Erkenntnißprocesses der empirischen Reflexion. Dann auch würde die „Methode,“ zu welcher H. V. übereinstimmend mit dem empiristischen Grundzuge seiner Lehre die Architektonik oder das System der philosophischen Wissenschaften rechnet, sich an den „Inhalt“ des philosophischen Denkens anschließen. Daß nach unserer Ansicht aber die systematische Gliederung der Wissenschaften nicht der Methodik anheimfallen kann, dürfte aus dem Bisherigen einleuchten; doch hier steht Ref. mit dem Hrn. Verf. eben auf principiell verschiedenem Boden, daher hier, soll nicht die ganze beyderseitige Ansicht entwickelt werden, nur einem Anderen Anderes gegenübergestellt werden könnte. Uebrigens giebt H. V. für die Philosophie, welche „das Wirkliche und den universellen Zusammenhang desselben vollständig zu denken die Aufgabe hat,“ folgende Gliederung: 1) die Sphäre des Individuums, des zur Freyheit und Vernunft sich erst entwickelnden Subjects (Anthropologie, Psychologie, Sprachphilosophie und Symbolik), 2) die Sphäre der freyen Vernunftthätigkeiten, der Ideen und der weltlichen Bildung derselben (Logik, Ethik, Religionsphilosophie, Aesthetik), 3) das Ganze der menschlichen Welt überhaupt in ihrer Entwicklung (Naturphilosophie und Geschichtsphilosophie).

Prantl.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder.

(Fortsetzung.)

In welchem Ansehen dieses Gedicht gestanden, läßt sich daraus abnehmen, daß es, wie mehrere der Hamasa, poetisch glossirt worden ist von einem späteren Dichter aus dem vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Diese Glossirung unseres Gedichtes, die im Arabischen Kesmid heißt, d. i. Anfädelung oder Anreihung von Perlen, hat Freytag in seiner arabischen Metrik mitgetheilt und Rückert anhangsweise in einer unvergleichlich gelungenen Nachbildung aufgenommen wovon wir hier nur dem vorletzten Verse eine Stelle anweisen wollen.

Erhebe dich, Herz! Wer frey sich erhebt, der waltet,
Und wer des Genusses Ruhe begehrt, erkaltet;
Der lebte genug, der Fahnen des Ruhmes entfaltet:
Und wer nicht erliegt in Fülle der Kraft, der altet;
Statt früher Geschicke geht er entgegen späten.

Samual, Ben Adija, der Jude, Fürst auf dem festen Schlosse Ablak in Teima ist, wie der Vf. ausführlich darlegt, in der Sage berühmt als edler Beschützer seiner Schutzbefohlenen und als treuer Bewahrer anvertrauten Gutes, wie er sich für den vertriebenen Königssohn, Amrilkais Ben Hodschr, nach dessen Tode bewies. Amrilkais nämlich, nach seiner mißlungenen Unternehmung gegen die Beni Esseb, um an ihnen den Tod seines Vaters zu rächen, und dessen Herrschaft über sie wieder zu gewinnen, fand nach langem und flüchtigem Umherirren endlich Schutz und Aufenthalt bey Samual, Ben Adija, auf seiner festen Burg Ablak. Als er nun aber von dort sich aufmachte, um über Gassan in Syrien zum griechischen Kaiser in Constantinopel um dessen Beystand zur Wiedereroberung seines Königreiches zu suchen, übergab er seinem Wirthe seinen einzigen geretteten Schatz, fünf kostbare Panzer, Erbstücke seiner Ahnen. Darauf, als sein Tod ruchbar wurde (er war auf der Rückreise vom Kaiser in Ankyra gestorben, worüber man Rückerts deutschen Amrilkais nachsehen kann), zog Elhareth Ben Abu Schamer, König von Gassan, bey welchem Amrilkais auf der Heimreise eingekehrt gewesen, mit Heeresmacht gegen Samual in Teima, und forderte von ihm die Herausgabe der Panzer des Amrilkais, auf die er als Vetter Anspruch machte. Doch Samual weigerte sich der Ueberlieferung des ihm anvertrauten Pfandes, auf welches Andere ein näheres Erbrecht hatten, und vertheidigte sich gegen den Forderer in seiner Veste Ablak. Dieser aber fieng ein Söhnchen Samuals auf, das mit seiner Amme vor die Veste hinausgelaufen war, und drohte nun dem Vater, das Kind umzubringen, wenn er nicht die Panzer herausgebe. Da bat er sich eine kurze Bedenkzeit aus, und berieth mit den Seinigen darüber, die Alle ihm riethen nachzugeben, um das Leben seines Kindes zu retten. Aber er trat auf die Zinne hinaus und sprach zu Elhareth: Die Panzer kann ich nicht ausliefern und Anvertrautes veruntreuen; thue, was du willst. Verrath ist ein Halsband, das nicht rostet; und mein Sohn hat Brüder! Da brachte jener das Kind um vor den Augen des Vaters und zog dann unverrichteter Sachen ab. Sa-

mual aber, da die Zeit kam, wo die Wallfahrer in Mecka zusammentrafen, brachte die Panzer dahin und überlieferte sie den nächsten, dort ausgekundeten, rechtmäßigen Erben. Von diesem edlen Judenfürsten Samual ist das fünfzehnte der Heldenlieder, das der Aufzeichnung an dieser Stelle vollkommen würdig ist.

Wo eines Mannes Ehre von Schmach ist unbefleckt,
so stehet wohl ihm jedes Gewand, das ihn bedeckt.
Und kann er seiner Seele nicht Schweres legen auf,
so richtet sich zur Höhe des Ruhmes nie sein Lauf.
Sie warf uns vor, daß wenig sey unsres Volkes Zahl;
ich sagt' ihr: es sind wenig die Edeln überall.
Nicht wenig ist ein Häuflein, das sich zu halten weiß,
wie wir, nach Höchstem ringend der Jüngling und der Greis.
Was thut's, daß wir sind wenig, und bey uns ist geehrt
der Schützling, wenn der Schützling der Vielen ist versehrt!
Uns ist ein Berg, der schirmet den Freund in unserem Schutz,
der unersteiglich bietet dem zagen Blicke Trutz.
Gewurzelt ist im Boden sein Grund, und zum Gestirn
erhebt ihn unerreichbar die hohe Felsenstirn.

Mit welchem Rechte übrigens der Verf. diesen allerdings vortrefflichen Theil eines längeren Gedichtes als eigenes Ganzes behandelt hat, mag hier unerörtert bleiben.

Als eine bemerkenswerthe Analogie zu der Art, wie das Ritterthum des Mittelalters sich vor edlen Frauen beugte, verdient Erwähnung, daß einige der Heldenlieder an Frauen gerichtet sind, die als Kampfrichterinnen anerkannt werden. So begrüßen im vierzehnten Liede (S. 20, 21) die Beni Nehschel, mit einer Schilderung ihrer Tapferkeit, die Selma, als Kampfrichterin und Dankspenderin, und in Nummer 145 (S. 141, 142) reden die Krieger von Dschuheina ihre Stammgenossin Rodeina an, indem sie ihr, gleichsam als Kampfrichterin, ein Gefecht vortragen, das zwischen den Stämmen Dschuheina und Buhtha vorgefallen, und worin beyde Theile sich gleich gut gehalten.

Auch die Todtenklagen sind oft eigentliche Heldenlieder, die uns in die Kämpfe der arabischen Stämme und in die aus diesen Kämpfen sich ergebenden Schmerzen einführen. Diese Schmerzen sprechen sich meist mit großer Lebendigkeit aus und erregen das Mitgefühl des Lesers. Wir heben ein durch sich selbst verständliches Lied dieser Gattung aus (Nr. 283).

1) Ich neide die Genossen der Gräber nun,
Seitdem bey den Begrabnen Saïd muß ruhn.
2) Von ihm ward ich verlassen, als groß die Schaar
Der Feind', und er mir einzig ein Helfer war.
3) Ich ward, wie wer entwunden ein Schwert sich sieht,
Wann gegen ihn ein Todfeind das Seine zieht.
4) Wir gingen ihn besuchen im engen Haus,
Und fanden Grambewirthung und Kummerschmauß.
5) Heim trugen wir im Busen die stille Saat
Des Weh's, die von den Thränen Bewäßrung hat.
6) Wir wohnten seines Erbes Vertheilung bey,
Und fanden, daß es Ruhm nur und Großthat sey.
7) Und hörten, wie er schweigend uns Antwort gab;
O wohl beredter Redner, der spricht im Grab!

Das Deutsche schmiegt sich auch hier dem Original auf das Innigste an, wenn wir etwa ausnehmen, daß das zweyte Hemistich des dritten Verses die arabische Eigenthümlichkeit, daß hier von einem Bluträcher die Rede und seine Waffe eine (nach Blut) dürstende ist, nicht zur Anschauung bringt, da der Todfeind den Bluträcher doch nicht ersetzen kann und das Dürsten seiner Waffe ganz übergangen ist. Ob der im vierten Vers erwähnte Besuch dem Grabe gilt, wie der deutsche Dichter

anzunehmen scheint, ob er nicht vielmehr dem Sterbenden gilt, das wird nach dem Original unentschieden bleiben müssen, obwohl der Verf. die arabischen Scholien für sich hat. Was im sechsten Verse im Deutschen als Großthat auftritt, würde wohl besser Wohlthat genannt worden seyn, da die Großthat, die allerdings auch in großer Freygebigkeit bestehen kann, von den meisten Lesern auf kriegerische Thaten bezogen werden dürfte, was dem hier im Original gebrauchten Worte nicht entspricht.

Doch nicht bloß von gefallenen Helden sprechen die Todtenlieder; sie gehen auch auf den Verlust des Sohnes, der Gattin u. s. w. ein, wovon wir zwey Beyspiele, die sowohl an sich, als auch in der Nachbildung vortrefflich sind, mittheilen wollen.

393. Ein Vater auf den Tod seines Sohnes.

Gestürzt ist mein Sohn von glänzenden Höhn,
vor denen dem eignen Adler bangt;
Gestürzt von den Firsten ragender Wart',
ihm ausgeglitten ist Fuß und Hand.
Er hat keine Mutter, die ihn beweint;
er hat keine Schwester, die ihn verlangt.
Gestürzt von harten Felsen ist er,
sein Herz zersprang an der Felsenwand.
Ich werde gescholten, daß ich geweint,
da ich ihn sucht und ihn nicht fand.
Warum soll gescholten werden ein Mann,
bekümmert und alt, dem der Sohn hinschwand?

---

296. Muweilik Elmesmum, auf den Tod seiner Frau Omm Elala.

Geh übern Hügel hin, und auf, wo eingekehrt
Omm Elalê, ob sie wird Antwort geben!
Wie bist du eingekehrt, und warst so furchtsam sonst,
am Ort, dem Tapfre nahn nicht ohne Beben!
O Gottes Segen über dich, Vermißte mir;
nicht ziemt dirs, daß dich Oeden so umgeben.
Und eine kleine mitleidswürdige ließest du,
die nicht, was Weh ist, weiß, und fühlt es eben.

Sie mißt von dir die zarte Pflege, wacht, und weckt
und mühet die, so tragen sie und heben.
Da fühl ich, wenn ich hör' ihr Winseln in der Nacht,
wie mir um dich ins Auge Thränen streben.

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen.

(Fortsetzung.)

Denn was hier über das Verhältniß der Weißen zu den Indianern bemerkt wurde, das findet sich in noch viel höherem Maaß in dem Verhältniß der Weißen zu den Schwarzen. Wir wollen hier nicht alle die bekannten Schändlichkeiten aufzählen, die in den Nordamerikanischen Sklavenstaaten gegen die Schwarzen und deren Vertheidiger, die Abolitionisten, begangen werden. Alle Sophistereien werden nicht hinreichen, diese Gründe zu beschönigen. Davon kann sich der etwa noch schwankende Leser auch aus unserem Buche (S. 59 flgde.) von neuem überzeugen. Worauf wir aber hier unser Augenmerk richten wollen, ist der Umstand, daß es keineswegs bloß der Eigennutz der sklavenhaltenden Südstaaten ist, der die Schwarzen von der Gleichberechtigung mit den Weißen ausschließt, sondern daß der tiefer liegende Grund eine unüberwindliche Abneigung der Weißen gegen die Schwarzen ist und die Ueberzeugung, daß eine durchgreifende Verschmelzung mit den Schwarzen ein großes Unglück für die Zukunft der Weißen seyn würde. Zu diesem Satz liefert unser Verf. aus eigener Beobachtung die schlagendsten Beweise und diese Beweise sind um so vollgültiger, da sie der Verf. beybringt ohne selbst gewahr zu werden, was aus den von ihm erzählten Thatsachen hervorgeht. Der Hr. Verf. macht nämlich die manchen europäischen Leser vielleicht überraschende Bemerkung, daß in den sklavenlosen Nordstaaten der Union derselbe, ja zum Theil ein noch größerer Widerwille gegen die Schwarzen besteht wie in den südlichen Sklavenstaaten. Ich muß zum Beleg eine etwas längere, aber sehr inhaltreiche Stelle ausheben. S. 69 heißt es:

„Ja es scheint sogar in den sklavenlosen Staaten das Vorurtheil und der Widerwille gegen die dunkle Hautfarbe mitunter noch größer zu seyn, als in den Sklavenstaaten selbst. Auch in den ersteren werden die Far-

bigen in Kirchen und Schulen von den Weißen geschieden, oder sie werden auf besondere Gebäude angewiesen, und als Beweis, wie die Absonderungswuth gerade in solchen Staaten am höchsten gestiegen ist und gleichsam noch über das menschliche Leben hinaus ausgedehnt wird, kann die Thatsache dienen, daß auf den Kirchhöfen in Cincinnati die Weißen in der Richtung von Osten nach Westen, die Farbigen aber von Norden nach Süden gelegt werden. So läßt man auch in Ohio die ansässigen Neger von der Schulsteuer frey, nur damit man ihre Kinder nicht in die Volksschule aufzunehmen braucht. Man sucht sie hier auch von aller Lohnarbeit auszuschließen, indem durch ein Gesetz diejenigen, die sich ihrer bedienen, verpflichtet sind, sie dann auch ihr ganzes Leben hindurch zu erhalten. In Newyork wird keinem Farbigen gestattet, einen Erlaubnißschein zum Halten eines Pferdes zu Lohnfuhrwerk zu lösen. In Philadelphia wie in Boston stehen die Namen der Farbigen im Wohnungsanzeiger (Directory) abgesondert hinter denen der Weißen oder durch ein Merkmal bezeichnet. — — In Connecticut hatte eine Schullehrerin, Miß Crondall, aus Mitleid mit den armen unwissenden Farbigen, eine Schule für sie eröffnet; allein es wurde nicht nur von der gesetzgebenden Versammlung dieses Staates im J. 1833 ein Gesetz erlassen, welches die Stiftung von Schulen für nicht im Lande gebornen Schwarze ausdrücklich untersagte, sondern ihr Haus ward auch vom Pöbel geplündert. — — In den sklavenfreyen Staaten haben die freyen Farbigen das Wahlrecht so gut wie die Weißen, aber nicht leicht wagen sie, bey einer Wahl zu erscheinen, weil sie allemal fürchten müssen, sich dadurch pöbelhaften Mißhandlungen auszusetzen, während sie in den Sklavenstaaten Tennessee und Nordcarolina das Wahlrecht ungestört ausüben dürfen."

Unser Verf. ist sehr entrüstet über diese Zurücksetzung „vernünftiger Menschen bloß wegen ihrer Hautfarbe," die ihm gerade in den gerühmten sklavenfreyen Nordstaaten am meisten entgegengetreten ist. Wir unserer Seits würden die Sache anders beurtheilen. Die unregelmäßige, rechtlose Art jener Zurücksetzung würden wir freylich ebensosehr tadeln wie die politische Heucheley, die allemal darin liegt, wenn man an die Spitze seiner Institutionen prächtige Redensarten (pannum late qui splendeat) stellt, deren man sich dann in der Ausführung durch allerhand Winkelzüge zu entledigen sucht. Dagegen finden wir es nur vernünftig, wenn man sich in den Nordstaaten der Union gegen eine Ueberschwemmung mit freyen Farbigen auf alle Weise wehrt. Nur sollte dieß auf ehrlichere Art geschehen, indem man die Erschwerungen und Ungleichheiten, denen man die farbige Race thatsächlich unterstellt, auch im Gesetz aussprächе. Aber freylich damit würde der Nimbus jener viel gerühmten Nordamerikanischen Gleichheit zum guten Theil zerstört werden.

Ein anderer Hauptpunkt, worin der wirkliche Zustand Nordamerikas von den ausgesprochenen Grundsätzen seiner Verfassung sehr wesentlich abweicht, ist das Verhältniß des Staats zur Religion. Jeder Anfänger in der Politik weiß jetzt bey uns davon zu erzählen daß Staat und Kirche in Nordamerika völlig getrennt sind, daß sich der Staat um die Religion seiner Bürger nicht kümmert, daß die Schule gänzlich Sache des Staats ist und mithin jede bestimmte religiöse Färbung von solchen Schulen ausgeschlossen bleibt, bey deren Unterstützung sich der Staat betheiligt. Giebt man nun diese allgemeinen Sätze einem deutschen oder französischen Theoretiker, um sie mit ihren „nothwendigen" Konsequenzen zu entwickeln, wie ganz anders wird der Staat aussehen, den er aus diesen Principien aufbaut, als das wirkliche Nordamerika! Niemand wird natürlich in einem solchen Staat genöthigt werden können, einen Feyertag zu respektieren, den er nicht anerkennt, niemand wird sich einer Schulsteuer unterwerfen, wenn die dadurch unterhaltenen Schulen Lehrsätze einer ganz bestimmten Religionspartey der Jugend einprägen u. s. w. Wie sehr aber würden sich diese Theoretiker getäuscht sehen, wenn sie nach Nordamerika giengen, um dort das Ideal ihres religionslosen Staates verwirklicht zu finden. Nirgends in der Welt ist durch Gesetz und Sitte die Feyer des christlichen Sonntags so streng wie in Nordamerika. Zum Beleg, wie scharf dort die öffentliche Meynung über die Beobachtung der Sountagsgesetze wacht, führe ich einige Stellen unsres Buches an. Nachdem der Verf. das Jagen des Amerikaners nach kaufmännischen Gewinn sehr gut charakterisirt hat, fährt er S. 28 fort:

„Aber auch noch in einem andern Punkte macht der Amerikaner eine merkwürdige Ausnahme von seinen sonstigen kaufmännischen Grundsätzen; nämlich in der Feyer des Sonntags. Könnte der sonst so sehr mit der Zeit geizende, so gern erwerbende Amerikaner durch ein Sonntagsgeschäft auch noch so viel verdienen, er wird sich doch nicht leicht dazu entschließen. Und nicht etwa ist dieß nur in den niedern Klassen so, wo man geneigt seyn möchte, es der Beschränktheit zuzuschreiben, sondern diese Strenge herrscht durch die ganze Bevölkerung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder.

(Fortsetzung.)

Eine Zartheit der Empfindung, wie sie sich hier und in vielen andern Fällen ausspricht, sollte man in den poetischen Reliquien eines beständig mit seinen Weideplätzen und Kämpfen beschäftigten Volkes nicht suchen. Jedoch noch mehr, als dieß, wird sich der Leser von dem deutschen Zusatz ergriffen fühlen, mit dem unser Dichter das zweyte Buch der Hamasa vermehrt, den Schmerz seines eigenen Herzens dem längst dahin geschwundenen Schmerz, mit dessen deutscher Umkleidung er sich bemüht hatte, beygefügt hat. Wir meinen das Folgende (S. 417).

Zusatz.

Verbleichte Gräberschrift zu lesen, müht' ich mich;
als mir die Kunde kam: ein lieber Freund erblich.
Soll ich für Fremde nur die Leichensteine rücken,
nicht einem Nähern auch ein stilles Plätzchen schmücken?
Noch lebt in meiner Brust dein liebevoller Blick,
doch dich hat hingerafft frühzeitiges Geschick.
Trost sey den Deinigen, Heil aber dir und Friede!
Du lebst im Lichte dort, und hier in meinem Liede.

Es thut wohl, daß jenes dichte Grabesdunkel, das die arabischen Todtenlieder umhüllt, hier so unerwartet von einem Strahl der Christenhoffnung durchbrochen wird. Aber wem gilt dieses Wort des Dichters? Es ist ohne Zweifel der theure Mann, der durch seine tief gelehrten Forschungen nicht um die Fähigkeit gekommen war, einen Dichter, wie unser Friedrich Rückert, zu fassen und ihn durch liebendes, sinniges Eingehen auf alle seine Bestrebungen, mochten sie auch auf scheinbar sehr weit von einander entfernten Gebieten liegen, zu erfreuen, und so in gewisser Weise die dankbare Nachwelt voraus darzustellen, welche, wie wir nicht im Mindesten bezweifeln, die Leistungen unseres Dichters viel höher stellen wird, als es die Mitwelt bisher gethan zu haben scheint. Es ist ohne Zweifel der verewigte Prof. Kopp in Erlangen, dessen unerwartetes Dahinscheiden den Dichter, der damals Erlangen schon verlassen hatte, wie alle seine Freunde, so tief erschütterte. —

Sehr viel Ansprechendes und wahrhaft Edles enthält das dritte Buch der Hamasa, das Buch der feinen Sitte. Doch sey es uns erlaubt, hier zuerst ein solches Stück auszuheben, gegen dessen Uebertragung Einiges zu erinnern seyn dürfte.

414. Elabbas Ben Mirdas.

1) Mit Verachtung siehst du einen Schmächtigen,
merkst in ihm den Löwen nicht, den mächtigen.
2) Und bewunderst einen Schlanken, Zarten,
Prüfst ihn, und er täuschet dein Erwarten.
3) Nichts auf seines Leibes Größe bilde
sich ein Mann ein, nur auf Güt' und Milde.
4) Schwache Vögel haben große Leiber,
nicht so groß ist Edelfalk und Geyer.
5) Viele Jungen ziehen die gemeinen,
doch die Adlermutter zieht nur einen.
6) Dem Kamel ward Größe, dem unbändigen,
doch was nützet sie dem unverständigen?
7) Auch ein Knabe lenkts, wohin er will,
und dem Zügel hält es hungernd still.

bigen in Kirchen und Schulen von den Weißen geschieden, oder sie werden auf besondere Gebäude angewiesen, und als Beweis, wie die Absonderungswuth gerade in solchen Staaten am höchsten gestiegen ist und gleichsam noch über das menschliche Leben hinaus ausgedehnt wird, kann die Thatsache dienen, daß auf den Kirchhöfen in Cincinnati die Weißen in der Richtung von Osten nach Westen, die Farbigen aber von Norden nach Süden gelegt werden. So läßt man auch in Ohio die ansässigen Neger von der Schulsteuer frey, nur damit man ihre Kinder nicht in die Volksschule aufzunehmen braucht. Man sucht sie hier auch von aller Lohnarbeit auszuschließen, indem durch ein Gesetz diejenigen, die sich ihrer bedienen, verpflichtet sind, sie dann auch ihr ganzes Leben hindurch zu erhalten. In Newyork wird keinem Farbigen gestattet, einen Erlaubnißschein zum Halten eines Pferdes zu Lohnfuhrwerk zu lösen. In Philadelphia wie in Boston stehen die Namen der Farbigen im Wohnungsanzeiger (Directory) abgesondert hinter denen der Weißen oder durch ein Merkmal bezeichnet. — — In Connecticut hatte eine Schullehrerin, Miß Crondall, aus Mitleid mit den armen unwissenden Farbigen, eine Schule für sie eröffnet; allein es wurde nicht nur von der gesetzgebenden Versammlung dieses Staates im J. 1833 ein Gesetz erlassen, welches die Stiftung von Schulen für nicht im Lande gebornen Schwarze ausdrücklich untersagte, sondern ihr Haus ward auch vom Pöbel geplündert. — — In den sklavenfreyen Staaten haben die freyen Farbigen das Wahlrecht so gut wie die Weißen, aber nicht leicht wagen sie, bey einer Wahl zu erscheinen, weil sie allemal fürchten müssen, sich dadurch pöbelhaften Mißhandlungen auszusetzen, während sie in den Sklavenstaaten Tennessee und Nordcarolina das Wahlrecht ungestört ausüben dürfen."

Unser Verf. ist sehr entrüstet über diese Zurücksetzung „vernünftiger Menschen bloß wegen ihrer Hautfarbe," die ihm gerade in den gerühmten sklavenfreyen Nordstaaten am meisten entgegengetreten ist. Wir unserer Seits würden die Sache anders beurtheilen. Die unregelmäßige, rechtlose Art jener Zurücksetzung würden wir freylich ebensosehr tadeln wie die politische Heucheley, die allemal darin liegt, wenn man an die Spitze seiner Institutionen prächtige Redensarten (pannum late qui splendeat) stellt, deren man sich dann in der Ausführung durch allerhand Winkelzüge zu entledigen sucht. Dagegen finden wir es nur vernünftig, wenn man sich in den Nordstaaten der Union gegen eine Ueberschwemmung mit freyen Farbigen auf alle Weise wehrt. Nur sollte dieß auf ehrlichere Art geschehen, indem man die Erschwerungen und Ungleichheiten, denen man die farbige Race thatsächlich unterstellt, auch im Gesetz aussprächе. Aber freylich damit würde der Nimbus jener viel gerühmten Nordamerikanischen Gleichheit zum guten Theil zerstört werden.

Ein anderer Hauptpunkt, worin der wirkliche Zustand Nordamerikas von den ausgesprochenen Grundsätzen seiner Verfassung sehr wesentlich abweicht, ist das Verhältniß des Staats zur Religion. Jeder Anfänger in der Politik weiß jetzt bey uns davon zu erzählen daß Staat und Kirche in Nordamerika völlig getrennt sind, daß sich der Staat um die Religion seiner Bürger nicht kümmert, daß die Schule gänzlich Sache des Staats ist und mithin jede bestimmte religiöse Färbung von solchen Schulen ausgeschlossen bleibt, bey deren Unterstützung sich der Staat betheiligt. Giebt man nun diese allgemeinen Sätze einem deutschen oder französischen Theoretiker, um sie mit ihren „nothwendigen" Konsequenzen zu entwickeln, wie ganz anders wird der Staat aussehen, den er aus diesen Principien aufbaut, als das wirkliche Nordamerika! Niemand wird natürlich in einem solchen Staat genöthigt werden können, einen Feyertag zu respektieren, den er nicht anerkennt, niemand wird sich einer Schulsteuer unterwerfen, wenn die dadurch unterhaltenen Schulen Lehrsätze einer ganz bestimmten Religionspartey der Jugend einprägen u. s. w. Wie sehr aber würden sich diese Theoretiker getäuscht sehen, wenn sie nach Nordamerika giengen, um dort das Ideal ihres religionslosen Staates verwirklicht zu finden. Nirgends in der Welt ist durch Gesetz und Sitte die Feyer des christlichen Sonntags so streng wie in Nordamerika. Zum Beleg, wie scharf dort die öffentliche Meynung über die Beobachtung der Sountagsgesetze wacht, führe ich einige Stellen unsres Buches an. Nachdem der Verf. das Jagen des Amerikaners nach kaufmännischen Gewinn sehr gut charakterisirt hat, fährt er S. 28 fort:

„Aber auch noch in einem andern Punkte macht der Amerikaner eine merkwürdige Ausnahme von seinen sonstigen kaufmännischen Grundsätzen; nämlich in der Feyer des Sonntags. Könnte der sonst so sehr mit der Zeit geizende, so gern erwerbende Amerikaner durch ein Sonntagsgeschäft auch noch so viel verdienen, er wird sich doch nicht leicht dazu entschließen. Und nicht etwa ist dieß nur in den niedern Klassen so, wo man geneigt seyn möchte, es der Beschränktheit zuzuschreiben, sondern diese Strenge herrscht durch die ganze Bevölkerung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder.

(Fortsetzung.)

Eine Zartheit der Empfindung, wie sie sich hier und in vielen andern Fällen ausspricht, sollte man in den poetischen Reliquien eines beständig mit seinen Weideplätzen und Kämpfen beschäftigten Volkes nicht suchen. Jedoch noch mehr, als dieß, wird sich der Leser von dem deutschen Zusatz ergriffen fühlen, mit dem unser Dichter das zweyte Buch der Hamasa vermehrt, den Schmerz seines eigenen Herzens dem längst dahin geschwundenen Schmerz, mit dessen deutscher Umkleidung er sich bemüht hatte, beygefügt hat. Wir meinen das Folgende (S. 417).

Zusatz.

Verbleichte Gräberschrift zu lesen, müht' ich mich;
als mir die Kunde kam: ein lieber Freund erblich.
Soll ich für Fremde nur die Leichensteine rücken,
nicht einem Nähern auch ein stilles Plätzchen schmücken?
Noch lebt in meiner Brust dein liebevoller Blick,
doch dich hat hingerafft frühzeitiges Geschick.
Trost sey den Deinigen, Heil aber dir und Friede!
Du lebst im Lichte dort, und hier in meinem Liede.

Es thut wohl, daß jenes dichte Grabesdunkel, das die arabischen Todtenlieder umhüllt, hier so unerwartet von einem Strahl der Christenhoffnung durchbrochen wird. Aber wem gilt dieses Wort des Dichters? Es ist ohne Zweifel der theure Mann, der durch seine tief gelehrten Forschungen nicht um die Fähigkeit gekommen war, einen Dichter, wie unser Friedrich Rückert, zu fassen und ihn durch liebendes, sinniges Eingehen auf alle seine Bestrebungen, mochten sie auch auf scheinbar sehr weit von einander entfernten Gebieten liegen, zu erfreuen, und so in gewisser Weise die dankbare Nachwelt voraus darzustellen, welche, wie wir nicht im Mindesten bezweifeln, die Leistungen unseres Dichters viel höher stellen wird, als es die Mitwelt bisher gethan zu haben scheint. Es ist ohne Zweifel der verewigte Prof. Kopp in Erlangen, dessen unerwartetes Dahinscheiden den Dichter, der damals Erlangen schon verlassen hatte, wie alle seine Freunde, so tief erschütterte. —

Sehr viel Ansprechendes und wahrhaft Edles enthält das dritte Buch der Hamasa, das Buch der feinen Sitte. Doch sey es uns erlaubt, hier zuerst ein solches Stück auszuheben, gegen dessen Uebertragung Einiges zu erinnern seyn dürfte.

414. Elabbas Ben Mirdas.

1) Mit Verachtung siehst du einen Schmächtigen,
merkst in ihm den Löwen nicht, den mächtigen.
2) Und bewunderst einen Schlanken, Zarten,
Prüfst ihn, und er täuschet dein Erwarten.
3) Nichts auf seines Leibes Größe bilde
sich ein Mann ein, nur auf Güt' und Milde.
4) Schwache Vögel haben große Leiber,
nicht so groß ist Edelfalk und Geyer.
5) Viele Jungen ziehen die gemeinen,
doch die Adlermutter zieht nur einen.
6) Dem Kamel ward Größe, dem unbändigen,
doch was nützet sie dem unverständigen?
7) Auch ein Knabe lenkts, wohin er will,
und dem Zügel hält es hungernd still.

8) Eine Dirne treibt es mit dem Stecken,
und es darf nicht widern Stachel löcken.
9) Gelt' ich unter Schlechten auch geringe,
Unter Edlen heb' ich hoch die Schwinge.

Der Sinn des Ganzen ist deutlich der, daß unscheinbare Gestalt oft Löwenkraft in sich birgt, während ansehnliche Leibesgröße nicht selten das, was sie zu versprechen scheint, durchaus nicht leistet. Im Sinne des hebräischen Alterthums würde man hier an den Riesen von Gath und an den bräunlichen Hirtensohn, der ihn erlegte, erinnern können. Elabbas erinnert an jene großen und zugleich schwachen Vögel, so wie an das ungeschlachte Kamel, das sich von einem Knaben, von einem Mägdlein beherrschen läßt. Ist dieß klar, so ergiebt sich sogleich, daß der Ausdruck im zweyten Verse der Sache nicht angemessen ist; denn wie könnte der „Schlanke, Zarte" den nach der Ausführung unläugbar beabsichtigten Gegensatz zu dem unscheinbar auftretenden, aber dennoch löwenstarken Manne des ersten Verses bilden? Und wie könnte der dritte Vers im Gegensatz zu dem zweyten die Lehre aufstellen, daß die Leibesgröße nicht der Ruhm des Mannes sey? Wir wissen wohl, daß schon ein arabischer Scholiast das an dieser Stelle vorkommende seltene Wort tariro ganz in Rückert's Sinne genommen hat, und daß Freytag im Lexikon mit ausdrücklicher Beziehung auf gegenwärtiges Gedicht es eben so faßt. Aber da diese Fassung dem Zusammenhange des Gedichtes so gänzlich widerstreitet, so müssen wir daran erinnern, daß Golius das fragliche Wort durch liberalis forma et egregio adspectu (juvenis) wiedergiebt, und daß auch Freytag die Bedeutung pulcher adspectu mit Hinweisung auf die wichtigsten altarabischen Lexicographen aufgenommen hat, wonach tariro in der fraglichen Stelle einen Mann von edler, hervorragender Gestalt bezeichnen wird, wodurch der zweyte Vers erst in die ihm gebührende Stellung zu dem Ganzen tritt. Ferner möchte die Fassung des dritten Verses nicht ganz gelungen seyn; denn, während das Arabische einfach sagt: hohe Gestalt der Männer ist ihnen kein Ruhm, aber ein Ruhm ist ihnen Edelsinn und Milde; während das Arabische demnach die Sache sehr gut ganz objectiv hinstellt, macht das Deutsche sie ganz subjectiv, indem gesagt wird, worauf der Mann sich etwas einbilden dürfe und worauf nicht, wobey noch der neue Uebelstand hervortritt, daß es herauskommt, als solle sich der Mann auf seinen Edelsinn etwas einbilden. Auch die im Deutschen vorgenommene Umstellung des vierten und fünften Verses, deren Motiv wir übrigens wohl errathen können, möchte nicht zu billigen seyn. Endlich scheint es nicht gut, daß im Deutschen das Kamel als das unbändige bezeichnet wird, was der arabische Text nicht kennt und überdieß, wenn wir dieses Beywort im gewöhnlichen Sinne nehmen, zu dem Folgenden nicht paßt, wo gerade zur Schmach dieses ungeschlachten Thieres gesagt wird, wie leicht es von einem Knaben oder Mägdlein zu lenken sey.

Möge man übrigens aus diesen kleinen Ausstellungen nichts weiter folgern, als daß wohl auch der gute Homer einmal einnickt. Und nun sey es erlaubt, aus dem Buch der feinen Sitte Einiges von dem vielen Werthvollen, das sich hier findet, dem theilnehmenden Leser mitzutheilen.

418. Salem Ben Wabißa.

Manchem Vetter Neidhart, hämischem Brudersohn,
der mein Fleisch aß und nicht wurde satt davon,
Heilt ich aus den Busen, der von Ingrimm litt,
und die Nägel ohne Scheer' ich ihm beschnitt:
Mit Verstand und Güte flößt' ich Gottes Scheu
ein und bracht ihm bey vergeßne Brudertreu.
Und es war sein Bogen nun für mich gespannt,
offen gegen meine Feinde hingewandt.
Eine Schmach ist Lindigkeit, du weißt es wohl,
aber Lindigkeit aus Kraft ist ehrenvoll. —

422. Hatem von Tai.

Nicht laß ich mein Kamel verhängten Zügels laufen,
um vor den übrigen die Tränke leer zu saufen.
Auch schnür ich sein Gepäck nicht knapper, daß es leicht
vorausrennt und mich nicht mein Mitgefährt' erreicht.
Wenn du ein Saumthier hast, ein tüchtiges zu reiten,
laß den Gefährten dir zu Fuße nicht nachschreiten:

Halt an und nimm ihn auf, wenn es euch beyde trägt;
wo nicht, so wechselt ab im Reiten, wie man pflegt. —

437. Kais Ben Elchatîm.

Der Aufenthalt in irgend einem Lande,
wo man den Mann nicht ehrt, ist eine Schande.
Und mancher Leute Sinnesart zuweilen
ist Weh, wie Leibweh, das nicht ist zu heilen.
Wohl möchte, was er wünscht, der Mann erstreben;
doch Gott wird das nur, was er will, ihm geben.
Wo ein Beklemmendes hat Platz genommen,
nach der Beklemmung wird Erholung kommen.
Dem Gierigen hilft nicht die Gier zur Habe,
Doch dein Besitz wächst mit der milden Gabe.
Gnüg' ist ein Segen auf des Lebens Tage,
und Ungnüg' eine lebenslange Plage.
Dem Geizigen kommt nicht sein Gut zu Statten,
und Milde läßt nicht ihren Herrn ermatten.
Für manches Uebel Heilung wird gebaut,
doch für die Thorheit wächst kein Heilungskraut. —

Schon durch das letztere dieser Gedichte wird der kundige Leser sich an die Salomonischen Weisheitssprüche erinnert fühlen; Nachklänge derselben begegnen uns aber auch sonst nicht selten. Ja, sogar das neutestamentliche Wort vom Splitter im Auge des Bruders und von dem Balken im eigenen Auge findet sich hier wieder, wie denn auch bekanntlich der Koran sein Bestes aus unseren heiligen Schriften geschöpft hat.

Der Verf. hat dieses dritte Buch seiner Hamasa mit einer Blumenlese von Gedichten verwandten Inhalts, die er aus Abulfeda's Annalen, aus Meidani und Andern gesammelt hat, auf eine sehr dankenswerthe Weise bereichert. Er hat sich hier gleich den Arabern, die er in deutscher Zunge zu uns sprechen gelehrt, als ein wundermilder Wirth gezeigt, der seinen Gästen immer mehr giebt, als sie erwarten durften. Aehnlichen unerwarteten, aber sehr willkommenen Gaben begegnen wir übrigens in diesem Werke auch an vielen andern Orten.

(Schluß folgt.)

Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen.

(Fortsetzung.)

„Sollte auch mancher Kaufmann in den großen atlantischen Handelsstädten, wo doch die sevnsollende europäische Aufklärung oder Zügellosigkeit sonst so ziemlich Wurzel geschlagen hat, durch ein am Sonntage abzumachendes Geschäft Hunderttausende verdienen können, so wird er sich doch schwerlich darauf einlassen. Das Gesetz verbietet es; doch dieses würde er wohl zu umgehen oder unwirksam zu machen wissen, — aber die öffentliche Meynung verbietet es, und wehe dem, der es wagt, gegen sie in die Schranken zu treten! Hinsichtlich der Sonntagsfeyer sind die Gesetze der sämmtlichen Staaten fast übereinstimmend, nur Louisiana, wo französische Sitten ihren Einfluß ausübten, macht hiervon eine Ausnahme. Jeder am Sonntage abgeschlossene Contract ist gesetzlich ungültig; jede am Sonntage ausgestellte schriftliche Urkunde entbehrt vor Gericht aller gesetzlichen Kraft. Kein Schiff oder Boot verläßt Sonntags so leicht den Hafen; die meisten Canalboote halten Sonntags still. Einstimmig waren die Gesetzgeber der Meynung, daß die lärmenden Vergnügungen am wenigsten für den Sonntag passen."

Wie man den mit den Christen etwa untermischten Atheisten, Juden, Heiden u. s. w. durch das Gesetz befiehlt und durch die öffentliche Meinung auferlegt, den christlichen Sonntag zu berücksichtigen, so werden auch in den öffentlichen Schulen die Grundlehren des Christenthums überall als Gemeingut der Nordamerikaner vorausgesetzt. Denn obschon die Ertheilung eines bestimmten Religionsunterrichts in den meisten Staaten ganz den Geistlichen überlassen und von den öffentlichen Schulen ausgeschlossen wird, so bedient man sich doch überall solcher Elementarbücher, in denen sich Auszüge aus der heiligen Schrift finden, und in manchen Staaten wird die ganze englische Bibel als Lesebuch in den öffentlichen Schulen gebraucht (S. 169). So weit liegt die Praxis der Nordamerikaner von den Consequenzen ab, die mancher europäische Theoretiker aus ihren an die Spitze gestellten Principien ziehen würde. Und was wir hier aus dem Buche unsres Verf. mittheilen, das

ließe sich aus sehr vielen andern Schriften erweitern und bestätigen. So vergleiche man z. B. was Baird (Kirchengesch. von Nordamer. bearbeitet von Brandes, Berlin 1844, Bd. I, S. 319) über die Verurtheilung eines Religionsspötters zu New York erzählt, mit dem milden Verfahren mancher als fanatisch verschrieenen europäischen Regierung.

Wie weit die Religiosität der Amerikaner entfernt ist von der Kirche des Atheismus, auf welche manche von unsern deutschen Schein-Republikanern ihren neuen Staat gründen wollen, und wie sehr diese weitverbreitete Religiosität den Bestand der nordamerikanischen Freystaaten bedingt, darüber finden sich im vorliegenden Werk sehr treffende Bemerkungen. Den besten Beweis, wie hoch man die Religion schätzt, liefern bey einem so kaufmännischen Volke wie die Nordamerikaner die Geldmittel, die man aus freyem Entschluß auf die Erhaltung der religiösen Institute verwendet. Hierüber bemerkt nun unser Verf. (S. 128):

„Bedenkt man, daß die Ausgabe, zu welcher sich derjenige, der einer Kirchengemeinschaft beytritt, freywillig entschließt, fast immer mehr beträgt, als die gesammten Abgaben, die ein Bürger sonst zu entrichten hat, so muß man zugeben, daß der fromme Sinn für die Religion und ihre heiligen Gebräuche hier wirklich im schönsten Lichte erscheint, und daß man den Amerikaner in dieser Hinsicht keiner Kargheit beschuldigen kann. — Es ist eben nichts Staunenerregendes, daß ein mäßigreicher Handelsmann, Gewerbtreibender oder Landwirth mehrere hundert Dollars für den Bau einer Kirche unterzeichnet; und der geringste Beytrag, den eine zu einer Kirchengemeinschaft haltende Familie zur Unterhaltung der Kirche und des Predigers jährlich bezahlt, ist gewöhnlich fünf Dollars, was sich aber bey freygebigen Bemittelten oft bis zu fünfzig, ja bis zu hundert Dollars steigert."

Daß diese weitverbreitete Religiosität und die aus ihr hervorgehende sittliche Gesinnung der Grundpfeiler des Nordamerikanischen Staates ist, spricht unser Verf. treffend in den Worten aus (S. 31):

„Wohl möchte man geneigt werden, zu glauben, diese Gesellschaft, die aus so ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, von denen jeder eine andere, seinen Meinungen oder auch wohl seinem Eigensinne zusagende Bahn verfolgt, diese Gesellschaft müsse, nachdem sie sich, einer Wasserhose gleich, einen Augenblick bis an den Himmel erhoben hat, unvermeidlich in Staub aufgelöst, wieder herabstürzen, und doch wird das wohl nicht ihr Schicksal seyn. Mitten in diesem wandelbaren Bau steht ein Punkt stets unwandelbar fest: es ist dies der häusliche Heerd oder vielmehr — das Ehebette, und eine strenge Schildwache weist Alles unerbittlich zurück, was diesem Punkte gefährlich werden könnte: dieß ist die Gottesfurcht."

Man vgl. hiemit die schöne Schilderung, die der Verf. S. 15 flgde. von dem musterhaften Benehmen des sonst derben, ja nicht selten rohen Nordamerikaners gegen die Frauen giebt.

Wir könnten diesen Gegensatz zwischen dem wirklichen Nordamerika und den abstrakten Principien, aus denen als der eigentlichen Quintessenz der amerikanischen Politik man in Europa Republiken konstruiren möchte, durch alle Gebiete des öffentlichen Lebens, das Heerwesen, das Geldwesen u. s. w. fortsetzen. Aber wir sparen dieß einer andern Gelegenheit auf und wollen jetzt nur noch Einiges über die große Verschiedenheit der Vorbedingungen zum möglichen Gedeihen republikanischer Einrichtungen in Nordamerika und unsrem deutschen Vaterland bemerken. Es kann keine verkehrtere Vorstellung geben, als wenn man meint, Nordamerika sey bis zum Jahr 1776 eine Monarchie gewesen und nun plötzlich nach allgemeinen Theorien in eine Republik umgewandelt worden. Liest man die ältere Geschichte der amerikanischen Kolonien, so sieht man, daß dort fast alle Elemente der Republik vorhanden waren, längst ehe durch den Abfall vom Englischen Mutterlande auch äußerlich die republikanische Staatsform zur Geltung kam. Die weitere Ausführung dieses Satzes gehört der Geschichte an. Wer uns aber als seine Folge auch in dem vorliegenden Buch wie bey allen unbefangenen Berichterstattern entgegentritt, ist die praktische Tüchtigkeit und der politische Sinn, der in Nordamerika die Masse des Volkes seit Menschenaltern noch tiefer durchdrungen hat als selbst in dem englischen Mutterlande. Wir werden unten sehen, daß unser Verf. nicht zu den Verehrern, sondern weit mehr zu den Gegnern der amerikanischen Demokratie gehört. Nichtsdestoweniger giebt er folgende Schilderung von der die Polizey großentheils ersetzenden öffentlichen Meynung in den Vereinigten Staaten. „Die strenge öffentliche Meynung, sagt er S. 216, ist die allgewaltige Polizeymeisterin, und alle rechtlichen Bürger sind ihre treuen Diener. Jeder rechnet es sich hier zur Ehre an, in gewissen Fällen den Verräther zu machen. Jeder ist hier beflissen, den Uebertreter derjenigen Gesetze, welche die öffentliche Meynung sanctionirte, rastlos zu verfolgen und zur Strafe zu ziehen, und selten wird ein solcher ihr entgehen."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Collection orientale. Le Bhâgavata Purâna ou histoire poétique de Krichna traduit et publié par Eugène Burnouf. Tome troisième. Paris, imprimerie royale. 1847. fol.

In der Zahl der Werke, welche unter dem gemeinsamen Titel einer morgenländischen Sammlung auf Kosten der französischen Regierung herausgegeben und seither mit übermäßiger Pracht der Ausstattung in der königlichen Druckerey gedruckt wurden, erschien seit 1840 das obige Buch. Sein zweyter Band stammt aus dem Jahre 1844. Mit dem dritten ist es der Vollendung ziemlich nahe gerückt, indem von den zwölf Büchern, welche das Ganze ausmachen, nun mehr neun gedruckt und übersetzt vorliegen. Es läßt sich hoffen, daß das mit Geldmitteln seither so reichlich ausgerüstete Institut, aus welchem diese glänzenden Bände hervorgiengen, auch unter dem neuen Regimente genügend unterstützt werde, um die angefangenen Drucke zu Ende zu führen. Wenigstens sind die französischen Kammern in Sachen der Wissenschaft, sogar wissenschaftlichen Prunkes in der Regel nicht karg gewesen.

Die Wichtigkeit des indischen Werkes selbst ist zu der Zeit, als Burnouf die Publication desselben unternahm, im Allgemeinen wohl überschätzt worden. Allerdings ist dieses Purana neben dem Wischnu Purana die geleseste Schrift dieser Art und deßhalb auch schon in Calcutta und Bombay gedruckt worden; aber die ganze Periode der Litteratur und Geschichte, welcher die Puranen angehören, eine Periode der Renaissance, die Neuzeit Indiens ist im Vergleiche mit dem Mittelalter und dem Alterthume Indiens von untergeordneter Bedeutung. Wenn deßhalb in gegenwärtiger Zeit beynahe alle Kräfte auf die Erforschung der indischen Ursprünge, oder wie Burnouf selbst in ausgezeichneter Weise gethan hat, auf die Erkenntniß des Wesens und der Anfänge der Buddha Religion sich hinwenden, um dort die Enden der Fäden zu finden, welche später verwirrt untereinanderlaufen, so vollbringt der berühmte Herausgeber des Bhâgawata eigentlich ein Werk der Zukunft. Man wird nach diesem Purana alsdann erst eifriger greifen, wann einmal die alten Grundlagen blosgelegt seyn werden, auf welchen diese Litteratur sich erhoben hat. Hiezu kommt noch für das Bhâgawata insbesondere, daß es auch unter den Büchern seiner Gattung eines der jüngsten ist. Nach Burnoufs eigener Annahme, welche mit den Ansichten anderer Autoritäten in diesem Gebiete übereinstimmt, wäre es ein Werk des als Grammatiker bekannten Wapadewa, welcher in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts lebte.

Um seinem Texte die Theilnahme zu gewinnen, welche sich dem höheren Alterthume Indiens zuwendet, behandelt der Herausgeber in dem Vorworte einige mythologische Begriffe und deren Entwicklung von der alten Zeit bis herunter auf das Bhagawata. Diese mit der dem Verfasser eigenen Umsicht und Genauigkeit geführten Untersuchungen sollen im Folgenden näher beleuchtet werden.

Den Mittelpunkt dieser Forschungen bildet die Sage von der Fluth, welche in einigen Puranen

und im Mahabharata auf uns gekommen ist. Es ist nicht zu verwundern, daß man bey dem Beginne der indischen Studien sich verleiten ließ, wie es William Jones geschehen ist, sofort eine Entlehnung von der biblischen Tradition anzunehmen. Ueberraschend aber ist es, daß nunmehr Burnouf, nachdem die Arbeiten soweit fortgeschritten sind und in keinem wesentlichen Stücke eine fremdländische Einwirkung auf Indien gefunden wurde, in der Hauptsache auf dasselbe Ergebniß geführt wird, welches Jones nach einer nicht weiter begründeten Vermuthung aufgestellt hat. Er faßt die Gründe seiner Behauptung kurz in die Worte zusammen: die Tradition über die Fluth, welche unter dem Manu, Sohn des Wiwaswat, stattgefunden haben soll, ist Indien ursprüglich fremd, einmal weil sie nicht mit dem Systeme der Puranen stimmt, und zweytens weil man in der geschichtlichen Zeit kein Ereigniß findet, das in der Erinnerung des Indiers hinreichende Spuren hinterlassen hätte, um zu einer solchen Sage Anlaß zu geben. Vorr. S. LI.

Ist die Beweisführung Burnoufs zwingend, so gewinnen wir nicht nur die neue Anschauung eines geistigen Einflusses semitischer Völker weit über die Gränzen hinaus, welche wir ihm bisher setzten, sondern es müssen auch unsere bisherigen Begriffe von der unberührten Selbständigkeit indischer Entwicklung auf dem religiösen Gebiete beträchtlichen Einschränkungen unterliegen. Es lohnt sich also wohl der Mühe, der Begründung jener Ansicht nachzugehen.

Auf den zweyten Theil seines Beweises, daß in der indischen Ueberlieferung keine Spuren eines Ereignisses sich finden lassen, das auf die Sage von einer großen Fluth hätte führen können, legt B. selbst kein sonderliches Gewicht. Es scheint uns mit Recht. Wenn eine solche Fluth überhaupt ihren Namen verdienen soll, so kann ja erst nach ihr eine Geschichte beginnen und die Forderung einer wirklich geschichtlichen Erinnerung an sie will Unmögliches. Haben doch die Völker von ihren Wanderungen keine Sagen mehr; und eine Fluth mußte noch weit jenseits dieser Wanderungen liegen.

Der Schwerpunkt des Beweises ruht also in dem anderen Theile, daß die Sage von der Fluth deßhalb nicht ursprünglich indisch sey, weil sie nicht in das entschieden indische System der Weltalter und Kataklysmen passe, welches uns in den Puranen ausgebildet vorliegt. Die Fluthsage in ihrer älteren Gestalt, wie sie in dem großen Heldengedichte gelegentlich erzählt wird, ist nämlich ganz einfach folgende. Dem Manu mit dem Beynamen Waiwaswata erscheint Brahma zuerst als hülfesuchendes Fischlein. Der fromme Mann nimmt sich des Fisches an, welcher immer größer wird, so daß er, von einem Orte zum anderen gebracht, am Ende selbst in der Ganga keinen Raum mehr findet und endlich in das Meer geschafft wird. Dort empfängt nun Manu die Eröffnung durch den Fisch, daß in Kurzem die ganze Welt durch Wasser werde zerstört werden; er solle ein Schiff bauen, die sieben Rischi und alle Saamen der Gewächse zu sich nehmen und auf die Hülfe des Fisches hoffen. Es geschieht so. Der Fisch fährt das Fahrzeug durch die Wellen nach einem Gipfel des Himawat, der von da an Naubandhana geheißen haben soll d. h. Schiffs-Anlegung, gibt sich als den Herrn der Welt, Brahma, zu erkennen und weist Manu an, nunmehr eine neue Schöpfung an die Stelle der untergegangenen ins Leben zu rufen. Manu vollführt den Befehl.

Dagegen beruht die Theorie von den Weltaltern und Schöpfungsperiode auf einer anderen Theilung. Die Schöpfungsperiode, Kalpa genannt, zerfällt in vierzehn Weltalter, in welchen je ein anderer Manu herrscht, darum heißen sie Manwantara. Das Reich je des folgenden Manu und seine Schöpfung beginnt erst dann, wann die Regierung und Welt des vorangehenden durch eine allgemeine Fluth geendet hat.

Man sieht also, daß die Sage von der Fluth des Manu Waiwaswata darin gegen dieses System verstößt, daß sie ihren Helden schon am Schlusse der vorangehenden Periode auftreten läßt und so den Begriff der völlig abgesonderten Manu-Herrschaften aufhebt. Der Verfasser des Bhâgawata Purana hat ganz im Geiste seiner Zeit den Versuch gemacht, die Sage von der Fluth mit dieser Theorie in Einklang zu bringen, und an ihr geändert, was er für nöthig hielt. Seinem Commentator, dessen Betrach-

tungen Burnouf mittheilt, ist aber gleichwohl die Unvereinbarkeit beyder nicht entgangen, und er findet keinen anderen Ausweg als den, die Fluth des Waiwaswata für etwas Unwirkliches, für ein zauberhaftes Spiel zu erklären, welches Wischnu — dieser Gott tritt in dem Purana an die Stelle Brahmas der älteren Sage — aus religiösen Zwecken hervorgerufen habe.

Hiedurch wird also Burnouf auf seinen schon oben angegebenen Schluß geführt. Denn wenn es sich zwischen beyden Anschauungen um den Vorrang der Aechtheit handle, so sey, sagt er, alle Wahrscheinlichkeit zu Gunsten der Theorie von den Weltaltern. Diese beruhe ja auf dem zugleich brahmanischen und buddhistischen Begriffe, daß das All wie die Einzelwesen entstehe, wachse, vergehe, um in ewigem Wechsel wiederzukehren. Hiezu komme der andere in Asien eben so alte Glaube an die fortgehende Verschlimmerung des Menschengeschlechtes. Aus beyden Vorstellungen heraus habe sich die angegebene Theorie gebildet und durch Zahlbestimmungen für die einzelnen Zeiträumen einen wissenschaftlichen Anstrich gewonnen. Die Fluthsage aber passe zu keiner von beyden, weil diese Fluth weder eine Strafe für die menschliche Sünde sey, noch innerhalb der Bedingungen für eine kosmische Fluth sich halte. Sie könne also auch nicht für die Grundlage gelten, auf welcher die Einbildungskraft das Gebäude der periodischen Weltschöpfungen und Zerstörungen errichtet habe. Das Zusammenbestehen dieser Tradition und jener Theorie scheint also nur darin seine Erklärung finden zu können, daß jene erst nach dem Aufkommen, ja selbst nach vollständiger Ausbildung dieser in Indien bekannt geworden sey.

Von den einzelnen Zügen der Sage urtheilt B., daß nur die Verwandlung des Gottes in einen Fisch entschieden indische Farbe habe, die übrigen aber überall sich finden könnten. S. XLV. Wenn nun näher angegeben werden soll, auf welche Weise dieses fremde Gut in die reiche Schatzkammer der indischen Sagen gelangt sey, so zaudert B. sich derjenigen Meynung anzuschliessen, nach welcher man dergleichen Uebereinstimmungen für ein gemeinsames Gut zweyer verschiedenen Völkerfamilien aus den Urzeiten herab halten will. Er will zugeben, daß der Glaube an einen Zustand ursprünglicher Vollkommenheit des Menschen und allmähligen Abfall, an die Weltalter, ja daß selbst etliche Zahlen, welche die Dauer dieser Alter bestimmen, Trümmer eines den Semiten und Ariern gemeinschaftlichen Besitzthumes seyen. Die Sage von der Fluth aber falle nicht in dieselbe Kategorie. S. XLIX.

Es scheint uns, daß der gelehrte Herausgeber des Bhâgawata hiemit vollkommen Recht hat. Ja er hat wie wir glauben mit den angeführten Zugeständnissen bereits zu viel eingeräumt. Man kann mit solchen Zusammenstellungen nicht vorsichtig genug seyn, sie haben z. B. zu den Zeiten der Creuzer'schen Symbolik mehr Verwirrung als Klarheit in die Geschichte der Religionen gebracht. Sieht man näher zu, so findet man in der Regel der Unähnlichkeiten mehr als der Aehnlichkeiten. Es ist etwas ganz anderes Zendaweſta und Weda zusammenzustellen, als Semiten und Arier. Dort stimmen Sprache und Anschauungen zusammen, hier nicht einmal mehr die Grundzüge der Sprachen.

Hat B. jenes Herabkommen der Sage aus einer gemeinsamen Urzeit von der Hand gewiesen, so bleibt ihm nur noch eine Verpflanzung derselben in geschichtlicher Zeit, wenn er gleich nicht nach dem Vorgange Jones unmittelbar die Erzählung der Genesis als Ausgangspunkt betrachtet wissen will, so sehr auch einzelne Züge zusammentreffen. Die sittliche Bedeutung der Sündfluth als eines göttlichen Strafgerichtes fehle. Man könne eben sowohl an die Fluth des Xisuthros, als auch bey dem in einen Fisch verkörperten Gott an den babylonischen Oannes denken. S. LI. Auf eine nähere Bestimmung der Zeit der Entlehnung oder des semitischen Stammes, welchem Indien diese Sage verdanken würde, geht B. nicht ein, da entscheidende Beweisgründe fehlen.

(Schluß folgt.)

Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder.

(Schluß.)

Daß der Sänger des Liebesfrühlings das Buch der Liebeslieder, das vierte der Hamasa, mit besonderer Zartheit und Sinnigkeit wiedergeben werde, unbeirrt durch die oft nichts weniger, als treffenden Bemerkungen und Erzählungen der arabischen Scholiasten, hatten wir nicht anders erwartet. Wir müssen uns aber des näheren Eingehens enthalten und wollen nur bemerken, welche Hoffnung der Verfasser den Freunden arabischer Poesie erregte. Das vierte Buch enthält nämlich ein kleines zierliches Gedicht des Omar Ben Abi Rebia, das sich auch in Kosegarten's arabischer Chrestomathie abgedruckt findet. Von diesem größten Liebesdichter der Araber, von welchem die Hamasa nur wenige Verse enthält, findet sich in dem von Kosegarten herausgegebenen Kitab alagani (Buch der Gesänge) ein sehr ausführlicher Artikel, worin nach Art dieses Buches allerley Notizen und Verse von ihm bunt durcheinander geworfen sind; außerdem aber kommen das ganze Buch hindurch, bey den Lebensbeschreibungen der verschiedenen Componisten, auch wieder Lieder von ihm vor, die sie componirt haben. Es lag unserem Verf. nahe, nach seiner trefflichen Art anhangsweise wenigstens einige dieser Gedichte Omars hier mitzutheilen. Er urtheilte jedoch, dieser berühmte Sänger von Koreisch verdiene nicht eine gelegentliche Besprechung, sondern eine eigene Behandlung, und er giebt die sehr erfreuliche Zusage, es solle der nächste Gegenstand seiner Thätigkeit auf diesem Felde der Poesie seyn, jenen Dichter (disjecti membra poëtae) aus der Zersplitterung, in die er gerathen, zu einem poetischen Ganzen zu sammeln. Als etwas Bezeichnendes, theils für den Dichter selbst, theils für die Liebe der Zeitgenossen zu ihm, kann folgende kleine Geschichte dienen. Als Omar Ben Abi Rebia in Mecka gestorben war, sah man ein Mädchen weinen und wehklagend ihr Angesicht schlagen, indem sie ausrief: Wer bleibt nun für Mecka, um seine Jünglinge und Mädchen zu besingen! Da sprach man zu ihr: Gieb dich zufrieden! Schon ist ein junger Mann vom Geschlecht Othman Ben Affan herangewachsen, Namens Elardschi, der in die Fußtapfen von jenem tritt. Sie sprach: Sagt mir etwas von seinen Sachen her. Und sie sagten ihr die beyden Verse her, welche die Hamasa unter Nummer 462 enthält. Da wischte sie ihre Augen ab, hob ihre Hände gen Himmel und rief: Gelobt sey Gott, der seine heilige Stadt nicht verläßt!

Ob sich auch für das Buch der Schmäh- und Rügelieder, wie er das fünfte nennt, Theilnahme finden werde, scheint der Uebersetzer bezweifelt zu haben; er redet daher am Schluß seine Uebersetzten, die er seiner Theilnahme, wo sie lieben und wo sie zanken, versichert, selbst an und fordert sie auf, ihm zu danken, wo ihm sonst kein Mensch danke. Wir können jedoch nicht bezweifeln, daß der übersetzende Dichter nicht nöthig habe, in so weit entlegenen Zeiten und Räumen den Dank zu suchen; denn da ein Volk sich in dem, was es tadelt und verabscheut, am sichersten kund giebt, wird Jeder, für den die Erkenntniß altarabischen Lebens nicht ohne Werth ist, ihm danken müssen, daß er die Schmähelieder der Hamasa durch seine treffliche Bearbeitung so zugänglich gemacht und überdieß auch hier wieder viel Verwandtes beygebracht hat.

Einen angenehmeren Blick in das altarabische Leben läßt allerdings das sechste Buch mit seinen Gast- und Ehrenliedern thun, in denen vielleicht das Edelste dieses Lebens, die Gastfreundlichkeit und überhaupt die Milde in mannigfaltiger Weise zur Anschauung gebracht wird.

Die folgenden vier Bücher (B. II., S. 323 — 372) sind, wie dem Umfange, so auch dem Inhalte nach, von viel geringerer Bedeutung; jedoch ist auch bey ihnen die Theilnahme und Sorgfalt des Uebersetzers keineswegs ermattet, und im Einzelnen bieten sie auch hie und da Erzeugnisse dar, auf denen das Auge mit Antheil ruhen kann.

Zum Schluß möge noch erwähnt werden, daß auch die äußere Ausstattung des Werkes trefflich ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Jo. Theoph. Kreyssigii annotationum ad T. Livii libros XLI — XLV ex codice olim Laurishamensi, nunc Vindobonensi, a Sim. Grynaeo editos Pars I. Misenae, ex officina C. E. Klinkichtii et fil. 4. (Programm der königlichen Landesschule zu Meissen. 1848.)

Die fünf Bücher, mit welchen gegenwärtig das Geschichtwerk des Livius abschließt, sind bekanntlich erst im Jahre 1531 durch Simon Grynäus in der auch sonst wegen ihrer typischen Ausstattung bemerkenswerthen Baseler Ausgabe des Froben veröffentlicht worden. Ein guter Genius, wie Erasmus in der Vorrede zu der genannten Ausgabe sich ausdrückt, hatte jenen Gelehrten in der Bibliothek der berühmten Prämonstratenser-Abtey Lorsch am Odenwald ein uraltes Manuscript finden lassen, aus welchem dieser bis dahin verloren geglaubte Theil der fünften Dekade, wenn auch etwas verstümmelt und lückenhaft, dennoch als ein höchst erfreulicher Zuwachs der römischen Literatur, der gelehrten Welt mitgetheilt werden konnte. Es ist aber als eine weitere Gunst des Schicksals zu betrachten, daß diese Handschrift nicht wie manches andere für die livianische Kritik wichtige Aktenstück z. B. der Wormser Codex des Rhenanus zur ersten, oder der Mainzer Codex zur vierten Dekade, im Laufe der Zeiten abhanden gekommen und verschwunden ist, sondern nach mancherley Wanderungen endlich eine, wie wir hoffen, auch unter den neuesten Stürmen gesicherte Stätte in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien gefunden hat.

Eine auf dem letzten Blatte dieses Manuscripts noch theilweise erhaltene Inschrift bezeichnet als den ehemaligen Besitzer desselben den Bischof Suitbert von Dorostat (Wyk by Durstede). Dieser muthige Prediger des göttlichen Worts, von Geburt ein Engländer, zuerst Mönch in Ireland, dann Abt zu Dacor in Cumberland, endlich Apostel bey den Friesen, wirkte längere Zeit in jenen Gegenden des Niederrheins für die Verbreitung der christlichen Lehre und fand, nachdem ihn die Heiden von seinem Bischoffitze vertrieben hatten, durch Pipin von Heristal auf einer Rheininsel bey Kaiserswerth einen Zufluchtsort, wo er im Jahre 713 seine Tage beschloß. So darf man nun mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unsere Handschrift vielleicht von Suitbert selbst schon aus Ireland nach Durstede mitgebracht, dann nach Kaiserswerth und von da Rhein aufwärts nach Lorsch gewandert ist. Wie dem indessen auch sey, so viel steht fest, daß dieselbe abgesehen davon, daß sie die einzige noch vorhandene der fünften Dekade ist, überhaupt unter allen Handschriften des Livius den Vorzug des höchsten Alters für sich in Anspruch nimmt.

Merkwürdiger Weise vergingen, nachdem Grynäus seinen glücklichen Fund in der Frob. 1. niedergelegt hatte, fast drey Jahrhunderte, ohne daß zu einer besseren Constituirung des Textes der fünf letzten Bücher des Livius von irgend einem Gelehrten das Original-Manuscript eingesehen wurde. Peter Lambeck hatte zwar in seiner Bibliotheca Vin-

dobonensis lib. II. cap. 8. p. 943 ein vollständiges Varianten-Verzeichniß aus diesem Codex versprochen, allein die Dissertation, welcher dasselbe einverleibt werden sollte, ist nie erschienen. Auch Drakenborch, der sich keine Mühe verdrießen ließ, Alles, was für den Livianischen Apparat aufzutreiben war, in seine Scheuern zu sammeln, gelang es trotz der Verwendung und Beyhülfe einflußreicher Freunde nicht, sich die so sehr gewünschte Collation zu verschaffen. Wenn nun auch dessenungeachtet die Bemühungen der um Livius verdienten Gelehrten, von Muret bis auf Walch herab, in Bezug auf die genannten Bücher keineswegs ohne glückliche Erfolge gewesen sind, so mußte dennoch eine erneute Vergleichung der Urhandschrift schon aus dem Grunde dringend nothwendig erscheinen, weil bey der Anordnung des Textes, wie solche durch Grynäus geschehen ist, bey allem seinen Verdienste (denn „orationis contextum Grynaeus instar operis tesselati artificiose composuit“ sagt Hr. Kreyssig p. 4 sehr bezeichnend) dennoch vielfältig gar nicht zu ermitteln ist, was der Handschrift und was dem Grynäus angehört.

Als sich daher Hr. Kreyssig vor etwa dreyßig Jahren zum Behufe einer neuen Auflage der Ernestischen Ausgabe einer Revision des Livianischen Textes unterzog, mußte derselbe es als ein besonders erfreuliches Ereigniß begrüßen, daß ihm durch die Verlagshandlung, welche zu diesem Zwecke eine nicht unbeträchtliche Summe angewendet hatte, eine von Kopitar angefertigte Collation des Wiener Codex zur Verfügung gestellt wurde. Wie viel Hr. Kr. bey seiner umfassenden Gelehrsamkeit und gründlichen Kenntniß des Livius durch die Benützung dieses kritischen Hülfsmittels für die bessere Textesgestaltung der letzten fünf Bücher geleistet hat, ist theils aus der bereits erwähnten bey Weidmann 1825 — 27 erschienenen Octav-Ausgabe, noch besser jedoch aus der ebenfalls von Hrn. Kr. besorgten Stereotyp-Ausgabe von Tauchnitz (1829) zu ersehen. Es lag nicht im Plan und Umfang beyder Ausgaben, den im Texte getroffenen Abänderungen ausführlichere Nachweise und Begründungen beyzufügen; in der Stereotyp-Ausgabe sind am Schlusse jedes Bändchens nur die Abweichungen von dem Drakenborch'schen Texte ausgezeichnet. Deßhalb entschloß sich Hr. Kr. über alle Stellen, welche er in jenen Texten nach dem Wiener Codex theils hergestellt, theils nach eigenen oder anderer Gelehrten Conjecturen verbessert und berichtigt hatte, nunmehr gleichsam Rechnung abzulegen, zugleich mit der Absicht, das wohlbegründete Prioritäts- und Eigenthumsrecht zahlreicher Emendationen gegen allen Zweifel sicher zu stellen.

Unmittelbar nämlich nach Hrn. Kr. wurde Kopitars Collation von Bekker benützt, welcher die Anordnung des Textes für die bey Reimer in Berlin (1829 und 1830) erschienene Schulausgabe des Livius übernommen hatte. Obgleich dieser Ausgabe unter dem Texte einige kritische Notizen beygefügt sind, so sind diese doch so summarisch und spärlich, daß man über die eigentliche Verfassung des gegebenen Textes, ohne weitere Hülfsmittel beyzuziehen, keinen genügenden Aufschluß bekommt; insbesondere hat Bekker in den fünf letzten Büchern häufig Verbesserungen des Hrn. Kr. und ebenso anderer Gelehrten an die Stelle der Vulgata gesetzt, ohne daß er nach seiner bekannten Wortkargheit jedesmal den Namen des Autors beyfügte oder den Leser belehrte, was Ausfluß des Codex und was Conjectur ist.

So gewähren denn nun die in der oben genannten Gelegenheitsschrift von Hrn. Kr. gegebenen Mittheilungen, welche einstweilen die 28 noch erhaltenen Capitel des Buches XLI behandeln, die wichtigsten und längst entbehrten Aufschlüsse über die Geschichte des Textes in den genannten Partieen des Liv. Geschichtwerkes. Besonders willkommen dürfte es auch erscheinen, daß Hr. Kr. überhaupt alle Stellen, welche er in seinen verschiedenen Schriften nach dem Wiener Codex verbessert oder als einer Verbesserung bedürftig besprochen hat, hier nunmehr zusammenfaßt und aufs Neue einer Untersuchung und näheren Begründung unterstellt; deßgleichen auch die Berichtigungen, welche Kopitar auf schriftliches Anfragen Hrn. Kr.s nach wiederholter Einsicht des Codex seiner Collation nachgetragen hat, an den treffenden Stellen einschaltet.

Indem wir bezüglich der reichhaltigen Bemerkungen, welche uns in dieser Schrift geboten wer-

den, im Ganzen auf diese selbst verweisen müssen, begnügen wir uns, für die Besitzer der Kreyssig'schen Texte hier die wesentlichsten Stellen des XLI. Buches kurz zusammenzufassen, an welchen Hr. Kr. theils wirkliche Aenderungen seiner Textesrecension für nothwendig erachtet, theils seine frühere Ansicht modificirt oder nunmehr den Verbesserungsversuchen anderer Gelehrten beytritt, wobey wir die Lesearten, für welche ausdrücklich die Aufnahme in den Text verlangt wird, mit einem Sternchen bezeichnen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Collection orientale.

(Schluß.)

Man kann nicht umhin den eindringenden Scharfsinn anzuerkennen, mit welchem in dieser Untersuchung die indische Sage in ihre Elemente zerlegt wird, und die Gewissenhaftigkeit der geschichtlichen Forschung zu rühmen. Dennoch ist meines Dafürhaltens das gewonnene Ergebniß nicht frey von Einwürfen. Es scheint mir, daß B. auf den Unterschied der Fluthsage von dem Systeme der Schöpfungsperiode und Manu-Herrschaften zu viel Gewicht lege. Aus der gänzlichen Unvereinbarkeit beyder folgen sodann seine sämmtlichen weiteren Schlüsse. Warum aber soll beydes geradezu unvereinbar seyn? Offenbar hauptsächlich oder einzig darum, weil der Manu der Fluthsage schon vor und während der Fluth auftritt, während er im Systeme der Weltepochen erst nach der Fluth erscheinen sollte. Auf welcher von beyden Seiten ist aber hier das Natürlichere, Ursprünglichere, der Einbildungskraft am leichtesten sich Darbietende? Ich zweifle nicht, daß die Antwort zu Gunsten der Fluthsage wird ausfallen müssen. Ist die menschliche Vorstellung einmal durch irgend welche hier nicht näher zu untersuchende Begriffsverbindungen auf eine allgemeine Fluth in der Vorzeit gekommen, so ist sie gewiß weit eher geneigt, den Keim des Lebens aus der früheren Schöpfungsperiode in die folgende, durch irgend welche Vermittlung hinüberzutragen, als den Faden ganz abzuschneiden und einen neuen Werkmeister gleichsam aus dem Boden wachsen zu lassen.

Das System der Weltperiode und Manwantara auf der anderen Seite ist eben System, es ist zu sehr farblose Abstraktion und paßt zu wohl in den Rahmen der Philosophien, als daß wir in demselben ein freyes Erzeugniß der Sagenbildung sehen könnten. Zugleich aber enthält es doch Züge eines Mythus. Sollte es diese nun nicht aus einer alten Sage von Manu und der Fluth entlehnt haben können? Die Sage ließ in der oben berührten Weise den Manu als Träger der Lebenskraft aus einer früheren Periode in die folgende sich hinüberretten. Die Abstraction verweist ihn ausschließlich in die folgende, weil sie einen ganz neuen Anfang des Lebens will, denn am Ende einer Periode ist, nach der philosophischen Anschauung des Indiers von dem Umtriebe der Welt, das Leben entartet. Die Sage kennt nur Eine Fluth und Einen Manu: die Philosophie lehrt den ewigen Kreislauf, sie bedarf vieler Fluthen und vieler Manu und stellt ihrer zweymal sieben in eine große Weltperiode zusammen.

Hienach halte ich es keineswegs für unwahrscheinlich, daß das System der Manwantara dem Stoffe nach seinen Ursprung aus der Fluthsage gewonnen, seine Form aber von gewissen Philosophemen aus empfangen habe. Sollte man diese Wahrscheinlichkeit auch nicht zugeben wollen, so wäre für den Vertheidiger des einheimischen Ursprunges der Fluthsage noch der Einwand bereit, daß diese früher als jenes System entstanden, in einem älteren Buche erzählt sey und ohne Einwirkung auf jene Ordnung der Weltperiode habe bleiben können. Die Aehnlichkeiten derselben mit den gleichartigen semitischen Sagen wären natürlich nicht hinreichend, um eine Entlehnung zu beweisen. Kehrt ja doch diese Sage mit einer Menge von verwandten Zügen fast bey allen Völkern der Erde wieder, welche eine Mythologie aufzuweisen haben. Selbst an verschiedenen Punkten Amerika's tritt sie auf und bey den Azteken bestand sie sogar wie in Indien neben der Lehre von großer Schöpfungsperiode (siehe bey Clavigero; und Prescott, conquest of Mexico I. S. 61. der

Originalausgabe). Ein Wunder wäre es also, wenn sie gerade in Indien gefehlt hätte.

Allerdings ist auch mir keine Stelle der Weden bekannt, in welcher der Fluth gedacht wird. Allein Niemand unter uns kann sich rühmen den ganzen Schatz ihrer Lieder zu kennen; und sollte sich dort wirklich gar keine Spur derselben finden, so könnte sie dennoch schon frühe bestanden haben anderen Sagen ähnlich, die obwohl ganz alterthümlichen Gepräges erst in die liturgischen Bücher, die Brahmana und andere, ihren Weg gefunden. Eine Stelle in den Liedern des Rigweda kennt übrigens den Manu Wiwaswat als einen von Inda begünstigten Opferer.

Die Bezeichnung des Helden der Fluth als Sohn Wiwaswat's führt Burnouf auf eine weitere schöne Untersuchung über Wiwaswat selbst und den ebenfalls als seinen Sohn bezeichneten Gott Jama — in der späteren indischen Mythologie und zum Theile schon in den Weden als Gott der Todten verehrt — den Jima des Zendaweста, welcher die erste menschliche Gesellschaft gründet. Als Ergebniß derselben stellt er die Vermuthung auf, Jama und Manu, die beyden Waiwaswata, d. h. Söhne der Sonne, möchten ursprünglich Eines gewesen seyn. Manu übernimmt bey den Indiern das Gebiet, welches der iranische Jima behauptet. Jama entfernt sich von seiner ursprünglichen Bedeutung. Das Feuer nämlich, sagt B., dem nichts widersteht, werde gepriesen mit dem Namen des Sohnes der Sonne (d. h. des Wiwaswat); das Wort, welches seine Gewalt bezeichnet (Jama), werde ein Eigenname, der zu gleicher Zeit die Personification des Gestirnes nach sich ziehe, dessen Ausfluß das Feuer ist: es heißt Jama Sohn des Wiwaswat, aber Jima Sohn des Wiwenghwat bey den Iraniern. Der alte Dichter habe die Pracht des glänzenden (wiwaswat) Feuers besungen; der Beyname wird zum Königstitel: Jama sowohl als Jima heißen Könige. Hier aber gehen die beyden Kulte auseinander. Jima bleibt König der Lebenden. Das Feuer, als Mittelpunkt und Grundlage jeder menschlichen Gesellschaft, habe um sich die früher zerstreuten Menschen gesammelt: Jima ist derjenige, welcher die Menschen zu vereinigen weiß, Manthwa wie er im Zendaweста genannt wird. Jama der Gott der Todten versammelt auch die Menschen um sich, da sie alle seinem Reiche anheim fallen sollen. S. LXII. flg.

Die letzte ausführliche Untersuchung, welche Burnouf uns mittheilt, betrifft ein weiteres Glied der Familie Manus, die als seine Tochter bezeichnete Ma, ein vieldeutiges Wort, welches personificirt die Göttinn der Erde oder des im heiligen Dienste gesprochenen Wortes bezeichnet.

Eine Reihe von Erörterungen über einzelne mythische Persönlichkeiten, wie B. sie hier begonnen hat, würde ein Verständniß der religionsgeschichtlichen Entwicklung Indiens auf dem einzig richtigen Wege anbahnen.

Ueber die Behandlung des Textes läßt sich, da der kritische Apparat erst am Schlusse des Werkes mitgetheilt werden soll, noch nicht urtheilen. Verschiedene Recensionen des Buches sollen nach Burnoufs Zeugniß in den Handschriften nicht vorliegen. Daß diese bey einer so großen Zahl sanskritischer Werke vorkommende Erscheinung bey dem Bhâgawata fehlt, läßt sich wohl aus der Kürze der Zeit erklären, welche seit seiner Abfassung verstrichen ist. Man kann vermuthen, daß manche der Diaskeuasen anderer Bücher, die auf uns gekommen sind, eben zu der Zeit erst entstanden, in welche die Abfassung des Bhâgawata fällt, in der Epoche des Wiederaufblühens indischer Gelehrsamkeit. — Aus den bedeutenden Bruchstücken einer guten Handschrift des Bhâgawata, welche die Tübinger Universitätsbibliothek besitzt, kann man mancherley Abweichungen von Burnoufs Texte erkennen. Die bedeutendsten derselben finden sich in den Eigennamen des neunten Buches und sind wohl einer genaueren Untersuchung werth.

Rudolph Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 8 Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Jo. Theoph. Kreyssigii annotationum ad T. Livii libros XLI — XLV ex codice olim Laurishamensi, nunc Vindobonensi, a Sim. Grynaeo editos Pars I.

(Fortsetzung.)

c. 2, 2 nec quidquam eorum (nach Drkb.). c. 3, 5 tunc demum nuntius missus (nach Weissenborn). c. 6, 6 nec eis invalido *. c. 7, 10 quod equitum in castris fuerit caesum (nach Crevier), ceteros inermes effusosque (nach Perizonius). c. 8, 6 fatigaverant (nach Gronov). c. 11, 1 oppugnant *. c. 13, 4 Lunam *. c. 15, 1 de iis rebus *. c. 16, 5 edicere, comitia *. c. 17, 8 eodem Pisas * (cod. ipsas); zu dem von Hrn. Kr. zu XLII, 47 (s. Comment. de C. Sall. histor. lib. III. fragm. p. 70) Bemerkten fügen wir der Vergleichung wegen bey Liv. XXVIII, 1, 6 indidem ex Celtiberia; Cic. pro Roscio Am. c. 27, 74 indidemne Ameria; Prob. Epam. c. 5 indidem Thebis. — c. 23, 4 atque iis maxime *. c. 24, 4 futura fuerint * (nach Gronov). c. 24, 11 quid Perseus — meruit, cur soli omnium hostes ei simus * (nach Gronov). c. 24, 16 ne interdictione finium nostros quoque et nos regno arceamus *. c. 26, 1 provinciam, rebellarunt * (nach Bekker).

Von neuen Verbesserungs-Vorschlägen, welche Hr. Kr. in dieser Schrift mittheilt, erwähnen wir folgende: c. 1, 6 gab die Handschrift *), wie aus der ed. princeps zu ersehen, in Histriamque suum, wofür Gronov passend in Istriam versum gesetzt hat; Hr. Kr. vermuthet, daß mit Aenderung der Interpunction gelesen werden müsse: in Istriam quaesitum (i. e. comparatum) praesidium stativum. Repentina cohors Placentina opposita inter mare et castra: et, ut idem aquatoribus etc. Die Conjectur empfiehlt sich durch die Leichtigkeit, mit welcher sie aus der Lesart des cod. abgeleitet wird; inzwischen will uns doch in dieser Verbindung der Begriff des Verbums quaerere, für welches auf Liv. II, 43, 10. Cic. pro leg. Man. c. 24, 70 verwiesen wird, nicht recht zulässig erscheinen, da dieses Wort, gleichwie in den beyden angeführten Stellen, nur den Sinn haben könnte „sich nach etwas umthun;“ auch finden wir in dem Umstande, daß jene Cohorte eine repentina genennt wird, keine Bestätigung für die Vermuthung des Hrn. Verf.; denn es kann unmöglich angenommen werden, daß jene Placentiner erst zu dem angeführten Zwecke eiligst zusammengerafft worden wären. — Ganz unzweifelhaft dagegen ist die Verbesserung, welche zu c. 10, 6 vorgeschlagen wird; der cod. hat: iugessit sed probra, dafür gibt die Vulgate ingessissetque probra. Da nun aber die Schlußsylbe des vorhergehenden Wortes iactasset offenbar den Ausfall des Wörtchens et veranlaßt hat, so ist zu lesen: et ingessisset probra. — In demselben Capitel §. 2 vermuthet Hr. Kr., daß nach satis das Verbum esse ausgefallen sey; auch XLIV, 26

*) Die Handschrift beginnt jetzt erst bey c. 9, 10, indem, bevor dieselbe nach Wien kam, noch mehrere Blätter vom Anfange herein verloren gegangen sind.

ſtehe in der Handſchrift satisse für satis esse. Das Hülfszeitwort ſcheint hier kaum entbehrt werden zu können; möglicher Weiſe könnte es jedoch auch zwiſchen duos und exercitus geſtanden haben, denn esse und ex findet ſich in den mss. verwechſelt, vgl. Kreyſſig zu Liv. lib. XXXIII, p. 71 oben. — c. 13, 5 kommt unter den drey Commiſſären, welche die Coloniſten nach Cuna führen, ein gewiſſer C. Egilius vor, deſſen Name ſchon Drakenborch Bedenken erregte. Da im cod. legibus ſteht, ſo hat die Beſſerung Hr. Krs. M. Aemilius Lepidus (vgl. c. 27) ſehr viel für ſich; denn der Ausfall der beyden erſteren Namen konnte durch die Aehnlichkeit mit dem vorangehenden P. Aelius ſehr leicht herbeygeführt werden. — c. 23, 6 gibt die Handſchrift: ego maxume gravissimam omniumque non agi tantum arbitror. Dafür hatte Hr. Kr. nach dem Vorgange Rupertis in der Stereotyp-Ausgabe abdrucken laſſen: ego maximam gravissimamque omnium non a. t. arb.; nunmehr aber zieht derſelbe vor, eine Umſtellung vorzunehmen und omniumque gravissimam zu leſen. Nach unſerem Dafürhalten hat Gronov mit Recht zur Hervorhebung des in der Stelle liegenden zweyfachen Gegenſatzes eine Verbindungspartikel vermißt und deßhalb ſtatt que non die Conjunction neque geſetzt, nachdem er vorher ego maxumam et (wofür allerdings in dem handſchriftlichen maxume eine Spur übrig gelaſſen ſcheint, vgl. Alſchefski zu Liv. lib. XXX, p. XXII, 22) gravissimam geſchrieben hat. Vielleicht iſt jedoch folgende Aenderung einfacher: ego maxumam et gravissimam omnium jamque non agi tantum arbitror etc. — c. 24, 6 herrſcht in der Handſchrift arge Verwirrung; die Stelle lautet daſelbſt folgendermaſſen: Ac scimus persea regno accepto a legatos romanos uenisse ad regem persea ad pr. appellatum. Der Umſtand, daß die Wörter leg. rom. venisse ad regem ganz in derſelben Ordnung im darauffolgenden Satze wiederkehren, daß ferner Wiederholungen einer längeren Reihe von Wörtern in der Handſchrift hie und da vorkommen (z. B. c. 24, 10. c. 26, 4), macht es ſehr wahrſcheinlich, daß hier der Abſchreiber, vielleicht durch das wiederkehrende Romanus verführt, Anfangs eine ganze Zeile überſprungen (nach dem Facſimile des cod., welches in Walchs emendat. Liv. am Schluſſe beygegeben iſt, würden jene Wörter gerade eine Zeile bilden), hernach aber, ohne das Unrichtige zu tilgen, wieder bey der rechten Stelle fortgefahren habe. Deßhalb halten wir Hr. Krs. Vorſchlag für wohlbegründet, den Text alſo zu conſtituiren: Ac scimus, Persea regno accepto regem a populo Romano appellatum: audimus, legatos Romanos venisse ad regem Persea et eos benigne exceptos. — In demſelben Capitel §. 8 nimmt Hr. Kr. mit Recht an dem Worte subjecit Anſtoß, da das einfache subjicere in dem Sinne von ditioni suae subjicere oder sub jus judiciumque suum cogere zweifelhaft erſcheint. Die Aenderung subegit hat daher wohl um ſo weniger Bedenkliches, als die Buchſtaben c und g in den Handſchriften häufig verwechſelt werden; ſo ſteht XXIII, 5 in. im Put. kurz hinter einander peruigerunt und polligerentur ſtatt pervicerunt, pollicerentur. — c. 26, 4 wo nach possent in der Handſchrift die Wörter ut extra uallum pandere aciem et exequari cornibus hostibus circumibantur possent ſich wiederholt finden, tritt Hr. Kr. der Conjectur Gronovs hostium bey; und wenn auch gerade in jener Wiederholung der Beweis liegen dürfte, daß der Schreiber des Vindob. in dem ihm vorliegenden Exemplare wirklich hostibus vorgefunden, ſo zweifeln wir doch nicht, daß hier ein älteres Verderbniß Statt gefunden habe. Denn es iſt eine ſehr häufige Erſcheinung in den Handſchriften, daß ein Wort mit einem andern ihm zunächſt ſtehenden oft gegen alle grammatiſche Möglichkeit nach Caſus, Genus und Numerus ſich gleich gemacht findet, vgl. Drkb. zu II, 60, 5; c. 65, 4 und deſſen große Beyſpielſammlung zu VI, 3, 8. — Als beſonders gelungen müſſen wir noch die Conjectur zu c. 27, 9 bezeichnen, wo Hr. Kr. mit Benützung einer Vermuthung von Perizonius den Text alſo anordnet: Et extra eandem portam viam in Aventinum silice straverunt, et porticum in clivo Publicio ad aedem Veneris fecerunt. In demſelben Cap. §. 11 wünſcht Hr. Kr. bey den Worten nisi senatus Romani populive jussu das Adject. Romani nach populive umgeſtellt; wenn wir auch zugeben, daß die verlangte Wortſtellung in dieſer Formel die gewöhnliche iſt (vgl. XXIII, 5, 3 senatum populumque Campanum), ſo iſt doch auch

die andere, welche der Codex vorschreibt, keineswegs der Livianischen Diction fremd, vgl. XXII, 32, 7 gratum sibi patres Romanos populumque facturum und Fabri zu XXI, 19, 10.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch ein paar Bemerkungen über einige Stellen des XLI Buches, auf welche wir durch die Lectüre von Hr. Krs. Schrift aufmerksam geworden sind, nicht als ob wir auf unsere Versuche ein besonderes Gewicht legten, sondern um von dem Hrn. Verfasser, für welchen wir die dankbarste Verehrung hegen, nicht ganz ohne eigenen Beytrag zu scheiden.

Zu c. 4, 4 qui modice vinosi erant macht Hr. Kr. die gegründete Bemerkung, daß das Wort vinosus keineswegs, wie Gesner, Forcellini und andre Lexikographen, bloß auf diese Stelle gestützt, fälschlich angeben, die Bedeutung von ebrius haben könne, sondern vielmehr so viel sey, wie vini avidus (Liv. IX, 30). Es steht also vinosus auf gleicher Linie mit ebriosus, (worüber Döderlein Synon. V. p. 333 zu vergleichen) und bezeichnet den Trunkenbold von Seite seiner Gewohnheitssünde, nicht aber den momentan Betrunkenen. Allein gerade nach dieser Begriffsbestimmung erscheint uns die Zusammenstellung des Wortes modice mit vinosus anstößig, da eben die Regirung jedes Maßes wesentliches Merkmal für den Begriff vinosus ist; auch im Deutschen müßte der Ausdruck „ein mäßiger Trunkenbold“ für sehr seltsam gelten.

(Schluß folgt.)

Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen.

(Schluß.)

Dazu nehme man, was der Verf. S. 227 ff. über die große praktische Befähigung der Amerikaner in der Rechtspflege sagt. Er spricht über viele wesentliche Punkte des amerikanischen Gerichtswesens den schärfsten Tadel aus. Dennoch aber fällt er über die Fähigkeit der amerikanischen Geschwornen (S. 236) folgendes Urtheil:

„Ohne von Vorurtheilen für das Institut des Geschwornengerichts eingenommen zu seyn, — von dessen unbedingt hohem Werthe ich mich wenigstens noch nicht ganz habe überzeugen können — muß jeder Beobachter doch zugestehen, daß in Amerika die Meisten der zu Geschwornen Berufenen, wenn schon oft nur schlichte Farmer, in geringe halbwollene Röcke gekleidet und scheinbar unbeholfen aussehend, dennoch durch Erziehung und lange Uebung von den Rechten ihres Landes mehr wissen als in Europa viele der angesehensten und gebildetsten Bürger von denen des ihrigen.“ Und von den frey gewählten Friedensrichtern, unter denen sich allerdings bisweilen unwürdige Menschen befinden, sagt nichtsdestoweniger der Verf. S. 228: „Indessen wie gesund in der Regel das Volk in seinem Urtheil ist, erhellt genugsam daraus, daß verhältnißmäßig nur sehr selten an höhere Gerichtshöfe appellirt wird, und auch dort die meisten friedensrichterlichen Urtheile nur aus irgend einem ausgespürten formellen Mangel umgestoßen werden.“

So sind also in Nordamerika neben den äußeren Bedingungen zum Gedeihen einer so losen demokratischen Verfassung, dem weiten Raum zu ungestörter Bewegung und der geographisch gesicherten Lage des Landes, auch die inneren in einem Maße vorhanden, wie vielleicht bisher noch niemals in der Weltgeschichte. Daß jene äußeren Bedingungen uns Deutschen, die wir in dicht gedrängter Bevölkerung zwischen die festgeschlossenen Staaten von Rußland und Frankreich eingeklemmt sind, abgehen, sieht wohl jeder. Aber auch der müßte mit Blindheit geschlagen seyn, der jene innere Bedingung, die gereifte politische Selbständigkeit des Nordamerikaners, bey dem Durchschnitt unsrer Bürger und Bauern zu finden meinte. Der Versuch, uns Deutschen die amerikanische Republik aufzudrängen, würde sich deßhalb wie alles Naturwidrige bitter strafen. Aber haben wir denn wirklich Ursache, uns zu betrüben, daß unsere äußeren und inneren Verhältnisse die Einführung der Demokratie nach dem Muster Nordamerikas schlechterdings verbieten? Niemand wird läugnen, daß die Nordamerikaner alle Ursache haben, mit ihrer Verfassung zufrieden zu seyn, indem sie ihren Verhältnissen äußerst angemessen ist, und nur ein Phantast wird erwarten, daß die Voraussetzungen einer solchen Verfassung bey uns jemals in höherem Maß vorhanden seyn könnten als in Nordamerika. Aber wie steht es trotz alle dem um die ersten Bedingungen des menschlichen Glückes in den nordamerikanischen Staaten, um die persönliche Freyheit und Sicherheit, um die Zufriedenheit des Gemüths, ohne die alle äußeren Güter nur Schein sind, um die Erreichung der höchsten menschlichen Ziele in der Entwicklung der Geistesgaben? Wir tragen kein Bedenken zu erklären — und unser Buch bestätigt dieß von neuem: In allen diesen Beziehungen steht es in den gut geordneten Monarchien Europas und namentlich in England ohne allen Vergleich besser als in Nordamerika. So bewundernswerth es ist,

daß der amerikanische Bürgersinn in den dortigen Verhältnissen auch nur einen gewissen Grad von Rechtsschutz zu erhalten weiß, so zahlreich und empörend sind in dem ganzen Gebiet der Union die Eingriffe in das persönliche Recht, die man unter dem beschönigenden Namen der Volksjustiz ausübt. Der Verf. giebt S. 288 unter der Aufschrift: „Das Lynchgericht oder das moderne Faustrecht“ in den Vereinigten Staaten eine schauderregende Schilderung von den Pöbel-Excessen, denen zu steuern den amerikanischen Obrigkeiten theils der gute Wille und theils die Macht fehlt. Das sogenannte Lynchen, das heißt die Sitte einen Menschen ohne Urtheil und Recht mit Theer zu bestreichen, in Federn zu wälzen und so im Ort herumzutragen, ist hinlänglich bekannt. Ich will nur aus den Schilderungen unseres Verf. hinzufügen, daß dieß Lynchen keineswegs, wie man nach manchen Zeitungsberichten glauben könnte, sich auf einen derben Scherz beschränkt, sondern daß es in der Regel mit den gräßlichsten körperlichen Mißhandlungen verbunden ist. Und zu welchen empörenden Ungerechtigkeiten ein solches Verfahren führt, davon erzählt unser Verf. S. 303 ein schlagendes Beyspiel. Viel eingreifender aber sind die Pöbelexcesse, die von Zeit zu Zeit gegen ganze Klassen von Bürgern ausgeübt werden. So ist die Behandlung, die im J. 1844 die abenteuerliche Sekte der Mormonen im Staate Illinois erfuhr und die mit der schmählichen Ermordung ihres Oberhauptes endete, vom rechtlichen Standpunkt betrachtet ganz abscheulich (S. 304). Und damit man nicht glaube, dergleichen komme nur im unkultivirten Hinterwald vor, giebt der Vf. S. 306 ff. eine ausführliche Schilderung der Gräuel, die 1844 in dem gebildeten Philadelphia gegen die Katholiken verübt wurden. Da dieser Pöbeltumult dem Leser aus den Zeitungen hinlänglich bekannt ist, will ich aus unsrem Buch nur den einen Zug beyläufig anführen, daß sich zum Schutz der Ordnung besonders ein freywilliges Bataillon thätig zeigte, „welches einst von dem vormaligen würtembergischen Lieutenant Koseritz errichtet wurde“ (S. 319). Sollte nun auch jemand geneigt seyn, einen oder den andern dieser Fälle als eine nothwendige Ergänzung der zu schwachen Behörde durch die Selbsthülfe des Volkes darzustellen, so wird doch kein Vernünftiger behaupten, daß ein solcher Zustand der vollkommnere sey, nach welchem wir aus unsern geordneten europäischen Rechtsverhältnissen heraus zu streben hätten.

Was den ruhigen Genuß des Besitzes und die Freyheit des Erwerbes in den Vereinigten Staaten betrifft, so steht die Darstellung unsres Verf. mit manchen anderweitigen Schilderungen in einem merkwürdigen Widerspruch. Der Terrorismus, mit dem man die wohlfeiler Arbeitenden verfolgt und den Arbeitgebern einen höheren Lohn abtrotzt, muß nach S. 286 und 292 in Amerika weit gediehen seyn. Am auffallendsten aber widerspricht einer weit verbreiteten Annahme, was der Vf. S. 286 über das allgemeine Verhältniß der Armen und Reichen in Nordamerika aus eigener Beobachtung bemerkt:

„Aber nothwendig muß hier noch erwähnt werden, daß in dem sogenannten freyen Lande die Reichen und Wohlhabenden vor den Armen und den diese bearbeitenden und aufhetzenden Zeitungsschreibern immer in stiller Furcht schweben, die von dem aufmerksamen Beobachter überall und zu allen Zeiten deutlich wahrzunehmen ist, und welche diese Glücklichen hindert, ihres rechtmäßigen Besitzes so froh zu werden, wie sie es wünschten und auch verlangen könnten.“

Wie nun aber trotz dieser Eifersucht der minder Begüterten die amerikanischen Reichen ihren Mitbürgern das Geld aus der Tasche zu ziehen wissen, darüber giebt der Verf. in dem ausführlichen Abschnitt über das amerikanische Bankunwesen (S. 323—413) Auskunft. Wir können aus diesem sehr lesenswerthen Abschnitt hier keine weiteren Mittheilungen machen, so wie wir es auch dem Leser überlassen müssen, die ebenso anschaulichen als abschreckenden Schilderungen, die der Vf. S. 197 — 213 von den amerikanischen Wahlhandlungen giebt, im Buche selbst nachzusehen. Sollte man auch nach Maßgabe anderer Berichte Manches von den strengen Urtheilen des Verfassers abziehen wollen, so bleibt doch des Thatsächlichen genug übrig, um ein solches Treiben nicht als das Ideal des politischen Lebens erscheinen zu lassen.

In Bezug auf die Entwicklung der geistigen Gaben in Wissenschaft und Kunst stimmt der Verf. mit den übrigen Berichterstattern überein, daß in Nordamerika nur die Zweige des Wissens und Könnens eine eifrige Pflege finden, bey denen sich ein unmittelbarer Nutzen absehen läßt. So tief aber sind wir hoffentlich in Deutschland nicht gesunken, daß man das Unwürdige solcher den altgriechischen gerade entgegengesetzten Ansichten in einem wissenschaftlichen Blatte erst noch besonders nachzuweisen brauchte.

Erlaubte es der Raum, so hätte ich auch aus anderen höchst anziehenden Abschnitten unsres Buchs, z. B. aus dem sehr anschaulichen und lehrreichen über das amerikanische Volksschulwesen (S. 139), noch weitere Mittheilungen gemacht. Die Anzeige eines guten Buchs soll ja aber in keiner Weise das Lesen desselben überflüssig machen, und so will ich denn zum Schluß nur noch die Versicherung geben, daß man auch aus allen den von uns nicht berührten Abschnitten, trotz mancher kleinen Verstöße im Einzelnen, durchweg mannigfache Belehrung schöpfen kann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik von C. E. Geppert, Dr. ph., außerordentlichem Professor an der Universität Berlin. Leipzig T. O. Weigel, 1847. 8. 100.

Diese merkwürdige Schrift zerfällt in zwey Theile, einen paläographischen und einen metrischen. Jenen müssen wir übergehen, da nur ein dritter Autoptes das Recht hat, über die Verdienste der von Ritschl und Geppert angestellten Collationen, so weit sie aus einigen von ihnen veröffentlichten Proben bekannt sind, sich zu erklären. Ueberraschend wird es allerdings jedermann seyn, hier einen Nachweis zu finden, daß auf p. 49 der Schluß der Terentinischen Hecyra und auf p. 50 nichts von der Didaskalie des Stichus, sondern die der Adelphi stehe; daß die von Ritschl in der Abhandlung de turbato scenarum ordine Mostellariae Plautina vermißten Blätter wirklich noch vorhanden seyen (p. 21), auch vom Rudens nicht eilf Blätter, sondern zwölf existiren, und der Wunsch, daß Ritschl in Betreff dieser Behauptungen eben so aufrichtig seine Meinung sagen möge, wie über Gepperts Ausgabe des Rudens darf ihn selbst nicht befremden.

Allerdings wird man von ihm keine weitere Beurtheilung der metrischen oder rhythmischen Grundsätze des Herrn Verfassers erwarten, da er sie im Voraus schon abgegeben im Rh. Museum, neue Folge Jahrg. 5. p. 143 sqq. Es ist ihm nicht gelungen, Hrn. Geppert davon zu überzeugen, daß seine Vorstellungen vom Hiatus, der Correption, der Betonung ꝛc. auf die Kritik des Plautus und Terentius keine Anwendung erleiden, dieser hat sich vielmehr in seinem Glauben an die Richtigkeit derselben noch heftiger befestigt, so daß es eine Thorheit wäre, wollte Ref. den Bekehrungsversuch erneuern. Wir theilen nur der Merkwürdigkeit halber die prägnantesten Sätze mit, und legen einige Verse aus beyden Komikern in der Gestalt vor, wie sie Hr. Geppert billigt.

Hinsichtlich des Hiatus gelangt er zu dem Resultat, daß „zwey Sylben, die nicht mit einander in gleichem Tonverhältniß stehen, auch nicht mit einander zu coalesciren brauchen, und dieß nur zwischen zwey Sylben, die zusammen an unbetonter Stelle stehen, gefordert werden könne.“ Dieser Theorie zufolge darf man keinen Anstoß nehmen an Fällen wie:

Phorm. III, 3, 6 — unde ego nunc subito — huic argentum inveniam miser.

Eun. V, 8, 55 — satis diu — hoc saxum volvo; recipimus.

Heaut. V, 1, 70. qui sibi me pro ridiculo — ac delectamento putat.

In derselben Scene vs. 37 soll aus dem Bembinus immo amicae gelesen werden, obschon der vorhergehende Satz quid istuc times, quod ille operam amico dat suo durchaus die Wiederholung der Partikel verlangt. Hr. G. gesteht, der Hiatus könne der Eleganz der Verse schädlich seyn, „aber er befördert die Deutlichkeit recht sehr und scheint von einem Dichter wie Plautus, der sein rhythmisches Schema nicht erfunden, sondern von den Griechen überkommen hatte, angewandt zu seyn, um

die Haupt- und Nebenabschnitte eines Verses, der allein schon durch die Aufnahme von Spondeen, Daktylen und Anapästen an gleichen und ungleichen Stellen in metrischer Hinsicht ein etwas ungeregeltes Ansehen erhält, bestimmter von einander zu sondern." Wie dringend eine solche Scheidung der streitenden Elemente war, können die oben angeführten Beyspiele darthun, wer fände sich ohne solche Schlagbäume, als da sind subito huic, ridiculo ac, diu hoc sonst im Labyrinth jener Tetrameter zurecht? Aber warum haben die griechischen Komiker, in deren Versen es doch auch von Spondeen, Daktylen, Anapästen wimmelt, dieses Mittel der Deutlichkeit sich nicht zu Nutz gemacht? Auch darauf bleibt er die Antwort nicht schuldig, die beyläufig p. 47 so ertheilt wird: „Wenn ich ausdrücklich darauf ein Gewicht legte, daß Plautus seine Verse nach einem ihm von den Griechen überlieferten Takte sprechen ließ, so geschah es deßhalb, weil ich bemerkt zu haben glaube, daß jede Versform bey ihrem ersten Auftreten von ihrem Erfinder am strengsten gehandhabt wird, und erst späterhin jene Freyheiten erhält, deren Erklärung den Metrikern so große Schwierigkeiten macht. Am meisten pflegt sie aber bey der Uebertragung von einer Sprache auf die andere in dieser Hinsicht zu leiden." Damit wäre der römische Dichter für seine zahlreichen Hiate wenigstens entschuldigt; aber der Verf. bereitet ihm noch eine glänzende Rechtfertigung, indem er uns belehrt, wie „in der menschlichen Rede nicht Ein Princip herrscht, sondern mehrere, die einander die Waage halten. Das Coalesciren der Vocale ist aus dem Streben nach Wohlklang oder richtiger nach Weichheit hervorgegangen, der Hiatus bey den Abschnitten des Verses und der Rede aus dem nach Deutlichkeit: eines hebt das Andre noch nicht auf und ich habe gar nicht behauptet, daß die Rede darum undeutlich werden muß, wenn die Vocale bey den Abschnitten derselben coalesciren; ich habe nur gesagt, daß sie deutlicher ist, wenn es nicht geschieht. Der Kritiker hat daher, wie mir scheint, nichts zu thun, als zu erkennen, welchem von beyden Principien der Dichter im vorliegenden Falle den Vorzug gegeben hat: verfolgt und verficht er nur das das eine von ihnen und huldigt er, wie Ritschl, ausschließlich dem Princip der Weichheit, so wird er mehr als einseitig und zeigt, daß er das Wesen der menschlichen Rede nicht begriffen hat, welches, wie gesagt, nicht in der Durchführung Eines, sondern in der Harmonie verschiedener Principien begründet ist." Hiemit sind zugleich die griechischen Jambographen und Sceniker zu Recht gewiesen; auch ihnen gebührt das Prädikat „mehr als einseitig," und erst die römischen Dichter haben durch den aus den besten Handschriften und ältern Ausgaben nachweisbaren Hiatus das Gleichgewicht der Principien hergestellt. Seine Existenz konnten aber auch die strengsten unduldsamsten Gegner nicht ganz aufheben. In Ter. Ad. V, 8, 24, Hec. V, 2, 21 fällt er auf die Diaerese des iambischen Tetrameter, welcher somit zum asynartetus wird; anderer Art ist der im Phorm. III, 2, 1. Bentley hielt den Vers für einen trocheischen Pentameter und bemerkt einfach dazu: Dorio, utpote in ictu non patitur synaloepham. Hermann zog vor, Dorio als Clausel abzusondern, wodurch der Hiatus, wie auch der Pentameter, wegfiel. (Elem. 180.)

In manchem Betracht eigenthümlich und neu ist nun, was Geppert dagegen einwendet und verdient deßhalb wiederholt zu werden. Er bezweifelt die Rechtmäßigkeit von Hermanns Verfahren mit den Worten p. 45: „Es fragt sich nämlich, was im Sinne der römischen Musiker eine Clausel genannt werden kann. Nach der von Varro de metr. com. p. 2707 gegebenen Nachricht sollen die Clauseln davon ihren Namen erhalten haben, daß die in ihnen enthaltenen Worte den Sinn abschlößen, quod clauderent sententiam, eine Bestimmung, die auch auf die von ihm angeführten Beyspiele aus Atticus, Cäcilius und Terentius vollständig paßt. Es ist keins unter ihnen, wo zur Vollständigkeit des Satzes etwas fehlte. Es paßt auch auf Eun. II, 3, 1, wo occidi in ähnlicher Weise dem folgenden Verse vorangestellt ist. Aber es paßt nicht mehr auf Phorm. III, 2, 1, weil das Wort Dorio so genau mit dem Folgenden zusammenhängt, wie das Wort Storax in dem ersten Verse der Adelphi, den Niemand in einen Monometer und eine jambische Pentapodie eintheilen wird. Aus diesem Grund darf man Dorio nicht zu einer Clausel machen. Eine andere Frage ist nun freylich

die, ob jene Etymologen, die uns ohne Zweifel in ihrer Bemerkung ein richtiges Faktum überliefert haben, auch mit ihrer Erklärung des Wortes Recht hatten, und dieß glaube ich allerdings nicht. Wie sollten die Musiker, von denen diese Bezeichnung offenbar ausging, darauf gekommen seyn, jene Versstücke deßhalb Clauseln zu nennen, weil sie die Sentenz in sich beschloßen? Sollten sie ihre Bezeichnung nicht vielmehr von der ursprünglichen Stellung derselben in dem Musikstück hergenommen haben? Ich vermuthe, daß sie sie deßhalb so nannten, weil sie ursprünglich Versschlüsse bildeten, membra versuum, wie sie Mar. Victorinus bey Rufin. de metr. com. p. 381 sq. nennt. Wenigstens kann dieß mit den angeführten Beyspielen sehr wohl der Fall gewesen seyn. Das jambische Penthemimeres, wie es hier in den Worten discrucior animi vorliegt, braucht nicht aus dem Anfang des jambischen Senars, es kann eben so wohl aus dem Ende des katalektischen Tetrameters genommen seyn, der jambische akatalektische Dimeter hier an haec iam obliti sunt Phryges scheint ursprünglich die zweyte Hälfte des akatalektischen Tetrameters gebildet zu haben, und daß die metrische Form, die den Worten di boni quid hoc zu Grunde liegt, den Schluß, nicht den Anfang eines jambischen oder trocheischen Verses gebildet hat, geht aus der Betonung hervor, da man gesprochen haben wird Di boni quid hóc, nicht wie es in jenem Fall geschehen müßte: Di boni quid hoc.

(Fortsetzung folgt.)

Jo. Theoph. Kreyssigii annotationum ad T. Livii libros XLI — XLV ex codice olim Laurishamensi, nunc Vindobonensi, a Sim. Grynaeo editos Pars I.

(Schluß.)

Deßwegen glauben wir, daß mit geringer Aenderung zu lesen sey: qui modice vino usi erant, im Folgenden aber des Modius Vorschlag memores fuerunt beybehalten werden müsse. — c. 13, 5 wo der cod. de ligures captus ager erat gibt, ist wohl zu lesen: de Ligure is captus ag. erat; wenigstens wird diese Stellung des Pronomens empfohlen durch I, 36, 1 adeoque ea subita res fuit. — c. 19, 6 findet sich in der Handschrift: ne liberare ejus culpe regem neque arguit. Nach unserer Ansicht ist der Sitz der Verderbniß nicht in dem Worte liberare zu suchen, sondern vielmehr in arguit, welches aus argui voluit entstanden zu seyn scheint. Deßhalb möchten wir die Stelle so anordnen: Senatus nec liberare ejus culpae regem neque argui voluit. Ueber den Wechsel des Act. und Passiv., der übrigens hier keineswegs zufällig oder gleichgültig ist, vergl. Fabri zu XXI, 38, 6 und Kreyssig zu XXXIII. p. 77 (accipi). Gleichwie nämlich, um den König von der Schuld zu entlasten, eine officielle Erklärung von Seite des Senates erforderlich ist, dieser daher als handelndes Subject in den Vordergrund treten muß, so wird im anderen Falle, wenn die Anschuldigung als begründet befunden wurde, zunächst die Person des Königs Hauptgegenstand und darum nicht bloß logisches, sondern auch grammatisches Subject der Erzählung. — c. 20, 9 ist mit dem Ausdruck aris insignibus gewiß derselbe Altar gemeint, von welchem Polybius bey Athenäus V, 5 (τὸν ἐν Δήλῳ βωμόν) berichtet; denn der Pluralis arae (altaria in der klassischen Latinität bekanntlich nur als Plural gebraucht) wird auch von einem einzelnen Altare gesagt; vgl. XLV, 27, 9 filia victima aris admota. Auf diese Weise erledigen sich die Zweifel, welche Duker gegen Gronov's Bemerkungen zu dieser Stelle erhoben hat. — In demselben Capitel §. 10 machen die Worte reliquorum sui moris Schwierigkeit; die bey Drkb. angeführten Verbesserungsvorschläge sind unzureichend, Duker vermuthet, es möchten einige Worte ausgefallen seyn, in welchen von den Asiatischen artifices die Rede gewesen. Der Gegensatz von sui moris und Graecorum scheint uns darauf hinzudeuten, daß in reliquorum ein den artifices entsprechendes Wort verborgen liege; deßhalb möchten wir vorschlagen zu lesen: scenicorum sui moris et copia Graecorum artificum. Die Stellung des zu beyden Satztheilen gehörigen Wortes copia hat nichts Auffälliges; vielmehr sind die Begriffe genau dem Gesetze des Chiasmus entsprechend

geordnet (ſ. Nägelsbach Stiliſtik §. 134, 4); man vergleiche übrigens ähnliche Stellen, wie IX, 10, 4 ipsum se cruciatibus et hostium irae offerre; c. 19, 1 vel numero vel militum genere. Ueber den den Syrern und namentlich den Einwohnern von Antiochia angebohrenen Hang zu Schauſpielen und Feſtlichkeiten vgl. Herodian II, 28. — c. 23, 6 Nam qui regibus Macedonum Macedonibusque ipsis finibus interdixissemus manereque id decretum etc. Drkb. hat vollkommen richtig gegen Sigonius und Gronov darauf aufmerkſam gemacht, daß das Verderbniß dieſer Stelle in den Worten interdixissemus manereque zu ſuchen ſey; es iſt in der That zu verwundern, daß bis jetzt Niemand. an dem Conjunctiv interdixissemus Anſtoß genommen hat; da man ſich für denſelben auch nicht den entfernteſten Grund denken kann, vielmehr bey der Gegenüberſtellung der Facta, auf deren effectiven Widerſpruch Kallikrates hier alles Gewicht legt, geradezu den Indicativ fordern muß. XXIII, 5, 14 ſteht in allen mss. ohne Ausnahme scripsisse ſtatt scribi posse; könnte nicht vielleicht an unſerer Stelle eine ähnliche Corruptel zu Grunde liegen und interdixissemus für interdici jussimus geſchrieben ſeyn? — Dieſe Aenderung, welche bey der ſonſtigen Beſchaffenheit der Handſchrift nicht eben gewaltſam erſcheinen wird, beſeitigt zugleich die rückſichtlich des folgenden Infinitivs manere obwaltenden Schwierigkeiten. — In demſelben Capitel §. 11 lautet die Leſeart des cod.: quem populo romano prius paenae quam regni heredem futurum sciebat. Man überzeugt ſich auf den erſten Blick, daß hier Etwas ausgefallen ſeyn müſſe. Hr. Kr. hat deßhalb nach quem das Wort hostem eingeſetzt, und Baumgarten-Cruſius und Bekker ſind ihm hierin gefolgt. Gleichwohl haben wir bey der Sache einiges Bedenken; nämlich die feindliche Stellung des Perſeus zu den Römern, die ja bereits im Vorhergehenden als Grund der Vorliebe des alten Philippus für dieſen Sohn hervorgehoben wird, kann nicht wohl als erſt mit der Erbſchaft des Thrones eintretend gedacht werden und ſomit verliert der Beyſatz prius paene, der die Vorausſetzung der Gleichzeitigkeit nur potenzirt, alle Bedeutung. Nun iſt es freylich in Fällen dieſer Art mißlich, genau beſtimmen zu wollen, was gerade ausgefallen ſey und jede Vermuthung wird immer nur bis zu einem gewiſſen Grade der Wahrſcheinlichkeit führen. Indeſſen glauben wir doch, daß der Vorſchlag Creviers, welcher das Wort belli nach quem einſchiebt, den Forderungen des Zuſammenhangs am nächſten komme, vorausgeſetzt daß man alsdann nicht in populum Romanum ändert, wie derſelbe Gelehrte wollte, ſondern, da die Handſchrift ausgeſchrieben populo romano enthält, neben belli noch die Präpoſition cum einſchaltet. Dieſe Anordnung der Stelle ſcheint uns auch durch den ganzen Gang der Beweisführung des Kallikrates empfohlen zu werden, welcher an dieſer Stelle eben nur darzuthun ſucht, daß der Krieg zwiſchen den Römern und Perſeus nothwendig bevorſtehe; man vergleiche übrigens XLII, 11, 5. — In der gleich darauf (§. 12) folgenden Stelle: quam Asia Gallos habeat verdient die Conjectur Ruperti's habet Beachtung. Die Gegenüberſtellung deſſen, was in einem beſtimmten Falle geſchehen ſeyn würde, gegen das, was anderwärts wirklich bereits geſchehen iſt, macht für Letzteres durchaus den Indicativ nothwendig; die Wiederholung desſelben Verbums mit verſchiedener Modus- oder Tempusform iſt hier beſonders nachdrucksvoll; vgl. praef. §. 7. ut — tam et hoc gentes humanae patiantur aequo animo, quam imperium patiuntur. — Umgekehrt ſcheint c. 25, 8 quo quaeque modo gesta sint geleſen werden zu müſſen, gleichwie Gronov c. 24, 11 ſtatt des handſchriftlichen sumus richtig simus hergeſtellt hat. — Schließlich bemerken wir noch, daß c. 27, 13 vor den Worten: Moribus quoque regendis diligens et severa censura fuit die Präpoſition in ausgefallen zu ſeyn ſcheint; der Schlußbuchſtabe des vorangehenden Wortes colonorum hat, wie ſo häufig in den mss. (vgl. Drkb. zu I, 31, 1; VI, 14, 10) das Wörtchen in verſchwinden laſſen; vgl. übrigens XXXVIII, 28, 2 et in equitatu recensendo mitis admodum censura fuit; XLIII, 16, 1 in equitibus recensendis tristis admodum eorum atque aspera censura fuit.

H. Heerwagen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik.

(Fortsetzung.)

„Diese Clausula, die man sowohl als Epodos dem vorhergehenden Musikstück nachstellte, wie man sie auch als Prodos demselben voranschickte, erregte an der letzten Stelle durch ihre Benennung die Aufmerksamkeit der römischen Etymologen, die sie auf die angegebene Weise zu erklären versuchten. Ob man nun freylich, wie Hermann annimmt, Clauseln auch in die Mitte der Gedichte eingefügt, ob man mehrere Clauseln hinter einander gebracht hat, wage ich nicht zu entscheiden, weil es darüber an Nachrichten fehlt" ꝛc. „Mir genügt nachgewiesen zu haben, daß Dorio nach römischer Auffassungsweise keine Clausel bilden kann und daß der Hiatus an seiner Stelle bleibt." Hier ist uns in der That Alles überraschend und dunkel, wir haben keine Ahnung davon, wie claudere sententiam die Bedeutung erhält „den Sinn abschließen," noch wie dieser Abschluß zur Regel werden konnte, noch wie die clausulae aus ganzen Versen herausgeschnitten wurden, noch woher die Kunde rührt, daß di boni quid hoc etc. den Schluß, nicht den Anfang eines jambischen oder trochaeischen Verses gebildet hat, noch, wie man es anfing, die clausula dem vorhergehenden Musikstück, zu dem sie doch selbst gehörte, nachzustellen. Die ganze Beweisführung nimmt sich aber so aus: Varro meinte, die clausulae hätten ihren Namen davon, daß sie jederzeit einen Gedanken vollständig enthalten, was bey der angeblichen clausula Dorio nicht der Fall ist, nun sind aber diese Versstücke vielmehr davon bekannt, daß sie einen Vers endigten, also habe ich dargethan, daß Dorio keine Clausel bilden kann.

Eine ähnliche Freyheit wie in der Behandlung des Hiatus nimmt der Verfasser für die Position in Anspruch, und glaubt damit wohl in Bausch und Bogen fertig zu seyn, wenn er die Frage hinwirft: „Kann uns Hr. Ritschl auch nur eine einzige Consonantenverbindung nennen, von der er auf rationellem Wege zu beweisen im Stande wäre, daß sie niemals von den Komikern verlängnet worden sey." Allerdings ist, um über diesen Gegenstand etwas Sicheres sagen zu können, eine lang fortgesetzte gewissenhafte Forschung erforderlich. Drohender noch sind seine Angriffe auf die Naturlänge, für welche es ebenfalls an sichern Grundsätzen fehlen soll. Den Beweis liefert er, indem er die Waffen des Gegners wider diesen selbst kehrt: Ritschl soll in seiner accentuirten Ausgabe der Bacchides nicht nur die lange Endsylbe von zweysilbigen Wörtern wie dato, malo, male, sondern auch die von dreysilbigen wie linguas, obsecro und gar die Anfangssylben von iturus verkürzt haben. Wird G. sich noch vor einem solchen Metriker darüber verantworten müssen, daß er eine Sylbe, die in der spätern Zeit für kurz galt, den Manuscripten gemäß für lang gehalten? Entschuldigen ihn nicht Beyspiele wie repprimo, reffero. repperio hinreichend für rĕdegissem, und die Analogie von eii, speii, rūdens für pĭger? Ist andererseits nicht e eine Länge

und doch wird ex in excludo (Eun. I, 2, 79) und exprobro (Trin. II, 2, 37) kurz gebraucht?

So viel über das eigentlich Prosodische. Der Verf. wendet sich jetzt zur Metrik. Die Aufklärungen, die wir hier erhalten, sind nicht minder interessant und lehrreich. Hören wir ihn wieder selbst: „Das Metrum ist nichts als das Gewand, in das sich der Rhythmus kleidet, und ich glaube bemerkt zu haben, daß sich der Faltenwurf der Comödie überall durch große Freyheit auszeichnet; selbst eine gewisse Nachläßigkeit ist ihm nicht abzusprechen und steht ihm sogar wohl an. Um dieß zunächst an einem Beyspiel zu zeigen, wähle ich die in den Dialog eingestreuten Interjektionen, mit denen Bentley etwas zu streng verfahren ist. Man findet sie nämlich nicht nur zwischen zwey Versen, so daß sie weder zum einen noch zum andern gehören, sondern auch in der Mitte des Verses, wo sie den Gang desselben unterbrechen. So heißt es Adelphi III, 3, 90 in allen Manuscripten:

quam gaudeo, ubi etiam huius generis reliquias
restare video. Vah! vivere nunc etiam lubet.

Bentley strich das Vah, weil er es nicht mehr mitmessen konnte und verband die Worte anders, aber von wem soll diese Interjection ausgegangen seyn? Etwa von den Abschreibern? Danach sieht sie gar nicht aus. Der Dichter schrieb es, weil er wohl wußte, daß der Schritt des Rhythmus dadurch unterbrochen, aber nicht aufgehoben werden konnte.“ Wenn das möglich ist, dann wird in der Metrik nichts mehr verpönt seyn dürfen. Dieß vah unterbricht ja nicht nur den Vers, sondern auch den Fuß. Warum setzte es Terenz nicht vor quam gaudeo, wenn er überhaupt nach vs. 85 die Wiederholung derselben Interjektion passend fand? Aber es scheint allerdings nur ein Versehen der Abschreiber zu seyn, die damit von vs. 85 hieher geriethen. „Ganz ebenso,“ fährt Hr. G. fort, „steht ehem. Adelph. I, 2, 1.“ Durchaus nicht so, denn ehem paßt ja vollkommen in den Vers. Aber bey Rud. IV, 4, 99 stossen wir allerdings noch einmal auf ein gerade wie jenes vah eingeschobenes ah:

hoc habet. solutust. ah! perii. video cistellam. haeccine est?

Die ernstlich gemeinte Billigung dieser Corruptel begriff „der gute Ritschl“ so wenig, daß er noch lieber annahm, Geppert habe solutust für einen Tribrachys gehalten. Mit Beziehung auf die genannten drey Stellen, von denen eine nicht hieher gehört, die beyden andern offenbar in den Handschriften verdorben sind, heißt es nun weiter p. 61: „dieß scheinen einzelne Fälle zu seyn, aber sie sind für die Natur der Sache bezeichnend, denn wer sich bey den Comödien des Plautus und Terenz auf das Sylbenzählen einläßt, ist ein verlorner Mann. So ist es z. B. bekannt, daß der Proceleusmatikus an der Stelle des Spondeus von den Metrikern (auch von Hermann Elem. p. 128 sq.?) in jambischen und trochaeischen Versen nicht geduldet wird, und die Sache von ihrem Standpunkt aus betrachtet, mit Recht, denn der Spondeus ist ohnehin in diesem Rhythmus irrational; gestattet man ihm die Auflösung in den Daktylus oder Anapäst, so geschieht schon mehr, als man in metrischer Hinsicht verantworten kann; will man aber auch noch den Proceleusmatikus aufnehmen, so hat ein jambisches oder trochaeisches Metrum nichts mehr vor einem anapästischen voraus. Gleichwohl findet er sich erstaunt häufig.“ Wir unterlassen, darauf näher einzugehen, wie hier Wahrheit und Dichtung gemischt ist. In den Beyspielen, die den Gebrauch des Proceleusmatikus erweisen sollen, waltet wieder dieselbe Akrisie vor. Phorm. V, 6, 8 wird Niemand mehr institeris mit institueris vertauschen wollen, Heaut. V, 3, 8 ist redeat ad integrum haec eadem oratio corrupt statt redeat de integro, wie Lomann (Specimen criticum in Plautum et Terentium, p. 90 sq.) treffend verbessert, und V, 5, 6 hat Bentley längst gezeigt, daß ut dem von exorent abhänge, also egon gestrichen werden müsse; im Trin. II, 2, 28 kann eben so wenig dum bleiben u. s. w. Diese Belege haben übrigens wie es scheint, die Bestimmung, den Verfasser zu rechtfertigen, wenn er Rud. II, 7, 16 aus dem Ambrosianus schrieb: recipe me in tectum da mihi aliquid vestimenti aridi, er will nämlich die vordem von ihm beliebte Synkope recpe aufgeben und den trochaeischen Tetrameter mit dieser Auflösung eröffnen, gestützt auf den Ausspruch des Mar. Victor.

bey Rufin. (de metr. com. p. 380, G.) quadrati legitimi cum XV syllabis juxta jus proprium constare debeant, plerumque inveniuntur XX aut amplius syllabarum: hinc existimantur metrum non tenuisse nec sua lege composuisse. Was beweist aber diese Stelle für den vorliegenden Fall? Nichts, denn jenes amplius wird durch die Anwendung der Daktylen und Anapäste schon bewirkt. Daß aber der Proceleusmatikus wohl in jambischen, doch nie in trochaeischen Versen zu dulden sey, konnte man aus Hermanns Elem. p. 87 lernen. Unserem Verfasser erscheint jedoch „der Faltenwurf der Comödie weit genug," um nicht bloß den Proc., sondern auch den Päon und gar den Jonikus a minori in sich aufzunehmen, das nennt er p. 64 ein liberales geistiges Princip. So großmüthig er aber in diesem Betracht ist, so streng verwahrt er sich gegen angebliche Verletzungen des Wortaccents; er versichert: „wer, wie Bentley will, daß wir auch Stammsylben, auf denen der Accent liegt, wie die in dies, via, diu, quia, oder wie Hermann praef. ad Trin. XXIV will, die erste in pietas unbetont lassen sollen, dem werden wir nicht nachgeben können, weil der Sinn der Rede dadurch beeinträchtigt wird, und wenn Bentley vollends von uns verlangt, daß wir déum, méum, túum, súum, fuit einsylbig sprechen sollen, so fordert er das Unmögliche, denn man müßte entweder die beyden Vocale, sofern sie in diesen Wörtern überhaupt mit einander verbunden werden können, Diphthongisiren, wie dieß in neu, ceu, eheu geschieht, oder man müßte den Ton von der Stammsylbe auf die Endsylbe werfen, was eben so wenig statthaft ist. Wir werden also die Krasis für Fälle dieser Art nicht zugeben können, sondern dem Verse seine überzähligen Sylben lassen müssen." Damit ist dem Metriker der Weg abgeschnittn, in vielen Fällen überzählige Sylben zu beseitigen; es gibt indeß auch Verse, wo ein solches Mittel nicht einmal anwendbar ist, wie And. III, 3, 6

per ego te deos oro et nostram amicitiam,
Chreme,

wo Bentley sehr Unrecht gehabt haben soll, diese alte Beschwörungsformel, die sich ja auch in der Prosa ganz mit derselben Wortstellung findet, in sein per te ego deos oro zu ändern. Mag seyn, damit ist aber der Päon noch nicht gerechtfertigt, welchen man einfacher durch Weglassung des te hebt. Andr. III, 4, 13. Will der Verf. Heaut. I, 1, 19 durchaus die Vulgata beybehalten, so bemerkt er nicht, daß dices me sein Daseyn einer Interpretation von at enim verdankt. Chremes sucht sich in die Gedanken von Menedemus zu versetzen, und muß daher sagen at enim te q. h. o, s. p. wie ebenfalls Lomann l. c. 86. dargethan hat. Noch leichter ist Phorm. II, 1, 81 und III, 1, 18 die Ueberzähligkeit dort von at, hier von nam per vermieden, indem beyde Auswüchse den vorhergehenden Versen angefügt das Metrum nicht weiter geniren.

Wie gegen die Krasis protestirt G. auch gegen die Elision und behauptet unter andern, daß Plautus, wenn die von Ritschl angenommene Aussprache die richtige sey, eigentlich polnisch geschrieben habe, denn nur in den slavischen Sprachen fänden sich ähnliche Consonantenverbindungen in Einer Sylbe.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Heinrich Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Göthe. Ein Beytrag zur Entwickelungsgeschichte der neuern deutschen Literatur. Von Dr. Ferdinand Deycks, ord. Prof. der Philol. und Aesthetik an der Akademie zu Münster. Frankf. a. M. bey Hermann. 1848.

Ein mit Sachkenntniß und begeisterter Bewunderung, wie für alle Heroen der vaterländischen Literatur so vor Allen für Göthe und Jacobi, geschriebenes Büchlein, das man nicht ohne mannichfache Belehrung aus der Hand legt. Besonders Zweyerley ist darin unter Herbeyziehung der vorhandenen Materialien gebührend hervorgehoben: Jacobis geistige Stellung zur französischen Revolution und sein Verhältniß zu Göthe.

Jacobi erkannte die Hinfälligkeit der alten Formen: in seinen Ergießungen eines einsamen Denkers deutet

er auf die innere Nothwendigkeit der neuen Bewegung hin: „Ich sehe, sagt er, die nothwendige Entwickelung einer neuen Epoche der Menschheit; gesetzmäßige Kinder der Zeit stehen in der Geburt, drängen sich zur Geburt, dem Scheine nach in sehr verkehrten Lagen. Wie sie zur Welt kommen werden, ist ungewiß; aber die Mutter ist unsterblich." Aber er haßt den entsetzlichen Geist, in den sich die Bewegung verliert. Einmal sehen wir ihn von demselben fast zur Verzweiflung gebracht. „Ich bin sehr mißmuthig, sagt er, und bin seit dem August 1789 nur immer trostloser geworden. Ueberhaupt sehe ich nicht, wie der Menschheit mehr zu helfen ist, woran wir ein festes Ja und Nein, Treue und Glauben auf jede Gefahr binden wollen, ohne welches alle Constitutionen sowohl für den einzelnen Menschen, als für Gesellschaften, nur Schattenspiele an der Wand sind. Ich gebe also meine Stimme für den jüngsten Tag." Nachdem er 1794 vor den Franzosen von seinem geliebten Pempelfort hat fliehen müssen und sich ihm später ein Anlaß darbietet, in die Nähe desselben zurückzukehren, kann er sich doch aus Abscheu gegen die französischen Republikaner, die er einen „Bund gegen Alles, was gut, ehrbar, gerecht und heilig ist" nennt, nicht dazu entschließen. Die Zustände in Paris, wo er 1801 drey Monate zubringt, mißfallen ihm; für Bonaparte, dem er vorgestellt wird, schwärmt er nicht. Der siegreiche Feldzug des letzteren im Jahr 1805 macht ihn unglücklich. Eine Zukunft, schreibt er, von der ich kein Ende sehe! sie macht mich schaudern, sie drückt mich zu Boden. Bald wird es mit allem Tugendprincip in Europa aus seyn. Wo es keine Tugend mehr giebt, giebt es auch keine wirklichen Einsichten mehr. Wo das Herz gebrandmarkt ist, verlischt die Erkenntniß." Doch hält er in der schlimmsten Zeit die Hoffnung aufrecht: „Deutschland geht nicht unter," ruft er 1807 aus; und spricht sich, nachdem es sich gegen den Gewaltherrscher erhoben, mit Begeisterung darüber aus. „Ich habe das Herz so voll, schreibt er 1814, von dem, was seit 1812 geschehen ist, finde meinen Geist davon auch über die Vergangenheit so wunderbar erleuchtet, daß ich, sobald ich darüber zu reden anfange, kein Ende mehr zu finden weiß. Nie hat sich die Gewalt des Unsichtbaren über das Sichtbare, des Göttlichen über das Ungöttliche so mannichfaltig und durchgreifend offenbart."

Nicht so viel Wohlthuendes hat der Blick auf das, was den Hauptinhalt des Büchleins ausmacht, das Verhältniß Jacobis zu Göthe. Bekanntlich sind sie in ihrem beginnenden Jünglings- und Mannesalter die innigsten Freunde gewesen: „Du hast gefühlt, schreibt Göthe an Jacobi im Aug. 1774, daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu seyn. — O es ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr von Andern zu empfangen, als er giebt:" und die Flamme dieser herzlichen Zuneigung hat sich in beyden bis in ihre spätesten Tage erhalten. Aber oft ist sie durch den Widerwillen einer tiefen Verschiedenheit ihrer philosophischen Anschauungen hart mitgenommen, zuweilen Jahre lang fast unterdrückt worden. An Jacobis Woldemar nimmt Göthe, dem schon der Geruch des Buchs zuwider ist, eine muthwillige Execution vor. An Göthes Meister hat Jacobi nicht wie Schiller bloß zu bewundern, sondern Wesentliches zu tadeln. Jacobis Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung macht Göthe „nicht wohl." „Ich würde, schreibt er 1812 an Jacobi, die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat;" er macht sich in einem Spottgedichte Luft. Ein Trost dabey ist, daß Göthen die Freundschaft mit Jacobi immer so wichtig erschienen, daß er sich über ihr Verhältniß zu einander selbst klar zu werden bemüht. Der große wesentliche Unterschied zwischen ihnen, schreibt er 1805, bestehe darin, daß Jacobi ein Christ sey, Göthe aber ein Heide; und 1813: „die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meynungen getrennt. Die Freundschaften der Jugend gründen sich aufs Erste; an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld." Auch läßt sich gewiß nicht läugnen, daß, wenn Göthe selbst gestanden, „sein wahrhaft julianischer Haß wider das Christenthum und namhafte Christen habe sich sehr gemildert und ein gewisses Christenthum sey der Gipfel der Menschlichkeit," dazu seine Freundschaft mit dem edlen Jacobi, dessen innerstes Bedürfniß der Glaube an einen überweltlichen Gott war, das Ihrige beygetragen habe.

Die verschiedenen Entwickelungsstufen desselben hat nun Herr Deycks mit großem Fleiß und einsichtiger Benutzung der vorhandenen Quellen dargelegt; wer sie kennen kennen will, möge seine Schrift nachschlagen. Sonst läßt dieselbe freylich Manches zu wünschen übrig. Hr. Deycks hat zu wenig Quellen gehabt, um ein vollständiges Bild des geistigen Verkehrs Jacobis geben zu können. Sollte über seinen Aufenthalt in Hamburg, in Eutin, in München nur so wenig zu sagen seyn, als er beygebracht hat?

E. R.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik.

(Fortsetzung.)

Es bleibt also dabey, daß die Freyheit auf diesem Gebiet eine unbeschränkte seyn darf, also, was nachträglich bemerkt wird, statt des Tribrachys auch der Amphibrachys und der Bacchius, statt des Daktylus und Anapäst auch der Cretikus, statt des Proceleusmatikus der Ionikus a minori (dafür hält der Verf. den dritten Fuß in Hec. I, 2, 9 dic mihi, Philotis, ubi te oblectasti tam diu) und der epitritus I (nämlich egō dē mē facio conjecturam in Heaut. III, 3, 13) eintreten. Wer wollte daran zweifeln? „daß ein solches Princip bereits von den Alten anerkannt ist, lehren uns ja die bewährtesten Autoritäten, nämlich Longin. prolegg. in Hephaest. p. 199 und Mar. Victor. p. 2484, wo dieser über den Rhythmus sagt: ut volet, protrahit tempora, ita ut breve tempus plerumque longum efficiat, longum contrahat. Hiemit ergibt sich, daß Bentley und die Kritiker, welche ihm bisher gefolgt sind, auf einem ganz verkehrten Weg begriffen waren. Sie hielten dafür, eine Naturlänge könne nie verkürzt werden, mit Ausnahme weniger mittelzeitigen dissyllaba, wie abi, domi, redi, dari, roga, iube, tace, vide, welchen hier p. 72 noch ades (Hec. III, 5, 60), patri (Phorm. III, 1, 10), cito (Andr. V, 4, 25) „und vor allem das einsylbige ex“ beygefügt wird. Nach der jetzt entdeckten Theorie besteht aber gar kein Unterschied zwischen Natur- und Positionslänge bey den römischen Dichtern, die irrige Trennung beyder „beruht nur auf der Wahrnehmung, daß die germanischen Völker, dem Charakter ihrer Sprache gemäß einen Vocal, auf den zwey Consonanten folgen, kurz auszusprechen pflegen — dieß scheint aber bey den Römern nicht der Fall gewesen zu seyn. Es gab gewisse Consonantenverbindungen, die die vorhergehende Sylbe unter allen Umständen dehnten, selbst dann, wenn der zweyte Consonant zur zweyten Sylbe gehörte.“ Daraus folgt doch offenbar, fahren wir im Sinn des Rhythmikers fort, daß die Naturlängen nichts vor den Positionslängen voraus haben, jene sich also eben so gutwillig der Verkürzung fügen müssen, wie die durch Consonantenverbindung gebildeten Längen, denn von der Länge einer Sylbe, welche zwey Consonanten nach sich hat, wußte man vordem noch nichts, Jedermann glaubte bey solchen Sylben nur an die Wirkung der Position. Auch das kann unser neuer Gesetzgeber nicht zugestehen, daß die Position vorzugsweise bey ein- und zweysylbigen Wörtern und bey Compositis vernachläßigt werden dürfe; „die Metrik,“ meint er, „hat es von jeher mit der Sylbe zu thun gehabt: der Begriff des Wortes ist ihr überhaupt fremd;“ die Composition ferner, welche Bentley anführt, vermag G. gar nicht für solche zu halten, als da sind ingenium, invidia, consilium, officium, intelligere, oppressio und supellectile, iuventutis, venustatis, voluptatis gehören vollends gar nicht in diesen Canon, den er für „unredlich in Angabe der Thatsachen,“ für „widersprechend allem Kunst- und Sprachgefühl, der Autorität der Alten und am meisten sich selbst“ erklärt (p. 75). Als Widerlegung der schon stark generalisirten Regel Bentley's, daß nur die ein- und zweysylbigen Wör-

ter der Verkürzung ausgesetzt seyen (statt zu sagen: einige ein- und zweysylbige Wörter), beweist der Verf., daß auch in mehrsylbigen Wörtern Naturlängen verkürzt werden, aus folgenden Beyspielen, über deren kritische oder auch nur metrische Behandlung der kundige Leser keines Winkes bedarf:

Phorm. V, 8, 8 quid ad me ibatis? ridiculum: verebamini.

Hec. I, 2, 102. nunc audies. primos hos dies complusculos.

Phorm. II, 1, 36. hic in noxia est, ille ad defendendam caussam adest.

Andi. V, 6, 11. bene factum. audistin? omnia. age me in tuis secundis respice.

Eun. IV, 1, 8. invitat: tristis mansit, ibi illa cum illo sermonem illico.

Heaut. II, 3, 58. cum tam necleguntur eius internuntii.

Phorm. III, 2, 41. te vanitatis minume, dum ob rem.

Daß man also polnische Quantitäten, wie invĭtat und vănitatis überall anbringen dürfte, „wo eine im gewöhnlichen Leben unbetonte (?) lange Sylbe auch vom Vers nicht betont wurde," ist das Resultat dieser jüngsten Plautinischen Studien. Um ein so willkührliches Hin- und Herziehen der Quantitäten annehmlich zu machen, müssen wieder die alten Grammatiker herhalten, die an dergleichen bey den recitirten Versmaaßen nicht dachten; so der Scholiast zu Hephästion p. 150 und Mar. Victor. p. 2481, der doch ausdrücklich sagt: qui temporum arbitrio syllabas committunt in rhythmicis modulationibus aut lyricis cantionibus, per circuitum longius extentae pronuntiationis tam longis longiores quam rursus per correptionem breviores brevibus proferunt. Ihre Bemerkungen können sich nur auf den musikalischen Rhythmus beziehen, und selbst dieser wird wohl erst dann so schrankenlos mit dem Text umgegangen seyn, als die Musik zur Herrscherin über die Poesie geworden war, statt ihr zu dienen. Vergeblich ist aber die Mühe, in jambischen und trochaeischen Versen musikalische Verhältnisse der Art, wie das einer Sechzehntheiltriole zu einem Viertel, oder von vier Sechzehnteln zu einer Achteltriole aufzufinden, da die einfache Rede so feine Unterschiede nicht zuläßt. Oder sollen wir gar glauben, daß auch die Jamben gesungen wurden? Gesprochen lauten jedenfalls jambische Füsse mit dreysylbiger Anakruse hart und übel; darum wird man sie bey den Griechen nicht nachweisen können, wozu aber den Römern dergleichen als besondere Feinheit andichten? Hr. G. bemüht sich freylich, darin eine eigenthümliche Kraft des Ausdrucks uns erkennen zu lassen, siehe p. 79, wo wir lesen: „daher konnte Simo mit aller der Dringlichkeit, welche die Situation und der Sinn der Worte erfordert, sprechen: per ego te deos oro et nostram amicitiam, Chreme und eben so reizend nimmt sich andrerseits der plauderhafte einsylbige Fuß im Mund der Syra aus, wenn sie sagt: dic mihi, Philotis, ubi te oblectasti tam diu? Ich vermuthe stark, daß Horaz den Terenz solcher Dinge wegen „um seine Kunst" gerühmt hat, als Rhythmiker, nicht als Metriker, wie Bentley in seinem Schediasma die Stelle auffaßt." Um hier bey dem plauderhaften viersylbigen Fuß etwas stille zu halten, fragen wir, wie es möglich sey, in wenigen Zeilen so vieler starker Versehen sich schuldig zu machen. Erstens spricht die citirten Worte nicht Syra, welche immer in Gesellschaft der Philotis sich befand, sondern Parmeno, in dessen Erkundigung man gewiß keine reizende Plauderhaftigkeit zu erkennen vermag. Es liegt demnach nicht einmal der angeblich beabsichtigte Charakter in dem Päon; also kann Horaz dergleichen auch nicht bewundert haben, er, der noch dazu unten (pag. 82) selbst als ein engherziger Metriker geschildert wird, der „Sylben an den Fingern zählte und Längen und Kürzen mit dem Ohr abwog." Horaz hat aber auch in der That gar nicht den Terenz für einen großen Künstler erklärt, sondern bloß das Urtheil Anderer angeführt, auf das er selbst nicht viel gab. Wie kann man nach dem Allen noch in Ungewißheit seyn, ob dieser Dichter bey Terenz metrische oder ob er rhythmische Schönheiten anerkannt habe? Die Leute selbst, deren Lobspruch Horaz referirt, dachten sicherlich nur an die dramatische Kunst des Pacuvius, Accius, Afranius, Plautus, Caecilius und Terentius, wie jede auch nur oberflächliche Ansicht der Stelle zeigen kann (Ep. II, 1, 55 sqq.).

Zu dem Verzeichniß von Versen, in welchen die Quantität eine neue Gestalt gewinnt, denn „der

Accent des gewöhnlichen Lebens, der sinnliche Ausdruck für die geistige Einheit der Rede ist so mächtig, daß wir nicht nur in einzelnen Wörtern die Sylben verkürzen, auf denen er nicht ruht, sondern jedes Wort, es mag an und für sich noch so bedeutend seyn, kann durch seine untergeordnete Stellung im Satz um den Accent gebracht werden, und in Folge dessen wird es auch durch den Rhythmus verkürzt" — zu diesem Verzeichniß also gehört auch:

Most. I, 3, 29. equidem pol miror tam catam tam doctam te et bene eductam.

Der Verf. bemerkt hiezu: das sieht jetzt wohl ein jeder ein, daß wir hier nicht mit Hermann elem. p. 133. die Stammsylbe in bene zu elidiren, sondern vielmehr die erste von eductam rhythmisch zu verkürzen haben."

(Schluß folgt.)

Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes, ord. Prof. der Rechte zu Bonn. Erster Band. Hamb. u. Gotha, bey Fr. und Andr. Perthes.

Auf wenigen Gebieten der menschlichen Wirksamkeit wird der ungeheure Umschwung des politischen Lebens, der mit dem März des Jahres 1848 angebrochen ist, für spätere Geschlechter, so kenntlich, ja so handgreiflich seyn, wie auf dem der Literatur. Während die vorhergehende Epoche, um das Bild zu gebrauchen, einen mit stattlichen Eichen dichtbesetzten Hain wissenschaftlicher und künstlerischer Werke der Nachwelt zurückgelassen hat, erscheint die Pflanzung der neuen Zeit verhältnißmäßig arm und gering. Nicht als ob die Presse in ihrer Thätigkeit nachgelassen hätte; des ausgestreuten Samens ist vielleicht bey weitem mehr, als früher: aber zu mehr als drey Viertheilen ist er dem Samen gleich, der auf den Fels fiel: sein Gewächs, am Tag seines Hervorkeimens grün und saftig, ist morgen an der Sonne der gewaltigen Zeit verdorrt, und wird, wie es sich an die letzten Ereignisse anlehnte, so von den nächstkommenden ohn' Erbarmen hinweggeweht. Wie mag sich die Nachwelt mit diesen Haufen verschrumpfter Blätter beschäftigen? Sie werden gleich Schneewehen hinweggeräumt werden. Man könnte glauben, dieser Umstand würde Bäume edlerer Art, an denen es anderseits nicht ganz fehlt, um so mehr zu ihrem Vortheil hervortreten lassen; aber dieß ist nicht der Fall. Zwar werden sie bleiben: um ihrer geringen Zahl willen wird sie die Nachwelt vielleicht besonders schätzen; vorläufig aber gewähren sie den wehmüthigen Anblick nicht beachteter Größen. Die Augen der Menschen, vom Glitzern oder Blitzen der sich drängenden Ereignisse verwöhnt oder geblendet, finden keine Kraft in sich, auf dem, was ruht, mit geduldiger Forschung auszuharren.

Kann man nun im Allgemeinen nur von solchen Werken sagen, daß sie Glück machen, welche sich nicht allein durch ihren Inhalt an sich, sondern auch durch den Eindruck desselben auf die Zeitgenossenschaft auszeichnen, so giebt es jetzt nur sehr wenig glückliche, und kann ihrer nur wenige geben. Erscheinenden Werken läßt sich, sollt' ich meinen, jetzt augenblicklich ihre Nativität stellen. Stehn sie nicht über der Zeit, so fallen sie allerdings alsbald dem braunen Blätterhaufen anheim; sind sie aber nicht zugleich, wenigstens in gewissem Sinn für die Zeit, dann wehe ihnen: man legt sie bey Seite und das einzige Glück, auf das sie hoffen können, besteht etwa in Aufnahme in das Hospital einer Bibliothek.

Zu den seltnen Büchern, welche beyde Anforderungen erfüllen, gehört das oben angezeigte.

Mit den Ereignissen der Gegenwart hat es durchaus Nichts zu schaffen. Es enthält die ohne Ahnung der nun eingetretenen Zukunft verfaßte Lebensbeschreibung eines Mannes, der seit mehrern Jahren der Vergangenheit angehört. Dennoch scheint es ein rechtes Buch für die Gegenwart zu seyn. Jenes begreift sich von selbst; dieses möchte ich unter Hindeutung auf seinen Inhalt mit kurzen Worten erhärten.

Nichts lehrt die Gegenwart deutlicher, als daß das eigentlich treibende und bestimmende Element der Geschichte in dem entschiedenen Character derer liegt, die ihr dienen: Nichts ruft sie denen, die ihr dienen wollen, gewaltiger ins Ohr, als die Verpflichtung, ihrer sittlichen Kraft eine feste Grundlage und eine zweifellose Richtung zu geben. Hier nun finden wir die aus den besten Quellen geschöpfte, mit großer Klarheit und Gewandtheit verfaßte Geschichte eines Mannes, der, so bedeutend seine sonstigen Fähigkeiten angeschlagen werden mögen, seine größte Auszeichnung in dem Gut eines vollendeten, frommen tüchtigen deutschen Characters besaß. Vorläufig haben wir nur erst die Hälfte der Lebensbeschreibung; sie umfaßt indeß genug, um uns nicht allein die Bildung, seines Characters sondern auch die Bewährung desselben in schwieriger Zeit zu zeigen.

Friedrich Perthes war 1772 zu Rudolstadt geboren. Mit Theilnahme verfolgen wir die Erziehung des früh vaterlosen Knaben, wie er, ohne Mittel die gelehrte Laufbahn einschlagen zu können, dennoch mit größtem Eifer Geschichtsstudien treibt, wie er während seiner sechs Lehrjahre im Haus eines Leipziger Buchhändlers und später in Hamburg mit Kants Moral bekannt und von ihr aufs Gewaltigste ergriffen wird, wie er mit mehreren Jugendfreunden den gefundenen sittlichen Idealen nachringt; wie ihn hierauf Schiller mit seiner Forderung, das ästhetische Gesetz aus dem Gebiet der Kunst auf das des Lebens zu übertragen, begeistert, wie ihn Jacobi zur Anerkennung des Gefühls als des Gott ähnlichen im Menschen und später Claudius zur gläubigen Erfassung der Offenbarung Gottes in der Schrift und der Kirche führt; und wie er neben seinen Studien, für welche ihm nur Nebenstunden übrig bleiben, eine Geschäftsrührigkeit entwickelt, welche ihn, den Vermögenslosen, in Kurzem zum Besitzer und Führer eines, wie bekannt, der bedeutendsten Buchhändlergeschäfte in Deutschland erhebt, und ihm das unbedingte Vertrauen aller derer gewinnt, die mit ihm zu thun haben.

Von wahrer Bedeutung ist es, wie sich dieser dem Höchsten zugewandte, und mit sichrer Kraft in großen wie kleinen Geschäften bewegende Character in den Unglücksjahren der napoleonischen Herrschaft in Deutschland bewährt. Er sieht die ungeheure Uebermacht, deren Anblick so viel tausend deutschen Gemüthern alle Hoffnung auf bessere Zeiten benimmt; aber mit männlichem Willen widersteht er dem Einfluß der Entmuthigung, und sucht an seinem Theil für die Erhaltung deutscher Art und Gesinnung zu wirken. Hierin steht er auf seiner Stufe den bekannten verehrungswerthen Streitern jener Zeit gleichwürdig zur Seite; mit Erstaunen werden die, denen sein Leben bisher noch unbekannt gewesen, aus den in der Lebensbeschreibung angeführten Briefen, die er mit Joh. v. Müller, Nicolovius, Niebuhr gewechselt, erkennen, wie innig nahe er diesen Männern gestanden. Müllers innere Umwandlnng, die ihn aufs Tiefste ergreift, macht ihn doch in seinem Streben nicht irre. Erfüllt von der hohen Aufgabe des Buchhandels sucht er denselben seinerseits der guten Sache dienstbar zu machen und lebt in den Jahren 1809 und 1810 der Herausgabe einer Zeitschrift, die indem sie alle Wissenschaften in den Kreis ihrer Besprechung zieht und so dem Auge des Zwingherrn unverdächtig bleibt, durch die Art wie sie dieß thut, den deutschen Sinn wach zu erhalten bestimmt ist. Vom 1811 an, wo Hamburg unter unmittelbare französische Botmäßigkeit kommt und er gezwungen ist, die begonnene Zeitschrift aufzugeben, entfaltet er eine außerordentliche Thätigkeit nach andrer Seite hin: im Verein mit mehreren gleichgesinnten Mitbürgern dient er der Sache Hamburgs mit allen Kräften. Zur Zeit des Tettenbornschen Oberbefehls ist er mit Heß einer der kräftigsten Mittelpuncte des städtischen Widerstandes gegen die Franzosen, und als Davoust im Sommer 1813 die Stadt wieder einnimmt und seiner despotischen Rache gegen sie freyen Raum läßt, hört er obwohl selbst seines Vermögens beraubt und Flüchtling mit sieben Kindern und einer schwangern Gattin, nicht auf, für die Hansestädte als Mitglied des hanseatischen Directoriums, und insbesondere für Hamburg als Mitglied des Centralunterstützungsvereins zu wirken. Seine Gattin, Claudius Tochter, weit entfernt, seine Thätigkeit für sich allein in Anspruch zu nehmen, ist mitten in großen Nöthen durchaus mit seinem Wirken in weitern Kreisen einverstanden. Sie preist ihn, daß er von dem Generalpardon Davousts ausgenommen sich mit neun andern Hamburgern in dem Verzeichniß der Geächteten befindet und erträgt, nachdem er von Franzosen und Dänen bedroht sie mit ihren Kindern hat verlassen müssen, mit muthiger Ergebung ein sechsmonatliches Witthum, welches dadurch beendigt wird, daß ihr Mann mit gebrochenem Fuß, und den Keim eines Nervenfiebers in sich tragend, in ihre Arme zurückkehrt! Gewiß, diese edle fromme und tapfere Frau verdiente es, daß das Andenken ihres Duldens für das Vaterland neben dem des charactervollen Wirkens ihres Gatten im Vaterland erneuert und verbreitet wurde.

Indeß ist das Buch, wodurch dieß geschieht nicht allein dadurch ein Buch für unsre Zeit, daß es an der Geschichte eines deutschen Mannes zeigt, was die Entschiedenheit des Characters für Haus und Vaterland vermöge und wie sie entstehe, sondern noch in einer andern, höheren Beziehung. Es führt uns in die Jahre unsres Vaterlandes zurück, wo es galt, unsre heiligsten Güter von der Befleckung durch die Fremdherrschaft zu erretten, es läßt uns den Kampf, der dahin führte, an einem einzelnen Beyspiele durchleben. Da erkennen wir aufs Neue, durch welches Ringen, durch welche Opfer, um welchen Preis des Vaterlandes Freyheit erworben worden. Wir sehen, wie viel das Gut *werth* ist, um das es sich auch jetzt, freylich in ganz andrer Weise und gegen andre Feinde, als damals handelt. Wir sehen, wie die tugendlichen Männer jener Zeit auf die Zukunft derer, die damals geboren wurden, mit Freuden hingeblickt, und geloben uns, so zu handeln, daß wir nicht *unter* ihren Wünschen erfunden werden.

Ernst Ranke.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Handbuch der organischen Chemie von Leopold Gmelin, Geheimen Hofrath und Professor der Chemie und Medicin an der Universität zu Heidelberg. Vierter Band oder erster Band der organischen Chemie im Allgemeinen. Organische Verbindungen mit 2 und 4 Atomen Kohlenstoff. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Heidelberg, 1848. 933 Seiten.

Von den drey ersten Bänden, welche der berühmte Verf. über unorganische Chemie herausgegeben, haben wir bereits in dieser Zeitschrift No. 60 und 61 Jahrgang 1844 eine ausführliche Anzeige gemacht. Alles, was wir damals von dem hohen Werthe des Werkes und von den großen Verdiensten des Verf. um dasselbe hinsichtlich der umfassenden Literatur angedeutet haben, können wir hier bey der Fortsetzung desselben nur in vollster Ueberzeugung wiederholen. Wir hatten uns damals vorgenommen, über das Werk erst dann wieder zu berichten, wenn es vollendet vor uns liegen würde, allein da der Verf. mit der Fortsetzung, nämlich mit der organischen Chemie gewissermaßen ein neues Werk beginnt, und den vorliegenden zwar als den vierten Band des gesammten Werkes, aber doch auch als den ersten Band der organischen Chemie bezeichnet, so haben wir uns das Vergnügen nicht versagen können, schon jetzt von dieser Erscheinung Kunde zu geben. Hiezu kömmt noch, daß der so thätige Verf. erkrankt ist, und im Laufe des Wintersemesters die Berufsgeschäfte seines Amtes zu erfüllen unterbrochen wird, weßhalb wir zu befürchten haben, daß die Vollendung des Werkes länger verzögert werde, als es der Verf. selbst wünscht, und es vorzüglich von den in gespannter Erwartung stehenden Lesern unter diesen Verhältnissen in Aussicht gestellt werden kann.

Bey Bearbeitung der organischen Chemie mußte die Wahl eines neuen Eintheilungsprincips getroffen werden, weil das in den früheren Auflagen befolgte nach der nunmehrigen Gestaltung der Dinge nicht mehr befriedigend erschien. Da der Kohlenstoff der einzige nie fehlende Bestandtheil der organischen Gebilde ist, so schien es zweckmäßig, die organischen Verbindungen nach der Zahl der Kohlenstoffatome zu ordnen, welche je in einem Atom derselben enthalten ist, und da angenommen werden darf, daß die Verbindungen mit der steigenden Zahl der Kohlenstoffatome einen immer höher steigenden Charakter erhalten, und sich mit der abnehmenden Zahl mehr den unorganischen Verbindungen nähern, so war mit denjenigen organischen Verbindungen, in welchen die kleinste Zahl von Kohlenstoffatomen vorhanden, der Anfang zu machen. Demnach hatte der Verf. die Wahl zu treffen, entweder für die von Berzelius entwickelte Radicaltheorie oder für die von Laurent, Gerhardt und anderen eingeführte Kerntheorie. Nach reiflicher Ueberlegung hat er hinreichende Gründe gefunden, sich für die Kerntheorie zu entschließen, weil bey consequenter Durchführung derselben sich die Verbindungen leicht in eine naturgemäße Ordnung bringen lassen.

Bey den organischen Verbindungen im Allgemeinen werden berücksichtigt ihre Zusammensetzung,

Bildung, Eigenschaften ꝛc. Hinsichtlich ihrer Zusammensetzung enthalten sie als Bestandtheile vor allem Kohlenstoff, ohne welchen, wie schon gesagt, keine organische Verbindung denkbar ist; die meisten enthalten aber auch Wasserstoff und Sauerstoff, einige Stickstoff und sehr wenige Phosphor, Schwefel, Jod, Brom, Chlor ꝛc., aus welcher kleinen Zahl von Elementen einige tausend organische Verbindungen hervorgehen, wobey der Kohlenstoff der einzige wesentliche Bestandtheil ist, während jedes der übrigen Elemente in einer organischen Verbindung fehlen kann, wobey noch zu bemerken ist, daß jede organische Verbindung mehr als 1 Atom Kohlenstoff enthält, oder mit andern Worten, für eine organische Verbindung darf nur diejenige gelten, in welcher mehr als 1 Atom Kohlenstoff angetroffen wird.

Die von Berzelius aufgestellte Radicaltheorie besteht darin, daß dieser, nun auch dahingeschiedene unübertreffliche Chemiker, in den organischen Substanzen eine binäre Verbindung (Radical) annimmt, welche bey der Elementaranalyse aber nicht aufgefunden werden kann, weil das Resultat derselben immer nur die rohe chemische Formel ausdrückt; so ist z. B. die rohe Formel der Essigsäure: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, von jedem 4 Atome (C^4 H^4 O^4). Hiedurch wird nun aber nicht angezeigt, in welcher Art diese 12 Atome unter einander vereinigt sind, worüber dann die rationelle Formel Auskunft geben soll. Da nun aber die Atome unsichtbar sind, so läßt sich diese nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit aus der Bildungs- und Zersetzungsweise der Essigsäure und durch Vergleichung mit anderen Verbindungen hypothetisch ermitteln. Nach der rationellen Formel der Radicaltheorie wäre die Essigsäure Acetyloxyd mit Wasser und das Acetyl (C^4 H^3) ist hierin das Radical. Die Kerntheorie giebt als rationelle Formel C^4 H^4 + O^4 d. h. Aethen, (ölbildendes Gas) + 4 Sauerstoff und das Aethen bildet darin den Kern. Der Verf. entwickelt hier die Radicaltheorie und führt einige Beyspiele an von Radicalen, welche Verbindungen aus Kohlenstoff und Wasserstoff sind, als Formyl, Bethyl, Acetyl, Aethyl, ferner von Radicalen, welche aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff zusammengesetzt sind, wie Indën und von solchen, welche außer dem Kohlenstoff und Wasserstoff noch Arsen enthalten, wie Kakodyl ꝛc.

Hinsichtlich der Kerntheorie, welche der Verf. dem vorliegenden Werke zu Grunde legt, muß gesagt werden, daß eine organische Verbindung mit einem Gebäude zu vergleichen ist; wenn die Lücken, welche durch Entziehung der Atome eines ihrer Stoffe entstehen, durch die eines andren ausgefüllt werden, so behält das Gebäude seine Gestalt, im entgegengesetzten Falle verliert es dieselbe und zerfällt; so kann in der Essigsäure der Wasserstoff durch Chlor ersetzt werden (Substitution) ꝛc. Die Atome der organischen Verbindungen sind theils Kerne, theils Verbindungen der Kerne mit verschiedenen, sich außerhalb an die Kerne anlegenden Stoffen (Laurent). Die Kerne sind Zusammenhäufungen von Kohlenstoffatomen mit den Atomen einiger anderen Elemente. Enthalten diese Kerne neben dem Kohlenstoff nur Wasserstoff, so werden sie mit dem Ausdruck Stammkerne bezeichnet; wird aber ein Wasserstoffatom oder alle Wasserstoffatome des Kerns durch Atome anderer selbst unorganischer Elemente vertreten, welche genau dieselbe Stelle im Kerne einnehmen, wie die Wasserstoffatome in dem Stammkerne, so nennt man sie abgeleitete Kerne. Auch durch Verbindungen kann der Wasserstoff in dem Kerne vertreten werden. So ist z. B. unter den Kernen der Aethen-Reihe das ölerzeugende Gas = C^4 H^4 = Aethen, der Stammkern; hingegen ein abgeleiteter Kern ist Chlor-Ethase = C^4 H^3 Cl. Die Verbindungen, welche ein, zwey bis drey Atome Chlor enthalten, und in welch letzteren der Wasserstoff dann gänzlich fehlt, werden mit Chlor-Etheſe, Chlor-Ethise und Chlor-Ethiose bezeichnet. Ebenso ist in der Naphthen-Reihe das Naphthalin oder Naphthen = C^{20} H^8 der Stammkern. Die Zahl der sich außen anlagernden Atome ist fast immer eine paare 2, 4 oder 6, selten mehr Atome, wie dieß mit Chlor, Jod, Brom oder Schwefel der Fall ist.

Der Stammkern, so wie der abgeleitete Kern kann auch 2, 4 oder 6 Atome Sauerstoff außerhalb aufnehmen, woraus mit 2 At. Sauerstoff ein neutrales Oxyd, mit 4 At. Sauerstoff eine einbasische

Säure und mit 6 At. Sauerstoff eine zweybasische Säure entsteht.

Es lassen sich die organischen Verbindungen in Reihen abtheilen, deren jeder ein Stammkern oder ein abgeleiteter Kern zu Grunde liegt. So gehören in die Reihe des Aethens: Aldehyd, Weingeist, Essigsäure, Chloressigsäure ꝛc.

Bey Bildung der organischen Verbindungen unterscheidet der Verf. die Bildung derselben aus unorganischen Stoffen und ihre Bildung aus anderen organischen Verbindungen. In den lebenden Pflanzen geht diese Bildung vor sich aus den ihnen dargebotenen unorganischen Verbindungen, wohin vorzüglich gehören Wasser, Kohlensäure und Ammoniak, welche zum Theil eine Zersetzung erleiden. Die direkte Bildung organischer Substanzen aus den unorganischen durch Kunst ist bis jetzt sehr unvollkommen gelungen und läßt vieles zu wünschen übrig. Jedenfalls können durch Kunst aus unorganischen Stoffen nur einige niedere organische Verbindungen, welche nur wenige Atome Kohlenstoff enthalten, hervorgebracht werden.

Was die Bildung einer organischen Verbindung aus einer anderen ebenfalls organischen betrifft, so erfolgen solche Umwandlungen in den lebenden Pflanzen und Thieren, aber auch die Kunst vermag aus organischen Stoffen eine große Anzahl neuer organischer Verbindungen zu erzeugen, wovon auch schon viele in der Natur angetroffen werden, als Ameisensäure, Oxalsäure, Essigsäure, Krümelzucker ꝛc. Die Zahl der Verbindungen, welche in der Natur nicht angetroffen und nur durch Kunst erzeugt werden, ist viel größer; dahin gehören: Holzgeist, viele Glieder der Aethen-Reihe, auch künstliche Alkaloide, als Melamin, Ammelin, Sinapolin ꝛc.

Eigenschaften der organischen Verbindungen.

Die meisten organischen Verbindungen sind beym Gefrierpunkt des Wassers fest und von diesen ist der größere Theil krystallisirbar; einige von ihnen lassen sich sowohl im krystallinischen, als amorphen Zustand darstellen, wobey sie einen verschiedenen Schmelzpunkt zeigen, nämlich im amorphen Zustande einen niedrigeren; so ist z. B. der Schmelzpunkt des krystallisirten Zuckers 160°, des amorphen Zuckers nur 90° bis 100°.

Das specifische Gewicht der organischen Verbindungen im tropfbaren oder festen Zustande liegt zwischen 0,627 (flüchtiges Brenzoel des Oelgases) und 1,75 (Weinsäure); die bloß aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehenden Verbindungen sind die leichtesten, die an Sauerstoff, Chlor, Jod reichsten sind die schwersten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik.

(Schluß.)

Ferner

Phorm. IV, 3, 57 ob decem minas, inquit.
age, age, iam ducat, dabo.

ist nach der hier vorgetragenen Ansicht der rhythmische Pyrrhichius minăs viel annehmlicher, während nach Bentleys Aenderung mnas ein metrischer Bacchius den ersten Fuß verunstaltet.

Dagegen protestirt G. lebhaft, wenn Bentley es wagt einen solchen Vers (nach Donatus) aufzustellen:

Phorm. V, 6, 37. atque hercle ego quoque Illam inaudivi fabulam immo etiam dabo.

„Denn eine Länge betonen und zugleich trotz der Betonung verkürzen zu wollen, ist unmöglich.“ Lieber soll die antepenultima von inaudivi verkürzt werden. Selbst der bekannten Regel vocalis ante vocalem corriptur wird der Gehorsam aufgekündigt, qui amant, di ament und dergl. sind keine Anapaeste mehr, sondern Daktyle. Jetzt wird man sich auch nicht mehr verwundern, wenn er mit Berücksichtigung des Accents

Rud. IV, 4, 92 vos tamen istic, quiquid illic inerit, vóbis habebitis

eintheilt, denn um den echten Ton auf illic und

inerit zu bringen, ist es schon der Mühe werth, aus vobis einen Trochaeus zu machen.

Herr Geppert befindet sich von seinem selbstgeschaffenen Standpunkt aus in gutem Recht, wenn er nun Ritschl zu Rede stellt, und mit folgenden Fragen und Vorwürfen bestürmt: „sonderbar kommt es mir vor, wenn er gegen die Verkürzung der Endsylbe in habes Rud. V, 3, 13 und ames II, 4, 25 etwas einzuwenden hat: sind das nicht zweysylbige Wörter so gut, wie ades? Und wie Bentley mit diesen umgeht, ist oben (p. 56) an patri gezeigt worden. Ebenso seltsam scheint es mir, daß er die Verkürzung der ersten Sylbe in accedam und appello nicht gestatten will, da er doch aus dem mehrerwähnten Schediasma wissen muß, daß die mit Präpositionen componirten Wörter besondere Ansprüche auf Verkürzung der ersten Sylbe haben. Warum wundert er sich ferner, daß ich die erste Sylbe von Ampelisca kurz gebraucht habe, da ja Hermann Trin. III, 2, 39 die von imperitus ebenfalls verkürzt hat? Es kann also doch nicht gegen die herrschenden Principien seyn. Warum beschuldigt er mich ferner, nicht gewußt zu haben, daß die erste Sylbe von aleator lang wäre, weil ein jambischer Trimeter mit den Worten nec ted aleator anfängt? Sind denn die beyden Worte nec ted nicht ebenso gut ein paar Monosyllaba, wie hic est zu Anfang von Andr. IV, 4, 48 oder ist dieser Spondeus anstößiger als der in hic ille Trin. I, 2, 15? u. s. w. Am meisten hat „Ritschls Zorn“ der Vers Rud. IV, 5, 5 ego hodie qui néque speravi néque credidi versteht sich in der hier gegebenen Scansion erregt, und doch „kann er mit der Betonung, die ihm die Metriker gegeben haben, nicht schlechter seyn. Nicht, daß der Molossus speravi mit seiner letzten Sylbe in eine gleiche Stelle geräth, sondern der Vers zerfällt auch geradezu in drey Dipodien, ein großer Fehler.“ (Dessen beyläufig bemerkt, Terenz sich mehremale, z. B. Heaut. I, 1, 3; 1, 40 sich schuldigt macht) „der Ton der Worte aber scheint mir nur der seyn zu können, daß man schreibt néque speravi néque credidi. Es wäre nichts so unerhörtes, wenn die erste Sylbe des zweyten neque hier durch den Rhythmus verlängert worden wäre, da er dem Eingriff der Alten zufolge, dergleichen Dinge öfters gethan hat.“ (Wer? der Rhythmus oder Plautus?) Mir aber schien in dem qu ursprünglich ein Doppelconsonant, oder, wenn man will, ein Consonant mit einem Vocal zu liegen. Daher findet man relicuus, delicucuus, anticuum — am meisten aber entscheidet für die Doppelconsonanz der Umstand, daß qu im Epid. III, 4, 62 Position bildet: potuit, plus iam sum libera quinquennium, ein Vers der sich ganz ebenso im C. A. findet. Von der Verlängerung der ersten Sylbe oder der dreysylbigen Aussprache des neque findet sich freylich bey Plautus außer Mil. II, 6, 1 *) und Most. I, 3, 107 so viel ich mich erinnere, kein Beyspiel, aber wohl bey Terenz, denn Ad. III, 4, 13 lautet im cod. Bembinus: neque faciam, neque id satis pie posse arbitror, ein Fall der mit dem unsrigen genau übereinstimmt, denn man sieht, daß bey beyden die Steigerung des Gedankens in dem zweyten jene abnorme Verlängerung hervorgebracht hat. Hier wird gesagt: ich werde es weder thun, noch kann ich es thun, dort: ich hoffte es nicht, noch glaubte ich es.“ Was vermag nicht alles die Kraft des Gedankens!

Nach der Mittheilung dessen, was der Verf. über die gewöhnlichsten Verse aufgestellt hat, haben wir uns hoffentlich bey verständigen Lesern die Erlaubniß erwirkt, über den Rest, welcher von einigen Plautinischen canticis handelt, und von dem Verhältniß der Palatinischen Handschriften zu dem Ambrosianus, mit Stillschweigen hinwegzugehen.

*) Im Miles, II, 6, 1 wird man nicht auf die Vulgata gehen dürfen und in der Mostellaria I, 3, 107 bedarf es nur einer leichten Umstellung, um die gewöhnliche Prosodie von neque herzustellen; daß Ad. III, 4, 13 ex nicht fehlen kann, versteht sich von selbst.

L. Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Handbuch der organischen Chemie von Leopold Gmelin.

(Fortsetzung.)

Es sind ferner die meisten organischen Verbindungen farblos, selbst solche, welche die größte Zahl von Kohlenstoffatomen enthalten; einige mit wenigstens 14 Atomen Kohlenstoff, die organischen Farbstoffe, sind nicht nur für sich lebhaft gefärbt, sondern behalten auch ihre Farbe in ihren meisten Verbindungen mit farblosen Stoffen.

Die lichtbrechende Kraft der organischen Flüssigkeiten ist um so größer, je specifisch schwerer und je dickflüssiger sie sind und je mehr in den Kohlenwasserstoff-Verbindungen der Kohlenstoff über den Wasserstoff vorwaltet.

Viele organische Verbindungen haben unter sich bey gleicher procentischer Zusammensetzung sehr abweichende physikalische und chemische Eigenschaften (Isomerie), dahin gehören die flüchtigen Oele des Terpentins, der Citronen, der Gewürznelken, des Elainharzes, die Weinsäure, Traubensäure ꝛc.

Zersetzungen der organischen Verbindungen.

Die Umwandlungen der organischen Verbindungen können auf mannichfache Weise herbeygeführt werden, nämlich durch Aufnahme eines von außen hinzutretenden Stoffes, so wie durch Entziehung eines oder mehrerer ihrer Stoffe ꝛc. Wenn durch Einwirkung eines Stoffes der organischen Verbindung ein Element entzogen wird, und an dessen Stelle ein anderes nach derselben Atomzahl in die organische Verbindung eintritt, so daß auch die gegenseitige Stellung unverändert bleibt, so belegt man diese Umwandlung mit dem Ausdrucke Substitution, Metalepsie oder Vertretung, wobey aber der Kohlenstoff nicht substituirt werden kann. Der Wasserstoff wird am häufigsten substituirt durch Chlor, Brom und Jod, ebenso kann er durch Sauerstoff, durch ein Metall, so wie durch einige Säuren substituirt werden. Auch läßt sich der Sauerstoff durch Schwefel vertreten, und umgekehrt der Schwefel durch Sauerstoff.

Zersetzungen durch Hitzung, so wie durch Verbrennung.

Die Verbindungen mit mittlerem Sauerstoffgehalt, wie Zucker, Gummi, Holz ꝛc. lassen, wenn sie in verschloßenen Gefäßen erhitzt werden, am meisten Kohle zurück, weil durch den Sauerstoff ein großer Theil des Wasserstoffs, welcher den Kohlenstoff verflüchtigen würde, in Wasser verwandelt wird. Die Produkte, welche sich bey der sogenannten trocknen Destillation verschiedener organischer Substanzen bilden, sind Gasarten, nämlich Wasserstoffgas, Kohlenoxydgas, kohlensaures Gas. In dem wäßrigen Destillate finden sich außer dem gebildeten Wasser nur selten weingeistartige Flüssigkeiten, wie Aldehyd, Holzgeist, Lignon und Aceton, aber fast immer Säuren, unter welchen die Essigsäure am häufigsten vorkömmt. Bey der Destillation stickstoffhaltiger Verbindungen findet man in dem wäßrigen Destillat Blausäure und Ammoniak, letzteres zum Theil mit Kohlensäure und Essigsäure verbunden. Ferner entsteht bey der trocknen Destillation Brenztheer, näm-

lich ein Gemisch von verschiedenen brenzlichen Oelen und Harzen. Bey der langsamen, so wie bey der raschen Verbrennung erleiden die organischen Stoffe eine Zersetzung; so verharzen sich an der Luft die flüchtigen Oele, einige flüchtige Alkaloide, wie Nicotin und Coniin, das Aldehyd wird zu Essigsäure ꝛc. Bey einer vollständig erfolgten raschen Verbrennung der organischen Gebilde wird eine nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende Verbindung völlig in Kohlensäure und Wasser verwandelt. Auf dem vollkommenen Verbrennen der organischen Körper mit sauerstoffreichen unorganischen Verbindungen, wie mit chlorsaurem Kali, Kupferoxyd und chromsaurem Bleyoxyd, beruht die organische Elementaranalyse, welche der Verf. hier umständlich zu beschreiben Gelegenheit nimmt.

Zu den Zersetzungen der organischen Verbindungen gehören auch die Selbstentmischungen, nämlich Verwesung und Gährung. Erstere ist eine bey Zutritt von Luft und Wasser erfolgende langsame Verbrennung, wobey Kohlenstoff und Wasserstoff in Kohlensäure und Wasser verwandelt werden; der Stickstoff entwickelt sich theils gasförmig oder verwandelt sich in Salpetersäure, in vielen Fällen verbindet sich aber auch der Stickstoff mit Wasserstoff zu Ammoniak.

Die Gährung beruht auf einer geänderten Zusammenfügung der in der organischen Verbindung bereits vorhandenen Elemente; außerdem treten hiezu häufig noch die Elemente des Wassers, ohne dessen Gegenwart keine Gährung möglich ist. Bey der Gährung zerfallen höhere organische Verbindungen theils in niedrigere, theils auch in unorganische, wie in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak. Sehr geeignet zur Gährung sind mehrere stickstoffreiche Verbindungen, nämlich die eyweißartigen und Protein-Stoffe, wo hingegen andere stickstoffreiche Verbindungen wie Harnsäure, Indigo und Alkaloide dieser Fäulniß nicht in dem Grade fähig sind.

Viele für sich nicht gährungsfähige Stoffe werden in Berührung mit Leim- oder Proteinstoffen der Gährung fähig, wozu aber alle bloß aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehenden Verbindungen auf keine Weise gehören. Insofern die Proteinstoffe die Gährung anderer Stoffe anregen, nennt man sie Fermente. Eine Auflösung von Zucker in Wasser, welche für sich fast unverändert bleibt, kann nach der Natur des hinzugefügten Ferments in drey verschiedene Gährungen übergehen, wobey sich der Zucker in Milchsäure verwandelt, ferner in Buttersäure oder in Schleim von Mannit begleitet, woraus die Milchzuckergährung, die Buttersäuregährung und die Schleim- oder Mannitgährung entstehen; wenn der Zucker aber in Kohlensäure und Weingeist zerfällt, so entsteht die Weingährung, welche nur durch das ausgebildete Ferment (Bierhefe oder Weinhefe) hervorgebracht werden kann, aber nicht durch die kleberartige Materie in unverändertem Zustande, in welchem sie sich gelöst neben dem Krümelzucker im Safte der Trauben und der Obstarten befindet.

Die einmal begonnene Gährung kann durch verschiedene Umstände gehindert oder auch gänzlich unterbrochen werden, und zwar durch Frostkälte, durch Siedhitze, durch fäulnißwidrige Mittel ꝛc. Die von Berzelius aufgestellte Erklärungsweise der Gährung, daß das Ferment als katalytische Kraft das Zerfallen des Zuckers in Kohlensäure und Weingeist bewirke, so wie die von Liebig vorgeschlagene, daß die Bewegung, in welcher sich die Elementaratome im Ferment befinden, sich auch den daneben liegenden Atomen des Zuckers mittheilt, hält der Verf. nicht für genügend.

Es können die organischen Verbindungen durch viele unorganische Stoffe zersetzt werden. Das Chlor z. B. entzieht Wasserstoff mehreren daran reichen Verbindungen unter einer steigenden Wärmeentwicklung, welche bis zur Lichterscheinung geht. Außer der Bernsteinsäure und Schleimsäure widerstehen fast keine organischen Verbindungen der Wirkung des Chlors. Das Brom so wie das Jod zersetzen die organischen Verbindungen ebenso wie das Chlor, jedoch wegen geringerer Affinität zum Wasserstoff auf eine weniger kräftige Weise. Viele Säuren wirken zersetzend auf die organischen Verbindungen. Die Salpetersäure bringt Zersetzungen verschiedener Art hervor; sie kann in einigen Fällen ein oder mehrere Atome Wasserstoff vertreten, sie kann auch die organische Verbindung ohne Zersetzung derselben oxydiren. Die meisten organischen Verbindungen werden durch Salpetersäure tiefer zersetzt, indem der Sauerstoff

der Säure sowohl Wasserstoff, als Kohlenstoff aufnimmt, und damit Wasser und Kohlensäure erzeugt, durch welchen theilweisen Verlust der beyden Elemente die organische Verbindung immer sauerstoffreicher wird, und sich zuletzt in Oxalsäure umwandelt.

Der Verf. beschreibt hierauf die Einwirkungen, welche einige andere Säuren auf die organischen Verbindungen äußern, wie die Chlorsäure, Jodsäure, Chromsäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure ꝛc.

Die Zersetzungen der organischen Verbindungen durch fixe Alkalien beruhen vorzüglich auf ihrer prädisponirenden Affinität zu den Säuren; sie veranlassen hiedurch neutrale Verbindungen, sich in saure zu verwandeln und veranlassen schwächere organische Säuren, in stärkere überzugehen, wobey sie die organischen Verbindungen disponiren, Sauerstoff aus der Luft aufzunehmen, um dadurch in organische Säuren umgewandelt zu werden. So bildet Kali in Weingeist aufgelöst außer einem braunen Harz, Essigsäure und Ameisensäure. Ebenso wird der Zucker durch eine kochende Lösung von Kali in vier organische Säuren umgewandelt. Auch werden einige organische Stoffe durch Ammoniak zersetzt und zum Theil in Amid-Verbindungen verwandelt.

Eintheilung der organischen Verbindungen.

Der Verf. befolgt, wie schon gesagt, die von Laurent vorgeschlagene Eintheilung, welcher annimmt, daß die organischen Verbindungen theils Stammkerne sind, theils abgeleitete oder Nebenkerne, theils Verbindungen ersterer und letzterer mit verschiedenen außerhalb des Kerns angelagerten Stoffen. Hiebey wird mit denjenigen Kernen begonnen, welche die geringste Zahl von Kohlenstoffatomen enthalten, und dann in einer Stufenleiter zu denjenigen fortgeschritten, welche die meisten Kohlenstoffatome enthalten. Auf diese Weise wird man von der niedrigsten Stufe der organischen Verbindungen bis zu der höchsten aufsteigen. Jeder Stammkern bildet eine Reihe ihm gehörender Typen, welche Reihe man die Stammreihe nennt. Den ersten Typus dieser Reihe bildet der Stammkern selbst; den zweyten z. B. Kern + H, den dritten Kern + H^2, den vierten Kern + HO etc. Bey den Nebenkernen kommen auch häufig gepaarte Verbindungen vor. Ein Stammkern nebst seinen Nebenkernen und allen Verbindungen, welche beyde Arten von Kernen liefern, bildet eine Gruppe.

Die Vorschläge des Verf. für eine neue chemische Nomenclatur der organischen so wie auch der unorganischen Verbindungen könnten, wenn sie allgemein eingeführt würden, sicher eine Erleichterung im Studium der oft sehr verwirrten organischen Verbindungen herbeyführen.

Uebersicht der Typen. A. Kerne. a. Stammkerne.

Die meisten Kohlenstoffverbindungen oder Hydrocarbone sind Stammkerne, wovon aber einige 2 H mehr enthalten, demnach wegen Unsicherheit der Scheidung hier zusammen betrachtet werden. Sie bilden theils durch große Leuchtkraft ausgezeichnete Gase, theils dünnflüssige verdampfbare Flüssigkeiten, nämlich flüchtige Oele, theils flüchtige krystallinische Körper.

Der Verf. beschreibt hier die flüchtigen Oele in weiterem Sinne, auch diejenigen, welche krystallisiren, und zählt sie alle zu einer Familie, obgleich sie häufig Gemische von Hydrocarbonen und oxydirten Hydrocarbonen sind, weßhalb eine genaue Scheidung nicht leicht statt finden kann. Sie bestehen theils bloß aus Kohlenstoff und Wasserstoff, mehrere von ihnen enthalten aber auch kleine Mengen von Sauerstoff, Schwefel und Stickstoff. Zu den durch Kunst erzeugten Oelen gehören Eupion und Kreosot.

b. Abgeleitete Kerne oder Nebenkerne. In diesen sind die Wasserstoffatome des Stammkernes ganz oder theilweise durch eine gleiche Atomzahl von Sauerstoff, Schwefel, Jod, Chlor ꝛc. ersetzt; dahin gehören Palen, Aethen, Batyren ꝛc.

B. Verbindungen eines Stammkernes oder Nebenkernes mit Stoffen außerhalb desselben. (Hüllenkerne).

a. Kerne mit 1 Atom Wasserstoff verbunden, wie z. B. Indigweiß; auch andere Farbstoffe gehen durch Aufnahme von 1 Atom Wasserstoff in farblose Verbindungen über.

lich ein Gemisch von verschiedenen brenzlichen Oelen und Harzen. Bey der langsamen, so wie bey der raschen Verbrennung erleiden die organischen Stoffe eine Zersetzung; so verharzen sich an der Luft die flüchtigen Oele, einige flüchtige Alkaloide, wie Nicotin und Coniin, das Aldehyd wird zu Essigsäure ꝛc. Bey einer vollständig erfolgten raschen Verbrennung der organischen Gebilde wird eine nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende Verbindung völlig in Kohlensäure und Wasser verwandelt. Auf dem vollkommenen Verbrennen der organischen Körper mit sauerstoffreichen unorganischen Verbindungen, wie mit chlorsaurem Kali, Kupferoxyd und chromsaurem Bleyoxyd, beruht die organische Elementaranalyse, welche der Vers. hier umständlich zu beschreiben Gelegenheit nimmt.

Zu den Zersetzungen der organischen Verbindungen gehören auch die Selbstentmischungen, nämlich Verwesung und Gährung. Erstere ist eine bey Zutritt von Luft und Wasser erfolgende langsame Verbrennung, wobey Kohlenstoff und Wasserstoff in Kohlensäure und Wasser verwandelt werden; der Stickstoff entwickelt sich theils gasförmig oder verwandelt sich in Salpetersäure, in vielen Fällen verbindet sich aber auch der Stickstoff mit Wasserstoff zu Ammoniak.

Die Gährung beruht auf einer geänderten Zusammenfügung der in der organischen Verbindung bereits vorhandenen Elemente; außerdem treten hiezu häufig noch die Elemente des Wassers, ohne dessen Gegenwart keine Gährung möglich ist. Bey der Gährung zerfallen höhere organische Verbindungen theils in niedrigere, theils auch in unorganische, wie in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak. Sehr geeignet zur Gährung sind mehrere stickstoffreiche Verbindungen, nämlich die eyweißartigen und Protein-Stoffe, wo hingegen andere stickstoffreiche Verbindungen wie Harnsäure, Indigo und Alkaloide dieser Fäulniß nicht in dem Grade fähig sind.

Viele für sich nicht gährungsfähige Stoffe werden in Berührung mit Leim- oder Proteinstoffen der Gährung fähig, wozu aber alle bloß aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehenden Verbindungen auf keine Weise gehören. Insofern die Proteinstoffe die Gährung anderer Stoffe anregen, nennt man sie Fermente. Eine Auflösung von Zucker in Wasser, welche für sich fast unverändert bleibt, kann nach der Natur des hinzugefügten Ferments in drey verschiedene Gährungen übergehen, wobey sich der Zucker in Milchsäure verwandelt, ferner in Buttersäure oder in Schleim von Mannit begleitet, woraus die Milchzuckergährung, die Buttersäuregährung und die Schleim- oder Mannitgährung entstehen; wenn der Zucker aber in Kohlensäure und Weingeist zerfällt, so entsteht die Weingährung, welche nur durch das ausgebildete Ferment (Bierhefe oder Weinhefe) hervorgebracht werden kann, aber nicht durch die kleberartige Materie in unverändertem Zustande, in welchem sie sich gelöst neben dem Krümelzucker im Safte der Trauben und der Obstarten befindet.

Die einmal begonnene Gährung kann durch verschiedene Umstände gehindert oder auch gänzlich unterbrochen werden, und zwar durch Frostkälte, durch Siedhitze, durch fäulnißwidrige Mittel ꝛc. Die von Berzelius aufgestellte Erklärungsweise der Gährung, daß das Ferment als katalytische Kraft das Zerfallen des Zuckers in Kohlensäure und Weingeist bewirke, so wie die von Liebig vorgeschlagene, daß die Bewegung, in welcher sich die Elementaratome im Ferment befinden, sich auch den daneben liegenden Atomen des Zuckers mittheilt, hält der Vers. nicht für genügend.

Es können die organischen Verbindungen durch viele unorganische Stoffe zersetzt werden. Das Chlor z. B. entzieht Wasserstoff mehreren daran reichen Verbindungen unter einer steigenden Wärmeentwicklung, welche bis zur Lichterscheinung geht. Außer der Bernsteinsäure und Schleimsäure widerstehen fast keine organischen Verbindungen der Wirkung des Chlors. Das Brom so wie das Jod zersetzen die organischen Verbindungen ebenso wie das Chlor, jedoch wegen geringerer Affinität zum Wasserstoff auf eine weniger kräftige Weise. Viele Säuren wirken zersetzend auf die organischen Verbindungen. Die Salpetersäure bringt Zersetzungen verschiedener Art hervor; sie kann in einigen Fällen ein oder mehrere Atome Wasserstoff vertreten, sie kann auch die organische Verbindung ohne Zersetzung derselben oxydiren. Die meisten organischen Verbindungen werden durch Salpetersäure tiefer zersetzt, indem der Sauerstoff

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik.

(Fortsetzung.)

Es bleibt also dabey, daß die Freyheit auf diesem Gebiet eine unbeschränkte seyn darf, also, was nachträglich bemerkt wird, statt des Tribrachys auch der Amphibrachys und der Bacchius, statt des Daktylus und Anapäst auch der Cretikus, statt des Proceleusmatikus der Jonikus a minori (dafür hält der Verf. den dritten Fuß in Hec. I, 2, 9 dic mihi, Philotis, ubi te oblectasti tam diu) und der epitritus I (nämlich egō dē mē facio conjecturam in Heaut. III, 3, 13) eintreten. Wer wollte daran zweifeln? „daß ein solches Princip bereits von den Alten anerkannt ist, lehren uns ja die bewährtesten Autoritäten, nämlich Longin. prolegg. in Hephaest. p. 139 und Mar. Victor. p. 2484, wo dieser über den Rhythmus sagt: ut volet, protrahit tempora, ita ut breve tempus plerumque longum efficiat, longum contrahat. Hiemit ergibt sich, daß Bentley und die Kritiker, welche ihm bisher gefolgt sind, auf einem ganz verkehrten Weg begriffen waren. Sie hielten dafür, eine Naturlänge könne nie verkürzt werden, mit Ausnahme weniger mittelzeitigen dissyllaba, wie abi, domi, redi, dari, roga, iube, tace, vide, welchen hier p. 72 noch ades (Hec. III, 5, 60), patri (Phorm. III, 1, 10), cito (Andr. V, 4, 25) „und vor allem das einsylbige ex“ beygefügt wird. Nach der jetzt entdeckten Theorie besteht aber gar kein Unterschied zwischen Natur- und Positionslänge bey den römischen Dichtern, die irrige Trennung beyder „beruht nur auf der Wahrnehmung, daß die germanischen Völker, dem Charakter ihrer Sprache gemäß einen Vocal, auf den zwey Consonanten folgen, kurz auszusprechen pflegen — dieß scheint aber bey den Römern nicht der Fall gewesen zu seyn. Es gab gewisse Consonantenverbindungen, die die vorhergehende Sylbe unter allen Umständen dehnten, selbst dann, wenn der zweyte Consonant zur zweyten Sylbe gehörte.“ Daraus folgt doch offenbar, fahren wir im Sinn des Rhythmikers fort, daß die Naturlängen nichts vor den Positionslängen voraus haben, jene sich also eben so gutwillig der Verkürzung fügen müssen, wie die durch Consonantenverbindung gebildeten Längen, denn von der Länge einer Sylbe, welche zwey Consonanten nach sich hat, wußte man vordem noch nichts, Jedermann glaubte bey solchen Sylben nur an die Wirkung der Position. Auch das kann unser neuer Gesetzgeber nicht zugestehen, daß die Position vorzugsweise bey ein- und zweysylbigen Wörtern und bey Compositis vernachläßigt werden dürfe; „die Metrik,“ meint er, „hat es von jeher mit der Sylbe zu thun gehabt: der Begriff des Wortes ist ihr überhaupt fremd;“ die Composition ferner, welche Bentley anführt, vermag S. gar nicht für solche zu halten, als da sind ingenium, invidia, consilium, officium, intelligere, oppressio und supellectile, iuventutis, venustatis, voluptatis gehören vollends gar nicht in diesen Canon, den er für „unredlich in Angabe der Thatsachen,“ für „widersprechend allem Kunst- und Sprachgefühl, der Autorität der Alten und am meisten sich selbst“ erklärt (p. 75). Als Widerlegung der schon stark generalisirten Regel Bentley's, daß nur die ein- und zweysylbigen Wör-

lich ein Gemisch von verschiedenen brenzlichen Oelen und Harzen. Bey der langsamen, so wie bey der raschen Verbrennung erleiden die organischen Stoffe eine Zersetzung; so verharzen sich an der Luft die flüchtigen Oele, einige flüchtige Alkaloide, wie Nicotin und Coniin, das Aldehyd wird zu Essigsäure ꝛc. Bey einer vollständig erfolgten raschen Verbrennung der organischen Gebilde wird eine nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende Verbindung völlig in Kohlensäure und Wasser verwandelt. Auf dem vollkommenen Verbrennen der organischen Körper mit sauerstoffreichen unorganischen Verbindungen, wie mit chlorsaurem Kali, Kupferoxyd und chromsaurem Bleyoxyd, beruht die organische Elementaranalyse, welche der Verf. hier umständlich zu beschreiben Gelegenheit nimmt.

Zu den Zersetzungen der organischen Verbindungen gehören auch die Selbstentmischungen, nämlich Verwesung und Gährung. Erstere ist eine bey Zutritt von Luft und Wasser erfolgende langsame Verbrennung, wobey Kohlenstoff und Wasserstoff in Kohlensäure und Wasser verwandelt werden; der Stickstoff entwickelt sich theils gasförmig oder verwandelt sich in Salpetersäure, in vielen Fällen verbindet sich aber auch der Stickstoff mit Wasserstoff zu Ammoniak.

Die Gährung beruht auf einer geänderten Zusammenfügung der in der organischen Verbindung bereits vorhandenen Elemente; außerdem treten hiezu häufig noch die Elemente des Wassers, ohne dessen Gegenwart keine Gährung möglich ist. Bey der Gährung zerfallen höhere organische Verbindungen theils in niedrigere, theils auch in unorganische, wie in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak. Sehr geeignet zur Gährung sind mehrere stickstoffreiche Verbindungen, nämlich die eyweißartigen und Protein-Stoffe, wo hingegen andere stickstoffreiche Verbindungen wie Harnsäure, Indigo und Alkaloide dieser Fäulniß nicht in dem Grade fähig sind.

Viele für sich nicht gährungsfähige Stoffe werden in Berührung mit Leim- oder Proteinstoffen der Gährung fähig, wozu aber alle bloß aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehenden Verbindungen auf keine Weise gehören. Insofern die Proteinstoffe die Gährung anderer Stoffe anregen, nennt man sie Fermente. Eine Auflösung von Zucker in Wasser, welche für sich fast unverändert bleibt, kann nach der Natur des hinzugefügten Ferments in drey verschiedene Gährungen übergehen, wobey sich der Zucker in Milchsäure verwandelt, ferner in Buttersäure oder in Schleim von Mannit begleitet, woraus die Milchzuckergährung, die Buttersäuregährung und die Schleim- oder Mannitgährung entstehen; wenn der Zucker aber in Kohlensäure und Weingeist zerfällt, so entsteht die Weingährung, welche nur durch das ausgebildete Ferment (Bierhefe oder Weinhefe) hervorgebracht werden kann, aber nicht durch die kleberartige Materie in unverändertem Zustande, in welchem sie sich gelöst neben dem Krümelzucker im Safte der Trauben und der Obstarten befindet.

Die einmal begonnene Gährung kann durch verschiedene Umstände gehindert oder auch gänzlich unterbrochen werden, und zwar durch Frostkälte, durch Siedhitze, durch fäulnißwidrige Mittel ꝛc. Die von Berzelius aufgestellte Erklärungsweise der Gährung, daß das Ferment als katalytische Kraft das Zerfallen des Zuckers in Kohlensäure und Weingeist bewirke, so wie die von Liebig vorgeschlagene, daß die Bewegung, in welcher sich die Elementaratome im Ferment befinden, sich auch den daneben liegenden Atomen des Zuckers mittheilt, hält der Verf. nicht für genügend.

Es können die organischen Verbindungen durch viele unorganische Stoffe zersetzt werden. Das Chlor z. B. entzieht Wasserstoff mehreren daran reichen Verbindungen unter einer steigenden Wärmeentwicklung, welche bis zur Lichterscheinung geht. Außer der Bernsteinsäure und Schleimsäure widerstehen fast keine organischen Verbindungen der Wirkung des Chlors. Das Brom so wie das Jod zersetzen die organischen Verbindungen ebenso wie das Chlor, jedoch wegen geringerer Affinität zum Wasserstoff auf eine weniger kräftige Weise. Viele Säuren wirken zersetzend auf die organischen Verbindungen. Die Salpetersäure bringt Zersetzungen verschiedener Art hervor; sie kann in einigen Fällen ein oder mehrere Atome Wasserstoff vertreten, sie kann auch die organische Verbindung ohne Zersetzung derselben oxydiren. Die meisten organischen Verbindungen werden durch Salpetersäure tiefer zersetzt, indem der Sauerstoff

der Säure sowohl Wasserstoff, als Kohlenstoff aufnimmt, und damit Wasser und Kohlensäure erzeugt, durch welchen theilweisen Verlust der beyden Elemente die organische Verbindung immer sauerstoffreicher wird, und sich zuletzt in Oxalsäure umwandelt.

Der Verf. beschreibt hierauf die Einwirkungen, welche einige andere Säuren auf die organischen Verbindungen äußern, wie die Chlorsäure, Jodsäure, Chromsäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure ꝛc.

Die Zersetzungen der organischen Verbindungen durch fixe Alkalien beruhen vorzüglich auf ihrer prädisponirenden Affinität zu den Säuren; sie veranlassen hiedurch neutrale Verbindungen, sich in saure zu verwandeln und veranlassen schwächere organische Säuren, in stärkere überzugehen, wobey sie die organischen Verbindungen disponiren, Sauerstoff aus der Luft aufzunehmen, um dadurch in organische Säuren umgewandelt zu werden. So bildet Kali in Weingeist aufgelöst außer einem braunen Harz, Essigsäure und Ameisensäure. Ebenso wird der Zucker durch eine kochende Lösung von Kali in vier organische Säuren umgewandelt. Auch werden einige organische Stoffe durch Ammoniak zersetzt und zum Theil in Amid-Verbindungen verwandelt.

Eintheilung der organischen Verbindungen.

Der Verf. befolgt, wie schon gesagt, die von Laurent vorgeschlagene Eintheilung, welcher annimmt, daß die organischen Verbindungen theils Stammkerne sind, theils abgeleitete oder Nebenkerne, theils Verbindungen ersterer und letzterer mit verschiedenen außerhalb des Kerns angelagerten Stoffen. Hiebey wird mit denjenigen Kernen begonnen, welche die geringste Zahl von Kohlenstoffatomen enthalten, und dann in einer Stufenleiter zu denjenigen fortgeschritten, welche die meisten Kohlenstoffatome enthalten. Auf diese Weise wird man von der niedrigsten Stufe der organischen Verbindungen bis zu der höchsten aufsteigen. Jeder Stammkern bildet eine Reihe ihm gehörender Typen, welche Reihe man die Stammreihe nennt. Den ersten Typus dieser Reihe bildet der Stammkern selbst; den zweyten z. B. Kern + H, den dritten Kern + H^2, den vierten Kern + HO etc. Bey den Nebenkernen kommen auch häufig gepaarte Verbindungen vor. Ein Stammkern nebst seinen Nebenkernen und allen Verbindungen, welche beyde Arten von Kernen liefern, bildet eine Gruppe.

Die Vorschläge des Verf. für eine neue chemische Nomenclatur der organischen so wie auch der unorganischen Verbindungen könnten, wenn sie allgemein eingeführt würden, sicher eine Erleichterung im Studium der oft sehr verwirrten organischen Verbindungen herbeyführen.

Uebersicht der Typen. A. Kerne. a. Stammkerne.

Die meisten Kohlenstoffverbindungen oder Hydrocarbone sind Stammkerne, wovon aber einige 2 H mehr enthalten, demnach wegen Unsicherheit der Scheidung hier zusammen betrachtet werden. Sie bilden theils durch große Leuchtkraft ausgezeichnete Gase, theils dünnflüssige verdampfbare Flüssigkeiten, nämlich flüchtige Oele, theils flüchtige krystallinische Körper.

Der Verf. beschreibt hier die flüchtigen Oele in weiterem Sinne, auch diejenigen, welche krystallisiren, und zählt sie alle zu einer Familie, obgleich sie häufig Gemische von Hydrocarbonen und oxydirten Hydrocarbonen sind, weßhalb eine genaue Scheidung nicht leicht statt finden kann. Sie bestehen theils bloß aus Kohlenstoff und Wasserstoff, mehrere von ihnen enthalten aber auch kleine Mengen von Sauerstoff, Schwefel und Stickstoff. Zu den durch Kunst erzeugten Oelen gehören Eupion und Kreosot.

b. Abgeleitete Kerne oder Nebenkerne. In diesen sind die Wasserstoffatome des Stammkernes ganz oder theilweise durch eine gleiche Atomzahl von Sauerstoff, Schwefel, Jod, Chlor ꝛc. ersetzt; dahin gehören Palen, Aethen, Batyren ꝛc.

B. Verbindungen eines Stammkernes oder Nebenkernes mit Stoffen außerhalb desselben. (Hüllenkerne).

a. Kerne mit 1 Atom Wasserstoff verbunden, wie z. B. Indigweiß; auch andere Farbstoffe gehen durch Aufnahme von 1 Atom Wasserstoff in farblose Verbindungen über.

b. Kerne mit 2 Atomen Wasserstoff. Hiezu soll das Sumpfgas gehören, welches noch 1 Atom Wasserstoff aufgenommen. Auch ist der Verf. geneigt, hier diejenigen organischen Verbindungen einzureihen, welche mehr oder weniger den Charakter einer Salzbasis besitzen, nämlich die Alkaloide. Diese lassen sich als Verbindungen von 2 Atomen Wasserstoff betrachten mit einem Kerne, welcher 1 oder 2 Atome Stickstoff enthält. Der Kern enthält außer dem Kohlenstoff und Stickstoff, welch' letzterer wesentlich ist, bloß Wasserstoff, oder zugleich noch Sauerstoff und Schwefel.

Der Vf. beschreibt dann die Darstellung und Eigenschaften der in der Natur vorkommenden Alkaloide, so wie der durch Kunst erzeugten; zu letzteren gehören das Leukohl oder Chinolin aus dem Steinkohlentheer und das Anilin, welches sich bey der trocknen Destillation des Indigs bildet. Diejenigen Alkaloide, welche eine kleinere Zahl von Kohlenwasserstoffatomen und daneben blos Wasserstoff und Stickstoff enthalten, erscheinen als ölige Flüssigkeiten wie Nicotin, Coniin, Anilin, Leukol Oderin; die übrigen sind starr und meistens krystallisch.

b. Verbindungen der Kerne mit Wasserstoff und Sauerstoff nach gleicher Atomzahl.

a. Verbindungen der Kerne mit 1 Atom Wasserstoff und 1 Atom Sauerstoff.

Aetherarten. Diese Verbindungen entstehen durch Erhitzen von Alkoholen mit wasserbegierigen Stoffen, vorzüglich mit Schwefelsäure. Diese entziehen den Alkoholen 1 Atom Wasserstoff und Sauerstoff, wodurch sie in Aether übergehen. So liefert der Holzgeist den Holzäther (Formäther) und der Weingeist den gewöhnlichen Aether (Vinäther). Hinsichtlich ihrer Zusammensetzung können die Aetherarten in drey Klassen verfallen.

1. Vinäther, Holzäther und Myläther.

2. Die durch Wasserstoffsäuren erzeugten Aether, in welchen 1 Atom Sauerstoff durch 1 Atom des Radikals einer Wasserstoffsäure vertreten ist; der Vf. bezeichnet sie mit dem Ausdruck Afer, als Vinafer, Formafer.

3. Viele aus Alkoholen und Sauerstoffsäuren entstandene ätherische Verbindungen bestehen aus dem Aether der ersten Klasse mit einer unorganischen oder organischen Sauerstoffsäure. Der Verf. nennt sie Ester, z. B. Salpetrig-Vinester ꝛc.

β. Verbindungen der Kerne mit 2 Atomen Wasserstoff und 2 Atomen Sauerstoff.

Alkohole. Hierher gehören: Holzgeist, Weingeist, Fuselöl und Aethal, letzteres entstanden durch Behandlung des Wallraths mit Kali. Wenn Schwefelsäure oder Phosphorsäure auf diese Alkohole einwirkt, werden Wasserstoff und Sauerstoff disponirt, sich zu Wasser zu vereinigen, was die Umwandlung derselben zu Aether zur Folge hat. Auch durch die Einwirkung des Sauerstoffs können ihnen 2 Atome Wasserstoff entzogen werden, um sie in Aldide zu verwandeln, z. B. Weingeist in Aldehyd. Es können aber auch 2 Atome an den Kern treten, und nun entstehen 1 basische Säuren. So verwandelt sich Holzgeist in Ameisensäure, Weingeist in Essigsäure, Fuselöl in Baldriansäure.

(Schluß folgt.)

Nomenclatoris zoologici index universalis, continens nomina systematica classium, ordinum, familiarum et generum animalium omnium, tam viventium quam fossilium, secundum ordinem alphabeticum unicum disposita, adjectis homonymis plantarum. Auctore L. Agassiz. Soloduri 1848. 1135 S. 16.

Der vorliegende Nomenclator ist eigentlich nur die Sedez-Ausgabe von dem gleichnamigen, den Agassiz im Jahre 1846 als Index zu seinem großen Nomenclator zoologicus in Quart-Format publizirt hatte. Außer der Aenderung des Formates ist nur noch die vorgenommen worden, daß in den Noten die auf den großen Nomenclator bezüglichen Zusätze weggelassen, und blos diejenigen Namen, die auch im Pflanzenreiche gebraucht sind, aufgeführt wurden. Dieser Index ist also eine bequeme Handausgabe für Alle, welche den großen Nomenclator nicht besitzen.

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Untersuchungen über einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus von Justus Liebig. Braunschweig 1848.

Es ist ein unbedingt geltender Grundsatz, ohne welchen jede Naturforschung zu einer Unmöglichkeit würde, daß wir eine ewig bindende Kraft der Gesetze annehmen, welche in der Materie herrschen. Unter gleichen Umständen muß jedes Element stets dieselben Eigenschaften zeigen, muß die Wirkung einer Kraft constant dieselbe seyn. Kein Ding kann je seine Eigenschaften aus irgend einer Ursache ändern, mag es hier oder dort in Wechselwirkung mit anderen Dingen treten. Bey der Wirkung von Stoff auf Stoff ist die Interpolation einer variablen Kraft ein Unternehmen, welches jeder weiteren Forschung den Stab bräche. Wo bliebe die Kraft des Gesetzes, wo bliebe der Boden für ein Fortschreiten in der Kenntniß des Zusammenhangs aller Dinge, wenn er jeden Augenblick wanken könnte, wenn Gesetze zu binden und zu lösen einem Spiel der Willkühr überlassen wäre, dem zu folgen unserm geistigen Bedürfniß weder erquicklich noch möglich wäre.

Gleichgültig ob die Materie zum Aufbau anorganischer oder organischer Körper benützt ist: ihrem Gesetz, dem sie dort gehorcht, muß sie auch hier gehorchen. Physikalische und chemische Kräfte und nur sie können das Wechselspiel der organischen Materie leiten, aber freylich nicht die physikalischen und chemischen Kräfte allein, welche wir bis jetzt kennen gelernt haben. Wir kennen nur einzelne und leider nur wenige Paragraphen jener Gesetze; in ihrem vollen Umfang sie zu erforschen, das ist die Aufgabe, nicht aber an dem gebrechlichen Stab erfundener neuer Gesetze sich über die Lücken des Wissens hinüber schwingen zu wollen. Von dem, was wir wissen, müssen wir ausgehen, und vor allem versuchen, wie weit die jetzige Kenntniß physikalische und chemische Kräfte auf dem Gebiet des organischen Lebens trägt. Es ist dieß die Richtung unserer gegenwärtigen Methode, welche auf seinem Gebiet Liebig durch seine Schriften am meisten angeregt hat. Mag immerhin Manches in der Wirklichkeit anders seyn als, in seinem System hingestellt ist, der Weg, den er eingeschlagen hat, ist und bleibt der richtige, und die Fragen richtig gestellt zu haben ist oft dankenswerther selbst als ihre Lösung.

Bey dem Versuch der Lösung haben wir uns vor Allem vor der Illusion zu hüten, physikalische und chemische Experimente ohne weiteres auf den Organismus anzuwenden, ohne genau alle Nebenumstände zu berücksichtigen, welche in dem lebenden Körper durch eine so enge und complicirte Verschlingung der Ursachen die letzte Form eines Processes so modificiren können, daß die sonst beobachtete Wirkung der Congruenz einzelner Ursachen eine ganz andere außerdem nicht existirende zu seyn scheint.

Auch in der vorliegenden Untersuchung hat Liebig das große Verdienst, eine Reihe theils bekannter, theils neu gewonnener Erfahrungen auf physikalischem Gebiet, in Relation zu physiologischen Vorgängen gesetzt, und den Weg zur Erklärung häufig beobachteter Thatsachen gezeigt zu haben, deren Ursachen und Zusammenhang bisher unbekannt geblieben waren.

Verfolgen wir nun den Gang seiner Untersuchung, so zerfällt dieselbe in zwey Abschnitte.

Der erste beschäftigt sich mit den „Erscheinungen, welche die Mischung zweyer Flüssigkeiten begleiten, die durch eine Membran von einander getrennt sind.“

Als die drey Hebel, durch welche die Bewegung und Verbreitung der im Darmkanal gelösten Nahrungsmittel innerhalb des ganzen Körpers ermöglicht wird, werden bezeichnet: 1) die Durchdringlichkeit aller Gefäßwände für diese Flüssigkeit, 2) der Luftdruck, 3) die chemische Anziehung, welche die verschiedenen Flüssigkeiten des Thierkörpers zu einander besitzen. Ihre Beweglichkeit verdanken sie dem Wasser, welches alle Gewebe im normalen Zustand enthalten, und welches sie in einer nicht mit Wasserdampf gesättigten Atmosphäre verlieren. Von diesem Wassergehalt ist ihre Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit, ihr Glanz, ihre Biegsamkeit und Elasticität abhängig, und geht mit dem Wasserverlust verloren, wird aber wieder gewonnen, wenn sie c. 24 Stunden lang aufs neue mit Wasser in Berührung gebracht worden sind. Wie die Gewebe Wasser in ihre Substanz aufnehmen, so nehmen sie auch alle mit Wasser mischbaren Flüssigkeiten auf. Trocken nehmen sie die verschiedensten Flüssigkeiten, Oel, Aether ꝛc. in sich auf und verhalten sich in dieser Beziehung analog jedem porösen Körper, welche diese Eigenschaft der Capillaritätswirkung verdanken, die selbst wieder von zweyerley bedingt ist, einmal nämlich von der Anziehung der Poren-Wandungen und Flüssigkeitstheilchen und dann der Flüssigkeitstheilchen untereinander. So wird die Flüssigkeit in einer Pore, an deren innerer Wand zunächst von der ersteren, gegen die Mitte zu von der letzteren (oder der Cohäsion) allein gehalten, und zwar in gefüllten Poren sowohl in der Richtung der Schwere als ihr entgegen unbeweglich. In leeren Poren (Capillarröhren) wird die Flüssigkeit durch die Capillarattraction bewegt; aus vollen kann sie nur bewegt werden durch mechanischen Druck oder Ursachen, welche die Attraction und Cohäsion vermindern. Diese für die porösen Körper überhaupt geltenden Eigenschaften finden wir bey den organischen Geweben und, es folgt daraus mit Gewißheit, daß sie Poren haben, wenn sie auch mit den besten Mikroskopen nicht mehr wahrnehmbar sind. —

Wir können hier die Controverse über die Gegenwart oder Abwesenheit von Poren bey Seite lassen, wenn wir im Auge behalten, daß mit der Annahme ihrer Gegenwart wohl eine große Menge von Erscheinungen theoretisch bequem erklärt werden können, einzelne jedoch wieder nicht, wie z. B. die zunächst jetzt zur Sprache kommenden Eigenschaften der Biegsamkeit und Elasticität der Gewebe. Denn bey allen auch noch so kleinen Poren muß es zuletzt Wandungen geben, und wenn diese Wandungen nur passive Vermittler der Capillaritätserscheinungen sind, so ist nicht einzusehen, wie sie an sich irgendwie in ihren Eigenschaften könnten durch An- oder Abwesenheit des von ihnen eingeschloßnen Wassers alterirt werden. Deßhalb denkt sich auch Schleiden das Verhältniß dieses Wassers zu den Geweben wie das des Salzes zum Wasser in einer Lösung. Wir haben etwas Aehnliches bey der Absorption des Gases. Wir können auch hier nicht mehr im Ernst von Poren des Wassers sprechen, in denen das Gas enthalten ist und welches bey höherer Temperatur, dem Feind der Adhäsion, entweicht, sondern wir können hiebey nur der theoretischen Bequemlichkeit halber an dieser Hypothese festhalten.

Der Verfasser geht hierauf über zur Bestimmung des Drucks, welcher nöthig ist, verschiedene Flüssigkeiten durch thierische Membranen von gewisser Dicke hindurchzupressen. Wir erwähnen hier nur, daß durch eine Membran von $\frac{1}{10}'''$ Knochenöl erst bey einem Quecksilberdruck von 34″, Alkohol noch nicht bey einem Quecksilberdruck von 48″ ausfließt. Durch eine Membran von $\frac{1}{20}'''$ braucht das Oel einen Druck von 22 — 24″, Alkohol von 40″, durch eine Membran von $\frac{1}{100}$ bedarf das Oel eines Quecksilberdruckes von 3″ *).

(Schluß folgt.)

*) Zu bemerken ist, daß Oliven- und Mandelöl eines viel stärkeren Drucks bedürfen, um durch die Membranen gepreßt zu werden, als das von Liebig angewandte Knochenöl.

Handbuch der organischen Chemie von Leopold Gmelin.

(Schluß.)

c. Verbindungen der Kerne mit 2 Atomen Sauerstoff.

Aldehyde oder Aldide. Das Aldehyd entsteht, wenn man dem Weingeist 2 Atome Wasserstoff entzieht; da aber noch viele andere Stoffe in ihrer Zusammensetzung mit demselben Aehnlichkeit haben, so hat man sie Aldide genannt, indem der Name Aldehyd nur für die aus Vine-Reihe vorbehalten ist.

Verbindungen der Kerne mit 4, 6, oder 8 Atomen Sauerstoff. Ein — zwey und dreybasische Säuren.

Organische Säuren im engeren Sinne. Jede Verbindung eines Kerns mit 4, 6 oder mehr Atomen Sauerstoff verhält sich als eine ausgemachte Säure. Die organischen Säuren sind um so stärker, je weniger Atome Kohlenstoff und Wasserstoff ihren Kern bilden, und mit Zunahme der Kohlenstoff- und Wasserstoff Atome im Kerne werden sie schwächer, auch specifisch leichter. Einige von ihnen sind flüssig, wie Ameisensäure, Milchsäure, Buttersäure, Oelsäure, die meisten sind starr und krystallisch. Andere enthalten Stickstoff, theils als solchen, theils als Amid, theils als Untersalpetersäure. Hinsichtlich ihres Verhältnißes zu den Basen zerfallen sie in 1, 2 und 3 basische Säuren, je nachdem sie zur Bildung eines normalen Salzes 1, 2 oder 3 Atome einer Basis gebrauchen, wie Tarter-, Tartral- und Tartrel Säure. Gepaarte Säuren. Verschiedene organische indifferente Stoffe bilden mit unorganischen sowie mit hypothetisch trocknen organischen Säuren eine innige saure Verbindung, eine gepaarte Säure, welche sich als Ganzes mit Salzbasen vereinigt. Die mit der Säure gepaarte organische Verbindung ist der Paarling. Hierher gehören z. B. Benzinschwefelsäure, Weinschwefelsäure ꝛc. Die meisten gepaarten Säuren entstehen durch die Schwefelsäure, verbunden mit einer indifferenten organischen Substanz, als Naphtalin-Schwefelsäure, Isatin-Schwefelsäure ꝛc. Das Bittermandelöl bildet mit Ameisensäure die Mandelsäure.

Verseifbare Fette, welche Glycerin liefern, Süßfette oder Glyceride. Die Eintheilung der Fette in flüssige, feste, trocknende ꝛc. mußte nach Chevreul's folgereichen Untersuchungen aufgegeben werden. Nach ihrer chemischen Natur kann man sie auf folgende Weise eintheilen. 1. Unverseifbare Fette, welche durch wäßriges Kali nicht verändert werden, als Paraffin, Amberfett, Gallenfett. 2. Seifensäuren, erzeugt durch die Einwirkung der Basen auf die verseifbaren Fette, als Buttersäure, Talgsäure, Margarinsäure, Oelsäure. 3. Verseifbare Fette, welche sich mit den Alkalien nicht als Ganzes verbinden, sondern in Berührung mit ihnen in eine fettige Säure und Glycerin zerfallen.

Die Süßfette, als Oele und Talg oder Schmalz, kommen im Pflanzenreiche und Thierreiche vor. Kein Versuch ist bis jetzt gelungen, dieselben durch Kunst zu erzeugen. Alle werden beym Zusammenbringen mit fixen Alkalien und einigen Metalloxyden zersetzt, wodurch die Seifensäure und Glycerin (Verseifung) entsteht, obgleich es noch nicht vollkommen erwiesen ist, daß die Süßfette wirklich als eine Verbindung des Glycerin's mit Seifensäuren zu betrachten seyn dürften. Aus 100 Theilen Menschenfett erhielt Chevreul 9,0 Glycerin und 94 Seifensäure.

Verbindungen 2 Atome Kohlenstoff haltend, Sumpfgas $C^2 H^4$, Holzäther $C^2 H^3 O$, Holzgeist $C^2 H^4 O^2$; auf Platinmohr getröpfelt, entflammt sich der Holzgeist, und verbrennt zu Kohlensäure und Wasser. Mit Vitriolöl verbindet er sich zu Methylschwefelsäure, welche bey freywilligem Verdunsten krystallisirt. Ameisensäure $C^2 H^2 O^4$, obgleich sie häufig in der Natur vorkömmt, so kann sie doch auch auf mannichfache Weise durch Kunst dargestellt werden. Sie reducirt sehr schnell die Oxyde der edlen Metalle. Der Verf. beschreibt hier das Chloroform und die zahlreichen Verbindungen, zu welchen die Ameisensäure Veranlassung geben kann, in welche Einzelnheiten wir ihm hier nicht folgen können.

inerit zu bringen, ist es schon der Mühe werth, aus vobis einen Trochaeus zu machen.

Herr Geppert befindet sich von seinem selbstgeschaffenen Standpunkt aus in gutem Recht, wenn er nun Ritschl zu Rede stellt, und mit folgenden Fragen und Vorwürfen bestürmt: „sonderbar kommt es mir vor, wenn er gegen die Verkürzung der Endsylbe in habes Rud. V, 3, 13 und ames II, 4, 25 etwas einzuwenden hat: sind das nicht zweysylbige Wörter so gut, wie ades? Und wie Bentley mit diesen umgeht, ist oben (p. 56) an patri gezeigt worden. Ebenso seltsam scheint es mir, daß er die Verkürzung der ersten Sylbe in accedam und appello nicht gestatten will, da er doch aus dem mehrerwähnten Schediasma wissen muß, daß die mit Präpositionen componirten Wörter besondere Ansprüche auf Verkürzung der ersten Sylbe haben. Warum wundert er sich ferner, daß ich die erste Sylbe von Ampelisca kurz gebraucht habe, da ja Hermann Trin. III, 2, 39 die von imperitus ebenfalls verkürzt hat? Es kann also doch nicht gegen die herrschenden Principien seyn. Warum beschuldigt er mich ferner, nicht gewußt zu haben, daß die erste Sylbe von aleator lang wäre, weil ein jambischer Trimeter mit den Worten nec ted aleator anfängt? Sind denn die beyden Worte nec ted nicht ebenso gut ein paar Monosyllaba, wie hic est zu Anfang von Andr. IV, 4, 48 oder ist dieser Spondeus anstößiger als der in hic ille Trin. I, 2, 15? u. s. w. Am meisten hat „Ritschls Zorn“ der Vers Rud. IV, 5, 5 ego hodie qui néque speravi néque credidi versteht sich in der hier gegebenen Scansion erregt, und doch „kann er mit der Betonung, die ihm die Metriker gegeben haben, nicht schlechter seyn. Nicht, daß der Molossus speravi mit seiner letzten Sylbe in eine gleiche Stelle geräth, sondern der Vers zerfällt auch geradezu in drey Dipodien, ein großer Fehler.“ (Dessen beyläufig bemerkt, Terenz sich mehremale, z. B. Heaut. I, 1, 3; 1, 40 sich schuldigt macht) „der Ton der Worte aber scheint mir nur der seyn zu können, daß man schreibt néque speravi néque credidi. Es wäre nichts so unerhörtes, wenn die erste Sylbe des zweyten neque hier durch den Rhythmus verlängert worden wäre, da er dem Eingriff der Alten zufolge, dergleichen Dinge öfters gethan hat.“ (Wer? der Rhythmus oder Plautus?) Mir aber schien in dem qu ursprünglich ein Doppelconsonant, oder, wenn man will, ein Consonant mit einem Vocal zu liegen. Daher findet man relicuus, delicucuus, anticuum — am meisten aber entscheidet für die Doppelconsonanz der Umstand, daß qu im Epid. III, 4, 62 Position bildet: potuit, plus iam sum libera quinquennium, ein Vers der sich ganz ebenso im C. A. findet. Von der Verlängerung der ersten Sylbe oder der dreysylbigen Aussprache des neque findet sich freylich bey Plautus außer Mil. II, 6, 1 *) und Most. I, 3, 107 so viel ich mich erinnere, kein Beyspiel, aber wohl bey Terenz, denn Ad. III, 4, 13 lautet im cod. Bembinus: neque faciam, neque id satis pie posse arbitror, ein Fall der mit dem unsrigen genau übereinstimmt, denn man sieht, daß bey beyden die Steigerung des Gedankens in dem zweyten jene abnorme Verlängerung hervorgebracht hat. Hier wird gesagt: ich werde es weder thun, noch kann ich es thun, dort: ich hoffte es nicht, noch glaubte ich es.“ Was vermag nicht alles die Kraft des Gedankens!

Nach der Mittheilung dessen, was der Verf. über die gewöhnlichsten Verse aufgestellt hat, haben wir uns hoffentlich bey verständigen Lesern die Erlaubniß erwirkt, über den Rest, welcher von einigen Plautinischen canticis handelt, und von dem Verhältniß der Palatinischen Handschriften zu dem Ambrosianus, mit Stillschweigen hinwegzugehen.

*) Im Miles, II, 6, 1 wird man nicht auf die Vulgata gehen dürfen und in der Mostellaria I, 3, 107 bedarf es nur einer leichten Umstellung, um die gewöhnliche Prosodie von neque herzustellen; daß Ad. III, 4, 13 ex nicht fehlen kann, versteht sich von selbst.

L. Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Handbuch der organischen Chemie von Leopold Gmelin.

(Fortsetzung.)

Es sind ferner die meisten organischen Verbindungen farblos, selbst solche, welche die größte Zahl von Kohlenstoffatomen enthalten; einige mit wenigstens 14 Atomen Kohlenstoff, die organischen Farbstoffe, sind nicht nur für sich lebhaft gefärbt, sondern behalten auch ihre Farbe in ihren meisten Verbindungen mit farblosen Stoffen.

Die lichtbrechende Kraft der organischen Flüssigkeiten ist um so größer, je specifisch schwerer und je dickflüssiger sie sind und je mehr in den Kohlenwasserstoff-Verbindungen der Kohlenstoff über den Wasserstoff vorwaltet.

Viele organische Verbindungen haben unter sich bey gleicher procentischer Zusammensetzung sehr abweichende physikalische und chemische Eigenschaften (Isomerie), dahin gehören die flüchtigen Oele des Terpentins, der Citronen, der Gewürznelken, des Elainharzes, die Weinsäure, Traubensäure ꝛc.

Zersetzungen der organischen Verbindungen.

Die Umwandlungen der organischen Verbindungen können auf mannichfache Weise herbeygeführt werden, nämlich durch Aufnahme eines von außen hinzutretenden Stoffes, so wie durch Entziehung eines oder mehrerer ihrer Stoffe ꝛc. Wenn durch Einwirkung eines Stoffes der organischen Verbindung ein Element entzogen wird, und an dessen Stelle ein anderes nach derselben Atomzahl in die organische Verbindung eintritt, so daß auch die gegenseitige Stellung unverändert bleibt, so belegt man diese Umwandlung mit dem Ausdrucke Substitution, Metalepsie oder Vertretung, wobey aber der Kohlenstoff nicht substituirt werden kann. Der Wasserstoff wird am häufigsten substituirt durch Chlor, Brom und Jod, ebenso kann er durch Sauerstoff, durch ein Metall, so wie durch einige Säuren substituirt werden. Auch läßt sich der Sauerstoff durch Schwefel vertreten, und umgekehrt der Schwefel durch Sauerstoff.

Zersetzungen durch Hitzung, so wie durch Verbrennung.

Die Verbindungen mit mittlerem Sauerstoffgehalt, wie Zucker, Gummi, Holz ꝛc. lassen, wenn sie in verschloßenen Gefäßen erhitzt werden, am meisten Kohle zurück, weil durch den Sauerstoff ein großer Theil des Wasserstoffs, welcher den Kohlenstoff verflüchtigen würde, in Wasser verwandelt wird. Die Produkte, welche sich bey der sogenannten trocknen Destillation verschiedener organischer Substanzen bilden, sind Gasarten, nämlich Wasserstoffgas, Kohlenoxydgas, kohlensaures Gas. In dem wäßrigen Destillate finden sich außer dem gebildeten Wasser nur selten weingeistartige Flüssigkeiten, wie Aldehyd, Holzgeist, Lignon und Aceton, aber fast immer Säuren, unter welchen die Essigsäure am häufigsten vorkömmt. Bey der Destillation stickstoffhaltiger Verbindungen findet man in dem wäßrigen Destillat Blausäure und Ammoniak, letzteres zum Theil mit Kohlensäure und Essigsäure verbunden. Ferner entsteht bey der trocknen Destillation Brenztheer, näm-

lich ein Gemisch von verschiedenen brenzlichen Oelen und Harzen. Bey der langsamen, so wie bey der raschen Verbrennung erleiden die organischen Stoffe eine Zersetzung; so verharzen sich an der Luft die flüchtigen Oele, einige flüchtige Alkaloide, wie Nicotin und Coniin, das Aldehyd wird zu Essigsäure ꝛc. Bey einer vollständig erfolgten raschen Verbrennung der organischen Gebilde wird eine nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende Verbindung völlig in Kohlensäure und Wasser verwandelt. Auf dem vollkommenen Verbrennen der organischen Körper mit sauerstoffreichen unorganischen Verbindungen, wie mit chlorsaurem Kali, Kupferoxyd und chromsaurem Bleyoxyd, beruht die organische Elementaranalyse, welche der Verf. hier umständlich zu beschreiben Gelegenheit nimmt.

Zu den Zersetzungen der organischen Verbindungen gehören auch die Selbstentmischungen, nämlich Verwesung und Gährung. Erstere ist eine bey Zutritt von Luft und Wasser erfolgende langsame Verbrennung, wobey Kohlenstoff und Wasserstoff in Kohlensäure und Wasser verwandelt werden; der Stickstoff entwickelt sich theils gasförmig oder verwandelt sich in Salpetersäure, in vielen Fällen verbindet sich aber auch der Stickstoff mit Wasserstoff zu Ammoniak.

Die Gährung beruht auf einer geänderten Zusammenfügung der in der organischen Verbindung bereits vorhandenen Elemente; außerdem treten hiezu häufig noch die Elemente des Wassers, ohne dessen Gegenwart keine Gährung möglich ist. Bey der Gährung zerfallen höhere organische Verbindungen theils in niedrigere, theils auch in unorganische, wie in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak. Sehr geeignet zur Gährung sind mehrere stickstoffreiche Verbindungen, nämlich die eyweißartigen und Proteinstoffe, wo hingegen andere stickstoffreiche Verbindungen wie Harnsäure, Indigo und Alkaloide dieser Fäulniß nicht in dem Grade fähig sind.

Viele für sich nicht gährungsfähige Stoffe werden in Berührung mit Leim- oder Proteinstoffen der Gährung fähig, wozu aber alle bloß aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehenden Verbindungen auf keine Weise gehören. Insofern die Proteinstoffe die Gährung anderer Stoffe anregen, nennt man sie Fermente. Eine Auflösung von Zucker in Wasser, welche für sich fast unverändert bleibt, kann nach der Natur des hinzugefügten Ferments in drey verschiedene Gährungen übergehen, wobey sich der Zucker in Milchsäure verwandelt, ferner in Buttersäure oder in Schleim von Mannit begleitet, woraus die Milchzuckergährung, die Buttersäuregährung und die Schleim- oder Mannitgährung entstehen; wenn der Zucker aber in Kohlensäure und Weingeist zerfällt, so entsteht die Weingährung, welche nur durch das ausgebildete Ferment (Bierhefe oder Weinhefe) hervorgebracht werden kann, aber nicht durch die kleberartige Materie in unverändertem Zustande, in welchem sie sich gelöst neben dem Krümelzucker im Safte der Trauben und der Obstarten befindet.

Die einmal begonnene Gährung kann durch verschiedene Umstände gehindert oder auch gänzlich unterbrochen werden, und zwar durch Frostkälte, durch Siedhitze, durch fäulnißwidrige Mittel ꝛc. Die von Berzelius aufgestellte Erklärungsweise der Gährung, daß das Ferment als katalytische Kraft das Zerfallen des Zuckers in Kohlensäure und Weingeist bewirke, so wie die von Liebig vorgeschlagene, daß die Bewegung, in welcher sich die Elementaratome im Ferment befinden, sich auch den daneben liegenden Atomen des Zuckers mittheilt, hält der Verf. nicht für genügend.

Es können die organischen Verbindungen durch viele unorganische Stoffe zersetzt werden. Das Chlor z. B. entzieht Wasserstoff mehreren daran reichen Verbindungen unter einer steigenden Wärmeentwicklung, welche bis zur Lichterscheinung geht. Außer der Bernsteinsäure und Schleimsäure widerstehen fast keine organischen Verbindungen der Wirkung des Chlors. Das Brom so wie das Jod zersetzen die organischen Verbindungen ebenso wie das Chlor, jedoch wegen geringerer Affinität zum Wasserstoff auf eine weniger kräftige Weise. Viele Säuren wirken zersetzend auf die organischen Verbindungen. Die Salpetersäure bringt Zersetzungen verschiedener Art hervor; sie kann in einigen Fällen ein oder mehrere Atome Wasserstoff vertreten, sie kann auch die organische Verbindung ohne Zersetzung derselben oxydiren. Die meisten organischen Verbindungen werden durch Salpetersäure tiefer zersetzt, indem der Sauerstoff

der Säure sowohl Wasserstoff, als Kohlenstoff aufnimmt, und damit Wasser und Kohlensäure erzeugt, durch welchen theilweisen Verlust der beyden Elemente die organische Verbindung immer sauerstoffreicher wird, und sich zuletzt in Oxalsäure umwandelt.

Der Verf. beschreibt hierauf die Einwirkungen, welche einige andere Säuren auf die organischen Verbindungen äußern, wie die Chlorsäure, Jodsäure, Chromsäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure ꝛc.

Die Zersetzungen der organischen Verbindungen durch fixe Alkalien beruhen vorzüglich auf ihrer prädisponirenden Affinität zu den Säuren; sie veranlassen hiedurch neutrale Verbindungen, sich in saure zu verwandeln und veranlassen schwächere organische Säuren, in stärkere überzugehen, wobey sie die organischen Verbindungen disponiren, Sauerstoff aus der Luft aufzunehmen, um dadurch in organische Säuren umgewandelt zu werden. So bildet Kali in Weingeist aufgelöst außer einem braunen Harz, Essigsäure und Ameisensäure. Ebenso wird der Zucker durch eine kochende Lösung von Kali in vier organische Säuren umgewandelt. Auch werden einige organische Stoffe durch Ammoniak zersetzt und zum Theil in Amid-Verbindungen verwandelt.

Eintheilung der organischen Verbindungen.

Der Verf. befolgt, wie schon gesagt, die von Laurent vorgeschlagene Eintheilung, welcher annimmt, daß die organischen Verbindungen theils Stammkerne sind, theils abgeleitete oder Nebenkerne, theils Verbindungen erstlerer und letzterer mit verschiedenen außerhalb des Kerns angelagerten Stoffen. Hiebey wird mit denjenigen Kernen begonnen, welche die geringste Zahl von Kohlenstoffatomen enthalten, und dann in einer Stufenleiter zu denjenigen fortgeschritten, welche die meisten Kohlenstoffatome enthalten. Auf diese Weise wird man von der niedrigsten Stufe der organischen Verbindungen bis zu der höchsten aufsteigen. Jeder Stammkern bildet eine Reihe ihm gehörender Typen, welche Reihe man die Stammreihe nennt. Den ersten Typus dieser Reihe bildet der Stammkern selbst; den zweyten z. B. Kern + H, den dritten Kern + H^2, den vierten Kern + HO etc. Bey den Nebenkernen kommen auch häufig gepaarte Verbindungen vor. Ein Stammkern nebst seinen Nebenkernen und allen Verbindungen, welche beyde Arten von Kernen liefern, bildet eine Gruppe.

Die Vorschläge des Verf. für eine neue chemische Nomenclatur der organischen so wie auch der unorganischen Verbindungen könnten, wenn sie allgemein eingeführt würden, sicher eine Erleichterung im Studium der oft sehr verwirrten organischen Verbindungen herbeyführen.

Uebersicht der Typen. A. Kerne. a. Stammkerne.

Die meisten Kohlenstoffverbindungen oder Hydrocarbone sind Stammkerne, wovon aber einige 2 H mehr enthalten, demnach wegen Unsicherheit der Scheidung hier zusammen betrachtet werden. Sie bilden theils durch große Leuchtkraft ausgezeichnete Gase, theils dünnflüssige verdampfbare Flüssigkeiten, nämlich flüchtige Oele, theils flüchtige krystallinische Körper.

Der Verf. beschreibt hier die flüchtigen Oele in weiterem Sinne, auch diejenigen, welche krystallisiren, und zählt sie alle zu einer Familie, obgleich sie häufig Gemische von Hydrocarbonen und oxydirten Hydrocarbonen sind, weßhalb eine genaue Scheidung nicht leicht statt finden kann. Sie bestehen theils bloß aus Kohlenstoff und Wasserstoff, mehrere von ihnen enthalten aber auch kleine Mengen von Sauerstoff, Schwefel und Stickstoff. Zu den durch Kunst erzeugten Oelen gehören Eupion und Kreosot.

b. Abgeleitete Kerne oder Nebenkerne. In diesen sind die Wasserstoffatome des Stammkernes ganz oder theilweise durch eine gleiche Atomzahl von Sauerstoff, Schwefel, Jod, Chlor ꝛc. ersetzt; dahin gehören Palen, Aethen, Batyren ꝛc.

B. Verbindungen eines Stammkernes oder Nebenkernes mit Stoffen außerhalb desselben. (Hüllenkerne).

a. Kerne mit 1 Atom Wasserstoff verbunden, wie z. B. Indigweiß; auch andere Farbstoffe gehen durch Aufnahme von 1 Atom Wasserstoff in farblose Verbindungen über.

b. Kerne mit 2 Atomen Wasserstoff. Hiezu soll das Sumpfgas gehören, welches noch 1 Atom Wasserstoff aufgenommen. Auch ist der Verf. geneigt, hier diejenigen organischen Verbindungen einzureihen, welche mehr oder weniger den Charakter einer Salzbasis besitzen, nämlich die Alkaloide. Diese lassen sich als Verbindungen von 2 Atomen Wasserstoff betrachten mit einem Kerne, welcher 1 oder 2 Atome Stickstoff enthält. Der Kern enthält außer dem Kohlenstoff und Stickstoff, welch' letzterer wesentlich ist, bloß Wasserstoff, oder zugleich noch Sauerstoff und Schwefel.

Der Vf. beschreibt dann die Darstellung und Eigenschaften der in der Natur vorkommenden Alkaloide, so wie der durch Kunst erzeugten; zu letzteren gehören das Leukohl oder Chinolin aus dem Steinkohlentheer und das Anilin, welches sich bey der trocknen Destillation des Indigs bildet. Diejenigen Alkaloide, welche eine kleinere Zahl von Kohlenwasserstoffatomen und daneben blos Wasserstoff und Stickstoff enthalten, erscheinen als ölige Flüssigkeiten wie Nicotin, Coniin, Anilin, Leukol Oderin; die übrigen sind starr und meistens krystallisch.

b. Verbindungen der Kerne mit Wasserstoff und Sauerstoff nach gleicher Atomzahl.

a. Verbindungen der Kerne mit 1 Atom Wasserstoff und 1 Atom Sauerstoff.

Aetherarten. Diese Verbindungen entstehen durch Erhitzen von Alkoholen mit wasserbegierigen Stoffen, vorzüglich mit Schwefelsäure. Diese entziehen den Alkoholen 1 Atom Wasserstoff und Sauerstoff, wodurch sie in Aether übergehen. So liefert der Holzgeist den Holzäther (Formäther) und der Weingeist den gewöhnlichen Aether (Vinäther). Hinsichtlich ihrer Zusammensetzung können die Aetherarten in drey Klassen verfallen.

1. Vinäther, Holzäther und Myläther.

2. Die durch Wasserstoffsäuren erzeugten Aether, in welchen 1 Atom Sauerstoff durch 1 Atom des Radikals einer Wasserstoffsäure vertreten ist; der Vf. bezeichnet sie mit dem Ausdruck Afer, als Vinafer, Formafer.

3. Viele aus Alkoholen und Sauerstoffsäuren entstandene ätherische Verbindungen bestehen aus dem Aether der ersten Klasse mit einer unorganischen oder organischen Sauerstoffsäure. Der Verf. nennt sie Ester, z. B. Salpetrig-Vinester ꝛc.

β. Verbindungen der Kerne mit 2 Atomen Wasserstoff und 2 Atomen Sauerstoff.

Alkohole. Hierher gehören: Holzgeist, Weingeist, Fuselöl und Aethal, letzteres entstanden durch Behandlung des Wallraths mit Kali. Wenn Schwefelsäure oder Phosphorsäure auf diese Alkohole einwirkt, werden Wasserstoff und Sauerstoff disponirt, sich zu Wasser zu vereinigen, was die Umwandlung derselben zu Aether zur Folge hat. Auch durch die Einwirkung des Sauerstoffs können ihnen 2 Atome Wasserstoff entzogen werden, um sie in Aldide zu verwandeln, z. B. Weingeist in Aldehyd. Es können aber auch 2 Atome an den Kern treten, und nun entstehen 1 basische Säuren. So verwandelt sich Holzgeist in Ameisensäure, Weingeist in Essigsäure, Fuselöl in Baldriansäure.

(Schluß folgt.)

Nomenclatoris zoologici index universalis, continens nomina systematica classium, ordinum, familiarum et generum animalium omnium, tam viventium quam fossilium, secundum ordinem alphabeticum unicum disposita, adjectis homonymis plantarum. Auctore L. Agassiz. Soloduri 1848. 1135 S. 16.

Der vorliegende Nomenclator ist eigentlich nur die Sedez-Ausgabe von dem gleichnamigen, den Agassiz im Jahre 1846 als Index zu seinem großen Nomenclator zoologicus in Quart-Format publizirt hatte. Außer der Aenderung des Formates ist nur noch die vorgenommen worden, daß in den Noten die auf den großen Nomenclator bezüglichen Zusätze weggelassen, und blos diejenigen Namen, die auch im Pflanzenreiche gebraucht sind, aufgeführt wurden. Dieser Index ist also eine bequeme Handausgabe für Alle, welche den großen Nomenclator nicht besitzen.

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Untersuchungen über einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus von Justus Liebig. Braunschweig 1848.

Es ist ein unbedingt geltender Grundsatz, ohne welchen jede Naturforschung zu einer Unmöglichkeit würde, daß wir eine ewig bindende Kraft der Gesetze annehmen, welche in der Materie herrschen. Unter gleichen Umständen muß jedes Element stets dieselben Eigenschaften zeigen, muß die Wirkung einer Kraft constant dieselbe seyn. Kein Ding kann je seine Eigenschaften aus irgend einer Ursache ändern, mag es hier oder dort in Wechselwirkung mit anderen Dingen treten. Bey der Wirkung von Stoff auf Stoff ist die Interpolation einer variablen Kraft ein Unternehmen, welches jeder weiteren Forschung den Stab bräche. Wo bliebe die Kraft des Gesetzes, wo bliebe der Boden für ein Fortschreiten in der Kenntniß des Zusammenhangs aller Dinge, wenn er jeden Augenblick wanken könnte, wenn Gesetze zu binden und zu lösen einem Spiel der Willkühr überlassen wäre, dem zu folgen unserm geistigen Bedürfniß weder erquicklich noch möglich wäre.

Gleichgültig ob die Materie zum Aufbau anorganischer oder organischer Körper benützt ist: ihrem Gesetz, dem sie dort gehorcht, muß sie auch hier gehorchen. Physikalische und chemische Kräfte und nur sie können das Wechselspiel der organischen Materie leiten, aber freylich nicht die physikalischen und chemischen Kräfte allein, welche wir bis jetzt kennen gelernt haben. Wir kennen nur einzelne und leider nur wenige Paragraphen jener Gesetze; in ihrem vollen Umfang sie zu erforschen, das ist die Aufgabe, nicht aber an dem gebrechlichen Stab erfundener neuer Gesetze sich über die Lücken des Wissens hinüber schwingen zu wollen. Von dem, was wir wissen, müssen wir ausgehen, und vor allem versuchen, wie weit die jetzige Kenntniß physikalische und chemische Kräfte auf dem Gebiet des organischen Lebens trägt. Es ist dieß die Richtung unserer gegenwärtigen Methode, welche auf seinem Gebiet Liebig durch seine Schriften am meisten angeregt hat. Mag immerhin Manches in der Wirklichkeit anders seyn als, in seinem System hingestellt ist, der Weg, den er eingeschlagen hat, ist und bleibt der richtige, und die Fragen richtig gestellt zu haben ist oft dankenswerther selbst als ihre Lösung.

Bey dem Versuch der Lösung haben wir uns vor Allem vor der Illusion zu hüten, physikalische und chemische Experimente ohne weiteres auf den Organismus anzuwenden, ohne genau alle Nebenumstände zu berücksichtigen, welche in dem lebenden Körper durch eine so enge und complicirte Verschlingung der Ursachen die letzte Form eines Processes so modificiren können, daß die sonst beobachtete Wirkung der Congruenz einzelner Ursachen eine ganz andere außerdem nicht existirende zu seyn scheint.

Auch in der vorliegenden Untersuchung hat Liebig das große Verdienst, eine Reihe theils bekannter, theils neu gewonnener Erfahrungen auf physikalischem Gebiet, in Relation zu physiologischen Vorgängen gesetzt, und den Weg zur Erklärung häufig beobachteter Thatsachen gezeigt zu haben, deren Ursachen und Zusammenhang bisher unbekannt geblieben waren.

Verfolgen wir nun den Gang seiner Untersuchung, so zerfällt dieselbe in zwey Abschnitte.

Der erste beschäftigt sich mit den „Erscheinungen, welche die Mischung zweyer Flüssigkeiten begleiten, die durch eine Membran von einander getrennt sind.“

Als die drey Hebel, durch welche die Bewegung und Verbreitung der im Darmkanal gelösten Nahrungsmittel innerhalb des ganzen Körpers ermöglicht wird, werden bezeichnet: 1) die Durchdringlichkeit aller Gefäßwände für diese Flüssigkeit, 2) der Luftdruck, 3) die chemische Anziehung, welche die verschiedenen Flüssigkeiten des Thierkörpers zu einander besitzen. Ihre Beweglichkeit verdanken sie dem Wasser, welches alle Gewebe im normalen Zustand enthalten, und welches sie in einer nicht mit Wasserdampf gesättigten Atmosphäre verlieren. Von diesem Wassergehalt ist ihre Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit, ihr Glanz, ihre Biegsamkeit und Elasticität abhängig, und geht mit dem Wasserverlust verloren, wird aber wieder gewonnen, wenn sie c. 24 Stunden lang aufs neue mit Wasser in Berührung gebracht worden sind. Wie die Gewebe Wasser in ihre Substanz aufnehmen, so nehmen sie auch alle mit Wasser mischbaren Flüssigkeiten auf. Trocken nehmen sie die verschiedensten Flüssigkeiten, Oel, Aether ꝛc. in sich auf und verhalten sich in dieser Beziehung analog jedem porösen Körper, welche diese Eigenschaft der Capillaritätswirkung verdanken, die selbst wieder von zweyerley bedingt ist, einmal nämlich von der Anziehung der Poren-Wandungen und Flüssigkeitstheilchen und dann der Flüssigkeitstheilchen untereinander. So wird die Flüssigkeit in einer Pore, an deren innerer Wand zunächst von der ersteren, gegen die Mitte zu von der letzteren (oder der Cohäsion) allein gehalten, und zwar in gefüllten Poren sowohl in der Richtung der Schwere als ihr entgegen unbeweglich. In leeren Poren (Capillarröhren) wird die Flüssigkeit durch die Capillarattraction bewegt; aus vollen kann sie nur bewegt werden durch mechanischen Druck oder Ursachen, welche die Attraction und Cohäsion vermindern. Diese für die porösen Körper überhaupt geltenden Eigenschaften finden wir bey den organischen Geweben und, es folgt daraus mit Gewißheit, daß

sie Poren haben, wenn sie auch mit den besten Mikroskopen nicht mehr wahrnehmbar sind. —

Wir können hier die Controverse über die Gegenwart oder Abwesenheit von Poren bey Seite lassen, wenn wir im Auge behalten, daß mit der Annahme ihrer Gegenwart wohl eine große Menge von Erscheinungen theoretisch bequem erklärt werden können, einzelne jedoch wieder nicht, wie z. B. die zunächst jetzt zur Sprache kommenden Eigenschaften der Biegsamkeit und Elasticität der Gewebe. Denn bey allen auch noch so kleinen Poren muß es zuletzt Wandungen geben, und wenn diese Wandungen nur passive Vermittler der Capillaritätserscheinungen sind, so ist nicht einzusehen, wie sie an sich irgendwie in ihren Eigenschaften könnten durch An- oder Abwesenheit des von ihnen eingeschloßnen Wassers alterirt werden. Deßhalb denkt sich auch Schleiden das Verhältniß dieses Wassers zu den Geweben wie das des Salzes zum Wasser in einer Lösung. Wir haben etwas Aehnliches bey der Absorption des Gases. Wir können auch hier nicht mehr im Ernst von Poren des Wassers sprechen, in denen das Gas enthalten ist und welches bey höherer Temperatur, dem Feind der Adhäsion, entweicht, sondern wir können hiebey nur der theoretischen Bequemlichkeit halber an dieser Hypothese festhalten.

Der Verfasser geht hierauf über zur Bestimmung des Drucks, welcher nöthig ist, verschiedene Flüssigkeiten durch thierische Membranen von gewisser Dicke hindurchzupressen. Wir erwähnen hier nur, daß durch eine Membran von $\frac{1}{10}'''$ Knochenöl erst bey einem Quecksilberdruck von 34″, Alkohol noch nicht bey einem Quecksilberdruck von 48″ ausfließt. Durch eine Membran von $\frac{1}{20}'''$ braucht das Oel einen Druck von 22 — 24″, Alkohol von 40″, durch eine Membran von $\frac{1}{100}$ bedarf das Oel eines Quecksilberdruckes von 3″ *).

(Schluß folgt.)

*) Zu bemerken ist, daß Oliven- und Mandelöl eines viel stärkeren Drucks bedürfen, um durch die Membranen gepreßt zu werden, als das von Liebig angewandte Knochenöl.

Handbuch der organischen Chemie von Leopold Gmelin.

(Schluß.)

c. Verbindungen der Kerne mit 2 Atomen Sauerstoff.

Aldehyde oder Aldide. Das Aldehyd entsteht, wenn man dem Weingeist 2 Atome Wasserstoff entzieht; da aber noch viele andere Stoffe in ihrer Zusammensetzung mit demselben Aehnlichkeit haben, so hat man sie Aldide genannt, indem der Name Aldehyd nur für die aus Vine-Reihe vorbehalten ist.

Verbindungen der Kerne mit 4, 6, oder 8 Atomen Sauerstoff. Ein — zwey und dreybasische Säuren.

Organische Säuren im engeren Sinne. Jede Verbindung eines Kerns mit 4, 6 oder mehr Atomen Sauerstoff verhält sich als eine ausgemachte Säure. Die organischen Säuren sind um so stärker, je weniger Atome Kohlenstoff und Wasserstoff ihren Kern bilden, und mit Zunahme der Kohlenstoff- und Wasserstoff Atome im Kerne werden sie schwächer, auch specifisch leichter. Einige von ihnen sind flüssig, wie Ameisensäure, Milchsäure, Buttersäure, Oelsäure, die meisten sind starr und krystallisch. Andere enthalten Stickstoff, theils als solchen, theils als Amid, theils als Untersalpetersäure. Hinsichtlich ihres Verhältnißes zu den Basen zerfallen sie in 1, 2 und 3 basische Säuren, je nachdem sie zur Bildung eines normalen Salzes 1, 2 oder 3 Atome einer Basis gebrauchen, wie Tarter-, Tartral- und Tartrel Säure. Gepaarte Säuren. Verschiedene organische indifferente Stoffe bilden mit unorganischen sowie mit hypothetisch trocknen organischen Säuren eine innige saure Verbindung, eine gepaarte Säure, welche sich als Ganzes mit Salzbasen vereinigt. Die mit der Säure gepaarte organische Verbindung ist der Paarling. Hierher gehören z. B. Benzinschwefelsäure, Weinschwefelsäure ꝛc. Die meisten gepaarten Säuren entstehen durch die Schwefelsäure, verbunden mit einer indifferenten organischen Substanz, als Naphtalin-Schwefelsäure, Isatin-Schwefelsäure ꝛc. Das Bittermandelöl bildet mit Ameisensäure die Mandelsäure.

Verseifbare Fette, welche Glycerin liefern, Süßfette oder Glyceride. Die Eintheilung der Fette in flüssige, feste, trocknende ꝛc. mußte nach Chevreul's folgereichen Untersuchungen aufgegeben werden. Nach ihrer chemischen Natur kann man sie auf folgende Weise eintheilen. 1. Unverseifbare Fette, welche durch wäßriges Kali nicht verändert werden, als Paraffin, Amberfett, Gallenfett. 2. Seifensäuren, erzeugt durch die Einwirkung der Basen auf die verseifbaren Fette, als Buttersäure, Talgsäure, Margarinsäure, Oelsäure. 3. Verseifbare Fette, welche sich mit den Alkalien nicht als Ganzes verbinden, sondern in Berührung mit ihnen in eine fettige Säure und Glycerin zerfallen.

Die Süßfette, als Oele und Talg oder Schmalz, kommen im Pflanzenreiche und Thierreiche vor. Kein Versuch ist bis jetzt gelungen, dieselben durch Kunst zu erzeugen. Alle werden beym Zusammenbringen mit fixen Alkalien und einigen Metalloxyden zersetzt, wodurch die Seifensäure und Glycerin (Verseifung) entsteht, obgleich es noch nicht vollkommen erwiesen ist, daß die Süßfette wirklich als eine Verbindung des Glycerin's mit Seifensäuren zu betrachten seyn dürften. Aus 100 Theilen Menschenfett erhielt Chevreul 9,0 Glycerin und 94 Seifensäure.

Verbindungen 2 Atome Kohlenstoff haltend, Sumpfgas $C^2 H^4$, Holzäther $C^2 H^3 O$, Holzgeist $C^2 H^4 O^2$; auf Platinmohr getröpfelt, entflammt sich der Holzgeist, und verbrennt zu Kohlensäure und Wasser. Mit Vitriolöl verbindet er sich zu Methylschwefelsäure, welche bey freywilligem Verdunsten krystallisirt. Ameisensäure $C^2 H^2 O^4$, obgleich sie häufig in der Natur vorkömmt, so kann sie doch auch auf mannichfache Weise durch Kunst dargestellt werden. Sie reducirt sehr schnell die Oxyde der edlen Metalle. Der Verf. beschreibt hier das Chloroform und die zahlreichen Verbindungen, zu welchen die Ameisensäure Veranlassung geben kann, in welche Einzelnheiten wir ihm hier nicht folgen können.

Nebenkerne. Harnstoff, Cyan und Blausäure. Auch hier werden alle bis jetzt bekannten Verbindungen der eben genannten Substanzen mit der größten Umsicht und Genauigkeit abgehandelt.

Verbindungen 4 Atome Kohlenstoff haltend.

A. Stammreihe. Stammkern. Klume $C^4 H^2$, das Wort Klume ist aus Buchstaben des Kalium's gebildet, weil der Stammkern aus einer Kalium-Verbindung erhalten wird. Die schwarze Masse, welche bey Bereitung des Kalium's mit demselben übergeht, und Kohlen-Kalium zu seyn scheint, entwickelt unter Wasser ein eigenthümliches sehr brennbares Gas, das Klumegas, bestehend aus 4 At. Kohlenstoff und 2 At. Wasserstoff. Beym Vermengen mit Chlorgas entflammt es sich von selbst unter Explosion mit rother Flamme und Absatz von Kohle.

Maleinsäure $C^4 H^2 O^4$ kömmt im Equisetum fluviatile vor, und wird durch trockne Destillation der Aepfelsäure gebildet.

B. Nebenreihe, Nebenkern $C^4 Cl^2$, Halbchlorkohlenstoff, in weißen seidenglänzenden Nadeln, welche am Kerzenlicht mit grünblauer Flamme brennen.

Vine- oder Aethen Reihe.

A. Stammreihe, Stammkern Vine oder Aethen ist ein brennbares Gas, welches aus der Einwirkung von 3 bis 4 Theilen Vitriolöl auf 1 Theil Weingeist entsteht (ölerzeugendes Gas).

Vinäther $C^4 H^5 O$ (Aether, Aethyloxyd) erzeugt durch Erwärmen des Weingeistes mit Schwefelsäure, Phosphorsäure oder Arsensäure.

Weingeist $C^4 H^6 O^2$ wird auf keine andere Weise, als durch die geistige Gährung gebildet. Mit Schwefelsäure verbindet er sich zu Weinschwefelsäure und mit Phosphorsäure zu Weinphosphorsäure. Durch Berührung mit Chromsäure bricht er in Flammen aus.

Aldehyd $C^4 H^4 O^2$ kann als dehydrogenirter Weingeist betrachtet werden; bildet mit Ammoniak eine weiße Krystallmasse, auch regelmäßige Krystalle.

Essigsäure $C^4 H^4 O^4$ bildet sich bey der trocknen Destillation der meisten nicht flüchtigen organischen Substanzen, so wie durch langsames Verbrennen des Weingeistes auf Platinmohr ꝛc. Es folgen hierauf die Verbindungen der Essigsäure mit den Basen, deren trockne Destillation meistens zur Bildung des Aceton's Veranlassung geben.

Mercaptan $C^4 H^6 S^2$ die von Zeise entdeckte Flüssigkeit, welche über die Hälfte ihres Gewichtes Schwefel gebunden enthält, verbindet sich mit Metallen, woraus die Mercaptide, nämlich Mercaptam-kalium, Mercaptam-Kupfer u. s. w. entstehen. Chlorvinafer $C^4 H^5 Cl$ leichter Salzäther, Bichlorvinafer, welcher 2 Atome Chlor enthält, ist das Oel des ölerzeugenden Gases.

Der Verf. führt alle bisher bekannt gewordenen Verbindungen an, welche zu dem genannten Stammkern gehören. Sie sind außerordentlich zahlreich, weßhalb wir in dieser Hinsicht auf das Werk selbst verweisen. Die Stickstoff- und Arsen-Kerne der Vine-Reihe sind folgenden noch nicht erschienenen Bänden vorbehalten.

Wenn wir bey der Beurtheilung der ersten Bände über die unorganische Chemie uns dahin ausgesprochen haben, daß durch Gmelin's Werk dem Lehrer und Lernenden ein vollständiges Bild des chemischen Wissens dargeboten wurde, so dürfen wir jetzt hinzufügen, daß dieß mit der Bearbeitung der organischen Chemie in einem ebenso hohen Grade der Fall ist. Durch die Umsicht und die unsägliche Mühe, welche der Verf. auf die vorliegende Arbeit gewendet hat, sind wir oft zur Bewunderung hingerissen, und beym Studium derselben zur festen Ueberzeugung gelangt, daß die gelehrte Welt kein Werk besitzt, welches von der Gründlichkeit, Unpartheylichkeit und den tiefen Kenntnißen seines Vf's. so unzweydeutige Kunde giebt, als dieses, weßhalb auch die Verdienste Gmelin's auf die allgemeine Anerkennung und auf den Dank der Zeitgenossen und Nachwelt die gerechtesten Ansprüche zu machen haben. —

A. Vogel sen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Verwitterung im Mineralreiche. Mit Rücksicht auf Agricultur und Technologie dargestellt von Dr. G. Sukow, Professor an der Universität zu Jena. Leipzig, 1848.

Der Verf. bespricht in der Einleitung die Eigenthümlichkeiten der Mineralien im Vergleiche mit den Pflanzen und Thieren, und geht dann über zu dem Begriff der mineralischen Verwitterung, womit jeder chemische Angriff der unseren Witterungsverhältnissen zu Grunde liegenden Agentien, der Atmosphärilien so wie des Lichtes und der Wärme, auf einzelne Mineralien und ganze Gebirgsmassen bezeichnet wird. Die Betrachtungen zerfallen in zwey Hauptabschnitte, wovon der erste die Verwitterung der Mineralien durch die atmosphärische Luft, der zweyte die Verwitterung durch das Licht und die Wärme der Sonne bespricht. In den untergeordneten Capiteln werden zuerst die allgemeinen Erscheinungen angeführt und dann durch Beyspiele erläutert.

Die Angriffe des Sauerstoffs der Luft äußern sich durch Veränderungen an gediegenen Metallen, an ihren Legirungen, Schwefelverbindungen und Oxyden. Sie beschränken sich in manchen Fällen auf das Anlaufen der Krystalle, wobey der Verf. hervorhebt, daß nur die Flächen gewisser Gestalten einer Combination diesem Vorgange unterworfen sind, während andere davon frey bleiben. Er sagt, daß durch diese Erscheinung gewissermassen eine chemische Bedeutsamkeit der Krystallformen dargethan wird, eine Bedeutsamkeit, welche wohl zu den thermischen Axen und zwar insofern in Beziehung stehe, als parallel diesen, mit den krystallographischen und optischen Hauptaxen coincidirenden Axen bey erhöhter Temperatur, unter deren Mitwirkung das Anlaufen erfolgt, eine Ausdehnung der Flächen und neue hiemit in Verbindung stehende Auflockerung und größere Empfänglichkeit für den Sauerstoff stattfinde, während dagegen auf den gegen diese Axen normalen Flächen die auch an Sauerstoff gebundene Wärme dergestalt eine Abstoßung erleide, daß der Sauerstoff unfähig werde, diese Fläche zu afficiren. Unmittelbar aus diesen Erscheinungen ergebe sich also unverkennbar, daß in den Krystallen auch chemische Axen vorhanden seyen, und daß diese Axen ebensowohl eine krystallographische, als die krystallographischen außerdem auch eine thermische und optische Bedeutsamkeit haben. — Bis jetzt sind nur die angelaufenen Eisenglanzkrystalle von Elba als ein interessantes Beyspiel bekannt gewesen, daß dieselben Farben gewissen gleichartigen Flächen correspondiren. Bey diesen kann von einer Oxydation nicht die Rede seyn, und der Verf. leitet die Veränderung von einer Umwandlung in Eisenoxydhydrat her; als einen Fall von einer nur auf gewissen Flächen beginnenden Oxydation erwähnt er Krystalle von Magneteisenerz, deren Flächen mit Ausnahme der Rhombendodecaederflächen, wenn diese in der Combination vorkommen, pfauenschweifig angelaufen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus von Justus Liebig.

(Schluß.)

Die hiebey bemerkenswertheste Thatsache ist, daß es bey der Filtrirbarkeit einer Flüssigkeit nicht auf die größere oder geringere Beweglichkeit der Flüssigkeitstheilchen ankommt, indem eben Alkohol immer den stärksten Druck bedarf, um durch eine thierische Membran gepreßt zu werden.

Weiter werden Versuche über das Absorptionsvermögen eines bestimmten Quantum trockner thierischer Membran für verschiedene Flüssigkeiten in gewissen Zeiträumen mitgetheilt, aus welchen hervorgeht, daß unter allen Substanzen Wasser in größter Menge absorbirt wird; Salzwasser im umgekehrten Verhältniß zu dessen Salzgehalt; wasserhaltiger Alkohol im geraden Verhältniß zu dessen Wassergehalt.

Eine in einer Membran enthaltene mit einer anderen (z. B. Wasser) nicht mischbaren Flüssigkeit z. B. Oel wird von der letzteren, wenn die Membran für dieselbe ein stärkeres Absorptionsvermögen hat, vollkommen verdrängt. Sind sie mischbar, so bleibt in der Blase nur so viel, als durch die Absorptionskraft der Membran von dieser Mischung zurückgehalten werden kann; ist daher die Membran mit Wasser durchtränkt, und wird sie in Berührung mit einer Substanz gebracht, zu der das Wasser eine Affinität hat, vermöge welcher eine Mischung oder Lösung zu Stande kommt, so wird von dieser Lösung nur ein dem Absorptionsvermögen der Membran entsprechendes Quantum in derselben zurückgehalten, und die Membran verliert an Wasser (an Volum) so viel, als der nicht absorbirbare Theil der neu entstandenen Lösung beträgt. So stark auch die Anziehung von Membranen zu dem absorbirten Wasser ist, so hemmt sie doch nicht die Mischung des letzteren mit anderen Substanzen.

Auf den folgenden Seiten werden die bekannten Erscheinungen der Endosmose in Exosmose, so wie die, theils in der chemischen Affinität oder der verschiedenen Concentration der Flüssigkeiten, theils in dem Verhältniß der Substanz der Membran zu der einen oder anderen Flüssigkeit gelegenen Ursachen besprochen, welche hiebey modificirend einwirken; zugleich zeigt Liebig die doppelten Strömungen an suspendirten Körperchen, welche von dem Sinken der specifisch schwereren und Steigen der specifisch leichteren Flüssigkeit herrühren, und giebt das Verfahren an, die dabey stattfindende Volumsänderung der Flüssigkeiten zu messen.

Da nun die Erklärung der Erscheinung eintretender Volumänderung zweyer durch Membranen getrennter Flüssigkeiten abhängt 1) von der Kenntniß der Mischungsgesetze, so führt Liebig der folgende Theil der Untersuchung auf eine Reihe von Beobachtungen, in welchen nicht chemische Verbindungen, sondern die sogenannten Adhäsionserscheinungen die wichtigste Rolle spielen, welche Liebig nur als eine Art der chemischen Affinität darzustellen sucht. So sind ihm die Lösungen Wirkungen der Affinität gelöster und lösender Substanzen auf einander, welche durch Hinzukommen einer neuen chemischen (Adhäsions-) Kraft so verändert werden können, daß die Anziehung zwischen den beyden ersten eine andere wird. Darauf beruht eine Reihe bekannter Erscheinungen bey dem Niederschlagen einer Substanz aus ihrer Lösung, ja selbst auch bey dem Niederschlagen suspendirt erhaltener nicht gelöster Körperchen.

Auch die Oberfläche fester Körper übt auf die damit in Berührung gerathenden Moleküle eine sehr ungleiche Anziehung aus, und wenn die Steighöhe innerhalb von Capillaren für Wasser oder andere homogenen Flüssigkeiten vollkommen unabhängig ist von der Substanz der Capillarwandungen, so gilt dieß nicht von Lösungen, welche fremde Substanzen enthalten, zu denen die Wandungen eine andere Anziehungskraft besitzen als zu dem Lösungsmittel. Flüssigkeiten mit ungleicher chemischer Beschaffenheit mischen sich an allen Punkten, wo sie sich berühren. Die Vollkommenheit der Mischung wird also abhängen von der Größe der Berührungsfläche. Ein Hin-

dernifs bietet das specifische Gewicht beyder, wenn die specifisch schwerere unterhalb der specifisch leichteren zu stehen kommt. In den thierischen Membranen nun, in deren Poren die Mischung ebenso zu Stande kommt wie außerhalb, und woran die Blase nicht den geringsten Antheil hat, wird diese Mischung längere Zeit brauchen, bis sie zu Stande kommt, weil durch die Blase die Berührungsfläche an den Stellen, wo keine Poren sind, verkleinert ist, als ohne Gegenwart der Blase in dem Fall, wo die specifisch schwerere Flüssigkeit über der leichteren steht. Im umgekehrten Fall aber wird die Mischung beschleunigt durch die Gegenwart der Membran, durch deren Poren hindurch der hydrostatische Druck nicht fortgepflanzt wird, wodurch es möglich wird, die specifisch schwerere Flüssigkeit oberhalb der leichteren zu erhalten. —

Was die Volumsveränderung betrifft, so ist dieselbe abhängig von der ungleichen Attraktion der Membran zu den verschiedenen Flüssigkeiten, wobey durch die fortgehende Mischung und die damit verknüpfte schnell wechselnde Berührung der Membran mit differenten Flüssigkeiten eine fortwährende An- und Abschwellung oder Bewegung in derselben entstehen muß.

Aus diesen verschiedenen Beobachtungen und Experimenten läßt sich vieles auf den Organismus anwenden, in dessen Innerem die verschiedenen Gefäßsysteme vollkommen von einander getrennt einen gegenseitigen Austausch ihres Inhalts nur durch ihre Wandungen zulassen, wobey nothwendig analoge Gesetze der Diffusion wie die oben aufgeführten auftreten müssen, und sich auch nachweisen lassen.

Waren in diesem Capitel der hier mitgetheilten Untersuchungen größtentheils bekanntere Erscheinungen auf allgemeinere Gesetze der chemischen Affinität zurückgeführt und erklärt, so finden wir im zweyten Capitel, welches von „dem Einfluß der Hautverdunstung auf die Bewegung der Flüssigkeiten im thierischen Körper“ handelt, eine ganz neue Reihe der sinnreichsten Experimente, welche verwickelte Vorgänge im Organismus auf ihre einfachen Bedingungen zurückzuführen beabsichtigen. Das Princip der hier mitgetheilten Versuche ist im Allgemeinen folgendes: Eine gekrümmte, gegen 14′ lange, mit Wasser gefüllte Glasröhre ist an dem einen kürzeren und weiteren Schenkel mit einer Blase überspannt, während das offene Ende des längeren Schenkels in Quecksilber taucht. Durch die Verdampfung des Wassers durch die Membran, welche in ihre Poren fortwährend neues Wasser vermöge ihrer Adhäsion zu demselben und der in ihr wirkenden Capillarattraction aufnimmt, findet eine Verminderung des Wassers in der Röhre statt, welches sofort durch den Druck der Atmosphäre von nachsteigendem Quecksilber ersetzt wird. Ist nun das Ende des längeren Schenkels ebenfalls mit einer Blase verschlossen, so drängt der Atmosphärendruck durch die letztere die verschiedensten anderen Substanzen, ja auch Knochenöl nach, bis die Röhre mit dem neuen Fluidum gefüllt ist. Dieses Experiment wendet nun Liebig auf den Organismus an, wobey ihm das eine Ende der gekrümmten und mit Blase verschlossenen Röhre die Lungen und Hautoberfläche, das andere die geschlossenen Enden der Saugadern darstellt, und wodurch das Verhältniß der Haut- und Lungenausdünstung zu der Resorption erklärt wird.

Was nun die Experimente selbst betrifft, so gelangen sie mir bey ihrer Wiederholung vollkommen; nur die Resorption von Oelen (Knochenöl stand mir nicht zu Gebote), Oliven-, Mandelöl, Klauenfett (bey einer Temperatur von 36°) wollte mir niemals so vollkommen gelingen, so zwar, daß das Klauenfett nur etwa ½ Zoll hoch sich oben ansammelte, von den anderen Oelen, obwohl ich 12 — 15 Stunden die Apparate stehen ließ und die dünnsten Membranen anwandte, die ich mir verschaffen konnte, sich höchstens ½ — 1‴ Schicht oben ansammelte; in vielen Fällen aber gar keine Spur. Dabey hatte der Druck der Atmosphäre die Blasen stark nach innen gekrümmt, und die eine war selbst einmal vollkommen geplatzt. Es muß sich daher gerade das Knochenöl am besten zu diesen Versuchen eignen, und es kann das Experiment in keinem Fall unbedingt auf die Fettresorption im Allgemeinen angewendet werden.

Was nun aber weiter eine unbedingte Anwendung der hier mitgetheilten Experimente auf den Organismus betrifft, so ist zu erwähnen, daß gewisse Bedingungen in beyden Fällen verschieden sind. In dem Experiment haben wir es stets mit straff gespannten Membranen zu thun; im Organismus dagegen nicht. Diffusionserscheinungen können wohl ebenso durch schlaffe als gespannte Membranen vermittelt werden, nicht aber Erscheinungen, welche von dem Druck der Atmosphäre abhängig sind, denn diese wird vor Allem benützt, die Membran, wenn sie zart und nachgiebig, schlaff ist, in einen leerer werdenden Hohlraum nachzudrängen, ehe er Flüssigkeiten durch die Poren treibt, welche dazu eines stärkeren Drucks bedürfen, was man schon an den sich bildenden Concavitäten der Blase im Experiment vor der Oel-Resorption wahrnimmt. Im Organismus haben wir es aber nirgend mit starren Röhren noch mit Membranen zu thun, deren Spannung dem Druck von einer Queckſilbersäule Widerstand leisten könnte, welche Oel durch sie hindurchtreibt.

Endlich läßt sich das (p. 71) angeführte Beyspiel von der Fettresorption durch die Haut nicht mit jenen Experimenten erklären; denn durch Mangel der Verdunstung kann der Druck an und auf diese Stelle nicht größer, sondern nur geringer werden, wie wir sehen, daß eben nur, wenn durch eine Membran Flüssigkeit verdampft, dieselbe nach innen gepreßt wird; und gerade an der Stelle, wo Fett eingerieben ist, würde, weil hier keine Verdampfung statt findet, der Druck von außen und innen sich gleich bleiben.

Zuletzt noch ein paar Worte über die von Hales angestellten und mit den vorhin erörterten Vorgängen zusammengestellten Versuchen, weil sich hieran am besten zeigen läßt, daß eine unbedingte Anwendung der Experimente nicht zuläßig ist. Hales hat die Kraft gemessen, mit welcher das Wasser in frischen abgeschnittenen Zweigen in Folge des Wasserverlustes durch die Oberfläche der Blätter empor getrieben wird. Wenn nun der Druck der Atmosphäre hinreicht, das aus den Blättern verdampfende Wasser durch immer nachgedrängtes zu ersetzen, woher kommt es, daß in unseren Blumenvasen die Blumen, wenn sie auch stets genug Wasser haben, verwelken und austrocknen? Sie müßten vielmehr, wenn ihnen sonstige Nahrungsmittel, die sie zu ihrem Wachsthum und Leben bedürften, fehlen, der Druck der Atmosphäre aber hinreichte, durch ihre Zellräume fortwährend Wasser bis zur verdampfenden Oberfläche zu befördern, statt zu trocknen vielmehr verfaulen, wie unten, wo sie wirklich noch mit Wasser imbibirt sind. So scheinen also während des Lebens noch andere weitere Bedingungen mitzuwirken, wenn auch immerhin bey dem engen Zusammenhang von Ausdünstung und Säftebewegung jene einfachen Verhältnisse mit im Spiele sind.

Zuletzt stellt Liebig noch eine sehr geistreiche Hypothese vom Aufsteigen des Saftes in den Reben auf, nach welcher dieses sich aus einer im Innern der Pflanze auftretenden Kohlensäure-Entwicklung erklärt, welche die Flüssigkeit aus den angeschnittnen Reben mit hervordrängte, was um so mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, als die von Geiger und Proust angestellten Analysen des Thränenwassers der Rebe eine große Menge Kohlensäure in demselben nachgewiesen haben.

Wenn wir nun auch jene einfachen physikalischen Verhältnisse nicht als die einzigen ansehen können, welche die Bedingungen zu so wichtigen Processen vollkommen erfüllten, so müssen wir Liebig doch großen Dank wissen, daß er auf eine Bedingung aufmerksam gemacht hat, welche neben den anderen gewiß nicht die kleinste Rolle spielt.

Dr. Harleß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Verwitterung im Mineralreiche.

(Fortsetzung.)

Aehnliches wird vom Bleyglanze angeführt; in seinen oktaedrischen Combinationen sind es immer zunächst die Oktaederflächen, welche anfangs bunt anlaufen, und sodann mit Verlust ihres Metallglanzes schwarz werden, während noch andere Flächen grau bleiben. Auch beym Fahlerz hat der Verf. bemerkt, daß sich öfters die Flächen des Rhombendodecaeders in Glanz und Farbe unverändert erhalten, während die Flächen anderer Gestalten durch Oxydation matt werden und schwärzlich anlaufen. Zu den bekannten Beyspielen einer Veränderung durch den Sauerstoff der Atmosphäre gehört das Anlaufen des gediegenen Arseniks. Nach des Verf. Untersuchung rührt dieses Anlaufen nicht von einer Bildung von Suboxyd her, sondern es stellt sich die veränderte Masse als ein Gemenge von arseniger Säure und Arsenikmetall dar, aus welchem die arsenige Säure mit heißem Wasser extrahirt werden kann.

An einer krystallisirten Varietät von Eisenspath aus Böhmen, welche zur Hälfte noch aus kohlensauerm Eisenoxydul bestand, zeigte sich nach oben eine rothbraune Masse, welche in Rotheisenstein (mit 98 Proc. Eisenoxyd) übergegangen war. — In Rücksicht auf die Umwandlungen des Manganits zu Pyrolusit und Polianit ist der Verf. der Ansicht, daß der Varvicit als ein Manganit zu betrachten, welcher die Hälfte seines Wassers verloren und dafür Sauerstoff aufgenommen hat, und so eine Verbindung von Manganit und Pyrolusit darstellt. — Es ist ziemlich fleißig gesammelt und zusammengestellt, was von verschiedenen Autoren über Pseudomorphosen bekannt gemacht worden ist, die Vorgänge sind übrigens nicht immer befriedigend erklärt, und manchmal gewiß viel complicirter, als der Verf. zu glauben scheint. So sagt der Verf. von Pyritkrystallen aus Siberien, von Traversella und von Platen in Böhmen, daß man sie in Eisenoxyd, Rotheisenerz umgewandelt finde, und hiebey habe also der Sauerstoff sich alles Eisens unter gleichzeitigem Abscheiden und Verschwinden des Schwefels bemächtigt, ohne irgend mit Feuchtigkeit thätig gewesen zu seyn, wie es in andern Fällen (bey den Göthitbildungen) wohl stattgefunden habe. Als ein ähnliches Beyspiel wird die Umwandlung von Zinkblende zu Zinkoxyd angeführt, und durch einen einfachen Umtausch von Sauerstoff gegen Schwefel erklärt. Bournon beschreibt solche Krystalle von Henry la Chapelle bey Aachen, bestehend aus feinkörnigem sehr compaktem Zinkoxyd von strohgelber Farbe in Begleitung der Zinkblende von zerfressenem Ansehen, deren Löcher und Höhlungen zum Theil mit pulverförmigem Schwefel erfüllt seyen. Ebenso wird der Uebergang von Antimonglanz zu Antimonoxyd und Antimonblende durch vollständiges oder partielles Verdrängtwerden des Schwefels durch Sauerstoff erklärt; in welcher Weise ist aber der Schwefel verschwunden? Einige chemische Experimente hierüber wären nicht ohne Interesse gewesen.

Das atmosphärische Wasser, je nachdem es mit oder ohne atmosphärischen Sauerstoff thätig ist, veranlaßt die Bildung von Oxydhydraten und von Sal-

zen durch Oxydation und Zutritt von Wasser, die alleinige Erzeugung oder auch Vermehrung des Hydrat- und Krystallwassers in einigen im Wasser unauflöslichen Oxyden und Salzen, das Deliquesciren einiger im Wasser löslicher Salze und die Erzeugung solcher Salze durch Wechselzersetzung zusammenvorkommender Mineralien. Von den Belegen hiezu mögen im Nachfolgenden einige angeführt werden.

Der Verf. bespricht die Metamorphose des Eisenspaths zu Brauneisenerz, und glaubt eine schnellere Zersetzung bey reinen Varietäten wahrgenommen zu haben als bey manganhaltigen. Gleichwohl unterliegen auch die letztern dem Verwitterungsproceß und zwar mit Bildung von Pyrolusit. Der Verf. zählt in die Reihe dieser Umwandlungen auch das Kupfermanganerz von Camsdorf bey Saalfeld. Es findet sich in der Nähe von Kupferkies und andern Kupfererzen in Begleitung von Brauneisenstein. Dieser ist ein Zersetzungsprodukt eines kalk- und manganhaltigen Eisenspaths, daher in demselben oft Drusen vorkommen, welche mit Kalkspath oder auch mit Arragonit besetzt sind, während das Mangan gleichzeitig als Wad und Pyrolusit sich ausgeschieden hat. Dieser Wad konnte sich dann mit dem beybrechenden zersetzten Kupferkies zum Kupfermanganerz verbunden haben. Das Auffallende dabey ist nur, daß die Analyse von Rammelsberg im Kupfermanganerz 1,64 pr. Ct. Baryterde angiebt, denn es ist nicht einzusehen wie sich ein barythaltiger Wad aus Eisenspath bilden soll, da man bis jetzt in keinem Eisenspath Baryterde gefunden hat. — Dem Eisenspath ähnlich verhalten sich manche Dolomite, Ankerit, ebenso verändern sich Triplit und Triphylin, wobey man aber nicht weiß, wohin bey dem Proceß ihre Phosphorsäure kommt. — Bekannt sind die weiter erwähnten Metamorphosen von Arsenikkies, Eisenkies, Speißkobalt ꝛc.

Vom Kupferkies wird angeführt, daß seine Zersetzung bloß durch eine Infection des Eisenvitriols erfolge, wenn sich solcher aus beybrechendem Eisenkies bildet. Für sich allein ist der Kupferkies auch in Berührung mit feuchter Luft keiner Vitriolescirung unterworfen, man bemerkt nur öfters ein Anlaufen mit bunten Farben, wobey nach Angabe des Verf. die P Flächen purpurroth, die 2 P ∞ Flächen blau und die ∞ P ∞-Flächen grün anlaufen, während o P am längsten die unveränderte messinggelbe Farbe zeigt. —

Beyspiele von Aufnahme von Wasser und dadurch erfolgten Veränderungen geben die Metamorphosen von Anhydrit zu Gyps, von Kupferlasur zu Malachit, von Eisenglanz zu Brauneisenstein, welche letztere in den Gruben von Elba häufig bemerkt werden. Es werden hieher auch die vielbesprochenen Mineralien gerechnet, welche Gigantolith, Bonsdorffit, Chlorophyllit und Pinit heißen, und im Cordierit ihren Urtypus haben, wie auch der Fahlunit, Weißit, Esmarkit und Aspasiolith. —

Am Steinsalz ist längst die Beobachtung gemacht worden, daß an seinen würfligen Krystallen beym Zerfließen in feuchter Luft die Flächen eines Tetrakisheraeders zum Vorschein kommen. Der Verf. führt an, daß in der reichen Suite von Williczkaer Steinsalzexemplaren des Großherzoglichen Museums sich ein Krystall von der Combination ∞ O ∞. O befinde, an welchem in dem Zeitraum von ohngefähr 4 Jahren sich die Flächen ∞ O 2 nach und nach ziemlich deutlich ausgebildet haben, welche vorher gar nicht sichtbar waren. —

Von besonderem Interesse sind die Fälle der Zersetzung, welche aus der durch Wasser vermittelten Wechselwirkung verschiedener zusammenbrechender Gesteine hervorgehen, und ihre Zusammenstellung macht wenigstens aufmerksam bey vorkommenden günstigen Gelegenheiten die geeigneten Prüfungen über den Gang der Processe weiter zu verfolgen.

Gyps und Dolomit geben durch Einwirkung von Wasser als Produkte einer allmähligen Zersetzung Bittersalz und kohlensauern Kalk. Das Bittersalz, in seiner Auflösung zur Oberfläche des Bodens gelangt, zeigt sich beym Verdunsten des Wassers als Efflorescenz, welche zuweilen wie ein Schneefall ganze Landstrecken überzieht. Es erklärt sich daraus das Vorkommen von Bittersalz in manchen Gypsbrüchen, und ebenso die Entstehung des Gehaltes an Bittersalz in den Mineralquellen von Seidschütz, Sedlitz und Püllna in Böhmen und von Epsom in England. Bey Sedlitz und Seidschütz nämlich werden Gruben in den dortigen Mergel bis zu einer be-

stimmten Tiefe gegraben; in diesen sammelt sich das Mineralwasser an und je länger es darin steht, um so reichhaltiger ist es an festen Bestandtheilen, indem Wasser verdampft. Der Gyps, welcher im Mergel enthalten ist, löst sich im Wasser auf, und zersetzt die kohlensaure Talkerde des Mergels, und auf diese Weise kann eine Quelle einen constanten Gehalt an schwefelsaurer Magnesia zeigen, wenn sie nämlich zuerst durch ein Gypslager geht, und dann ein Dolomitlager durchdringt. Der Verf. führt auch einen Versuch an, wobey Gyps mit Eisenocker in Pulverform gemengt und mit Regenwasser übergossen wurde. Das Wasser zeigte nach 9 Wochen deutliche Reaction von aufgelöstem Eisenvitriol. — In ähnlicher Weise sind Zersetzungen von Gyps und Steinsalz und von Steinsalz und Boracit angedeutet. Es sollen nämlich manche Boracitkrystalle Körner von Steinsalz einschließen und gerade diese der Verwitterung unterworfen seyn, wobey sich Chlormagnesium und Tinkal bilde. —

Durch verwitternden Schwefelkies, wenn dessen Begleiter Kalkspath ist, erklärt sich manche Gypsbildung, sowie bey seinem Vorkommen mit Thon und sog. Alaunschiefer die Bildung von schwefelsauerer Thonerde. Die Bildung von Bittersalz, welches auf manchem Gneiß vorkommt erklärt der Verf. durch die Einwirkung von zersetztem Schwefelkies oder der sich dabey bildenden Schwefelsäure auf einarigen Glimmer. Diese Bildung ist zwar nicht unmöglich aber doch sehr unwahrscheinlich, denn der einarige Glimmer wird nur von heißer concentrirter Schwefelsäure angegriffen, mit der er unter den vorausgesetzten Umständen wohl nicht zusammenkommt. —

Die Einwirkung der Kohlensäure der Luft oder eines Kohlensäure enthaltenden Wassers äußert sich in der Natur vorzüglich auf dreyerley Weise, indem sie 1.) sich mit der ganzen Substanz eines Minerals verbindet und dieses so zu irgend einer kohlensauern Verbindung macht, oder 2.) sich ausschließlich nur mit einzelnen Bestandtheilen, vorzüglich den Alkalien und alkalischen Erden, einer Mineralsubstanz vereinigt, oder 3.) die auf Erzeugung neuer Salze gerichtete Wechselzersetzung mit einander vorkommender Mineralien in sofern vermittelt, als sie wenigstens eines derselben auflöst. Von besonderer Wirksamkeit ist dabey auch der Schnee, welcher sowohl frisch als bey längerem Liegen Kohlensäure aus der Luft aufnimmt, die dann im Schneewasser auf die Gesteine wirkt.

Zu den Mineralien, welche von kohlensäurehaltigem Wasser vorzüglich angegriffen werden, gehört bekanntlich der Kalkspath. Es wird aufmerksam gemacht, daß reiner Kalkspath sich ganz leicht in solchem Wasser zu doppelt kohlensauerm Kalk auflöse, während sich der Bitterspath dagegen indifferent verhalte. Nach einem Versuche reagirte kohlensaures Wasser, welches mit Kalkspath etwa zwey Stunden lang in Berührung gewesen war, schon deutlich auf Kalkerde, während das mit Bitterspath selbst 14 Tage in Berührung gestandene, an Kohlensäure gleich starke Wasser mit kohlensauerm Kali sowohl als phosphorsauerm Natrum und Ammoniak durchaus keine Reaction gab. Dieser Versuch giebt einen neuen Beleg, daß im Bitterspath kohlensauerer Kalk und kohlensaure Bittererde nicht wie in einem bloßen Gemenge neben einander liegen. — Den Mangel an kohlensaurer Talkerde in den Mineralwässern schreibt der Verf. dieser Indifferenz dolomitischer Gesteine sowohl zum kohlensauern als zum reinen Quellwasser zu, und eben daher rührt es, daß durch solche Wasser aus Gemengen von Dolomit und Kalkstein nur der letztere aufgelöst wird, daher auch der Tropfstein mehrerer Höhlen des Magnesiakalksteins nur aus kohlensauerm Kalk besteht. —

Aehnliche auflösende Wirkung übt kohlensaures Wasser auf Eisenspath und Witherit, während es auf gediegenem Kupfer und Rothkupfererz die Bildung von Malachit veranlaßt. —

Die Zersetzung des Orthoklas zu Porcellanerde schreibt der Verf. ebenfalls der Kohlensäure zu, ohne der bekannten Ansicht zu erwähnen, daß ein Kalisilicat weggeführt werde. Die Verwitterung treffe übrigens nur die unreinen trüben Massen, während die klaren Adulare, der glasige und Natrumfeldspath keine Veränderung wahrnehmen lassen. Zur Erklärung dieser Verschiedenheit führt er Folgendes an: „Ohne auf den glasigen Feldspath besonders Rücksicht zu nehmen, so dürfte die vulkanische Entste-

ungsweise wohl aller Feldspäthe unbestreitbar seyn, aber eben so wenig auch in Abrede gestellt werden können, daß nicht alle Feldspäthe, so wenig als andere, auf pyrochemischem Wege entstandene Mineralien einem gleichen Hitzgrade unterworfen waren. Dieser Unterschied der schmelzenden Kraft mußte nothwendig auch einen verschiedenen Grad des Verschmolzenseyns der einzelnen Bestandtheile nach sich ziehen, als wir dieses bey jeder Glasschmelzung unter unsern Augen vor sich gehen sehen. Es bedarf auch nur eines Vergleiches des Feldspaths mit den vor dem Löthrohre bewerkstelligten glasartigen Schmelzungsproducten, von denen ein jedes bey seiner Darstellung einen besondern Hitzgrad erlitt, um sich von der Richtigkeit der Ansicht über den Grund der verschiedenen innigen Vereinigung der Bestandtheile aller Feldspäthe zu überzeugen. Wer sich nämlich nur einigermassen mit Löthrohrversuchen beschäftigt hat, der wird es wissen, wie trübe und unrein diejenigen, mit irgend einem Alkali- oder Erdmetall- oder auch Erzmetalloxyde in Verbindung stehenden glasartigen Phosphorsalzperlen ausfallen, auf welche man eine nur zur partiellen Auflösung dieser Bestandtheile beytragende Hitze hat einwirken lassen, wird dagegen aber auch die Klarheit und im Falle eines vorhandenen färbenden Erzmetalloxydes die Farbenreinheit derjenigen Phosphorsalzperlen kennen, auf welche eine möglichst intensive, zur gänzlichen Auflösung aller Bestandtheile erforderliche Hitze wirksam war, und wird dann wohl ohne Bedenken mit uns die Ansicht theilen, daß die durchsichtigern Varietäten des Feldspaths auch inniger verschmolzene Massen darstellen und vice versa, in allen undurchsichtigen Feldspäthen die Bestandtheile locker, weniger innig verschmolzen sind. Und so dürfte es ganz natürlich erscheinen, von diesen Reflexionen auf das Resultat geleitet zu werden, daß die verschiedene Verwitterbarkeit der Feldspäthe übrigens gleicher chemischer Zusammensetzung in dem verschiedenen Grade des innigen Verschmolzenseyns und zwar die leichtere Verwitterbarkeit mancher, nämlich der trüben Feldspäthe in der geringeren gegenseitigen Durchdringung der einzelnen Bestandtheile, die deßhalb leichter von den Atmosphärilien ergriffen werden, begründet ist.“

Wir zweifeln sehr, ob Mineralogen und Chemiker diese Ansicht, wie der Verf. meint, ohne Bedenken annehmen werden. Es handelt sich hier von krystallisirten chemischen Verbindungen derselben Art, seyen sie nun entstanden wie sie wollen, und da kann nicht von einer stärkern oder schwächern Verbindung oder Durchdringung der Bestandtheile die Rede seyn, denn wenn solche Unterschiede eintreten, so können die Verbindungen nicht mehr derselben Art seyn. Daß geschmolzener Almandin gelatinirt, während er ungeschmolzen von Säuern kaum angegriffen wird, ein Beyspiel, welches man vielleicht citiren möchte, ist dem vorliegenden Falle nicht anzupassen, denn ein solcher geschmolzener Granat ist amorph geworden, und in diesem Zustande ist er von Säuren angreifbar, während er es im krystallisirten nicht ist, hier haben wir es aber mit gleichkrystallisirten Mineralien zu thun von gleicher Mischung, und bey solchen kann eine Differenz der Zersetzbarkeit in den mannigfaltigsten Ursachen begründet seyn, aber gewiß nicht in der stärkern oder schwächern Durchdringung der einzelnen Bestandtheile. —

In Verbindung mit der Zersetzung des Feldspaths wird auch die des Leucits und Porcellanspaths angeführt; Brongniarts interessante Abhandlung über die Kaoline scheint der Verf. nicht zu kennen. Die zersetzende Einwirkung der Kohlensäure wird weiter an Skapolith, Hornblende, Chabasit, Laumontit, Apophyllit ꝛc. nachgewiesen, ferner am Mergel, Basalt, Phonolith und Thonschiefer und an mehreren Kupfererzen. Von der vermittelnden Zersetzung dieser Säure bey Gegenwart verschiedener zusammen vorkommender Mineralien werden mehrere Fälle angegeben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Nahrungsmittel in ihren chemischen und technischen Beziehungen von Dr. F. C. Knapp, Professor der Technologie an der Universität zu Gießen. Braunschweig bey Vieweg und Sohn. 1848. (Ist auch als Fortsetzung des Lehrbuchs der chemischen Technologie von Knapp erschienen.)

Unter den minder angenehmen Erscheinungen unserer Zeit erblicken wir dennoch so viel Erfreuliches und Bedeutsames, daß wir uns von dem Untergange noch ferne glauben dürfen. Die Methode unserer Zeit und ihr Beruf ist entschieden analytisch. Alle Cumulativbezeichnungen unterliegen einer strengeren Zergliederung als je, um deren wesentliche Theile kennen zu lernen. Man spricht seit Jahrtausenden von guter und von schlechter Kost; aber so groß die Feinschmeckerey früherer Zeiten nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Schriftsteller auch gewesen seyn mag, wir treffen nicht einen einzigen Versuch an, dessen Ziel gewesen wäre, mit den damals verfügbaren, wenn auch noch so schwachen Mitteln nur überhaupt nach Gründen zu forschen, warum z. B. gleiche Massen von Nahrungsmitteln so ungleichen Effekt in der Ernährung hervorbringen. Man begnügte sich mit Beobachtung der Thatsache, bildete sich eine höchst allgemeine und weite Vorstellung von Nahrhaftigkeit: die Beobachtung der Erscheinung galt auch für deren Erklärung, Ursache und Wirkung wurden identificirt. Es wäre, um nur ein Beyspiel anzuführen, schon in sehr frühen Zeiten möglich gewesen, den so auffallend verschiedenen Wassergehalt der festen Nahrungsmittel zu berücksichtigen und zu vergleichen, und in ihm den Grund der verschiedenen Nährkraft zu suchen; aber bis an unser Jahrhundert heran erfahren wir nichts von derartigen Bestrebungen des Menschengeistes.

Unsere Zeit scheint dazu berufen, die gewöhnlichsten, alltäglichsten und allgemeinsten Bedürfnisse der Menschen zum Gegenstande eines eben so ernsten und ins Einzelne gehenden Forschens zu machen, diesen sonst für gemein geachteten Dingen eben so viel Scharfsinn und Geist zuzuwenden, als frühere Zeiten dem Umlaufe der Millionen Meilen entfernten Gestirne, oder dem Studium der Sprache längst untergegangener Völker. Man wolle diese Worte nicht mißverstehen: ich bin nicht etwa der Meinung, als sollte sich der Menschengeist nicht fürder aufs innigste mit Stern- und Sprachen-kunde beschäftigen; — ich will nur ausdrücken, daß diesen erhabenen Wissenschaften auch einst gering geachtete Zweige des Wissens im Laufe der Zeiten ebenbürtig geworden sind.

Von der Chemie sollte man glauben, sie sey von ihrem Anfange an aufs innigste mit dem praktischen Leben verbunden und verbrüdert gewesen, da die ihr eigenthümlichen Methoden und Operationen dem Wesentlichen nach auch alle längst in den Gewerben und Künsten geübt worden sind. Aber welches Erstaunen! wenn man von dem schroffen Gegensatze, von der Feindschaft in Kenntniß gesetzt wird, welche zwischen den Chemikern von Fach und denjenigen, welche ein Gewerbe treiben, dessen Grundlagen chemische Proceduren sind, noch vor kurzer Zeit bestanden hat, und zum Theil noch besteht. Die einen

pochen auf ihr Wissen, und die andern auf ihr Können, und beyde glauben hie und da in ihrer Beschränktheit, Wissen und Können, Theorie und Praxis schlößen sich gegenseitig aus. Die Gelehrten, wie die einen genannt werden, haben es oft versäumt, den wohl eingeübten, meist in größtem Maaßstabe ausgeführten Experimenten der Empiriker, wie man die andern heißt, die gebührende Aufmerksamkeit und Achtung zu schenken; nur ihre eigenen Entdeckungen hielten sie der Pflege des wissenschaftlichen Geistes für würdig. Anfragen der Empiriker beantworteten sie meist sehr obenhin und unbedacht, oder verweigerten sogar die Antwort, entrüstet über die Zudringlichkeit des gemeinen Mannes. Hinter die wirklichen Gelehrten und deren Verdienste verschanzte sich auch das Heer von unfähigen Köpfen und schulmeisterlichen Pedanten, die sich den Anforderungen der Praxis unter dem Vorwande entziehen, daß ihr einziger Beruf die reine Wissenschaft sey, obschon sie auch dieser keinen Gewinn zu bringen, oder deren Dunkelheiten aufzuhellen vermögen, ebensowenig als ein auf die Mauer gemaltes Fenster das Innere des Hauses.

Wenn auf diese Weise manchmal einerseits der Gelehrte die Annäherung des Empirikers erschwerte, so wies anderseits vielleicht noch öfter der Empiriker den wohlmeinenden Gelehrten, und zwar mit Hohn und Undank von der Schwelle seiner einträglichen Werkstätte: — denn staunenerregend ist der Hochmuth und die brutale Selbstgenügsamkeit Mancher. Gegen diese kastenmäßige Abgeschlossenheit, diese Unnahbarkeit zwischen der chemischen Theorie und Praxis wurde seit Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgreich gekämpft, und zwar vorzüglich von Seite der Gelehrten, als dem intelligenteren Theile. Die Empiriker wurden so weit bezwungen und gedemüthigt, daß sie manche belächelte Entdeckung des einsamen Gelehrten in ihren Kreis ziehen mußten, und neue Proceduren, welche der Gelehrte an einigen Quentchen Material in einem Glaskölbchen vorzunehmen sich begnügte, nun mit größter Bereitwilligkeit mit Millionen von Centnern und in mit Riesenmaaß vergrößerten Gefäßen ausführen. Man erinnere sich an die Fabrication des Schwefelsäurehydrats in den Bleykammern, an Lavoisier's Verbesserungen in der Schießpulverfabrication, an Leblanc's Sodabereitung aus Kochsalz, an Tennant's Chlorkalk, an Gehlen's Entdeckung, die Soda für die Glashütten durch das viel billigere Glaubersalz zu ersetzen, an die Entdeckungen von Fuchs über hydraulischen Mörtel und Wasserglas, an den gewaltigen Einfluß Liebig's auf Agricultur und Medicin, — und man wird an diesen wenigen Beyspielen, die noch ins Hundertfache vermehrt werden könnten, einen Maaßstab dafür haben, was die Empiriker bereits empfangen haben.

Fragen wir nach dem Dank, nach der Anerkennung, welche die Gelehrten von den Empirikern gerntet, so wird uns nur mit vieler Verlegenheit Auskunft ertheilt werden können. Allenthalben sucht man das Verdienst der Wissenschaft zu schmälern, führt diese und jene kleine Verbesserung an, welche hinzutreten mußte, um die Entdeckungen der Gelehrten erst recht praktisch zu machen, und die Empiriker glauben mit ihren kleinen Zugaben die ganze Wucht der ursprünglichen Entdeckung, des aus den Tiefen der Wissenschaft oft mit Herkulesarbeit gehobenen Gedankens aufgewogen, ja sie glauben die jenseitige Wagschaale hoch in die Luft geschleudert zu haben. Jeder Hilfsjunge in einer Glashütte glaubt mehr vom Glase zu verstehen, als alle Chemiker zusammen, und es giebt Leute genug, die dem Jungen hierin lobend Recht geben, — sich dadurch aber auch auf die gleiche Bildungsstufe mit dem unerfahrnen Jungen stellen.

Dieser Mangel an Eintracht und Freundschaft zwischen Gelehrten und Empirikern ist ebenso nachtheilig für die Wissenschaft als für die Praxis. Wollen wir hoffen, daß man in einigen Jahren davon sprechen wird, als von einer zu Grabe gesunkenen Barbarey. Unsere technischen Schulen sind vorzüglich dazu berufen, Wissenschaft und Leben zu unzertrennlichen Freunden zu machen: mögen sie ihre wichtige Sendung mit Glück vollenden, und dem künftigen Gewerbsmanne die erhebende Ueberzeugung einpflanzen, daß seinen oft einförmigen und mechanischen Beschäftigungen wichtige allgemeine wissenschaftliche Principien zu Grunde liegen, mit deren Ausbildung auch sein Gewerbe sich vervollkommnen muß. Der Fortschritt wird dann nicht mehr bloß ein oberflächlicher

tiefer und scheinbarer, meist nur auf merkantilischen Praktiken beruhender seyn, sondern er wird von den Grundlagen ausgehen, und auch diese weiter bilden.

Männern, welche es sich zur besondern Aufgabe machen, Theorie und Praxis einander so zu nähern, daß sie sich gegenseitig durchdringen, wie Seele und Körper, ist die Menschheit zu hohem Danke verpflichtet. Der Verfasser der oben bezeichneten Schrift steht in der ersten Reihe dieser Kämpfer für eine Idee, von deren Verwirklichung unser physischer und geistiger Zustand mehr Früchte hoffen darf, als von den Systemen des Freyhandels und der Schutzzölle, mehr als von Monopolisten, Socialisten und Communisten, diesen auffallenden Symptomen unserer Zeit, die weiter nichts besagen, als daß wir krank sind, daß wir auf dem Wege, auf dem wir noch gegenwärtig wandeln, nicht mehr viel weiter gelangen werden, und daß wir eine andere Richtung einschlagen müssen, wenn wir nicht zu Grunde gehen wollen. Als unsere einzige Aegide wird sich die wahre Volksbildung erweisen, nachdem vielleicht noch manch anderer Hebel und manch andere Waffe nutzlos versucht worden seyn wird.

Als Einleitung schickt der Verf. allgemeine Betrachtungen über Ernährung voraus, wie sie aus feststehenden Beobachtungen der neueren Thierphysiologie gefolgert werden müssen. Diese haben gelehrt, daß die animalische Lebensäußerung stets und unmittelbar verbunden ist mit einem proportionalen Verbrauche, mit Zerstörung eines Theiles des Organismus, welcher durch die Zufuhr gewisser Stoffe von außen wieder ersetzt, regenerirt werden muß. Wird diese Zufuhr abgeschnitten, oder kann der Organismus aus ihr die Regeneration nicht mehr im Maaße des Verbrauches bewerkstelligen, so müssen die Lebenserscheinungen erlöschen. Nahrungsmittel in weiterem wissenschaftlichem Sinne sind deßhalb alle Stoffe, welche von einem Organismus aufgenommen werden, und in ihm nothwendige Functionen vermitteln: Luft, Wasser, thierische und pflanzliche Nahrungsmittel. In den sogenannten festen Nahrungsmitteln (worunter außer Luft und Wasser alle, auch unsere Getränke, zu rechnen sind) hat die Wissenschaft merkwürdige Beziehungen in ihrer chemischen Zusammensetzung zu den normalen Bestandtheilen des Organismus entdeckt, Beziehungen, in welchen der Nährwerth einer Kost seinen hauptsächlichsten Schwerpunkt hat. Zwey dieser Beziehungen verdienen vor allem hervorgehoben zu werden: 1) sind in der Nahrung Substanzen vorhanden, welche die Fähigkeit besitzen, leicht in Blut und Gewebe des thierischen Organismus vermöge ihrer nahezu gleichen chem. Zusammensetzung damit überzugehen; 2) enthält jede Nahrung Substanzen, welche zwar nicht zu Gewebstheilen werden können, welche aber als brennbare Substanzen sehr geeignet sind, zur Erzeugung der thierischen Wärme und zur Vermittlung mehrerer anderer Processe verwendet zu werden. Es ergiebt sich hieraus die bekannte, zuerst von Liebig mit Präcision aufgestellte und durchgeführte Eintheilung unserer Nahrungsmittel in plastische (blutbildende) und in wärmeerzeugende.

(Schluß folgt.)

Die Verwitterung im Mineralreiche.

(Schluß.)

Manches gediegen Kupfer glaubt der Verf. aus Rothkupfererz gebildet, wenn es mit einer durch die Einwirkung kohlensauren Wassers auf Eisenspath gebildeten Eisenauflösung in Berührung kommt. Das enthaltene Eisenoxydul soll sich zu Oxyd oxydiren, indem es das Kupferoxydul reducirt, die Kohlensäure entweicht dabey und das Resultat ist metallisches Kupfer und Eisenoxyd. Hier wären einige bestättigende Experimente zu erwarten gewesen, gewiß aber oxydirt sich solches aufgelöstes Eisenoxydul eher durch den Sauerstoff der Luft, die im Allgemeinen überall gegenwärtig angenommen werden darf, als durch Reduction von solchem Rothkupfererz. Die Ansicht, daß sich kieselsaures Eisenoxyd bilden werde, wenn Eisenoxyd, aus einer Auflösung von kohlensaurem Eisenoxydul durch Oxydation entstanden und abgeschieden, mit Quarz in Berührung komme, hat nach bekannten Erfahrungen keine Wahrscheinlichkeit,

übrigens ist auch der meiste Thoneisenstein nur ein Gemenge von Eisenoxydhydrat mit Thon und Kieselerde (Quarz, Opal). Die Bildung mancher Pseudomorphosen von Weißbleyerz nach Formen des Bleyglanzes glaubt der Verf. ebenfalls von einer Einwirkung einer Auflösung von kohlensaurem Eisenoxydul herleiten zu können, indem er annimmt, daß der Bleyglanz zuerst in Bleyoxyd umgewandelt werde, und dann dem Eisensalz die Kohlensäure entziehe, und Abscheidung von Eisenoxyd zugleich stattfinde. Dergleichen Erklärungen sind freylich sehr einfach, sie sind aber ebenso ungenügend, wie wenn vom Bleyglanz angegeben wird, daß er durch Oxydation in Mennig verwandelt werde. Richtig ist, daß, wenn der Schwefel fortgeht, und zum Bley die gehörige Menge Sauerstoff tritt, sich Mennig bilden könne, aber durch welchen speciellen Vorgang dieses Resultat vermittelt wird, darüber vermißt man die Auskunft, und vorzüglich darum handelt es sich.

Den räthselhaften Alkaligehalt der durch Zersetzung von Augit entstandenen Grünerde glaubt der Verf. als einen Zugang ansehen zu können, welcher von gleichzeitig zersetzten feldspathigen und zeolithischen Substanzen der umgebenden Gesteine herrühre. Er sagt darüber: „Erinnert man sich der zeolithischen und feldspathigen oft sehr der Verwitterung unterworfenen Gemengtheile, aus welchen sowohl Basalt als auch Wacke zum Theil zusammengesetzt sind, und vergißt man nicht, daß diese Gemengtheile alkalihaltig sind, so ist der Gedanke an eine durch atmosphärische Kohlensäure und Feuchtigkeit herbeygeführte Zersetzung sowohl des Augits als auch des Basaltes und der Wacke sehr natürlich, eine Zersetzung, zufolge welcher aus dem Augite die Kalkerde sammt etwas Kieselsäure ausgelaugt, und aus dem zeolithischen und feldspathigen Gemengtheile jener Gebirgsarten das Alkali ausgeschieden worden, welches die zersetzte Substanz der Augite gleichzeitig mit etwas Wasser in sich aufnahm, eine Zersetzung, welche also die Krystalle der Grünerde als Umwandlungs-Pseudomorphosen durch theilweisen Austausch von Bestandtheilen deuten läßt.“ Dieß ist eine Erklärung wie manche der vorhergehenden, und es erscheint gewiß seltsam, daß aus dem Feldspath das kohlensaure Wasser das Kali der Kieselerde entreißen, und dasselbe in der Grünerde der Kieselerde wieder geben soll, um dafür nun Kalk aufzulösen. Wie die citirten Analysen von Rammelsberg zu dieser Ansicht „eine schöne Bestätigung und Ergänzung“ geben, ist auch nicht einzusehen, da sie nur das Faktum berichten, daß diese Grünerde Kali und kohlensauern Kalk enthält. —

Ueber die Dolomitbildung ist nur angeführt, was L. v. Buch in seiner Abhandlung in den Berliner-Akademischen Schriften darüber sagt. — Der zweyte Abschnitt des Buches enthält die Verwitterung der Mineralien durch das Licht und die Wärme der Sonne. Der Verf. glaubt als ein allgemeines Gesetz aussprechen zu können, daß bey Veränderungen durch das Licht stets electronegative Mischungstheile, Sauerstoff, Chlor, Brom, Jod, Fluor und Säuern ausgeschieden werden.

Wie flüchtig manche Erklärungen entworfen sind, beweist auch hier, was von dem Verfärben des Rothspießglanzerzes gesagt ist, welches am Lichte allmählig graulichschwarz werde. Es heißt: „Nach dem, was man vom Verhalten vieler Sauerstoffverbindungen gegen das Sonnenlicht und von der dem Schwefel nachstehenden Verwandtschaft des Sauerstoffs zu den Metallen weiß, tragen wir kein Bedenken, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für die Ansicht zu finden, daß bey jenen Veränderungen der Sauerstoff allmählig zum Entweichen kommt, während das reducirte Antimon von der rückständigen Schwefelantimonverbindung occupirt wird, und mit derselben zuletzt ein der Substanz des Antimonglanzes entsprechendes Schwefelmetall darstellt.“ Bekanntlich ist aber das Sulphuret der Antimonblende von gleicher Zusammensetzung mit dem Antimonglanz, wie soll es nun dieses Sulphuret bleiben, aber doch noch eine Quantität Antimon aufnehmen können? —

Was mit einer etwas breiten Einleitung über die Verwitterung durch die Sonnenwärme gesagt ist, geht im Allgemeinen auf die bekannte Erfahrung hinaus, daß viele wasserhaltige Salze durch Erwärmen einen Theil des Wassers verlieren. —

Kobell.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Travels in the great Desert of Sahara in the years of 1845 and 1846, containing a narrative of personal adventures during a tour of nine months through the desert, amongst the Touaricks and other tribes of Saharan people, including a description of the Oases and Cities of Ghat, Ghadames and Mourzuk. By James Richardson. Two Vol. London 1848.

Nicht Golddurst, Ruhmsucht, Missionseifer, wissenschaftlicher Drang oder irgend ein politischer Auftrag hat Herrn Richardson, welcher früher ein Zeitungsblatt in Malta redigirte, in die schreckliche Wüste geführt: nur für die große, vielfach angefeindete und behinderte, aber bereits mit einigem Erfolge belohnte Sache des brittischen Volkes, die Unterdrückung des Sklavenhandels und endliche Abschaffung der Sklaverey, nach seinen Kräften zu wirken, hat er ohne Begleitung und ohne Beglaubigung oder nationale Unterstützung, mit geringen Mitteln und noch geringerer Ausrüstung, selbst ohne Waffen sich aufgemacht, die Länder des Sudan zu erforschen. Unbeirrt durch das unglückliche oder wenigstens ungünstige Ende der wenigen Reisen, welche die Afrikanische Gesellschaft in London und die brittische Regierung durch die Sahara unternehmen ließen, wählte er den Weg durch die Wüste, auf welchem die meisten in die Städte der Berberey bestimmten Sklaven-Karavanen ziehen, die Strasse von Tripolis nach Timbuktu über Ghadames und Tuat. Auf der ersten Station, Ghadames, wurde diese südwestliche Route in eine mehr südliche, über Ghat, abgeändert; aber hier, nur dreyßig Tagereisen von jener berühmten Stadt, zu welcher ihm sicheres Geleite von mächtigen Tuarick-Häuptlingen gelobt war, mußte er wegen körperlicher Leiden und gänzlicher Entblößung von Mitteln die Rückreise nach Tripolis antreten, welches er auch über Fezzan nach einer Abwesenheit von neun Monaten erreichte. In Ghadames, Ghat und Murzuk verweilte er längere Zeit; eigentlicher Marschtage waren nur 80, und diese zu durchschnittlich 20 engl. Meilen gerechnet ergeben 1600 Meilen Weges.

Wenn nun gleich weder das vorgesteckte Reiseziel, der Sudan, erreicht wurde, noch auf der großen Heerstrasse dahin, wie auch gar nicht zu erwarten war, irgend ein unmittelbarer, erfolgreicher Streich gegen den Menschenhandel geführt werden konnte; betrachtet sich doch der Verf. für alle seine Mühen reich belohnt durch die nebenbey und im Verfolge seines Zweckes gewonnenen Aufschlüsse, welche in einer nächstens erscheinenden Denkschrift über die Geographie der Sahara und den Verkehr in derselben niedergelegt sind. In Tagebuch-Form enthalten die vorliegenden zwey Bände die persönlichen Erlebnisse, eine Schilderung der Wüste, ihrer Oasen und Bewohner, und für die meisten Leser, welche nicht thätige Abolitionisten sind, hinreichende Aufschlüsse über den Transit-Sklavenhandel und die einheimische Sklaverey in der Sahara.

Das Hauptaugenmerk des Verf. war sich zu überzeugen, wie und in welcher Ausdehnung der Sklavenhandel betrieben werde. Da er nur in Ge-

sellschaft von Händlern reiste, welche die Märkte von Timbuktu und Bornu besuchen, und mit seltener Offenheit alle Fragen des Fremden, der Muth genug hatte, den Zweck seiner Reise kund zu geben, beantworteten, hat er allerdings viele wichtige Nachrichten gesammelt, welche eine Beschränkung oder Aufhebung des abscheulichen Menschenhandels auch in der Sahara und Berberey in Aussicht stellen. Das Wichtigste und Erfreulichste jedoch scheint uns nicht genug hervorgehoben: die Bereitwilligkeit, mit welcher viele in dem bewußten Handel stark betheiligte, angesehene Männer dessen Immoralität anerkannten; und die Geneigtheit, welche sie zeigten, denselben gegen anderweitige Vortheile oder gegen Schadenersatz aufzugeben. Da er nicht mehr sehr gewinnreich ist, und ihm bald die Häfen von Nordafrika ganz verschlossen seyn werden, wird er wohl nach und nach von selbst eingehen, und nur das mindere Uebel, die häusliche Sklaverey zurückbleiben, gegen welche nur auf dem Wege der Civilisation etwas auszurichten ist.

Wenn ich gefragt würde: Was kann für Afrika geschehen? würde ich antworten nicht mit irgend einem neuen von mir ausgedachten Rathschlage sondern mit dem, welcher schon so oft gegeben worden: Lehret seine Bewohner den Landbau, den Anbau ergiebiger Ausfuhrgegenstände, womit sie im Austausche durch ehrlichen Handel die europäischen Waaren, welche sie nöthig haben, erhalten können. Ehe dieß geschieht, wird man Nichts ausrichten. Umsonst sendet man Prediger des Christenthums oder der Menschenrechte; umsonst schließt man Verträge mit Afrikanischen Fürsten. Der Gedanke ist sehr demüthigend, daß zur Schande unserer Religion sowohl als unserer Gesittung unser Verkehr mit Afrika nur dazu geführt habe, dasselbe in schrecklicheres Elend, in tiefere Erniedrigung zu stürzen. Ganz passend mögen wir hierauf anwenden den scharfen Tadel eines Chinesischen Kaisers: Menschliche Gebeine bezeichnen das Vorschreiten der Christen. Introd. p. XXIII.

Aber wie? Sollen die Wüstenbewahner ihre sandigen und steinigen Steppen anbauen? Allerdings; ein beträchtlicher Theil, weit zu groß für die gegenwärtige Bevölkerung (welche der Verf. zu nicht einmal einem Individuum auf eintausend Quadratmeilen annimmt) ist culturfähig, manche tausend Quadratmeilen sind sogar gutes Ackerland, und Brunnen können in unbeschränkter Anzahl am Fuße der größeren Gebirgsketten gegraben werden. Zwischen Ghat und Ahir, also gerade mitten in der Wüste, sind gewaltige Ströme und viele Bäche, welche das ganze Jahr durch Wasser haben. Was das Land bey sorgsamer Bewässerung hervorbringen kann, zeigen die üppigen Felder und Gärten in Fezzan und Ghat. Auch steht bey den Tuarick und Tibbu dem Landbau kein Vorurtheil, wie bey den Arabern, entgegen; der Beherrscher von Ghat, ein mächtiger Marabut, verschmäht nicht seinen Garten von zwölf Morgen selbst und mit seinen Söhnen zu bestellen. Vor achtzehn Jahren war dieser jetzt herrliche Hain von Dattelpalmen, zwischen welchen Feigen-, Granatäpfel- und Aprikosen-Bäume, noch ein dürrer Sandstrich. Jede Oase, die der Verf. besuchte, könnte um das Siebenfache vergrößert werden, wo jetzt Sennabüsche, Zwergmimosen, und unnütze Sträuche stehen. Ueberhaupt verdient nur ein kleiner Theil der großen Sahara den Namen der Wüste, wenn man darunter ein endloses Sandmeer sich vorstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nahrungsmittel in ihren chemischen und technischen Beziehungen.

(Schluß.)

Zur ersten Klasse, welche übrigens gleichfalls oxydirbar, mithin wärmeerzeugend ist, und daher die Functionen der zweyten Klasse bis zu einem gewissen [oft sehr hohen] Grade übernehmen kann, gehören: Pflanzeneyweiß, Pflanzenfibrin, Legumin, Pflanzenleim, thierisches Eyweiß (aus Blut, Eyern), Thierfibrin (aus Blut, Muskeln) und Käsestoff (aus Milch). Sie werden auch von ihrem Stickstoffgehalte, der bey allen nahe an 16% beträgt, stickstoffhaltige Nahrungsmittel genannt. Zur zweyten Klasse gehören: Stärkmehl, Rohrzucker, Trauben- (Stärke-) Zucker, Milchzucker, Gummi, die Pflanzensäuren (Weinsäure, Aepfelsäure ꝛc.) und ihre Salze, und endlich die sowohl im Pflanzen- als Thierreiche sehr verbreitete Gruppe von Fetten und Oelen. Da diese

Klasse in allen ihren Gliedern keinen Stickstoff enthält, so werden sie auch stickstofffreye Nahrungsmittel (nach Liebig Respirationsmittel) genannt. Diese beyden Klassen sind nun in verschiedenen Nahrungsmitteln in sehr verschiedenen relativen Mengen enthalten, in den pflanzlichen überwiegend die zweyte, in den thierischen überwiegend die erste.

Für mehrere Substanzen, welche, wenn auch in untergeordneter Menge, unsere Nahrung enthalten, sind die Beziehungen noch nicht mit solcher Klarheit erfaßbar, wie bey den obigen beyden Klassen, z. B. das Kreatin und Kreatinin im Fleische und der Fleischbrühe, die stickstoffhaltigen Substanzen im Thee und Kaffee, die Gewürze, Arzneyen ꝛc. —

Für verschiedene Thiere und für den Menschen in verschiedenen Lebensverhältnissen stellen sich durch die Erfahrung höchst interessante Quantitätsbeziehungen zwischen der ersten und zweyten Klasse von den festen Hauptnahrungsmitteln heraus. Für den Menschen unserer Zone bey mäßiger Körper-Anstrengung findet man das Verhältniß der ersten zur zweyten Klasse wie 1 : $4\frac{7}{10}$. Nun enthalten die Früchte unserer Getreidearten nahezu das Verhältniß von 1 : 5: — sie sind deßhalb bey sehr geringer Zumischung von Fleisch oder Milch eine für uns sehr adäquate Nahrung. Die Kartoffeln haben das Verhältniß von 1 : 9, enthalten mithin viel zu wenig von dem plastischen Nährstoffe, als daß sie ohne bedeutende Zumischung von Fleisch, Milch ꝛc. — für sich allein eine gesunde Nahrung seyn könnten. Die Wichtigkeit des Ackerbaues für eine Nation leuchtet hieraus sehr deutlich ein. — Höchst interessant ist die vom Verf. mitgetheilte Rede eines amerikanischen Häuptlings, aus dem Stamme der Missisaes, in welcher er den Rothhäuten den Ackerbau empfiehlt: „Seht ihr nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Daß das Fleisch mehr als 30 Monden braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? Daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückgiebt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine hat zum Fortlaufen, wir aber deren nur zwey besitzen, um es zu haschen? Daß die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter, der für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder, und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der mich hören will, bevor die Cedern unsers Dorfes vor Alter werden abgestorben seyn, und die Ahornbäume des Thales aufhören, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen, zu säen.“ —

Für den Säugling, der sowohl die verbrauchte Substanz ersetzen, als auch neue zulegen muß, ist das Verhältniß wesentlich ein anderes, als beym Erwachsenen. In der Muttermilch, der adäquatesten Nahrung des jungen Wesens, treffen wir das Verhältniß der ersten Klasse zur zweyten wie 1 : $2\frac{1}{2}$. — Wie wenig wird dieses Verhältniß oft eingehalten bey jenen armen Kindern, die ohne Muttermilch gedeihen sollen!

Aus diesen wenigen Angaben ist ersichtlich, wie interessant und wichtig zugleich der Inhalt der Knapp'schen Schrift ist. Sie umfaßt in 200 Seiten I. Allgemeine Grundsätze der Ernährung. II. Beschreibung und Charakteristik der Nahrungsmittel. Darunter führt er auf: Wasser. — Dann thierische Nahrungsmittel: Milch und Fleisch. Pflanzennahrungsmittel: Waizen, Roggen, Gerste und Hafer, Mais und Reis. Hülsenfrüchte, Kartoffel, Stärke und Zucker. Thee, Kaffee, Chocolade. Sogar dem Tabak sind einige Betrachtungen gewidmet. Mit Bedauern vermißt übrigens der Leser ein Kapitel über die sogenannten grünen Gemüse und Obst, welche doch in vielen und ausgedehnten Bezirken einen wichtigen Zuschlag zur Nahrung bilden: eine Lücke, welche bey einer zweyten Auflage gewiß wird ausgefüllt werden. — Die Kapitel über die einzelnen Nahrungsmittel enthalten nicht bloß den physikalischen und chemischen Bestand, sondern auch alles wesentliche von den Manipulationen und Proceduren, welche vorgenommen werden, ehe wir manche davon genießen. Eigene Kapitel handeln überdieß von Einmachen und Conserviren der Lebensmittel, vom

Mühlwesen, vom Brod und Brodbacken. Sehr füglich hätte noch können angefügt werden ein allgemeines Kapitel über die Bedeutung des Kochens unserer Nahrungsmittel vor dem Genusse, überhaupt der Einwirkung einer höheren Temperatur. Civilisation und rohe Nahrung sind unverträglich mit einander. Ohne Hülfe des Feuers würde der Mensch die Hälfte seiner Arbeitskraft, die ihm die Nahrung geben kann, zur Verdauung derselben verwenden müssen.

Der anregende klare Vortrag des Verfassers wird wesentlich beytragen, daß die Schrift zahlreiche Leser aus allen Ständen finden wird. Knapp hat jenen glücklichen Ton getroffen, jenen Ton der ungezierten Wahrheit, welcher weder dem Gelehrten zu nieder, noch dem Laien zu hoch klingt. Um einen kleinen Theil des wohlthuenden Eindruckes, den ich empfangen, auch auf die Leser dieser Anzeigen zu übertragen, schließe ich mit den Worten des Verf., welche er unter andern bey Erörterung des Begriffes von Nahrhaftigkeit spricht: „Es geht entschieden hervor, daß der Begriff von „nahrhaft“ im praktischen Leben stets einseitig aufgefaßt wird. Nahrhaft kann nur diejenige Speise genannt werden, welche dem Körper Stoff für alle seine Functionen, und nicht bloß für einzelne bietet. Die Milch ist das einzig wahre Vorbild aller Nahrung, und jede Speise sollte wenigstens Repräsentanten aller einzelnen Nahrungsbestandtheile der Milch enthalten. Es existirt also in der Natur eine gewisse Norm, welche nicht ungestraft vernachläßigt oder überschritten werden kann: eine Norm, die dem Menschen in einer bewundernswürdigen Weise sein Instinkt andeutet. Es gehört unter die größten Uebel der Civilisation, die den Menschen so häufig einem naturgemäßen Leben entrückt, daß sie ihn durch falsche Anschauung, durch Mangel und Armuth theils verführt, theils zwingt, die Stimme des Instinktes zu überhören, und einer Lebens- (Ernährungs-) Weise zu folgen, bey welcher die volle Ausübung seiner körperlichen und mithin auch geistigen Verrichtungen, d. h. die Gesundheit nicht mehr möglich ist. Unglücklicher Weise erscheinen die aus einer unrichtigen Lebensweise entspringenden üblen Folgen für die Gesundheit in der Regel langsam, allmählig, schleichend und werden darum so häufig verkannt. Die Ansprüche mehrerer erleuchteten Männer, welche sich neuerdings öffentlich dafür ausgesprochen haben, daß es endlich an der Zeit sey, dem Arzte denjenigen größeren Einfluß auf die Staatsverwaltung einzuräumen, der ihm von Natur und bey den schweren Folgen zukommt, welche die Art der Besteuerung, Oktroi, Bauplan der Städte ꝛc. auf die Lebensweise und Ernährung des Volkes, also auf die öffentliche Gesundheit ausübt — welche darauf hinarbeiten, dem Arzt zu seinem wahren und schöneren Berufe zu verhelfen, dem Berufe, die Veranlassungen von Krankheiten aufzusuchen, zur Kenntniß zu bringen, und nach Kräften zu verhindern, und dadurch ein öffentliches Organ zu werden, welches bestrebt ist, die Gesundheit zu erhalten, statt die Krankheit und Störungen, die er müssig hereinbrechen läßt, erst hintennach mit zweydeutigen Kräften zu bekämpfen — solche Männer finden in diesen Punkten eine sehr massive Stütze. Sie verdienen um so mehr Beachtung, als die Physiologie bewiesen hat, daß Störungen in der Gesundheit, durch unrichtige Ernährungsweise herbeygeführt, selbst durch die beste Diät nicht mehr gehoben werden können, wenn sie bis zu einem gewissen ziemlich frühen Stadium gediehen sind.“

Dr. M. Pettenkofer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Travels in the great Desert of Sahara in the years 1845 and 1846.

(Fortsetzung.)

Die Talebs (Gelehrten) geben verschiedenen Theilen der Sahara unterschiedliche Namen, je nach ihren prognostischen Eigenthümlichkeiten. Fiafi ist die Oasis, wo man ein beschauliches Leben führt, und glückliche Tage verlebt bey beständigen Brunnen lebendigen Wassers, unter Palmen und Obstbäumen geschützt vor dem brennenden Simun. Kifar ist die sandige trockene Ebene, welche zu Zeiten bewässert von des Winters belebenden, erfrischenden und befruchtenden Regengüssen, im Frühlinge Kräuter hervorbringt, und wo die Nomadenstämme in der Nähe der Oasen ihre Heerden weiden. Falat ist die Region des Sandes in der Unermeßlichkeit unfruchtbarer Wüsteneien. Sahara ist Sandwüste allein, in ebener Fläche. Ghoud Gruppen von Sandhügeln unbestimmter Höhe, an dem Rande steiniger Ebenen von dem Winde gebildet. Serir Ebenen, von wo die Sandhügel weggefegt worden sind, und wo einzelne solcher Hügel sich finden. War ist eine unebene Fläche, bedeckt mit großen Rollsteinen, und sehr schwierig zu beschreiten. Hatia eine Stelle, die fruchtbar gemacht werden kann, aber annoch mit kleinem Gestrüppe dünn bewachsen ist, von welchem die Kamele kärgliches Futter und die Wanderer Brennholz nehmen. Wischek fruchtbare Sandhügel und Ebenen, wo wilde Palmen und Lethel-Bäume wachsen. Ghabah bearbeitetes Land, entweder ein Theil der Oasen, oder gewöhnlich weit entfernt von Wohnplätzen: in Ghadames heißen auch die Gärten Ghabah. Sibbah ist der gewöhnliche Name der Salzebenen und Salzmarschen, in Algier Schot; die Salztheile verbinden sich mit Erde oder Sand oft so fest, daß sie eine Art Stein bilden, womit man Häuser baut. Wadi ist die Bezeichnung aller langen, tiefen Einschnitte der Oberfläche, und wird ohne Unterschied gebraucht für Flußbett, Thal oder Schlucht. Sie sind bis auf zwey oder drey Wintermonate immer trocken. Dschibel heißen alle Hügel und Berge. Aber alle diese Bezeichnungen können ebenso für die Küstenregion und andere Landstriche, die nicht gerade innerhalb der Sahara liegen, angewendet werden, und sind derselben nicht eigenthümlich. I, p. 161.

Neun Tagereisen von Tripolis in S. W. liegt die Oase Ghadames (Cydamus der Alten) von 6 engl. Meilen Umfang, ein alter Handelsplatz mit einer Mischlingsbevölkerung von Arabern, Berbern, Mauren, Negern, welche sechs Sprachen reden, und auf eine gewisse Heiligkeit und Unverletzlichkeit Anspruch machen. Selbst der ärmste Kameltreiber von Ghadames nennt sich Marabut. Zwey gleich starke feindlich sich gegenüberstehende Parteyen theilen sich in die Stadt, nur Marktplatz und Vorstadt sind neutraler Boden. Der Haß der Ben Welid und der Ben Wezid ist so alt, daß die Parteyen selbst über den Grund desselben ungewiß sind; so wenigstens mußte die schriftliche Antwort eines Taleb an den Verf., der darüber Aufklärung wünschte, genommen werden: „Die Ben Welid und die Ben Wezit sind Ghadamsi-Leute, welche seit unvordenklicher Zeit miteinander in Zwietracht leben: es war Gottes Wille, daß sie getrennt blieben, und wer kann Seinem Willen widerstreben? Laß dir damit genügen.“ Außerhalb der Stadt reisen sie miteinander, und verbinden sich gegen einen gemeinsamen Feind oder einen Fremden. Aber keine Zwischenehe, keine Gastfreundschaft, keine Besuche finden Statt. Vor Zeiten, ehe der Bey von Tripolis einen Statthalter eingesetzt hatte, welcher den Landfrieden

aufrecht erhält, waren Straßenkämpfe nicht selten. Die Ghadamsi-Sprache enthält nur wenige aus dem Arabischen abzuleitende Worte, und ist sehr alt; sie wird außerdem noch in den Oasen Siwah und Augilah gesprochen, auch in einem Gebirgsdistrikte von Tunis trifft man eine etwas ähnliche Mundart. Die Dialekte der Berber-Sprache, nämlich die der Ghadamsi, Tuarick, Kabylen, Schouwen und Schelluk in Marokko, obwohl mehr oder weniger nahe miteinander verwandt, sind in vielen Worten und Redensarten sehr verschieden, was bey dem geringen Verkehre zwischen den Oasen leicht erklärlich ist. Nur ein einziger, der der Tuarick, hat eigenthümliche Schriftzüge.

Zu Ende Augusts kam der Verf. nach Ghadames. Während seines dreymonatlichen Aufenthaltes daselbst hatte er abwechselnd von Hitze und Kälte zu leiden; als ein Beyspiel der plötzlichen Uebergänge führt er an, daß eine Truppe des Bey von Tripolis auf einem Marsche im Dscherid (Dattelande) in zwey Tagen mehrere Leute einbüßte, an dem einen vor Hitze verschmachtete, an dem folgenden erfrorene. Schon im September waren kühle Tage und kleine Regenschauer. Der Südwind, welcher über die weite Sandfläche streicht, versengt und vertrocknet, weniger der West; Nord und besonders Ost kühlen ab, oft selbst bis zu Bildung von Reif. Nebel so dick wie in London, und nicht wenige trübe Tage beweisen, daß der Atmosphäre der Sahara keineswegs die der Vegetation so nothwendigen wässerigen Meteore ganz abgehen. Die Brunnen führen meistens stark mineralische Wasser; das von Ghadames ist heiß, gegen 110° F., etwas purgirend; man läßt es 12 — 24 Stunden stehen, ehe man es trinkt.

Während in der offenen, trockenen Wüste Krankheiten fast unbekannt sind, erweisen sich die meisten Oasen verhältnißmäßig ungesund. Fieber mancherley Art, Dysenterieen, und besonders Ophthalmieen haben hier ihren beständigen Sitz. Etwa der zehnte Theil der Einwohner von Ghadames ist halb oder ganz blind. Von schädlichen Thieren kennt man nur den Skorpion, dessen Stich häufig in wenigen Stunden tödet. Man wendet dagegen verschiedene Mittel an, gewöhnlich Knoblauch sowohl innerlich als äußerlich; andere führen einen Hautschnitt rings um die verletzte Stelle, und reiben Schnupftaback ein.

In Folgendem faßt der Verf. seine Bemerkungen über die Ghadamsi, welche sich trotz ihres Fanatismus freundlich und hülfreich gegen ihn erwiesen, zusammen.

> Auf dem Rücken meines Kameles durch die Wüste streifend, denke ich immer noch an die eben verlassene Stadt der Kaufleute und Marabuts, und so oft ich zurückblicke, als eben nur noch ihre Palmen in dem dunkeln Roth der untergehenden Sonne sichtbar sind, suche ich mir eine richtige Vorstellung von ihren eigenthümlichen Bewohnern zu bilden. Ich sehe in ihnen eine Mischung des Schwärmers und des Krämers; denn Wohlhabenheit ist hier mit dem höchsten Grade religiöser Schwärmerey nicht unverträglich. Mit einer Gewissenhaftigkeit, welche beunruhigt wird, wenn ein Tropfen einer Arzney auf ihre Kleider fällt, verbinden sie den kühnsten Unternehmungsgeist für Handelsgeschäfte; sie vertrauen sich der Wüste an, oft nur zu zwey oder drey, in Zeiten, wo sie von Räubern und Mördern unsicher gemacht wird, und dehnen ihre Reisen aus von der Mittelmeer-Küste bis zu den Ufern des Niger, bis Nuffi und Rabbah nahe an der Westküste. Ihre Ergebung in den göttlichen Willen ist beyspiellos. Keine Klage wird gehört bey den härtesten häuslichen Unglücksfällen: Gebet ist wie ihr tägliches Brod. Zu den fünf täglichen Gebetszeiten fügen sie noch weitere in außerordentlichen Fällen hinzu. Ihre kaufmännische Richtung macht sie vorsichtig, wenn nicht furchtsam. Obgleich bewaffnet, haben sie in der Wüste keinen Muth zu fechten. Ihre Waffen sind umhängende Talismane. Sie sind friedlich gestimmt und friedenbringend — aber sie reisen gerne unter dem Geleite ihrer kriegslustigen Freunde und Nachbarn, der Tuarick. Als verständige, unterrichtete und fleißige Leute sind sie die größten Freunde der Civilisation im nördlichen Afrika und in der großen Wüste. I. p. 383.

Zwischen Tripolis und Ghadames war nur eine bedeutende Höhe zu ersteigen, die des der Küste parallel in einer Entfernung von etwa 30 engl. Meilen verlaufenden Gebirgszuges, einer Abzweigung oder östlichen Fortsetzung des Atlas. An dem Punkte, wo die Strasse nach Ghadames darüber führt, heißt er Dschefran; ein allgemeiner Name für dieses Gebirge scheint nicht vorhanden zu seyn, sondern jede kleine Gruppe wird besonders benannt. Einige der

schwer zugänglichen Gipfel sind mit Oelbäumen bedeckt, andere ganz kahl. In den Thälern ist vor dem Einbruche der Türken einiger Ackerbau gewesen; jetzt liegt derselbe ganz darnieder, und die meisten Dörfer sind verlassen. Auf der Südseite fand sich gegen die Erwartung des Reisenden kein bedeutender Abfall, sondern ein allmäliger Uebergang in eine Hochebene, theilweise mit Geschieben und Sandhaufen bedeckt, und zu jener Jahreszeit (August) mit versengten und verdorrten Kräutern und vereinzelten Gesträuchen bekleidet. Zu Hügeln aufgethürmte Geschiebe und Sandmassen, trockene Flußbetten und tiefe Einsenkungen unterbrechen manchmal die trostlose Einförmigkeit. Der Verf. sah dort kaum ein einziges lebendiges Geschöpf, kein zahmes oder wildes Thier, keinen Vogel, kein Insekt, nur eine kleine Eidechse hie und da über den Weg laufend, und einige Fliegen, welche die Karavane begleiteten. Kein Laut, keine Stimme, kein Geräusch irgend einer Art, als der schwerfällige dumpf tönende Schritt der Lastthiere. Im Winter jedoch ändert sich das Aussehen der Landschaft vollkommen; dann giebt es nach der Aussage eines der Begleiter des Verf. „Gras, Regen, Vögel, Gazellen und Alles.“

Wahrscheinlich in Folge der Besitznahme von Algier durch die Franzosen haben sich einige Araber-Stämme des Atlas tiefer in die Wüste gezogen, wo sie noch unstät umherirren, und nur vom Raube leben. Die Schanba, schon seit lange berüchtigt, sind nun der Schrecken der Karavanen von Ghadames und Tuat. Als Todfeinde der Tuarick, deren nordwestliche Grenze zwischen diesen beyden Oasen verläuft, und welche die Karavanen stets geleiten, auch zum Theil selbst bilden, thun sie diesen in der kühlen Jahreszeit allen möglichen Abbruch, bis sie durch eine Erhebung des ganzen Stammes wieder verjagt werden. Vor Verfolgung zu ihren Zelten sind sie sicher; die Sandwüste, in welcher diese aufgeschlagen sind, in der Nähe von Warkla, 15 Tagereisen von Ghadames und 4 von Souf, ist so schrecklich, daß man sagt, zweyhundert Mann, zu ihrer Verfolgung ausgesandt, bedürften vierhundert Kamele, achthundert Wasserschläuche und Mundvorrath für zwey Monate, eine Ausrüstung, die die Mittel des türkischen Befehlshabers von Ghadames übersteigt, welcher daher die Ausrottung des kleinen Haufens der Räuber der Zeit überlassen muß. Da gerade zur Zeit des Aufenthaltes des Verf. in Ghadames ein Einfall der Schanba Statt gefunden hatte, und in Folge davon die Tuarick sich rüsteten, mußte er die Reise nach Tuat aufgeben. Diese Oase besteht aus vielen kleinen Städten und Dörfern ohne Mauern, mit einer ebenso gemischten Bevölkerung wie Ghadames, welche den Sultan von Marokko als Oberherrn anerkennt.

Auch die Strasse von Ghadames nach Ghat, zu welcher sich der Verf. entschloß, war unsicher; deßwegen schlugen die Karavanen-Führer einen kleinen Umweg nach Osten, längs der Gränze der Oasendistrikte von Fezzan ein. Weder diese noch eine der vier anderen war je von einem Europäer betreten worden; daher wir sie als eine ganz neue erprobte Route hier näher angeben wollen. Zwey Tagereisen südöstlich von Ghadames ist eine Quelle, Masin; der Weg bis hieher war fester Boden mit Feuersteinen bestreut. Am dritten Tage erstieg man ein mehrere hundert Fuß hohes Plateau, theils mit schwarzen schlackenartigen Steinen bedeckt, theils ein harter schwarzer, erdiger Boden. Nach zwey Tagereisen kam man an ein tiefes breites Querthal von Ost nach West verlaufend, mit dem Brunnen Nathar: von hier an ist die Hochebene sehr unterbrochen durch tiefe Thäler, von deren Seiten niedere Hügelreihen in Gruppen und in verschiedenen Abständen sich erheben; auf einer Seite sogar ist eine hohe Kette von sehr gebirgigem Ansehen. Darauf folgt nach wieder zwey Tagemärschen ein Sandmeer mit vielen Hügeln, in der Mitte davon das Thal Mislah mit brackischem Wasser, das überall hervorquillt, wo der Sand vier oder fünf Fuß tief abgeräumt wird. Am 12. Tage kam man wieder auf festen, schwarzen Boden; zur Rechten sah man lange Ketten niedriger Hügel, in welche endlich die Strasse lenkte; am 15. an die Quelle Nidschberten mit gutem Wasser und einigem Strauchwerke in der Nähe; am 17. stieg man von dem Plateau herab in die Ebenen der Tuarick-Kamelweiden, wo das herrlichste Grün den erst kürzlich mit Regen heimgesuchten

Boden bedeckte; am 20. wurde Ghat, auf früheren Karten Ghraat genannt, erreicht.

Von dieser Oase eine halbe Tagereise im Osten streicht von Nord nach Süd ein großer basaltischer Gebirgszug, Warirat, eine scharfe Gränze der Tuarick und Tibbu. Ueber die ersteren, welche uns schon aus Hornemanns und Lyons Berichten als ein mächtiges Volk bekannt waren, giebt der Verf. schätzbare Nachrichten.

Der Theil der Sahara, welchen die Tuarick inne haben, ist sehr groß, viele Tausend englische Meilen. Ihre nördliche Gränze beginnt bey Ghadames, eine Stunde südlich von dieser Stadt, und verläuft im S. W. bis Tuat, und S. O. bis Fezzan und Ghat. Im Westen finden wir sie auf der ganze Route nach Timbuktu; im Osten von Ghat an südwärts sind sie vorwiegend in den volkreichen Bezirken Ahir und Asbenuwah bis Damerghu, dem ersten reinen Negerstaate; im Süden wohnen sie am linken Ufer des Niger in Dörfern und Städten, oder wandern in Horden herum. Ich habe nicht erfahren, ob sie auch auf dem rechten Ufer des großen Sudan-Flusses sich festgesetzt haben; sie reichen nicht weiter am Niger hinab gegen das atlantische Meer, denn man hört Nichts von ihnen in Nuffi oder Rabbah. Jedoch sind sie höher oben durch die weiten den Fullan unterworfenen Provinzen von Housa zerstreut. — Innerhalb dieser weiten Gränzen (gegen 14 Breitengrade und 12 Längengrade) haben sie einige große Städte und Culturbezirke inne. Die vorzüglichsten davon sind Ghat, Ahir und Aghadez im Osten, Tuat und Timbuktu im Westen; die drey ersten und außerdem noch zahlreiche Dörfer im Westen sind gänzlich unter ihrer Herrschaft. Ueberall bewohnen sie die Culturbezirke der offenen Wüste. Sie theilen sich in vier Hauptstämme: die Azghar von Ghat, die Haghar von Tuat, die Kilowi oder Killiwah von Ahir, und die Sorghu von Timbuktu. Alle diese Abtheilungen haben ihre eigenen Sultane, und jeder Sultan seine untergeordneten Scheikhs, welche über die Unterabtheilungen der Stämme herrschen, deren bey den Azghar-Tuarick allein zwanzig gezählt werden. Diese Horden, welche durch die weiten Wildnisse der Sahara wandern, oder in Oasen sitzen, haben einige unterscheidende Züge, die natürliche Folge ihrer eigenthümlichen Lebensweise. Die Tuarick von Timbuktu sind unzuverläßiger, und blutgieriger, weniger geneigt zur Handelschaft und zu einem ruhigen Leben; in denen von Ghat stellt sich der wahre Targhi-Charakter dar: sie sind tapfer und kühn, zurückhaltend, schweigsam, von edler, ritterlicher Gesinnung und etwas Handel treibend; die von Tuat sind nach den wenigen zu urtheilen, die ich in Ghadames gesehen habe, etwa von derselben Natur; aber die von Ahir sind weichlicher und milder, sehr vermischt mit den Neger-Stämmen des Sudan: sie sind als Kaufleute und Reisegefährten vortheilhaft bekannt, da sie immer dem Fremden an der Quelle Raum geben, noch ehe ihre eigenen Kamele getränkt sind. Auch scheint der größte Theil von ihnen friedlichen Handel zu treiben, nur schließen sie sich gelegentlich Sklavenjagden an. II, p. 139.

Ahir ist von Ghat 40 Tagereisen im Süden, von welchen 20 durch Bergland; auf der ganzen Route findet man viele Bäche und Ströme, welche am Fuße hoher Felsen entspringen, und von denen einige für mehrere Monate bedeutende Flüsse bilden; Korn- und Senna-Felder längs der Ufer. In Ahir sammelt sich die große Salz-Karavane für Bilma, eine Stadt im Tibbu-Lande, gegen 10 Tagereisen genau östlich. Die Strasse führt durch eine furchtbare Wüste, so daß die Karavanen, welche oft zweytausend Kamele stark sind, an gewissen Orten der Wüste Vorräthe von Futter für die Heimreise hinterlegen müssen, welche nicht bewacht zu werden brauchen. Der größte Theil von Housa und die benachbarten Länder bekommen ihr Salz von Bilma durch die Tuarick.

Der vorherrschende Stamm im Sudan sind die Fullan; diesen Namen führen sie dort, während sie in Bornu Fellatah, und in den Mandingo-Ländern Fullah heißen. Nach einer Nachricht, in Ghadames erhalten, war dieser einst der geringste unter den Wanderstämmen der Wüste. Vor 700 Jahren etwa ließ er sich in der Nachbarschaft der Neger nieder, wurde zahlreich und mächtig, eroberte nordwärts einen großen Theil des inneren Senegambien, und ostwärts Kanu, Succatu und andere große Distrikte von Housa. Nach Prichard gehören die Fullan zu der libyschen oder atlantischen Rasse, wie die Berbern.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Travels in Western Africa in 1845 and 1846, comprising a Journey from Whydah, through the kingdom of Dahomey, to Adofoodia in the interior. By John Duncan, late of the First Life Guards and one of the late Niger Expedition. London 1847. Vol. I. 304 S.; Vol. II. 314 S. 8.

Der Verfasser dieser Reise wurde, wie er in der Vorrede erzählt, im Jahre 1805 auf einem Pachtgute in Nordengland geboren, und trat 1822 in das erste Regiment der Leibgarde ein. Nach einem größeren Wirkungskreis sich sehnend, nahm er im Jahre 1839 seinen Abschied, und wurde seines Wohlverhaltens halber als Oberkanonier (master-at-arms) bey der letzten Nigerexpedition angestellt. Er war so glücklich, unter den Fünfen zu seyn, die allein von mehr als dreyhundert der mörderischen Seuche nicht erlagen. Indeß wurde auch er bey der Zurückkunft nach Fernando Po vom Fieber heftig ergriffen, wodurch eine früher erhaltene Wunde an dem einen Beine sich dermassen verschlimmerte, daß sie anfieng brandig zu werden. Eine starke Säure, die dagegen angewendet wurde, verhinderte zwar das Umsichgreifen dieses Uebels, aber das Fleisch wurde dadurch auch theilweise so zerstört, daß der nackte Knochen zum Vorschein kam. Um von den fürchterlichen Schmerzen befreyt zu werden, verlangte er die Amputation; indeß die Aerzte hielten dazu das Klima von Fernando Po für ungeeignet, und versprachen ihm, die Operation vorzunehmen, wenn sie nach Ascension kommen würden. Die gesunde Lage dieser Insel, die große Sorgfalt der Aerzte und des Kommandanten, und die kräftige Konstitution des Patienten brachten jedoch hier bald eine Besserung der Wunde zu Stande, so daß er nach England zurückkehren konnte, wo er schnell wieder hergestellt wurde; nur das schadhafte Bein erlangte nicht wieder seine frühere Stärke.

Die überstandenen Leiden konnten indeß bey dem Verf. die alte Reiselust nicht dämpfen. Er trug vielmehr seine Dienste der geographischen Societät an, und erbot sich zu einer zweyten afrikanischen Reise, wobey er von der Küste von Guinea aus nach dem Konggebirge vordringen wollte. Die Gesellschaft gieng auf diesen Vorschlag ein, und versah ihn nicht bloß mit den nöthigen Instrumenten und Instructionen, sondern gab ihm auch eine Geldunterstützung. Auch von verschiedenen Privatpersonen erlangte er Beyträge zur Ausführung seines Vorhabens, und die Lords von der Admiralität bewilligten ihm freye Ueberfahrt nach Cape Coast.

Wir haben diese Details vorausgeschickt, um den Leser mit der Persönlichkeit des Reisenden bekannt zu machen. Es ist kein Mann von streng wissenschaftlicher Bildung, der uns hier entgegen tritt, und wir dürfen daher eine Förderung der naturgeschichtlichen oder linguistischen Studien von ihm nicht erwarten. Dagegen zeigt sich im Verlaufe seiner Reise, daß es ihm an allgemeiner Weltbildung nicht gefehlt hat, so daß er die politischen, socialen und mercantilen Verhältnisse der von ihm bereisten Länder wohl aufzufassen und zu würdigen wußte.

Als ein verständiger, unerschrockener und für seinen Zweck begeisterter Mann wußte er mit verhältnißmäßig geringen Geldmitteln die großen Schwierigkeiten, die sich ihm auf seiner Reise entgegen stellten, zu überwinden, und so gelang es ihm, von dem Meerbusen von Guinea aus bis zum 13° 6′ nördlicher Breite in das Innere von Afrika einzudringen auf einer Strecke, die vor ihm noch kein europäischer Reisender betreten hatte.

Am 17. Juni 1844 segelte der Verf. von Portsmouth ab, und nach kurzem Aufenthalte zu Tanger, auf Gibraltar und Sierra Leone, landete er am 22. Juli an Cape Coast. Seine Empfehlungen, seine Theilnahme an der unglücklichen Niger-Expedition und einige ältere Bekannte, die er hier antraf, verschafften ihm allenthalben freundliche Aufnahme und Förderung seines Zweckes. Von Cape Coast aus bereiste er die Küste bis Widdah, von wo es ihm durch Vermittlung eines reichen portugiesischen Sklavenhändlers, Don Francisco de Suza gelang, vom König von Dahomey die Erlaubniß, ihn in seiner Residenz zu besuchen und von da nach dem Konggebirge zu reisen, zu erwirken. Der Uebelstand für unsern Reisenden war nur der, daß er vor dem mächtigen Negerfürsten nicht als ein armseliger Tourist auftreten konnte, sondern als Repräsentant seines Landes sich produciren mußte. Dazu fehlte ihm aber das Beste, nämlich Geld; indeß edelmüthig stattete ihn der genannte Sklavenhändler und ein englischer Kaufmann mit den nöthigen Mitteln und Geschenken aus, um würdig vor dem König erscheinen zu können. So brachte er ein Gefolge zusammen, das außer seinem Diener, einem Amerikaner, aus 20 Personen bestand, die zum Tragen des Gepäckes, der Provision und der Kauries bestimmt waren, welch letztere eine sehr ungeschickte Münze sind, da man zum Tragen eines zwey Pfund-Werthes einen Mann bedarf.

Die Reise nach Abomey, der Hauptstadt von Dahomey, war an sich schon sehr interessant, da bisher erst wenige Europäer dahin gekommen waren, und doch, seitdem Norris im Jahre 1772 daselbst zum Besuche gewesen war, dieser Negerstaat mit seiner Despotie, wie sie in keinem andern Lande gefunden wird, die Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade auf sich gezogen hatte. Herrschte doch hier ein König, vor dem kein anderes Recht als das ihm gefällige gilt, dem man nur kriechend sich nahen durfte, der seinen Pallast mit Menschenschädeln verzierte, und von dem seine Unterthanen rühmten, daß er von seiner Thronbesteigung bis zum Grabe in Blut gehe, und jedes Jahr die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut bewässere. Und dieser allgewaltige Despot hatte zu seinem Schutze nicht etwa eine Leibgarde aus kriegerischen Männern, sondern aus bewaffneten Frauen, die in den Krieg zogen und Schlachten mit kämpften. Einen solchen Herrscher kennen zu lernen, mußte allerdings unserem Reisenden von höchstem Interesse seyn, und unter seinem mächtigen Schutze konnte er auch hoffen, weiter in das unbekannte Innere einzudringen. So trat er denn fröhlichen Muthes am 6. Juni die Reise nach Abomey an, wo er am 10. über Whyboe und Canamina eintraf.

Der König, der sehr begierig darauf war, wieder einmal einen Weißen bey sich zu sehen, hatte unserem Reisenden durch Mayho, den ersten Minister, den der Verf. als einen Mann von vortrefflichem Charakter rühmt, ein prächtiges Haus anweisen und ihm Lebensmittel für mehr als vierzig Personen übersenden lassen. Am andern Tage ließ ihm der König durch Mayho sagen, daß er sehr erfreut wäre, von der Ankunft eines Engländers zu hören, und daß er hoffe, daß sich in Zukunft solche Besuche öfter wiederholen würden. Zugleich ließ er ihm wissen, daß er ihm schon morgen früh Audienz ertheilen würde, was eine besondere Auszeichnung für den Reisenden war, da nach afrikanischem Hofceremoniell es sonst Sitte ist, einen Fremden viele Tage auf den feyerlichen Empfang warten zu lassen.

Am bestimmten Tage machte sich denn Duncan, unter Begleitung von den obersten Hofleuten zu Pferde auf den Weg nach dem Markt- oder Residenzplatze, auf dem der königliche Pallast stund. Der Zug gieng längs eines Theils der Mauern des Pallastes, welcher einen ungeheuern Raum einnimmt. In Zwischenräumen von dreyßig Fuß waren längs der ganzen Mauer Menschenschädel aufgestellt. Bey Annäherung an den Marktplatz zeigte sich auf einem erhabenen Pfahl ein in aufrechter Stellung ange-

hefteter Mann mit einem Korb auf dem Kopf, den er mit beyden Händen hielt. Etwas weiter sah man zwey andere, an den Füssen aufgehangene Leichname, die einen unerträglichen Gestank verbreiteten, und an denen Geyer ihren Appetit vergeblich zu stillen suchten, da die Sonnenhitze die Haut so erhärtet hatte, daß sie ihre Bemühungen vergeblich machte. An der entgegengesetzten Seite des Marktplatzes waren zwey andere Leichname in derselben Stellung zu sehen, nur waren diese verstümmelt. Auf dem Markte war ein Stuhl und Schemel für den König aufgestellt unter einem großen Sonnenschirm, der von ohngefähr zwanzig andern umgeben war.

Der König hatte verlangt, daß ihn der englische Gast gerade so begrüßen sollte, wie er es vor der Königin von England thun würde, denn er wollte gerne mit den europäischen Sitten und Gebräuchen bekannt werden. Da Duncan in seiner militärischen Uniform erschienen war, so begrüßte er auch den König in militärischer Weise, was dieser sehr gut aufnahm und ihn dann einlud, abzusteigen und zu ihm zu kommen. Auf dieses ersuchte der erste Minister und die vier ihm zunächst stehenden Beamten den Engländer, so lange zu warten, bis sie Seiner Majestät ihre Reverenz bezeigt hätten. Dieß geschah, indem sie sich der Länge nach niederwarfen, und beyde Seiten des Gesichts auf dem Boden rieben und denselben küßten. Alsdann erhoben sie sich auf die Kniee, und blieben auf denselben so lange, bis sie sich ganz mit Staub überstreut und ihre Arme bis zu den Schultern mit Koth beschmiert hatten. Nach dieser Ceremonie durfte Duncan vortreten, und der König, der von seinem Stuhle gestiegen war, ergriff ihn herzlich bey der Hand und bezeugte ihm große Zufriedenheit, einen Engländer bey sich zu sehen. Hierauf erklärte er, des Gastes Gesundheit zu trinken, und ließ einen Flaschenkorb mit vielerley Sorten Liqueurs aufsetzen. Auf die Frage, ob der Reisende nicht gewohnt sey, zuerst die Gesundheit seiner Königin zu trinken, antwortete dieser in höflicher Weise, daß dieß allerdings die Gewohnheit jedes guten Engländers sey, daß er aber überzeugt wäre, daß die Königin von England es gut heißen würde, wenn er, als Gast, zuerst die Gesundheit des Königs ausbrächte. So geschah es denn auch, und alsdann wurde auf der Königin, ihrer Familie und zuletzt auf Duncans Wohl getrunken. Während der König trinkt, wird sein Gesicht durch Tücher verhüllt, und zugleich werden die Musketen abgefeuert, die Gong-Gongs geschlagen und Hurrah gerufen.

Nachdem noch Duncan seine Reiterkünste gezeigt hatte, wurde ihm ein Sitz vom König angeboten, und seine Begleiter führten ihn unter denselben Ceremonien wie vorher dahin. In allen Richtungen marschirten weibliche Soldaten auf, und defilirten mit Flinten und Säbeln bewaffnet vorbey, worunter sich auch die 600 Frauen des Königs befanden. Am andern Tage war abermals große Parade von wenigstens 8000 Weiber-Soldaten, die auch ein Scheingefecht ausführten, um zu zeigen, wie sie eine Stadt stürmen und Gefangene machen. Der König war sehr erfreut über die Ausführung der Manoeuvres von Seiten seiner Weiber-Armee, und war bemüht, seinem Gaste alle nöthigen Erläuterungen zu geben. Zuletzt hielt er folgende Anrede an ihn: „Ihr kommt aus dem größten und reichsten Lande der Welt, und es ist mir sehr lieb, Euch in meinem Reiche zu sehen. Das Einzige, was ich bedauere, ist, daß so wenig Engländer zum Besuche zu mir kommen. Ich habe zwar nicht Alles, was einem Engländer nöthig ist, aber wenn sie mich häufiger besuchten, so würde ich Alles, was sie brauchen, herbeyschaffen. Ihr seyd viel in Afrika gereist und was ihr nun gesehen habt, wird euch überzeugen, daß ich da eben so höher bin als England über Spanien oder Portugal, selbst nicht mit Ausnahme der Aschantis," von denen einige eben anwesend waren, „obwohl letztere mir früher eben so überlegen gewesen, als ich es nun über sie bin."

Während die weiblichen Soldaten ihre Exercitien ausführten, blieben an diesen beyden Tagen die männlichen in Unthätigkeit. Den ersteren giebt Duncan das Zeugniß, daß sie ein kriegerischeres Ansehen hatten als im Allgemeinen die Männer, und er meint, daß sie als völlig abgehärtet im Kriege den letzteren vorzuziehen seyn dürften. Ueberhaupt ist er der An-

sicht, daß der König von Dahomey eine Armee besitze, die der jedes andern afrikanischen Fürsten im Südwesten der großen Wüste überlegen sey.

Der Reisende hatte noch öfters Gelegenheit, den Hoffesten beyzuwohnen, und bey einem solchen mußte er es mit ansehen, wie vier des Hochverraths angeklagte Männer mit dem Schwert und zwar von dem ersten Minister, Mayho, hingerichtet wurden, wobey ein alter übel aussehender Mann das frische Blut in einem Gefäß auffaßte und begierig trank. Ein andersmal wurden Tänze aufgeführt und zwar nicht bloß vom König, sondern auch von dessen Mutter und Großmutter, welch letztere eine fast hundertjährige Frau war.

Duncan giebt dem König das Zeugniß eines verständigen und gut gesinnten Mannes, der manche grausame Gebräuche abgestellt habe. So habe er es erst in diesem Jahre abgeschafft, daß die Kabosir (Statthalter) bey dem Tode ihrer Verwandten Sklaven opferten. Zu diesem Entschuße hatte ihn hauptsächlich der Missionär Freeman bestimmt, der den König besucht, und seine ganze Achtung sich erworben hatte. Auch hatte er die Einrichtung getroffen, daß in Criminalfällen seine Statthalter nicht ohne weiters Todesurtheile vollziehen durften, sondern den Angeschuldigten war es gestattet worden, an eine Art Gerichtshof in der Hauptstadt zu appelliren. Der König schien auch allgemein beliebt bey seinen Unterthanen, zumal seitdem er Sklaven nur aus den Ländern seiner Nachbarn gepreßt hatte; doch meint unser Reisender, daß wenn diese Quelle der Einkünfte erschöpft sey, er sich nicht bedenken würde, Contributionen von seinen eignen Leuten zu erheben.

(Fortsetzung folgt.)

Travels in the great Desert of Sahara in the years of 1845 and 1846.

(Schluß.)

Auf dem Wege von Ghat nach Murzuk war in der ersten Tagereise der oben erwähnte basaltische Gebirgszug zu passiren. Eine seiner wunderlichsten Gruppen, Kesar Dschenun d. i. Palast der Dämonen genannt, näher zu besichtigen, und den alten daran geknüpften Aberglauben der Tuarick zu bekämpfen, machte sich der Verf. gegen Abend auf, ohne Begleitung und zu Fuße. Obgleich die Entfernung von dem Lagerplatze nur drey Viertelstunden betrug, konnte er doch im Halbdunkel den Rückweg nicht mehr finden, irrte den größten Theil der Nacht umher und entfernte sich dabey immer weiter von seinen Gefährten. Am anbrechenden Morgen entschloß er sich nach langem vergeblichem Nachsuchen den Rückweg nach Ghat anzutreten, welches er in einer langen Tagereise oder in zweyen zu erreichen hoffte; aber nach einer Stunde schon überfiel ihn eine solche Schwäche, daß es um ihn geschehen schien: da erblickte er plötzlich seine Gefährten, welche eine ungeheuchelte Freude über sein Entrinnen aus der Gewalt der Dämonen bezeugten; sie hatten ihm schon am vorigen Abend, beunruhigt durch seine Abwesenheit, nachgespürt, und selbst nur mit Schwierigkeit den Lagerplatz wieder gefunden. Der Kesar Dschenun ist auf das Sonderbarste zerrissen und zerklüftet; von ferne glaubt man großartige Ruinen von Burgen zu sehen.

Die Route von hier bis Murzuk, und von Murzuk bis Tripolis ist schon genau bekannt durch die Reisen von Dr. Oudney und Clapperton. Von Ghat bis Murzuck war der Verf. 15 Tage unterwegs, von da bis Tripolis 30.

Bey dem Mangel der einfachsten physikalischen Instrumente und der nöthigen Kenntniße in Naturgeschichte konnte der Verf. außer allgemein topographischen keine genauen wissenschaftlichen Beobachtungen anstellen; aber jene, in der versprochenen Denkschrift wahrscheinlich noch weiter ausgeführt, haben einen großen und bleibenden Werth, theuer erkauft durch harte Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1848.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

Th. Doubleday, The true law of population shewn to be connected with the food of the people. Lond. 1846.

F. Contagrel, De l'organisation des travaux publics et de la réforme des ponts et chaussées. Par. 1847.

F. Heller, Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Aus österreichischen Originalquellen. Bd. 1. (Jahr 1694 — 1702.) Wien 1848.

H. Aster, Beleuchtung der Kriegswirren zwischen Preußen und Sachsen von Ende August bis Ende October 1756. Nach archivalischen Quellen. Dresden 1848.

M. Joffrés, Nouvelles études sur le recrutement de l'armée. Par. 1846.

Heer und Volk. Eine Sammlung von Aufsätzen meist militärischen Inhalts. Bd. 1. Leipzig 1848.

F. F. von Mayern, Ueber den Geist der Befestigungskunst in den verschiedenen Geschichtsepochen. Wien 1848.

P. Beroaldi, Della vita scientifica del Prof. Cav. Giacomo Tommasini e sulla morale del medico. Padova 1847.

Dr. Fr. H. Arneth und Dr. A. Marenzeller, Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen der Homöopathie im In- und Auslande. I. Jahrgang. Wien 1848.

M. Heine, Fragmente aus dem Gebiete der Medicin in Rußland. Leipzig 1847.

Dr. A. W. Volkmann, Streifzüge im Gebiete der exacten Physiologie. Leipzig 1847.

Ant. Dugés, Traité de physiologie comparée de l'homme et des animaux. Vol. 1 — 3. Montpellier 1838 — 1839.

H. Müller, Abhandlung über den Bau der Molen. Würzburg 1847.

Dr. R. Leuckart, Zur Morphologie und Anatomie der Geschlechtsorgane. Göttingen 1847.

Dr. G. L. Kobelt, Der Neben-Eyerstock des Weibes. Heidelberg 1847.

Dr. F. M. Kilian, Versuche über die Restitution der Nervenerregbarkeit nach dem Tode. Gießen 1847.

Dr. M. E. A. Naumann, Handbuch der medicinischen Klinik. Bd. 1. 2. umgearb. Aufl. Berlin 1848.

Dr. C. Schnecmann, Die sichere Heilung der Scharlachkrankheit. Hannover 1848.

E. Esquirol, Des maladies mentales. T. 1. 2. Bruxelles 1838.

Dr. J. F. Erdmann, Aus der ärztlichen Praxis. Halle 1847.

Dr. Th. Dieterich, Die krankhafte Erweichung und Durchlöcherung des Magens- und Darmkanals. Mitau 1847.

P. A. Piorry, Ueber die Krankheiten der Milz, die Wechselfieber ꝛc. Deutsch von Dr. G. Krupp. Leipzig 1847.

M. Méne, Nouvelles recherches sur la nature et le siège de la migraine et de la surdité accidentielle. 5. édit. Par. 1847.

Dr. V. N. Kronser, Studien über die Cholera. Wien 1848.

Dr. Klencke, Ueber die Ansteckung und Verbreitung der Skrophelkrankheit bey Menschen durch den Genuß der Kuhmilch. Leipzig 1846.

Dr. H. Kaula, De la spermatorrhée. Par. 1846.

Dr. C. B. Heinrich, Die Krankheiten der Milz. Leipzig 1847.

Dr. M. B. Lessing, Chirurgische Diagnostik. Bd. 1. 2. Berlin 1846.

Dr. Th. Schlemm, Bericht über das brittische Irrenwesen. Berlin 1848.

Dr. C. G. Mitscherlich, Lehrbuch der Arzneymittellehre. 2. verb. Aufl. Bd. 1. Berlin 1847.

Dr. M. Macher, Das Römerbad nächst Tüffer in Steiermark. Graz 1846.

Dr. Klencke, Untersuchungen über die Wirkungen des Branntwein-Genusses auf den lebendigen Organismus. Braunschweig 1848.

Dr. M. Pröbsting, Der deutsche Helie. Ein Beytrag zur Lehre von der Brachiotomie. Hamm 1847.

Dr. F. C. Nägele, Zur Methodologie der Geburtshülfe. Lief. 1. Heidelb. 1847.

Dr. Th. S. Lee, von den Geschwülsten der Gebärmutter. Eine gekrönte Preisschrift. Berlin 1848.

A. Hammer, Die Anwendung des Schwefeläthers im Allgemeinen und insbes. bey Geburten. Mannheim 1847.

Dr. Burgemeister, Ueber Veterinär-Sanitäts-Polizey. Jena 1847.

Fr. W. Unger, Römisches und nationales Recht. Göttingen 1848.

J. A. Seuffert, Praktisches Pandektenrecht. Lief. 1. Würzburg 1847.

G. Fr. Puchta, Vorlesungen über das heutige römische Recht. Herausg. von Dr. A. Fr. Rudorff. Lief. 5. 6. Schluß. Leipzig 1848.

Der Sachsenspiegel oder sächsisches Landrecht, herausg. von Dr. C. R. Sachsse. Heidelberg 1848.

A. v. Lützenau, Erklärung des österreichischen Eisenbahn-Polizey-Gesetzes. Wien 1848.

M. Fouet de Conflans, De la réforme hypothécaire. Par. 1848.

J. S. Wharton, The Law Lexicon or dictionary of Jurisprudence. London 1847.

Fort. Dwarris, A general treatise on statutes. P. I. II. Lond. 1848.

Entwurf des Strafgesetzbuches für die preußischen Staaten. Berlin 1847.

Bülow-Cummerow, Die Lehensverfassung in Pommern und ihre Reform. Berlin 1848.

Haimerl, Quellen des böhmischen Lehenrechts. Prag 1847.

Die geheimen Beschlüsse der Wiener Kabinets-Conferenzen vom Jahre 1834. Cassel 1848.

Prontuario de los tratados de paz de España. Reynado de Phelipe III. T. 1 — 4. Madrid 1749 — 1752.

C. de Garden, Histoire générale des traités de paix et autres transactions principales entre toutes les puissances de l'Europe depuis la paix de Westphale. T. I. Par. 1848.

Dr. H. Zöpfl, Bundesreform, deutsches Parlament und Bundesgericht. Heidelb. 1848.

Verhandlungen des deutschen Parlaments. Lief. 1. Frankfurt 1848.

Dr. J. G. Droysen, Die gemeine Verfassung für Dänemark und Schleswig-Holstein. Kiel 1848.

Bülow-Cummerow, Die politische Gestaltung Deutschlands und die Reichsverfassung. Berl. 1848.

Dr. C. F. A. Oswald, Zur Würdigung der Schrift: Zweyte polemische Erörterung über die schleswig-holsteinische Staatssuccession von Dr. A. L. C. Michelsen. II. Urkundliche Beylagen. Kopenhagen 1848.

W. F. Köhler, Ueber die Erbfolge in Dänemark und in Schleswig-Holstein und Lauenburg. Oldenburg 1848.

C. H. C. Trotsche, Materialien zu einem Handbuche des mecklenburg-schwerinischen Partikular-Civil-Processes. Lief. 1. 2. Parchim 1847.

Dr. J. F. H. Abegg, Versuch einer Geschichte der preuß. Civil-Proceßgesetzgebung. Breslau 1848.

Die vier Evangelien in der kalmuckischen Sprache.

G. R. Nylaender, The first two chapters of the gospel according to Saint Matthew in the Bullom language. Lond. 1813.

Krátké Pouceny o obsahu Pjsmá Swatého a geho neypamátnégssjch osobách. Vol. 1. 2. W Kyseku. 1845.

Rövid Oktatás a' sz. irás tartalmáról es nevezetes ebb személyeiröl. Köszegen 1845.

Dr. A. Hilgenfeld, Die clementinischen Recognitionen und Homilien nach ihrem Ursprung und Inhalt. Jena 1848.

Dr. J. M. Aug. Scholz, Einleitung in die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments. Th. 3. Leipzig 1848.

Dr. C. Chr. W. Bähr, Der Salomonische Tempel. Karlsruhe 1848.

Dr. A. Francke, Die Grundlehre der Religion Jesu. Leipzig 1848.

Dr. C. T. Engelstoft, De confutatione Latina quae apologiae concionatorum evangelicorum in comitiis Hauniensibus anno 1530 traditae opposita est. Copenhag. 1847.

Dr. H. Marsh, Vergleichende Darstellung der englischen und römischen Kirche. A. d. Engl. von Dr. Fr. Eisele. Grimma 1848.

K. Jürgens, Das apostolische Glaubensbekenntniß. Göttingen 1848.

Tesoro de escritores misticos españoles publicado bajo la direccion de Don Eug. de Ochoa. T. 2. 3. Par. 1847.

J. Bunyam, Sepher Halichot Orach. Lond. 1844.

M. L. Benoist, Vie de S. S. le Pape Pie IX. Par. 1847.

Dr. J. B. Lowositz, Dante und der Katholicismus in Frankreich. Königsberg 1848.

A. D. de la Fontenelle de Vaudoré, Histoire du monastère et des Evêques de Luçon. Vol. 1. 2. Fontenay 1848.

J. C. Kretzschmer, Geschichte und Beschreibung der Klöster in Pommerellen. Heft 1. Danzig 1847.

Ch. Wycliffe Goodwin, The anglo-Saxon version of the life of St. Guthlac, Hermit of Crowland. London 1848.

D. Lewis, Notes on the nature and extent of the royal supremacy in the Anglican church. London 1847.

Drittes Quartal. Juli — September.

Dr. J. Erichson, Ueber den Kampf des Geistes des Universalismus und Particularismus in unserer Zeit. Greifswald 1848.

Dr. G. F. Taute, Die Wissenschaften und die Universitätsstudien den Zeitbewegungen gegenüber. Königsberg 1848.

Chr. J. Braniß, Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart. Breslau 1848.

Le Duc de Dino, Considérations sur l'établissement sur bibliothèques communales en France. Par. 1846.

De la nécessité de créer des bibliothèques scientifiques industrielles. Par. 1848.

P. Emiliani-Giudici, Storia delle belle lettere in Italia. Firenze 1844.

M. Siegenbeck, Oratio de incrementis quae literae Neerlandicae per hos L annos ceperunt. Lugd. 1847.

Diario del nono congresso degli scienziati italiani convocati in Venezia nel Settembre 1847. Venezia 1847.

G. Jahn, Gesammelte Schriften. Bd. 1. 2. Stettin 1848.

Dr. R. Grosche, De Ariana linguae gentisque Armeniacae indole prolegomena. Berl. 1847.

J. N. Madvig, Bemerkungen über einige Punkte der griechischen Wortfügungslehre. Göttingen 1848.

K. W. Krüger, Griechische Sprachlehre. Th. 1. 2. Berlin 1847.

Dr. F. Böttcher, Aehrenlese zur Homerisch-Hesiodischen Wortforschung. Dresden 1848.

Fr. Wey, Histoire des révolutions du langage en France. Par. 1848.

Dizionario tascabile del dialetto Veneziano. Padova 1847.

E. Schulze, Gothisches Glossar. Mit einer Vorrede von Jak. Grimm. Magdeb. 1848.

E. L. Ritsert, Die Lehre vom deutschen Style. 4. verb. Aufl. Darmstadt 1848.

J. Gaugengigl, Aelteste Denkmäler der deutschen Sprache erhalten in Ulfilas gothischer Bibelübersetzung. Passau 1848.

— — Gothischer Wortschatz als Grundlinien zur hochdeutschen Rechtschreibung. Passau 1848.

F. G. Gesenius, De lingua Chauceri. Bonn 1847.

L. Alph. Chassant, Paléographie des chartes et manuscrits du onzième au dix-septième siècle. Par. 1847.

M. Botta, Mémoire sur l'écriture cunéiforme Assyrienne. Par. 1848.

E. Prisse d'Avennes, Fac-simile d'un papyrus Egyptien en caractéres hiératiques. Par. 1847.

Dr. C. L. Roth, Zur Theorie und inneren Geschichte der römischen Satire. Stuttg. 1848.

Dr. Borberg, Hellas und Rom. Stuttg. 1847.

Mnaseae Patarensis fragmenta. Collegit et commentario instruxit E. Mehler. Lugd. Bat. 1847.

Lycurgi deperditarum orationum fragmenta, coll. disp. illustravit Fr. G. Kisslingius. Halis 1847.

M. A. Ferratius, Epistolarum libri sex. Venetiis 1738.

Dr. W. A. Meissel, Prinz und Derwisch oder die Makamen Ibn-Chisdais. Stettin 1847.

J. Stevenson, The Kalpa Sútra and Nava Tatva. Translated from the Mágadhi. Lond. 1848.

Les séances de Harîri, publiées en Arabe avec un commentaire choisi par Silvestre de Sacy. 2. edit. revue par M. Reinaud et M. Derenbourg. Par. 1847.

Chronicon Samaritanum, Arabice conscriptum cui titulus est liber Josuae. Edid. Th. G. J. Juynboll. Leyden 1848.

Ouekaki-Morikouni, Yo-San-Fi-Rock, l'art d'élever les vers à soie au Japon. Annoté et publié par M. Bonafous. Ouvrage traduit du texte Japonais par Dr. J. Hoffmann. Paris 1848.

Alex. Moreau de Jonnès, Eléments de statistique. Par. 1847.

L. Roß, Reisen des Königs Otto und der Königin Amalie in Griechenland. Bd. 1. 2. Halle 1848.

Alb. Montémont, Voyages nouveaux par mer et par terre effectués ou publiés de 1837 à 1847. Vol. 1 — 5. Par. 1847.

Ed. Dechy, Voyage. Irlande en 1846 et 1847. Par. 1847.

J. Gaume, Les trois Rome. Journal d'un voyage en Italie. T. 1 — 4. Par. 1847.

W. Scharenberg, Handbuch für Sudeten-Reisende. Breslau 1848.

Fr. Nolan, The Egyptian chronology analysed. Seeleys 1848.

Sammlung rhätischer Geschlechter. I. Jahrgang 1847. Chur 1848.

G. F. Schömann, Das sittlich-religiöse Verhalten der Griechen in der Zeit ihrer Blüthe. Greifswald 1848.

Fr. Wieseler, Das Satyrspiel. Nach Maßgabe eines Vasenbildes. Göttingen 1848.

J. S. C. Schweigger, Ueber das Elektron der Alten und den fortdauernden Einfluß der Mysterien des Alterthums auf die gegenwärtige Zeit. Greifswald 1848.

Jaubert de Passa, Recherches sur les arrosages chez les peuples anciens. P. 1—6. Par. 1847.

L. Urlichs, Die Aspis der alten Basiliken. Greifswald 1847.

Dr. L. Lersch, Apollon der Heilspender. Bonn 1848.

Dr. H. Hettner, Vorschule zur bildenden Kunst der Alten. Bd. 1. Oldenb. 1848.

Memorie numismatiche per l'anno 1847 pubblicate da Demet. Diamilla. Anno I. Fasc. 1. Roma 1847.

W. Ward, Remarks on the monetary legislation of Great Britain. Lond. 1847.

Dr. G. S. Kriegk, Die Völkerstämme und ihre Zweige. Frankf. 1848.

G. Uhrig, De Hippone atheo. Gießen 1848.

Storia del risorgimento italiano. Fasc. 1—5. Torino 1848.

M. L. Galibert, Histoire de la république de Venise. Par. 1847.

C. Porzio, Opere per cura di C. Monzani. Firenze 1846.

G. La Farina, Storia d'Italia (568 — 1815). Vol. 1 — 4. Firenze 1846 — 47.

Dr. W. Stricker, Das Königreich beyder Sicilien nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1839, 1840 und 1844. Leipzig 1848.

Collezione di storici e cronisti Italiani, editi ed inediti. Vol. 1 — 7. Firenze 1844.

A. Mazure, Petite bibliothèque des chroniques de l'histoire de France. T. I. II. Par. 1847.

H. Say, Etudes sur l'administration de la ville de Paris et du département de la Seine. Par. 1846.

J. F. Samazeuilh, Histoire de l'Algenais du Condomois et du Bazadais. T. I. Auch 1847.

J. C. F. Ladoucette, Histoire, topographie, antiquités, usages, dialectes des Hautes-Alpes. Avec un Atlas. Par. 1847.

M. Courtépée et M. Beguillet, Description générale et particulière du duché de Bourgogne. Vol. I. Dijon 1847.

Ch. Barthélemy, Histoire du village de Chatenay-les-Bagneux. Châtenay 1847.

A. Dumesnil, La délivrance du peuple. Par. 1848.

Richardot, Nouveaux mémoires sur l'armée française en Egypte et en Syrie. Par. 1848.

Dr. C. G. Giebel, Gaea excursoria germanica. Lief. 1. Leipzig 1848.

Dr. A. M. Schulze, Heimathskunde für die Bewohner des Herzogthums Gotha. Bd. 1 — 3. Gotha 1847.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1848.

(Fortsetzung.)

The Hindi language. Thompson's dictionary. — Calcutta Review 1848 June.

Newman (F. W.), On the intrusive elements of Latin. — Classical Museum. 1849 Jan.

Watkiss Lloyd (W.), Homer, his art and his age. — Ebendas.

Fragments du Humaïoun-Namèh, publiés et traduits par Adrien Royer. — Journ. asiat. 1848. Nov.—Déc.

Ariel (E), Lettre à M. Burnouf sur les Kur'al de Tiruvalluvar. — Ebendas.

Antar en Perse, ou les Chamelles Açâfîr; extrait du roman d'Antar, traduit de l'arabe par Gustave Dugat. — Ebendas.

Bargès, Souvenirs de la province d'Oran, ou voyage à Tlemcen, relatif à la prononciation de l'hébreu usitée chez les juifs de cette province. — Ebendas.

Catafago, Lettre à M. Mohl sur un manuscrit ismaélien. — Ebendas.

Wilkes (Ch.), Narrative of the United States exploring expedition. (2 art.) — Journ. des Sav. 1848. Déc.

Funkhänel (K. F.), Ordeals among the Greeks and Romans. — Classical Museum 1849 Jan.

Maury, Observations sur la divinité égyptienne que les Grecs avaient assimilée à leur Pan. — Revue archéologique. Année V. Livr. 10.

Canina (L.), Descrizione dell' antico Tusculo etc. (4 art. de M. Raoul-Rochette.) — Journ. des Sav. 1848 Déc.

Belgiojoso (Mme la princesse de), L'Italie et les révolutions italiennes. La révolution et la république de Venise. — Rev. des deux Mondes 1848. Livr. 23.

Saulcy, Les templiers de Metz. — Revue archéologique. Année V. Livr. 10.

Deliale, Le clergé normand au XIII siècle, d' aprés le Regestrum visitationum archiepiscopi Rothomagensis (publ. p. Th. Bonnin. Louen 1847. 4.) — Univ. cathol. 1848 Nov.

Guizot, De la démocratie en France. Paris 1848. — Correspond. T. XXIII. Livr. 17.

Austria and Germany. — Quart. Review 1848 Dec.

Rey (William), Les Hongrois. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1848 Déc.

Langsdorff (E. de), La Hongrie. Troisième partie. Les réformateurs et les révolutionnaires. — Rev. des deux mondes 1848. Livr. 23. 24.

Kemble (J. M.), The Saxons in England; a history of the English Commonwealth until the Norman conquest. 2 vols. Lond. 1848. — Edinburgh Review 1849. Jan.

Layard (Austen Henry), Nineveh and its remains. 2 vols. Lond. 1848. — Quart. Rev. 1848 Dec.

The acts of the Governor-General of India in Council. — Calcutta Review 1848 June.

A history of the reigning family of Lahore, with some account of the Jammu Rajahs, the Sikh soldiers and their Sirdars. Calcutta 1847. — Ebendas.

The Punjab. — Edinburgh Rev. 1849 Jan.

Jancigny (A. D. B.), Les Indes hollandaises en 1848. Histoire et organisation du gouvernement colonial de Java. (2 Part.) — Revue des deux Mondes 1848. Livr. 23.

Gliddon (George R.), Ancient Egypt. Her monuments, hieroglyphics, history and archaeology etc. New York. — Westminster and foreign quarterly Review 1849 Jan.

Mémoires de F. de Rovéréa écrits par lui-même et publiés par G. de Tavel. (2 art.) — Biblioth. univers. de Genève. (Litt.) 1848 Déc.

Noailles (Le duc de), Histoire de Madame de Maintenon et des principaux évènements du règne de Louis XIV. — Correspondant T. XXIII. Livr. 15.

Notice nécrologique sur M. Rossi. — Journal des Economistes 1848 Déc.

Memoirs of the R. R. Daniel Corrie, first bishop of Madras. Lond. 1847. — Calcutta Review 1848 June.

Valery, Correspondance inédite de Mabillon et de Montfaucon. Par. 1846. — Edinburgh Review 1849 Jan.

Letters of William III. and Louis XIV. and of their Ministers. Edited by P. Grimblot. 2 vols. 1848. — Ebendaſ.

Castlereagh papers. — Quarterly Review 1848 Dec.

Memoir of William Ellery Channing, with extracts from his correspondence and manuscripts. In three volumes. Lond. 1848. — Westminster and foreign quarterly Review 1849 Jan.

Life, letters and litterary remains of John Keats. Edited by Richard Monckton Milnes. 2 vols. Lond. 1848. — Ebendaſ.

Eckermann, Gespräche mit Göthe. Dritter Band. Magdeb. 1848. — Ebendaſ.

Chateaubriand, Mémoires d'outre tombe. P. I. London, 1848. — Ebendaſ.

Creuzer (Friedrich), Aus dem Leben eines alten Professors. Darmstadt. — Ebendaſ.

Narrative of the life of Sir Walter Scott. Begun by himself and continued by J. G. Lockhart. 2 vols. Edinb. 1848. — Ebendaſ.

Notice sur M. Letronne, garde général des archives nationales. — Revue archéologique. Année V. Livr. 10.

La Rive (de), Note sur les mouvements vibratoires qu' éprouvent les corps non magnétiques sous l'influence des courants extérieurs et transmis. — Bibliothèque universelle de Genève (Sc. phys.) 1848 Déc.

Pictet (Ad.), Essai sur les propriétés et la tactique de fusées de guerre. Turin 1848. — Ebendaſelbſt.

Ladame, Note sur les phénomènes électriques de l'air. — Ebendaſ.

Brunner (C.) fils, Sur une observation d'éclairs sans tonnerre. — Ebendaſ.

Piddington (Henry), The sailor's horn-book for the law of storms; being a practical exposition of the theory of the law of storms, shewn by transparent storm-cards etc. Lond. 1848. — Calcutta Review 1848 June.

Hartlaub (G.), On the present state of our knowledge of the ornithology of Madagascar. — Annals and Mag. of natur. hist. 1848 Dec.

Alder (Joshua), Description of a new british Limnaea. — Ebendaſ.

M' Coy (Fred.), On some new mesozoic Radiata. — Ebendaſ.

Walker (Francis), Description of Aphides. (contin.) — Ebendaſ.

Gray (J. E), On the arrangement of the Brachiopoda. — Ebendaſ.

Strickland and Melville, The Dodo and its kindred. Lond. 1848. — Ebendaſ.

Newman (Edward), The great sea-serpent. An essay, showing its history, authentic, fictitious, and hypothetical. — Westminster and Foreign quarterly Review. 1849 Jan.

Greville (R. K.), Algae orientales: Descriptions of new species belonging to the genus Sargassum. — Annals and Magazine of natural history 1848 Dec.

Deakin (R.), The ferns of Britain and their allies, comprising Equisetaceae, Filicaceae etc. Lond. 1848. — Ebendaſ.

Moore (Thomas), A handbook of british ferns. Lond. 1848. — Ebendaſ.

Thomas (K.), On the amber-beds of East Prussia. — Ebendaſ.

Berkeley (M. J.), On three species of mould detected by Dr. Thomas in the amber of East Prussia. — Ebendaſ.

Geology of India. — Calcutta Review 1848 June.

The progress of mechanical invention. — Edinburgh Review 1849 Jan.

Lettres sur l'instruction publique. — Correspondant T. XXIII. Livr. 12. 13.

Public instruction in France under M. Guizot. — Quart. Rev. 1848 Dec.

Eastlake's literature of the fine arts. — Blackwood's Magazine 1848 Dec.

Wallbridge (Arthur), A sequential system of musical notation. — Westminster and foreign quart. Rev. 1849 Jan.

Curwen (John), A grammar of vocal music, founded on the tonic Sol-fa method. — Ebendaſ.

(Schluß folgt.)

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeſchenke auswärtiger Regierungen.

Von den bedeutendſten literariſchen Acquiſitionen, welche die kgl. Hof- und Staatsbibliothek der Munificenz auswärtiger Staaten verdankt, jedesmalige öffentliche Kundgabe zu veranlaſſen, erachtete die Bibliotheksdirection immer als eine ſowohl dem gelehrten Publicum als den reſpectiven Schenkern ſchuldige Pflicht *). Auf den Grund gleicher Obliegenheit ſoll aber fortan auch von minderumfaſſenden, wenn nur wiſſenſchaftlich intereſſanten Schenkungen, welche der genannten Anſtalt vom In- oder Auslande, von Regierungen oder deren Regenten, von wiſſenſchaftlichen Inſtituten oder Privaten zukommen, von Zeit zu Zeit, je nachdem ſich Stoff und Gelegenheit dazu bieten, den Leſern dieſer Blätter in Form kurzgefaßter, zunächſt nur bibliographiſcher Anzeigen Nachricht ertheilt werden, wodurch übrigens, wie ſich von ſelbſt verſteht, ausführlicheren, vom fachwiſſenſchaftlichen Standpunkte ausgehenden Würdigungen der betreffenden Donationsobjecte in keiner Weiſe vorgegriffen, ſondern vielmehr Anregung zu ſolchen gegeben werden ſoll.

Wir eröffnen die Reihe dieſer Mittheilungen durch nachholende Aufzählung der wichtigeren, im Laufe der letztverfloſſenen zwey Jahre der kgl. Hof- und Staatsbibliothek von auswärtigen Regierungen durch gefällige Vermittlung der betreffenden k. b. Geſandtſchaften zugekommenen Büchergeſchenke. Im Verhältniſſe zu dem bezeichneten Zeitraume wird man die nachfolgende Liſte eben nicht ſehr reichhaltig finden, hiebey aber den unfreundlichen Einfluß der getrübten politiſchen Zuſtände, wie allenthalben, ſo auch in dieſem anſpruchloſen Documente literariſchen Völkerverkehrs nicht verkennen. Vergebens wird man namentlich darin nach den Fortſetzungen der ſo großartig begonnenen franzöſiſchen und italieniſchen Nationalwerke ſuchen, nach den noch vor den Umſturztagen erſchienenen neueſten Bänden der „Collection de documents inédits sur l'histoire de France“ *) und der Monumenta historiae patriae Sardiniens **). — Bey Beurtheilung des geringen Umfanges der nachfolgenden Aufzählung möge auch die Bemerkung nicht umgangen werden, daß in der Regel nur unmittelbar oder durch das k. Staatsminiſterium an die k. Hof- und Staatsbibliothek gelangte Donationen in den Kreis der vorliegenden Anzeigen gezogen werden ſollen, hingegen alle zunächſt der k. Akademie der Wiſſenſchaften dahier von öffentlichen Behörden, von wiſſenſchaftlichen Vereinen oder von Privaten dargebrachten, und erſt unter Vermittlung der k. Akademie zur k. Hof- und Staatsbibliothek kommenden Büchergeſchenke den eigenen deßfallſigen Verzeichniſſen im Bulletin der k. Akademie, reſp. hinter den in den Gelehrten Anzeigen zum Abdruck gelangenden Klaſſenſitzungsvorträgen, wie bisher, vorbehalten bleiben, und höchſtens nur ſolche Sammelwerke jener Kategorie, die in den akademiſchen Verzeichniſſen nur nach ihrem allgemeinen Sammlungstitel aufgeführt ſind, auch hier noch einer näheren Specification ihres Inhalts unterworfen werden.

1. Büchergeſchenke von Seite deutſcher Regierungen.

Von dem gegenſeitigen Austauſche der Landtagsverhandlungen, Geſetzſammlungen und einiger anderer officieller Publicationen aus dem Gebiete der Staatsverwaltung, Rechtspflege, Statiſtik ꝛc. abgeſehen, iſt hier nur zu nennen das von S. M. dem Könige von Preußen

*) Auſſer den in der Allgemeinen Zeitung gleichzeitig erſtatteten kurzen Berichten verweiſen wir insbeſondere hinſichtlich der Geſchenke aus England auf den Aufſatz: „The public Records of Greatbritain vollſtändig in der k. Hof- und Staatsbibliothek.“ Bayeriſche Annalen 1834. Nr. 114. Blatt für Vaterlandskunde Nr. XXXVIII. S. 909. Bezüglich der Bücherſchenkungen von der ruſſiſchen Regierung vgl. m. Gel. Anzeigen 1845. Bd. XXI. Nr. 235. 1846. Bd. XXIII. Nr. 258.

*) Von dieſer ausgezeichneten Geſchichtsquellenſammlung hat die k. Hof- und Staatsbibliothek während der Jahre 1838 — 1846 ein und ſechzig Bände erhalten. Vgl. Gel. Anz. 1838 Bd. VI. Nr. 105. 1841. Bd. XIII. Nr. 189. 1846. Bd. XXIII. Nr. 183.

**) Der k. Hof- und Staatsbibliothek ſind hievon bis jetzt nur zugekommen: Chartarum Tomus I. Aug. Taurin. 1836. Scriptores. (T. I.) 1838. Leges municipales. (T. I.) 1839.

mern, während die Nachbarn, die aus der Ferne, von ihm ungesehen, sein Thun auf der Mohille beobachteten, ihn hineingraben sahen in den Boden.

Zu diesen unheimlichen Sonderbarkeiten des alten Iguroff kamen noch andre Züge seines Wesens, die ihn für seine fernere wie nähere Umgebung öfters zu einem Gegenstand der Furcht und des Schreckens machten. Die Heftigkeit seines Zornes gränzte an Wahnsinn, sein Auge, das ohnehin beständig wie mit Blut unterlaufen war, starrte dann so fürchterlich, daß selbst seine geliebtesten Enkel und Kinder vor seinem Blick entflohen. In solchen so wie in andern Aufwallungen der Leidenschaft schien er nicht mehr zu wissen, was er that, und im Ganzen konnte man von diesem Altvater der Kosaken sagen, daß nur, wenn es draußen stürmte, in seinem Innren warmes Wetter, nur wenn es um ihn her Krieg gab, in seinem Innern eine Art von Frieden, während des äußren Friedens aber Krieg war.

Viele, die ihn von Jugend auf gekannt hatten, behaupteten, daß jene ungeheure Aufregung der Seele, welche, gepaart mit einem Körper von riesenhafter Gestalt und ungewöhnlicher Kraft, aus dem vormals ruhigen und sanften Wassily einen Steppenteufel gemacht hatte, ihren Anfang durch ein Ereigniß genommen habe, bey welchem die Fortdauer des hochberühmten Geschlechtes der Iguroffs nur noch an den Faden eines einzigen unter der Decke des Schnees athmenden Lebens hieng. Die Sache, von der wir hier reden, hat sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zugetragen und so verhalten.

Unter den Kosaken gab es zwar keine Leibeigne; jeder, den die kosakische Mutter gebar, war als Freyer geboren; es gab keinen erblichen Adel des Familien-Namens, wohl aber der Kräfte und jenes begünstigenden Vorurtheiles des Volkes, das an dem Familiennamen haftete. Die Iguroffs hatten seit alter Zeit bey ihren kriegerischen Unternehmungen gegen die Tataren ein besonders Glück der Waffen durch Stärke des Armes und kriegerische Einsicht gehabt; wenn man hörte, sie ziehen aus gegen den Feind, da kamen von allen Seiten die Reiter mit ihren rothen Lanzen und Dolchen und sprachen zu dem Aeltesten der Iguroffs: wir gehen mit dir, wohin du uns führen willst, zum Sieg und zur gemeinsamen Beute. Vor allen war ein alter, unauslöschlicher Haß und fortwährend blutiger Kampf zwischen den als Christen getauften Kosaken und den mohamedanischen, nachbarlich angränzenden Nogajer-Tataren. Ein Nogajer, der noch niemals das Haupt eines Kosaken vom Rumpfe getrennt, noch niemals die Hütte eines solchen Feindes in Flammen gesetzt, die Kinder und Säuglinge desselben zerhauen hatte, der galt bey den Seinen nicht als ein Mann, und der Chan der Tataren in Baktschi-Sarai pflegte jeden abgeschlagnen Kosakenschädel, den einer seines Volkes ihm brachte, mit baarer Münze zu bezahlen. Auf der andren Seite pflegten auch die Kosaken der Nogajer nicht zu schonen; schnell und unvermuthet wie ein Sturmwind brachen sie in das Land der Tataren ein, zündeten die Hüttendörfer an, mordeten alle, die nicht entfliehen konnten, trieben die Heerden der reicheren Nachbarn hinweg, raubten was ihnen von Werth unter die Hände kam. Jeder Raubzug dieser Art war gelungen, wenn die Iguroffs ihn leiteten, aber das Glück der Lanze und der schnellen Rosse hatte die Kühnheit dieser Führer zur Tollkühnheit gesteigert, einst bey schon vorgerückter Jahreszeit wagten sie es bis gen Perekop zu streifen. Ungewöhnlich groß war die Zahl der erbeuteten Viehheerden, schwer die Last des andern Raubes. Während jedoch die Kosaken, minder schnell als gewöhnlich, auf dem Zuge zur Heimath waren, hatten die Tataren ein kriegerisches Aufgebot durch ihre Gauen ergehen lassen; ein Heer von ihren Reitern, dem Schwarm der Kosaken zwanzigmal an Zahl überlegen, lauerte diesen auf am Wege zum Don. Ein tiefer Schnee bedeckte das Land, die Kosakenpferde hatten sich in ihm müde gearbeitet und nirgends einen Grashalm zum Futter gefunden; die Pferde der Tataren waren bekräftigt durch Ruhe und Futter; da errang der krumme Säbel der Tataren einen leichten Sieg über die Lanzen ihrer Feinde, diese wurden umzingelt und niedergehauen. Mehr denn hundert Männer, alle vom Geschlecht der Iguroffs, dreyhundert ihrer Verbündeten lagen als Leichen oder als Sterbende am Boden; die Nogajer schnitten sich mit ihren Säbeln die Ernte der Köpfe ab, womit sie als verkäufliches Siegeszeichen ihre Rosse beluden, nur einer ihrer Feinde, vom Heldengeschlecht der Iguroffs, lebte noch, obgleich er

mit tief gespaltenem Schädel am Boden lag; dies war Wassily. Mit ihm zugleich hatte sein schnelles Pferd die Todeswunde empfangen; es lag mit seinem Reiter auf der Erde und deckte diesen mit seiner langen Mähne. Wassily war durch die Kälte des Schnees aus seiner Ohnmacht erwacht, er grub sich unter dem Roß in die Schneedecke ein und durch eine glückliche Wendung, welche das sterbende Thier noch machte, lag er da vor den Augen der Feinde verborgen. Man hörte nur noch das Stöhnen einzelner sterbender Rosse, das der menschlichen Leichname, die nur als Rumpf da lagen, war auf immer verstummt, da grub sich der Iguroff aus dem Schnee, dessen Kälte den Blutverlust aus seiner Wunde wo nicht gestillt, doch gemildert hatte, hervor. Der Mond beleuchtete den blutroth gefärbten Schnee und die Schaaren der Schakale und Wölfe, die am Fleische der Todten sich sättigten. Die furchtbare Baßstimme des wiedererwachten Helden verscheuchte die Bestien; unter den Körpern der hauptlos Daliegenden suchte und erkannte Wassily den seines Vaters an einer Narbe der rechten Hand, bestattete diesen so tief als möglich im Schnee, fand dann ein Kosakenroß, das nach dem Tod seines Reiters herrnlos, und vor Hunger im Schnee scharrend in der Nähe des Schlachtfeldes verweilte, lockte dasselbe durch den gewohnten Ton der Kosakenpfeife an sich heran und entkam auf ihm unversehrt aus dem Lande der Feinde in die Heimath am Don. Er der einzige Uebergebliebene aus allen Iguroffs, welche damals die Lanze führen und das Roß tummeln konnten, der einzige Gerettete aus der Schaar von vierhundert streitbaren Männern, die zu jenem Kampfe auszogen, lag in seiner Hütte am Wundfieber hart darnieder, während Tausende seines Volkes außen im Freyen versammelt saßen, um bey dem Mahle der geschlachteten Lämmer und an den Branntweinschläuchen, welche Wassilys Vater seinen Erben in Menge hinterlassen, die Todtenfeyer zu begehen. Da erhob der Kranke sich von seinem Lager. Es ist nicht genug, so sprach er, daß wir das Andenken der Todten feyern, sondern wir müssen dasselbe durch die Blutrache an den Feinden und durch das Bestatten der Leichen ehren. Das Volk, wie ein einiger Mann, beschwor die Blutrache; mitten im Winter, bey furchtbarem Schneegestöber brach das Heer der Kosaken auf, überfiel bey nächtlicher Weile die bevölkertsten Ortschaften der Nogajer, rächte den Tod der Seinigen durch Mord und Brand, begrub von ihren Leichnamen, was die Wölfe übrig gelassen, auf dem Schlachtfelde, und nahm die Reste des Heerführers, Wassilys Vater, mit in die Heimath zum Grab seiner Väter. Seit diesen Stunden der nächtlichen Rache, so sagte man, sey der Iguroff-Wassily ein Anderer geworden, als er vorher war.

Was aber der Grund von dieses Kosakenhäuptlings wunderlich-räthselhaftem Thun, seiner Geschäftigkeit am uralten Todtenhügel und bey seinen Heiligenbildern gewesen sey, von deren naher Berührung ein durch das Zimmer gezogenes Seil außer ihm selber alle Hausgenossen abhielt, das erfuhr man erst nach seinem Tode. Man hatte wohl schon bey den Lebzeiten des Alten bemerkt, daß in ihm ein außerordentlicher Zug, namentlich zum Golde sey. Während des verunglückten französischen Feldzuges in Rußland hatten alle seine Söhne und Enkel, hatten alle unter ihm versammelten Iguroffs dem Ahnherrn am Abend, beym Wachtfeuer, ihre an Geld gemachte Beute zu Füssen gelegt. Das Silbergeld theilte er unter sie aus, das Gold aber, mit einem schmunzelnden Lächeln und mit einem beyfälligen charascha (gut) steckte er in seinen ledernen Gurt. Jeder konnte berechnen, wie viel der Alte auf all seinen Raub- und Feldzügen erbeutet haben müsse, und doch sah man daheim nur wenig Geld in seinen Händen, und mit dem Wenigen kargte er. Nach seinem Tode fand man die Haufen des von ihm gewonnenen Goldes in dem hohlen Innern und im hölzernen Gestell seiner Heiligenbilder versteckt, die Massen des Silbergeldes waren im Hügel der Mohilla vergraben.

Von der Schilderung eines asiatischen Reiters der Vergangenheit, dessen Gleichen an Kraft und Wildheit Asien mit seinen Keimen künftiger Völkerbewegungen noch viele hat, kehren wir von neuem zu der Betrachtung der lebenden Gegenwart zurück, in deren Mitte unser Reisender jetzt eingetreten war. Die russische Festung Fanagoria (das alte ponti-

sche Phanagoria) ist in unmittelbarer Nähe des Kosakenstädtchens Taman erbaut. An diesem hatte der Reisende bey der Ueberfahrt von Kertsch, da einst des Königes Mithridates Wohnsitz war, gelandet, so bald als möglich aber eine bequemere Wohnung in der Festung gesucht, bey einem Apotheker, der dem Namen so wie der väterlichen Abstammung nach ein Deutscher war, dabey aber sein Deutsch unter den Russen und Polen so sehr verlernt hatte, daß er es nicht mehr zu sprechen wagte. Mit der russischen Sprache und Sitte hatte der wackere, in seinem Geschäft vorzüglich tüchtige Mann, auch einen andren Charakterzug angenommen, welcher gleich einer Influenza fast Allen sich mittheilt, die in russischen Diensten stehen. Es ist dieß die Ordenssucht, deren fieberhafter Drang bey dem Militär wie im Civilstand öfters ungewöhnliche Anstrengungen und wahrhaft bewundernswerthe Leistungen hervorruft. Man hatte dem Apotheker in Fanagoria Gehaltszulage und andere Verbesserungen seiner Stellung angetragen, er aber wies das Alles von sich, er wünschte und ersehnte sich kein höheres Glück auf Erden, als einen Orden, und wovon das Herz voll war, davon gieng sein Mund beständig über. Ist doch selbst das naturkräftige Kosakenblut jener allgemeinen, geistigen Seuche unterworfen; schon der Knabe, dessen Vater irgend eine Offiziersstellung im Heere hat und durch Thaten der Tapferkeit ein Ordenszeichen sich erwarb, träumt in seiner Steppe von nichts Andrem als von der Seligkeit eines solchen Besitzes, der ihn zu einen geehrten Herrn macht, welchem der Genuß aller Herrlichkeiten der russischen Kaiserstadt offen steht.

Während der junge Bewohner der Steppe von den Freuden träumt und von der Pracht, deren Vollgenuß in St. Petersburg, in Moskau und andren großen Städten des gewaltigen Kaiserreiches vielleicht auch ihm zu Theil werden kann, sind die Träume und Belustigungen der Phantasie bey den jungen Mädchen der kaukasischen Gebirgsbewohner von ganz anderer Art. Dort, in den Häusern und Hütten der Auls, die im Urwald oder in wilder Felsenkluft versteckt liegen, sind die Schilderungen eines Harems, namentlich der türkischen Hauptstadt, ein Lieblingsgegenstand der weiblichen Unterhaltung. Zwar hat keine der Mütter und Frauen, welche ihren Kindern von der Pracht, von dem Reichthum und den täglichen Belustigungen eines solchen Harems erzählt, jemals selber eines gesehen, desto freyer und größer ist jedoch der Spielraum, den die Erzählerin zur Ausschmückung ihrer Geschichten erhält. Anlockend genug allerdings lautet das, was die Sklavenhändler, wenn sie bey ihrem Geschäft an die Küste kommen, dem leichtgläubigen Volk berichten; ehe jedoch ein solcher Bericht von dem Glück, das die bereits nach Konstantinopel hinüber geführten Tscherkessierinnen genießen, von Mund zu Mund hinauf ins Gebirge kommt, wo die Verwandten jener Glücklichen wohnen, hat er an reizender Ausbildung so zugenommen, daß er aus einem türkischen Harem, wo nicht einen Himmel, doch ein Paradies macht. Ein Palast mitten in Gärten, deren Bäume in der Fülle der lieblichsten Früchte prangen; da lustwandelt zwischen den Blumenbeeten, in Seide und Sammet gekleidet, geschmückt mit Gold und Perlen die Schaar der glücklichen Bewohnerinnen; gesättigt von der Fülle der köstlichsten Speisen und Getränke, erquickt durch die geselligen Bäder, hört sie am Tage wie bey Nacht in den von Kerzen hell erleuchteten Sälen Musik, und vergnügt sich mit Tanz und Spiel. Und das Ende solcher Beschreibungen, womit man die tscherkessischen Mädchen am Feuerherd unterhält, während draußen der Schneesturm durch den Forst tobt und das Geheul der Wölfe aus der Bergschlucht sich vernehmen läßt, bilden dann jene Geschichten von schönen Tscherkessierinnen, welche das Glück der Liebe in der prachtvollen Kaiserstadt auf den Thron einer Padischah-Gemahlin oder auf den Fürstinnen-Sitz im Palast eines mächtigen Paschas erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Der Kaukasus und das Land der Kosaken, in den Jahren 1843 — 46.

(Fortsetzung.)

Darf es uns da verwundern, daß noch immer der Handel der Türken mit Mädchen aus den kaukasischen Gebirgsvölkern, die fast durchgängig dem Islam zugethan sind, seinen guten Fortgang hat, und daß die Mädchenkäufer, wenn sie im Winter, in der stürmischsten Jahreszeit, wo die russischen Schiffe in sicheren Häfen ihre Zuflucht suchen, an die nur für kleine Fahrzeuge zugänglichen Küsten kommen, mit leichter Mühe ihre schöne Waare auffinden? Der Abschied von den Ihrigen scheint diesen Kindern und Jungfrauen nicht schwer zu fallen; in fröhlicher Erwartung gehen sie der Erfüllung ihrer Träume entgegen.

Unser Reisender traf einst mit einem türkischen Mädchenhändler und seiner lebendigen Ladung auf einem österreichischen Dampfschiff zusammen. Unter den jungen Schönen waren mehrere Töchter oder Verwandte von Häuptlingen, dicht verschleyert; sie wurden von dem Händler mit Kaffee und andren Dingen der Art bewirthet, während die Töchter der Leibeignen unverschleyert auf dem Verdeck saßen und gemeine Kost erhielten. Für jene hoffte der Kaufmann, weil sie die schönsten seyen, große Summen, für diese nur geringere zu bekommen. Sie schienen alle gutes Muthes, denn in das Harem eines Türken geht jede gern, während sie das Schicksal, das sie nach ihrer Vorstellung im Haus eines Russen erwartet, mehr als den Tod fürchtet, so daß einst viele Tscherkessen-Mädchen, als das Schiff, das sie nach Konstantinopel führen sollte, von einem russischen genommen wurde, mit lautem Wehegeschrey ins Meer sprangen, um da zu ertrinken.

Das weit ausgedehnte Flachland im Norden des Kuban, die Einöde der Steppen, darin die Tschernomorzkischen Kosaken hausen, lädt den Reisenden, den wie unsren Landsmann sein Weg dahin führt, nirgends zum Verweilen ein, sondern regt ihn nur in unwiderstehlicher Weise zum Eilen an. Und dieser Drang, schnell hinwegzukommen über die einförmige Fläche, ist an wenig Punkten der Erde so leicht zu befriedigen als hier, wo nirgends ein Hügel, noch weniger ein Berg den galoppirenden Lauf oder raschen Trab der Kosakenpferde hemmt, die auf fetter Weide wohl genährt und kräftig sind wie der kosakische Führer, der mit mächtigen Peitschenhieben sie antreibt. Nicht einmal ein Stein liegt da am Wege, an welchem die Räder der leicht gebauten Postkarren sich stoßen könnten, denn nirgends ist auf diesem schwärzlichen Boden oder auf den grasreichen Triften ein Stein zu finden; viele Tagreisen weit sieht man keinen Wald, ja kaum eine Gruppe von Gesträuch oder einen vereinzelten Baum. Der Boden ist aufgeschwemmtes Land, das die langsam und träge durch die Ebene dahin schleichenden Flüsse abgesetzt haben, und aus ihrem trüben, schlammreichen Wasser noch fortwährend ablagern. Nicht einmal Sand führen diese Flüsse, sondern was sie dem Flachland aus dem waldreichen Gebirge bringen, das sind nur die feinsten Theile des aufgelösten, fruchtbaren Waldbodens und des Gebirgswiesen-Grundes, eine Gabe, die allerdings, wenn sie benützt

würde, dem Ackerbau in ähnlicher Weise förderlich seyn könnte wie unsre vaterländischen Gauen der sogenannten güldnen Aue, an den Ufern der Unstrut. Aber statt der Getreid- und Krautfelder sieht man im Lande der Tschernomorzken nur das Dickich der hochwüchsigen Binsen, das seiner Länge nach unübersehlich weit und in einer Breite von mehreren Werften an den Ufern der Flüsse und Lachen, so wie über das Sumpfland sich ausbreitet. Die Kosaken setzen diese Rohr- und Binsenmassen gewöhnlich in der trocknen, dürren Zeit des Spätsommers, dann wenn der sibirische Nordostwind wehet, in Brand; ausnahmsweise geschah dieses auch nach dem trocknen Winter, der vorher gegangen war, im Frühling 1843, als unser Landsmann hier durchreiste. Nach dem langen unerfreulichen Einerley, damit die Steppenfläche das Auge ermüdete, gewährte der Anblick dieses Binsenbrandes, den unser Reisender meisterhaft beschreibt, eine sehr erwünschte Unterhaltung. Aus der Asche erhebt sich dann das üppige Grün der Triften, welche meist nur zur Zucht der Rosse benutzt werden, während ganze Heerden der wohlgemästeten Schweine den weichen Boden tief hinab nach Würmern durchwühlen, ohne bey ihrem Hinabgraben auf sandigen oder festen Grund zu stoßen, denn wie mächtig in diesem Lande die Lager des Schlammes sind, das bezeugen gegen das schwarze Meer hin die Schlammvulkane (bey Taman), deren aus der Tiefe heraufsteigende Gasströme nur Schlamm, mit Rohr und Binsenstücken vermischt, auswerfen und auf mehrere Werften weit umher ergießen.

Die Tschernomorzkischen Kosaken sind weit verschieden von jenen Mischlingen, aus denen die kosakischen Linientruppen bestehen, fast durchgängig ein wohlgebildeter kräftiger Menschenschlag von slavischer Abstammung. Doch gilt das Beywort „wohlgebildet“ fast nur den Männern, das andre Geschlecht kann hier nur äußerst selten „das schöne“ genannt werden. Die Tschernomorzen bilden den mächtigen Vorposten der russischen Macht gegen die feindlichen oder wenigstens unzuverläßigen Völkerstämme von Tscherkessischer Abkunft, deren Gebiet sich bis an das linke Ufer des Kuban erstreckt. Ohne Aufhören muß der Kosake gegen diese Nachbarn auf seiner Hut seyn, ihre Schaaren setzen schwimmend über den Kuban, verstecken sich unter den hochwüchsigen Binsen und überfallen, am gewöhnlichsten bey Nacht, die Ortschaften der Kosaken so wie die Reisenden, welche dann noch auf der Straße sind. Der niedere Wasserstand des Kuban erleichterte damals, als unser Landsmann hier reiste, die Einfälle jener Russenfeinde so sehr, daß man am Morgen niemals eher ans Weiterreisen denken durfte, bis erst das Dickich der Rohrgewächse weit umher von den Kosakenreitern durchsucht war. Nur selten stößt man bey dieser Gelegenheit auf einen der Räuber, denn so wie die Sonne höher steigt, ziehen sie sich weit nach ihrer Gränze zurück, und wenn man die nöthige Vorsicht beobachtet, noch am hellen Tage eine Stanitza (Wachtposten und Poststation) oder größere Ortschaft zu erreichen, dann hat man auch in der Regel keinen Anfall zu fürchten. Die Hauptstadt der Tschernomorzen, Jekaterinodar, in russischer Weise mit breiten, geradlinigen Strassen angelegt, ist weder von Mauern noch von Wällen geschützt, doch findet sich im Inneren der Stadt eine Art von Veste, deren niedere Wälle, schmale und seichte Gräben, wenige Geschütze und geringe Anzahl der Vertheidiger nur einen schwachen Widerstand gegen einen geregelten, kräftig geleiteten Angriff leisten würden. Aber ein solcher Angriff ist von den kampflustigen Tscherkessen nicht leicht zu fürchten, denn so furchtbar auch diese dem andringenden Feinde auf ihrem heimischen Grunde, in den Felsenschluchten und Waldungen ihrer Gebirge sind, so wenig sind sie auf der andern Seite geneigt, auf dem ungewohnten Terrain einer Ebene sich in Kampf einzulassen. Ueberhaupt ist die Bemerkung unsres Reisenden eine wohlbegründete, daß es vorzugsweise solche Völkerschwärme waren, die im weiten Flachlande der Steppen und selbst der Wüsten geboren, des Herumziehens über weite Landstriche gewohnt, Eroberungszüge in ferne Länder machten. Der Steppenbewohner hat keine so fest stehende Heimath als der Bewohner des Gebirgsthales, im Schutze seiner hohen Felsenwände, im Schatten der Wälder. Jenes Heimweh, das den Gebirgsbewohner nach dem väterlichen Herde zieht und an ihn festhält, kann schwerlich in die Brust eines Nomadenvolkes kommen, das in einem Lande wohnt, wo ein Punkt der einförmigen Fläche dem andren gleicht, nirgends ein Gegenstand da ist,

der das aufmerkende Auge in andauernder Weise beschäftigt, der Erinnerung tiefer sich einprägt. Ueberall und nirgends ist da gut wohnen und seyn; wie der leichte Sand, den der Wind vom Boden auftreibt, läßt sich das wohlberittene Volk der Steppen durch den Heeresruf von einem Lande zum andren jagen, Beute suchend und gewinnend.

Jekaterinodar faßt mit dem Militär eine Einwohnerzahl von etwa 5000, die Häuser sind nur einstöckig und mit Ausnahme dessen, das der Hettmann der Kosaken bewohnt, mit Stroh gedeckt. Statt der Mauern mögen ihm die vielen Pfützen und Lachen, die es umgeben, zur Schutzwehr gegen Ueberfälle dienen; die Einwohner wie der Fremde würden sich diese Schlamm-Behältnisse noch gern gefallen lassen, wenn sie bloß außerhalb, nicht auch innerhalb der Stadt sich fänden, was nur zur Bequemlichkeit der vielen Schweine, nicht der Menschen dient, unter deren Pflege jene nutzbaren Thiere stehen. Die sogenannte Domkirche der Stadt, aus Holz gebaut und mit 6 hölzernen Thürmen fast eben so sehr verunstaltet als verziert, mag aus jener Ferne, in welcher ein englischer Reisender durch das Fernrohr sie beschaute, in der Mitte der niedrigen Häuser einem stattlichen Gebäude gleichen; in der Nähe gesehen macht sie von außen wie von innen, mit all ihren silbernen und goldenen Zierrathen, die am Altar und als Ueberkleidung der Heiligenbilder angebracht sind, einen barbarischen Eindruck. Der kosakische Kunstsinn scheint bey seinen Bildern weniger auf die Richtigkeit der Zeichnung und auf eine Annäherung an Schönheit als auf den Effect der dick aufgetragenen, grellen Farben zu achten, so wie bey den riesenhaften Glocken, die an den Thürmen hängen, weniger auf den harmonischen Klang, als auf die Metallmasse derselben.

Nicht allein unser Landsmann, sondern selbst ein Ungar, der sein Reisebegleiter war, fanden in der Physiognomie und äußern Gestaltung, so wie in der Sprache der Tschernomorzen viele Züge der Aehnlichkeit mit dem Volksstamm der Magyaren. Einen auffallenden Kontrast bilden mit diesen fleischlich hübschen, meist wohlgenährten Kosakenmännern, die schlanken Tscherkessen mit ihrem geistvollen Angesicht und ihren gleich wie Feuer sprühenden Augen. Unser Reisender hält die Männergestalten der Adighes-Tscherkessen, die er auf dieser Reise auch in Jekaterinodar gesehen, für die vollendet schönsten, die ihm jemals vorgekommen. Vornämlich gilt dieses von jenen, die zu dem Stande der Works oder der Adeligen gehören, welche sorgfältiger, als vormals der ahnenstolzeste Adel von Europa, über der Reinheit ihres Stammbaumes wachen, indem sie jederzeit nur Eheverbindnisse innerhalb der Gränzen ihres Standes schließen. Die russische Regierung hat aus einleuchtenden Gründen den Verkehr der kaukasischen Gebirgsbewohner mit den Unterthanen ihres Reiches so sehr als möglich zu begünstigen gesucht, deßhalb finden sich ohne Unterlaß auf den Märkten der russischen Städte am Kuban Tscherkessen in Menge, auch aus jenen Stämmen ein, mit denen draußen auf dem Gebirge der härteste Kampf besteht. Ja es kann öfters sich ereignen, daß die nämlichen Raubritter, die in der Nacht nahe bey der Stadt alle Wege unsicher machten, am andern Tage als Geschäftsleute, welche der Handel dahin führte, in die Stadt kommen und ungestört auf dem Bazar ihr Geschäft treiben. Man wußte damals, als unser Landsmann hier war, daß eine Schaar von 500 jener Kriegsleute über den Kuban herüber gekommen waren, und in der Gegend weit umher wegelagerten; zu dieser Schaar mochten vielleicht die meisten jener Männer gehören, die in ihrem prachtvollen Waffenschmuck auf dem Freytagsmarkt von Jekaterinodar umherschritten und mit stolzer Miene auf die Kosaken wie auf ihre fremden Gäste herabschauten. Ein Adighe-Work tritt überall so zuversichtlich auf, als gehöre die ganze Welt, auch das Feindesland sein eigen.

In diesem von der sogenannten gebildeten Welt der europäischen Völker so fern abgelegenen Landstrich wird der seltene Besuch eines Reisenden von einiger Bedeutung einer ganz besonders ehrenden Anerkennung werth gehalten. Unser Landsmann empfieng unter den Kosakenoffizieren der Tschernomorzischen Hauptstadt so viele Beweise der Achtung und Gastfreundschaft, als kaum anderswo auf seinen Reisen in heimathlichen oder fremden Ländern. Das

willkommenste und überraschendste Ereigniß jedoch, das ihm hier begegnete, war das Zusammentreffen mit einem deutschen Arzte. Dieser merkwürdige Mann gehörte nicht zu jener größeren Zahl unsrer im Orient sich herumtreibenden Landsleute, welche als nutzlose, untaugliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft oder als unruhige Abentheurer die Heimath verließen, um in der Fremde unter einem Volk, das leicht zu blenden durch den äußeren Schein, den auch ein Stümper sich zu geben versteht, eine Rolle zu spielen, sondern unter jene Wenigen, die das wirklich in vollem Maaße leisteten, was ihr Geschäftsberuf von ihnen forderte. Seine Neigung zu Schlägereyen war das Unglück, das ihn von seiner Jugend an verfolgte; von der deutschen Universität, an welcher er studirt hatte, entfernt, war er nach Rußland gekommen, wo ihm seine ärztlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten bald eine gute Anstellung bey der Marine erwarben. Nach seiner in jeder Hinsicht glücklichen Verheirathung wurde er russischer Unterthan; als er jedoch einen an Rang über ihm stehenden Mann beleidigte und zum Duell herausforderte, ward er zum gemeinen Soldaten degradirt und als solcher unter das Heer am Kaukasus gesendet. Nach einjährigem Soldatendienst ließ man ihn abermals als Subalternoffizier in den vierzehnten Rang eintreten. Aber das alte Ehrgefühl des gewesenen deutschen Studenten war noch nicht gedämpft; er forderte abermals einen höher Gestellten zum Zweykampf heraus, und mußte jetzt ohne Gnade neun Jahre lang als gemeiner Soldat dienen, wobey man freylich immer in dringenden Fällen zugleich seine ärztliche Geschicklichkeit in Anspruch nahm, bis er endlich abermals Offiziersrang und die Stelle eines Militärarztes erhielt. Sein treues Weib hatte ihn auf all diesen Kreuz- und Querzügen begleitet, war ihm zu den Feldzügen am Kaukasus und hieher in das Kosakenland gefolgt. Als Arzt war er öfter auch von den Tscherkessen zu Rathe gezogen worden, und hatte dieses Volk auf seinem Berufswege näher kennen gelernt, denn irgend einer seiner Kriegsgefährten. Eine Begebenheit jedoch aus seinem Leben, wobey sich der ritterlich edle Sinn eines Tscherkessenhäuptlings in sehr augenfälliger Weise kund gab, scheint uns auch hier, aus dem Bericht unsers

Reisenden, einer Mittheilung werth, weil sie einen wesentlichen Zug jener Charakterschilderung des merkwürdigen Volkes bildet, welche wir dem vorliegenden Werke mit besonderer Vorliebe entnehmen.

Während seines zweyten Strafdienstes als gemeiner Soldat nahm einst der Arzt an einer nächtlichen kriegerischen Expedition von Stawropol nach Kawkaskaja, einem benachbarten, von den Russen befestigten Orte Theil. Der Commandant dieser Festung hatte durch einen Eilboten Hülfe aus Stawropol herbeygerufen, weil ihm durch seine Spione angezeigt war, daß ein starker Heerhaufen der Tscherkessen zu einem stürmischen Angriff heranrücke. Das Hülfscorps aus Stawropol kam noch eben zur rechten Zeit; die Feinde, statt wie sie gehofft hatten die Russen im Schlaf zu überraschen, wurden ihrerseits durch einen so kräftigen Widerstand der Artillerie so wie der Bajonette und Kosakenlanzen überrascht, daß sie nur an eilige Flucht dachten. Man hatte ihnen den Rückzug zum Kuban abzuschneiden versucht, sie retteten sich zum Theil in das Dickicht des Schilfes, während ein andrer Haufe der Ihrigen, von allen Seiten gedrängt, sich auf eine vereinzelt stehende Poststation an der Heerstraße warf, alle Bewohner des Posthauses niedermachte und dann so gut als möglich sich verschanzte. Die Linienkosaken machten ihren Anlauf; ihre vordersten Reihen stürzten durch die Kugeln der Tscherkessen getroffen vom Pferde. Da wurde die Infanterie zum Sturm mit dem Bajonett befehligt; eine ganze Compagnie derselben, geführt von ihrem Hauptmann, drang durch die gesprengten Thorwege in das Gebäude ein. Nach einem mörderischen Kampfe, Mann gegen Mann, im Haus und in den Ställen, lagen bald alle Tscherkessen blutend am Boden, aber auch von den Russen waren alle Offiziere und ein Drittel der Mannschaft gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Der Kaukasus und das Land der Kosaken, in den Jahren 1843 — 46.

(Fortsetzung.)

Man wollte die Leichname in eine Grube werfen, da fand sich, daß ein alter Tscherkesse aus seiner Ohnmacht wieder erwacht war. Er blickte um sich und schien mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Ergebung und Ruhe in seinem schönen Greisenangesicht den Todesstreich zu erwarten, den so eben ein Soldat ihm geben wollte. Da wurde der Arzt von einem Mitleid gegen den Alten ergriffen, deßgleichen er noch niemals gegen einen Kriegsfeind empfunden. Er ließ den hart verwundeten in das Hospital einer benachbarten Militärstation tragen, dahin man auch die verwundeten Russen gebracht hatte. Er selbst, als Gehülfe des Oberarztes leistete da chirurgische Dienste; auch dem Tscherkessengreise mußte er drey Finger der linken Hand abnehmen und die Wunden des rechten Armes, so wie des Kopfes verbinden. Die Lebenskraft, welche in diesem alten Körper wohnte, leistete mehr denn alle Pflaster und Binden, der Tscherkesse war bald außer Gefahr und bedurfte nur noch der Pflege, welche der Arzt, der ihn auf sein Zimmer nahm, und sein treues Weib mit Sorgfalt ihm gewährten. Der Greis war ein Mollah; sein Pfleger verschaffte ihm einen Koran, darin er mit großem Vergnügen las und dabey viel, mit wahrhafter Andacht betete. Er war so weit bekräftigt, daß er schon zuweilen hinausgehen konnte ans Ufer des Flußes, um da sich zu sonnen, doch hielt man ihn für jeden Versuch zur Flucht noch viel zu schwach. Eines Tages jedoch, als der Arzt von einem Besuche der Patienten nach Hause kam, erfuhr er, daß sein Tscherkesse plötzlich durch Schwimmen über den Fluß entkommen sey. Die Trennung that ihm leid, er hatte den Alten so lieb gewonnen wie einen väterlichen Freund.

Der Lohn, den die Tscherkessen ihrem Arzte für seine Mühe zu bezahlen pflegen, ist freylich gering genug; er besteht in einem halben Lamme, und ein solches wurde eines Tages der Frau des Doctors von einem gemeinen Tscherkessen, ohne Angabe, woher es komme, ins Haus gelegt. Fünf Jahre später wurde der Arzt, der jetzt wieder zu seinem früheren Range gelangt war, an den Kuban versetzt, um bey einer dortigen Militärstation ein Hospital einzurichten. Nicht selten geschah es ihm hier, daß Tscherkessen vom jenseitigen Ufer des Flußes seine ärztliche Hülfe begehrten; zuweilen wurde er auch hinüber in ihre Auls geholt, wo er stets die gastfreundlichste Behandlung erfuhr. Eines Tages kam ein sehr junger, kaum dem Knabenalter entwachsener Tscherkesse und bat den Arzt, er möge mit ihm zu seinem kranken Großvater eilen. Der Doctor, vielleicht ermüdet von der Last der Geschäfte, war in keiner guten Laune, er schlug dem Jüngling die Bitte ab, dieser aber bat in so eindringend rührender Weise, daß jener am Ende nachgab. Er befahl, unwillig über seine eigne Schwäche und über den Zwang, den ihm die fremde Zudringlichkeit anthat, dem Diener sein Pferd zu satteln, und setzte mit diesem so wie mit dem jungen Tscherkessen bey

Uſtlaba über den Kuban. Der Jüngling hatte verſichert, daß der Aul ſeines Großvaters weiter nicht als 15 Werſte jenſeits dem Fluße läge; man war aber bereits viel weiter geritten und der Koſakendiener bedeutete ſeinem Herrn, daß ſie nicht mehr im Gebiet der neutralen Pſaduchen, ſondern ohnfehlbar ſchon in dem eines feindlichen Stammes ſich befänden. Dabey wurde der Weg durch den tiefen Moorgrund und das Dickig des Schilfes immer ſchwieriger. Der Arzt warf ſeinem jungen Tſcherkeſſenführer mit Bitterkeit vor, daß er ihn getäuſcht und vielleicht verrathen habe, dieſer aber blickte ihn ruhig an, reichte ihm die geladene Piſtole in die Hand und ſprach: ſchieße mich nieder, wenn du mich als feindlichen Verräther befindeſt. Endlich zeigte ſich in einer Schlucht des Vorgebirges das Ziel der Reiſe, der längſt erwartete Aul. Der Arzt wurde in das anſehnlichſte Gebäude des Ortes eingeführt, bey welchem ein hoher viereckiger Thurm mit ſeinen Zinnen an die Bauart unſerer alten Ritterburgen erinnerte. Ein Greis ſaß da in einem der Zimmer neben dem Kohlenfeuer; beym Eintritt des Arztes erhob er ſich von ſeinem Sitze und begrüßte den Gaſt ehrfurchtsvoll, mit kreuzweis über die Bruſt gelegten Armen. Es war der alte Mollah, um deſſen Heilung und Pflege der Doctor ſich ſo verdient gemacht hatte. Die Freude des Wiederſehens war bey beyden eine herzliche, und an ihr nahmen auch die Söhne und Töchter, die Enkel und Enkelinnen Theil, welche ſich bald nachher um den Gaſt verſammelten. Angelegentlich fragte man dieſen nach dem Befinden ſeiner Frau, und die Freude wurde auf einige Zeit getrübt, als er ſagte, daß die treue Gefährtin ihm geſtorben ſey. Indeß that man Alles, um den Wohlthäter des Vaters und Großvaters zu ehren, aufs Beſte zu bewirthen und angenehm zu unterhalten, wozu die Töchter und Enkelinnen, ausgezeichnet durch Schönheit und natürlichen Anſtand, das Ihrige nach Möglichkeit beytrugen. Noch nie hatte der Arzt die Freuden ſeines Standes in ſolchem Maaß genoſſen, als hier im Hauſe des Arti Mollah. Indeß vergaß er dennoch nicht unter all den angenehmen Zerſtreuungen, die man ihm zu machen ſuchte, zu fragen, wer und wo denn eigentlich der Kranke ſey, der ſeine Hülfe begehre? Am Abend, ſo ſagte man endlich, werde er Alles erfahren.

Der Abend kam, ſtatt des Angekündigten Kranken ſtellte ſich jedoch ein Beſuch der Geſunden ein, welchen der Arzt heute nicht erwartet hatte. Ein Getös von Reitern und Roſſen ließ ſich vernehmen, das mit jedem Augenblick ſtärker und lauter wurde; noch vor Anbruch der Nacht waren einige Tauſend der bewaffneten Tſcherkeſſen an den Bergabhängen in der Nähe des Auls verſammelt. Die jüngeren Glieder der Familie giengen ab und zu, der Mollah blieb in gleicher äußerer wie innerer Ruhe und wich keinen Augenblick von der Seite ſeines Gaſtes, der ſeine Unruhe über das, was um ihn her vorgieng, nicht verbergen konnte. Das Zimmer füllte ſich jetzt allmählig mit Gäſten; hohe, männlich ſchöne, ritterliche Geſtalten im glänzenden Schmuck der Waffen. Der Mollah unterhielt ſich mit ihnen in der Adighe-Sprache, welche der ruſſiſche Arzt nicht verſtund, und ſchien ihnen ſein Verhältniß zu dem Fremden zu erläutern, den ſie anfangs alle mit einem Blick, den der Falke auf eine Feldtaube wirft, betrachteten und mit Verwunderung an der Seite ihres Mollah ſitzen ſahen, der im Rang unter ihnen ſo hoch ſtand, daß nur der Fürſt, nicht aber ein Adeliger in ſeiner Gegenwart ſich zu ſetzen wagte. Sie begrüßten dann auch den Fremdling aus Feindesſtamm auf Tatariſch, und die Unterhaltung wurde jetzt in dieſer ihnen ſo wie dem Arzte verſtändlichen Sprache geführt.

In einer ſpäteren Stunde der Nacht entfernten ſich alle dieſe Gäſte, mit ihnen die Söhne, die waffenfähigen Enkel und alle Männer des Auls; es blieb faſt Niemand in der ſtillen Burg zurück als der greiſe Mollah mit den Frauen und Mädchen. Erſt jetzt wagte der Gaſt eine Frage an den befreundeten Alten über die Bedeutung deſſen, das er ſo eben geſehen. Er erfuhr nun, daß der Hauſe der Bewaffneten, der ſich am Aul verſammelt hatte, fortgezogen ſey, um gerade jenen ruſſiſchen Militärpoſten, bey welchem ſich das Hoſpital des Arztes befand, zu überfallen und zu vernichten. Ein polniſcher Ueberläufer hatte ihnen die Schwäche des

Postens und alle Gelegenheit, seiner sich zu bemächtigen, verrathen; er war der Führer der Tscherkessen, deren krummem Schwert kein männlicher Bewohner des Postens entgehen sollte. Der Mollah wußte es, daß sein Wohlthäter und Krankenpfleger an diesem Ort verweile; er hatte ihn durch seinen Enkel hereinlocken lassen in seinen Burgfrieden, um ihn aus der sonst unvermeidlichen Todesgefahr zu retten.

Bey diesem Bericht, so sehr er die Sorge des alten Mollah für ihn und sein Leben erkennen mußte, mag es freylich dem Arzte nicht wohl zu Muthe gewesen seyn. Man suchte indeß auf jede Weise durch alles, was zur besten Bewirthung so wie Unterhaltung gehörte, es ihm vergessen zu machen, daß er ein halber Gefangener in der Ritterburg sey. Erst in der folgenden Nacht kehrte das tscherkessische Kriegsvolk jubelnd zurück. Kaum jemals war ihm am Kuban der Ueberfall eines feindlichen Militärpostens so leicht, so wohl gelungen. Geleitet durch ihren polnischen Führer waren sie an der schwächsten Stelle der kleinen Festung unbemerkt in ihr Inneres gedrungen, hatten die Besatzung großentheils noch im Schlafe überrascht, die Männer gemordet, die Frauen und Kinder als Gefangene auf Pferde gebunden und sammt der andern reichen Beute an Waffen und Munition, so wie allem Werthvollen, das sie vorfanden, mit sich fortgeschleppt. Unter den Gefangenen fanden sich auch das Weib und der Knabe des Kosakenknechtes, der den Arzt begleitet hatte; gegen ein versprochenes und von dem Arzt verbürgtes Lösegeld an Ochsen und Schafen wurden sie frey gegeben. Der Mollah beschenkte seinen Freund noch mit einem trefflichen Roß aus der edelsten tatarisch-tscherkessischen Rasse, der Arzt konnte nur mit einem Gefühl der Dankbarkeit von dem Greise scheiden, der ihm zur Wiedervergeltung seiner That das Leben gerettet hatte; er durfte überdieß seitdem sich rühmen, daß er mit der Blüthe des tscherkessischen Adels, mit ihren berühmtesten damaligen Helden aus fürstlichem und adeligem Geschlecht (denn die meisten von ihnen waren zu jenem kriegerischen Unternehmen vereint) friedlich unter einem Dache geschlafen, mit ihnen als einem ihres Gleichen getrunken und gegessen habe. Dieß sind allerdings Begünstigungen, welche in jenen Ländern fast nur der Stand des Arztes erfahren kann.

Blutige Ereignisse derselben Art, wie das so eben beschriebene, kamen auch gerade in jener Zeit als unser Reisender dort war, in dem Gränzgebiet der Tschernomorzen nicht selten vor und der nächtliche Ueberfall eines Militärpostens, bey welchem ein ansehnlicher Theil der Besatzung und Einwohner durch Feindesschwert und in den Flammen der brennenden Gebäude umkam, war noch in frischem Andenken. Auch hatten die Tscherkessen erst vor 14 Tagen einen Trupp von 50 Kosaken, der eine Kanone transportirte, auf der Landstraße überfallen, 47 derselben niedergemacht, 3 als Gefangene sammt der Kanone mit sich fortgeschleppt. Eine Eskorte von 20 Kosaken wurde den Reisenden zu ihrer Bedeckung mitgegeben, denn ihr Weg nach Stawropol führte sie an den Gräbern der eben erwähnten 47 Kosaken vorüber. Allmählig entfernt sich aber gegen Stawropol die Straße von dem Kuban und von der Gränze der Tscherkessen, an deren Stelle die Tataren als Nachbaren des russischen Gebietes auftreten. Das Reisen ist jetzt gefahrloser und schon 25 Werste vor Stawropol konnte man die Kosakenbegleiter entlassen. Man findet sich jetzt, jenseits der Gränzen der Tschernomorzen, in dem Lande der Linienkosaken; in Cis-Kaukasien, in dessen Hauptstadt, dem regelmäßig gebauten, freundlichen Stawropol der Generalstab des commandirenden Generals der Linie sich befindet. Auch die Umgegend der Stadt sticht sehr vortheilhaft gegen das ermüdende Einerley des Steppenlandes ab, auf dessen Ebene man fast keine andren Erhöhungen sieht als die Erdhaufen der Ziesel- (Spermophilus Citillus) und Blindmäuse.

Unser Reisender rühmt sehr die Milde, mit welcher, namentlich unter dem Generalstatthalter Woronzow, die Nogajer und Kabarden-Tataren von der russischen Regierung behandelt wurden, obgleich diesen Bewohnern der Steppe zwischen dem Kuban und Terek alle Mittel zum Widerstand so wie, wenn sie es auch wollten, zur Auswanderung fehlen. Sie zahlen nur sehr geringe Abgaben und ge-

nießen große Freyheiten, namentlich auch die von der Conscription. Auf dem Markte von Georgiewsk fand unser Reisender auch Deutsche: Auswanderer aus Schwaben, die seit 40 Jahren in Kharas am Elbrus sich angesiedelt haben. Ohngeachtet ihrer halb tatarischen, halb kosakischen Tracht erkannte man an ihnen doch leicht die schwäbisch deutsche Physiognomie und körperliche Haltung; sie waren übrigens der tatarischen Sprache vollkommen mächtig, betrieben den Handel um Vieh, um dessen willen sie gekommen waren, so verständig, daß sie weder von den Tataren noch von den schlauen Armeniern und den Russen sich überlisten ließen. Sie schienen mit ihrer Lage sehr zufrieden und rühmten die Sicherheit ihres Wohnsitzes. Die Nähe des Badeortes Pätigorsk an Kharas gewährt ihnen große Vortheile, denn an die zahlreichen Gäste, welche das Bad besuchen, setzen sie die Erzeugnisse ihres fruchtbaren Bodens um sehr gute Preise ab.

In der Kosakenstadt am linken Ufer des Terek, in Jekaterinograd, die ohngefähr von gleicher Größe und Einwohnerzahl ist als das ihr fast gleichlautende Jekaterinodar am Kuban, genoß unser Reisender zum ersten Mal nach dem lang anhaltenden schlechten Wetter den vollen, klaren Anblick der ganzen Gebirgskette des Kaukasus. Mit Recht nennen die Orientalen dieses herrliche Gebirge das tausend-gipfliche. So viele Zacken, Kuppen und Pyramiden, so zerklüftete, wild zerrissene Fels- und Schneewände, so kühne Gipfelformen als der Kaukasus haben weder die Alpen der Schweiz, noch der Taurus, noch der Atlas, der Balkan und die Apenninen. Dennoch hat der Kaukasus nur aus der Ferne gesehen diesen vorzüglichen Reiz für das Auge, in seinem Innern steht er durch den Mangel an Seen, Wasserfällen und großen Gletschern, so wie an schönen Gebirgsthälern unseren Alpen nach. Um Jekaterinograd scheinen die Fasanen fast gemeiner als bey uns die Krähen; sie sind so billig zu haben, daß der ärmste Soldat fast täglich zu seiner Zwiebelsuppe und seinem dick mit Honig bestrichenen Commißbrode gebratne oder gesottene Fasanen speist. Uebrigens war es damals diesen guten Leuten nur selten vergönnt ihr Brod in Ruhe zu essen, denn die kriegerischen Tschetschenzen, angefeuert zu den kühnsten Unternehmungen durch ihr mächtiges Oberhaupt, den berüchtigten Schamyl, fielen von Süden her in das Land ein, das sie durch Mord und Brand verheerten. So ansehnlich die Streitkräfte sind, welche Rußland in der Festung Wladikawkas versammlet hat, reichen sie doch nicht einmal aus, um nur der nächsten Umgebung eine Sicherheit vor dem räuberischen Gebirgsvolk zu geben, kein russischer Soldat wagt es in der Richtung gegen die Berge hin einen Büchsenschuß weit von den Wällen der Festung sich zu entfernen.

Im westlichen Theile des Kaukasus sind es, wie bereits erwähnt, die Tscherkessen, welche der riesenhaft ihnen überlegnen Macht der Russen einen bisher unbesiegbaren Widerstand leisten, im östlichen Theile sind es die Tschetschenzen, die als eben so furchtbare Feinde des großen, nordischen Reiches auftreten. An Zahl der Seelen und waffenführenden Arme sind allerdings die Gebirgsvölker des westlichen Kaukasus denen des östlichen weit überlegen. Denn nach einer gewiß nicht übertriebenen Schätzung der Russen darf man die Volkszahl der Tscherkessen mit den ihnen stammverwandten und verbündeten Abchasen, Ubichen, Tschigeten, Tataren (vom Elbrus) und Kabarden auf 400,000 bis 500,000 schätzen, während die der östlichen Gebirgsvölker, welche unter dem gemeinsamen Namen des einzelnen Volksstammes der Tschetschenzen auch die Inguschen, Kisten, und mehrere andre kleine „Nationalitäten" in sich fassen, kaum auf 150,000 sich belaufen. Die eifrigen Freunde der strengen Abscheidung der Nationalitäten und der Forschungen über diesen in unsren Tagen so laut besprochnen Gegenstand möchten wir zu den Bergvölkern des östlichen Kaukasus verweisen können, denn es ist kaum ein andrer Punkt der Erde, welcher für solche Bemühungen angemessenere Früchte tragen würde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The History of England from the Accession of James II., by Thomas Babington Macaulay. London 1849. Zwey Bände. Bd. 1. S. 669. Bd. 2. S. 670. gr. 8.

Erster Artikel.

Mit diesen zwey starken Bänden beginnt ein Geschichtswerk, das in dem größten Maßstabe und Style angelegt ist. Sie umfassen, nächst einer freylich weit zurückgehenden Einleitung, nur die vier Regierungsjahre K. Jacobs II. Drey angesehene Schriftsteller, Hume, Fox und Mackintosh waren auf diesem Felde Vorgänger, die einen minder begabten Mann von neuen Versuchen darauf abschrecken konnten. Macaulay steht ihnen gleich an Kunst; an Reichthum übertrifft er sie weit. Allerdings waren ihm ungleich mehr Hülfsmittel zur Hand, da in den jüngsten dreyßig Jahren eine Menge zuvor unbekannter Papiere aus jener Zeit zu Tag gekommen oder doch zugänglich geworden ist. Aber je größer nun der Vorrath, desto schwerer wurde ein Binden und Formen des großentheils rohen und losen Stoffes, wie es dem Verf. gelungen ist.

Der Eingang, welcher den Plan des ganzen Werkes darlegt, kann an des Livius Vorrede erinnern; nur schlägt in jenem froher Muth noch mehr vor als in der letzteren Wehmuth.

„Ich nehme mir vor die Geschichte Englands von der Thronbesteigung K. Jacobs II. an bis auf eine Zeit, deren sich noch Manche unter den jetzt Lebenden erinnern, zu schreiben. Ich werde die Fehltritte nachweisen, die binnen weniger Monate dem Hause Stuart die ihm zuvor anhängliche Gesammtheit des niederen Landadels und der Geistlichkeit entfremdet haben. Ich werde den Verlauf jener Revolution beschreiben, durch welche dem langen Kampfe zwischen unseren Herrschern und ihren Parlamenten ein Ziel gesetzt und ein Bündniß zwischen den Rechten des Volkes und der Zuständigkeit des regierenden Hauses gestiftet worden ist. Ich werde erzählen, wie die neue Staatseinrichtung während mancher unruhvollen Jahre gegen einheimische und auswärtige Feinde glücklich vertheidigt wurde; wie sich in dieser Einrichtung das Ansehen der Gesetze und die Sicherheit des Eigenthums mit einer zuvor nie gekannten Freyheit jedes Einzelnen für seine Person und seinen Verkehr mit Andern vereinbar bewies; wie aus dem beglückten Bunde der Ordnung mit der Freyheit ein Wohlstand entsprang, für welchen die frühere Geschichte kein Gegenstück aufzuweisen hat; wie unser Land aus einer schmählichen Abhängigkeit schnell zu der Stellung des Obmannes unter den Mächten Europa's stieg; wie sein Reichthum zugleich mit seinem Kriegsruhme wuchs; wie Treu und Glauben, weise und entschlossen gehalten, allmählich einen Staatscredit schuf, der Wunder wirkte, dergleichen die Staatsmänner jeder früheren Zeit unmöglich erachtet hätten; wie ein riesenhafter Handelsverkehr den Grund einer Seemacht legte, neben welcher jede andere, von ehemals und jetzt, unbedeutend erscheint; wie Schottland nach Jahrhunderten der Feindschaft endlich mit England vereinigt wurde, nicht durch Gesetzes Kraft allein, sondern durch das unauflösliche Band gegenseitigen Vortheils und Wohlwollens; wie in Amerika die brittischen Ansiedelungen rasch viel mächtiger und reicher wurden als die Königreiche, die zur Herrschaft Carls V. Cortes und Pizarro gefügt; wie in Asien brittische Abenteurer ein Reich gründet, dauerhafter und nicht minder glanzvoll als des großen Alexander.

Aber auch Unfälle vermischt mit Siegen und große nationale Verirrungen und Frevel, weit demüthigender als irgend ein Unfall, wird mir obliegen treu darzustellen. Es wird sich zeigen, daß selbst was wir mit Recht als unsere vornehmsten Güter schätzen, nicht ohne Schlacken war; zeigen, daß die Staatsordnung, wodurch unsere Freyheiten wider die Eingriffe der Königsmacht wirksam geschützt wurden, eine neue Art Mißbräuche, die den unbeschränkten Monarchieen unbekannt sind, erzeugte; zeigen, daß in Folge theils unverständigen Einschreitens theils unverständigen Versäumens die Zunahme des Handels und des Reichthums neben unermeßlich viel Gutem gewisse Uebel aufkommen ließ, von denen arme und rohe Gemeinheiten frey sind; zeigen, wie an zwey wichtigen Bestandtheilen des Reiches Unrecht geschah und gerechte Vergeltung darauf folgte; wie Unverstand und Eigensinn die Bande brach, durch welche die Ansiedlungen in Nordamerica mit dem Mutterlande verbunden waren; wie Irland, unter dem Fluche der Herrschaft eines Stammes über den andern und einer Kirche über die andere, zwar ein Glied des Reiches blieb, aber ein verrenktes und verschrumpftes Glied, das dem Staatskörper keine Kraft zulegt und auf welches alle, die Englands Größe beneiden oder fürchten, mit Hohn deuten.

Dennoch wird, ich müßte denn mich sehr irren, der allgemeine Eindruck dieser vielgestaltigen Erzählung seyn: in allen frommen Gemüthern Dankgefühl, in der Brust jedes Vaterlandsfreundes Hoffnung. Denn unsere Geschichte während der jüngstverflossenen Hundert und sechzig Jahre ist vorzugsweise Geschichte von Verbesserungen aller Art. Mögen von Ausartung und Verfall die sprechen, welche die Zeit, worein sie gesetzt sind, mit einem goldenen Zeitalter, das nur in ihrer Einbildung da ist, vergleichen; niemand, der die Vergangenheit genau kennt, wird versucht seyn, mürrisch oder muthlos zu werden, indem er die Gegenwart ins Auge faßt.

Ich würde die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, nur unvollständig lösen, wollte ich nur von Schlachten und Belagerungen, von Emporkommen und Abtreten von Ministerien, von Ränken im Palaste und von Verhandlungen des Parlaments reden. Mein Vorhaben ist, nicht nur die Geschichte der Regierung, sondern auch des Volkes zu geben, die Fortschritte der Künste, sowohl der nutzbringenden als der zierenden, zu verfolgen, das Entstehen religiöser Secten und den Wechsel des Geschmacks in der Litteratur zu beschreiben, die Sitten auf einander folgender Geschlechter darzustellen und selbst die Veränderung in Kleidung, Hausrath, Mahlzeiten und öffentlichen Vergnügungen nicht zu übergehen. Gern will ich den Vorwurf tragen, unter die Würde der Historie herabgestiegen zu seyn, wenn es mir gelingt, den Engländern des neunzehnten Jahrhunderts ein treues Bild von dem Leben ihrer Vorfahren vor Augen zu stellen."

Diese reichliche Aufnahme von Gegenständen, die von Vielen mit Unrecht als unter der Würde der Geschichte angesehen werden, gereicht dem vorliegenden Werke zu besonderem Reize und Werthe. Schon der Vater der Historie ging ebenso tief herab und ist dadurch um so anziehender und lehrreicher. Bey seinem größeren Nachfolger treffen wir dagegen auf eine so vornehme Einrichtung, daß die Ergänzung mit dem Niederen bey Aristophanes dazu genommen werden muß. Gleich eng zogen die römischen Geschichtschreiber ihre Kreise. In der neueren Zeit ließ Hume zwar von dieser Strenge ab, verwies aber, wie verschämt, alles was nicht den Staat zunächst betraf, in Anhänge. Bey uns hat zuerst Johannes Müller die Nothwendigkeit, alles Denkwürdige aus einer Zeit in den Vortrag aufzunehmen, erkannt und, besonders in dem vierten Buche der Schweizergeschichte, die sprechendsten „Bilder von dem Leben der Vorfahren" aufgestellt.

Der Verf. begnügt sich mit Einflechtungen in die Erzählung nicht, sondern widmet der sorgfältigsten Beschreibung des ganzen Zustandes Englands um das Jahr 1684 eines der zehen großen Capitel, worein die zwey Bände getheilt sind. Zuerst handelt er von der Volksmenge, die er auf ein nicht volles Drittel der dermaligen schätzt. Dann von dem ordentlichen Einkommen der Krone, das nicht über 1,400,000 Pf. Sterl. stieg. Ferner von der bewaffneten Macht zu Lande; die Miliz (Landwehr) zählte 130,000 Mann; das stehende Heer, die Leibwache mitbegriffen, nicht ganz 8000. Die Seemacht war durch vielerley Mißbräuche herabgekommen, so freygebig dafür das Parlament gewesen.

Großen Aufwand erforderte die Hofhaltung; desto mäßigeren die Regierung, obgleich die mancherley Bezüge der obersten Stellen weit höher standen als jetzt, so daß unter Jacob II. der erste Minister mit Recht und Unrecht 30,000 Pf. St. bezog, zu einer Zeit, wo das Einkommen der reichsten Häuser vom hohen Adel nicht leicht 20,000 Pf. überstieg (II. 445); allein der Besoldeten waren gar nicht viele; die Gerichtsbeamten waren auf die Sporteln angewiesen. Jetzt ist der Boden wenigstens zu drey Viertheilen, damals war er nur zur Hälfte angebaut. Der Ertrag der Landwirthschaft so mittelmäßig als der Stand der Viehzucht. Von Bergwerk gab die ansehnlichste Ausbeute das Zinn, doch nur ein Drittel der jetzigen; Kupfer, von dem jetzt 1,500,000 Tonnen gewonnen werden, war noch nicht aufgefunden; Arbeit in Eisen aber so selten, daß viel von auswärts eingeführt werden mußte. Steinkohlen verbrauchte London damals 350,000 Tonnen, jetzt das Zehnfache. Unter der Landbevölkerung war der zahlreiche niedere Adel (gentry) nicht wie jetzt durch Bildung, nur durch seinen Besitz ausgezeichnet, der ihm gestattete, das Friedensrichteramt und die Aufsicht über die Landwehr unentgeltlich zu führen. Mit ihm wetteiferte, nur in fester Anhänglichkeit an die wiederhergestellte Verfassung in Staat und Kirche, die ihm sonst an Einkommen und Ansehen sehr ungleiche, an Bildung nicht überlegene, Landgeistlichkeit. Kleine Landeigenthümer gab es noch in großer Zahl und behaglichen Umständen. Der Taglohn auf dem Lande stand zwischen vier und sechs Schilling wochentlich; im Durchschnitte auch nicht höher für städtische Handarbeit; und mancher Lebensbedarf war dabey nicht so wohlfeil als jetzt. Die Zahl der auf Unterstützung aus der bereits sehr hohen Armentaxe gewiesenen wird, vielleicht übertrieben, zu einem Fünftel der Gesammtbevölkerung angegeben; gewiß überstieg sie bey weitem die jetzige, die höchstens ein Zehntel beträgt. Das einzige, was damals die Armen und die wenig Bemittelten voraus hatten, war die ihnen frey stehende Benützung großer unangebauter Strecken, deren Eigenthümer nicht einsprachen, wenn darauf gehütet, gejagt oder Holz und Torf geholt wurde. Zwischen London, das bereits über eine halbe Million Einwohner zählte und den Landstädten, deren keine 30,000 hatte, war der Abstand viel größer als jetzt. Liverpool, wo gegenwärtig der Zoll dreymal so viel einbringt als das ganze Staatseinkommen Jacob's II. betrug, hatte nur 4000 Bewohner; jetzt sind ihrer 300,000. Die Städte wurden von dem Lande aus wenig besucht, hauptsächlich weil die Straßen, die nur durch Arbeit oder auf Kosten der Landbevölkerung unterhalten werden mußten, in einem Zustande waren, der, verbunden mit der Gefahr von zahlreichen Straßenräubern, vom Reisen abschreckte.

An diese Schilderung, woraus man hier nur wenige Züge ausgehoben hat, knüpft der Verf. zwey lehrreiche Bemerkungen. Erstens:

„Je sorgfältiger wir die Geschichte der Vergangenheit erforschen, desto mehr finden wir Grund nicht einzustimmen wo behauptet wird, viel neue Uebel seyen zu unserer Zeit über die bürgerliche Gesellschaft gekommen. In Wahrheit sind die Uebel, fast ohne Ausnahme, alt. Das neue ist die Einsicht die sie wahrnimmt und die Menschlichkeit die ihnen abhilft."

Ohne Zweifel begreift der Verf. unter der Einsicht, von der er spricht, auch das cognoverunt se esse nudos, in welchem wohl der größte Unterschied von Ehemals und Jetzt liegt. Zweytens:

„Manche bilden sich immer noch ein, England unter dem Hause Stuart sey ein reizenderes Land gewesen als das England in dem sie leben. Auf den ersten Anblick scheint es sonderbar, daß während die Gesellschaft stets rasch vorwärts eilt, sie stets mit zärtlichem Bedauern rückwärts sieht. Aber diese scheinbar un-

vereinbaren Neigungen stammen beyde aus unserer Ungeduld über den Zustand in dem wir eben sind. Indem uns diese Ungeduld treibt, vergangene Geschlechter übertreffen zu wollen, macht sie uns geneigt das Glück derselben zu überschätzen. Es ist einerseits unvernünftig und undankbar von uns, daß wir mit einem Zustande, der sich stets bessert, stets unzufrieden sind. In der That aber wird nur darum stets gebessert weil stets Unzufriedenheit ist. Wären wir mit der Gegenwart vollkommen zufrieden, so würden wir nicht mehr mit Rücksicht auf die Zukunft sinnen, arbeiten und sparen. Und es geht natürlich zu, wenn wir, mit der Gegenwart nicht zufrieden, zu günstige Vorstellungen von der Vergangenheit nähren."

So sinnreich dieses Lob der Unzufriedenheit über die Gegenwart, so ist es doch nicht erschöpfend. Wünscht jemand eine Vergangenheit zurück, so meint er damit gewöhnlich nicht derselben ganzen Inhalt, sondern Einzelnes das ihm vorzüglicher erscheint als was er vor sich sieht. Ein solcher Wunsch begehrt nun zwar das Unmögliche; allein die Unzufriedenheit darüber, daß er nicht erfüllt werden kann, erzeigt sich darin fruchtbar, daß sie dem Uebermaße gewißer Bestrebungen einen Widerstand entgegensetzt, der nicht so mächtig seyn könnte wenn er sich nicht auf geschichtliche Erinnerungen stützte. Der Wunsch z. B. daß die Zahl der kleinen Landeigenthümer in England, welche kläglich abgenommen hat, wieder so groß seyn möchte als ehedem, ist zwar schön aber vergeblich; allein wer ihn hegt wird zuverläßig, so weit sein Vermögen reicht, fernerer Abnahme entgegenwirken.

Mit einer hohen Meynung von den Fortschritten der neueren Zeit und den Vorzügen der Gegenwart verband sich bey manchen Schriftstellern, namentlich des vorigen Jahrhunderts, eine tiefe Geringschätzung des Mittelalters. Von diesem Abwege blieb der Verf. fern. Ref. will von den beredten Worten, mit welchen in der Einleitung das Verdienst der Kirche jener Zeit um die bürgerliche Ordnung hervorgehoben wird, nur einige anführen.

„In unsern Tagen wäre es ein großes Uebel wenn die Priesterschaft in die Zuständigkeit der bürgerlichen Obrigkeit übergriffe. Aber was bey einer guten Regierung ein Uebel ist, kann bey einer gröblich schlechten ein Segen seyn. Es ist besser, das Volk werde durch weise und wohl gehandhabte Gesetze als durch Pfaffenthum regiert; aber es ist besser daß es durch Pfaffenthum als durch rohe Gewalt, besser daß es durch einen Oberpriester wie Dunstan, als durch einen Krieger wie Penda regiert werde. Geistige Macht, selbst wenn sie mißbraucht wird, wie es damals geschah, ist immer eine edlere und bessere Macht als die auf Leibesstärke allein beruhende. Wir lesen in den angelsächsischen Chroniken von Tyrannen, die, auf dem Gipfel der Größe angelangt, von Gewissensbissen angefallen wurden, die Ehren und Genüsse, welche sie durch Frevel erlangt hatten, verabscheuten, ihre Kronen ablegten und die Sühne ihrer Vergehungen in harten Bußen und anhaltendem Gebete suchten. Von diesen Geschichten haben nur mit bitterer Verachtung Schriftsteller gesprochen, die, indem sie ihrer Freysinnigkeit sich rühmten, in der That so beschränkten Geistes waren als irgend ein Mönch in den finstern Jahrhunderten, und deren Gewohnheit war, an alle Erscheinungen der Weltgeschichte den Maßstab der Pariser Gesellschaft ihrer Zeit anzulegen. Aber eine Ordnung, die, wenn auch entstellt durch Aberglauben, sittliche Widerhalte in Gemeinheiten brachte, über denen zuvor nur ein starker Arm und ein trotziger Sinn gewaltet hatte; eine Ordnung die den mächtigsten und hochmüthigsten Herrscher lehrte daß er, gleich seinem geringsten Knechte, Rechenschaft von seinem Thun und Lassen schuldig sey; diese hat gewiß verdient von Philosophen und Philanthropen mit größerer Achtung erwähnt zu werden."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ausgewählte Reden des Demosthenes zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Albert Doberenz, Professor am herzogl. Gymnasium zu Hildburghausen. Erstes Heft. Die drey olynthischen Reden. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. XII u. 67 S. kl. 8.

Die erste olynthische Rede des Demosthenes, übersetzt von Dr. Ludwig Döderlein, k. Studienrektor (bey dem Jahresbericht der k. Studienanstalt). Erlangen 1848. 8 S. 4.

Die erst erwähnte Ausgabe der drey olynthischen Reden des Demosthenes hat nach der Vorrede den Zweck, die Schüler bey der Lesung dieser Reden zu einer fleißigen Vorbereitung auf die Lectionen anzuleiten und anzuhalten. Demselben Zwecke hat Ref. das im Jahre 1845 geschriebene Programm des Schweinfurter Gymnasiums gewidmet, in welchem er auch eine den in demselben ausgesprochenen Ansichten entsprechende Anleitung zur Vorbereitung auf die erste olynthische Rede gegeben hat. Daß dieses Programm hier ganz unberücksichtigt geblieben ist, nimmt den Ref. in so ferne Wunder, als seit längerer Zeit ein Programmentausch zwischen den beyden benachbarten Gymnasien besteht. Doch möchte er um so weniger glauben, daß Hr. Doberenz jenes Programm absichtlich ignorirt habe, da er seinerseits den im Jahre 1844 von Herrn D. als Programm herausgegebenen Bemerkungen zu der Rede über die Angelegenheiten im Chersones die verdiente Berücksichtigung nicht versagt hat. Doch dem sey, wie ihm wolle, Ref. hat diesen neuen Versuch auf einem früher von ihm selbst betretenen Felde mit Freuden begrüßt, und im Vertrauen auf den in dem erwähnten Programm des Hrn. D. sich kund gebenden Geist das Buch seinen Schülern in die Hände gegeben, um es durch den Gebrauch kennen und würdigen zu lernen; und, nachdem dieses geschehen ist, nimmt er keinen Anstand zu erklären, daß Hr. D. seine Aufgabe im Allgemeinen glücklich gelöst hat, wenn auch dessen Ansichten mit denen des Ref. nicht überall zusammen treffen.

Wer die beyden Bearbeitungen der ersten olynthischen Rede mit einander vergleicht, wird dabey folgende Verschiedenheiten wahrnehmen.

Hr. D. hat sich bey seinen Anmerkungen der deutschen, Ref. der lateinischen Sprache bedient. Jener bringt damit die mündliche lateinische Interpretation in Verbindung, die er vermieden wissen will, weil bey derselben die Lectüre langsamer vor sich gehen müßte. Referent sieht in dem Gebrauche der lateinischen Sprache bey solchen Anmerkungen noch keine Nothwendigkeit, sich derselben auch bey der mündlichen Interpretation zu bedienen; kann aber auch nicht zugeben, daß die letztere dem schnellen Lesen einen Hemmschuh anlege.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaukasus und das Land der Kosaken, in den Jahren 1843 — 1846.

(Schluß.)

Wenn wir, wie billig, vor allem die Sprache als Abzeichen „der Nationalitäten“ betrachten, dann finden sich nach Massudi dort 72 derselben und mit Recht nennt schon Abulfeda den Höhenpunkt der albanischen Pforte einen „Berg der Sprachen.“ „Keine Gegend der Welt“ so sagt unser Reisender mit Recht, „bietet auf einem engeren Raum ein ähnliches Gemisch von Völkern und Sprachen als der östliche Kaukasus.“ Es gleichet diese Durchgangspforte zwischen den Völkern und Reichen zweyer Welttheile einer Khan oder Herbergsorte an einer vielbereisten Straße, darin die vorbeyziehenden Wandrer aus den verschiedensten Gegenden ein sichres Unterkommen suchen und finden. Wie ein Sturm die Blätter des Waldes da und dort in den Spalten und Kesseltiefen der Felsen zusammenhäuft, wo sie vor seinem Treiben gesichert liegen, so hat das Schwert der übermächtigen Feinde, die von Osten oder Norden her die vereinzelt wohnenden Völker überfielen und aufrieben, die verstreuten Reste von diesen hineingescheucht in jene Wildniß des Gebirges, wo sie vor dem Andrang der Heere gesichert waren. Aber so bunt und verschiedenartig zusammengemischt auch das Gedräng „der Nationalitäten“ im östlichen Kaukasus erscheinen mag, ist dasselbe dennoch mit seinen Elementen fester verschmolzen und einiger, eben deshalb auch furchtbarer für einen äußeren Feind als die an Menschenzahl viermal stärkere Bevölkerung des westlichen Kaukasus. Diese zeigt bey weitem nicht eine solche Verschiedenheit der Sprachen als jene, denn der tschudische Sprachstamm, der am nächsten dem finnischen verwandt ist, läßt sich in gleicher Deutlichkeit in der Sprache der Tscherkessen als in jener der Kabarden und Abasen erkennen. Dennoch hat diese innre Verwandtschaft bey den Tscherkessen bisher niemals eine äußere Einigung zu begründen vermocht. Könnten sich dieselben entschließen sich einmal alle den Befehlen und der Führung eines gemeinsamen Oberhauptes unterzuordnen, dann wäre es ihnen ein Leichtes mit einem Heere von 10000 ja von 20000 Reitern in das russische Gebiet am Kuban einzufallen und keine der dortigen Städte und Festungen könnte einer solchen Macht des kriegerischen Bergvolkes widerstehen. So aber schaaren sich zu den räuberischen Einfällen in das feindliche Nachbarland immer nur 2000 bis 3000 Reiter zusammen, welche bloß für die Dauer dieses einen kriegerischen Unternehmens einem selbst gewählten Anführer sich unterwerfen. Einzelne Feinde und Gegner der russischen Herrschaft am schwarzen Meere riethen den Tscherkessen, um sie den russischen Heeren furchtbarer zu machen, daß sie unter ein gemeinsames Oberhaupt sich vereinigen sollten. „Die Georgier,“ so antworteten sie darauf, „hatten ein Oberhaupt, eben so die Abchasen, die Mingrelier und Imerthiner; jetzt sind diese aller den Russen unterthan. Wir Adighe, obwohl von jeher zerspalten und uneinig, haben unsre Unabhängigkeit uns erhalten.“ — Ein Beweis gegen die Richtigkeit dieses Schlußes wäre übrigens den Tscherkessen ganz nahe gelegen, in dem Zustand ihrer Nachbaren der Tschetschenzen, welche von Scheich Mansur bis auf Schamyl immer unter einem gemeinsamen Oberhaupt zusammengeschaart, der gewaltigen Kriegsmacht der Russen einen furchtbareren Widerstand geleistet haben als die Tscherkessen. Von dem zuletzt genannten Oberhaupt der Tschetschenzen und dem ungeheuren Erfolg seiner Waffen theilt unser Reisender mehrere zu seiner besondern Kunde gelangte, höchst interessante Züge mit. Schamyl ist eine jener seltnen Persönlichkeiten, welche andre Menschenseelen wie mit Sturmesgewalt mit sich zu gemeinsamen Thaten fortreißen; er weiß seine Krieger eben sowohl durch Furcht und Schrecken, als durch anlockende Vortheile und Vergünstigungen, welche er ihnen gewährt, an sich zu ketten. Er für seine eigne Person begehrt weder Geld noch Gut und besitzt auch beydes nicht, „er genießt“ so erzählte von ihm ein Pole, der einige Zeit bey ihm gelebt hatte, „eine schlechtere Kost als bey uns die Schweine.“ Dagegen sucht er seinen Kriegern Beute zu verschaffen, sucht vor allem in ihnen den Haß und den Muth zum Wi-

verstand gegen die Feinde des gemeinsamen Glaubens und der Freyheit zu entflammen. Und dieses gelingt ihm fast wie einst den ersten Verbreitern des Islam durch fanatisch begeisterte Rede, Feuer und Schwert. Eine Schaar, bereit sich für den Glauben ihres Volkes und für den Vertheidiger desselben bey jeder Gefahr zu opfern, die fanatischen Müriden, sind um ihn versammelt, ihre Thaten erinnern an die der altnordischen Berserker; von ihrer aufopfernden Hingebung des eignen Lebens für Schamyl gaben sie nach der Erstürmung der für unbezwingbar gehaltnen Felsenburg Akulcho durch die Russen ein merkwürdiges Zeugniß.

Akulcho, jetzt eine verlassene Ruine, liegt auf einem pfeilerartig isolirt dastehenden Sandsteinfelsen, dessen Fuß fast zu drey Viertheilen seines Umfanges von einem wilden Gebirgsstrom, dem Koisu, der hier eine Krümmung macht, umflossen, nur an einer Stelle vom Lande her zugänglich ist. Der Burgberg hat drey natürliche Terrassen, zu denen ein schmaler Pfad hinanführt, dessen Zugang durch 500 Tschetschenzen kühn vertheidigt war. Bomben und Congrevsche Raketen wurden durch die gutbediente russische Artillerie hinaufgesendet nach der Burg, sie thaten an Mauern und Häusern bedeutenden Schaden, nicht aber an den Personen der Belagerten, die sich in die dort häufig angelegten, künstlichen Höhlen zurückzogen. Dagegen trafen ihre sicher gezielten Flintenschüsse manchen der Russen, namentlich manchen Offizier derselben, und öfters sprangen einzelne Müriden, die sich dem, wie ihnen schien unvermeidlichen Tod geweiht hatten, und denen dieser durch das Schwert der Russen leichter erschien als durch den Hunger, plötzlich unter die ruhig am Boden lagernden Feinde hinein und verbreiteten da, ehe das Bajonet derselben ihre Brust traf, Tod und Schrecken. Nach einer dreymonatlichen Belagerung wurde der erste Versuch von den Russen gemacht die Bergfeste auf dem schmalen Felsenpfad zu erstürmen, auf welchem nur zwey Mann neben einander emporsteigen konnten. Von den 1500 Mann, welche diesen Sturm wagten, blieb nur der zehnte Theil am Leben. Endlich nach einer noch zweymaligen Wiederholung des gefahrvollen Wagstückes nahm man die beyden untersten Terrassen des Berges, von da gelang es den Russen durch die Unvorsichtigkeit der Belagerten, die sich aus ihrer Burg zu weit hervorgewagt hatten und mit denen, als sie fliehen mußten, die Belagerer zugleich in die Feste eindrangen, Akulcho zu erobern. Ein Theil der besiegten Tschetschenzen hatte sich in Höhlen geflüchtet, die an der gähen Wand des Felsens gegen den Fluß zu lagen, und zu deren Eingang man nur an Seilen sich hinablassen konnte. Hier entspann sich noch ein nach beyden Seiten mörderischer Kampf und alle Höhlen, mit Ausnahme einer einzigen, darinnen Schamyl sich befand, waren in Kurzem nur von Leichen gefüllt, und von den Siegern besetzt. Da beschloßen die Müriden sich alsbald für ihren Heerführer zu opfern. Sie zimmerten aus dem Holzwerk, das in der Höhle war, ein Floß, stürzten dieses und dann sich selber ins Wasser, und überließen sich nun mit dem Fahrzeug, an dessen Balken sie sich fest klammerten, der Strömung. Die Russen, welche den ganzen Umfang des Felsens so wie beyde Flußufer sorgfältig bewachten, konnten nichts Anders vermuthen als daß Schamyl selbst auf dem Flosse sey. Man feuerte auf dieses, die Kosaken warfen sich ins Wasser, die Infanterie folgte auf beyden Ufern dem Flosse und die Tschetschenzen erlagen dem feindlichen Geschütz und den Lanzen der Kosaken. Sie ließen ruhig sich abschlachten, denn während aller Blicke auf das Floß gerichtet waren, sprang noch ein Mann aus der Höhle herunter in den Strom, schwamm über diesen hinüber und entkam an einer unbewachten Stelle des jenseitigen Flußufers glücklich in das Dickig des Bergwaldes. Dieser Mann war Schamyl, dessen Rettung gleich einem Wunder von Gott, die fanatische Begeisterung seines Volkes mehr denn jemals wieder bestarkte und entflammte. Auf seine Person war es von den Belagerern und Eroberern der Felsenburg vornämlich abgesehen gewesen; dreytausend Russen hatte die Einnahme von Akulcho das Leben gekostet, 700 Tschetschenzen lagen als Leichen da, die man herab in den Koisustrom warf, selbst ein Theil ihrer Frauen hatte den eindringenden Siegern mit den Waffen in der Hand Widerstand geleistet und mit den Männern zugleich den Tod gefunden, die andren Frauen und Kinder, einige Hundert an der Zahl, wurden

als Gefangene bis zum Rückzug der Russen in den oberen Felsenhöhlen gefangen gehalten. Unter diesen gefangenen Frauen war eine durch ausnehmend hohen Wuchs ausgezeichnet. Ein junger russischer Offizier näherte sich neugierig der verschleierten Gestalt, da warf dieselbe Schleier und Uebergewand von sich und zeigte sich bewaffnet mit dem krummen Säbel und Dolch als bärtiger Krieger, der erst nach mörderischer Gegenwehr von den Bajonettstichen der herbeyeilenden Wache niedergestreckt wurde. So waren die Müriden erlegen bis auf den letzten, nicht aber bis auf den ersten Mann, der als bewegende Seele nicht nur von ihnen, sondern von Tausenden der andren, für die fanatisirende Aufregung des Imam Schamyl empfänglichen Bewohnern des östlichen Kaukasus fortwährend wirksam blieb. Das Felsennest Akulcho wurde als völlig untauglich für eine nutzbare militärische Station den Fledermäusen und Eulen zur Wohnstätte überlassen.

In solcher Weise wird vielleicht der Kampf zwischen Rußland und den Gebirgsvölkern des Kaukasus noch länger fortdauern, wenn nicht bey den letzteren ein Element der höheren geistigen Bildung Eingang findet, das zur Wiederbegründung der vormaligen innren Einheit dieser Völker mit der europäischen Christenheit ein Wesentliches beyträgt. Denn vorzugsweise ist es der Fanatismus des Islam, der jene kriegerischen Stämme zu ihren Waffenthaten gegen Rußland begeistert. Und dennoch stellen die Inguschen, die Verbündeten der Tschetschenzen öfters Wallfahrten nach den Ruinen der christlichen Kirchen an, deren Errichtung, so wie die der steinernen und zum Theil noch in morschen Ueberresten vorhandnen, hölzernen Kreuze, der christlichen Königin Thamar von Georgien zugeschrieben werden; eine dunkle ehrfurchtsvolle Erinnerung an einen vormaligen Glauben der Väter, die selbst bey den streitbar-wilden Ubichen im westlichen Kaukasus, (denn auch dort finden sich die alten Kreuze) gefunden wird. Aber bey dem allen sind die eben genannten Inguschen, welche nach Pallas Zeugniß so undeutlich sprechen als ob sie Steine im Maule hätten, weder dem Islam noch dem Christenthum geneigt, sondern eher noch einer Art von Opferdienst ergeben, welcher auf älteren Ursprung als beyde hindeutet. Ein alter Mann von unbescholtenem Wandel, den sie Zaninstag (reinen Mann) heißen, verrichtet denselben; er scheint von ihnen als ein Vertrauter des höchsten Wesens, das sie Dale nennen, vorzugsweise geehrt. Dabey herrschen vielerley heidnische Gebräuche und Vorstellungen von den Zuständen der Seelen in der jenseitigen Welt. Auf eine von diesen Vorstellungen gründet sich unter anderen der Gebrauch, nach welchem, wenn einem Inguschen der Sohn stirbt, ein andrer, der eine Tochter durch den Tod verlor, zu jenem kommt und zu ihm sagt: „dein Sohn kann in jener Welt eine Frau nöthig haben, ich gebe ihm meine Tochter; zahle mir den Brautpreis.“ Und ein solcher Antrag wird niemals zurückgewiesen, obgleich jener Preis bis auf 30 Kühe gesteigert werden kann.

Wir glauben durch die vorstehende Anzeige den Zweck derselben erreicht zu haben: das Interesse für ein Werk unsers ehrenwerthen Landsmannes zu wecken, welches durch seinen Inhalt wie durch seine wohlgelungene Form eben so lehrreich als unterhaltend ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10 März

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ausgewählte Reden des Demosthenes. Die erste olynthische Rede des Demosthenes.

(Fortsetzung.)

Je nachdem er einen mehr oder weniger fähigen Curs vor sich hatte, hat er sich bisher bald der lateinischen, bald der deutschen Sprache bey der Erklärung der Klassiker bedient; im ersteren Falle aber mindestens eben so viel als im letzteren gelesen. Uebrigens hat Ref. schon früher (s. Gel. Anzeigen 1847. Nr. 184. S. 445 f.) erklärt, daß er den Gebrauch der lateinischen Sprache keineswegs zu einer Principienfrage erheben wollte, und daß sich ihm diese hauptsächlich nur durch ihre größere Präcision empfehle, welche eine bedeutende Raumersparniß ohne Nachtheil für den Zweck möglich mache, was durch die Vergleichung der zwey Bearbeitungen derselben Rede eine neue Bestätigung erhalten möchte.

So sehr ferner Hr. D. mit dem Ref. in dem Grundsatze einverstanden ist, daß man den Schüler namentlich bey dem Beginne der Lesung eines alten Schriftstellers nicht ganz rathlos lassen dürfe, so ergeben sich doch in der Durchführung desselben manche nicht unwesentliche Verschiedenheiten. Wir erwähnen zuerst die Grammatik. Ref. hat bey wirklichen Schwierigkeiten keinen Anstand genommen, auf die eingeführte Schulgrammatik zu verweisen. Wo dieß nicht möglich war, suchte er eine lateinische oder griechische Parallelstelle auf, die auf das Rechte hinleiten könnte. Die Anführung der Grammatik wäre vielleicht weniger oft nöthig erschienen, wenn die Schüler der bayerischen Gymnasien, bevor sie in die dritte Gymnasialklasse kämen, die ganze griechische Grammatik durchgemacht hätten, wie es der Schulplan fordert. Allein dieß ist jetzt nicht der Fall, und kann nicht der Fall seyn, so lange nicht der bereits so vielfach, aber leider immer vergebens, ausgesprochenen, und noch von keinem Sachverständigen widersprochenen, Forderung der Zurückführung des Anfangsunterrichtes im Griechischen in die dritte lateinische Klasse von oben Folge geleistet wird. Hr. D. hat solche Citate aus Grundsatz ganz vermieden; an wenigen Stellen (zu δέοι, I, 22; zu προσέξει II, 13) finden sich die dahin gehörigen Regeln aus Krügers Grammatik mitgetheilt. Ref. gesteht gerne zu, daß Citate aus der Grammatik bey Schulbüchern, die für einen weiteren Kreis bestimmt sind, dadurch erschwert werden, daß es sich fragt, welche Grammatik man wählen solle, und daß selbst bey einer und derselben Grammatik die Zahlen auf neuere Auflagen oft nicht mehr passen; allein es fragt sich, was an die Stelle zu setzen sey? Hr. D. hat die meisten Fälle, in denen Ref. die Grammatik citirt hat, ganz unberührt gelassen; so gleich §. 1. das causale ὅτε, §. 2. die Verschiedenheit des Tempus in ψηφίσασθαι und πέμπειν, die Verschiedenheit des Tempus und des Modus in βοηθήσετε und μὴ πάθητε. In andern Fällen appellirt er an die Kenntnisse des Schülers; so §. 5. „ἄπιστον — ἡ τυραννίς, dergleichen Fügungen kannst du gewiß erklären;“ §. 8. „Wie παρῆσαν, ein Verb der Ruhe sich verbindet mit dem Casus der Bewegung, kannst du bestimmt selbst erklären;“ §. 10. „Das zweyte ἂν ist eine Wieder-

holung des ersten entfernteren; ἄν mit dem Inf. ist dir geläufig; §. 14. „οὐκ ἐστιν ὅπως die Bedeutung dieser Worte muß dir bekannt seyn.“ In anderen Fällen, namentlich bey den Partikeln, ist durch Beyfügung einer bloßen Uebersetzung geholfen. Dabey fließt manches Unrichtige mit unter, so zu §. 24. „εἶτ'“ also, d. h. wenn es sich so verhält. Wie hier, steht εἶτα häufig an der Spitze von Gedanken, die Unwillen enthalten,“ und zu II, 25.: „δήπου = οἶμαι, mit unwilligem Spott gesagt,“ wofür sich I, 22, richtiger findet: „δήπου, scilicet, wie ihr alle wißt; doch wohl.“ In ähnlicher Weise ist ohne Grund eine Ironie angenommen I, 20 in den Worten: λέγουσι δὲ καὶ ἄλλους τινὰς ἄλλοι πόροι und I, 26 in μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ἦ.

Daß der hier eingeschlagene Weg das schnelle Lesen fördert, ist nicht in Abrede zu stellen; doch fragt es sich, ob nicht auf Kosten der Gründlichkeit und der geistigen Uebung des Lernenden. Die letztere, und namentlich die Weckung des wissenschaftlichen Bestrebens, überall möglichst auf die Quelle zurückzugehen, hat Ref. auch durch die in andern Fällen angeführten Parallelstellen zu erzielen gesucht; ein Mittel, welches bey Andern Anerkennung gefunden hat, und zu den schwierigsten Aufgaben für den Bearbeiter solcher Anmerkungen gehört, welches aber von Hrn. D. gar nicht in Anwendung gebracht worden ist, indem er meistens eine kurze Worterklärung oder eine Uebersetzung des zu erläuternden Ausdruckes statt dessen gegeben hat. An einer hieher gehörigen Stelle ist Hr. D. durch Berufung auf das von dem Schüler bereits Gelernte offenbar auf einen Irrweg gerathen. Ref. hat nämlich §. 16. die Worte ἐν ὀργῇ ποιεῖσθε durch die Parallelstellen, Herodot. IX. 42. τῶν δὲ εἰδότων ἐν ἀδείῃ δὲ οὐ ποιευμένων τὸ λέγειν, und Caes. B. Civ. I, 77. Quos ille postea magno in honore habuit zu erklären versucht, wonach ἐν ὀργῇ ποιεῖσθαι eigentlich hieße „des Zornes würdig achten,“ d. i. „zum Gegenstande des Zornes machen.“ Dafür sprechen die ähnlichen Ausdrücke, ἐν ὁμοίῳ und ἐν θαύματι ποιεῖσθαι, „für gleich und für ein Wunder halten.“ Die Bemerkung des Hrn. D. lautet aber: „Es ist dir bekannt, daß ποιεῖσθαι mit einem Verbalsubstantiv oft den transitiven Begriff dieses Verbums umschreibt. Der passive Begriff wird ebenso mit welchem Verbum umschrieben?“ Dieß führt auf Ausdrücke, wie λόγον ποιεῖσθαι, μνήμην ποιεῖσθαι u. dgl., die gar nicht hierher gehören.

Der zweyte Theil der eben angeführten Bemerkung leitet uns auf den Gebrauch der Frage zum Behufe der Erregung der Aufmerksamkeit und Selbstthätigkeit der Lernenden. Referent hat sich derselben in einigen wenigen Fällen bedient; weit häufiger findet sie sich aber bey Hrn. D. in so fern geschickt angewendet, als dem Schüler meistens die Beantwortung nicht schwer fällt; doch oft so, daß der Sprache dadurch Gewalt angethan wird, wie in dem eben angeführten Beyspiele, und zu §. 2.: „αὐτοῖς steht im Gegensatze zu?;“ zu §. 8. „τὴν πόλιν, er meint?“ zu §. 11.: „Zu ὅπερ ist das Prädicat zu ergänzen?“ u. dgl., was nicht zu billigen ist.

In geeigneter Weise ist die Frage zur Recapitulation des Zusammenhanges nach größeren Abschnitten benützt, worauf hier, wie auch theilweise auf das rhetorische Element, besondere Rücksicht genommen ist. Die historischen Thatsachen, auf welche sich die Reden beziehen, sind theils in einer kurzen Einleitung, theils in einzelnen Anmerkungen gut erörtert.

Da wir uns oben vorzugsweise auf die erste Rede bezogen haben, mag noch bemerkt werden, daß das dort Ausgesprochene der Hauptsache nach auch auf die beyden andern Reden seine Anwendung findet, bey denen Ref. nur auf wenige Unrichtigkeiten anderer Art gestoßen ist, die etwa einer Erwähnung werth wären. So ist zu den Worten II, 1.: τὸ γὰρ τοὺς πολεμήσοντας Φιλίππῳ γεγενῆσθαι καὶ χώραν ὅμορον καὶ δύναμίν τινα κεκτημένους καὶ . . . τὴν ὑπὲρ τοῦ πολέμου γνώμην τοιαύτην ἔχοντας bemerkt: „τοὺς πολεμήσοντας ist Subj. zu dem Inf. τὸ γεγενῆσθαι: in welchem Sinne ist nun κεκτημένους und ἔχοντας hinzugefügt?“ Wenn die hier ausgesprochene Behauptung wahr wäre, müßte γεγενῆσθαι bedeuten exstitisse, was sich wohl kaum erweisen läßt. Richtiger Franke: „Subiectum infinitivi continetur verbis κεκτημέ-

νους et ἔχοντας; quod enim ii qui regionem finitimam teneant, ad bellum cum Philippo gerendum exorti sunt.“ Dieſelbe Conſtructionsweiſe ſchlägt Bömel vor, der u. a. Matthiä's Grammatik §. 268. anführt, wo namentlich das Beyſpiel hierher paßt: Xenoph. Anab. II, 4, 5. αὖθις δὲ ὁ ἡγησόμενος οὐδεὶς ἔσται, nemo erit qui nobis viam monstret, denn offenbar iſt hier οὐδεὶς das Subjekt. Es ſcheint, Hr. D. hat ſich durch den Artikel bey dem Prädikate irre führen laſſen. Ein ähnlicher Fall findet ſich III, 5, wo Hr. D. zu den Worten: ἦν δ' οὗτος ὁ καιρὸς αὐτός bemerkt: „Verbinde nicht οὗτος ὁ καιρὸς; οὗτος gehört zum Prädikat;“ οὗτος aber vielmehr als das Subjekt zu betrachten iſt. — An einer andern Stelle (III, 18) ſcheint Hr. D. das Richtige im Sinne zu haben; ſein deutſcher Ausdruck läßt aber jedenfalls eine Mißdeutung zu, wenn er bemerkt: „Conſtruire: πλὴν εἰ παραλείπει (τὸ εὔξασθαι) δίον εὔξασθαι: es müßte denn ſeyn, daß er (ὁ λέγων) Wünſche auszuſprechen, was doch nothwendig ſey, unterläßt,“ wo es heißen ſollte: „was doch nothwendig wäre, unterließe;“ denn der Sinn iſt: „wenn es darauf ankäme, daß man Wünſche ausſpräche, und er dieſes unterließe.“

Abgeſehen von den erwähnten Einzelheiten hat aber Hr. D. den Zweck, den er ſich vorgeſetzt hat, dem Schüler ein Hülfsmittel an die Hand zu geben, das ihn in den Stand ſetzte, bald raſch weiter leſen zu können, doch ſo, daß ſeine Selbſtthätigkeit rege erhalten wird, wie ſchon bemerkt worden iſt, glücklich erreicht; er hat im Ganzen das rechte Maß zwiſchen zu viel und zu wenig gut eingehalten, wenn man auch hier und da, wie bey dem oben erwähnten μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ (I, 26), einen genauen Aufſchluß über die Wortfügung wünſchte. Daß er alle gelehrten Erörterungen ferne gehalten hat, iſt auch nur zu billigen; doch fragt es ſich, ob nicht in der oben angegebenen Weiſe etwas mehr auf den wiſſenſchaftlichen Sinn der Schüler hinzuarbeiten geweſen wäre. Jedenfalls möchte aber bey weiterer Fortſetzung des verdienſtlichen Unternehmens Ref. den Hrn. D. ermahnen, daß er namentlich in den Fragen es mit dem deutſchen Ausdrucke nicht allzu leicht nehmen möge.

2. Des gleichen Gegenſtandes wegen reiht Ref. die Döderlein'ſche Ueberſetzung der erſten olynthiſchen Rede hier an, welche einen neuen, glänzenden Beweis von der ausgezeichneten Ueberſetzungskunſt des Hrn. Verfaſſers liefert; denn bey aller Treue lieſt ſie ſich ſo leicht und fließend, und bringt ſo den Eindruck des Friſchen und Urkräftigen hervor, daß ſelbſt der trefflichen Jacobs'ſchen Ueberſetzung gegenüber der Fortſchritt nicht zu verkennen iſt, und daß man kaum eine aus einer andern Sprache übertragene Rede vor ſich zu haben glaubt. Doch dürfen uns dieſe Vorzüge nicht gegen die Unebenheiten blind machen, welche ſich im Einzelnen finden, und Ref. nimmt keinen Anſtand dieſe, unbeſchadet ſeiner Verehrung gegen den Herrn Verfaſſer, hier mit einigen Worten zu beſprechen.

Dabey fallen zuerſt die Stellen in die Augen, an welchen Hr. D. den Text abändern zu müſſen geglaubt hat, da an mehreren eine Abänderung nicht nöthig, und in der vorgeſchlagenen Weiſe nicht einmal zuläßig ſeyn möchte.

Wenn nämlich Hr. D. §. 2. ſtatt ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε, καὶ μὴ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον lieſt: μὴ καὶ πάθητε, da nur ὅπως βοηθήσετε von παρασκευάσασθαι abhängig ſey, dagegen μὴ πάθητε vom Hauptſatze, und damit Soph. Phil. 13. vergleicht, ſo wäre dagegen kaum etwas einzuwenden, wenn die Autorität der Handſchriften dafür ſpräche. Gegen dieſe zu ändern iſt aber wohl kein Grund vorhanden; denn die vom Hr. D. vorausgeſetzte Verbindung der Worte: παρασκευάσασθαι τὴν ταχίστην, ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε iſt keineswegs ſo ſicher; es möchte vielmehr zu παρασκευάσασθαι aus dem Vorhergehenden ψηφίσασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν das Object herabzuziehen ſeyn, ſo daß ſich die beyden folgenden Satzglieder mit ὅπως an die zwey vorhergehenden anreihen, welche zuſammen §. D. den Hauptſatz zu nennen ſcheint, da ja doch das von ihm Gewünſchte μὴ καὶ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον ſich nicht an die Worte: ἔστι δὴ τά γ' ἐμοὶ δοκοῦντα allein anſchließen kann. Mit dieſer Stelle läßt ſich vergleichen §. 8: οὐ δεῖ δὴ τοιοῦτον παραπεπτωκότα καιρὸν ἀφεῖναι οὐδὲ παθεῖν ταὐτὸ ὅπερ ἤδη πολλάκις πρότερον

holung des ersten entfernteren; ἄν mit dem Inf. ist dir geläufig; §. 14. „οὐκ ἐστιν ὅπως die Bedeutung dieser Worte muß dir bekannt seyn.“ In anderen Fällen, namentlich bey den Partikeln, ist durch Beyfügung einer bloßen Uebersetzung geholfen. Dabey fließt manches Unrichtige mit unter, so zu §. 24. „εἶτ' “ also, d. h. wenn es sich so verhält. Wie hier, steht εἶτα häufig an der Spitze von Gedanken, die Unwillen enthalten,“ und zu II, 25.: „δήπου = οἶμαι, mit unwilligem Spott gesagt,“ wofür sich I, 22, richtiger findet: „δήπου, scilicet, wie ihr alle wißt; doch wohl.“ In ähnlicher Weise ist ohne Grund eine Ironie angenommen I, 20 in den Worten: λέγουσι δὲ καὶ ἄλλους τινὰς ἄλλοι πόροι und I, 26 in μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ.

Daß der hier eingeschlagene Weg das schnelle Lesen fördert, ist nicht in Abrede zu stellen; doch fragt es sich, ob nicht auf Kosten der Gründlichkeit und der geistigen Uebung des Lernenden. Die letztere, und namentlich die Weckung des wissenschaftlichen Bestrebens, überall möglichst auf die Quelle zurückzugehen, hat Ref. auch durch die in andern Fällen angeführten Parallelstellen zu erzielen gesucht; ein Mittel, welches bey Andern Anerkennung gefunden hat, und zu den schwierigsten Aufgaben für den Bearbeiter solcher Anmerkungen gehört, welches aber von Hrn. D. gar nicht in Anwendung gebracht worden ist, indem er meistens eine kurze Worterklärung oder eine Uebersetzung des zu erläuternden Ausdruckes statt dessen gegeben hat. An einer hieher gehörigen Stelle ist Hr. D. durch Berufung auf das von dem Schüler bereits Gelernte offenbar auf einen Irrweg gerathen. Ref. hat nämlich §. 16. die Worte ἐν ὀργῇ ποιεῖσθε durch die Parallelstellen, Herodot. IX. 42. τῶν δὲ εἰδότων ἐν ἀδείῃ δὲ οὐ ποιευμένων τὸ λέγειν, und Caes. B. Civ. I, 77. Quos ille postea magno in honore habuit zu erklären versucht, wonach ἐν ὀργῇ ποιεῖσθαι eigentlich hieße „des Zornes würdig achten,“ d. i. „zum Gegenstande des Zornes machen.“ Dafür sprechen die ähnlichen Ausdrücke, ἐν ὁμοίῳ und ἐν θαύματι ποιεῖσθαι, „für gleich und für ein Wunder halten.“ Die Bemerkung des Hrn. D. lautet aber: „Es ist dir bekannt, daß ποιεῖσθαι mit einem Verbalsubstantiv oft den transitiven Begriff dieses Verbums umschreibt. Der passive Begriff wird ebenso mit welchem Verbum umschrieben?“ Dieß führt auf Ausdrücke, wie λόγον ποιεῖσθαι, μνήμην ποιεῖσθαι u. dgl., die gar nicht hierher gehören.

Der zweyte Theil der eben angeführten Bemerkung leitet uns auf den Gebrauch der Frage zum Behufe der Erregung der Aufmerksamkeit und Selbstthätigkeit der Lernenden. Referent hat sich derselben in einigen wenigen Fällen bedient; weit häufiger findet sie sich aber bey Hrn. D. in so fern geschickt angewendet, als dem Schüler meistens die Beantwortung nicht schwer fällt; doch oft so, daß der Sprache dadurch Gewalt angethan wird, wie in dem eben angeführten Beyspiele, und zu §. 2.: „αὐτοῖς steht im Gegensatze zu?;“ zu §. 8. „τὴν πόλιν, er meint?“ zu §. 11.: „Zu ὅπερ ist das Prädicat zu ergänzen?“ u. dgl., was nicht zu billigen ist.

In geeigneter Weise ist die Frage zur Recapitulation des Zusammenhanges nach größeren Abschnitten benützt, worauf hier, wie auch theilweise auf das rhetorische Element, besondere Rücksicht genommen ist. Die historischen Thatsachen, auf welche sich die Reden beziehen, sind theils in einer kurzen Einleitung, theils in einzelnen Anmerkungen gut erörtert.

Da wir uns oben vorzugsweise auf die erste Rede bezogen haben, mag noch bemerkt werden, daß das dort Ausgesprochene der Hauptsache nach auch auf die beyden andern Reden seine Anwendung findet, bey denen Ref. nur auf wenige Unrichtigkeiten anderer Art gestoßen ist, die etwa einer Erwähnung werth wären. So ist zu den Worten II, 1.: τὸ γὰρ τοὺς πολεμήσοντας Φιλίππῳ γεγενῆσθαι καὶ χώραν ὅμορον καὶ δύναμίν τινα κεκτημένους καὶ . . . τὴν ὑπὲρ τοῦ πολέμου γνώμην τοιαύτην ἔχοντας bemerkt: „τοὺς πολεμήσοντας ist Subj. zu dem Inf. τὸ γεγενῆσθαι: in welchem Sinne ist nun κεκτημένους und ἔχοντας hinzugefügt?“ Wenn die hier ausgesprochene Behauptung wahr wäre, müßte γεγενῆσθαι bedeuten exstitisse, was sich wohl kaum erweisen läßt. Richtiger Franke: „Subiectum infinitivi continetur verbis κεκτημέ-

νους et ἔχοντας; quod enim ii qui regionem finitimam teneant, ad bellum cum Philippo gerendum exorti sunt.“ Dieselbe Constructionsweise schlägt Bömel vor, der u. a. Matthiä's Grammatik §. 268. anführt, wo namentlich das Beyspiel hierher paßt: Xenoph. Anab. II, 4, 5. αὐθις δὲ ὁ ἡγησόμενος οὐδεις ἔσται, nemo erit qui nobis viam monstret, denn offenbar ist hier οὐδεις das Subjekt. Es scheint, Hr. D. hat sich durch den Artikel bey dem Prädikate irre führen lassen. Ein ähnlicher Fall findet sich III, 5, wo Hr. D. zu den Worten: ἦν δ' οὑτος ὁ καιρὸς αὐτὸς bemerkt: „Verbinde nicht οὑτος ὁ καιρὸς; οὑτος gehört zum Prädikat;“ οὑτος aber vielmehr als das Subjekt zu betrachten ist. — An einer andern Stelle (III, 18) scheint Hr. D. das Richtige im Sinne zu haben; sein deutscher Ausdruck läßt aber jedenfalls eine Mißdeutung zu, wenn er bemerkt: „Construire: πλὴν εἰ παραλείπει (τὸ εὔξασθαι) δίον εὔξασθαι: es müßte denn seyn, daß er (ὁ λέγων) Wünsche auszusprechen, was doch nothwendig sey, unterläßt,“ wo es heißen sollte: „was doch nothwendig wäre, unterließe;“ denn der Sinn ist: „wenn es darauf ankäme, daß man Wünsche ausspräche, und er dieses unterließe.“

Abgesehen von den erwähnten Einzelheiten hat aber Hr. D. den Zweck, den er sich vorgesetzt hat, dem Schüler ein Hülfsmittel an die Hand zu geben, das ihn in den Stand setzte, bald rasch weiter lesen zu können, doch so, daß seine Selbstthätigkeit rege erhalten wird, wie schon bemerkt worden ist, glücklich erreicht; er hat im Ganzen das rechte Maß zwischen zu viel und zu wenig gut eingehalten, wenn man auch hier und da, wie bey dem oben erwähnten μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ (I, 26), einen genauen Aufschluß über die Wortfügung wünschte. Daß er alle gelehrten Erörterungen ferne gehalten hat, ist auch nur zu billigen; doch fragt es sich, ob nicht in der oben angegebenen Weise etwas mehr auf den wissenschaftlichen Sinn der Schüler hinzuarbeiten gewesen wäre. Jedenfalls möchte aber bey weiterer Fortsetzung des verdienstlichen Unternehmens Ref. den Hrn. D. ermahnen, daß er namentlich in den Fragen es mit dem deutschen Ausdrucke nicht allzu leicht nehmen möge.

2. Des gleichen Gegenstandes wegen reiht Ref. die Döderlein'sche Uebersetzung der ersten olynthischen Rede hier an, welche einen neuen, glänzenden Beweis von der ausgezeichneten Uebersetzungskunst des Hrn. Verfassers liefert; denn bey aller Treue liest sie sich so leicht und fließend, und bringt so den Eindruck des Frischen und Urkräftigen hervor, daß selbst der trefflichen Jacobs'schen Uebersetzung gegenüber der Fortschritt nicht zu verkennen ist, und daß man kaum eine aus einer andern Sprache übertragene Rede vor sich zu haben glaubt. Doch dürfen uns diese Vorzüge nicht gegen die Unebenheiten blind machen, welche sich im Einzelnen finden, und Ref. nimmt keinen Anstand diese, unbeschadet seiner Verehrung gegen den Herrn Verfasser, hier mit einigen Worten zu besprechen.

Dabey fallen zuerst die Stellen in die Augen, an welchen Hr. D. den Text abändern zu müssen geglaubt hat, da an mehreren eine Abänderung nicht nöthig, und in der vorgeschlagenen Weise nicht einmal zulässig seyn möchte.

Wenn nämlich Hr. D. §. 2. statt ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε, καὶ μὴ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον liest: μὴ καὶ πάθητε, da nur ὅπως βοηθήσετε von παρασκευάσασθαι abhängig sey, dagegen μὴ πάθητε vom Hauptsatze, und damit Soph. Phil. 13. vergleicht, so wäre dagegen kaum etwas einzuwenden, wenn die Autorität der Handschriften dafür spräche. Gegen diese zu ändern ist aber wohl kein Grund vorhanden; denn die von Hr. D. vorausgesetzte Verbindung der Worte: παρασκευάσασθαι τὴν ταχίστην, ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε ist keineswegs so sicher; es möchte vielmehr zu παρασκευάσασθαι aus dem Vorhergehenden ψηφίσασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν das Object herabzuziehen seyn, so daß sich die beyden folgenden Satzglieder mit ὅπως an die zwey vorhergehenden anreihen, welche zusammen Hr. D. den Hauptsatz zu nennen scheint, da ja doch das von ihm Gewünschte μὴ καὶ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον sich nicht an die Worte: ἔστι δὴ τά γ' ἐμοὶ δοκοῦντα allein anschließen kann. Mit dieser Stelle läßt sich vergleichen §. 8: οὐ δεῖ δὴ τοιοῦτον παραπεπτωκότα καιρὸν ἀφεῖναι οὐδὲ παθεῖν ταὐτὸ ὅπερ ἤδη πολλάκις πρότερον

holung des ersten entfernteren; ἄν mit dem Inf. ist dir geläufig; §. 14. „οὐκ ἐστιν ὅπως die Bedeutung dieser Worte muß dir bekannt seyn.“ In anderen Fällen, namentlich bey den Partikeln, ist durch Beyfügung einer bloßen Uebersetzung geholfen. Dabey fließt manches Unrichtige mit unter, so zu §. 24. „εἶτ' “ also, d. h. wenn es sich so verhält. Wie hier, steht εἶτα häufig an der Spitze von Gedanken, die Unwillen enthalten,“ und zu II, 25.: „δήπου = οἶμαι, mit unwilligem Spott gesagt,“ wofür sich I, 22, richtiger findet: „δήπου, scilicet, wie ihr alle wißt; doch wohl.“ In ähnlicher Weise ist ohne Grund eine Ironie angenommen I, 20 in den Worten: λέγουσι δὲ καὶ ἄλλους τινὰς ἄλλοι πόροι und I, 26 in μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ.

Daß der hier eingeschlagene Weg das schnelle Lesen fördert, ist nicht in Abrede zu stellen; doch fragt es sich, ob nicht auf Kosten der Gründlichkeit und der geistigen Uebung des Lernenden. Die letztere, und namentlich die Weckung des wissenschaftlichen Bestrebens, überall möglichst auf die Quelle zurückzugehen, hat Ref. auch durch die in andern Fällen angeführten Parallelstellen zu erzielen gesucht; ein Mittel, welches bey Andern Anerkennung gefunden hat, und zu den schwierigsten Aufgaben für den Bearbeiter solcher Anmerkungen gehört, welches aber von Hrn. D. gar nicht in Anwendung gebracht worden ist, indem er meistens eine kurze Worterklärung oder eine Uebersetzung des zu erläuternden Ausdruckes statt dessen gegeben hat. An einer hieher gehörigen Stelle ist Hr. D. durch Berufung auf das von dem Schüler bereits Gelernte offenbar auf einen Irrweg gerathen. Ref. hat nämlich §. 16. die Worte ἐν ὀργῇ ποιεῖσθε durch die Parallelstellen, Herodot. IX. 42. τῶν δὲ εἰδότων ἐν ἀδείῃ δὲ οὐ ποιευμένων τὸ λέγειν, und Caes. B. Civ. I, 77. Quos ille postea magno in honore habuit zu erklären versucht, wonach ἐν ὀργῇ ποιεῖσθαι eigentlich hieße „des Zornes würdig achten,“ d. i. „zum Gegenstande des Zornes machen.“ Dafür sprechen die ähnlichen Ausdrücke, ἐν ὁμοίῳ und ἐν θαύματι ποιεῖσθαι, „für gleich und für ein Wunder halten.“ Die Bemerkung des Hrn. D. lautet aber: „Es ist dir bekannt, daß ποιεῖσθαι mit einem Verbalsubstantiv oft den transitiven Begriff dieses Verbums umschreibt. Der passive Begriff wird ebenso mit welchem Verbum umschrieben?“ Dieß führt auf Ausdrücke, wie λόγον ποιεῖσθαι, μνήμην ποιεῖσθαι u. dgl., die gar nicht hierher gehören.

Der zweyte Theil der eben angeführten Bemerkung leitet uns auf den Gebrauch der Frage zum Behufe der Erregung der Aufmerksamkeit und Selbstthätigkeit der Lernenden. Referent hat sich derselben in einigen wenigen Fällen bedient; weit häufiger findet sie sich aber bey Hrn. D. in so fern geschickt angewendet, als dem Schüler meistens die Beantwortung nicht schwer fällt; doch oft so, daß der Sprache dadurch Gewalt angethan wird, wie in dem eben angeführten Beyspiele, und zu §. 2.: „αὐτοῖς steht im Gegensatze zu?;“ zu §. 8. „τὴν πόλιν, er meint?“ zu §. 11.: „Zu ὅπερ ist das Prädicat zu ergänzen?“ u. dgl., was nicht zu billigen ist.

In geeigneter Weise ist die Frage zur Recapitulation des Zusammenhanges nach größeren Abschnitten benützt, worauf hier, wie auch theilweise auf das rhetorische Element, besondere Rücksicht genommen ist. Die historischen Thatsachen, auf welche sich die Reden beziehen, sind theils in einer kurzen Einleitung, theils in einzelnen Anmerkungen gut erörtert.

Da wir uns oben vorzugsweise auf die erste Rede bezogen haben, mag noch bemerkt werden, daß das dort Ausgesprochene der Hauptsache nach auch auf die beyden andern Reden seine Anwendung findet, bey denen Ref. nur auf wenige Unrichtigkeiten anderer Art gestoßen ist, die etwa einer Erwähnung werth wären. So ist zu den Worten II, 1.: τὸ γὰρ τοὺς πολεμήσοντας Φιλίππῳ γεγενῆσθαι καὶ χώραν ὅμορον καὶ δύναμίν τινα κεκτημένους καὶ . . . τὴν ὑπὲρ τοῦ πολέμου γνώμην τοιαύτην ἔχοντας bemerkt: „τοὺς πολεμήσοντας ist Subj. zu dem Inf. τὸ γεγενῆσθαι: in welchem Sinne ist nun κεκτημένους und ἔχοντας hinzugefügt?“ Wenn die hier ausgesprochene Behauptung wahr wäre, müßte γεγενῆσθαι bedeuten exstitisse, was sich wohl kaum erweisen läßt. Richtiger Franke: „Subiectum infinitivi continetur verbis κεκτημέ-

νους et ἔχοντας; quod enim ii qui regionem finitimam teneant, ad bellum cum Philippo gerendum exorti sunt.“ Dieſelbe Conſtructionsweiſe ſchlägt Bömel vor, der u. a. Matthiä's Grammatik §. 268. anführt, wo namentlich das Beyſpiel hierher paßt: Xenoph. Anab. II, 4, 5. αὐθις δὲ ὁ ἡγησόμενος οὐδεὶς ἔσται, nemo erit qui nobis viam monstret, denn offenbar iſt hier οὐδεὶς das Subjekt. Es ſcheint, Hr. D. hat ſich durch den Artikel bey dem Prädikate irre führen laſſen. Ein ähnlicher Fall findet ſich III, 5, wo Hr. D. zu den Worten: ἦν δ' οὗτος ὁ καιρὸς αὐτός bemerkt: „Verbinde nicht οὗτος ὁ καιρός; οὗτος gehört zum Prädikat;“ οὗτος aber vielmehr als das Subjekt zu betrachten iſt. — An einer andern Stelle (III, 18) ſcheint Hr. D. das Richtige im Sinne zu haben; ſein deutſcher Ausdruck läßt aber jedenfalls eine Mißdeutung zu, wenn er bemerkt: „Conſtruire: πλὴν εἰ παραλείπει (τὸ εὔξασθαι) δέον εὔξασθαι: es müßte denn ſeyn, daß er (ὁ λέγων) Wünſche auszuſprechen, was doch nothwendig ſey, unterläßt,“ wo es heißen ſollte: „was doch nothwendig wäre, unterließe;“ denn der Sinn iſt: „wenn es darauf ankäme, daß man Wünſche ausſpräche, und er dieſes unterließe.“

Abgeſehen von den erwähnten Einzelheiten hat aber Hr. D. den Zweck, den er ſich vorgeſetzt hat, dem Schüler ein Hülfsmittel an die Hand zu geben, das ihn in den Stand ſetzte, bald raſch weiter leſen zu können, doch ſo, daß ſeine Selbſtthätigkeit rege erhalten wird, wie ſchon bemerkt worden iſt, glücklich erreicht; er hat im Ganzen das rechte Maß zwiſchen zu viel und zu wenig gut eingehalten, wenn man auch hier und da, wie bey dem oben erwähnten μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ (I, 26), einen genauen Aufſchluß über die Wortfügung wünſchte. Daß er alle gelehrten Erörterungen ferne gehalten hat, iſt auch nur zu billigen; doch fragt es ſich, ob nicht in der oben angegebenen Weiſe etwas mehr auf den wiſſenſchaftlichen Sinn der Schüler hinzuarbeiten geweſen wäre. Jedenfalls möchte aber bey weiterer Fortſetzung des verdienſtlichen Unternehmens Ref. den Hrn. D. ermahnen, daß er namentlich in den Fragen es mit dem deutſchen Ausdrucke nicht allzu leicht nehmen möge.

2. Des gleichen Gegenſtandes wegen reiht Ref. die Döderlein'ſche Ueberſetzung der erſten olynthiſchen Rede hier an, welche einen neuen, glänzenden Beweis von der ausgezeichneten Ueberſetzungskunſt des Hrn. Verfaſſers liefert; denn bey aller Treue lieſt ſie ſich ſo leicht und fließend, und bringt ſo den Eindruck des Friſchen und Urkräftigen hervor, daß ſelbſt der trefflichen Jacobs'ſchen Ueberſetzung gegenüber der Fortſchritt nicht zu verkennen iſt, und daß man kaum eine aus einer andern Sprache übertragene Rede vor ſich zu haben glaubt. Doch dürfen uns dieſe Vorzüge nicht gegen die Unebenheiten blind machen, welche ſich im Einzelnen finden, und Ref. nimmt keinen Anſtand dieſe, unbeſchadet ſeiner Verehrung gegen den Herrn Verfaſſer, hier mit einigen Worten zu beſprechen.

Dabey fallen zuerſt die Stellen in die Augen, an welchen Hr. D. den Text abändern zu müſſen geglaubt hat, da an mehreren eine Abänderung nicht nöthig, und in der vorgeſchlagenen Weiſe nicht einmal zuläßig ſeyn möchte.

Wenn nämlich Hr. D. §. 2. ſtatt ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε, καὶ μὴ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον lieſt: μὴ καὶ πάθητε, da nur ὅπως βοηθήσετε von παρασκευάσασθαι abhängig ſey, dagegen μὴ πάθητε vom Hauptſatze, und damit Soph. Phil. 13. vergleicht, ſo wäre dagegen kaum etwas einzuwenden, wenn die Autorität der Handſchriften dafür ſpräche. Gegen dieſe zu ändern iſt aber wohl kein Grund vorhanden; denn die vom Hr. D. vorausgeſetzte Verbindung der Worte: παρασκευάσασθαι τὴν ταχίστην, ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε iſt keineswegs ſo ſicher; es möchte vielmehr zu παρασκευάσασθαι aus dem Vorhergehenden ψηφίσασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν das Object herabzuziehen ſeyn, ſo daß ſich die beyden folgenden Satzglieder mit ὅπως an die zwey vorhergehenden anreihen, welche zuſammen Hr. D. den Hauptſatz zu nennen ſcheint, da ja doch das von ihm Gewünſchte μὴ καὶ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον ſich nicht an die Worte: ἔστι δὴ τά γ' ἐμοὶ δοκοῦντα allein anſchließen kann. Mit dieſer Stelle läßt ſich vergleichen §. 8: οὐ δεῖ δὴ τοιοῦτον παραπεπτωκότα καιρὸν ἀφεῖναι οὐδὲ παθεῖν ταὐτὸ ὅπερ ἤδη πολλάκις πρότερον

holung des ersten entfernteren; ἂν mit dem Inf. ist dir geläufig; §. 14. „οὐκ ἐστιν ὅπως die Bedeutung dieser Worte muß dir bekannt seyn.“ In anderen Fällen, namentlich bey den Partikeln, ist durch Beyfügung einer bloßen Uebersetzung geholfen. Dabey fließt manches Unrichtige mit unter, so zu §. 24. „εἶτ' “ also, d. h. wenn es sich so verhält. Wie hier, steht εἶτα häufig an der Spitze von Gedanken, die Unwillen enthalten,“ und zu II, 25.: „δήπου = οἶμαι, mit unwilligem Spott gesagt,“ wofür sich I, 22, richtiger findet: „δήπου, scilicet, wie ihr alle wißt; doch wohl.“ In ähnlicher Weise ist ohne Grund eine Ironie angenommen I, 20 in den Worten: λέγουσι δὲ καὶ ἄλλους τινὰς ἄλλοι πόροι und I, 26 in μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ἦ.

Daß der hier eingeschlagene Weg das schnelle Lesen fördert, ist nicht in Abrede zu stellen; doch fragt es sich, ob nicht auf Kosten der Gründlichkeit und der geistigen Uebung des Lernenden. Die letztere, und namentlich die Weckung des wissenschaftlichen Bestrebens, überall möglichst auf die Quelle zurückzugehen, hat Ref. auch durch die in andern Fällen angeführten Parallelstellen zu erzielen gesucht; ein Mittel, welches bey Andern Anerkennung gefunden hat, und zu den schwierigsten Aufgaben für den Bearbeiter solcher Anmerkungen gehört, welches aber von Hrn. D. gar nicht in Anwendung gebracht worden ist, indem er meistens eine kurze Worterklärung oder eine Uebersetzung des zu erläuternden Ausdruckes statt dessen gegeben hat. An einer hieher gehörigen Stelle ist Hr. D. durch Berufung auf das von dem Schüler bereits Gelernte offenbar auf einen Irrweg gerathen. Ref. hat nämlich §. 16. die Worte ἐν ὀργῇ ποιεῖσθε durch die Parallelstellen, Herodot. IX. 42. τῶν δὲ εἰδότων ἐν ἀδείῃ δὲ οὐ ποιευμένων τὸ λέγειν, und Caes. B. Civ. I, 77. Quos ille postea magno in honore habuit zu erklären versucht, wonach ἐν ὀργῇ ποιεῖσθαι eigentlich hieße „des Zornes würdig achten,“ d. i. „zum Gegenstande des Zornes machen.“ Dafür sprechen die ähnlichen Ausdrücke, ἐν ὁμοίῳ und ἐν θαύματι ποιεῖσθαι, „für gleich und für ein Wunder halten.“ Die Bemerkung des Hrn. D. lautet aber: „Es ist dir bekannt, daß ποιεῖσθαι mit einem Verbalsubstantiv oft den transitiven Begriff dieses Verbums umschreibt. Der passive Begriff wird ebenso mit welchem Verbum umschrieben?“ Dieß führt auf Ausdrücke, wie λόγον ποιεῖσθαι, μνήμην ποιεῖσθαι u. dgl., die gar nicht hierher gehören.

Der zweyte Theil der eben angeführten Bemerkung leitet uns auf den Gebrauch der Frage zum Behufe der Erregung der Aufmerksamkeit und Selbstthätigkeit der Lernenden. Referent hat sich derselben in einigen wenigen Fällen bedient; weit häufiger findet sie sich aber bey Hrn. D. in so fern geschickt angewendet, als dem Schüler meistens die Beantwortung nicht schwer fällt; doch oft so, daß der Sprache dadurch Gewalt angethan wird, wie in dem eben angeführten Beyspiele, und zu §. 2.: „αὐτοῖς steht im Gegensatze zu?;“ zu §. 8. „τὴν πόλιν, er meint?“ zu §. 11.: „Zu ὅπερ ist das Prädicat zu ergänzen?“ u. dgl., was nicht zu billigen ist.

In geeigneter Weise ist die Frage zur Recapitulation des Zusammenhanges nach größeren Abschnitten benützt, worauf hier, wie auch theilweise auf das rhetorische Element, besondere Rücksicht genommen ist. Die historischen Thatsachen, auf welche sich die Reden beziehen, sind theils in einer kurzen Einleitung, theils in einzelnen Anmerkungen gut erörtert.

Da wir uns oben vorzugsweise auf die erste Rede bezogen haben, mag noch bemerkt werden, daß das dort Ausgesprochene der Hauptsache nach auch auf die beyden andern Reden seine Anwendung findet, bey denen Ref. nur auf wenige Unrichtigkeiten anderer Art gestoßen ist, die etwa einer Erwähnung werth wären. So ist zu den Worten II, 1.: τὸ γὰρ τοὺς πολεμήσοντας Φιλίππῳ γεγενῆσθαι καὶ χώραν ὅμορον καὶ δύναμίν τινα κεκτημένους καὶ . . . τὴν ὑπὲρ τοῦ πολέμου γνώμην τοιαύτην ἔχοντας bemerkt: „τοὺς πολεμήσοντας ist Subj. zu dem Inf. τὸ γεγενῆσθαι: in welchem Sinne ist nun κεκτημένους und ἔχοντας hinzugefügt?“ Wenn die hier ausgesprochene Behauptung wahr wäre, müßte γεγενῆσθαι bedeuten exstitisse, was sich wohl kaum erweisen läßt. Richtiger Franke: „Subiectum infinitivi continetur verbis κεκτημέ-

νους et ἔχοντας; quod enim ii qui regionem finitimam teneant, ad bellum cum Philippo gerendum exorti sunt.“ Dieselbe Constructionsweise schlägt Bömel vor, der u. a. Matthiä's Grammatik §. 268. anführt, wo namentlich das Beyspiel hierher paßt: Xenoph. Anab. II, 4, 5. αὐθις δὲ ὁ ἡγησόμενος οὐδεὶς ἔσται, nemo erit qui nobis viam monstret, denn offenbar ist hier οὐδεὶς das Subjekt. Es scheint, Hr. D. hat sich durch den Artikel bey dem Prädikate irre führen lassen. Ein ähnlicher Fall findet sich III, 5, wo Hr. D. zu den Worten: ἦν δ' οὗτος ὁ καιρὸς αὐτὸς bemerkt: „Verbinde nicht οὗτος ὁ καιρός; οὗτος gehört zum Prädikat;“ οὗτος aber vielmehr als das Subjekt zu betrachten ist. — An einer andern Stelle (III, 18) scheint Hr. D. das Richtige im Sinne zu haben; sein deutscher Ausdruck läßt aber jedenfalls eine Mißdeutung zu, wenn er bemerkt: „Construire: πλὴν εἰ παραλείπει (τὸ εὔξασθαι) δίον εὔξασθαι: es müßte denn seyn, daß er (ὁ λέγων) Wünsche auszusprechen, was doch nothwendig sey, unterläßt,“ wo es heißen sollte: „was doch nothwendig wäre, unterließe;“ denn der Sinn ist: „wenn es darauf ankäme, daß man Wünsche ausspräche, und er dieses unterließe.“

Abgesehen von den erwähnten Einzelheiten hat aber Hr. D. den Zweck, den er sich vorgesetzt hat, dem Schüler ein Hülfsmittel an die Hand zu geben, das ihn in den Stand setzte, bald rasch weiter lesen zu können, doch so, daß seine Selbstthätigkeit rege erhalten wird, wie schon bemerkt worden ist, glücklich erreicht; er hat im Ganzen das rechte Maß zwischen zu viel und zu wenig gut eingehalten, wenn man auch hier und da, wie bey dem oben erwähnten μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ (I, 26), einen genauen Aufschluß über die Wortfügung wünschte. Daß er alle gelehrten Erörterungen ferne gehalten hat, ist auch nur zu billigen; doch fragt es sich, ob nicht in der oben angegebenen Weise etwas mehr auf den wissenschaftlichen Sinn der Schüler hinzuarbeiten gewesen wäre. Jedenfalls möchte aber bey weiterer Fortsetzung des verdienstlichen Unternehmens Ref. den Hrn. D. ermahnen, daß er namentlich in den Fragen es mit dem deutschen Ausdrucke nicht allzu leicht nehmen möge.

2. Des gleichen Gegenstandes wegen reiht Ref. die Döderlein'sche Uebersetzung der ersten olynthischen Rede hier an, welche einen neuen, glänzenden Beweis von der ausgezeichneten Uebersetzungskunst des Hrn. Verfassers liefert; denn bey aller Treue liest sie sich so leicht und fließend, und bringt so den Eindruck des Frischen und Urkräftigen hervor, daß selbst der trefflichen Jacobs'schen Uebersetzung gegenüber der Fortschritt nicht zu verkennen ist, und daß man kaum eine aus einer andern Sprache übertragene Rede vor sich zu haben glaubt. Doch dürfen uns diese Vorzüge nicht gegen die Unebenheiten blind machen, welche sich im Einzelnen finden, und Ref. nimmt keinen Anstand diese, unbeschadet seiner Verehrung gegen den Herrn Verfasser, hier mit einigen Worten zu besprechen.

Dabey fallen zuerst die Stellen in die Augen, an welchen Hr. D. den Text abändern zu müssen geglaubt hat, da an mehreren eine Abänderung nicht nöthig, und in der vorgeschlagenen Weise nicht einmal zulässig seyn möchte.

Wenn nämlich Hr. D. §. 2. statt ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε, καὶ μὴ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον liest: μὴ καὶ πάθητε, da nur ὅπως βοηθήσετε von παρασκευάσασθαι abhängig sey, dagegen μὴ πάθητε vom Hauptsatze, und damit Soph. Phil. 13. vergleicht, so wäre dagegen kaum etwas einzuwenden, wenn die Autorität der Handschriften dafür spräche. Gegen diese zu ändern ist aber wohl kein Grund vorhanden; denn die von Hr. D. vorausgesetzte Verbindung der Worte: παρασκευάσασθαι τὴν ταχίστην, ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε ist keineswegs so sicher; es möchte vielmehr zu παρασκευάσασθαι aus dem Vorhergehenden ψηφίσασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν das Object herabzuziehen seyn, so daß sich die beyden folgenden Satzglieder mit ὅπως an die zwey vorhergehenden anreihen, welche zusammen Hr. D. den Hauptsatz zu nennen scheint, da ja doch das von ihm Gewünschte μὴ καὶ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον sich nicht an die Worte: ἔστι δὴ τά γ' ἐμοὶ δοκοῦντα allein anschließen kann. Mit dieser Stelle läßt sich vergleichen §. 8: οὐ δεῖ δὴ τοιοῦτον παραπεπτωκότα καιρὸν ἀφεῖναι οὐδὲ παθεῖν ταὐτὸ ὅπερ ἤδη πολλάκις πρότερον

holung des ersten entfernteren; ἄν mit dem Inf. ist dir geläufig; §. 14. „οὐκ ἐστιν ὅπως die Bedeutung dieser Worte muß dir bekannt seyn.“ In anderen Fällen, namentlich bey den Partikeln, ist durch Beyfügung einer bloßen Uebersetzung geholfen. Dabey fließt manches Unrichtige mit unter, so zu §. 24. „εἶτ'“ also, d. h. wenn es sich so verhält. Wie hier, steht εἶτα häufig an der Spitze von Gedanken, die Unwillen enthalten,“ und zu II, 25.: „δήπου = οἶμαι, mit unwilligem Spott gesagt,“ wofür sich I, 22, richtiger findet: „δήπου, scilicet, wie ihr alle wißt; doch wohl.“ In ähnlicher Weise ist ohne Grund eine Ironie angenommen I, 20 in den Worten: λέγουσι δὲ καὶ ἄλλους τινὰς ἄλλοι πόροι und I, 26 in μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ.

Daß der hier eingeschlagene Weg das schnelle Lesen fördert, ist nicht in Abrede zu stellen; doch fragt es sich, ob nicht auf Kosten der Gründlichkeit und der geistigen Uebung des Lernenden. Die letztere, und namentlich die Weckung des wissenschaftlichen Bestrebens, überall möglichst auf die Quelle zurückzugehen, hat Ref. auch durch die in andern Fällen angeführten Parallelstellen zu erzielen gesucht; ein Mittel, welches bey Andern Anerkennung gefunden hat, und zu den schwierigsten Aufgaben für den Bearbeiter solcher Anmerkungen gehört, welches aber von Hrn. D. gar nicht in Anwendung gebracht worden ist, indem er meistens eine kurze Worterklärung oder eine Uebersetzung des zu erläuternden Ausdruckes statt dessen gegeben hat. An einer hieher gehörigen Stelle ist Hr. D. durch Berufung auf das von dem Schüler bereits Gelernte offenbar auf einen Irrweg gerathen. Ref. hat nämlich §. 16. die Worte ἐν ὀργῇ ποιεῖσθε durch die Parallelstellen, Herodot. IX. 42. τῶν δὲ εἰδότων ἐν ἀδείῃ δὲ οὐ ποιευμένων τὸ λέγειν, und Caes. B. Civ. I, 77. Quos ille postea magno in honore habuit zu erklären versucht, wonach ἐν ὀργῇ ποιεῖσθαι eigentlich hieße „des Zornes würdig achten,“ d. i. „zum Gegenstande des Zornes machen.“ Dafür sprechen die ähnlichen Ausdrücke, ἐν ὁμοίῳ und ἐν θαύματι ποιεῖσθαι, „für gleich und für ein Wunder halten.“ Die Bemerkung des Hrn. D. lautet aber: „Es ist dir bekannt, daß ποιεῖσθαι mit einem Verbalsubstantiv oft den transitiven Begriff dieses Verbums umschreibt. Der passive Begriff wird ebenso mit welchem Verbum umschrieben?“ Dieß führt auf Ausdrücke, wie λόγον ποιεῖσθαι, μνήμην ποιεῖσθαι u. dgl., die gar nicht hierher gehören.

Der zweyte Theil der eben angeführten Bemerkung leitet uns auf den Gebrauch der Frage zum Behufe der Erregung der Aufmerksamkeit und Selbstthätigkeit der Lernenden. Referent hat sich derselben in einigen wenigen Fällen bedient; weit häufiger findet sie sich aber bey Hrn. D. in so fern geschickt angewendet, als dem Schüler meistens die Beantwortung nicht schwer fällt; doch oft so, daß der Sprache dadurch Gewalt angethan wird, wie in dem eben angeführten Beyspiele, und zu §. 2.: „αὐτοῖς steht im Gegensatze zu?;“ zu §. 8. „τὴν πόλιν, er meint?“ zu §. 11.: „Zu ὅπερ ist das Prädicat zu ergänzen?“ u. dgl., was nicht zu billigen ist.

In geeigneter Weise ist die Frage zur Recapitulation des Zusammenhanges nach größeren Abschnitten benützt, worauf hier, wie auch theilweise auf das rhetorische Element, besondere Rücksicht genommen ist. Die historischen Thatsachen, auf welche sich die Reden beziehen, sind theils in einer kurzen Einleitung, theils in einzelnen Anmerkungen gut erörtert.

Da wir uns oben vorzugsweise auf die erste Rede bezogen haben, mag noch bemerkt werden, daß das dort Ausgesprochene der Hauptsache nach auch auf die beyden andern Reden seine Anwendung findet, bey denen Ref. nur auf wenige Unrichtigkeiten anderer Art gestoßen ist, die etwa einer Erwähnung werth wären. So ist zu den Worten II, 1.: τὸ γὰρ τοὺς πολεμήσοντας Φιλίππῳ γεγενῆσθαι καὶ χώραν ὅμορον καὶ δύναμίν τινα κεκτημένους καὶ . . . τὴν ὑπὲρ τοῦ πολέμου γνώμην τοιαύτην ἔχοντας bemerkt: „τοὺς πολεμήσοντας ist Subj. zu dem Inf. τὸ γεγενῆσθαι: in welchem Sinne ist nun κεκτημένους und ἔχοντας hinzugefügt?“ Wenn die hier ausgesprochene Behauptung wahr wäre, müßte γεγενῆσθαι bedeuten exstitisse, was sich wohl kaum erweisen läßt. Richtiger Franke: „Subiectum infinitivi continetur verbis κεκτημέ-

νους et ἔχοντας; quod enim ii qui regionem finitimam teneant, ad bellum cum Philippo gerendum exorti sunt.“ Dieselbe Constructionsweise schlägt Bömel vor, der u. a. Matthiä's Grammatik §. 268. anführt, wo namentlich das Beyspiel hierher paßt: Xenoph. Anab. II, 4, 5. αὖθις δὲ ὁ ἡγησόμενος οὐδεὶς ἔσται, nemo erit qui nobis viam monstret, denn offenbar ist hier οὐδεὶς das Subjekt. Es scheint, Hr. D. hat sich durch den Artikel bey dem Prädikate irre führen lassen. Ein ähnlicher Fall findet sich III, 5, wo Hr. D. zu den Worten: ἦν δ' οὗτος ὁ καιρὸς αὐτός bemerkt: „Verbinde nicht οὗτος ὁ καιρὸς; οὗτος gehört zum Prädikat;“ οὗτος aber vielmehr als das Subjekt zu betrachten ist. — An einer andern Stelle (III, 18) scheint Hr. D. das Richtige im Sinne zu haben; sein deutscher Ausdruck läßt aber jedenfalls eine Mißdeutung zu, wenn er bemerkt: „Construire: πλὴν εἰ παραλείπει (τὸ εὔξασθαι) δίον εὔξασθαι: es müßte denn seyn, daß er (ὁ λέγων) Wünsche auszusprechen, was doch nothwendig sey, unterläßt,“ wo es heißen sollte: „was doch nothwendig wäre, unterließe;“ denn der Sinn ist: „wenn es darauf ankäme, daß man Wünsche ausspräche, und er dieses unterließe.“

Abgesehen von den erwähnten Einzelheiten hat aber Hr. D. den Zweck, den er sich vorgesetzt hat, dem Schüler ein Hülfsmittel an die Hand zu geben, das ihn in den Stand setzte, bald rasch weiter lesen zu können, doch so, daß seine Selbstthätigkeit rege erhalten wird, wie schon bemerkt worden ist, glücklich erreicht; er hat im Ganzen das rechte Maß zwischen zu viel und zu wenig gut eingehalten, wenn man auch hier und da, wie bey dem oben erwähnten μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ (I, 26), einen genauen Aufschluß über die Wortfügung wünschte. Daß er alle gelehrten Erörterungen ferne gehalten hat, ist auch nur zu billigen; doch fragt es sich, ob nicht in der oben angegebenen Weise etwas mehr auf den wissenschaftlichen Sinn der Schüler hinzuarbeiten gewesen wäre. Jedenfalls möchte aber bey weiterer Fortsetzung des verdienstlichen Unternehmens Ref. den Hrn. D. ermahnen, daß er namentlich in den Fragen es mit dem deutschen Ausdrucke nicht allzu leicht nehmen möge.

2. Des gleichen Gegenstandes wegen reiht Ref. die Döderlein'sche Uebersetzung der ersten olynthischen Rede hier an, welche einen neuen, glänzenden Beweis von der ausgezeichneten Uebersetzungskunst des Hrn. Verfassers liefert; denn bey aller Treue liest sie sich so leicht und fließend, und bringt so den Eindruck des Frischen und Urkräftigen hervor, daß selbst der trefflichen Jacobs'schen Uebersetzung gegenüber der Fortschritt nicht zu verkennen ist, und daß man kaum eine aus einer andern Sprache übertragene Rede vor sich zu haben glaubt. Doch dürfen uns diese Vorzüge nicht gegen die Unebenheiten blind machen, welche sich im Einzelnen finden, und Ref. nimmt keinen Anstand diese, unbeschadet seiner Verehrung gegen den Herrn Verfasser, hier mit einigen Worten zu besprechen.

Dabey fallen zuerst die Stellen in die Augen, an welchen Hr. D. den Text abändern zu müssen geglaubt hat, da an mehreren eine Abänderung nicht nöthig, und in der vorgeschlagenen Weise nicht einmal zulässig seyn möchte.

Wenn nämlich Hr. D. §. 2. statt ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε, καὶ μὴ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον liest: μὴ καὶ πάθητε, da nur ὅπως βοηθήσετε von παρασκευάσασθαι abhängig sey, dagegen μὴ πάθητε vom Hauptsatze, und damit Soph. Phil. 13. vergleicht, so wäre dagegen kaum etwas einzuwenden, wenn die Autorität der Handschriften dafür spräche. Gegen diese zu ändern ist aber wohl kein Grund vorhanden; denn die von Hr. D. vorausgesetzte Verbindung der Worte: παρασκευάσασθαι τὴν ταχίστην, ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε ist keineswegs so sicher; es möchte vielmehr zu παρασκευάσασθαι aus dem Vorhergehenden ψηφίσασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν das Object herabzuziehen seyn, so daß sich die beyden folgenden Satzglieder mit ὅπως an die zwey vorhergehenden anreihen, welche zusammen Hr. D. den Hauptsatz zu nennen scheint, da ja doch das von ihm Gewünschte μὴ καὶ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον sich nicht an die Worte: ἔστι δὴ τά γ' ἐμοὶ δοκοῦντα allein anschließen kann. Mit dieser Stelle läßt sich vergleichen §. 8: οὐ δεῖ δὴ τοιοῦτον παραπεπτωκότα καιρὸν ἀφεῖναι οὐδὲ παθεῖν ταὐτὸ ὅπερ ἤδη πολλάκις πρότερον

πεπόνθατε. Wer aber etwa an βοηθήσατε neben μὴ πάθητε Anſtand nimmt, und lieber mit Franke nach Cod. Σ. βοηθήσητε ſchreiben möchte, mag bedenken, daß der Sinn iſt: „damit ihr euern Hülfszug von hier wirklich ausführt, und verhindert, daß ihr nicht wieder zu ſpät kommt, wie früher.“

Gegen die Aufnahme des Sauppe'ſchen ὑπαρξάντων ſtatt προϋπαρξάντων (§. 11.) iſt nichts einzuwenden; allein in der Ueberſetzung: „Denn nach dem endlichen Erfolg beurtheilt er die Mittel die ihm zu Gebote ſtanden,“ iſt wenigſtens das Wort Mittel etwas zweydeutig, da ſich bey dem Leſen der Gedanke an eine cauſale Verbindung zwiſchen Mittel und Erfolg aufdrängt, an welche Demoſthenes gewiß, und wahrſcheinlich auch H. D., nicht gedacht hat. — Nur Beyfall verdient §. 20. die Aufnahme von λαμβάνειν für λαμβάνετε mit Sauppe und Franke, da ſich ſo der Gedanke viel ſchöner abrundet, und die Fortſetzung der Conſtruction mit dem Infinitiv ganz der Wiederholung des ὡς in §. 14 entſpricht.

Auffallend iſt aber die Bemerkung zu §. 26: „Im Text: εἰ ἃ νῦν ἄνοιαν ὀφλισκάνων ὅμως ἐκλαλεῖ, ταῦτα δυνηθεὶς μὴ πράξει. Dieſes ὅμως als Gegenſatz von ἄνοιαν ὀφλισκάνων wäre widerſinnig. Eben ſo widerſinnig wäre es, wenn man den bekannten griechiſchen Gebrauch, dieſe Adverſativpartikel dem Conceſſionsſatz vorangehen zu laſſen, auf dieſe Stelle anwenden wollte. Es muß heißen: εἰ ἃ νῦν ἄνοιαν ὀφλισκάνων ἐκλαλεῖ, ταῦτα δυνηθεὶς ὅμως μὴ πράξει,“ nebſt der darauf gegründeten Ueberſetzung: „wenn er einen Plan, den er jetzt in ſeinem Unverſtand ausplaudert, dann doch nicht ausführte, wann er könnte.“ Hier iſt offenbar die Schwierigkeit, welche Hr. D. im Texte findet, eine ſelbſt bereitete, indem er die Worte ἄνοιαν ὀφλισκάνων und ἐκλαλεῖ anders faßt als Demoſthenes, der mit dem Erſteren gewiß nicht ſagen wollte: „in ſeinem Unverſtande,“ ſondern: „auf die Gefahr des Unverſtandes hin,“ d. i. „auf die Gefahr hin unverſtändig zu ſcheinen,“ (wie Sophokles Antig. 465 ſagt: Σοὶ δ'εἰ δοκῶ νῦν μῶρα δρῶσα τυγχάνειν, Σχεδόν τι μώρῳ μωρίαν ὀφλισκάνω), und bey dem Zweyten nicht an das Ausplaudern eines Geheimniſſes dachte, ſondern an das unbefonnene Herausſagen einer Sache, die jedem Vernünftigen als ein Hirngeſpinnſt erſcheinen muß. Sollte, ſo gefaßt, der Gegenſatz, den Hr. D. widerſinnig nennt, nicht ganz in der Ordnung ſeyn: „obgleich er Gefahr läuft, wenn er ſo etwas ſagt, für unvernünftig gehalten zu werden, ſo ſagt er es doch?“ So bildet auch ἄνοιαν ὀφλισκάνων, als Bezeichnung der Zeit, wo noch niemand ſo etwas für möglich hielt, einen ſchönen Gegenſatz zu δυνηθείς, der Zeit, wo das ſcheinbar Unmögliche möglich geworden iſt. In dieſem Sinne hat auch Jacobs überſetzt: „wenn Philippus ein Vorhaben, das er jetzt, mit Gefahr für einen Thoren zu gelten ausſpricht, dann, wenn er kann, nicht zur Ausführung brächte.“

Auch die Bemerkung zu §. 27: in welcher εἰ δὲ δὴ πόλεμός τις εἰσήξει ſtatt ἥξει verlangt wird, beruht auf einer unbegründeten Vorausſetzung. Es wird nämlich ein ſcharfer Gegenſatz gegen einen Krieg an der Gränze verlangt, der im Vorhergehenden verlangt werde; allein die Worte ἔξω γενέσθαι, welche Hr. D. überſetzt: „außer Landes ſeyn,“ werden wohl richtiger von Jacobs wiedergegeben: „außer der Stadt im Felde liegen,“ ſo daß man nicht an ein Ausrücken in einen Krieg an den Gränzen Attika's zu denken hat, ſondern an ein Lagern (στρατοπέδῳ χρωμένους) innerhalb Attika, ſo daß das Land nur das eigene Heer ernähren muß, aber kein Krieg in demſelben iſt, wozu dann das Folgende allerdings einen Gegenſatz bildet: „wenn erſt ein Krieg kommt.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 13. März

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ausgewählte Reden des Demosthenes. Die erste olynthische Rede des Demosthenes.

(Schluß.)

Endlich ist es zu verwundern, daß Hr. D. §. 28. die Worte καλῶς ποιοῦντες in: τοὺς μὲν εὐπόρους ἵν' ὑπὲρ τῶν πολλῶν ὧν καλῶς ποιοῦντες ἔχουσι μικρὰ ἀναλίσκοντες τὰ λοιπὰ καρπῶνται ἀδεῶς, mit Reiske: „quorum de possessione iis congratulor," d. i. „welche ich ihnen recht gerne gönne," zu erklären verschmähte, da doch ganz ähnliche Stellen, wie de cor. §. 231. τῆς δὲ φιλανθρωπίας . . ὑμεῖς καλῶς ποιοῦντες τοὺς καρποὺς κεκόμισθε u. a. bey Franke zu d. St., dafür sprechen, und lieber eine Umstellung vorschlug: τῶν πολλῶν ὧν ἔχουσι, καλῶς ποιοῦντες μικρὰ ἀναλίσκοντες τὰ λοιπὰ καρπῶνται ἀδεῶς (wo die beyden Participia neben einander fast unerträglich sind) um folgenden Sinn zu gewinnen: „um fernerhin ihr Land ohne Sorge zu bauen, indem sie kluger Weise für ihren großen Besitz ein kleines Opfer bringen."

Doch auch an einigen andern Stellen ist Ref. mit der hier gegebenen Uebersetzung nicht ganz einverstanden. So §. 1., wo übersetzt ist: „Unter diesen Umständen müßt ihr jeden, der euch rathen will, bereitwillig anhören; denn so bekommt ihr nicht bloß Rathschläge, die ein Redner nach reiflicher Erwägung mitbringt, ich erkenne auch eine Gunst des Schicksals für euch darin, daß manchem mancher gute Gedanke unpäßlich in den Sinn kömmt; so könnt ihr aus allem leicht das auswählen, was euch frommt." Hier könnte man beanstanden, daß in den Worten: „so bekommt ihr," der griechische Optativ mit ἄν ganz unberücksichtigt gelassen ist; die Nichtbeachtung dieser Constructionsweise hat aber offenbar einen üblen Einfluß auf die Uebersetzung der Worte: καὶ τῆς ὑμετέρας τύχης ὑπολαμβάνω ausgeübt, welche wiedergegeben sind durch: „ich erkenne auch eine Gunst des Schicksals für euch darin," wie wenn es sich um die Erkennung eines Factums handelte, während nach dem Zusammenhange wohl nur von einer Vermuthung die Rede ist, indem Demosthenes sagen will: „es werden, wenn ihr alle, die sich melden, anhöret, wohl nicht bloß Redner mit wohlüberdachten Reden auftreten, sondern ich vermuthe (hoffe, erwarte) auch von dem bekannten Glücke unsrer Stadt, daß dann wohl auch mancher Redner aus dem Stegreife mit einem guten Einfalle auftreten wird." Auch Jacobs hat die Sache zu sehr als factisch hingestellt: „sondern ich halte auch das für euer Glück, daß Manchem hier auf der Stelle vieles Erforderliche beyfällt," und die Uebersetzung des Hrn. Prof. Arnold im Bamberger Programm von 1848: „sondern ich erachte es als ein Glück für euch, wenn einigen aus dem Stegreife vieles von dem, was nothwendig ist, zu sagen, einfällt," stellt als Bedingung hin, was nach unsrer Ansicht als Erwartung ausgesprochen seyn sollte. Hr. Doberenz gibt nur die Construction an. Seine Vermuthung, daß nach dieser Stelle Demosthenes, der sonst stets vorbereitet gesprochen hätte, diese Rede unvorbereitet gehalten habe, möchte wenig Beyfall finden, und hier wäre sie jedenfalls besser

unterdrückt worden. — §. 4. ist ἐπιεικῶς, wie es scheint, durch „eben," übersetzt. Richtiger ist aber wohl die auch mit der Ableitung des Wortes überein stimmende. limitirende Uebersetzung „so ziemlich," welche Franke vorschlägt. —

Statt „die Tyranney" wäre §. 5. wohl besser gewesen mit Jacobs den Ausdruck „die Gewaltherrschaft" beyzubehalten, da jener Ausdruck als Bezeichnung einer Staatsverfassung nicht gebräuchlich ist. — Wenn §. 6. übersetzt ist: „denn es gibt kein Reden und kein Besinnen," so scheint es fast, als habe Hr. D. statt ἡ σκῆψις gelesen ἡ σκέψις. —

Das Wort καιρὸς ist §. 9. übersetzt: „ein günstiger Augenblick," dazu passt aber offenbar nicht οὗτος ὁ τῶν Ὀλυνθίων, „dieser mit Olynth." Der Sinn ist: „die uns von den Olynthiern gebotene günstige Gelegenheit." Jacobs übersetzt etwas zu frey: „Jetzt ist der günstige Zeitpunkt für die Stadt gekommen, dieser frey entstandene Krieg der Olynthier."

Eine bedeutendere Abweichung von der gewöhnlichen Erklärungsweise findet sich §. 15., wo Hr. D. übersetzt hat: „Aber thun wir das, dann ergeht es uns, fürchte ich, eben so wie jenen, die leichtsinnig Gelder gegen große Zinsen ausleihen und nach einem kleinen Gewinn hinterher auch ihr Capital verlieren," Jacobs dagegen: „Sollte dieses geschehen, so fürchte ich, ihr Männer Athens, daß, wie Leute, welche leichtsinnig auf hohe Zinsen borgen, dann eine kurze Frist in Gemächlichkeit leben, nach einiger Zeit aber auch das ursprüngliche Vermögen abtreten müssen," u. s. w. Hr. D. scheint bey seiner Uebersetzung von den Worten καὶ τῶν ἀρχαίων ἀπέστησαν ausgegangen zu seyn, und es ist allerdings nicht zu läugnen, daß τὰ ἀρχαῖα gewöhnlich das Capital heißt. Allein dazu paßt schon das Verbum ἀπέστησαν nicht recht, und der Scholiast bemerkt: ἀρχαῖα τὰ ἐνέχυρα καὶ τὰς ὑποθήκας πολλάκις ὁ Δημοσθένης λέγει, wofür freylich Ref. keine Beweisstellen zur Hand zu haben gesteht. Daß δανείζεσθαι gewöhnlich vom Schuldner gebraucht wird, in der Bedeutung „sich leihen lassen," ist bekannt. Wenn es Hr. D. vom Gläubiger in der Bedeutung „leihen" braucht, so kann er dafür Etymol. M. p. 248, 23. und Bekk. Anecd. p. 239. 2. Δανειζόμενοί τινες λέγονται οὐ μόνον οἱ ὑπόχρεοι ἀλλὰ καὶ οἱ δανεισταί anführen. Die Worte lassen also an sich eine verschiedene Deutung zu; es komme dennoch nur auf den Zusammenhang an, welche die richtige sey. Hierbey möchte besonders die einander entsprechenden Ausdrücke ἐπὶ τοῖς μεγάλους τόκοις und ἐπί πολλῷ in Anschlag zu bringen seyn, welche nach der gewöhnlichen Erklärung beyde auf die zu bringenden Opfer gehen, während Hr. D. das Erstere auf die einzunehmenden Zinsen, das Zweyte, welches er übersetzt: „um jeden Preis," auf das Hinzugebende bezieht. Dieß ist schon mißlich. Betrachten wir ferner die damalige Lage der Athener, so läßt sie sich gewiß eher mit der Lage eines Mannes vergleichen, der sich durch Aufnahme von Capitalien um jeden Preis noch einige Zeit zu halten sucht, als eines solchen, der Capitalien ausleiht, und weil er mit seinem Gelde zu viel gewinnen will, alles verliert. Endlich spricht aber entschieden für die gewöhnliche Erklärung der Schluß des Vergleichs: μὴ . . πολλὰ καὶ χαλεπὰ ὧν οὐκ ἡβουλόμεθα ὕστερον εἰς ἀνάγκην ἔλθωμεν ποιεῖν καὶ κινδυνεύσωμεν περὶ τῶν ἐν αὐτῇ τῇ χώρᾳ, welcher den Worten: ὕστερον καὶ τῶν ἀρχαίων ἀπέστησαν entspricht, so daß τὰ ἀρχαῖα nichts andres als das ursprüngliche Vermögen bedeuten kann; woraus sich ja auch die Bedeutung Capital, im Gegensatze zu den damit zu erwerbenden Zinsen, ganz gut ableiten läßt. Daß die Worte μικρὸν χρόνον bey Jacobs eine genauere Beachtung gefunden haben, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Außerdem ist noch die Uebersetzung folgender Stelle zu beanstanden (§. 19.): „Denn wenn ihr diese Gelder für die Truppen hergebt, so ist gar keine Geldquelle weiter nöthig; wo nicht, dann ist eine nöthig und nöthiger als irgend etwas." Hr. D. hat nämlich in den Worten μᾶλλον δ' ἅπαντος ἐνδεῖ τοῦ πόρου den Genitiv von μᾶλ-

λον abhängig gemacht, statt von dem Verbum ἐνδεῖ, und damit die Epanorthosis in der Aufeinanderfolge der Verba προσδεῖ „wir haben nicht genug,“ und ἐνδεῖ, „wir haben gar keine Mittel,“ aufgegeben. Die Auffassung der Stelle von Jacobs: „Werdet ihr dieses nun den Streitern zurück geben, so bedarf es keiner andern Hülfsquellen; wo nicht, so bedarf es deren, oder vielmehr fehlt es an jeglichen Mittel“ verdient daher den Vorzug, wenn gleich der Ausdruck: „so bedarf es deren,“ nämlich „anderer Mittel“ das Verbum προσδεῖ auch nicht nachdrücklich genug wieder gibt.

Doch, wenn wir einerseits zur Steuer der Wahrheit das offen ausgesprochen haben, worin uns die vorliegende Uebersetzung nicht befriedigt hat, so halten wir es für unsre Pflicht, so wohl dem Verfasser als dem Leser gegenüber, eine im Einzelnen wie im Ganzen wohlgelungene Stelle, als Beleg für die dieser Uebersetzung oben zuerkannten Vorzüge, hier anzufügen. Wir wählen dazu die Paragraphen 21—24.

„Es ist der Mühe werth, zu erwägen und zu bedenken, wie des Philippus Sachen jetzt stehen. Nicht so wohlgerüstet, wie man bey einer oberflächlichen Betrachtung glaubt und behaupten möchte, und nicht sonderlich gut für ihn; auch würde er den Krieg nimmermehr begonnen haben, wenn er geglaubt hätte, ihn führen zu müssen; sondern er hoffte damals durch seine bloße Erscheinung alles in seine Gewalt zu bekommen, und darin hat er sich getäuscht. Diese für ihn unerwartete Wendung der Dinge ist das erste, was ihn nun verwirrt und ganz niederschlägt; zweytens, seine Verhältnisse zu den Thessaliern. Denn dieß war doch gewiß von Natur schon von jeher ein unzuverlässiges Volk für jedermann, ganz besonders aber ist es jetzt gegen ihn wie es immer war. Denn sie haben beschlossen ihm Pagasä abzufordern, haben ihn gehindert Magnesia zu befestigen. Ich hörte auch sagen, sie wollten ihm sogar die Einkünfte von ihren Häfen und

ihren Märkten nicht länger gestatten; denn mit diesen müsse man das thessalische Gemeinwesen verwalten, die dürfe Philippus nicht wegnehmen. Verliert er diese Gelder, so kömmt er mit der Verpflegung seiner Miethstruppen sehr in die Enge. Und vollends die Päonier und Illyrier und kurz alle diese Völker, das darf man glauben, wollen lieber unabhängige und freye Völker seyn als Sclaven. Denn sie sind des Gehorsams nicht gewohnt, und er ist ein übermüthiger Gebieter, wie sie behaupten. Und bey Gott, das ist auch nicht unglaublich, sollt ich denken, denn ein unverdienter Glücksstand ist für den Thoren eine Aufforderung zu schlechter Denkart; daher scheint es so oft schwieriger ein Gut zu bewahren als es zu erwerben. Drum müßt ihr Athener, die Verlegenheit des Philippus als eine Gelegenheit für euch betrachten, und bereitwillig Hand mit ans Werk legen, müßt Gesandte überall hinschicken, wo es noth thut, müßt in Person zu Felde ziehn, müßt alle andern Staaten zur Theilnahme auffordern; denn wenn Philippus einen so günstigen Augenblick fände uns zu schaden, und in unserer Nähe ein Krieg ausbräche, denkt, wie bereit er sich zeigen würde euch anzugreifen. Und ihr schämt euch nicht, wenn euch der Muth fehlt, bey gegebenem Anlaß gegen ihn das zu thun, was ihr von ihm, falls er es vermöchte, zu leiden hättet?“

Wer dieses liest, wird zugeben, daß wir mit der im Eingange ausgesprochenen Anerkennung trotz alles dessen, was wir im Einzelnen zu erinnern fanden, nicht zu viel gesagt haben, und in den Wunsch mit einstimmen, daß die vorzüglichsten aus dem Alterthume uns überlieferten Reden in einer ähnlichen Uebersetzung zu einer Sammlung vereinigt werden möchten, um als Muster für die moderne Beredsamkeit zu dienen.

L. v. Jan.

Physisch-geographische Skizze von Island mit besonderer Rücksicht auf vulkanische Erscheinungen. Von W. Sartorius von Waltershausen. Göttingen 1847. 142 S. 8. (Abgedruckt aus den Göttinger Studien 1847.)

Eine Reise nach Island, die der Verfasser im Sommer 1846 durch die Liberalität des Königs von Dänemark zu machen Gelegenheit hatte, gab ihm den Stoff zur vorliegenden Skizze der physisch-geographischen Verhältnisse dieser merkwürdigen Insel, die so überaus selten von deutschen Naturforschern besucht worden ist. Die Schilderung, die er von ihr entwirft, ist so frisch und lebendig, daß sich ein sehr klares Bild von ihrer Beschaffenheit gewinnen läßt. Die allgemein topographischen, die klimatischen, die geognostisch-geologischen und vulkanischen Verhältnisse Islands sind ausführlich erörtert. Da es uns hier nicht darum zu thun ist, den Leser in das Detail eines leicht zugänglichen Werkes einzuführen, als vielmehr nur auf dasselbe aufmerksam zu machen, so begnügen wir uns, bloß des Verf. Urtheil über eine merkwürdige Erscheinung, die sogenannten Gletscherstreifen, Schlifflächen und die Diluvionsschrammen anzuführen, die seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Geologen im hohen Grade erregt und sehr verschiedenartige Erklärungen und heftige Streitigkeiten erregt haben.

Der Verf. stellt sich nämlich mit der größten Entschiedenheit der Annahme von einer allgemeinen Eiszeit der Erde gegenüber, indem er von dieser Hypothese behauptet, daß sie sowohl voreilig, als irrig sey. In ersterer Beziehung äußert er sich also:

> Es hat sich auch bey dieser Frage der große Nachtheil herausgestellt, der sich trotz so vieler Erfahrungen aus der Geschichte der Wissenschaft immer aufs Neue wiederholt, daß man eine Erscheinung bey vorgefaßten Meinungen durch unzeitige Hypothesen zu erklären suchte, während der Weg exacter umsichtiger Beobachtung zuerst betreten, uns von selbst auf einen sichern Boden und hinterher zu einer haltbaren Theorie geführt haben würde.

Als irrig bezeichnet der Verf. die Annahme, daß die Politur und Streifung mancher Felsen durch die in der allgemeinen Eiszeit erfolgten Gletscherbewegungen bewirkt worden sey, indem mit einer solchen Voraussetzung das Vorkommen von undulirten Schlifflächen und von bogenförmig übereinander greifenden, zu einem Netzwerke sich verbindenden Linien, wie solche in Island und Skandinavien gefunden werden, sich nicht vereinigen läßt.

> Um so mehr ist das eine Zeitlang ziemlich allgemein verbreitet gewesene Mährchen einer sogenannten Eiszeit, woran wohl Niemand je im Ernst geglaubt hat, als mit allen Erscheinungen im Widerspruch auf das Entschiedenste zurückzuweisen und als eine schon todt zur Welt gekommene geologische Mißgeburt, der man wie einem falschen Götzen von vielen Seiten ohne allen Grund Weihrauch zu streuen für gerathen hielt, endlich aus der Wissenschaft zu verdrängen.

Der Verf. ist der Meinung, daß die Streifung und Glättung mancher Felsen eine Wirkung des Treibeises sey, und das Vorkommen dieser Erscheinungen in sehr verschiedenen Höhen leitet er aus dem Umstande der allmähligen Emporhebung des Festlandes ab; eine Annahme, der freylich auch noch zu ihrer Evidenz jeder sichere Haltpunkt abgeht.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.
Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. December 1848.

Herr Prof. Pettenkofer las:
über die Trennung der Phosphorsäure von den alkalischen Erden.

Seit mehreren Jahren bediene ich mich zur Trennung der Phosphorsäure von den Oxyden des Kalciums und Magnesiums, wie wir diese Verbindungen in den thierischen Knochen finden, einer Methode, welche mir sehr viele Bequemlichkeiten darzubieten scheint. Sie beruht auf der längst bekannten innigen Affinität des Kalkes und der Oxalsäure. — Man hat bisher vorzüglich drey Methoden zur Scheidung der Phosphorsäure von den alkalischen Erden benützt.

Nach der ersten derselben werden die phosphorsauren Erden mit kohlensaurem Natron oder Kali, oder mit einem Gemenge aus beyden geschmolzen, um kohlensaure Erden und phosphorsaure Alkalien zu erhalten. Durch dieses Verfahren, wodurch zwar der Bittererde die Phosphorsäure vollständig entzogen wird, können die phosphorsaure Kalk-, Strontian- und Baryt-Erde nie gänzlich zersetzt werden. — Es ist eines jener vielen Beyspiele von partieller Zerlegung in der analytischen Chemie.

Nach der zweyten Methode werden die Erdphosphate in Salzsäure gelöst, mit Spiritus und Schwefelsäure versetzt, wodurch man in Spiritus unlösliche schwefelsaure Erden darstellt. Baryt und Strontian werden auf diese Weise vollkommen abgeschieden — natürlich auch ohne Spiritus; die Kalkerde wird gleichfalls vollständig, wenn auch schwieriger abgeschieden; nur theilweise oder unter Umständen selbst gar nicht die Bittererde.

Wegen dieser Uebelstände haben Will und Fresenius die Eigenschaft des phosphorsauren Eisenoxydes, in freyer Essigsäure unlöslich zu seyn, benützt, und dadurch sehr genaue Resultate erlangt. Diese Methode hat die einzige Unbequemlichkeit, daß dieser Niederschlag von basisch phosphorsaurem Eisenoxydhydrat, dem sich unter den Umständen seiner Entstehung auch noch eine nicht unbedeutende Menge von Eisenchlorid-Eisenoxydhydrat beygesellt, sehr voluminös ist, viele Zeit zum Auswaschen erfordert, — und die Phosphorsäure an eine verhältnißmäßig große Quantität Eisenoxyd gebunden erhalten wird.

Baron von Bibra hat bey seinen zahlreichen Knochenanalysen, wo er immer mit der Trennung der Phosphorsäure von Kalk- und Bittererde zu schaffen hatte, die Erdphosphate in Salpetersäure gelöst, und diese Lösung mit essigsaurem Bleyoxyde in Ueberschuß versetzt. Man erhält die Phosphorsäure mit sehr wechselnden Mengen von Bleyoxyd verbunden, kann mithin aus diesem Niederschlage nicht direct die Menge der Phosphorsäure bestimmen, und muß, um Kalk und Bittererde dann zu fällen, zuvor alles Bleyoxyd durch einen Strom Schwefelwasserstoff entfernen.

Da die Phosphorsäure in so verschiedenen stöchiometrischen Verhältnissen mit den alkalischen Er-

den zu Salzen sich verbindet, so muß es von sehr großer Wichtigkeit seyn, jede sogenannte Bestimmung durch den Verlust zu umgehen, und sowohl Säure als auch Basis direct bestimmen zu können.

Die von mir angedeutete Methode wird nach folgenden allgemeinen Regeln ausgeführt.

Man löst die Erdphosphate in möglichst wenig Salzsäure, und prüft mit Kieselfluorwasserstoffsäure und Schwefelsäure auf Baryt und Strontian, welche durch diese beyden Säuren auch quantitativ auf bekannte Weise bestimmt werden. Um Kalk und Bittererde zu bestimmen, werden aus der Auflösung einer gewogenen Quantität Baryt und Strontian durch Schwefelsäure zugleich entfernt, und die freyen Mineralsäuren des Filtrates durch essigsaures Alkali neutralisirt. Man gießt nun oxalsaures Ammoniak so lange hinzu, als ein Niederschlag entsteht, und erhitzt zum Kochen, wobey aller Kalk frey von Phosphorsäure als Oxalat gefällt wird. Das Kochen ist unumgänglich nothwendig. Der Kalk wird als kohlensaurer gewogen. In der Auflösung, woraus die drey eben genannten alkalischen Erden entfernt worden sind, ist alle Phosphorsäure und alle Bittererde enthalten. Man fügt nun Ammoniak bis zum Ueberschuß hinzu, wodurch alle Bittererde als phosphorsaure Ammoniakmagnesia gefällt wird, welche mit ammoniakhaltigem Wasser ohne Verlust ausgewaschen werden kann (Fresenius). Nach dem Glühen und Wägen berechnet sich mit Leichtigkeit die Menge Bittererde und Phosphorsäure nach der Formel $PO_5 + 2\,MgO$.

Um die mit den übrigen alkalischen Erden verbundene Phosphorsäure zu präcipitiren, versetzt man das ammoniakalische Filtrat unter den üblichen Cautelen mit einem Bittererdesalze, wodurch wieder phosphorsaure Ammoniakmagnesia erhalten wird, welche ganz so wie der vorhergehende Niederschlag behandelt wird. Man ersieht, daß auf diese Weise mit Leichtigkeit jede alkalische Erde und auch die Gesammtmenge der Phosphorsäure mit größter Präcision bestimmt werden kann. — Besonders bey der Analyse der Knochen, wo man es vorzüglich nur mit dem Kalk- und Magnesiaphosphat zu thun hat, bietet diese Methode, den phosphorsauren Kalk in oxalsauren zu verwandeln ꝛc., viele Bequemlichkeiten dar. Hat man zu gleicher Zeit Eisenoxyd und Thonerde bey den Erdphosphaten, so wird dadurch dieser Gang der Untersuchung nicht im mindesten gestört. — Wie die Bittererde, so bleiben auch Eisenoxyd und Thonerde anfänglich in der Oxalsäure gelöst. Um ihre Präcipitation zugleich mit der Bittererde zu verhindern, setzt man vor dem Hinzugießen des Ammoniaks eine hinreichende Quantität weinsteinsaures Kali oder Natron zu, wodurch die Fällbarkeit der Bittererde als $PO_5 + 2\,MgO + AmO$ nicht im mindesten beeinträchtigt, die des Eisenoxydes und der Thonerde aber bekanntlich gänzlich verhindert wird. — Die beyden letzten Körper können nach Entfernung aller Phosphorsäure nach andern bekannten Methoden gefällt werden.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Januar 1849.

Herr Hofrath von Martius legte vor:

Herrn Dr. Sendtner's Bericht über die Bereicherungen der oberbayrischen Moosflora seit den letzten zwey Jahren.

Der Jahrgang 1846 der gelehrten Anzeigen enthielt (N. 197—202) eine Schilderung der Laubmoosflora von Oberbayern. Es wurden 280 Arten von Laubmoosen angeführt, welche in diesem Gebiete bis dahin aufgefunden waren, doch dabey die Vermuthung geäußert, daß mit dieser Zahl die Laubmoosflora Oberbayerns keineswegs erschöpft sey (S. 554). Das Resultat der seit dieser Zeit fortgesetzten bryologischen Thätigkeit bestätigt nicht blos diese Vermuthung, sondern übertrifft sie weit, indem es nicht blos einen großen Theil der muthmaßlich in dem Gebiete gedachten Arten, sondern auch mehrere höchst seltene Moose als überraschende Funde unserer Flora beyzählt. Manche derselben sind bis jetzt nur an sehr vereinzelten und mitunter weit entlegenen Standorten angetroffen worden. So wurde Bryum articum nur am Faulhorn in der Schweiz, am Manhard in den julischen Alpen und in Norwegen

angetroffen; Desmatodon Laureri auf der Leite bey Heiligenblut in Kärnthen, am Manhard, am Faulhorn und in Norwegen; Desmatodon obliquus auf der Pasterze bey Heiligenblut, am Raſtadtertauern im Salzburgiſchen und in Norwegen; Desmatodon systylius auf Dovrefield und Gulbrandsdalen in Norwegen; Encalypta longicolla in der Wohein und in Norwegen; Tayloria Rudolphiana auf dem Raſtadtertauern und in Oberöſterreich am Dürrenſtein; Gymnostomum bicolor am Raſtadtertauern und auf der Czerniala in den juliſchen Alpen.

Vermehrt durch dieſe neuen Funde zählt die oberbayriſche Mooſsflora bereits 320 Arten, ſo daß ſie jetzt nur mehr um 8 Arten ärmer erſcheint als die Sudeten. Hingegen haben neuerdings ſtattgefundene Zählungen auch die Mooſsflora des Harzes (nach Hampe) auf 338 Arten und die Scandinaviens (nach J. Angſtröm) auf 448 Arten feſtgeſtellt.

An dieſe Entdeckungen für das Areal neuer Arten knüpfen ſich noch die einiger neuer Standorte für früher bereits aufgefundene ſeltene Arten, welche vereint hier vorgelegt werden, mit dem Bemerken, daß auch einige Arten aufgeführt ſind, welche in den die oberbayriſchen Alpen zunächſt begrenzenden und demſelben Zuge ſowie derſelben petrographiſchen Bildung angehörigen Algäueralpen gefunden wurden, da es ſehr viele Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, daß unter den obwaltenden gleichen climatiſchen und geognoſtiſchen Bedingungen auch auf oberbayriſchem Boden dieſelben ihr Vorkommen haben.

Anacalypta latifolia Br. germ. *). Im Algäu auf dem Linkerskopf bey 6856 par. Fuß Höhe.

Anodus Donianus Br. eur. Auf Molaſſenſandſtein um Rothenbuch bey Schongau und am Peiſſenberg; ferner in den Schleifſteinbrüchen bey Weil unweit Schlehdorf: Gattinger, Arnold.

Barbula mucronifolia Br. eur. Im Algäu auf dem Zeiger, Schattenberg und Seekopf, nie unter 5300 Fuß.

Bryum acuminatum Br. eur. γ. polyseta Br. eur. Im Algäu auf dem Schlappoltereck bey 5400.

Bryum annotinum Hedw. Im Algäu auf dem Zeiger und Daumen, an beiden Orten über 5000 Fuß.

Bryum arcticum Br. eur. Sehr ſchön und häufig im Algäu auf dem Linkerskopf von 6856 Fuß an.

Bryum cernuum Br. eur. Auf dem Krotenkopf bey Partenkirchen.

Bryum crudum Schreb. Auf der Römerſchanze bey München: Gattinger. Am Hohenofen im Algäu bis 6358 Fuß.

Bryum demissum Hook. Dieſes ausgezeichnete Hochalpenmoos fand Herr Dr. Einſele, Gerichtsarzt in Berchtesgaden, auf dem Hochbrett in ſchneefreyen Ritzen des Felsplateau's.

Bryum Ludwigii Spreng. Auf der Linkersalpe im Algäu bey 5199 Fuß.

Bryum intermedium Brid. Am Iſarkies unter der Menterſchweige bey München: Gattinger.

Bryum pallescens Schw. β. contextum Br. eur. In der Einſattlung zwiſchen dem Krotenkopf und Biſchof bey Partenkirchen.

γ. boreale Br. eur. Am Linkerskopf im Algäu.

Bryum pyriforme Hedw. Pullach bey München: Gattinger.

Bryum turbinatum Hedw. γ. latifolium Br. eur. (Br. Schleicheri Schwägr.). In ſehr kalten Quellen ($1\frac{1}{2} - 2^{\circ}$ R. im Auguſt) auf der Benediktenwand: Gattinger; im Algäu auf dem Daumen und Schlappoltereck.

Bryum Zierii Dicks. In der Graſeckerklamm bey Partenkirchen: Arnold; an der Römerſchanze bey Grünwald und bey der Ochſenalpe auf der Benediktenwand: Gattinger.

Buxbaumia indusiata Brid. Graſeckerklamm bey Partenkirchen: Arnold.

Catharinea angustata Brid. Am Buchberg bey Tölz auf Molaſſenſand mit Dicranum heteromallum, Polytrichum aloides und Catharinea undulata; im Algäu bey Tiefenbach.

Catharinea tenella Röhl. Im Walde zwiſchen Forſtenried und Sendling bey München: Arnold.

*) Die mit geſperrter Schrift gedruckten Arten ſind neu für die Flora.

Ceratodon cylindricus Hüb. Deutenhausen bey Dachau: Gattinger.

Desmatodon latifolius Brid. Im Algäu auf dem Hohenifen und Linkerskopf.

Desmatodon Laureri Br. eur. Im Algäu auf dem Linkerskopf.

Desmatodon obliquus Br. eur. Im Algäu auf dem Linkerskopf.

Desmatodon systylius Br. eur. Im Algäu auf dem Linkerskopf. Auf einem sehr beschränkten Platze auf steiler Nordwestlehne wuchsen bey 6856 Fuß Höhe (barometrisch gemessen) auf riesselig thonigkalkigem Boden die vier genannten Desmatodonten mit Anacalypta latifolia, Barbula mucronifolia, Encalypta ciliata, Bryum arcticum, Hypnum apiculatum, Leskea laeta, Draba Wahlenbergii und Saussurea alpina.

Dicranum curvatum Hedw. Bey Balderschwang im Algäu.

Dicranum rufescens Turn. Deutenhausen bey Dachau: Gattinger.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat December 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XVII. Heft II. August. Landau 1848. 8.

Von der Société vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. No. 18. Lausanne 1848. 8.

Von Hrn. M. Johnson:

Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford, year 1846. Vol. VII. Oxford 1848. 8.

Von der Royal Asiatic Society in Madras:

Madras Journal of literature and science. July — December 1847. No. 33. Vol. XIV. Part II. Madras 1848. 8.

Von der Observatory of Cambridge:

Astronomical observations. Vol. IX — XIII. For the year 1836 — 1841. Cambridge 1837 — 1844. gr. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXVII. No. 10 — 16. Sept. — Octbr. 1848. Paris 1848. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in München:

Centralblatt. November 1848. München 1848. 8.

Von der Académie imperiale des sciences de St. Pétersbourg:

Mémoires. Sciences Mathématiques, Physiques et Naturelles. Première partie. Tom. IV. V. 1. u. 2. 5. u. 6. livraisons. Seconde partie. Tom. VI. 1. u. 2. livrais. St. Pétersbourg 1848. 4.

Recueil des actes de la séance publique, tenue le 11. Janvier 1847 u. le 29. Decbr. 1845. St. Pétersb. 1847. 4.

Von Hrn. Lieut.-Colonel Everest in London:

An account of the measurement of two sections of the meridional arc of India. London 1847. 8.

Von der Société des sciences de Finlande in Helsingfors:

Acta Societatis scientiarum Fennicae, Tomi secundi fasciculus IV. Helsingforsiae 1847. 4.

Notiser ur sällskapets pro fauna et flora Fennica förhandlingar. Första Häftet. Helsingfors 1848. 4.

Von der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft in Bern:

Verhandlungen derselben bey ihrer Versammlung zu Schaffhausen, 26. 27. 28. Juli 1847. Schaffhausen 1847. 8.

Mittheilungen aus dem Jahre 1847. No. 103 — 134. Bern 1847. 8.

Die wichtigsten Momente aus der Geschichte der drey ersten Jahrzehnte der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Zürich 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Fischer in St. Petersburg:

Abhandlung über die in der Umgebung von St. Petersburg vorkommenden Crustaceen aus der Ordnung der Branchiopoden und Entomostraceen. St. Petersburg 1848. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.
Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Hofrath v. Martius legte vor:
Hrn. Dr. Sendtner's Bericht über die Bereicherungen der oberbayrischen Moosflora seit den letzten zwey Jahren.

(Schluß.)

Dicranum Sauteri Br. eur. Hohe Tanne bey Schlehdorf und im Algäu nicht selten.

Dicranum Schreberi Hedw. Im Moose zwischen Thalkirchen und dem Judenkirchhof an einem Graben häufig.

Dicranum squarrosum Schrad. Am Seealperfee im Algäu.

Dicranum virens Hedw. Auf dem Karwendl: Gattinger. In den Algäueralpen z. B. auf dem Hochvogel, Daumen, Schlappoltereck.

Didymodon cylindricus Br. eur. Um Klein-Weil bey Schlehdorf und bey Benediktbeuern: Gattinger.

Encalypta ciliata Hedw. Auf dem Linkerskopf im Algäu über 5000′ Höhe.

Encalypta longicolla Br. eur. Auf der Nordseite des Schattenberges und des damit zusammenhängenden Seekopfes bis zur sogenannten Fischerrinne im Algäu. Ueber 5000 Fuß Höhe.

Encalypta rhabdocarpa Schw. Im Algäu auf dem Linkerskopf, Hochvogel, Hohenifen, Seekopf, immer über 6000′ Höhe.

Encalypta vulgaris Hedw. δ. alpina. Auf dem Karwendl: Gattinger.

Gymnostomum bicolor Br. eur. Im Algäu auf dem Hochvogel in der Nähe des sogenannten Balkens bey 6200′ Höhe.

Gymnostomum curvirostrum Hedw. γ. pallidisetum N. et H. Algäu am Stuibenfall im Oythal. γγ. brevisetum N. et H. Am Karwendl: Gattinger.

Gymnostomum tenue Schrad. Weil bey Schlehdorf: v. Martius.

Hypnum (Isothecium) apiculatum Hüb. Auf dem Linkerskopf im Algäu.

Hypnum callichroum Brid. Im Algäu mit Früchten am Schattenberg und Schlappoltereck zwischen 5000 und 5500 Fuß; steril in compacterer Form in bedeutendern Höhen am Linkerskopf und Hohenifen.

Hypnum grimsulanum Schimp. Im Algäu auf dem Daumen und Hohenifen über 6200′ Höhe.

Hypnum nemorosum Koch. Im Grünwalderpark bey München: Arnold. Zwischen Schlehdorf und Ohlstadt auf der sogenannten Hohentanne am Hirnschnitte eines faulen Buchenstammes.

Hypnum pseudoplumosum Brid. Auf der Sauersbergeralpe bey Tölz.

Hypnum rivulare Bruch. Am Kesselberg beym Wallersee, am Blomberg bey Tölz, im Grünwalderpark.

Hypnum rugosum Hedw. Dieses Moos wurde von H. Gattinger ober der Menterschwaige bey München mit einer Frucht aufgefunden.

Leskea irrorata Sendt. (Leskea chrysea Hornsch.?) Mit Früchten an den Isarabhängen

bey Grünwald: Gattinger, und im Höllenthale bey Garmisch: Arnold. Steril häufig an feuchten Felswänden in Ritzen, z. B. bey Harlaching um München, bey den sieben Quellen um Starnberg, in den Alpen.

Leskea laeta Schimp. Auf dem Linkerskopf im Algäu.

Leskea pallescens Hedw. In der obern Berg- und untern Alpenregion in den Alpen, z. B. am Wege von der Kohlstatt zur obern Hausstadtalpe an der Benediktenwand: Gattinger. Desgleichen im Algäu.

Meesia tristicha Bryol. eur. Geht bis ins Hochgebirge, z. B. auf der Schatzkehlalpe bey Berchtesgaden: Dr. Einsele.

Mnium affine Bland. Im Höllenthal bey Garmisch in der Nähe der Marklamm; im Algäu.

Mnium Nornum L. Spielmannsau im Algäu.

Mnium orthorhynchum Brid. Im Höllenthal bey Garmisch in der Nähe der Marklamm.

Mnium spinosum Hedw. Oesteralpe bey Partenkirchen: Arnold. Rakenköpfe und Oythal im Algäu.

Mnium stygium Br. eur. Moos bey Lochhausen an der Augsburger Eisenbahn.

Neckera pumila Hedw. Schellenberg bey Berchtesgaden: Berger in C. Schimpers Herbar.

Orthotrichum tenellum Bruch. In den Isarauen bey München an einer Weide: Gattinger.

Polytrichum nanum Brid. Außerhalb Grünwald bey München im Graben neben dem Gangsteig nach dem Park.

Polytrichum piliferum Schreb. Haiden um Maisach an der Augsburger Eisenbahn: Arnold. Deutenhausen bey Dachau: Gattinger.

Polytrichum sexangulare Hoppe. Am Daumen und Zeiger im Algäu mit Früchten, und zwar schon bey einer Höhe von 5300 Fuß.

Pterogonium repens Schw. Um Berchtesgaden: Dr. Einsele.

Pterogonium striatum Schw. Im Algäu.

Racomitrium aciculare Brid. Langewang im Algäu auf Quarzfels.

Racomitrium sudeticum Br. eur. An einem erratischen Block auf dem Buchberg bey Tölz; mit Früchten auf dem Schlappoltereck im Algäu.

Splachnum ampullaceum L. Am Ufer der Bischofwieserachen bey Berchtesgaden: Dr. Einsele.

Splachnum Fröhlichianum Hedw. Häufig in den Algäueralpen.

Splachnum serratum Hdw. Im Algäu auf dem Zeiger und Hochvogel.

Splachnum sphaericum L. In den Algäueralpen.

Splachnum urceolatum Hedw. Am Gipfel des Schneibsteins bey Berchtesgaden: Dr. Einsele.

Tayloria Rudolphiana Br. eur. Häufig um Partenkirchen, z. B. auf der Oesteralpe, bey der Hammersbacherklamm, im Rainthale, an Buchen- und Ahornstämmen bey 20 Fuß über dem Boden: Arnold. In der Spielmannsau im Algäu.

Tayloria splachnoides Hook. Ried bey Schlehdorf, Rabenkopf bey Kochel.

Timmia austriaca Hedw. Wasserscheide an der Schönbergalpe im Algäu.

Trichostomum glaucescens Hedw. Krotenkopf bey Partenkirchen: Arnold.

Trichostomum pallidum Hedw. Bey Ebersberg: Kummer.

Trichostomum tophaceum Brid. Klein-Weil bey Schlehdorf: Arnold.

Weisia crispula Hedw. Häufig im Algäu, z. B. im Berggündlesthal, im Rappenalperthal.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 10. Februar 1849.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Dr. Nathaniel Wallich, auswärt. Mitglied der k. b. Akademie an den Classensecretär d. d. London 27. Oct. 1848.

Die Stelle als Superintendent des botanischen Gartens zu Calcutta, welche, nach D. Roxburgh und Francis (Buchanan) Hamilton, von mir

bekleidet war, ist nun von dem Hofe der Directoren der ostindischen Compagnie dem Dr. Falconer übertragen worden.

Die ihm ausgeworfene Besoldung beträgt monatlich 1500 Compagnie-Rupien oder 1800 Pf. Sterling jährlich. Dr. Falconer hat sich neuerlich auf dem Felde der Palaëontologie durch seine wichtige Fauna antiqua Sivalensis und durch eine interessante Abhandlung in den Researches der Asiatic Society über das Sivatherium, ein erloschenes Geschlecht von Wiederkäuern, hervorgethan. Er ist ebenso, wie ich es war, Prof. der Botanik an dem medical College von Calcutta. An dem botanischen Garten zu Searampore im nordwestlichen Indien ist gegenwärtig Dr. Jameson angestellt, welcher Garten zuerst von Goven, dann von Royle und endlich von Falconer dirigirt wurde. Von diesem Etablissement abhängig sind die Theepflanzungen in Kamaon, wo der ächte chinesische Theestrauch vortrefflich gedeiht.

Herr Fortune, welcher vor Kurzem ein interessantes Buch über China veröffentlicht hat, ist vor einigen Monaten von den Directoren der ostindischen Compagnie wieder nach jenem Land geschickt worden, um Erkundigungen über die Cultur des Thees, so wie Pflanzen und Saamen von den geschätztesten Varietäten einzusammeln

Auf einer Mission nach Thibet befindet sich Dr. Thomson, Sohn des berühmten Prof. zu Glasgow. Wir dürfen von ihm sehr schätzbare botanische Nachrichten erwarten, ebenso wie von Dr. Jos. Hooker, Sohn des würdigen Superintendenten der Gärten zu Kew, welcher bereits im sechsten Bande des botan. Journals von London Nachrichten über die Reise seines Sohnes über Aegypten nach Calcutta mitgetheilt hat.

In der Präsidentschaft von Madras wirkt fortwährend mit größtem Eifer und Erfolg Dr. Rob. Wight, welcher, wie Sie wissen, die der Compagnie gehörigen Baumwollen-Plantagen in Malabar beaufsichtigt und höchst wichtige Verbesserungen in der Culturmethode eingeführt hat. Von seinem großen Werke Icones plantarum Indiae orientalis ist nicht bloß der dritte Theil geschlossen, sondern bereits das erste Heft des vierten erschienen. Das Spicilegium Neilgherense und die Illustrations of Indian botany, von welchen der zweyte Band fast vollendet, enthalten viele höchst schätzbare Nachrichten.

Der botanische Garten zu Bombay steht unter der Aufsicht von Dr. Alex. Gibson. Außerdem wirken noch mehrere Civil- und Militärbeamte mit großem Enthusiasmus für die Untersuchung der ostindischen Flora, so Hr. Edgeworth im nordwestlichen Hindostan und Hr. J. S. Low zu Tannah in der Präsidentschaft Bombay. Dr. Stocks, welcher Vaccinator general und Inspektor der Wälder in Scinde ist, und Major Madden von der bengalischen Artillerie sind sehr eifrige und kenntnißreiche Botaniker. Der erstere hat reiche Sammlungen aus Scinde an Sir William Hooker und an Dr. Royle gesendet, begleitet von höchst schätzbaren Notizen. Die dortige Flora kommt in vielen Punkten mit jener von Arabien und Aegypten überein. Gegenwärtig ist Dr. Stocks mit einer Arbeit über die Pflanzen beschäftigt, welche in den Geschichtschreibern von Alexander des Großen Zug nach Indien vorkommen. Major Madden hat eine sehr schätzbare Nachricht über die indischen Zapfenbäume geliefert, so wie neuerlich andere über die Flora von Kamaon.

In dem botan. Garten zu Peradenia bey Candy auf Ceylon wirkt Dr. Gardner mit immer regem Enthusiasmus, und wir dürfen bald eine reiche Flora jener Insel aus seiner Feder erwarten.

Sie sehen demnach, daß die Botanik in Ostindien mehr als früher und sehr thätige Arbeiter besitzt.

Auch auf dem Cap der guten Hoffnung wird nun ein Gouvernementsgarten unter der Leitung des Rev. Dr. James Adamson eingerichtet, wozu die Regierung einen Theil des Grundes zunächst dem Gouvernementshause, worauf ehemals schon ein botan. Garten stand, abgetreten hat. Die wichtigsten Gewächse aus dem Garten des verstorbenen Bar. Ludwig sind dafür angekauft und dorthin versetzt worden. Dieses Etablissement war schon früher durch mich, so wie später durch Sir W. Hooker und

Sir J. Herschel beantragt worden, und die Wichtigkeit und Nützlichkeit desselben wird sich alsbald ergeben.

Dr. Adamson hat bereits den ersten Rapport über diese Anstalt drucken lassen.

Von dem lithographirten Catalog der durch mich vertheilten ostindischen Pflanzen ist folium 299 erschienen, welches die Zahl der Arten auf 8911 bringt. Es erübrigen aber noch mehrere Arten aus den Familien der Aristolochieä, Araceä u. s. w., so daß die Gesammtzahl sich zwischen 9000 und 9100 Arten erheben wird. Außerdem sind noch zahlreiche Herbarien von solchen Pflanzen vorhanden, welche ursprünglich nicht in Indien einheimisch, aber in dem Garten von Calcutta gezogen worden sind.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten Januar und Februar 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Sr. Kaiserl. Hoheit dem Hrn. Herzog von Leuchtenberg:

Ausführliche Untersuchung des schwarzen Niederschlags, welcher sich an der Anode bildet bey der Zersetzung des Kupfervitriols in großen Massen durch den galvanischen Strom. Peterhof 1848. 8.

Von Hrn. Director Kupfer in St. Petersburg:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines etc. Année 1845. No. 1. 2. St. Pétersbourg 1848. gr. 4.

Résumés des observations météorologiques faites dans l'étendue de l'empire de Russie etc. I. Cahier. St. Pétersb. 1846. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Sept. Oct. Nov. 1848. Berlin 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Guyon in Algier:

Histoire chronologique des épidémies du nord de l'Afrique. 8.

Von Hrn. Director Karl Kreil:

Magnetische und geognostische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate. I. Jahrg. Prag 1848. 4.

Von dem landwirtschaftlichen Verein in Bayern:

Centralblatt. December 1848. 8.

Von Hrn. Director C. L. v. Littrow:

Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. 30. Th. Neuer Folge X. Band. Wien 1848. 4.

Von der Société royale d'Agriculture de Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles, d'agriculture et d'industrie. Tom. X. Année 1847. Lyon. gr. 8.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1847. Breslau 1848. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXVII. No. 17 — 25. Octbr. Novbr. 1848. Paris 1848. 4.

Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. I. II. III. Heft. Wien 1848. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen I. u. II. Heft. Wien 1848. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen. Heft II. No. 14 — 26. Zürich 1848. 8.

Von der Asiatic Society in London:

Journal. No. XVIII. London 1848. 8.

Von der Royal Irish-Academy in Dublin:

Proceedings. Vol. III. Part. I. II. Dublin 1846. 8.

Transactions. Vol. XXI. Part. I. II. Dublin 1846. 1848. 4.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. No. 15. August 1848. London 1848. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.
Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 20. Januar d. J. hielt Hr. Prof. Dr. Rudhart einen Vortrag über:

Die Schlacht bey Tulbiacum und ihre Folgen *).

Die Schlacht zwar nicht, wohl aber der Ort, wo sie sich zugetragen, und die Folgen der Schlacht sind wieder, wie schon früher, so auch in unsern Tagen in Zweifel gezogen worden **); daher einige Worte über das Ereigniß und seine Folgen.

Zuerst eine möglichst getreue Schilderung der Schlacht nach dem Berichte der Quellenschriftsteller sammt einer Erklärung derselben, sodann die Folgen dieses Treffens im Allgemeinen und insbesondere für die deutschen Stämme. Vielleicht läßt sich aus dem Vortrage beyder bestimmen, um welche Zeit und an welchem Ort die Schlacht vorgefallen.

I.

Die Alamannen-Schlacht vom J. 496.

(Gregor. Turon. hist. Francorum, L. II. cap. 30, verglichen mit L. II. cap. 37. Edit. Ruinart.)

Schwerlich würde es dem frommen Gregor von Tours († 595) in den Sinn gekommen seyn, über diese Alamannen-Schlacht in solcher Ausführlichkeit sich zu verbreiten, hätte sich nicht an dieselbe die endliche Bekehrung Chlodwig's zum orthodoxen Christenthume als unmittelbare Folge geknüpft. Das Leben heiliger Väter der Kirche, Gründungen von Gotteshäusern, kirchliche Feyerlichkeiten mit einer gewissen Vorliebe und Salbung zu beschreiben, dieß

*) Tulbiacum, heut zu Tage Zülpich in der preußischen Rheinprovinz und im Kreise Eüskirchen gelegen, ein Städtchen mit einem Friedensgericht und 1260 Einwohnern. Tacitus nennt es Tolbiacum in finibus Agrippinensium, Hist. IV. c. 79; das Itinerar. Antonini, Tolpiacum. Man vergl. Hadriani Valesii Notitia Galliarum, Parisiis 1675, gr. fol. p. 556, col. 2. — Pertz M. G. H. II. 279. I. 592. V. 375 etc.

**) Für die Schlacht bey Tulbiacum und für Chlodwigs Vordringen in das Alamannenland spricht sich Hadrian Valois (rerum Francicarum usque ad Chlotarii senioris mortem Libri VIII. Luteciae Parisiorum, 1646 gr. fol. I. Th. Lib. VI. p. 255 ff., vorzüglich p. 259, 260, 261, 262) aus; anderer Neuerer z. B. Joh. Jac. Mascou, Geschichte der Teutschen, II. Th. 2. Aufl. Leipzig 1750. 4. p. 14, 15. Not. 4. nicht zu gedenken. — Gegen dieselbe, oder vielmehr für diese am Oberrhein vorgefallene Schlacht: AA. SS. Febr. 6. T. I. p. 295, col. 1 et 2. Vita S. Vedasti ab Alcuino emendata, vorzügl. p. 796, not. e. u. l. — Ferner AA. SS. Septemb. T. VII. (25. S pt.) Vita S. Solennis, im Comment. praevio §. 20 — 25. p. 66 — 67. — Zeuß in den Gel. Anz. 1842. p. 491, u. die Deutschen und die Nachbarstämme p. 322, 323; da heißt es: „die Schlacht sey ohne Zweifel an den Ufern des Oberrheines vorgefallen," und in den Gel. Anz. am angef. Orte: „man wisse nicht einmal mit Sicherheit, wo diese Schlacht vorgefallen." —

Geschäft sagt dem Gregor von Tours mehr zu, als sich mit der Schilderung grausamer und würgender Schlachten zu befassen. —

„Die Königin (Chrotechilde = Clotilde) hörte nicht auf," — so erzählt Gregor, — „dem Könige Chlodovech vorzustellen, er möge den wahren Gott erkennen und die Götzen vernachläßigen; aber auf keine Weise konnte er bewogen werden, dieß zu glauben, bis ihn endlich einmal der Krieg gegen die Alamannen bewog; in welchem Kriege er durch die Noth gezwungen wurde, zu bekennen, was er früher ohne Zwang geweigert hatte. Es geschah aber, daß beym Kampfe beyder Heere viel Volkes erschlagen wurde und das Heer Chlodovech's anfing, eine völlige Niederlage zu erleiden. Dieß sehend, sprach Er mit zum Himmel erhobenen Augen, zerknirschten Herzens und bis zu Thränen bewegt also: Jesus Christus, Du, den Chrotechildis als den Sohn des lebendigen Gottes preist, der Du den mit Mühen ringenden Hülfe bringen und Jenen, die auf Dich hoffen, den Sieg verleihen sollst; den Ruhm Deines Beystandes flehe ich an, so, daß, wenn Du mir den Sieg über diese Feinde hier verleihen wirst, und ich jene Gewalt werde erfahren haben, welche das nach Deinem Namen genannte Volk von Dir erprobt zu haben sich rühmt, ich an Dich glauben und auf Deinen Namen getauft werden will. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber, wie ich gewahre, sind sie entfernt, mir zu helfen, weßhalb ich glaube, sie seyen mit keiner Macht begabt, weil sie denjenigen, die ihnen gehorchen, nicht beyspringen. Dich rufe ich nun an, und begehre, an Dich zu glauben, nur damit ich meinen Gegnern entrissen werde." Und als er dieß sagte, fingen die Alamanen an, den Rücken zu kehren, und sich in die Flucht zu werfen. Als sie ihren König getödtet erblickten, unterwarfen sie sich Chlodovech's Botmäßigkeit, indem sie riefen: Nicht länger mehr sterbe das Volk, wir sind ja dein! — Aber nachdem Er den Kampf verboten und das Volk eingeengt (prohibito bello coarctatoque populo), zog er im Frieden heim und erzählte der Königin, wie er durch Anrufen des Namens Christi den Sieg zu erhalten gewürdigt worden."

So weit Gregor über die Schlacht. Man sieht, hier ist des Ortes, wo geschlagen worden, mit keiner Sylbe gedacht, auch wer von den Vornehmen des fränkischen Volkes, von den Häuptlingen der Franken, deren damals, im Jahre 496, noch einige an der Spitze ihrer Stämme sich befanden, dem Könige Chlodwig beygestanden, wird von Gregor nicht angegeben.

An einer andern Stelle jedoch kommt er nochmals auf diese Alamannenschlacht und fügt gleichsam nachträglich eine Kunde bey, die er oben, wie es scheint, im Eifer der Erzählung von Chlodwigs Bekehrung vergessen. Von der Schlacht bey Vouglé, 3 Lieues von Poitiers (in campo Vogladense, ao. 507) L. II. cap. 37 redend, berichtet er von Chlodwig, dem Besieger des Westgothen-Königs Alarich: „Er (Chlodovech) hatte zu seiner Hülfe den Sohn Sigiberts des Hinkenden, Namens Chloderich. Dieser Sigibert war gegen die Alamannen bey der Stadt Tulbiacum kämpfend am Knie verwundet worden und hinkte. (Im dritten Buche c. 8 wird der Thüringer-König Hermenefrid von den Mauern der civitas Tulbiacensis herabgestürzt.) — Zwar hat schon Henschen (AA. SS. Febr. 6. pag. 796 l. e) die Behauptung aufgestellt, die Verwundung Sigiberts von Cölln beziehe sich wohl auf einen andern Einfall der Alamannen; allein seit 496, dieß darf mit Sicherheit angenommen werden, konnten die Alamannen keinen Einfall mehr machen; er müßte also vor diesem Jahre Statt gefunden haben. Wir glauben auch, daß die feindlichen Berührungen zwischen den Franken vom Reiche Sigiberts von Cölln und den Alamannen bey der Stellung beyder Völker unausbleiblich waren, zumal an den Gränzen. Allein daß die Alamannen so beträchtlich auf fränkisch-ripuarischem Gebiete vor dem Jahre 496 siegreich vorgedrungen wären, dieser Umstand hätte für die Franken von den nachtheiligsten Folgen seyn müssen, und wäre alsdann dem Geschichtschreiber der Franken sicher nicht entgangen. Wir dürfen also wohl annehmen, daß die feindlichen Berührungen zwischen Alamannen und Franken auf bloße Gränzgefechte sich beschränkt haben, keineswegs aber, daß es eine förmliche Schlacht in so beträchtlicher Entfernung von der Gränze der Alamannen, bey Tulbiacum (Zülpich) gewesen sey. Und dieser Um-

stand ist es auch, welcher die Mehrzahl der neueren Forscher bewogen hat, die große Alamannenschlacht vom Jahre 496 auf den Grund von Gregor's von Tours Aeußerung L. II. c. 37 als zu Tulbiacum vorgefallen anzunehmen. Der Sitz von Sigiberts Reich war nach L. II. c. 40 p. 96 ed. Ruinart, Colonia; aber auch rechts des Rheines hatte dieser König Besitzungen, wie aus derselben Stelle zu entnehmen.

Ehe wir uns den wundersamen Umschlag der Dinge, wie ihn Gregor erzählt, — die Alamannen Sieger, die Franken geschlagen, Erstere plötzlich in wilder Flucht, Letztere ebenso unerwartet die Sieger, — zu erklären suchen, sey es gestattet, hier noch Einiges über diese Schlacht aus der Vita S. Vedasti († 540) kurz anzuführen, weil im Grunde aus dieser Vita die Reise Chlodwigs nach der Alamannenschlacht über Toul nach Rheims zu entnehmen ist, gerade aber aus dieser Reise die Neueren seit Henschen Tulbiacum als den Ort der Schlacht in Zweifel zu ziehen begonnen haben. „Victos," sagt die ältere Vita brevior p. 792 col. 2 nro. 2 in fine, „deinde Alamannos cum Rege in ditione cepit, ovansque ad patriam festinus rediens, ad Tullum oppidum venit," und weiter nro. 3 „Deinde ad Remorum urbem." Die von Alcuin emendirte Vita S. Vedasti sagt: Igitur superatis hostibus et rebus in pace compositis, et Alamannis suae subjectis ditioni, Rex ovans cum laude triumphi ad patriam rediit. Et ut fidelis tantae sibi gloriae largitori sponsor appareret, festinavit servorum Christi sacra imbui praedicatione et sancti baptismatis ablui sacramentis. Venit autem ad Tullum oppidum etc. (Vergl. Aimoin bey Freher I. 265. Victor Clodoveus exinde regrediens, Tullo civitatem devenit, repertumque inibi beatum Vedastum etc. Ventum cum esset Remis etc.) Hierzu bemerkt Henschen p. 796 lit. l. „Ergo non procul circumivit (Chlodwig): quod factum esset, si Tulpiaco per urbem Tullensem rediisset." Und lit. e. „Circa partes Argentorato vicinas pugnam contigisse arbitramur" und zwar erstens „quod ab altera Rheni parte sedes Alamannorum fuerit *)," zweytens **) vorzüglich deßhalb, weil, da Chlodwig nach Rheims und Soissons eilte, er Toul und die Aisne passirte, Oertlichkeiten, welche zwischen Straßburg und Rheims gelegen sind. Er hätte zu seinem Königssitz heimkehrend nicht über Toul zu ziehen gebraucht, wenn das Treffen in der That zu Tulbiacum vorgefallen wäre. Daß Henschen sich weiter damit behilft, die Stelle Gregors L. II. c. 37, die Verwundung K. Sigiberts von Cölln betreffend, sey wohl auf einen anderen Einfall der Alamannen zu beziehen, ist bereits besprochen worden. — Henschen und seine Nachbeter schließen demnach so: weil Chlodwig nach dem Siege über Toul nach Rheims gezogen ist, so kann die für ihn siegreiche Schlacht nicht am Niederrhein, sondern sie muß am Oberrhein, etwa um Straßburg herum, vorgefallen seyn.

Dagegen läßt sich kurz einwenden, daß dann die Alamannen auf ihrem eigenen Grund und Boden von den Franken wären heimgesucht worden, wenn wir das Treffen am Oberrhein in Straßburgs Umgegend ansetzen, während doch die Alamannen außerhalb ihrer Besitzungen und zwar auf fränkischem Boden gekämpft haben. Wir werden zu zeigen bemüht seyn, daß Chlodwig in der Gegend von Cölln siegen konnte und dennoch keinen Umweg machte, wenn er über Toul nach Rheims sich begab.

*) Als ob nicht damals der Elsaß alamannisch gewesen wäre!

**) Secundo ac potissimum, quod cum Remos, Suessionesque festinans repeteret, transierit Tullum urbem ac pagum Vongisum (Vouzy) ad fluvium Axonam (Aisne), quae loca inter Argentoratum et Remos interjacent. Recentiores scriptores proelium hoc assignant Tulpiaco, vulgo Zullich, oppido ducatus Juliacensis; sed itinere diei à Rheno distat, et erat tum sub regno Sigeberti Regis Coloniensis, qui istuc secundum Gregorium Turonensem L. II. c. 37 pugnans contra Alamannos percussus in geniculum claudicavit: quod in alia hostium irruptione factum fuerit: nec enim ad sedem regiam rediturus Clodoveus Tullum venisset. —

Die Stellung der Franken und Alamannen vor diesem Entscheidungs-Treffen vom J. 496 war aber folgende. Die ripuarischen Franken saßen am linken Ufer des Niederrheins bis über Bonn hinauf, in ziemlicher Nähe von Andernach und in die Eifel hinein. Zu ihrem Gebiete gehörten aber auch die gegenüber liegenden Bezirke rechts des Rheines. Hinter den Ripuariern, gegen Westen und Nordwesten, waren die neuen Eroberungen Chlodwigs, die er seit 486 gemacht und die über Paris bis zur Loire sich erstreckten. Südlich der Loire begann das Reich der Westgothen. — Die Alamannen hatten sich, bereits seit dem Abzug der Burgunder nach dem J. 435 *), wieder in die von ihnen früher schon behaupteten Sitze links des Rheines in der Gegend von Speyer, Worms bis Mainz ausgebreitet. Rechts des Rheines saßen sie in jenem Winkel, welchen der untere Lauf des Maines, bis zu dessen Süduser sie wohnten, mit dem rechten Ufer des Mittelrheines bildet, bis auf die Höhen der silva Marciana (Schwarzwald) und der rauhen Alp, bis an die Ufer der Wörnitz.

Bey solcher Stellung zweyer kriegerischer Völker konnten, wie gesagt, die Reibungen nicht ausbleiben. Die Alamannen am linken Rheinufer gedachten sich weiter Rhein abwärts auszubreiten. Chlowigs Blicke waren auf Burgund und das Westgothenreich gerichtet. Der ripuarische König Sigibert würde bey so bewandten Umständen kaum auf die Unterstützung seines Verwandten Chlodwig haben zählen können, wenn er von den Alamannen rasch und mit überlegenen Streitkräften angegriffen worden wäre. Wirklich mußte Sigibert vor dem Andrange derselben zurückweichen. Allein Chlodwig, entweder von Sigibert um Hülfe gerufen, oder auch ohne einen solchen Hülferuf, war zum Beystand entschlossen, weil er die auch für ihn große Gefahr begriff, wenn die Alamannen obsiegten; er kam an der Spitze seines Heeres. Der Sieg lächelte den Alamannen. In der höchsten Noth that Chlodwig das Gelübde, Christ zu werden. Siehe, da trat plötzlich die Aenderung ein! —

Ohne damit sich gegen ein Dogma zu verfehlen, wenn man das von Gregor von Tours erzählte Wunder bezweifelt, glauben wir uns nach der Ursache dieses plötzlichen Wechsels vom Siege zur Niederlage umsehen zu dürfen. Die Alamannen nämlich waren bereits ihres Sieges über die Franken so gewiß, daß sie sich im Gefühle desselben aus ihrer Schlachtordnung begaben und übermüthig in einzelnen Schwärmen über das Schlachtfeld raubend und plündernd sich zerstreuten. Es ist dieß eine in der Kriegsgeschichte dieses Volkes öfters wiederkehrende Erscheinung, daß dem Sieger durch seine Plünderungslust die Palme des Sieges entwunden wird und ihn alle Nachtheile der Niederlage treffen; man denke an die Schlacht bey Tagliacozzo 24. August 1268! — Zudem wurde der König der Alamannen im Getümmel getödtet und alle Bande der Kriegszucht löseten sich sofort. „Sufficiat," sagt der Ostgothen-König Theodorich in seinem Briefe an Clodwig bey Cassiodor, Variarum Lib. II. ep. 41, „illum Regem (der Alamannen) cum gentis suae superbia cecidisse!" Diesen Zustand seiner Gegner benutzte sogleich der kluge Frankenkönig, brachte seine eigenen weichenden Haufen zum Stehen und führte sie gegen die plündernden und durch ihres Königs Fall bestürzten Alamannen, die von den ermuthigten Franken angegriffen, auf allen Punkten geschlagen, getödtet, gefangen und zerstreut wurden.

(Schluß folgt.)

*) Siehe darüber Archiv von Oberfranken, II. Bd. II. Heft. Bayreuth, 1843. p. 54, 55.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die Schlacht bey Tolbiacum und ihre Folgen.

(Schluß.)

II.

Die Folgen der Schlacht.

Wäre der Sieg, welcher anfänglich den Alamannen gelächelt, von ihnen wirklich errungen worden; so wäre als nächste Folge desselben Ripuarien mit seiner Hauptstadt Cölln bis zum Ardennerwald (silva Arduenna) eine Beute der Alamannen geworden. Auch die Länder gegen die Nordsee zu, die Eroberungen der Jahre 486 und 493 bis an die Seine (Sequana) und die Loire (Liger) hin waren gefährdet, und frische durch den Sieg ermuthigte alamannische Schaaren konnten vom Südufer des Maines die fränkischen Besitzungen am rechten Ufer des Niederrheines anfallen und unterwerfen. Westgothen und Burgunder würden die vom Rheine abgeschnittenen, gänzlich isolirten salischen Franken Chlodwig's in ihren neuen Erwerbungen an der Seine und Loire schwerlich in Ruhe gelassen haben; und so hätte das kleine Reich Chlodwigs zwischen der Seine und Somme (Sumna) in kurzer Zeit verkümmern und erlöschen müssen. Waren ja die Franken dadurch, daß sie vom Rhein zurückgedrängt wurden, von jedweder Einwirkung auf die übrigen deutschen Stämme abgehalten, und die Alamannen, — dieß konnte nicht fehlen, — mußten, wie nun ihre Stellung war, das vorherrschende Volk unter den Deutschen werden! Allein die Vorsehung hatte es anders bestimmt! Chlodwig gewann wider Erwarten den Sieg, und sicherte durch die ebenso kluge als kräftige Benutzung dieses Sieges den Einfluß der Franken auf die deutschen Stämme auch rechts des Rheines. Wenn gleich nur fürs Erste die Alamannen allein die schwere Hand des Siegers empfinden mußten; so war doch der Weg zur Unterjochung der Uebrigen dadurch angebahnt, und nur 3 Jahrzehnte etwa später (527—531 Krieg der Franken wider die Thüringer und Unterwerfung derselben) wird Thüringen zur fränkischen Provinz gemacht, gerieth wenige Jahre später (536—538) der Rest des alamannischen Landes und Volkes in die Hände der Frankenkönige. Bald darauf sahen sich auch die östlich des Lech's wohnenden Bajovarier zum Bunde mit den Frankenherrschern gedrungen.

Aber, höre ich einwenden, die Quellenstelle, Gregor von Tours, spricht kein Wort von den Eroberungen, die Chlodwig im Lande der Alamannen selbst gemacht. — Hierauf entgegne ich: Gregor von Tours sagt in seiner Weise dem aufmerksamen Leser genug in zwey Worten: „coarctato populo," und die späteren fränkischen Chronisten, die seine Aussagen benutzten, haben diese Worten, wie uns dünkt, meistens gut und treffend erklärt. So z. B. die Gesta Francorum cap. XV. „Coepitque (Chlodwig) ipsos Alamannos, atque terram eorum sub jugo tributarios constituit" etc. Die Vita brevior S. Vedasti: „Victos deinde Alamannos cum Rege in ditione cepit" etc. Aimoin bey Freher p. 265. „Victoriam Clodoueo relinqunt (Alamanni): ac demum Regem suum gladio caesum conspicientes, jure tributario Francis se

fore servituros libentissime spondent. Victor Clodoueus exinde regrediens, Tullo civitatem devenit“ etc.

Nach dieſen Stellen iſt Chlodwig, ſeinen Sieg raſch benutzend, den fliehenden Alamannen in ihre Sitze nachgefolgt. Zwar Neuere (Zeuß, die Deutſchen p. 322) nennen es übertrieben, „ein Volk nach einem einzigen Treffen, nachdem es ſich dem Sieger unterwirft, aus einem Striche, der faſt die Hälfte ſeiner ganzen Ausdehnung ausgemacht hätte, verjagen, die Alamannen jetzt erſt durch Chlodwig vom Main und den äußeren Höhen bis über die Enz und Murg zurücktreiben zu laſſen.“ Allein die Geſchichte älterer und neuerer Zeiten zeigt uns mehr als ein Beyſpiel, daß zahlreiche, kriegeriſche Völker einer einzigen Entſcheidungsſchlacht zur Beute geworden. Ich erinnere an die Schlacht bey Jerez de la Frontera, den 26. Julius 711, welche in wenig Monaten die Unterwerfung von faſt ganz Spanien zur Folge hatte; dem Nordmann Wilhelm dem Eroberer gewann die einzige Schlacht von Haſtings (Octob. 1066) ganz England. Wir haben die Wirkungen erlebt und geſehen, wenn auf ein zahlreiches und durchaus kriegeriſches Volk, — wie das franzöſiſche es unläugbar iſt, — die Schreckniſſe feindlicher Waffen fallen (Schlacht bey Waterloo 1815 Juny)! — Geflohen ſind die Alamannen, wie wir aus Theodorichs, des Oſtgothenkönigs Brief an ſeinen Schwager Chlodwig entnehmen: „motus vestros in fessas reliquias temperate: quia jure gratiae merentur evadere, quos ad parentum vestrorum (Chlodwigs Schweſter Audefledis oder Odefledis war Theodorichs Gattin) defensionem respicitis confugisse. Estote illis remissi, qui nostris finibus celantur exterriti. Memorabilis triumphus est, Alamannum acerrimum sic expavisse, ut tibi eum cogas de vitae munere supplicare: Sufficiat, illum Regem cum gentis suae superbia cecidisse; sufficiat, innumerabilem nationem partim ferro, partim servitio subjugatam etc. Dieſer Stelle nach ſind die Alamannen weithin vor dem Siegesſchwert Chlodwigs geflohen, denn ſie haben eine Zufluchtsſtätte innerhalb der Grenzen des oſtgothiſchen Reiches gefunden, d. h. diejenigen Alamannen, welche Chlodwigs Schwerte entrinnen konnten; wie vielen dagegen muß dieß unmöglich geworden ſeyn *)! Solche blieben im Lande und hatten das Loos beſiegter Völker, d. i. was von der Blüthe der Edlen nicht im Kampfe ſelbſt gefallen war, das iſt in Gefangenſchaft gerathen, oder, wo die Franken ſie im Lande beließen, möglichſt unſchädlich gemacht und unter die Aufſicht fränkiſcher Grafen und ihrer Leute geſtellt worden; fränkiſche Krieger ließen ſich im eroberten Lande nieder u. ſ. w.

Wie weit Chlodwig öſtlich des Rheines und ſüdlich des Maines vorgedrungen, berichtet uns zwar kein Geſchichtſchreiber; Allein um die Alamannen zu unterwerfen, wie er nach den Ausſagen der Chroniſten gethan hat, mußte er doch in ihr Land ſelbſt ziehen **), das jedoch, wie oben angegeben, nicht blos, wie Henſchen meint, am rechten Ufer des Oberrheines gelegen war, ſondern auch am linken Ufer dieſes Stromes, und welches bis zu den Weſthängen der Vogeſen und der Haardt ſich erſtreckte. Bis nahe an die Grenzen des oſtgothiſchen Reiches, zu welchem nach dem Laute unverdächtiger Urkunden auch Rhätia gehörte, mag Chlodwig mit ſeinem ſiegenden Heere vorgedrungen ſeyn; ſonſt würde Theodorich der Oſtgothe kaum ihm die Bitte

*) Siehe Archiv d. Geſchichte von Oberfranken Bd. II. Hft. II. p. 55—57.

**) Gar naiv nimmt ſich aus, was die Bollandiſten, Sept. T. VII. p. 66. §. 22. vorbringen: Quis quaeso, inde (aus Gregors Schlachtbericht) eliciat, Clodoveum post Alamannorum Cladem exercitum per tantum terrarum tractum circumtulisse, et non potius conficiat, profligatorum Alamannorum reliquias victoris clementiam implorasse, et ne internecione omnes delentur, se tributarios obtulisse, eamque rem et proelio et bello finem fecisse?“ S. 67. „Certe, qui praejudiciis non laborabit, nihil aliud ex Gregorii verbis extundet“ etc. Und §. 23. zur Stelle der gesta Francorum: ipsos terramque eorum sub jugo tributarios constituit wird von den Bollandiſten die Meynung ausgeſprochen; dieß hätte bewerkſtelligt werden können, ohne mit dem Heere in das Alamannenland zu ziehen (quod sane, licet eorum terras ipse cum exercitu ingressus non sit, fieri pactione potuit!“ Das nenne ich doch die Natur eines Eroberers und einer Eroberung ganz und gar mißkennen! Und des Weſtgothenkönigs Theodorich Brief?

um Schonung nicht nur der auf sein Gebiet geflüchteten, sondern auch der übrigen „geschwächten Ueberreste“ haben zukommen lassen. Wenn wir nun den seit den folgenden Jahrhunderten urkundlich ermittelten Lauf der Nordgrenze des Herzogthums Alamannien und die Südgrenze des Herzogthums Ostfranken in das Auge fassen, so werden wir wohl auch damit so ziemlich die äußerste Grenze des Vordringens der Franken auf alamannischem Grund und Boden gefunden haben: die nördlichen Sitze der Alamannen vom Südufer des Maines bis zur Murg, Rems und Dos gingen verloren und bildeten die Grundlage eines Theiles des nachmaligen Frankenlandes oder Ostfranken (Francia orientalis *).

Die Zeit, wann diese Entscheidungsschlacht geschlagen worden, läßt sich nach dem Glückwünschungsschreiben des Bischofs Avitus von Vienne vom Beginn des Jahres 497 (Brequigny, tables chronologiques des diplomes, chartes, titres et actes imprimés, concernant l'histoire de France, T. I. Paris 1769, grß. fol. p. 15, und Ruinarts Edit. des Greg. Turon. p. 1322) schon etwas näher bestimmen, nämmlich auf den Herbst des Jahres 496. Nach dem Siege geschah der Zug in das Alamannenland östlich des Rheines, südlich des Maines bis zu den angegebenen Punkten; auf Widerstand von Bedeutung scheint Chlodwig im Lande selbst nicht gestoßen zu seyn, denn die Kraft der Alamannen war, nach Theodorichs Zeugniß, gebrochen. Darum konnte er alles Nöthige zur Befestigung seiner Herrschaft hier in diesen Landstrichen anordnen — rebus in pace compositis, — und alsdann von der Murg und Dos auf das linke Rheinufer übergehend, auch dort — (denn auch da war Alamannenland) — seine Vorkehrungen treffen. Die Matra (Sur) und Selz bildeten hier fortan die Gränze und die Alamannen verloren die Districte nördlich von diesen Flüßchen bis gegen Mainz hin; denn Chlodwig, der in Bezug auf Ländergewinn nichts halb zu thun pflegte, beutete alle Vortheile und Folgen des Sieges für sich in vollem Maße aus.

Jetzt erst, nach dem Geschäfte des Ordnens dieß- und jenseits des Rheines, kehrte er in Eile über Toul nach Rheims erstlich zum Unterricht im Christenthume, dann zur Taufe heim. Dahin zu gelangen beflügelten seine Schritte die Königin Chrotechilde und in ihrem Auftrag, so wie aus eigenem Antrieb der heil. Remigius und S. Vedast, welch letzteren Chlodwig auf dem Wege getroffen. Am Weihnachtsfeste, 25. December des Jahres 496, ging die Taufe mit großer Feyerlichkeit vor sich, welche uns Gregor von Tours umständlich beschreibt *). Wir glauben, die Zeit von nicht vollen drey Monaten, von der Schlacht an gerechnet, sey für die Thätigkeit eines Mannes von Chlodwigs Charakter weder zu kurz noch zu lang gesteckt. Er selbst empfing mit mehr als 3000 Franken die heilige Taufe und auch seine Schwester Albofledis erhielt dieselbe; während die Vita S. Solennis bloß von 364 der edelsten Franken spricht (p. 69 §. 8. „et simul cum eo duces trecentos sexuaginta quatuor nobilissimos Francorum); eine Stelle, auf welche bereits Hr. Staatsrath v. Roth Exc. in seiner vortrefflichen Rede über den Einfluß der Geistlichkeit im Frankenreiche, p. 8 not. 21, aufmerksam gemacht hat.

*) Siehe Rudhart, älteste Geschichte von Bayern p. 153. 154. not. 2.

*) S. Greg. Tur. ed. Ruinart L. II. c. 31. p. 84. „Cui ingresso ad baptismum Sanctus Dei (Remigius) sic infit ore facundo: Mitis depone colla Sicamber: adora quod incendisti, incende quod adorasti!“ Demnach war das Geschlecht der Merowinger diesem, dem Sicambrischen, Volksstamm entsprossen. Daß die Dynastie der Karolinger oder Pippiniden aus Ripuarien stammte, und auch nach ripuarischem, — wie die Merowinger nach salischem — Gesetze lebten, ersieht man aus Pertz III. p. 200 §. 16. Divisio imperii ao. 817 Juli. S. Rudhart l. c. p. 483, not. 2. Der im Texte erwähnte Brief des Bischofs Avitus von Vienne aus dem Beginn des Jahres 497 an den König Chlodwig sagt (Ruinart Appendix p. 1322): — (Epistola Aviti Viennensis episc. ad Chlodovenm regem) — — Siquidem et occiduis partibus in Rege non novo novi juharis lumen effulgurat, oujus splendorem congruae Redemtoris nostri nativitas inchoavit: ut consequenter eo die ad salutem regenerari ex unda vos pareat, quo natum redemtioni suae coeli Dominum mundus accepit. Igitur qui celeber est natalis domini, sit et vestri, quo vos scilicet Christo, quo Christus ortus est mundo etc.

Nach den von Chlodwig im unterworfenen Lande getroffenen Anordnungen bewerkstelligte er seine Rückkehr über Toul und die Aisne nach Rheims; wobey gewiß dem aus dem Elsaße, etwa von Selz Herkommenden die Stadt Toul auf seinem geraden Wege nach Rheims gelegen war, wie schon ein flüchtiger Blick auf die Charte zeigt. Es ist also ganz unnöthig, dieser Reise über Toul wegen, die Alamannenschlacht in Straßburgs Nähe, sohin vom Niederrhein an den Oberrhein zu verlegen, oder gar wegen des verwundeten Sigiberts ein anderweitiges Gefecht mit den Alamannen in der Gegend von Tulbiacum anzunehmen. Allerdings hat Chlodwig von Tulbiacum über den Rhein bis an die Murg und Dos Umwege gemacht, weil er nicht gerade vom Schlachtfelde aus auf die Heimath zuging; allein dergleichen Umwege, auf denen er Provinzen zu gewinnen dachte und wirklich gewann, machte Chlodwig sicherlich gern. Ueberhaupt dürfte es in der Geschichte wenige Siege geben, welche die Mühen, die mit dem Obsiegen verbunden zu seyn pflegen, so reichlich gelohnt hätten, wie diese von Chlodwig gewonnene Alamannenschlacht; die wir denn, ohne die Stellungen der Völker jener Zeit völlig zu verrücken, wohl an keinem andern Orte vorgefallen annehmen dürfen, als gerade bey Tulbiacum, d. h. Zülpich.

Noch muß schließlich eines Hauptvortheiles gedacht werden, der dem Frankenkönige Chlodwig durch seine Bekehrung zum Christenthume, — und diese Bekehrung war ja eine Folge der siegreichen Schlacht bey Tulbiacum! — zugeflossen ist. Alle germanischen Könige, die sich innerhalb des alten römischen Galliens niedergelassen, waren zwar Christen, aber nach arianischem Lehrbegriff, während die von ihnen regierten Romanen der römisch-katholischen Kirche eifrigst ergeben gewesen sind. In Folge der Bekehrung Chlodwigs zum orthodoxen Christenthum, — welches jedoch auf Besserung seines Charakters durchaus keinen Einfluß hatte, und das er nur zu seinen Staatsabsichten gebrauchte oder, richtiger ausgedrückt, mißbrauchte, wandten sich die Armoriker und die Ueberreste der römischen Truppen in Gallien ihm zu und alle Herzen der katholischen Gallier hatte er durch diesen Uebertritt für sich gewonnen. Unter dem Drucke der arianischen Geistlichkeit lebend, harrten die gallischen Unterthanen der Burgunder und Westgothen, besonders ihre hart verfolgten Bischöfe und Priester auf eine Gelegenheit, in des Frankenköniges Arme sich zu werfen. — Nach Allem, was uns Gregor von Tours über den mit den Westgothen im Jahre 507 geführten Krieg L. II. c. 37 p. 91, 92 erzählt, trug derselbe völlig den Charakter eines Religionskrieges an sich; ja, der schlaue Chlodwig wollte ihn als einen solchen betrachtet und und behandelt wissen: „Valde moleste fero," sagt er zu seinen Franken und Galliern, „quod hi Ariani (Westgothen) partem teneant Galliarum. Eamus cum Dei adjutorio, et superatis redigamus terram in ditionem nostram" etc. —; und dann Chlodwigs Boten, die er zur Basilica des heiligen Martinus von Tours mit der Weisung sendet, auf ein günstiges Vorzeichen für den Sieg zu achten ꝛc. So war es mithin seine Bekehrung zum Christenthume, welche dem Könige Chlodwig den Weg zur Herrschaft über das gesammte vormals römische Gallien, — mit Ausnahme Burgunds, welches Reich durch die Zwiste im Königshause schon seit 500 n. Chr. den Franken zinsbar war, — angebahnt hat. Wie fränkischer Einfluß rechts des Rheines bey den deutschen Stämmen in Folge dieser Schlacht erst recht gehoben worden sey, ist bereits gesagt worden. Uebrigens ließen Chlodwigs Nachfolger, im orthodoxen Christenthum erzogen, es sich eifrigst angelegen seyn, bey den Völkern östlich des Rheines durch Missionare das Christenthum zu verbreiten, und mit diesem die Frankenherrschaft.

Erwägt man die Wirkungen und Folgen dieser einen großen Alamannenschlacht, so wird man bekennen müssen, daß in der Geschichte nur wenige Treffen sich auffinden lassen, welche in Bezug auf die Großartigkeit ihrer Folgen mit dieser hier verglichen zu werden verdienten. Wir aber nennen mit Recht diese verhängnißvolle und fränkisches Uebergewicht anbahnende Schlacht mit den Alamannen, — ungeachtet aller dagegen erregten Zweifel, — bey ihrem, dem großen Publikum seit langen Jahren her bekannten Namen: „Die Schlacht bey Tulbiacum!" —

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

ΤΟΥ ΕΝ ΑΓΙΟΙΣ ΠΑΤΡΟΣ ΗΜΩΝ ΚΥΡΙΛΛΟΥ ΙΕΡΟΣΟΛΥΜΩΝ ΑΡΧΙΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ. S. PATRIS NOSTRI CYRILLI HIEROSOLYMORUM ARCHIEPISCOPI OPERA QUAE SUPERSUNT OMNIA. Ad libros MSS. et impressos recensuit, notis criticis, commentariis indicibusque locupletissimis illustravit Guiliemus Carolus Reischl, SS. Theologiae Doctor et Regii Lycei Ambergensis Professor. Vol. I. Monaci, MDCCCXLVIII. Sumtibus Librariae Lentnerianae. (G. Keck.) 8. maj. P. CLXII. u. 322.

Wenn auch Kyrillos von Jerusalem in Bezug auf großartige kirchlich-politische Wirksamkeit und vielseitige schriftstellerische Thätigkeit nicht mit seinen berühmten Zeitgenossen, dem Alexandrinischen Athanasios, Basileios dem Großen und Gregorios von Nazianzus verglichen werden kann, so wird er doch wie diese mit Recht als eine Säule der Kirche gepriesen. Denn ihm gebührt das Verdienst, das Ansehen und die Rechte seiner Kirche als der Mutter aller Kirchen standhaft gewahrt und für die Aufrechthaltung der apostolischen Lehre unerschütterlich gekämpft zu haben. Durch seine arianisch gesinnten Widersacher dreymal von seinem Bischofssitze vertrieben, brachte er unter der Regierung des Kaisers Valens allein eilf Jahre in der Verbannung zu, bis er endlich nach dem Tode desselben unter der milden Herrschaft des Kaisers Gratianus seiner Herde wieder geschenkt wurde. Er wohnte noch der im Jahre 381. oder 382. unter Theodosius dem Großen zu Constantinopel gehaltenen allgemeinen Kirchenversammlung bey und rechtfertigte seine von seinen Gegnern als unkanonisch angefochtene Wahl auf das glänzendste, so daß ihm die ehrenvollste Anerkennung und Auszeichnung zu Theil ward. Er starb am 16. März des Jahrs 386. in einem Alter von ungefähr siebzig Jahren.

Wie er gedacht und gewirkt, davon geben uns die auf uns gekommenen dreyundzwanzig katechetischen Vorträge, welche er noch als Priester und Katechet an der Kirche zu Jerusalem gehalten, das schönste Zeugniß; sie sind eine kostbare Reliquie des christlichen Alterthums, ebenso interessant für den Dogmatiker und Liturgiker, wie für den kirchlichen Redner und Katecheten; denn Kyrillos folgte durchaus der praktischen Richtung, während hingegen sein Zeitgenosse Gregorios von Nyssa in seinem Λόγος κατηχητικός mehr der speculativen sich zuneigte.

Die beste kritische Ausgabe der Werke des Kyrillos verdanken wir dem gelehrten Fleiße des Mauriners Dom Anton Augustin Touttée. Da er jedoch die Vollendung des Druckes derselben nicht mehr erlebte (denn er ging am 25. Dec. 1718 mit Tod ab), so legte sein ebenso gelehrter, als fleißiger Ordensgenosse Dom Prudent Maran die letzte Hand an das Werk. Touttée hatte nämlich den Text, die lateinische Uebersetzung, die Vorrede und Abhandlungen noch glücklich zu Stande gebracht, als er starb. Dasselbe erschien 1720. zu Paris in Fol.

Auffallend ist es, daß späterhin, zumal bey dem in neuerer Zeit allenthalben so rege gewordenen Eifer für patristische Studien, kein Gelehrter sich entschloß, eine, wenn auch nur auf Touttée's Hülfsmittel gegründete, aber nach dem jetzigen Stande der Philologie und Kritik bearbeitete, verbesserte Handausgabe zu besorgen, besonders da die Pariser Edition einer Seits sehr selten geworden ist, anderer Seits sehr hoch im Preise steht.

Diesem lange gefühlten Bedürfnisse suchte nun Hr. Professor Reischl abzuhelfen, wozu er sich um so mehr in den Stand gesetzt glaubte, als er so glücklich war, bisher noch unverglichene Handschriften benutzen zu können, von welchen sich eine sowohl durch ihr hohes Alter, als durch ihren inneren Werth gleich vortheilhaft auszeichnet.

Ehe wir zur Beurtheilung der neuen Textesrecension übergehen, müssen wir einige Bemerkungen über die Einrichtung des vorliegenden Bandes dieser Ausgabe vorausschicken.

Die erste Stelle in den Prolegomenen nimmt Touttée's Vita S. Cyrilli mit des Herausgebers Zusätzen ein; die zweyte die von Hrn. Reischl selbst verfaßte Dissertatio de Catecheseon S. Cyrilli Hieros. indole, autoritate, origine et authentia. Ref. hätte jedoch gewünscht, daß die mit dem gründlichsten Fleiße und umfassender Gelehrsamkeit von Touttée bearbeitete Dissertatio II. de scriptis S. Cyrilli ac potissimum de Catechesibus beybehalten worden wäre. Ungern vermißt man auch des französischen Herausgebers dritte Abhandlung de doctrina S. Cyrilli, welche dem Dogmatiker ganz unentbehrlich ist. Die dritte Stelle vertritt bey Hrn. Reischl der Apparatus litterarius, in welchem die in verschiedenen Bibliotheken befindlichen Handschriften, die Ausgaben und die Uebersetzungen der Werke des Kyrillos aufgeführt werden. — Bey der Charakteristik der Münchner Pergamenthandschrift, welche in das zehnte Jahrhundert hinaufreicht, hätten der Genauigkeit wegen nach Cod. CCCXCIV. die Worte: olim Augustanus, beygesetzt werden sollen, sowohl zum Unterschiede von der folgenden, eigentlichen Münchner, Nro. CCLXXVIII., als auch weil S. CXLV. Anmerk. 1. angedeutet wurde, daß die erstere mit andern Augsburger Handschriften nach München gekommen, und sodann auf den Apparatus literarius verwiesen wird. Statt uncialibus minutis soll vielmehr litteris minutis stehen; denn der Text jener Handschrift ist mit schöner, kräftiger Minuskel geschrieben, während zu dem Inder Uncial-, und zu Anfang jeder Katecheſe Capitalbuchstaben gebraucht sind. Uebrigens ist ganz richtig bemerkt, daß der Codex im Oriente geschrieben worden. Er stammt nämlich, was Hr. Reischl nicht wissen konnte, aus der Bibliothek des Antonios Eparchos, Bischofs von Corfu, welcher sich nach der Unterwerfung Griechenlands unter die türkische Herrschaft mit seinem Handschriftenschatze nach Venedig geflüchtet hatte, und, weil er dort in sehr bedrängten Umständen lebte, sich genöthigt sah, denselben zu veräußern. Früher bot er ihn der kaiserlichen Bibliothek in Wien, wie aus einer Bemerkung bey Lambek (Comment. de Bibl. Caes. Vindob. ed. Kollar. L. V. p. 249.) erhellt, zum Kaufe an. Da aber dieser nicht zu Stande kam, so ließ der Senat der Stadt Augsburg die herrliche, meistens aus griechischen Kirchenvätern bestehende, Handschriftensammlung durch Philipp Walther, seinen Geschäftsträger in Venedig, im Jahre 1544 [1]) um 800 Ducaten ankaufen. In dem ersten von dem berühmten Philologen Hieronymus Wolf darüber angefertigten und höchst seltenen Verzeichnisse, welches die Aufschrift führt: Catalogus Graecorum librorum manuscriptorum Augustanae Bibliothecae August. Vindel. ex offic. Mich. Mangeri. Anno MDLXXV. 4., ist der erwähnte Codex unter Nr. 16. aufgeführt. Der Titel lautet dort ganz fehlerhaft so: Joannis Episcopi Hierosolymit. Catechesis mystagogica. Ignatii Martyr. Epistolae 12. Wolfs Schüler und Nachfolger,

1) Nach der Angabe Pauls von Stetten (Geschichte der h. Röm. Reichsfreyen Stadt Augsburg. Th. I. S. 374.), welcher sich auf die Raths-Decreta ad an. 1544. p. 41. Vol. II. p. 88. beruft, und Mertens über die Augsburg. Stadtbibliothek St. I. S. 8. Für das Jahr 1545. stimmen Gasser Annall. Augustburgg. ad ann. 1545 (in Menken Scriptorr. rerr. Germ. T. I.) und Mertens Diatrib. II. de biblioth. Augustan. cimeliis p. V.

David Höschel hingegen, dem wir ein vollständigeres und genaueres Verzeichniß [2]) verdanken, schreibt S. 20. Nr. XXIII. beyde Werke, sowohl die Institutiones catecheticae, als die Catecheses mystagogicae, dem Kyrillos zu; und aus diesem Verzeichnisse schöpfte der Verfasser der von Hrn. Reischl mit Unrecht dem M. Welser zugeeigneten Beschreibung der Augsburger griechischen Handschriften theologischen Inhalts in Possevin. Apparat. sac. Colon. Agripp. 1608. (nicht 1708.) T. II. Append. p. 66. nr. XXIII. Dessen ungeachtet nahmen Georg Henisch [3]), El. Ehinger [4]) und Ant. Reiser [5]) wieder den Bischof Johannes von Jerusalem als Verfasser beyder Schriften an. Wenn übrigens Hr. Reischl sagt: qui (d. i. hic Cod.) — cum (wozu cum?) Ottobonianis et Coisliniano affinis videtur, so müssen wir bemerken, daß wir diese Handschrift mehr mit der des Engländers Roe und mit Casaubons Varianten übereinstimmend fanden. — Der Münchner Papiercodex CCLXXVIII., von Andreas Darmarios geschrieben, ist allerdings von geringerem Werthe; doch keineswegs zu verachten. Denn er hat viele treffliche Lesarten mit dem erstern gemein. Hr. Reischl bezeichnet ihn irrig als Cod. Velseri; denn er war weder je Eigenthum des M. Welser, noch je der Augsburger Stadtbibliothek einverleibt. Er wurde am 27. September 1583. nebst mehreren andern Handschriften von Andr. Damarios aus Epidauros, welcher, aus Griechenland vertrieben, zu Venedig durch Abschreiben griechischer Handschriften seinen Unterhalt verdiente, für die herzoglich bayerische Bibliothek gekauft, wie aus den Münchner Bibliothekacten des sechszehnten Jahrhunderts [6]) hervorgeht. Vermuthlich aber verirrte sich jener Zusatz aus der Beschreibung der obigen Handschrift hieher. Jedenfalls ist jene Bezeichnung ganz unpassend; denn auch der ehemalige Augsburger Codex war nie in Welsers Besitz, noch wurde er von Welser beschrieben. Ebenso unrichtig ist es, wenn Hr. Reischl von der Münchner Papierhandschrift

2) Dieses erschien unter dem Titel: Catalogus Graecorr. Codicum, qui sunt in biblioth. Reip. August. Vindel. Augustae Vindel. ad insigne pinus 1595. 4. und ist, wie alle Verzeichnisse über die Augsburg. Bibliothek, sehr selten. Daß es von Dav. Hoeschel verfaßt worden, ersieht man aus dem vorstehenden Sendschreiben an Hieron. Commelin, wo es heißt: „Hoc certe consilio (näml. die Augsb. Handschriften gemeinnützig zu machen) novum bibliothecae August. indicem a me confieri voluisse nobil. et clariss. dn. Marc. Velserum, Reip. nostrae Consulem, ipse mihi persuadeo.“ Vgl. Brucker. Miscell. philos. litter. crit. p. 454.

3) S. Biblioth. inclytae Reip. August. utriusque tum Graecae, tum Latinae librorum et impressorr. et manu exaratorr. Catalogus. Aug. Vind. per Valentin. Schönigk. Anno Domini MDC 4. obl. p. 16. Nr. LVII. S Denis Einleit. in d. Bücherkunde. Th. I. S. 199.

4) Catalog. biblioth. Reip. Aug. 1633. Fol. (Aug. Vind.) p. 21. Nr. XXXIV.

5) Index Manuscriptorr. biblioth. Aug. 1675. 4. p. 13. nr. 34.

6) S. Codd. Bavar. Cat. 48. fol. 131. — Fol. 332. Nr. 32. stehen Cyrilli Catecheses Photizomenon 18. Dieses Verzeichniß wurde von dem bayerischen Hofkanzler und Oberhofbibliothekar Joh. Georg Hörwart von Hohenburg angelegt und ist vom 1. Dec. 1585. datirt. Von der nämlichen Hand rührt auch die Bezeichnung auf der innern Seite des obern Deckels der Handschrift her. Die gegenüber stehende Numer LXXIV. ist von dem Verfasser des ersten gedruckten Verzeichnisses der griechischen Handschriften der Münchner Hofbibliothek, welches unter folgendem Titel erschien: Catalogus Graecorr. Manuscriptorum Codicum, qui asservantur in inclyta sereniss. utriusque Bavariae ducis etc. Bibliotheca. Ingolstadii, excud. Adam Sartorius. Anno salutis MDCII. in 4., wo p. 24. Nr. LXXIV. S. Cyrilli Catecheses illuminatorum XIIX. Eius tres Catecheses mystagogicae et epistola ad Constantium de signo crucis Hierosolymis viso. chart. 4. aufgeführt sind.

ſagt: Occurrit conjectura, codicem hunc editioni Viennensi 1560 curandae inserviisse, cuius copiam nec Th. Millesius, nec D. Touttéus habuere, neque ipsi adhuc ejusdem exemplar investigare potuimus. Fürwahr ein ſonderbarer Einfall! Wir glauben kaum zu irren, wenn wir annehmen, daß die erwähnte Handſchrift vom Darmarios beynahe um zwanzig Jahre ſpäter geſchrieben worden ſey; denn Darmarios mußte in ſeiner bedrängten Lage vor allem darauf bedacht ſeyn, ſeine Abſchriften ſo bald als möglich an Käufer abzuſetzen. Er ſcheint deßhalb öftere Reiſen unternommen zu haben, wie er denn am 30. Auguſt des Jahres 1584 auch nach Tübingen kam, wo er am 8. Sept. dem Mart. Cruſius und Dr. Gerlach einige griechiſche Handſchriften um 35 italieniſche Kronen für die herzogliche Bibliothek zu kaufen gab [7]).

Die dritte Münchner Handſchrift Nr. DLI. auf Baumwollenpapier in Quart aus dem XV. Jahrhundert enthält, nach Hrn. Reiſchls Angabe, das 27. Kap. der IV. Katecheſe ganz. Mit nichten! Sie beginnt (Bl. 30, a.) erſt mit den Worten: *Καὶ περὶ τροφῆς ἡμῖν* (ſo die Handſchrift) *ἔστω ταῦτα τὰ δόγματα* und ſpringt Z. 6. von u. von *τὰ κρέα* ſogleich auf (Z. 3. v. u.) *ἀπεχόμενος*. Ja, ſie enthält auch noch das 28. Kap. und bietet mehrere bemerkenswerthe Lesarten, in einigen ſogar mit den beſten der zwey andern Münchner übereinſtimmend. Allein Hr. Reiſchl ſagt geradezu: Liber ceteroquin pro nostro fine nullius pretii, woraus erhellt, daß er dieſen Cod. nur obenhin angeſehen habe.

Nach den Münchner Handſchriften wird die Wiener Nr. LV. aufgeführt, welche Hr. Reiſchl für den zweyten Band zu ſeinem Gebrauche erhalten zu können ſich ſchmeichelt. In der kaiſerlichen Bibliothek aber werden noch mehrere aufbewahrt, unter welchen Nr. XIII. beachtungswerth ſcheint, wie er aus Fabric. Bibl. Gr. Vol. VIII. p. 439. hätte erſehen können. Uebrigens hätte Lambecius ſt. Lambeccius geſchrieben werden und Lib. III. nach Comment. eingefügt werden ſollen.

Auffallend iſt es, daß Hr. Reiſchl den Cod. Coislin. CCXXVII. an die Spitze der engliſchen ſetzt. Dieſer Verſtoß rührt aber vermuthlich daher, weil die genannte Handſchrift von Fabricius a. a. O. S. 440. gerade vor den Oxfordern erwähnt wird. Ganz oberflächlich wurde Fabricius a. a. O. S. 439. auch in Betreff der Venediger Handſchriften (Codd. Venetiani (!) ſchreibt Hr. Reiſchl) angeſehen.

S. CL. iſt in dem Titel der dort angeführten Wiener Ausgabe der myſtagogiſchen Katecheſen zwiſchen dubitet und latinis die Präpoſition de ausgefallen. Nach Viennae Austriae hätte zur Bezeichnung des Formats die Ziffer 4. aus der ſpäter citirten Jenaer Literaturzeitung. 1806. N. CCXXX. p. 613. (nicht N. CCXXIII. p. 603.) beygeſetzt werden können.

Unter Nr. IV. des Apparatus litter. folgen ſodann die Testimonia Veterum de S. Cyrillo Hieros. eiusque scriptis selecta, aber keineswegs ſo vollſtändig, wie ſie Touttée zuſammengeſtellt hat. Ungern werden auch manche Leſer die lateiniſche Ueberſetzung, welche der Raumerſparung halber weggelaſſen wurde, vermiſſen. Daß der h. Hieronymus ſeinen Catalogus Scriptorum eccles. nicht griechiſch, ſondern lateiniſch geſchrieben, iſt bekannt; und doch führt Hr. Reiſchl die den Kyrillos betreffende Stelle aus Cap. 12. griechiſch an.

Daran ſchließt ſich unter Nr. V. die aus dem älteſten Münchner Cod. aufgenommene Inhaltsanzeige der in dieſem Bande enthaltenen eilf Katecheſen, wobey zu erinnern iſt, daß in Hrn. Reiſchls Ausgabe *στ'*. 1. nach *περὶ Θεοῦ μοναρχίας* die Worte *εἰς τὸ πιστεύω εἰς ἕνα Θεὸν* fehlen, und Prevot und Touttée vor *εἰς τὸ π.* die Partikel *καὶ* einfügen.

(Fortſetzung folgt.)

7) Mart. Crusii Annales Suev. p. 790. ad ann. 1584. Vgl. Muratori Antiq. Ital. T. III. p. 927.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

ΤΟΥ ΕΝ ΑΓΙΟΙΣ ΠΑΤΡΟΣ ΗΜΩΝ ΚΥΡΙΛΛΟΥ ΙΕΡΟΣΟΛΥΜΩΝ ΑΡΧΙΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ.

(Fortsetzung.)

S. 1 — 321. folgt sodann die Urschrift mit gegenüberstehender lateinischer Uebersetzung und den unter beyden angebrachten Anmerkungen des Herausgebers. Für den zweyten Band wird überdieß in der Vorrede ein exegetischer Commentar, in welchem das Zeit- und Dogmengeschichtliche erörtert werden soll, cum notis variorum selectis und neuen Sach- und Wortregistern versprochen. Da Hr. Reischl noch eine Vergleichung des erwähnten Wiener Codex zu erhalten hoffte, so hätte er gut gethan, wenn er das Ergebniß derselben abgewartet hätte, um es mit den Varianten der Münchner Handschrift vereinigen zu können. Auch läßt sich nicht billigen, daß die exegetischen Anmerkungen, welche vielmehr in Andeutungen, als ausführlichen Erörterungen bestehen dürften, von den kritischen getrennt wurden.

Wenn die möglichst genaue Vergleichung ganz unbenutzter Handschriften als wesentliches Erforderniß zu einer gründlichen Textesrecension und zur richtigen Bestimmung des Werthes und der Verwandtschaft der Handschriften zu betrachten ist, so kann man es nur beklagen, daß die Münchner Codd. von Herrn Reischl nicht verbotenus mit der größten Sorgfalt, sondern nur stellenweise verglichen worden.

Das Resultat der von dem Ref. über Herrn Reischls Text mit Zuratheziehung der Handschriften angestellten Untersuchungen findet man in den nachstehenden Bemerkungen niedergelegt.

In der Prokateches. S, 2. K. I. z. A. läßt der Münchn. Cod. 1., welcher allein diesen Vorunterricht enthält, die Worte ὦ φωτιζόμενοι, weg, wie der Cod. Reg. [8]) Im Folgenden fehlt in beyden νοητά. Darüber aber schweigen die Anmerkungen des Herausgebers. Statt ἔπνευσεν bietet die Handschrift richtig ἐνέπνευσεν, was ganz unbeachtet blieb. Nach εὐωδία hätte statt des Punktes ein Semikolon gesetzt werden sollen. Zwischen γένοιτο δὲ und καὶ ὑπὸ βασιλέως ist bey Hrn. Reischl ἵνα ausgefallen. Besser unsere Handschrift γ. δ' ἵνα. Anstatt εἰσαχθῆτε hat sie ἀχθῆτε, ohne daß man in den Anmerkungen hierüber irgend etwas bemerkt findet. Bey den bald darauf folgenden

8) Dieser Cod. führt die Num. 476. (nicht 467., wie Hr. Reischl in d. Apparat. litterar. pag. CXLVIII. schreibt) und ist kein chartaceus, wenn er auch in dem, keineswegs mit bibliographischer Genauigkeit gearbeiteten, Catalog. Codd. MSS. Biblioth. Reg. T. II. p. 67. sq. als solcher bezeichnet ist, sondern ein membranaceus, wie schon aus der Zeitbestimmung „Sec. X." erhellt und aus Garniers Elenchus vett. librorr. vor dem zweyten Bande seiner Ausgabe der Werke des Basil. d. Gr. zu ersehen ist, wo unter den drey dort namhaft gemachten Codd. Regg., in welchen, wie in dem in Frage stehenden, die Homilien des genannten Kirchenvaters enthalten sind, kein chartaceus sich findet, sondern lauter alte membranacei vorkommen.

Worten: γένοιτο δὲ ἵνα καὶ ὁ καρπὸς, hätte ἵνα, welches der Cod. Reg. mit Recht wegläßt, eingeklammert werden ſollen, nachdem das in mehreren Handſchriften nicht vorkommende τέλειος ἦ durch Klammern abgeſchloſſen ward. Im nächſten Satze gibt unſere Handſchrift γέγονεν für γέγονε. Da ſie das ν ἐφελκυστικὸν nach Art der älteſten und beſten Handſchriften häufig am Ende des Satzes vor einem Punkt, Semikolon und auch Komma, ja ſelbſt im Laufe der Rede Nachdrucks und Wohllauts halber (ſ. Buttmanns ausführliche griech. Grammat. Bd. I. §. 26. 3. Anm. 1.) ſetzt, und die beſten Kritiker dasſelbe wohl berückſichtigten (ſ. Boiſſonade z. Eunap. S. 464. und z. Ariſtänet. S. 455., Poppo in d. Prolegg. ad Thucyd. pag. 219., Grauert z. Ariſtid. S. 117., Aſt z. Plat. Protag. S. 30. u. 128. und zu deſſen Phädr. S. 429. und Jacobs zu Aelian. Thiergeſch. Th. I. Vorr. S. XXII. ff.; vergl. d. allgem. Litteraturzeit. 1830. Bd. I. S. 141.), ſo hätte dieſe Eigenheit nicht unbeachtet bleiben ſollen. Beſonders nachdrücklich ſteht dieſes ν in unſerer Handſchrift vor γὰρ und δέ. 3. B. S. 4. 3. 12. συνεχώρησεν γάρ. S. 36. 3. 8. ἡτοίμασεν γάρ. Vgl. S. 66. 3. 11. S. 118. 3. 6. v. u. S. CLXI. E. 2. u. S. 134. 3. 4. ἔστιν δέ. S. 42. 3. 10. ἥμαρτεν δ' οὐκ. — 3. 9. v. u. lieſt unſer Cod. εἰς ἀγαθὸν, nicht εἰς τὸ ἀγαθόν.

Kap. II. 3. 3. v. u. Σίμων τῷ λουτρῷ ὁ μάγος]. Da unſere Handſchrift und der Cod. Reg. ὁ μάγος nicht anerkennen, ſo möchte man verſucht werden, dieſen Zuſatz für ein Gloſſem, zumal in dieſer Wortſtellung, anzuſehen, wenn nicht III. 7. S. 74. 3. 6. v. u. Σίμωνος ἔχων τοῦ μάγου τὴν ὑπόκρισιν ohne Variante vorkäme. — S. 4. 3. 3. lieſt die Handſchrift nicht ἐγίνετο, wie Hr. Reiſchl angibt, ſondern ἐγένετο und in der folgenden Zeile ſtatt des harten μέχρις σήμερον, welches unbedenklich aus der Mauriner Ausgabe aufgenommen wurde, richtig μέχρι σήμερον (vgl. VI. 23. S. 186. 3. 14. VII. 2. S. 210. 3. 5. X. 19. S. 284. 3. 3. v. u. und 286. 3. 5. und 5. v. u.). — 3. 7 — 8. laſſen die Münchner Handſchrift und der Cod. Reg. die Worte: τὸ δὲ ὀφθῆναι οὐ προσδοκᾷς, nicht bloß das Verbum προσδοκᾷς weg, wie in den Anm. 6. fälſchlich berichtet wird. — 3. 9. ſchreibt unſer Cod. γινόμενα, wie oben 3. 7., ſt. γιγν.

Kap. III. 3. 12. bietet er δ' ſ. δέ. So auch anderwärts, was allerdings Berückſichtigung verdient hätte. Unten 3. 17. hat er nicht ἔμελλεν, ſondern ἔμελλε, was aus ἔμελε entſtand. Uebrigens wurde dieſer Satz unrichtig mit Klammern umgeben, anſtatt in Parentheſen geſetzt. 3. 13. lieſt auch unſere Handſchrift, wie die Pariſer, ἰδών τινα ἄλλότριον ἔχοντα γάμου ἔνδυμα. 3. 6. v. u. erkennt die erſtere den Artikel vor θυρωρὸς nicht an; eben ſo wenig, mit dem Cod. Reg. übereinſtimmend, vor συμπόσιον. 3. 2. v. u. hat ſie ganz deutlich: οὐκ ἔδεισε εἰσελθεῖν εὐκαίρως, ἵνα καὶ εὐκαίρως ἐξέλθῃς. Wie konnte nun Hr. Reiſchl am Ende der Anm. 14. ſchreiben: „C. Mon. scriptio h. l. dubia εἰς — sive ἐξέλθῃς (sic)“? Hierauf lieſt unſere Handſchrift: νυνὶ (ſt. νῦν) δὲ ἀκαίρως εἰσῆλθες, ἵν' εὐκαίρως (ſ. ἵνα ἀκαίρως) ἐκβληθῇς. Doch darüber ſchweigen die Anmerkungen. — S. 6. 3. 3. läßt der Cod. καὶ vor ἐκβάλετε mit Recht weg, indem der redneriſche Nachdruck durch die Bindepartikel nur geſchwächt wird. Im Folgenden hat derſelbe ἴδε, nicht ἰδὲ, wie Hr. Reiſchl irrig bemerkt. Daß übrigens das erſtere dem Sprachgebrauche der Spätern angemeſſener iſt, als das letztere, zeigt Matthiä in ſeiner griech. Gramm. §. 231. 1. Th. I. S. 565.

Kap. IV. S. 6. 3. 8 — 9. lieſt man in der Handſchrift: οὐ χωρεῖ δέ σε βεβορβορωμένην τὴν ψυχὴν ἔχειν ἁμαρτίαις καὶ τὴν προαίρεσιν ἐσπιλωμένην ſt. οὐ χωρεῖ — ἔχοντα τὴν ψυχ. ἁμαρτ. καί τ. προαίρ. ἐσπιλ. εἰσελθεῖν, wie in der Anm. 4. fälſchlich angegeben wird.

Kap. V. a. E. ἀπὸ τοῦ σήμερον ζῆσον] Richtig die Handſchrift ἀπὸ τῆς σήμερον ζ., was dem Herausgeber entging. Man vergl. Kyrillos I. 8. S. 10. a. E.

Kap. VII. verbeſſere man μόνοι (ſo die Handſchrift ſt. μόνον) γὰρ αἱρετικοί τινες ἀναβαπτίζονται.

Kap. IX. S. 12. 3. 6 — 8., wo Touttée und Hr. Reiſchl νόμισον εἶναι ἀργὸν χρυσὸν,

καὶ δεδολωμένον, ποικίλαις ὕλαις ἀναμεμιγμένον, χαλκῷ, καὶ κασσιτέρῳ, καὶ σιδήρῳ, καὶ μολύβδῳ lesen, sagt Letzterer in d. Anm. 2.: „Pro ἀργόν (so) forte (wofür vielmehr fortasse hätte geschrieben werden sollen) lectio MSS. Re. Casaub. Mon. ἀργύριον probanda.“ Daraus geht nur zu deutlich hervor, daß er die Handschrift nicht genau angesehen habe. Diese hat ἄργυρον ἢ χρυσόν καὶ δεδολωμένον ποικίλαις ὕλαις, ἀναμεμιγμένον χαλκῷ καὶ κασσ. καὶ σιδ. καὶ μολίβδῳ, was nicht zu verwerfen ist, mit Ausnahme der Schreibung des Wortes μολίβδῳ, wofür μολίβδῳ den Vorzug verdient. St. οὕτω τῶν ἐπορκιζόντων gibt der Münchner Cod. Z. 18. trefflich οὕτως δ' ἐπ. Daß nämlich οὕτως auch vor Consonanten gesetzt wird, ist bekannt. S. Weiske z. Longin. S. 347., Frotscher z. Xenoph. Hieron. S. 9. f., Bornemann z. Xenoph. Anab. I. 1, 10. S. 7. und Schäfers Apparat. crit. et exeget. ad Demo th. T. I. p. 207. So unsere Handschrift K. XI. S. 16. Z. 4. οὕτως προσφέρομεν. Vgl. Prokatech. K. XI. S. 16. Z. 3. Katech. I. 3. S. 30. Z. 1. v. u. οὕτως καὶ. Ebenso I. 3. S. 32. Z. 10. III. 12. S. 80. Z. 13. u. 4. v. u. V 1. geg. d. E. V. 11. S. 148. Z. 6. V. 12. S. 150. Z. 12., und IV. 19. S. 110. Z. 10. v. u. οὕτως νῦν.

Kap. XI. S. 14. Z. 7 — 6. v. u.: *Νόμισόν* [μοι] *φυτείας εἶναι δένδρον καιρόν*] Moi will Hr. Reischl, weil es bloß der Cod. Reg. hat, getilgt wissen; aber ohne genügenden Grund; denn diesem Satze entspricht im Folgenden: *Νόμισόν μοι οἰκοδομὴν εἶναι τὴν κατήχησιν*, worauf schon Touttée aufmerksam machte.

Kap. XII. S. 16. Z. 19 — 20. sollen die Worte: οὐκ οἶδε γὰρ — — τὸ λεγόμενον, wie in der Mauriner Ausgabe, in Parenthesen eingeschlossen und in der lateinischen Uebersetzung statt der Klammern Parenthesen gebraucht seyn.

Kap. XIV. S. 18. Z. 17.: *ἀλλὰ ἐσχημάτιστο τὰ πράγματα*] Besser die Munchner Handschrift ἀλλ' ἰσχ. Statt τὰ πράγματα möchte Ref. hier und im Folgenden τὰ τάγματα (vgl. V. 1.) lesen; denn τὰ πράγματα paßt hier durchaus nicht. Unten hat unser Cod. καὶ πάντες ἡμεῖς (st. ὑμεῖς) ἔνδον. Hierauf ἀλλ' ἐστάλθω, nicht ἀλλ' εὐστάλθω, wie der Herausgeber unrichtig las, und Z. 5. v. u. statt καὶ ἐχέτωσαν βιβλίον χρήσιμον mit den ältern Ausgaben ἐχέτωσαν καὶ β. χρ. Touttée strich καὶ, Hr. Reischl aber setzte es, ohne irgend einen Grund anzugeben, vor ἐχέτωσαν, irrig bemerkend, daß die Münchner Handschrift, wie der Cod. Reg., nach ἐχέτωσαν den Zusatz μετὰ χεῖρας hat. Z. 2. v. u. lesen beyde Codd. fälschlich ὁ λόγος st. ὁ σύλλογος, was nicht beachtet wurde. — S. 20. Z. 2.: καὶ ἡ ἔγγαμος [δὲ] ὁμοίως μιμείσθω] Δὲ erkennt die Münchner Handschrift nicht an. Demnach klammerte es der Herausgeber ein; aber ohne einen Grund dafür anzugeben. Unten hätte die bessere Wortstellung ἡ στεῖρά σου ψυχὴ st. σου ἡ στ. ψ.; ferner θεοῦ ἐπακούοντος f. θ. ἐπακούσαντος bemerkt werden sollen.

Kap. XV. S. 20. Z. 9. liest die Handschrift *αἱ περισσαὶ*, wie Touttée nach dem Ottob. und und Roeschen Cod. Prevots Lesart *αἱ περισσοὶ* verbesserte; Hr. Reischl aber gab *αἱ περιτταὶ*, ganz unrichtig bemerkend: „Sic Ottob. Mon. et Re. Alias *οἱ περισσοί* (!)“ — Z. 15. *Τότε ὑδάτων ἀπολαύσητε Χριστοφόρων, ἐχόντων εὐωδίαν*] Unser Cod. hat ὑδάτων ἀπολ. καὶ ῥευμάτων Χριστ. Ref. möchte demnach καὶ in der Bedeutung und zwar fassen, so daß ῥευμάτων Χριστ. als nähere Erklärung von ὑδάτων zu betrachten ist. S. Jacobs. Additam. in Athenaeum p. 157. und Foertschs Observatt critt. in Lys. Oratt. p. 58. — Z. 6. v. u. läßt die Handschrift, wie der Cod. Reg., die Worte: *Τὸν δὲ μονογενῆ ἐν δεξιᾷ συγκαθήμενον*, nicht bloß συγκαθήμενον, weg, wie es in der Anm. 7. fälschlich heißt. Nach πνεῦμα fügt sie ἅγιον bey, was nicht hätte übersehen werden sollen. Unbemerkt blieb auch, daß im Folgenden in derselben καὶ ἑκάστην vermißt wird u. Z. 2. v. u. πότε — οἱ ἄγγελοι ἐπιβοήσωσιν und πότε — εἰσέλθητε vorkommt. Ueberdieß bietet sie nicht φαιδροὶ τῷ σχήματι, sondern φαιδρῷ τ. σχ.

Kap. XVI. S. 22. Z. 5. *σφραγὶς ἁγία ἀκατάλυτος· ὄχημα πρὸς οὐρανόν*] Die Hand-

schrift hat σφραγὶς ἁγία· ἀκατάλυτον ὄχ. πρ. οὐρ. Unser Herausgeber aber sagt in d. Anm. 3.: „C. M. vocibus σφραγὶς ἁγία omissis (!) coniungit ἀκατάλυτον ὄχ.“ — Z. 12 — 13. verbessere man κρηπῖδα st. κρηπίδα und Katech. V. 7. S. 142. Z. 13. κρηπῖδος st. κρηπίδος. Ebenso hier unten K. XVII. S. 24. Z. 3. v. u. σφραγῖδα s. σφραγίδα, welcher Fehler Katech. I. 2. S. 30. Z. 15. I. 3. S. 32. Z. 5. u. 8. und anderwärts wiederkehrt. Auch bietet der Cod. I. 3. S. 32. Z. 8. σφραγῖδα. — Z. 15 — 16. ἵνα ὁ θεός σε καταξιώσῃ] Kräftiger die Handschrift ἵνα θεὸς σέ. So IV. 4. S. 92. Z. 11. v. u. ὅτι θεὸς und IV. 8. S. 98. Z. 14. εἰ θεὸς ohne Artikel. — Z. 2. v. u. hätte die Variante παρασκευάζει st. κατασκευάζει Erwähnung verdient. — S. 24. Z. 1. Φύλασσε τὴν σαυτοῦ ψυχήν] Die Handschrift gibt ἑαυτοῦ, was wieder nicht beachtet wurde. Daß nämlich ἑαυτοῦ nicht bloß von der dritten, sondern auch von der ersten und zweyten Person gebraucht wird, haben Jacobs ad Themist. Or. XXI. p. 285. am Ende des Dionys. Halic. de compos. verbb. ed. Göller. u. z. Achill. Tat. S. 421. u. 932., Bekker im Spec. Philostrat. p. 68., Boissonade z. Eunap. S. 342. u. 591. u. in d. Anecdott. Gr. Vol. II. p. 18., Bornemann z. Xenoph. Anab. S. 451., Held z. Plutarch. Aemil. Paulus S. 130. u. A. sattsam gezeigt. III. 7. S. 74. Z. 15 — 16., wo die Handschrift richtig ἀπόθλιψον ἑαυτὸν hat, gab Hr. Reischl ἀποθλ. σεαυτὸν, die Bemerkung beyfügend: „Ita C. M. (!) Re. Casaub. — Editt. nec non Maurin. ἀποθλίψας ἑαυτὸν (melius f. ἀποθλίψας σεαυτόν).“ Ganz im Widerspruche mit diesem Verfahren steht III. 15. S. 82. Z. 4. v. u.: εἴπερ ἑτοιμάζεις ἑαυτὸν, woran er keinen Anstoß fand, ungeachtet die Handschrift σεαυτὸν liest, was er ohne Zweifel übersah. IV. 18. S. 110. Z. 7 — 8. φεύγων ὁμολογῆσαι τὰ σεαυτοῦ κακὰ hat der Cod. umgekehrt ἑαυτοῦ. Auch darüber gleitete Hr. Reischl hinweg. — Z. 9 — 10. hätte mit περὶ ψυχῆς τρέχομεν I. 5. S. 34. Z. 12. u. 5. v. u. und I. 1. S. 28. Z. 17. verglichen werden können. — Z. 11 — 12. sind die Klammern, wofür Routtée Parentheſen setzte, zu beseitigen, da die eingeschlossenen Worte keineswegs unächt sind. Auffallend ist es, daß Z. 14. die Optativform ἐξαλείψαι, ungeachtet in d. Anm. 7. aus den Handschriften ἐξαλείψειε, wofür die Münchner ἐξαλείψειεν hat, angeführt wird, stehen blieb, obgleich weiter unten πληρώσειε (der Münchner Cod. liest πληρώσειεν) vorkommt. In der nächsten Zeile wurde die Lesart des Münchner Cod. ἀμνησταίαν (s. das gemeine ἀμνεσταίαν) übersehen. Ebenso der iotacistische Fehler παράσχῃ und die Lesart πραγμάτων st. παραπτωμάτων. Im Folgenden hätte φυτεύσοι δὲ — — καὶ στρατεύσοι, wofür die Münchner Handschrift φυτεύσει δ' — — καὶ στρατεύσει bietet, mit Recht in φυτεύσειεν δ' — — καὶ στρατεύσειεν umgewandelt werden können; denn die Verwechselung des Futurums mit dem Aorist ist nicht ungewöhnlich. S. Jacobs z. Achill. Tat. S. 745.

Katech. I. Befremdend ist es, daß hier Anm. 1. die Aufschrift des zweyten Münchner Codex, welche so lautet: Κυρίλλου κατήχησεις πρὸς φωτιζομένους. Τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν Κυρίλλου ἀρχιεπισκόπου Ἱεροσολύμων κατήχησις ἁ φωτιζομένων κτλ., nicht berücksichtigt wurde, um so mehr, als im ersten Münchner Cod. Bl. 1, a. u. 3, a. der Name des Verfassers nicht genannt ist, weßhalb einige Kritiker diese Katechesen dem Bischof Johannes von Jerusalem vindiciren wollten. S. Fabric. Bibl. Gr. Vol. VIII. p. 438 sq. und Reischls Prolegg. P. CXLV. K. 1. S. 28. Z. 13. wurde die Abkürzung οὐνοῖς (d. i. οὐρανοῖς) und unten Z. 16. οὐνοὺς (d. i. οὐρανοὺς) für οὐρανίοις und οὐρανίους angesehen. — Z. 6. v. u. hätte unbedenklich οἱ τὸν χαλεπὸν τῶν πταισμάτων ῥύπον ἡμφιεσμένοι st. οἱ τὸ χαλεπὸν τ. πτ. ἡμφ. aus der ersten Münchner Handschrift aufgenommen werden dürfen. Ueber den attischen Ausdruck ὁ ῥύπος (vgl. III. 15. S. 84. Z. 7. u. 16. v. u. und anderw.) s. Lobeck z. Phrynich. S. 150. f. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

ΤΟΥ ΕΝ ΑΓΙΟΙΣ ΠΑΤΡΟΣ ΗΜΩΝ ΚΥΡΙΛΛΟΥ ΙΕΡΟΣΟΛΥΜΩΝ ΑΡΧΙΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ.

(Fortsetzung.)

Katech. I. K. 1. S. 28. Z. 3. v. u. entging dem Herausgeber, daß in den Worten: *ἀφέλετε τὰς πονηρίας ὑμῶν* das Pronomen, welches auch der Text bey Hesaias I. 16. nicht hat, in der genannten Handschrift weggelassen wird. — S. 30. Z. 4. bietet sie *τὸ νυμφικὸν καὶ ὑμῖν ἅσαι παράσχῃ μέλος*, während in den Ausgaben *καὶ* fehlt (in der lateinischen Uebersetzung aber steht bey Touttée und bey Hrn. Reischl richtig quoque) und dort außerdem *παράσχοι* vorkommt.

— Kap. 2. S. 30. Z. 14. lesen beyde Münchner Handschriften *δεχθῆναι δυνηθῆτε* in umgekehrter Wortstellung. — Z. 15. vermißt man die Anführung der alexandrinischen Aoristform *προείλαθατε* (s. Sturz de dialect. Maced. et Alexandr. p. 61.) aus der ältesten Münchner. Ebenso Katech. III. 3. S. 66. Z. 11. v. u.

— K. 3. S. 32. Z. 3. *εἰ δὲ ἄξιον καταλάβῃ*] Richtig die zwey Münchner Codd. *καταλάβοι*.

— K. 4. S. 32. Z. 15. schreibe man mit denselben *καταφυτεύῃ λοιπὸν* (st. *μεταφυτ. λ.*); denn da *καταφυτεύῃ λ.* kurz vorhergeht, so erfordert hier schon die oratorische Symmetrie *καταφυτεύῃ*. Ein anderer Grund, welcher dafür spricht, ist der, daß der Verf. S. 34. Z. 1. des nämlichen Verbums sich bedient. — Z. 7. v. u. *αὔξῃ ὡς κλῆμα καρποφόρον*] Hier hätte die Lesart der ersten Münchner Handschrift *αὔξεις* nicht übersehen werden sollen. Ueber den Gebrauch von *αὔξειν* s. *αὔξεσθαι* handeln Thom. Mag. S. 126. und Dudendorp daselbst und Valckenaer in den Adnotatt. ad Thom. in Ruhnken. etc. ad Ernest. Epist. p. 151. So sagt z. B. Kyrill. unten IX. 15. S. 266. Z. 11.: *Πῶς τὸ μὲν βρέφος εἰς παιδίον αὔξει κτλ.*; und Synesios in der Rede üb. d. Königth. S. 31. C.: *ὅτῳ γὰρ βασιλεὺς χαίρει, τοῦτο εὐθὺς αὔξειν ἀνάγκη καὶ ὑπὸ πλείστων ἐπιτηδεύεσθαι.* Ferner über die Vorseh. K. 12. S. 26. unt. in der Sulzbacher Ausg.: *Αὔξειν δὲ ἅπαν ἀνάγκη τὸ τιμώμενον, καὶ ἔρρειν ἀνάγκη τὸ ἀμελούμενον*, und im Lobe der Kahlköpfigkeit S. 79. A.: (*τρίχες*) *τεθνεώτων αὔξουσι.* — S. 33. Anm. 8. wird unrichtig bemerkt, daß (S. 32. Z. 1. v. u.) die Worte: *ἐλαία οὐκ αἰσθητή, ἀλλὰ νοητὴ φωτοφόρος* im Münchner Cod. 1. durch die Fahrlässigkeit des Schreibers ausgefallen seyen.

— K. 5. S. 34. Z. 11 — 12. *Πᾶσαν μέριμναν ἀνθρωπίνην ἐξάλειψον ἀπὸ σοῦ*] Der nämliche Cod. läßt *ἀπὸ σοῦ* weg.

— K. 6. S. 36. Not. 1. wird der Schreiber des erwähnten Cod. ohne Grund beschuldigt (S. 34. Z. 1. v. u.) die Worte: *Ἄφες μοι τὰς πολλάς μου ἁμαρτίας* übersehen zu haben. Der Cod. erkennt bloß *μου* nicht an.

Katech. II. K. 1. S. 38. Z. 10. hat er, wie die Handschriften Roe's und Casaubon's, *βλάστημα προαιρέσεως* nicht. — Z. 14 — 15., wo

es heißt: *Ἡ φυτεία καλή, ὁ δὲ καρπὸς ἐκ προαιρέσεως πακός· καὶ διὰ τοῦτο ὁ φυτουργὸς ἀναίτιος*, bemerkt der Herausgeber in der Anm. 5.: „Secuti sumus nos C. M. Coisl. et Ottob. 2. quorum primus accurate exhibet quam in textum recepimus lectionem," obgleich der Münchner Cod. 1. (denn der Cod. 2. stimmt mit der Mauriner Ausgabe) δὲ vor *καρπὸς* nicht anerkennt und nach *φυτουργὸς* die Partikel *μὲν* hinzufügt. Wie konnte aber Hr. Reischl den Coisl. beysetzen, da sich bey Touttée S. 32. keine Spur davon findet? Im Folgenden fehlt *πυρὶ* nach *κατακαυθήσεται* nicht bloß in dem Münchner Cod. 1., sondern auch in dem des Roe und in Casaub. Varianten, wie man bey Touttée sehen kann. — Z. 17. läßt der nämliche Münchner, wie Roe's, Casaubons und Grodeks Handschriften die Worte *ἐκ προαιρέσεως* weg. Z. 6. v. u. schreibt er *πολλούς*. *Καὶ ὁ ἀπόστολός φησιν· Αὐτοῦ γὰρ* (im zweyten Münchner fehlt *γὰρ*). Nach *ἐπὶ ἔργοις ἀγαθοῖς* haben beyde Münchner den Zusatz: *οἷς προητοίμασεν ὁ θεός, ἵν'* (der zweyte *ἵνα*) *ἐν αὐτοῖς περιπατήσωμεν*. Daran knüpft der Letztere die Worte *φησὶν ὁ ἀπόστολος*. Darüber aber schweigen die Anmerkungen. Zur S. 40. Z. 2., wo Herrn Reischls Text so lautet: „*Εἰ δὲ ἀπόθοιτο τὸν ἄνθρακα, συναπίβαλε ἄν* (!) *καὶ τὸ φλέγον*, heißt es in der Anm. 2.: „Editt. antiquae *συναπέλαυε ἄν* (sic): emendavit Millesius *συναπέλαυνε ἄν*, quod placuit etiam Touttéo. Rectius C. M. (d. i. C. M. 1.) *συναπίβαλε ἄν* (sic)." Mit nichten! Denn die alten Ausgaben bieten *συναπέλαυε* (d. i. *συναπέλαβε*) und zwar ohne *ἄν*. Milles schrieb, der Vermuthung folgend, *συναπέλαυνε*, ohne *ἄν*. Ihm trat zwar Touttée bey; doch ist dieser Verbesserungsvorschlag nichts weniger, als passend. Richtig der Münchner Cod. 1. *συναπίβαλεν ἄν* (*καὶ* weglassend); der zweyte Münchner hingegen liest *συναπίβαλε καί*. Im Folgenden hätte die bessere Wortstellung des erstern, welcher *εἰ δέ τις ἁμαρτάνων νομίζει* (der andere gibt *νομίζοι*) *μὴ κατακαίεσθαι* hat anstatt *εἰ δέ τις νομίζει μὴ κατακ. ἁμαρτ.*, berührt werden sollen. — Z. 5 — 7. *Καίει γὰρ ἡ ἁμαρτία· τὰ νεῦρα τῆς ψυχῆς* [*ὑποτέμνεται καὶ συντρίβει τὰ νοητὰ τῆς διανοίας ὀστέα· καὶ σκότος τὸ φωτεινὸν τῆς καρδίας*] So der älteste Münchner Cod. und der zweyte Ottob.; der zweyte Münchner *κ. γ. ἡ ἁμαρτία νεῦρα τ. ψ.*, *καὶ συντρίβει τὰ νοητὰ ὀστᾶ* (sic) *τ. δ.* Die vorhergehenden Ausgaben hingegen *καὶ γὰρ ἡ ἁμαρτία τὰ νεῦρα τῆς ψυχῆς*, was Erwähnung verdient hätte. Wie konnte aber der Herausgeber den abgeschmackten Zusatz für ächt ansehen und ihm sogar eine Stelle im Texte einräumen? Schon das Schwanken der Handschriften hätte ihn bedenklich machen sollen; und da er jene Worte für ächt erklärt, warum klammerte er sie ein?

Katech. H. K. 3. z. A. *Οὐ μόνος δὲ σὺ παθέστηκας τοῦ πράγματος ἀρχηγός· ἀλλὰ καὶ ἄλλος τίς ἐστι κάκιστος ὑποβολεύς*] Trefflich der Münchner Cod. 1. *ἀλλὰ γὰρ καί* S. Jacobb z. Achill. Tat. S. 477. Unterhalb beyde Münchner Handschriften: *Ἐὰν ἀποκλείσῃς τὴν θύραν* (*σου* hier weglassend), *μακράν σου* (st. *μάκρον σου*, sic) *τυγχάνων σὺ βλάψει σε*. Vgl. VI. 13. S. 172. Z. 15. — S. 40. Z. 3. v. u. verbessere man *τὴν ἐνθύμησιν τῆς* (so unsere Codd., während in d. Ausg. der Artikel fehlt) *ἐπιθυμίας*. Vgl. unten die Anm. zu Katech. V. K. 10. S. 146. Z. 7. — Z. 2. v. u. steht im Cod. 1. deutlich *καταδεσμεύει*. Ferner hätte in demselben die kräftigere Wortstellung: *καὶ εἰς βόθρον σε κατασπᾷ κακῶν* f. *καὶ κατασπᾷ σε εἰς β. κακ.* Berücksichtigung verdient. — S. 42. Z. 1. hat der genannte C. *μου ἡ ἐπιθυμία*, während in dem andern und in der Ausgabe der Artikel fehlt. Hierauf *ἐπιθυμήσω* (nicht *ἐνθυμήσω*), der jüngere *ἐνθυμηθῶ*.

— K. 4. z. A. der Cod. 1.: *Τοῦτο δὲ Ἰησοῦς εἴρηκεν ὁ κύριος, οὐκ ἐγὼ* st. *τοῦτο δὲ ὁ Κύριος εἰρηκ.* Vgl. über diese Redeweise III. 4. S. 68. Z. 9. u. 16 — 17. IV. 23. S. 114. Z. 4. v. u. II. 4. S. 42. Z. 4 — 3. v. u. IX. 1. S. 240. Z. 3 — 4. XI. 18. S. 312. Z. 6. und d. Anmerkk. z. Greg. v. Nyssa de anima et recurr. Leipz. Ausg. S. 185. Im Folgenden hätte aus dem nämlichen Cod. *πρὸ αὐτοῦ γὰρ* (so liest auch der Münchner 2.) *ἥμαρτεν οὐδείς*. *Ἥμαρτεν δ' οὐκ* verbessert werden können; den *γὰρ* fehlt in der Ausgabe und das gewöhnliche *ἥμαρτε δὲ οὐκ* klingt matt. Ebenso bald darauf nach unsern zwey Handschriften *ἀνατρέχει τῆς ἁμαρτίας ἡ πρόφασις* f. *ἀνατρ. ἡ τ. ἁμ. πρόφ.* Ferner, nach der er-

ἀλλ' ἀγαθὸς κατασκευασθείς, γέγονεν ἐξ εἰκόνος χρυσοτύπου διάβολος s. — διαβ. γέγ. ἐξ οἰκ. κρ. (die letzten drey Worte fehlen in der zweyten). Etwas unterhalb διάβολος ὕστερον ἀπὸ τοῦ διαβάλλειν ἐκλήθη s. διαβ. ὕστ. (Letzteres ist in der Papierhandschrift ausgefallen) ἐκλήθη ἀπὸ τοῦ διαβ. — Z. 5. v. u. hätte unbedenklich φερώνυμος st. φερωνύμως aufgenommen werden sollen. — Z. 4. v. u. verbessere man ἔστι (so richtig beyde Münchner Codd.) und nach dem ältesten δ' st. δέ.

— K. 6. S. 46. Z. 18. Bey den Worten: Οὐ νικᾷ σου τὰ συναχθέντα ἁμαρτήματα, welchen die folgenden: Οὐ νικᾷ τὰ τραύματα entsprechen, hätte das einem Glosseme ähnelnde συναχθέντα ohne weiters getilgt werden sollen, da es die erste Münchner Handschrift, Casaubons Varianten und Grodeks lateinische Uebersetzung nicht anerkennen. Unterhalb würden wir mit der nämlichen Handschrift ἔξειπε τῷ ἰατρῷ τὸ πάθος (die zweyte hat τὴν πάκωσιν), λέγων κατὰ τὸν Δαβίδ (die zweyte liest μετὰ τ. Δ.) gegeben haben.

— K. 7. S. 48. Z. 1—2. sind Parentheseu sen st. der Klammern zu setzen. — Z. 3. καὶ ἐξ οἵων, εἰς οἷα κατηνέχθη] Man streiche das Komma, welches unsere Handschriften mit Recht weglassen. Dieser Redensart bedienten sich übrigens schon Sophokles im Aias V. 557. u. in der Elektra V. 751., Platon im Gastm. S. 195. A., Euripides in d. Alkest. V. 144., Plutarch. im Leben des Marcellus K. 19., Appian. üb. d. Bürgerkr. III. 36. Bd. II. Th. I. S. 445., Basil. d. Gr. üb. d. Neid Bd. II. K. 2., Joh. Chrysost. in d. Homil. in Stat. IX. Bd. VI. S. 524. Z. 41. ed. Savil. u. Synes. Br. 57. S. 196. D. Vgl. Wyttenb. in d. Bibiioth. crit. Vol. III. P. II. p. 21. u. Jacobs z. Antholog. Palat. p. 889. Aehnlich Kyrill. VI. 11. S. 170. Z. 12.: Βλέπεις ἐκ πόσου μεγέθους ποῦ κατελήλυθασιν;

— K. 8. S. 48. Z. 15. Ganz richtig der Cod. 1. εἰς ἑκατὸν ἐτῶν παρατεινομένης χρόνον anstatt εἰς ἑκατὸν παρατ. χρόνους, wie Hr. Reischl mit Touttée gab, die sonderbare Bemerkung beyfügend: „Loco [vocis] χρόνους C. M. habet χρόνον (suppl. ἐτῶν)." Der Cod. 2. schreibt εἰς ἑκατὸν ἔτη ἐπιτεινόμενον. Daß ἐτῶν nach ἑκατὸν leicht ausfallen konnte, springt von selbst in die Augen. Hierauf beyde Codd. ἄρα γάρ. Obgleich Prevot, Touttée und der neueste Herausgeber γὰρ nicht im Texte haben, so nahmen sie doch aus Grodek enim in die lateinische Uebersetzung auf.

— K. 9. S. 48. Z. 1. v. u. ὦ μεγάλης τοῦ θεοῦ φιλανθρωπίας] Richtig die beyden Handschriften ὦ μεγ. θεοῦ (so die erste; die zweyte τῆς θεοῦ) s. Ebenso V. 10. in der Mitte. VI. 9. S. 168. Z. 3.; K. 10. Z. 12.; K. 12. S. 172. Z. 2—3.; K. 18. S. 180. Z. 16. Ueber diese Verwechselung s. die gelehrten Anzeigen. 1843. Nr. 254. S. 1003. u. Boissonade z. Pachymeres S. 94.

— K. 10. S. 50. z. A.: Κἂν ὁλόκληρος δὲ ὁ λαὸς ἁμάρτῃ] So der Cod. 1.; im Gedruckten fehlt der Artikel. — Z. 10. haben beyde Codd. μόνον. Hierauf der erste ganz deutlich δ' (nicht δέ) — ἥμαρτεν. Unten ἐπὶ Ἀαρών. Im Folgenden läßt er ὁ θεὸς weg. — Z. 14. verbessere man nach dem nämlichen Cod. ἁμαρτόντος st. ἁμαρτάνοντος und Z. 12. v. u. ἐλθεῖν εἰς σωτηρίαν s. εἰσελθειν εἰς τὴν σωτ.; denn diese Worte entsprechen dem vorhergehenden ἐλθεῖν εἰς ἀρχιερωσύνην. — Z. 11 — 10. v. u. καὶ οὐ κεκώλυταί σοι ἡ χάρις] Trefflich beyde Handschriften σου ἡ χάρις. — Z. 9 — 7. v. u. οὐ δυνήσεται —. οὐδ' — — οὐδ'] Unrichtig die erste οὐδ. —· οὐδ' — — οὔτε (s. Matthiä's griech. Gramm. §. 609. c. β.), nicht, wie in der Anm. 5. angegeben ist, οὔτ' — — οὔτε. Die zweyte bietet οὐδ' — — οὐδὲ ohne nachfolgendes οὕτως und ohne τι. — Z. 6. v. u. die erste κατ' ἀξίαν (diese Worte fehlen im Gedruckten) διηγήσασθαι δυνήσονται. Λέγομεν γὰρ ἡμεῖς (s. ἡμ. γὰρ λεγ.). In dem Münchner Papiercodex wird γὰρ vermißt. — Z. 3 — 2 ἐπείδη εἷς μόνος ἀναμάρτητος, ὁ τὰς ἁμαρτίας ἡμῶν καθαρίζων Ἰησοῦς] Vortrefflich der älteste Münchner — ὁ ἀναμάρτητος ὁ τῶν ἁμαρτιῶν ἡμᾶς καθαρίζων (der jüngere καθαρίσας) Ἰησοῦς. So Kyrill. X. 3. S. 262. Z. 1. v. u. καθαρίζον τὴν οἰκουμένην τῶν ἁμαρτιῶν. Vergl. Prokatech.

9. S. 12. Z. 5. v. u. und 2—1. v. u. und d. Anm. des Herausgebers Nr. 5. Mit der Präpoſition ἀπό und dem Genitiv hingegen III. 16. S. 84. Z. 2 — 1. v. u. Ebenſo Gregor. von Nyſſa üb. d. Seele u. d. Auferſteh. S. 254. A., u. üb. d. Gebet d. Herrn Bd. I. S. 755. A. u. 757. D.

Katech. II. K. 11. S. 52. Z. 1.: *Εἰ δὲ βούλει σοι περὶ ἡμῶν καὶ ἄλλους τύπους τῆς μετανοίας παραστῆναι*] So die Handſchrift 1., während in den Ausgaben *τῆς μετανοίας*, welches durch die Worte: *μετανόησον, ἄνθρωπε, λοιπὸν καὶ αὐτός* (S. 50. Z. 17 — 18.) und durch die hier ſogleich folgenden Worte: *καὶ τύπον αὐτὸν λάβε τῆς* (den Artikel hat die Handſchrift nicht) *μετανοίας* (vergl. Touttée S. 35.) gerechtfertigt wird, weggelaſſen iſt. Wie konnte aber Hr. Reiſchl in der lateiniſchen Ueberſetzung typos conditionis nostrae geben? Sodann die nämliche Handſchrift ganz richtig *ἐσφάλη γὰρ* (die Bindepartikel fehlt in den Ausgaben) *ὁ μέγας*. Im Folgenden hätte auch ohne die Handſchrift, welche deutlich *εἶδεν* hat, *ἴδεν* in *εἶδεν* umgewandelt werden können. — Z. 8. *τῷ βασιλεύοντι ὁ ἰδιώτης ἔλεγεν*] Beſſer die Handſchrift *ὁ ἰδιώτ. ἔλεγ. τ. βασ.* — Z. 11. verwandle man *στίφος* in *στῖφος* (ſo beyde Codd.) und ſchreibe Z. 13. *ἠγωνίασεν*, was die ältere Handſchrift bietet, ſ. *ἠγωνίασε*, zumal in clausula. — Z. 14. läßt die erwähnte Handſchrift *ἀποκρινάμενος* und mit der jüngern *τοῦ* vor *βασιλέως* weg, Z. 16. gibt ſie *συνήδεσαν* ſ. *συνήδεισαν* (ſ. Phrynichos und Lobeck daſ. S. 149. f.) und Z. 3. — 2. v. u. *παρεβίβασεν τὸ ἁμάρτημά σου* ſt. *παρεβίβασε τὴν ἁμαρτίαν σου*, wie S. 54. Z. 6. S. Touttées Anm. S. 27. Im Folgenden ſchreibe man mit derſelben *πολλοὺς μὲν γὰρ εἶχες ἐχθρούς· διὰ τὴν δικαιοσύνην* ſt. *π. μὲν διὰ τ. δικ. εἶχ. ἐχθρ.* So las auch Grodek. Hr. Reiſchl aber ließ, wie Prevot und Touttée, *γὰρ* im Texte weg und gab doch enim in der Ueberſetzung.

— K. 12. S. 54. Z. 6. kann man *ὁ βασιλεύς*, welches der Münchner Cod. 1. nicht anerkennt und Hr. Reiſchl ſehr gezwungen durch quamvis rex überſetzte, füglich entbehren; ja auch Grodek fand es in ſeiner Handſchrift nicht. — Z. 11. hätten die von Touttée aus dem Texte entfernten und von dem neueſten Herausgeber aus der ältern Münchner Handſchrift und anderen (damit ſtimmt auch die jüngere Münchner) wieder zurückgeführten Worte: *καὶ τὸ πόμα μου μετὰ κλαυθμοῦ ἐκίρνων*, nicht eingeklammert werden ſollen. — Z. 14. leſen wir mit der erſten Münchner Handſchrift *εἰς δ'* (in den Ausgaben fehlt δ') *ἑβδόμην* und unterhalb *σὺ ὁ ἰδιώτης ἄρ' οὐκ ὀφείλεις ἐξομολογήσασθαι*; Die Fragepartikel wird in den Ausgaben vermißt. — Z. 17. bieten beyde Münchner Codd. *Ἀβεσαλὼμ* ſt. *Ἀβσαλώμ*.

— K. 13. S. 54. Z. 6. v. u. geben beyde *Σολομὼν* ſ. *Σαλ.* (vergl. VII. 2. S. 210. Z. 17. u. IX. 2. S. 240. Z. 15.). Ferner der erſte Z. 2 — 1. v. u. *Ἰεζάβελ*, der zweyte *Ἰεζάβελ* ſt. *Ἰεσαβὲλ* (sic). Vorher jener *ἐπιθυμητὴς ἀγρῶν ἀλλοτρίων*. — S. 56. Z. 1. *περιεβάλετο σάκκον*] So der Cod. 1. mit Recht, wie oben II. 12. S. 54. Z. 7.; die Ausgaben hingegen *περιεβάλλετο σ.* — Z. 2. hat derſelbe *κύριος* ſt. *θεός*. Hierauf *ἐώρακας ὅπως* (ſt. des gewöhnlichen *πῶς*) *κατενύγη*; Z. 6. *καὶ μετὰ τὴν συγχώρησιν* und am Ende des Kap. *δικαίου γὰρ δικαστοῦ τὸ* (ſt. *ἐστί*. Der zweyte *ἐστὶ τῷ*) *πρὸς ἕκαστον τῶν γινομένων* (der Cod. 2. *γεγενημένων*, wie der Coisl. und Roeſche ſt. des unpaſſenden *γεγεννημένων*) *προσφόρως ἀποκρίνασθαι* (wofür *ἀποκρίνεσθαι* im Papiercodex geleſen wird).

— K. 14. S. 56. Z. 11. ſchreibt unſer Cod. 1. *ὁ Ἱεροβοὰμ*, ſodann *ἐπὶ βωμοῦ*, nicht, wie es in der Anm. 3. heißt, *ἐπὶ τοῦ βωμοῦ*. Im Folgenden *ἡ χεὶρ αὐτοῦ*, wie Z. 15. — Z. 7. v. u. ebenderſelbe *μηδὲν τοιοῦτον* (ſt. des gewöhnlichen *τοσοῦτον*) *ἐργασάμενος*. Jenes fand auch Grodek in ſeiner Handſchrift, da er eiusmodi überſetzte. Unbegreiflich aber iſt es, wie der neueſte Herausgeber dieſer Ueberſetzung folgen konnte, indem er im Griechiſchen *τοσοῦτον* beybehielt.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

ΤΟΥ ΕΝ ΑΓΙΟΙΣ ΠΑΤΡΟΣ ΗΜΩΝ ΚΥΡΙΛΛΟΥ ΙΕΡΟΣΟΛΥΜΩΝ ΑΡΧΙΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ.

(Fortsetzung.)

— K. 15. S. 58. Z. 3. Der Münchner Cod. 1. bietet τὰ περὶ τοῦ οἴκου. — Z. 4., wo er ποῖα (sic) πρὸς σωτηρίαν ἐλπὶς lieſt, ſchreibt ihm Hr. Reiſchl die falſche Wortſtellung: ποῖα ἐλπὶς πρὸς σωτ., zu. — Z. 14. hätte aus dem nämlichen Cod. ἕως ὅτε ſt. ὅτε aufgenommen werden ſollen. Hr. Reiſchl aber vermuthet ἕως ὅτου, als wenn zwiſchen ἕως ὅτε und ἕως ὅτου ein Unterſchied Statt fände. — Z. 15. iſt nach ᾧ τὸ ζῆν ἀνέλπιστον διὰ τὴν προφητικὴν ἀπόφασιν aus der Münchner Handſchrift 1., mit welcher auch die des Engländers Roe und des Caſaubon ſtimmen, ἦν, welches von der Endſylbe des W. ἀποφάσιν abſorbirt wurde, einzufügen. — Z. 9. v. u. ſetzt die nämliche Handſchrift nach πορείαν, wofür ſie πορίαν hat, nicht δέκα βαθμούς, ſondern δ. β. ὑπέστρεψεν bey. Ganz anders unſer Papiercoder. Dort lautet dieſe Stelle ſo: καὶ ᾧ τὸ ζῆν εἰς ἀνελπιστίαν περίεστιν, τούτῳ πεντεκαιδεκαέτης χρόνος εἰς ζωὴν προσετέθη, καὶ τὸ σημεῖον δέκα ἀναβαθμοὺς ὁ ἥλιος ἀνέστρεψιν. Man vergleiche Touttée S. 36. E.. Wie ungenau iſt demnach Hrn. Reiſchls Angabe, welcher in d. Anm. 3. S. 59. ſich hierüber ſo vernehmen läßt: „Libri quoque Monacenses post ποιησ. τ. πορείαν apponunt: δέκα βαθμούς?“ — Z. 8. v. u. würde Ref. ſt. διὰ — τὸν Χριστὸν im Gegenſatze zu διὰ — τὸν Ἐζεκίαν unbedenklich διὰ — τὸν Ἰησοῦν aus der ältern Münchner Handſchrift aufgenommen haben, mit Rückſicht auf das Folgende: δείξας τὴν διαφορὰν ἑκατέρων, Ἐζεκίου λέγω καὶ Ἰησοῦ.

— K. 16. S. 60. Z. 1. Εἰ δὲ ἀπιστῇς] Richtig die eben genannte Handſchrift εἰ δ' ἀπιστεῖς, wie unten Z. 7.

— K. 19. S. 62. Z. 16 — 17: Πέτρος ὁ κορυφαιότατος — τῶν ἀποστόλων] Ueber den bey den Spätern häufig vorkommenden Ausdruck κορυφαιότατος (ſ. Lobeck z. Phrynich. S. 69. f.) hätten wir eine Bemerkung erwartet.

Katech. III. K. 1. S. 64. Z. 11. αἱ μὲν οὐράνιαι δυνάμεις] Der Münchner Cod. 1. lieſt οὐράνιοι δ. und IV. 37. S. 132. Z. 9. ἐν οὐρανίοις στρατιαῖς (ſ. οὐρανίαις στρατιαῖς). Vgl. IV. 15. S. 106. Z. 9.: βασιλείαν οὐράνιον, αἰώνιον καὶ (die eben genannte Handſchrift läßt καὶ mit Recht weg) ἀτελεύτητον. — Z. 16. hat die nämliche Handſchrift κατὰ κόσμον, nicht, wie in der Anm. 3. fälſchlich ſteht, κατὰ τὸν κόσμον.

— K. 2. S. 66. Z. 8. v. u. findet ſich in dem Cod. 1. nicht ἑτοιμάσθητε καὶ παρασκευάσθητε, ſondern ἑτοιμάσθητε καὶ παρασκευάσασθε.

— K. 4. S. 68. Z. 11. hat Hrn. Reiſchls Text φησὶ· Ἐὰν (sic). Bey Touttée lieſt man φησὶ γάρ· Ἐὰν, wie Roes und Caſaubons Handſchriften haben. Richtig beyde Münchner φησίν· Ἐὰν, was der neueſte Herausgeber nicht beachtete.

— K. 6. S. 72. Z. 3.: Κἂν Ἠλίαν — εἴπωις] Man verbeſſere εἴπῃς. So unſere beyden

Codd. und der Roesche und der Casaub. Unten, wo es heißt: *Μωσῆς μέγιστος νομοθέτης καὶ πάντες* [*θαυμαστοὶ*] *οἱ προφῆται· ἀλλ' οὐ μείζονες Ἰωάννου*, nahm Touttée *θαυμαστοὶ* mit Recht aus Roe's und Casaubons Handschriften auf, weil die Worte *πάντ. οἱ προφ.* des Prädicates nicht entbehren können. Sonach ist *θαυμαστοὶ*, wenn es auch die übrigen Handschriften nicht anerkennen, von den Klammern zu befreyen. Hrn. Reischls Conjectur: *καὶ θαυμασιώτερος ἢ καὶ πάντες οἱ προφῆται*, hat wegen der Unähnlichkeit der Schriftzüge durchaus keine Wahrscheinlichkeit für sich. — Z. 14. *πτεροφυήσαντα τὴν ψυχήν*] Offenbar eine Nachahmung des Platonischen *ἡ τοῦ πτεροφυεῖν ἀρχομένου ψυχή* (s. Phädr. S. 251. C.; vergl. ebendas. S. 255. D.). — Z. 5. v. u. bieten st. *ἐπροφήτευσεν* beyde Münchner Handschriften *ἐπροεφήτευσεν*, welches nicht hätte übersehen werden sollen.

— K. 7. S. 74. Z. 14. *οὕτως εἰσελθε καὶ σὺ κτλ.*] „Post *εἰσελθε*, bemerkt der Herausgeber hiezu, delevimus *φησι* ad fidem C. M. Coisl. Re. Casaub." Allein die erste Münchner Handschrift hat *εἰσελθε, φησὶν*, die zweyte *φησὶ*, und Touttée that ganz gut, daß er *φησὶ* nicht strich, in Rücksicht des vorhergehenden *ἀπόδυσαι, φησί*. — Z. 8. v. u. steht in der ältern Münchner Handschrift *ἀλλ' εἰ ἔστι τις*, nicht *ἀλλ' εἴ τις*. — Z. 4. v. u. hätte in der Bibelstelle: *ἤδη δὲ καὶ ἡ ἀξίνη πρὸς τὴν ῥίζαν τῶν δένδρων κεῖται*, die Partikel *καὶ*, welche weder der Münchner Cod. 1., noch die besten Ausgaben b. Matth. 3, 10. anerkennen, eingeklammert oder weggelassen werden sollen.

— K. 8. S. 76. Z. 2—5. sind Klammern statt der Parentheses gesetzt. — Z. 8.: *Οἱ τελῶναι καὶ αἱ πόρναι προάγουσιν ὑμᾶς εἰς τὴν βασιλείαν τοῦ Θεοῦ*] Hr. Reischl sagt: „Excidit pronomen *ὑμᾶς* in C. M. Re. Casaub." Diese Handschriften aber lassen *ὑμᾶς* mit vollem Rechte weg; denn *ὑμᾶς* ist hier ganz unpassend. Man ergänze vielmehr in Gedanken *ἑαυτούς*. Der Sinn ist demnach: Die Zöllner und die Huren gehen eher in das Reich Gottes ein.

— K. 10. S. 78. Z. 13. sind die Worte *ἀναμάρτητος γὰρ ἦν* wieder eingeklammert, anstatt mit Parentheses umschlossen. — Z. 5. v. u. schreibe man *συντρὶψαι* st. *συντρίψαι*. — Z. 4. v. u. *καταβὰς ἐν τοῖς ὕδασιν*] Ueber den Gebrauch der Präposition *ἐν* mit dem Dativ bey Zeitwörtern der Bewegung anstatt *εἰς* mit dem Accusativ (vgl. Katech. III. K. 12.) bey spätern Schriftstellern hätten wir eine Anmerkung erwartet. Man sehe Palairet z. Matth. X. 16. XVI. 28. u. z. Joh. V. 4., K. E. Ch. Schneiders Index Graecit. ad Fab. Aesop. ed. de Furia. p. 184. ed. Lips., Jacobs. Addidam. in Athenae p. 95., Bekker. Spec. Philostr. p. 81., Hess. Observatt. in Plutarch. Timol., Behr. ad Ctes. p. 106. u. Matth. gr. Gramm. Th. II. S. 1343.

— K. 14. S. 82. Z. 4. erkennt der Münchner Cod. 1. *ἐπ' αὐτὸν* nicht an. — Z. 10. hätte bey den Worten: *ἐὰν καὶ αὐτὸς ἔχῃς* nach *ἐὰν* aus dem nämlichen, dem Roeschen und dem Casaub. *οὖν* eingefügt werden dürfen.

— K. 15. S. 84. Z. 6. würde Ref. unbedenklich *ποία τοίνυν ἐστὶν ἔμπλαστρος* und unten *τηλικαύτης* (s. *τῆς τοιαύτης*) *ἀπωλείας* aufgenommen haben. — Z. 9. läßt die Münchner Handschrift *κυρίου ἡμῶν* (nicht bloß *ἡμῶν*) mit Recht weg. Auch steht es in der Apostelgesch. II. 38. nicht.

— K. 16. S. 86. Z. 6 — 7. *διὰ τὴν διπλῆν χάριν, λέγω δὲ τὴν ἐξ ὕδατος καὶ Πνεύματος τελουμένην*] „C. M. *λέγων*: perperam," bemerkt Hr. Reischl. Doch hätte nicht übersehen werden sollen, daß der Cod. *δὲ* nicht anerkennt. Sonach ist *λέγων* mit *ἐπιφωνήσει* zu verbinden und keineswegs anstößig.

Katech. IV. K. 1. S. 88. Z. 11. haben beyde Münchner Codd.: *Καὶ ὁ διάβολος μεταχειρίζεται μὲν εἰς ἄγγελον φωτός*] Unser Herausgeber wagte es aber nicht, *μὲν* in den Text zu setzen, weil ihm in dem Folgenden kein *δὲ* entspricht, was keineswegs nothwendig ist, wie man aus Asts Annotatt. in Platon. Phaedr. T. I. p. 351. und aus dem Lexic. Plat. desselben Vol. II. p. 302. ersehen kann. — Z. 1. v. u. f.: *τὴν φθοροποιὸν τῆς ἀσεβείας ἐκ τῶν ὀδόντων προσχέουσιν ἰόν*] Richtig die Münchner Handschriften *προχέουσιν*, was leider übersehen wurde. So las in der seinigen

auch Grodek, welcher eiaculantem überſetzte. — S. 90. Z. 7 — 8.: *Διὰ τοῦτο ἡ Ἐκκλησία νουθετεῖ, διὰ τοῦτο τὰ παρόντα διδασκαλεῖα, διὰ τοῦτο τὰ ἀναγνώσματα γίνονται*] Die Worte *διὰ τοῦτο τ. παρ. διδασκ.* ſind bey Prevot eingeklammert; die ältere Münchner Handſchrift aber gibt — — *διδασκάλια παραδιδεῖ*, wofür entweder *δ. παρατιθεῖ* (ſ. Aſts Lexic. Plat. unt. d. W.) oder *δ. παραδιδοῖ* zu leſen ſeyn dürfte. Ueber dieſe Präſensformen ſehe man Matth. gr. Gramm. §. 210. 1. Th. I. S. 482. u. Buttm. ausf. gr. Gramm. Th. I. S. 524. Daß das Verbum hier nicht fehlen dürfe, iſt einleuchtend; denn dasſelbe fordert ſchon die Symmetrie. *Γίνονται* iſt in unſerer Handſchrift ausgefallen.

— K. 2. S. 90. Z. 15.: *Μέγιστον τοίνυν κτῆμά ἐστι*] Hr. Reiſchl in d. Anmerk. 4.: „Loco *τοίνυν* Codd. uterque citt. *μὴν οὖν* (melius: *μενοῦν*), *ἐστι* post *κτῆμα* omiss.“ Nun werden gerade vorher C. M. Re. Casaub. genannt. Da aber der Cod. M. *τοίνυν ἐστι κτ.*, wofür auch der zweyte Münchner ſtimmt, bietet, ſo ſind unter Cod. uterque citt. vermuthlich Re. Casaub. gemeint. Wo hat aber der Herausgeber gefunden, daß dieſe ſo leſen, da ſich bey Touttée weder S. 52., noch in den Varr. Lectt. p. 390. die geringſte Spur davon findet? Das darauf folgende Komma iſt zu ſtreichen. Trefflich ſodann der Münchner Cod. 1. *τὸ τῶν εὐσεβῶν* (nicht *ἀσεβῶν*, wie Hr. Reiſchl las) *δογμάτων μάθημα* (vergl. oben Z. 10. u. 12.) ſt. *τὸ τῶν δογμ. μ.*, wie er im Texte gab. — Z. 18. *διὰ τῆς εὐγλωττίας*] So auch beyde Münchner Handſchriften. Hr. Reiſchl aber ſchreibt der erſten *εὐλογίας* zu. Man könnte vielleicht vermuthen, dieſe Bemerkung habe ſich am unrechten Orte eingeſchlichen, da Z. 4 — 3. v. u. die eben genannte Handſchrift *διὰ τῆς χρηστολογίας καὶ εὐλογίας* (ſ. *εὐγλωττίας*. So die zweyte Münchner), bietet, wäre nicht zu dieſer letzteren Stelle bemerkt: „*εὐγλωττίας* hic quoque C. M., ubi Re. et Casaub. *εὐλογίας*.“ Wie verwirrt! Warum wurde der Cod. Ottob. nicht genannt, in welchem ebenfalls *εὐλογίας* ſteht, am Rande aber von der nämlichen Hand und mit der nämlichen Dinte *εὐγλωττίας* geſchrieben iſt?

— K. 3. S. 92. Z. 6. hat der Cod. 1. allerdings *ἁγίας* nicht. Daß dieſes Wort auch in Roes und Caſaubons Handſchriften nicht vorkommt, finden wir bey Touttée nirgends bemerkt. — Z. 9. lieſt der Münchner Cod. 1. *ἀνεχέσθωσαν* ſt. *ἀνασχέσθωσαν*, was nicht beachtet wurde.

Die Aufſchrift: *ΠΕΡΙ ΘΕΟΥ*, wie auch die folgenden hätten füglich wegbleiben können; denn ſie ſind offenbar bloße Randbemerkungen, welche in den Text gefloſſen. Schon das Schwanken der Handſchriften hätte über die Aechtheit derſelben Bedenken erregen ſollen.

— K. 5. S. 94. Z. 8. beyde Münchner Codd. ſchreiben ganz richtig *οὐδὲ ἔστι* ſt. *οὐδέ ἐστι*. — Z. 13. geben ſie *πολὺ μᾶλλον*. Doch verdient die bisherige Lesart *πολλῷ μᾶλλον* den Vorzug. S. Jacobs z. Achill. Tat. S. 649. f., Jacobs z. Lukian. Toxar. S. 113. u. Alexand. S. 47. u. Ellendt z. Arrian. Bd. I. S. 297.; vergl. hier unten IV. 30. S. 122. Z. 8.

— K. 7. S. 96. Z. 2. v. u. ſind, was ſo häufig geſchehen iſt, Klammern ſtatt der Parentheſen gebraucht. Uebrigens verbinde man, das Einſchließungszeichen nach *ἐκ πατρὸς* ſetzend, *ἀεὶ* mit dem Folgenden.

— K. 8. S. 98. Z. 11. hat der Münchner Cod. 2. *θεὸς λόγος· ἄναρχος λόγος, οὐ προφορικὸς καὶ εἰς αἶρα διαχεόμενος*. Die Bindepartikel *καὶ*, welche auch der Cod. 1. anerkennt, mangelt bey Touttée und bey dem neueſten Herausgeber, ungeachtet ſie in der lat. Ueberſetzung atque ſetzen.

— K. 9. S. 100. Z. 7. Hier ſchreibt der ältere Münchner Cod. *καὶ ὡς ἡμεῖς*, der jüngere *ὡς καὶ ἡμεῖς*. Obgleich aber Touttée und Hr. Reiſchl im Texte bloß *ὡς ἡμεῖς* haben, ſo überſetzten ſie doch sicut et nos. In der folgenden Zeile lieſt der Cod. 1. nicht *καὶ ὡς ἡμεῖς*, wie der Herausgeber in der Anm. 2. angibt, ſondern *ὡς ἡμεῖς* ohne *καὶ*; der Cod. 2. hingegen, wie oben, *ὡς καὶ ἡμεῖς*.

— K. 13. S. 102. Z. 1. v. u.: *λυτρωσάμενος τοὺς ἀνθρώπους τῶν ἁμαρτιῶν*] Da nun der Cod. 1. *τ. ἀνθρ. τ. ἁμ. λυτρ.* hat, wo-

für auch der Cod. 2. ſtimmt, wie konnte Hr. Reiſchl ſagen: „Verborum ordinem mutavimus ad fidem C. M.?“

— K. 15. S. 104. Z. 2. v. u.: *Οὗτος ὁ Ἰησοῦς ὁ ἀναβὰς Χριστὸς ἔρχεται*] Hr. Reiſchl: „Ita C. M. 1. Coisl. Re. et Casaub. Vulg. *Οὗτος Ἰησοῦς ὁ Χρ. ὁ ἀναβ. ἔρχ.*“ Wie ungenau! Denn der Münchner Cod. 1. ſchreibt: *Οὗτος* β α *ισ ὁ ἀναβὰς, χσ, ἔρχ.* (ſo von der nämlichen Hand) d. i. *Οὗτος ισ χσ ὁ ἀναβ. ἔρχ.*, wie Prevot; der Münchner 2. hingegen: *Οὗτος ὁ ισ χσ ἀναβ. ἔρχ.* Statt vulg. ſollte vielmehr Touttées ſtehen, welcher zu *ὁ Χριστὸς* bemerkt: „Articulum praeposui ex cod. Coisl. Roe et Casaub., qui tamen ambo voci *Ἰησοῦς* eum praefigunt.“ — Z. 1. v. u. *Καὶ εἶπον*] So der Münchner Cod. 2., ſo auch Touttée und Hr. Reiſchl; in der Ueberſetzung aber gaben beyde: Dixi autem, welches der Lesart des ältern Münchner Cod. *εἶπον δὲ* entſpricht.

— K. 18. S. 110. Z. 11. haben unſere beyden Handſchriften *ὡς φρύγανα*, wie der Text bey Heſaias 47, 14., nicht *φρύγανον*.

— K. 20. S. 110. Z. 1. v. u. Nach *οὐκ ἔστι* (*οὐκ ἔστιν* die ältere Münchner) fügen beyde mit Recht *γὰρ* ein.

— K. 21. z. A. *τὸ δὲ καὶ ἀναγκάσαι παρὰ προαίρεσιν, οὐκ ἔχει τὴν ἐξουσίαν*] Trefflich die Münchner Handſchrift 1. *τοῦ δὲ ἀνάγκασαι*. Ungeachtet Hr. Reiſchl dieſe Lesart in der Anm. 2. anführt und in der Ueberſetzung: „cogendi autem praeter voluntatem, omnino potestatem non habet,“ gibt, nahm er, was unerklärlich iſt, im Texte doch keine Aenderung vor. Die Papierhandſchrift hat *τὸ δὲ ἀναγκ. καί*. Wozu übrigens das Komma nach *προαίρεσιν*? — Z. 15. hätte *καὶ τίνος ἕνεκεν* anſtatt *τίνος ἕνεκεν* entſprechend dem vorhergehenden *καὶ τίνος ἕνεκα* nach der Münchner Pergamenthandſchrift (die andere hat an beyden Stellen *καὶ τίνος ἕνεκεν*) geſchrieben werden ſollen.

— K. 27. S. 118. Z. 10. Hier lieſt der Cod. 1. nicht *περὶ τῶν βρωμάτων* (f. *περὶ τὰ βρώματα*), ſondern *περὶ βρ.* — Z. 13. *τοῦ ἐσθίειν καὶ μὴ τε* (sic)] Man verbeſſere *τοῦ τε ἐσθ. καὶ μὴ* nach Touttée, mit welchem der Münchner Cod. 1. übereinſtimmt. Der zweyte hat *τοῦ τε ἐσθ. καὶ μὴ ἐσθίειν*. Im dritten, welcher in dieſem und dem folgenden Kapitel in Berückſichtigung kommt, fehlen dieſe Worte. — Z. 14. mangelt *γὰρ* in dem nämlichen, welcher ſodann *ἀπὸ οἴνου καὶ κρεῶν ἀπεχόμεθα* lieſt. *Τε* erkennt keine der Münchner Handſchriften an. Statt *βδελύγματα μισοῦντες* bietet die dritte *ταῦτα βδελυττόμενοι*. Im Folgenden fügt ſie *τῆς* vor *πνευματικῆς* ein. Z. 17. geben die zweyte und dritte *σπείροντες*. Z. 9. v. u. die erſte *διὰ τὴν τῶν σωμάτων ἀσθενείαν*, die zweyte und dritte *διὰ τὴν τοῦ σώματος ἀσθένειαν*. Z. 1. v. u. lieſt die dritte *νοητὰ καὶ καλλίονα*.

— K. 28. S. 120. Z. 1. iſt *τι* in der dritten weggelaſſen. Ebenſo *τῶν βρωμάτων* nach *τούτων*. Hierauf ſchreibt ſie *οὐχ ἡμῖν μόνον* anſtatt *οὐκ ἐμοὶ νῦν μόνον* und Z. 4. *γέγονε* f. *γέγονεν*. Z. 6. geben alle drey *ἀπέχεσθαι τῶν εἰδωλοθύτων* ſt. *τ. εἰδ. ἀπέχ.* Z. 7. die drey *τῶν ἐν ἀνθρώποις*, was Hr. Reiſchl für beſſer erklärt als *τῶν ἀνθρώπων*, aber nicht in den Text aufnahm. Z. 9. läßt die dritte, wie die erſte, *μιμούμενοι* weg. Z. 10. bietet ſie mit der erſten und zweyten *ἔχε καὶ τὸ — ἐσθίειν*, was anſtatt des gewöhnlichen *ἔχε τὸ — ἐσθ.* in den Text geſetzt zu werden verdient hätte.

— K. 30. S. 120. Z. 5. v. u.: *Εἰ δέ σοι τις ἀπιστίας λόγος ὑπεισέρχεται*] Ganz richtig der Cod. 1. *σέ τις*. Denn *ὑπεισέρχεσθαι* und *ὑπείσιεναι* fordern den Accuſativ, wie Baſt z. Greg. von Kor. S. 375. und Jacobs z. Achill. Tat. S. 995. zeigen. Z. 1. v. u. hat auch der Münchner Cod. 1., wie die des Roe und Caſaubon, *ὑποθέσεως* (ſt. *ὑποστάσεως*), was überſehen wurde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Historische Beyträge zur Philosophie. Von Adolf Trendelenburg. Erster Band. Geschichte der Kategorienlehre. Berlin 1846.

Der Verfasser will durch diese Untersuchungen nicht nur für Erforschung und Beurtheilung des Geschichtlichen in den Systemen wirken, sondern auch „das Ergebniß für die gegenwärtigen Aufgaben der Wissenschaft verwenden," denn die Geschichte enthalte, „richtig aufgefaßt," auch auf diesem Gebiete Warnungen und Hinweisungen genug. Sollen wir zunächst im Allgemeinen aussprechen, ob wir in dieser Darstellung eine wesentliche Förderung des höchst wichtigen Gegenstandes, einen geschichtlichen Fortschritt in der Behandlung der Kategorienlehre erkennen, so müssen wir dieß verneinen. Eine wahre, dem Bedürfniß unserer Zeit entsprechende Kategorienlehre würde eine Entfaltung der Idee der Vollkommenheit seyn, sie würde mit den logischen auch die realen Kategorien begreifen, sie würde die lebendigen Kräfte des Geistes und der Natur umfassen: des Verfassers Grundgedanken sind unfruchtbare Abstractionen.

Bekannt ist des Verfassers preiswürdige Sorgfalt für die literarische Thatsache, sein Eifer für geschichtliche Forschung, wie er das Factische, wo es dunkel ist, aufzuklären, wo es zweifelhaft ist, festzustellen strebt. Da ist er auf seinem Lieblingsfelde und der Leser folgt mit Lust dem kundigen Führer. Der aristotelischen Kategorienlehre widmet er die Hälfte seines Buches, er betrachtet die Kategorien des Aristoteles nicht nur in ihrer ursprünglichen Zusammenstellung, sondern er verfolgt sie in ihren Wirkungen, in ihrer concreten Anwendung. Denn „nur, wo sie wirken, kann man erkennen, was sie leisten und was sie nicht vermögen, und wo an ihre Stelle durch die Sache selbst andere Begriffe treten, da bemerkt man ihre Mängel: sie werden erst in ihrem Zusammenhange mit realen Fragen und in ihrer Anwendung auf besondere Begriffe wahrhaft erkannt: und was der Urheber mit ihnen wollte, sieht man erst da, wo sie in seiner Hand zu Werkzeugen der Untersuchung werden."

(Fortsetzung folgt.)

ΤΟΥ ΕΝ ΑΓΙΟΙΣ ΠΑΤΡΟΣ ΗΜΩΝ ΚΥΡΙΛΛΟΥ ΙΕΡΟΣΟΛΥΜΩΝ ΑΡΧΙΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ.

(Schluß.)

Katech. IV. K. 30. S. 122. Z. 6—7. ἀλλὰ ὅλα (d. i. τὰ δένδρα), τοῦ χειμῶνος παρελθόντος, αὖθις ὥσπερ ἐκ νεκρῶν ἀναβιοῖ] Die Münchner Codd. lassen ὅλα weg; auch Grodek drückte es nicht aus. Ref. wundert sich daher, daß es der Herausgeber nicht einklammerte. — Z. 8.: Οὐ πολλῷ μᾶλλον ἡμεῖς καὶ εὐκοπώτερον ἀναζήσομεν] Πολὺ μᾶλλον, welches Roes und Casaubons Codd. haben, zog Milles mit Unrecht dem seltneren πολλῷ μᾶλλον (s. oben die Anm. zu IV. 5. S. 94. Z. 8.) vor. „Καὶ," sagt Herr Reischl, „Codd. Mon. 1. 2. rectius omittunt."

Wohl! Warum aber verwies er nicht auf IV. 12. S. 102. Z. 17 — 18., wo es heißt: *καὶ ὁ τῶν ἀνθρώπων ποιητὴς δυνάμει Πατρὸς ἄρ' οὐχὶ μᾶλλον εὐκοπώτερον ἐγείρεται*; Daß *μᾶλλον* dem Comparativ bisweilen nicht pleonastisch, wie es Einige unrichtig erklären, sondern zur Verstärkung und der Klarheit und Lebhaftigkeit wegen beygefügt wird, hat Ref. z. Synes. Aegypt. Erzählungen üb. d. Vorseh. S. 270. gezeigt.

— K. 33. S. 124. Z. 13. *Πρὸ γὰρ τοῦ ἐλθεῖν*] Kräftiger unsere Handschriften *πρὸ τοῦ γὰρ ἐλθεῖν*.

— K. 34. S. 126. Z. 5. *τὰς κατὰ πανταχοῦ βίβλους*] Das unpassende *κατὰ*, welches so wie Roes und Casaubons Handschriften, auch beyde Münchner mit Recht weglassen, hätte ohne weiters gestrichen werden sollen. — Z. 11. hat auch die zweyte Münchner Handschrift fälschlich *δουλοῦται*, was nicht beachtet wurde, wie die von dem Herausgeber angeführten Codd. des Roe und Casaubon. Die hierauf bezügliche Bemerkung wurde am unrechten Orte eingeschoben. — Z. 8. v. u. liest die ältere Handschrift *καὶ τὸ μὴ*, nicht *καὶ πρὸς τὸ μὴ* (so nämlich die jüngere), wie S. 127. Anm. 4. irrig berichtet wird. Daß die Präposition, welche Touttée, obgleich er sie keineswegs für nothwendig erachtete, aus mehreren Handschriften aufnahm, auch bey Casaubon vorkommt, wurde von Hrn. Reischl in der Eile übersehen. Im Folgenden schreibe man mit den Münchner Handschriften *παρὰ τὴν Ἀλεξάνδρειαν* s. *πρὸς Ἀλεξ.* — Z. 2. v. u. *ἀλλήλοις μὴ προσιόντες*] So unsere beyden Codd.; *προσιέντες* Touttée und der neueste Herausgeber, welcher admissi übersetzte, ungeachtet sein Vorgänger ganz passend accedentes gab. — Z. 2 — 1. Unsere Handschriften haben *συναγαγὼν εἰς* (st. *ἐπὶ*) *τὸ αὐτό*.

— K. 35. S. 128. Z. 6. v. u. bietet der Münchner Cod. 1. (mit Zustimmung des zweyten) *τῶν δώδεκα προφητῶν*, nicht, wie S. 129. Anm. 4. unrichtig angegeben ist, *τῶν μὲν δώδ. προφ.*

— K. 36. S. 130. Z. 8.: *ὅσα* [*μὲν*] *ἐν ἐκκλησίαις μὴ ἀναγινώσκεται*] Nach Hrn. Reischl läßt der Münchner Cod. 1. *μὲν* richtiger weg. Allerdings. Doch hätte bemerkt werden sollen, daß nicht bloß der erste, sondern auch der zweyte Münchner Cod., welche gar nicht berücksichtigt wurde, *ὅσα μὴ ἐν ἐκκλ. ἀναγ.* liest.

— K. 37. S. 130. Z. 15 — 16. *μηδὲ ταῖς μυθώδεσι τῶν Ἑλλήνων μαντείαις. Φαρμακίαν καὶ ἐπαοιδίαν*] Beyde Handschriften *μήτε*. Doch ist das stärkere *μηδὲ* vorzuziehen (s. Matthiä's griech. Gramm. §. 609. c. *β*.). Fehlerhaft sodann die erste Münchner Handschrift *θυμώδεσιν*. Hierauf die nämliche *φαρμακίαν γὰρ καὶ ἐπαοιδὴν*, die zweyte *φαρμακείαν γὰρ καὶ ἐπαοιδίαν*. — Z. 6. v. u. bietet die erste *μέχρι ἀκοῆς* st. *μέχρις ἀκ.* nach der Vorschrift der Atticisten, welche die ältesten und besten Handschriften befolgen. S. Lobeck z. Phrynich. S. 14. f., Ast z. Plat. Protag. S. 100. f. u. z. Phädr. S. 651. u. Lex. Plat. Vol. II. p. 332.; vgl. Poppo's Prolegg. ad Thucyd. P. I. Vol. I. p. 147. sq. u. Bornemann z. Xenoph. Anab. I. 4, 13. Dagegen stimmt Jacobs z. Achill. Tat. S. 479.

Katech. V. K. 10. S. 146. Z. 7. *συγκατάθεσιν* [*τῆς*] *ψυχῆς ἔχον*] Den von der zweyten Münchner Handschrift bestätigten Artikel würden wir, wenn ihn auch die erste wegläßt, nicht eingeklammert haben, da er der Rede Nachdruck gibt. Vgl. d. Anm. z. II. 3. S. 40. Z. 3. v. u. — Z. 2. v. u. *μετάβα ἐντεῦθεν*] So der Cod. 2.; der erste *μετάβηθι ἐντεῦθεν*. So Joh. 7, 3. Die Hauptstelle aber findet sich bey Matth. 17, 20 (nicht 19.), wo Griesbach und Tischendorf ebenso lesen; Lachmann hingegen *μετάβα ἔνθεν* hat, was Hr. Reischl vorziehen möchte.

— K. 11. S. 148. Z. 6 — 6. *μεγάλους κλάδους περιέχει, ὃς αὐξηθεὶς δύναται καὶ τὰ πετεινὰ σκεπάζειν*] Hätte der neueste Herausgeber die erste Münchner Handschrift eingesehen, so würde er gefunden haben, daß sie *ὡς* — *δύνασθαι* liest, wie er vermuthete; *ὃς* — *δύνασθαι* hat die zweyte. — Z. 9. *κόσμου τε τὰ πέρατα περιπολεῖ*] Nach Platon, wo es im Phädr. S. 246. B. heißt: *πᾶσα ἡ ψυχὴ — πάντα οὐρανὸν περιπολεῖ*, ferner im Theaetet. S. 176. A.: *τὴν — θνητὴν φύσιν καὶ τόνδε τὸν τόπον περιπολεῖ ἐξ ἀνάγκης* (näml. *τὰ κακά*). Greg. v. Nyssa üb. d. Gebet d. Herrn Bd. I. S. 744. B.: *πᾶσα δὲ*

ἀμπαθὴς κίνησίς τε καὶ διάθεσις τὴν κάτω ζωὴν περιπολεῖ.

Katech. VI. K. 7. S. 164. Z. 15. πάντων ἀγαθώτερος] Ueber dieſe Comparativform, welche von den Atticiſten mißbilligt wird (ſ. Phrynich. S. 92. und Lobeck daſ., und, wie es ſcheint, eine Eigenheit des alexandriniſchen Dialekts war (ſ. Sturz de dialect. Maced. et Alexandr. p. 143.), hätten wir eine Bemerkung erwartet. Man findet ſie bey Plotinos de numeris S. 690. f., wie Creuzer z. Plotin. de Pulcr. p. 296. sq. bemerkt. Eben dieſer Gelehrte führt S. 385. die Superlativform ἀγαθώτατος, welche auch Plotinos kannte, aus Euſebios de praeparat. Evangel. I. p. 42. A. an. Außer dem Kaiſer Julian. Br. 44. geg. d. E. und Br. 63. S. 132. ed. Heyler. bediente ſich derſelben auch Syneſ. Br. 143. S. 280. C.

Katech. VI. K. 15. S. 176. Z. 5. ἀγαθῶν ξυνωρίς] Nämlich Petrus und Paulus. Schon Sophokles ſagte im Oedip. auf Kolon. V. 894. f.: Κρέων ὅδ' — οἴχεται τέκνων Ἀποσπάσας μου τὴν μόνην ξυνωρίδα. Liban. Br. 497., an Ariſtaenet. S. 250. ed. Wolf.: Καλή γε ἡ συνωρὶς σὺ καὶ Δομίτιος ὁ χρηστός. Gregor. v. Naz. Red. VII. S. 202. D. in d. Maur. A.: ξυνωρὶς γὰρ ἐδοκοῦμέν τις. Syneſ. Br. 136. geg. d. E.: ἡ ξυνωρὶς τῶν σοφῶν Πλουταρχείων.

— K. 30. S. 198. Z. 2. θυλάκου δίκην] Reichliche Beyſpiele hierüber findet man bey Gataker z. Marc. Antonin. VIII. 37. S. 251. f. Vgl. Greg. v. Naz. Br. 32. S. 28. E. f., Gedicht IX. S. 449. V. 688. ff., Epigr. IV. V. 2. S. 1165. in dem von Caillau beſorgten II. Bande der Maur. Ausg. der Werke dieſes Kirchenvaters.

Katech. XI. K. 1. S. 290. Z. 6. v. u. πατρόθεν] Dieſe aus der Ilias X. 68. geborgte Ausdrucksweiſe, welcher ſich Kyrillos auch K. III. S. 292. Z. 10. v. u. bedient, findet man frühzeitig bey den Proſaikern, z. B. bey Herodot. an mehreren Stellen (ſ. Schömann z. Isaeos S. 271.), bey Thukyd. VII. 69. und bey Spätern (ſ. Syneſ. üb. d. Königth. S. 14. A. und Br. 127. S. 262. B.). Ebenſo gebraucht Kyrill. Katech. X. K. 2. S. 262. Z. 6. u. Katech. X. K. 19. S. 292. Z. 11. οὐρανόθεν. Ueber dieſe und ähnliche Ausdrücke vgl. man Lobeck z. Phrynich. S. 93. f.

So viel über die mancherley Mängel und Verſehen, welche wir in Hrn. Reiſchls Behandlung des Kyrilliſchen Textes gefunden. Alle Abweichungen der Handſchriften in den von uns beurtheilten Katecheſen vollſtändig anzugeben, konnte um ſo weniger unſere Abſicht ſeyn, als wir, hätten wir dieſes thun wollen, genöthigt geweſen wären, die Gränzen unſerer Recenſion zu weit auszudehnen.

Außer den bereits bemerkten Accentfehlern muß Ref. den Herausgeber noch auf einen Uebelſtand aufmerkſam machen. Er ſchreibt nämlich S. 34. Z. 13 — 12. v. u. ὁ Θεός, φησιν. S. 74. Z. 11. ἀποδύσαι, φησι. S. 150. Z. 7. v. u. μή τις. S. 164. Z. 18. ἐωράκατέ, φησιν ſtatt ὁ Θεὸς, φησὶν, ἀπόδυσαι, φησί, μή τις, ἐωράκατε, φησί. Vergl. S. 168. Z. 5. S. 192. Z. 5. v. u. S. 200. Z. 4. v. u. und S. 254. Z. 14.

Nicht zu billigen iſt, daß er ſich bey mehreren Wörtern ohne Grund großer Anfangsbuchſtaben bedient. So finden wir im Proslog. S. 26. z. A. Φωτιζομένων. S. 300. Z. 17. Φωτιζόμενοι. S. 32. Z. 14. Κατηχούμενος u. Z. 15. Πιστός. S. 36. Z. 2. Συνάξεις. S. 124. Z. 1. v. u. Ἑρμηνευτῶν, während S. 126. Z. 6. v. richtig ἑρμηνευτῶν ſteht. S. 54. Z. 12. v. u. Ἐλαιῶν. Ebenſo S. 286. Z. 9. Ferner S. 70. Z. 5. v. u. Σκηνῆς.

Wenn der Herausgeber in der Vorrede S. X. ſagt: Anxie etiam interpunctionibus juste eligendis vigilavimus, ſo können wir ihm keineswegs beyſtimmen; denn man ſtößt häufig theils auf falſche, theils auf unnöthige Interpunctionen; beſonders müſſen wir die vielen überflüſſigen und den Zuſammenhang ſtörenden Kommata tadeln.

Wenn er ferner ebendaſelbſt ſeinem hochverdienten Vorgänger den Vorwurf macht, daß er als Ueberſetzer zu ſehr der Eleganz gehuldigt habe, ſo müſſen wir bemerken, daß ſeine Ummodelungen der Touttée'ſchen Ueberſetzung den Leſer nichts weniger, als befriedigen werden. So z. B. überſetzt Herr Reiſchl die Worte (S. 48. unten): (μαρτυρίαν)

ἔχεις ἀνάγραπτον, (wozu hier ein Komma?) ἐν ψαλμοῖς· Μνησθήσομαι Ῥαὰβ καὶ Βαβυλῶνος, (daß das Komma hier unnütz ist, leuchtet doch ein) τοῖς γινώσκουσί με, durch: habes scriptum in psalmis: Memor ero Rahab (warum nicht Rhaab?) et Babylonis scientium me, und ebenso S. 51., ungeachtet Touttée: — Memor ero Rahab et Babylonis cognoscentibus me gab. Wie konnte er von dem Texte der Siebziger abgehen und dem römischen Psalterium und der lateinischen Vulgata folgen? S. 58. Z. 10 — 9. v. u.: ἡλίου παλίνδρομον διὰ τὸ σημεῖον ποιησαμένου τὴν πορείαν, wo Kyrillos den Propheten Hesaias 38, 7. f. vor Augen hatte, was doch hätte bemerkt werden sollen, drückte der französische Herausgeber διὰ τὸ σημεῖον durch signi gratia aus. Hr. Reischl aber, damit nicht zufrieden, gab in portentum. Wie läßt sich dieß grammatisch rechtfertigen? S. 64. Z. 12 — 10. v. u., wo der griechische Text so lautet: Αἱ μὲν γὰρ κατὰ τὸν κόσμον ἐπιγαμίαι καὶ συνδῆκαι, (wozu dieß Komma?) οὐ πάντως γίνονται κατὰ κρίσιν, übersetzte Touttée: Nam mundana connubia et conventiones non omnino cum iudicio fiunt; Hr. Reischl dagegen: Nam connubia secundum mundum et conventiones non omnino cum discretione fiunt, was nicht gebilligt werden kann. S. 75. Z. 12. wurde peccatricis vitae (ἁμαρτητικῆς ζωῆς) gegen das mitteralterliche peccaminosae (!) vitae vertauscht und. S. 93. Z. 11—10. v. u. statt conversionis omnis ac mutationis expers (ἄτρεπτος, ἀναλλοίωτος) incommutabilis et non alterabilis geschrieben. Ausdrücke, wie abbreviatim st. per compendium (S. 98. Anm. Col. 2. Z. 4.) und immediate f. statim oder proxime (S. 70. Anm. 1. Z. 3.) gebrauchte man selbst im Mittelalter nicht. Wer schreibt: Religio nobis visum, qui textum — servaremus st. religiose nos servavimus, wie man S. 59. Anm. 4. Col. 2. Z. 5 — 6. liest? Nicht zu billigen ist forte f. fortasse (s. Krebs Antibarbarus d. Lat. Sprache. S. 225. f.) und exhinc f. exinde (s. Krebs ebendas. S. 211.). S. 91. Z. 5. und allenthalben ist autor f. auctor (passender wäre scriptor, s. Krebs S. 119.) und autoritas f. auctoritas geschrieben.

Nach dem bisher Bemerkten finden wir es für überflüssig, uns weiter in die Beurtheilung der Latinität des Herausgebers, besonders in der Vorrede, in der Abhandlung: De Catecheseon S. Cyrilli Hieros. indole etc. und in dem Apparatus litterarius, einzulassen.

Für die äußere, sehr elegante Ausstattung hat der ehrenwerthe Hr. Verleger sein Möglichstes gethan. Schade nur, daß sich mehrere Druckfehler eingeschlichen haben! S. CXLVII. Z. 14. verbessere man ab Andr. Darmario st. a Andr. Darm. S. 11. Z. 12. redintegrabo und Z. 13. redintegrandum st. reintegr. S. 15. Z. 2. v. u. laxum f. taxum. S. 26. Z. 1. τῷ̃ f. τῳ. S. 30. Z. 2. λῃστῇ f. λῃστῃ̃. S. 38. Z. 14. κακός f. κακὸς. S. 44. Z. 3. εὑρέθη f. εὑρ. S. 52. Z. 8. setze man einen Punkt st. des Komma vor τῷ̃ βασιλεύοντα. S. 53. Z. 7. ist inquit nach iratus est ausgefallen und Z. 8. vor regem st. des Komma ein Punkt zu setzen. S. 64. Not. 2. z. A. schreibe man δυν. st. δον. S. 98. Z. 1. setze man Semikolon nach εἴρηται. Ebendas. verbessere man in der Anmerk. Col. 2. Z. 1. ἐστὶν nach der Handschrift st. ἐστί. S. 99. Z. 1. [vero] f. (vero) u. Z. 9. Deus Verbum f. Deus — Verbum. S. 100. Anm. Col. 2. Z. 4. v. u. idcirco f. idcirca. S. 106. Z. 1. γὰρ f. γαρ. S. 112. Z. 4. προτιμότερον f. προτιμώτερον u. Z. 7. ἐνεχθῆς f. ἐνεχθῇς. S. 148. Z. 4. καὶ f. και. S. 298. Z. 3. ἐθεασάμεθα f. ἐθεάσ. Nichts weniger, als mit gehöriger Aufmerksamkeit wurde im Brechen der Sylben bey dem Uebergang von einer Zeile zur andern verfahren. So findet man S. 2. Z. 3 — 2. v. u. ἐβαπ-τίσθη st. ἐβα-πτίσθη; S. 35. Z. 2. v. u. ignos-cas st. igno-scas; S. 61. Z. 11 — 10. v. u. raptum st. ra-ptum u. s. w. ganz unrichtig abgetheilt.

Möge Hr. Reischl diese freymüthigen Bemerkungen, die wir im Interesse der Wissenschaft niedergeschrieben haben, einer freundlichen Aufnahme würdigen!

J. G. K.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Trendelenburgs historische Beyträge zur Philosophie.

(Fortsetzung.)

Aber schon aus dieser äußerlichen Auffassung der Kategorien als verwendbarer Werkzeuge in der Hand ihres Urhebers erhellt, daß es nicht die Idee des lebendigen Geistes ist, welche den Verfasser bey Beurtheilung der geschichtlichen Systeme geleitet hat. Er betrachtet die Kategorien als Gebilde der formellen Logik, hervorgegangen aus der logischen Begriffsbestimmung, und er dringt darauf, diesen Gesichtspunkt als den entscheidenden für die Kategorienlehre festzuhalten, „um nicht reale Principien mit logischen Kategorien zu verwechseln.“

Diese Ausschließung der realen Principien von den „höchsten und letzten Begriffen“ ist nicht ein Fortschritt in dieser Bahn, sondern ein willkührlicher Rückschritt; wir sollen die logischen Kategorien und die realen Principien zwar nicht verwechseln, aber wir müssen sie verbinden, und nur in dieser Gemeinschaft und gegenseitigen Durchdringung sind beyde Ordnungen logisch denkbare und für die Erkenntniß der Natur und des Geistes fruchtbare Principien. Denn sie sind beyde aus einem und demselben Grunde hervorgegangen, aus der Idee der Vollkommenheit, dem Urquell alles Lebens, Denkens und Seyns.

Was der Verfasser zufolge seiner abstracten Voraussetzung als eine Eigenthümlichkeit Platons bezeichnet, ist vielmehr eine im Wesen des Geistes und in der Natur der Dinge begründete Nothwendigkeit. Der Verfasser selbst geht bey der Begründung seines eigenen Entwurfes von dieser Nothwendigkeit aus, wenn er sagt, daß das Denken eine Gemeinschaft mit dem Seyn in sich tragen müsse, daß die Grundbegriffe des Denkens zugleich die Grundbegriffe der Dinge sind, daß wir unter den Grundbegriffen die Dinge fassen, weil sie ihr Wesen sind. Also nicht nur in der platonischen Dialektik, sondern in jeder lebendigen Erkenntniß „verschmelzen sich Logik und Metaphysik,“ da das Seyn und das Denken in der Idee denselben Mittelpunkt haben, und nicht nur bey Plato, sondern in jeder wahren Ideenlehre „müssen die höchsten Begriffe zugleich die höchsten Formen des Seyns bilden.“ Die Erkenntniß dieser innern Einheit beyder Principienordnungen wirkt in Platon jene noch dem Verfasser „uns auffallende“ Begeisterung, mit der er von „nüchternen Eintheilungen“ redet, es ist dieser Ueberblick, der Seyn und Denken innerlich zusammenfaßt (ὁ γὰρ ξυνοπτικὸς διαλεκτικός), es ist die Ahnung von der signatura rerum und dem Mysterium des heiligen Geistes, die den erhabenen Denker durchdringt. Deßhalb kann man auch nicht sagen, er habe mit den letzten Begriffen „operirt“ und von ihnen „Gebrauch gemacht.“

Eine principielle Trennung der Logik von der Metaphysik ist auch Aristoteles fremd. Wenn es „in der zergliedernden Richtung des aristotelischen Geistes lag, daß sich ihm die Kategorien als eine logische Aufgabe darboten,“ so lag es eben so sehr in dieser zergliedernden Richtung des aristotelischen Geistes, daß er unter den höchsten und allgemeinsten Begriffen auch reale Principien begriff. Hat auch Aristoteles die innere Einheit und Zusammengehörig-

keit der Logik und Metaphysik nirgends ausdrücklich bezeichnet, so hat er sie doch immer vorausgesetzt, denn es enthalten nicht nur die „Kategorien“ metalogische Principien, sondern auch die metaphysischen Bücher logische Untersuchungen; er bezeichnet als logische Untersuchungen die Betrachtung über das Wesen der Dinge und die Ideenlehre, er betrachtet den Satz des Widerspruches als die Voraussetzung alles Denkens und Seyns, er beleuchtet in der Metaphysik das Wesen des denkenden Geistes. Nicht die Begründung der Logik durch die Metaphysik fehlt bey Aristoteles, sondern seine eigenthümliche Schranke ist die Zurückführung des denkenden Geistes auf den Begriff der νόησις νοήσεως: es ist der Geist in seiner Formthätigkeit, nicht der Geist in seiner gehaltvollen Lebendigkeit, den Aristoteles darstellt.

Dem Aristoteles eine solche Ansicht zuzugestehen ist der Verfasser so weit entfernt, daß er lehrt, diese allgemeinsten Begriffe hätten bey Aristoteles einen grammatischen Ursprung und der grammatische Leitfaden ziehe sich durch ihre Anwendung hindurch. Die Kategorien seyen aus der Zergliederung des grammatischen Satzes entstanden! Diese Ansicht hatte der Verfasser schon bey andern Gelegenheiten ausgesprochen; inzwischen haben Ritter, Spengel und Zeller sich gegen diese Auffassung erklärt; nun sucht der Verfasser sie aufs Neue geltend zu machen, ohne durch überzeugende Beweisgründe sie zu unterstützen.

Es ist erstlich überhaupt unmöglich, aus dem grammatischen Satz die letzten und allgemeinsten, die höchsten und alle andern maaßgebenden Denkbestimmungen abzuleiten, weil die grammatische Satzform nur die Abstraction des Urtheils ist, gegen den Inhalt also sich gleichgültig verhält. Etwas Anderes ist es, die Kategorien, wie Kant gethan, aus dem logischen Urtheil abzuleiten, weil im logischen Urtheil das Subject in seiner innern Selbstthätigkeit erscheint; aber der grammatische Satz ist die Abstraction des logischen Urtheils und reale Kategorien folgen aus dieser Form so wenig, als aus der Form des Kelchglases auf die Güte des Weines geschlossen werden kann.

Zweytens hat auch Aristoteles eine solche Ableitung der Kategorien aus dem grammatischen Satze gar nicht versucht: er hat diesen Gesichtspunkt weder in der Schrift von den Kategorien noch sonst ausgesprochen, und weist er auf grammatische Verhältnisse gelegentlich hin, so sind diese Andeutungen nicht leitende Grundsätze, sondern vereinzelte Analogien. Die οὐσία ist nicht identisch mit dem grammatischen Subject, denn die Selbstständigkeit des grammatischen Subjectes ist eine bloß relative, durch seine Stellung im Satz bedingte; die Selbstständigkeit der οὐσία als philosophischer Kategorie aber ist eine absolute, die Begriffe der Einheit und Mannichfaltigkeit in sich schließende, alle andern Kategorien aus sich selbst erzeugende, eine freye und schöpferische Selbstständigkeit. Und wie sollten ποιεῖν, πάσχειν und κεῖσθαι, weil sie der formellen Bedeutung nach den grammatischen Begriffen des Activs, Passivs und Intransitivs entsprechen, auch in ihrer realen Bedeutung durch diese grammatische Analogie erschöpft seyn? Sie sind vielmehr die Selbstthätigkeit und das Selbstgefühl des Wesens, der οὐσία. Und ἔχειν sollte die Eigenthümlichkeit des griechischen Perfects, den Besitz der Wirkung anzeigen? Das ποσὸν und ποιὸν sind freylich Adjectiva, aber es kommt auf ihre specifische Bedeutung an, wenn sie den Werth einer Kategorie erhalten sollen; ebenso bey den Adverbien ποῦ und ποτέ. Wenn auch das πρός τι „die Spuren der grammatischen Behandlung an sich trägt,“ so ist es doch als Kategorie nicht ein grammatisches Abstractum, sondern Inbegriff mannichfacher Einheitsformen und vielfacher Verhältnißweisen der οὐσία.

Aristoteles bezeichnet diese allgemeinsten Begriffe vielmehr als τὰ κατὰ μηδεμίαν συμπλοκὴν λεγόμενα. Und wenn der Verfasser sagt: „In wie ferne die Kategorien als die Materie des Satzes den Inhalt dessen bezeichnen, was sich verbindet oder trennt: so haben sie in so fern einen Bezug auf die Dinge (!) und diese reale Bedeutung begleitet (!) daher die Kategorien trotz ihres Ursprunges aus der aufgelösten Satzverbindung:“ — so hat er zwar die Zusammengehörigkeit der logischen und der realen Kategorien als sehr äußerlich und

gleichsam wie ein lose geknüpftes Band bezeichnet, aber wenn wir seinen Satz in ernster Folgerichtigkeit auffassen, so ist dieses Zugeständniß der Zusammengehörigkeit beyder eine Widerlegung der Ansicht vom grammatischen Ursprung der Kategorien.

Im Verlaufe dieser Untersuchungen gibt der Verfasser eine berichtigende Ergänzung früherer Behauptungen über den Unterschied des τί ἐστιν und des τὶ ἦν εἶναι. Das τὶ ἦν εἶναι wurde vom Verfasser schon früher (Rhein. Mus. 1828. 4. Heft und De anima) als der schöpferische Begriff nachgewiesen, der dem Daseyn vorangehend Alles, was wahrhaft ist, als das bestimmt, was es ist. Der Begriff des τί ἐστιν aber erscheint in jener frühern Auffassung zu eng begränzt, da es „mit seiner Bezeichnung der angeschauten Gegenwart an das Quantitative und Qualitative gewiesen wurde," und die Stelle, worauf diese Begriffsbestimmung gegründet war, ist ihr bereits „durch eine richtigere Interpunction entzogen." Dieses Komma findet sich in Bonitz kritischen Observationen zur aristotelischen Metaphysik, wo gezeigt wird, daß Metaph. L. 4. p. 1030. a. 29 nicht ὥσπερ καὶ τὸ τί ἐστιν οὐχ ἁπλῶς τί ἦν εἶναι, sondern ὥσπερ καὶ τὸ τί ἐστιν, οὐχ ἁπλῶς τὶ ἦν εἶναι zu lesen sey. Das τὶ ἐστιν bezeichne vielmehr entweder das Geschlecht oder das Geschlecht mit seinem artbildenden Unterschiede. „Es vollendet sich in der Definitive, indem sie das τὶ ἦν als ihren eigenthümlichen Gegenstand in sich trägt. Wo sie unterschieden worden, ist τί ἐστιν das Geschlecht, τὶ ἦν εἶναι das Wesen der Sache, das erst durch das Geschlecht im Verein mit seinem artbildenden Unterschied ausgedrückt wird."

Wie Kant aus seinem logischen Gesichtspunkte die aristotelischen Kategorien zusammengerafft genannt hat, so findet auch der Verfasser von seiner Voraussetzung aus diese Kategorienlehre mangelhaft, — mag man an die Lehre den Anspruch eines systematischen Ganzen machen, oder die Anwendung der Kategorien verfolgen. „Es fehlt der sich in sich zu einem nothwendigen Ganzen abschließende Entwurf." Wie wäre aber ein solcher Entwurf möglich? In der That nur so, daß der Geist der Vollkommenheit in allen seinen Formen und Kräften sich entfalte, nur so, daß die realen Ideen zugleich mit den logischen Kategorien aus der einzig schöpferischen Idee, aus der Idee göttlicher Vollkommenheit abgeleitet werden. Auch bey Aristoteles sind die Kategorien Entwicklungen des Begriffs einer selbstständigen Einheit; auf Einheit ist aber bey Aristoteles der metaphysische Begriff des Wesens, aus dem nur die Begriffe der Einheit und der Mannichfaltigkeit, der Thätigkeit und des Leidens, der Eigenschaft und der Größe, der Zeit und des Raumes und andere solche Verhältnißbegriffe abzuleiten sind. Die wahrhaft absolute Einheit, die keines Anderen, um zu seyn und gedacht zu werden bedarf, ist ein ethisch fruchtbares Princip, die Idee selbstgenugsamer Vollkommenheit. Anstatt diesem wahren Ziele der Betrachtung durch die geschichtliche Forschung sich zu nähern, unterläßt der Verfasser diejenigen Systeme, welche die Keime einer wahrhaften „Metaphysik und Logik, Ethik und Naturphilosophie gleichmäßig umfassenden Kategorienlehre enthalten, in ihrer Bedeutung und Wichtigkeit darzustellen. Hat er die innere Wahrheit der platonischen Ideenlehre nur als eine Eigenthümlichkeit Platons betrachtet, so kann uns nicht befremden, wenn der Verfasser Plotins Kategorienlehre als eine vereinzelte bezeichnet, die ohne Wirkung geblieben sey. Und doch enthalten Platon und die Neuplatoniker die wichtigsten Probleme für alle Zukunft der Philosophie, namentlich auch für die gegenwärtige Aufgabe der Wissenschaft, denn Alles deutet auf die erhabene Wahrheit hin, von der auch Platon ausgegangen: die Idee des Guten ist der höchste Alles befassende Gedanke. Eine Kategorienlehre hat nur dann dauernden Werth und entspricht nur dann dem Bedürfnisse unserer Zeit, wenn sie die Kräfte des sittlichen Geistes umfaßt; der logische Gedanke selbst ist nur als Kraft dieses lebendigen Geistes ein denkbares und reales Wesen. Wie sollte nun „durch den platonischen Standpunkt" die klare logische Aufgabe, die scharfe Eintheilung, die sichere Unterordnung bey Plotin gelitten haben?

Am auffallendsten zeigt sich der Einfluß, den der Verfasser seinen Grundgedanken gestattet, bey

Erwähnung Krause's. Dieser tiefsinnige Denker machte in ausführlicher und durchdachter Exposition wiederholte Versuche, eine umfassende Kategorienlehre zu entwerfen. Er stellt sie dar als die Grundeigenschaften Gottes, als die Grundgesetze der Wahrheit, als die Grundformen des Denkens sowohl als des Seyns. Diese reiche Kategorienlehre erwähnt der Verfasser nur, um sie zu beseitigen, ohne die geringste innere Bereitwilligkeit, auf sie einzugehen.

In rascher Folge gedenkt der Verfasser der stoischen, der patristischen und scholastischen Philosophie, führt die ars universalis des Raymundus Lullius an, Melanchthon, Thomas Campanella, Baco, Cartesius und Spinoza, Locke und Leibnitz, Thomasius, Wolf, Reimarus u. A. Wir vermissen die Termini metaphysici des Giordano Bruno, die durch Mannichfaltigkeit und Reichthum sich auszeichnen. Und wie der Verfasser von Cartesius und Spinoza und Leibnitz sagt, daß sie keine eigentliche Kategorienlehre gegeben, so hätte er auch hinzufügen sollen, daß sie neue selbstständige Kategorien für die Wissenschaft geschaffen und das menschliche Bewußtseyn durch diese wissenschaftlichen Entdeckungen wesentlich erweitert haben. Nirgends zwar hat Leibnitz, obgleich den Empirismus bekämpfend, den Begriff der Nothwendigkeit und Allgemeinheit geltend gemacht, nirgends die über der Erfahrung liegenden Begriffe, welche die Erfahrung erst möglich machen, aus einem Allgemeinbegriff abgeleitet und zu einem sich selbst verbürgenden vollständigen Ganzen entwickelt. Aber er hat dieß deßhalb nicht gethan, weil er von jeder neuen Untersuchung, von jeder neuen Entdeckung eine Bereicherung des menschlichen Geistes und Bewußtseyns erwartete: seiner Forschung Ziel war nicht, den Umfang des menschlichen Verstandes auszumessen, sondern denselben durch neue Entdeckungen zu erweitern.

Erst Kant unternahm eine solche Ausmessung des menschlichen Verstandes und bey dieser Darstellung verfolgte er jenen allgemeinen Begriff „bis in seine ersten Keime" im menschlichen Geist. Die Consequenzen des kritischen Standpunktes bezeichnet der Verfasser klar und treffend. „Der Empirismus war verlassen, der Geist wurde Herr. Aber neben dieser Erhebung lag das an Skepticismus streifende Ergebniß. Wenn sich die Erfahrung nach uns richtet, so erfahren wir nicht das Ding, wie es an sich ist: wir suchen die Dinge und finden nur uns — der Sieg war eine Niederlage, der Geist siegt nur, wenn er die Dinge bewältigt."

Wie aber geschah es, daß der scheinbare Sieg in eine solche Niederlage sich verwandeln mußte? Weil Kant nicht in dem gehaltvollen Geist das Princip des Denkens und den Grund des Seyns erkannte, sondern im logischen Verstand, dessen Grundthätigkeit das logische Urtheil ist. Denken ist ihm Vereinigung des in der Vorstellung gegebenen Mannichfaltigen in der Einheit des Bewußtseyns, die Urtheile sind die Arten dieser Vereinigung. Aus dieser Urthätigkeit des Verstandes leitet Kant die Kategorien ab, sie sind ihm — reine Verstandesbegriffe. Und in diesem eng begränzten Gedankenkreise verweilt Kant auch dann, wenn er über diese Sphäre hinaus einen Blick in die Sphäre des allumfassenden Geistes wirft. Er führt die Thätigkeit des Urtheils als auf ihren letzten Grund auf die synthetische Einheit des Selbstbewußtseyns zurück, ohne in dieser ursprünglichen Apperception einen Act sich selbst begreifender Vollkommenheit zu erkennen, er wendet, um jede Untersuchung „systematisch zu machen," diese reinen Verstandesbegriffe auf alle realen Gegenstände an, ohne diese realen Principien als selbstständige zu begreifen. Der Verfasser bezeichnet nirgends diese innerliche Schranke der kritischen Philosophie, weil er selbst nicht wahrnimmt, daß die logischen Kategorien zu ihrer Ergänzung, ja zu ihrer Begründung einer metaphysischen, einer pneumatologischen Grundlage bedürfen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Ein ungedruckter Briefwechsel über religiöse und politische Gegenstände. Mit einer ausführlichen Einleitung und mit Anmerkungen herausgegeben von Chr. von Rommel. Frankfurt am Main, lit. Anstalt 1847. 2 Bände in 8.

Man hat von diesem französisch geschriebenen Briefwechsel schon seit geraumer Zeit Kunde gehabt. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ist ein beträchtlicher Theil desselben in Böhmers Magazin für Kirchenrecht und Kirchengeschichte erschienen; als 1819 das sogenannte theol. System Leibnizens bekannt gemacht wurde, beriefen sich die Herausgeber zum Beweis der Aechtheit dieser Schrift auf mehrere Briefe ihres Verfassers an Landgraf Ernst; Guhrauer nimmt in seiner Biographie Leibnizens auf seinen brieflichen Verkehr mit diesem vielfach Rücksicht; und vor zwey Jahren hat Grotefend einen „Briefwechsel zwischen Leibniz, Arnauld und dem Landgrafen Ernst von H. Rh." als ersten Band der zweyten Folge von Leibnizens gesammelten Werken von Pertz, Hannover 1846, herausgegeben.

Grotefends Sammlung beruht auf einem Fascikel von Briefcopien, welchen Leibniz selbst geordnet hat. Zu den philosophischen Briefen zwischen ihm und Arnauld, deren Vermittler Landgraf Ernst gewesen, wählte Leibniz nach dem Tode beyder aus seinem Briefwechsel mit dem Letzteren diejenigen Briefe aus, welche zum Verständniß jener nothwendig waren, und bestimmmte das Ganze zum Druck.

Hiernach könnte man zweifeln, ob Leibniz auch die übrigen zwischen ihm und Landgrafen Ernst gewechselten Briefe des Drucks für werth gehalten habe; jenes vermittelnden Elementes beraubt, könnten sie ihm vielleicht werthlos erschienen seyn. Doch ist dieß durchaus nicht der Fall gewesen. Gegen Basnage, der ihn nach des Landgrafen Tode um Herausgabe seiner Correspondenz mit demselben gebeten, spricht er sich willfährig dazu aus und sagt nur, daß er, um Niemanden zu beleidigen, mit der Auswahl des herauszugebenden Stoffes sehr genau verfahren, auch nur eine bestimmte Anzahl von Exemplaren für Freunde abziehen lassen werde.

Weder der eine, noch der andere Plan ist zur Ausführung gekommen. Jetzt, nachdem die Bedeutung der Leibnizischen Correspondenz immer mehr erkannt wird — Guhrauer nennt sie geradezu den Körper seines literarischen Nachlasses — und die Grotefendsche Sammlung erschienen ist, wird die Herausgabe des gesammten Briefwechsels mit Landgraf Ernst jedermann willkommen seyn.

Zur Charakterisirung seines Inhalts finden wir nöthig, mit wenigen Zügen das Bild des Landgrafen zu vergegenwärtigen.

Dieser, ein Sohn des Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel aus zweyter Ehe, geboren 1623, mit ängstlicher Religiosität im reformirten Glauben erzogen, durch Reisen in Frankreich und der Schweiz gebildet, gegen Ende des dreyßigjährigen Kriegs als hessischer Reiteroberst thätig, ward nach dem Tode seiner Brüder der alleinige Besitzer der von seinem Vater gestifteten sogenannten Universalquart Hessen-Rheinfels. Er war bemüht, diesen Besitz zu einer un-

abhängigen Herrschaft in Deutschland zu erheben und verwickelte sich dadurch in viele Streitigkeiten mit der Linie Hessen-Cassel. Das Hervortretendste an ihm ist, daß er, im Jahr 1652 katholisch geworden, sich mit größtem Eifer auf das Gebiet der theologischen Literatur warf, in alle Controversen der damaligen Zeit eingieng, sich mit Jansenisten wie Jesuiten, Calvinisten wie Lutheranern in Correspondenz setzte und alles aufbot, um den Boden der katholischen Kirche weiter auszudehnen; zahlreiche Reisen nach Paris, Wien, Venedig und Rom gaben ihm Gelegenheit, Verbindungen mit den Politikern und Gelehrten seiner Zeit in diesem Sinne anzuknüpfen. Dabey war er nicht blind gegen die Schwächen seiner Kirche; 1666 schrieb er ein Buch: „der so wahrhafte als ganz aufrichtig und discret gesinnte Katholische," worin er die Uebelstände in der Praxis der katholischen Kirche offen darlegte und dadurch ebenso eine Reform derselben anbahnen, als die Protestanten zum Rücktritt anlocken wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Trendelenburgs historische Beyträge zur Philosophie.

(Schluß.)

Es versteht sich von selbst, daß dieser innere Mangel des kritischen Standpunktes noch klarer, als bey Kant selbst, bey Fichte hervortrat, als dieser in der ersten Phase seiner Entwicklung die formelle Thätigkeit des Ich, die Selbstthätigkeit um ihrer selbst willen zum Princip alles Denkens und Seyns macht, um das Wesen in seinem Werden, das Bewußtseyn in seiner Genesis zu begreifen, doch lag schon in diesem Principe einseitiger Selbstthätigkeit der Keim jener erhabenen Philosophie des starken Willens und der freyen Selbstbestimmung, durch welche Fichte mehr zur sittlichen Erhebung und zur Befreyung unseres Vaterlandes beygetragen, als irgend ein anderer seiner großen Zeitgenossen.

Wenn endlich der Verfasser das Princip der hegel'schen Kategorienlehre verwirft, so müssen wir zwar diesem allgemeinen Urtheil beystimmrn, können aber weder die Gründe, auf die er dieses Urtheil stützt, noch die Folgerungen, die er daraus zieht, als die richtigen anerkennen.

Mit Recht sagt der Verfasser: „die Dialektik des reinen Denkens producirt die Definitionen, in welchen das Absolute sich erfaßt. Sie ist mit jeder Kategorie, die sie hervorbringt, die Selbstbestimmung des Denkens zum Seyn. — — Wie verfährt das reine bildlose Denken, um aus sich seine Grundbegriffe zu erzeugen? Jeder Begriff hat in seiner Gränze schon sein Gegentheil an sich und erkennt sich mit seinem Gegentheil durch die Beziehung, in welcher sich beyde gleichen, als Eins und dasselbe. Das reine Denken wird so von einem Begriff zum andern fortgezogen, durch die sich selbst im immanenten Zusammenhang erzeugenden Positionen und Negationen u. s. f." Ein solches reines Denken könne es aber nicht geben; das reine bildlose Denken sey vergeblich. Das Denken, aus dem die bildende Anschauung stammt, könne seine Grundbegriffe nicht aus Abstractionen schöpfen: es müsse das Princip der bildenden Anschauung in sich tragen.

Die Unvollkommenheit dieser hegel'schen Kategorienlehre besteht aber nicht darin, daß sie „zur Metaphysik geworden ist," sondern es ist diese Zurückführung aller Kategorien auf ihre metaphysische Grundlage vielmehr Hegels unsterbliches Verdienst. Sagt doch selbst der Verfasser, Hegel sey darin groß, daß er in allen Gestalten des Daseyns die objective Vernunft wolle und sie als das Erste hinstelle. Nur daß der objectiven Wahrheit eine die subjective Wahrheit überwiegende Kraft zugeschrieben wird, nur diese fast ausschließlich objective Richtung ist ein Fehler der hegel'schen Lehre. Der wahre Grundirrthum dieser Metaphysik ist die Anschauung vom Geiste als einer in ihrem Princip formelen Thätigkeit. Ein reines Denken im Sinne Hegels ist eine bloße Abstraction, nur als Act des sittlich gehaltvollen Geistes ist der Gedanke ein denkbares, nur in seiner Ganzheit, in der Zusammenwirkung aller seiner Kräfte und Vermögen ist der Geist ein fruchtbares Principium.

Deßhalb ist durch des Verfassers „Anschauung" nicht geholfen, es ist durch diese Ergänzung des

hegel'schen Princips kein wesentlicher Fortschritt erreicht.

Auch der Verfasser geht von der ursprünglichen Einheit des Denkens und Seyns aus. „Kein Denken ohne ein Seyn: die Grundbegriffe des Denkens sind zugleich die des Seyns: das Denken kann nur, indem es die Grundthätigkeit mit dem Seyn theilt, dieß verstehen; ohne eine solche vermittelnde Thätigkeit im Denken keine Erkenntniß der Dinge. Wie vereinigen sich nun im Erkennen Denken und Seyn? Wie kommt das Denken zum Seyn? Wie tritt das Seyn ins Denken? Wie bringt das Denken diese Uebereinstimmung hervor und zwar auf eine solche Weise, daß es selbst der Uebereinstimmung gewiß wird?“ Dieß Problem behandelt der Verfasser in seinen logischen Untersuchungen, die er durch gegenwärtige Schrift erläutert und ergänzt. Das den Gegensatz Vermittelnde, sagt der Verfasser in den logischen Untersuchungen, muß etwas den Gliedern Gemeinsames seyn, — und zwar nicht eine ruhende Eigenschaft, sondern eine dem Denken und Seyn gemeinsame Thätigkeit: — eine ursprüngliche und einfache Thätigkeit. Nun ergreift der Verfasser aber nicht Geist und Natur in ihrer ursprünglichen Gemeinschaft, die alles Lebens Quelle ist, er erkennt sie nicht als Selbstbewußtseyn und Selbstgefühl innerer Genugsamkeit, sondern er begnügt sich für seine Erklärung mit zwey abstracten Begriffen: als das Princip der sinnlichen Anschauung betrachtet er die Bewegung, als Princip der geistigen Sphäre den Zweck.

Die Bewegung, lehrt der Verfasser, sey eine solche vermittelnde Thätigkeit, die allgemeine Bedingung des Denkens, und indem sie Raum und Zeit, Figur und Zahl aus sich hervorbringt, sey sie in sich productiv. Und somit die constructive Bewegung eine geistige That, welche nicht erst von der Erfahrung abhängt, sondern diese erst möglich macht. Indessen ist dieß reine Denken nicht mehr bildlos, sondern ist Princip aller Anschauung. Gegen diese Auffassung müssen wir sagen, daß der Verfasser eine ganz abstracte Thätigkeit eine productive, eine erzeugende That nennt, und zwar eine solche, welche die Kategorie der Causalität in sich schließt. Für die Kategorienlehre kommt aber Alles darauf an, daß die Begriffe der Productivität, der Erzeugung nicht mit Abstractionen verwechselt, nicht den Evolutionsmomenten der Dialektik gleichgestellt werden. Sodann entsteht uns durch diese Thätigkeit der Bewegung nur die Kategorie des Raums und der Zeit, der Figur und der Zahl — nicht aber der Begriff der Materie und der Substanz. Nur scheinbar ist des Verfassers Erklärung: „Wenn sich durch diese constructive Bewegung ein Ganzes absetzt und abschließt, so enthält ein solches relativ selbstständiges Ganze den Grundbegriff der Substanz.“ Warum nicht gar! Ja — wenn sich ein Ganzes durch diese Bewegung abschlöße: dieß geschieht aber nicht und es kann nur das mathematische Ganze auf diese Weise entstehen. Von jener Voraussetzung aus entstehen dem Verfasser Combinationen, die ebenso grundlos sind, als die Voraussetzung selbst ist. — Das Verfahren oder die Handlungsweise der Erzeugung ergibt nach dem Verf. das, was im weitesten Sinne die Kategorie der Form heißt, welche die Materie befaßt. Indem sie die Substanz determinirt und zu eigenthümlichen Bewegungen bindet (!), so daß (!) an derselben Causalität haftet (!), wird durch dieß Grundverhältniß die Qualität im weitesten Sinn erzeugt u. s. f.

Die Bewegung, wie sie eine Grundthätigkeit des Denkens ist, liegt allerdings auch in den Dingen: „so weit die Natur reicht, so weit die Bewegung: — wie sie in den Dingen Gestalt und Eigenschaft (?) erzeugt, so erzeugt sie im Denken das Bild.“ Doch ist sie nicht Princip, weder der Substanzen, noch ihrer Eigenschaften, weder der Causalität, noch der Ordnung, weder der sinnlichen Anschauung, noch der Einbildungskraft; wir können dem Verfasser also deßhalb nicht beystimmen, weil er eine relativ bedeutende, für die sinnliche Sphäre wichtige Kategorie zum einzigen und erzeugenden Princip der Sinnenwelt gemacht hat.

Ebenso in der Sphäre des Geistes. Wohl ist der Zweck eine objectiv-subjectiv wesentliche, aber er ist doch nur eine relativ bedeu-

tende, nur in seiner Unterordnung unter den gehaltvollen Geist fruchtbare Kategorie; das erzeugende Princip der Geisterwelt ist selbstgenugsame Vollkommenheit, die sich auch selbst Zweck ist, wie sich selbst Ursprung ist, Gesetz, Beweggrund, Selbstbewußtseyn und Selbstgenuß u. s. f. Und wie die Bewegung in der Sinnenwelt von den Substanzen ausgeht, sie aber nicht erzeugen kann, so kann der Zweck im Reiche des Geistes die specifischen Differenzen nicht hervorbringen, sondern ihnen nur angehören. Wahrheit, Schönheit und Güte, sittliche Thatkraft, Liebe und Seligkeit — alle Ideen sind Zweck ihrer selbst; aus dieser ihrer innern Zweckmäßigkeit aber folgt nicht ihre eigenthümliche, specifisch verschiedene Kraft, Wesenheit und Bedeutung.

Schon in den logischen Untersuchungen hatte der Verfasser den Zweck die andere Macht genannt, die dem Denken — Seyn gemeinschaftlich angehört, und den Grundbegriff der praktischen Sphäre. Nur daß die Begriffe der Ursprünglichkeit und der Gesetzmäßigkeit, der Thatkraft und der Productivität nicht minder solche gemeinschaftliche Mächte sind! Schön sagt er ferner vom Zwecke, daß er die Grundlage unserer organischen Weltansicht bilde, nach welcher der Geist die bildende Seele der Dinge und die Dinge Werkzeuge des Geistes sind. Aber die geistige Harmonie des Ganzen, in welcher sich aller Zwiespalt löset, ist nicht durch den Zweck selbst begründet, sondern durch die Vollkommenheit, deren Energie, deren Selbstbezug und Selbstdarstellung wir den Zweck nennen.

In dieser Anschauung verweilend stellt der Verfasser die Kategorie des Zweckes als die Alles erklärende Grundkategorie der geistigen Sphäre dar. Das Seyn ist auf diesem Standpunkte im Gedanken gegründet; es geschieht dieß im ethischen Rathschluß bewußt und erscheint wie bewußtlos in jeder Thätigkeit des gegliederten Lebens. — Die wirkende Ursache, vom Zwecke bestimmt, wird zum Mittel. Von hier aus gewinnen alle Kategorien einen tiefern Sinn, ein inneres Maß; die physischen Kategorien verwandeln sich in organische, in welchen Alles durch den inwohnenden Zweck des Ganzen bestimmt wird. Dadurch ist die ethische Stufe vorgebildet, auf welcher nicht, wie in der Natur der Zweck des Ganzen blind verwirklicht, sondern erkannt und mit freyem Bewußtseyn ausgeführt wird; alle sittlichen Begriffe ruhen auf dem Zwecke, der als göttliche Bestimmung dem Menschlichen zu Grunde liegt. So der Verfasser. In der That aber ist es nicht die Form des Zweckes, welches die geistige Welt zusammenhält, und diese mit der organischen Welt verbindet, sondern es ist der Gehalt des geistigen Zweckes das schöpferische Princip der Welt: die göttliche Weisheit, die menschliche Vernunft, der Vollkommenheitstrieb der Natur sind die schöpferischen Mächte, die in der Form des Zweckes als wirkende Kräfte erscheinen.

So ist dem Verfasser die Kategorienlehre die Darstellung der gesetzmäßigen Abfolge aller Begriffe aus dem Zweckbegriff. Seine Methode ist ein Verfahren, „das alle scharfen Begriffsbestimmungen bedingt, indem immer die frühere Stufe als das Allgemeine durch den artbildenden Unterschied zu einer neuen und mehr besondern erhoben wird.“

Liegt nun nach dem System des Verfassers in der Kategorie des Zwecks alle Kraft der Bewegung, des Fortschritts, der Vollendung, so versteht es sich von selbst, daß die gehaltvollen Ideen der Freyheit und der Liebe, der Güte und der Schönheit, der Wahrheit und der Heiligkeit hier nicht in ihrer innern Kraft und eigenthümlichen Herrlichkeit erscheinen. So hat der Verfasser die Darstellung der absoluten Kategorien nicht unternommen, sondern nur mit wenigen Worten ihre Möglichkeit angedeutet, es lasse sich noch eine höhere und letzte Stufe der Kategorie, eine Uebersetzung der Grundbegriffe in das Absolute denken, wobey natürlich die Speculation großer Vorsicht bedürfe.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels.

(Fortsetzung.)

Eben dieses Buch hat nun den Anlaß zu seinem Briefwechsel mit Leibniz gegeben. Er wollte nach dem Tode des Herzogs Joh. Friedrich von Hannover das demselben übersandte Exemplar sich zurückgeben lassen und hatte sich deßhalb an einen hannov. Beamten gewendet; Leibniz antwortete ihm 21. April 1680, daß es nicht zu finden sey, und giebt dabey zu erkennen, wie sehr er das Buch schätze und es selbst zu besitzen wünsche.

Das sey doch, sagt Ernst in der Antwort, ein vernünftiges und liebevolles Urtheil über seine Schrift! — Hiemit ist der Briefwechsel zwischen ihnen, der bis zum Tode des Landgrafen 1693 währt, eröffnet. Leibniz giebt dem Landgrafen zuerst, unter Rücksicht auf das Buch, seine Ansicht über das Verhältniß der beyden Confessionen zu erkennen. Alles komme darauf an, daß die Protestanten aus allen Kräften nach der Vereinigung mit der röm. Kirche streben, die Katholiken aber ihnen den Weg durch Beseitigung der Mißbräuche in ihrer Kirche erleichtern müßten. Diese bestünden weniger in dem weltlichen Leben der Geistlichkeit, als in der Art des Cultus, der zur Verehrung der Creatur verleite, da doch die wahre Frömmigkeit in der Liebe zu Gott bestehe; würde ein Papst hier reformatorisch wirken, so werde das Werk der Reunion sehr gefördert werden.

Allerdings, antwortete der Landgraf. Das sey die Pflicht der beyden streitenden Theile! Aber keiner denke daran. Unter andern reden die Fürsten Deutschlands viel lieber von Jagd und Pferden, als vom Schaden Josephs. Auch die kirchlichen Fürsten seyen mit so viel andern Dingen, die nicht die ersten seyn sollten, beschäftigt, daß die Reunion liegen bleibe. O, ruft er aus, wenn Katholiken und Protestanten nur wollten, was sie sollten und mit Gottes Hülfe könnten, sie würden den Weg wohl finden! Aber Iliacos intra muros peccatur et extra. Selbst der sonst so fromme Spener sage: wenn auch Alles so würde, wie der discrete Katholik es wolle, so bleibe doch die Grundsuppe des Gräuels in der Lehre von der Justification. Und eifrige Katholiken meinen, wenn man an Cultus und Disciplin Etwas tadele oder dafür halte, daß der Papst ohne Concilien nicht extra cathedram über Glaubensartikel entscheiden könne, so sey die Kirche gefährdet. Dieß führt ihn auf eine weitere Besprechung dessen, was er vom Papste hält und wünscht. Er könne eine Infallibilität des Papstes, unabhängig von einem allgemeinen Concile, nicht behaupten; doch halte er den nicht für einen rechtgläubigen Christen, der den Papst nicht ex jure divino als Oberhaupt der Kirche anerkenne. Uebrigens bedürfe es für den Papst mehr, als Klugheit und Frömmigkeit. Er müsse jung und gesund seyn und dürfe sich um das weltliche Regiment des Kirchenstaats nicht bekümmern, da er ohnehin für sein pastorales Amt nicht hinlängliche Muße habe. So sollte der h. Stuhl durch Herausgabe von Auszügen aus der Bibel u. dergl. für die religiöse Bildung der unwissenden Italiener sorgen; aber es geschehe dafür Nichts; der Grund sey, daß man das Bes-

sere, z. B. den andächtigen Gottesdienst der Lutheraner zu Amsterdam, gar nicht kenne.

Leibniz, hiemit einverstanden, nimmt doch die geforderte machtlose Stellung des Papstes in Anspruch. Allerdings sey der Kaiser zum Schirmherr der Kirche berufen; es bedürfe keiner Macht auf Seite des Papstes, wenn die Geistlichen mit ihm wohl verbunden und durch einen Wandel ausgezeichnet wären, der dem Volke Respect einflößte; allein nach der gegenwärtigen Lage der Dinge müsse man dem Papst eher ganz Italien geben, als ihm Etwas entziehen; es sey ihm eine Macht zu wünschen, vermöge deren er in gewisser Weise Schiedsrichter zwischen den christlichen Fürsten seyn könne.

Bey dem Eifer des Landgrafen für Ausbreitung des Katholicismus müssen wir es ganz natürlich finden, daß ihm der Wunsch kam, einen Mann, der sich so äußerte, in den Schooß seiner Kirche zurückzuführen.

Der Versuch, diesen Wunsch zur Ausführung zu bringen und Leibnizens Antworten darauf, bilden einen der belangreichsten Theile des Briefwechsels.

Im Nov. 1683 sendet er ihm alles Ernstes einen „Bußwecker“ (Sueglarino), worin er ihn auf die stärkste Weise ermahnt, sich zu bekehren. Zuerst warnt er ihn vor Indifferentismus; dieser, sagt er, führe zum Atheismus; und schilderte ihm dann, wie mißlich es sey, der protestantischen „Secte“ anzugehören. Je talentvoller Jemand sey, desto mehr müsse er Rechenschaft abgeben, das menschliche Leben sey hinfällig, die Ewigkeit allen Gütern der Welt vorzuziehen, auch werde ihn der Herzog von Hannover ohne Zweifel gern in seinem Dienst behalten und er brauche nicht zu sorgen, wohin er nach seiner Bekehrung sein Haupt legen solle. Gewiß, er meine es herzlich, Leibniz möge das Herz nicht verschließen! Die Ehre seiner ruhmwürdigen Bekehrung aber möge er nächst Gott dem trefflichen Arnauld lassen, der, obwohl alt, ihm bey diesem guten Werke gern behülflich seyn werde. „Welcher Trost,“ fügt er dem Brief noch eigenhändig hinzu, „vor dem Tod bey einem katholischen Priester eine Generalbeicht zu halten und von ihm Absolution zu empfangen.“

Höchst merkwürdig ist nun des Philosophen Antwort. Nachdem er kurz bemerkt, daß ihn in diesen Dingen keine weltlichen Rücksichten bestimmen, macht er der kath. Kirche die größten Zugeständnisse: die Hierarchie, die Auszeichnung eines Oberpriesters, als eines Leiters der Bischöfe und Priester, beruhe auf gemeinem göttlichen Rechte; in allen zum Heil nothwendigen Glaubenspunkten sey die kathol. Kirche durch einen besondern Beystand des h. Geistes untrüglich. Warum nun, wendet er sich ein, trete ich nicht in sie zurück? Ich habe, sagt er, einige philosophische Meinungen, welche zu ändern mir in meiner jetzigen Geisteslage unmöglich ist. Obwohl nun dieselben weder der h. Schrift, noch der Tradition, noch einem Concil widersprechen, so werden sie dennoch von den Schultheologen, welche sie für glaubenswidrig halten, gemißbilligt und bisweilen selbst der Censur unterworfen. Man wird sagen, ich könne sie verheimlichen. Doch das ist unmöglich. Sie sind von großer Bedeutung für die Philosophie und wenn ich mich einmal über beträchtliche Entdeckungen in Bezug auf Erforschung der Wahrheit und Beförderung der menschlichen Kenntnisse, in deren Besitz ich zu seyn glaube, werde äußern wollen, so muß ich von ihnen als grundlegenden ausgehen. Allerdings, wäre ich in der röm. Kirche geboren, so würde ich sie nur verlassen, wenn man mich davon ausschlöße, wenn man mir auf meine Weigerung, mich für gewisse verbreitete Meinungen zu erklären, die Gemeinschaft aufkündigte. Jedoch nun, da ich außerhalb derselben geboren und auferzogen bin, halte ichs weder für aufrichtig noch sicher, bey dem Bewußtseyn, daß man im Fall einer Herzensenthüllung vielleicht nicht aufgenommen werden würde, sich zum Eintritt zu melden. Immer würde man in dem unangenehmen Falle seyn, seine Gesinnung verbergen zu müssen oder sich einem Turpius ejicitur, quam non admittitur hospes aussetzen; dieß aber würde bey Vielen Anstoß erregen und mich anstatt in Geistesruhe in sehr große Mißverhältnisse bringen, abgesehen von der einem Zurückgefallenen drohenden bürgerlichen Gefahr. Wohl könnten diese von Mönchen verdammten Meinungen, durch sehr fromme und aufgeklärte Bischöfe und Theologen gebilligt, zum Mindesten geduldet werden; aber einem vielleicht darf man sich nicht aussetzen; man müßte es im Voraus zu erfahren

suchen. Ich habe darüber oft und seit mehreren Jahren nachgedacht, doch habe ich das Mittel noch nicht gefunden. Ew. Hoh. sieht daraus, daß ich Ihnen meinen Herzensgrund entdecke und so hoffe ich, daß dieses für sie allein geschrieben seyn wird; denn ich wünsche, vor ihrem Geist gerechtfertigt zu erscheinen. Was mich noch mehr zu so freyer Aeußerung vermocht hat, ist, daß Ew. Hoh. mich vielleicht besser als irgend Jemand aus dieser Ungewißheit ziehen könnte. Denn gern bekenne ich Ihnen, daß ich gern um jeden Preis in der röm. Kirche seyn möchte, vorausgesetzt, daß ich den Schritt mit einer wahren Geistesruhe und mit dem Gewissensfrieden, dessen ich jetzt genieße, zu thun im Stande wäre, wohl wissend, daß ich meinerseits nichts unterlasse, um einer so wünschenswerthen Union zu genießen. Wüßte ich, daß Ew. Hoh. es zu Herzen nähme, so würde ich mich über das Mittel aus meiner Ungewißheit zu kommen, genauer erklären. — In einem spätern Briefe erklärt er sich genauer darüber. Ungenannt will er über einige Streitpunkte schreiben und sehen, ob die Schrift von einsichtsvollen und gemäßigten Leuten gebilligt wird. Ich kenne, schreibt er, mehrere verdiente Männer, welche sagen, daß, wenn sie in der röm. Kirche geboren wären, sie dieselbe nicht verlassen würden, vorausgesetzt, daß man ihnen Nichts in den Weg legte, von dem zu reden, was sie geändert wünschten. Aber daraus folgt nicht, daß dieselben, geboren in einer andern Gemeinschaft, in die römische einzutreten verpflichtet wären. Denn man würde von ihnen verlangen, Dinge gut zu heißen, die ihnen mißfallen; oder doch ihre Erklärung darüber nicht annehmen. Und gesetzt, sie fänden damit Aufnahme, so würde man immer Verdacht gegen sie haben und ihnen die Klagen, die sie äußern, viel höher anrechnen, als gebornen Mitgliedern der röm. Kirche. Das Sicherste ist also, ausdrücklich zu erklären, was man zu sagen hat. Damit aber eine solche Erklärung leichtere Aufnahme fände, müßte man sich einer unschuldigen List bedienen und eine Schrift verfassen, welche durchaus nicht von einem Akatholiken zu stammen schiene; denn so würde man die Approbation leichter erlangen. Und das ist das Mittel, wovon ich bereits geredet habe. Aber ich bitte, davon Niemanden etwas zu sagen.

Um Verschwiegenheit zu bitten hatte er um so mehr Ursache, als der Landgraf Leibnizens erste Herzensergießung gegen seinen ausdrücklichen Willen an Arnauld mitgetheilt und dadurch eine Aeußerung von dessen Seite über Leibnizens sonderbares Zögern veranlaßt hatte. Hierauf ersucht der Philosoph seinen fürstlichen Freund, an Arnauld weiter nichts zu schreiben, als daß „unser Freund“ bey so wichtigen Dingen es für das Beste halte, vollkommen offen zu seyn; daß es weder sicher noch aufrichtig sey, seine Gesinnungen zu verheimlichen, wofern man Grund habe zu glauben, daß ihre Offenbarung die Nichtaufnahme nach sich ziehen werde; daß man sich durch Annahme eines geheimnißvollen Benehmens aus der Ruhe in eine Unruhe innerer und äußerer Art stürzen würde; daß unser Freund, weit entfernt von den Herzensbeängstigungen, in denen ihn Arnauld befangen meine, sich einer wahren Geistesruhe rühme, indem er seine Schuldigkeit nicht allein reiflich überlegt, sondern auch gethan habe; daß man ihn daher keiner Hartnäckigkeit beschuldigen könne; daß er sich der innern Gemeinschaft der Kirche in demselben Grade versichert halte, wie die mit Unrecht Ausgeschlossenen, weil es nicht an ihm gelegen habe, daß er nicht auch der äußeren theilhaftig sey. Uebrigens seyen die Meinungen, wegen deren er Schwierigkeiten fürchte, nicht rein philosophisch, sondern bilden einen sehr beträchtlichen Theil der Fundamente der natürlichen Theologie; und die einzig nothwendige Angelegenheit der Seele, Gott über alle Dinge zu lieben und folglich ihm zu dienen, ziehe nach der Ansicht dieses Freundes daraus mehr Bestätigung, als beynah aus Allem, was man über ähnliche Gegenstände in den Schulen zu lehren pflege.

Man sieht hieraus, von welcher Wichtigkeit der Briefwechsel für die Frage nach Leibnizens religiösem Bekenntniß ist.

Ueberdieß bespricht derselbe noch mehrere andere Angelegenheiten religiöser oder doch kirchenhistorischer Natur; so den Unionsversuch Spinola's, und die Streitigkeiten zwischen den Jansenisten und Jesuiten; und zwar zum Theil so gründlich, daß der Kirchenhistoriker von diesen Berichten und Urtheilen wird Gebrauch machen müssen. Der Kürze wegen

wollen wir indeß nur noch den vielfachen politischen Stoff, der darin enthalten ist, andeuten.

Es ist kein irgend bedeutendes Ereigniß der Zeit von 1680 bis 1693, welches darin nicht, mit mehr oder weniger großer Aufmerksamkeit beachtet wurde. Und wie ereignißreich waren diese Jahre!

Bevor wir Einiges hievon mittheilen, scheint es uns zweckmäßig, auf den Gedankenaustausch der beyden Correspondenten in Bezug auf einen Gegenstand von allgemein politischer Natur, der in unsern Tagen vielfach besprochen wird, hinzuweisen.

Bey Gelegenheit eines Buchs von Arnauld bemerkt Leibniz (I, p. 318), daß die reformirten Politiker meist Bestreiter der Monarchie seyen, was ihnen von den Lutheranern, besonders von der Universität Helmstädt zum Vorwurf gemacht werde.

Hierauf erklärt der Landgraf seine Vorliebe für die republikanische Staatsform. Gewiß, sagt er, werden sich Republiken, wie Venedig oder die Niederlande, nicht so schnell und mit solcher Freudigkeit zu einem Krieg entschließen, wie die Könige von Frankreich oder Dänemark; und was gewinnt denn z. B. Braunschweig und Hessencassel durch all die großen Kriegsrüstungen und prächtigen Hofhaltungen, in denen sich die Fürsten von „Hannover und Cassel“ gefallen? und zwar auf Kosten derjenigen, für deren Wohl solche Würden und Aemter ursprüglich eingesetzt worden? Nicht für ihre Personen, nicht zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Eitelkeit sind die Völker gemacht. Sie verstehen, was ich sagen will; und ich halte den Staat Venedig, obwohl er gleichfalls Unvollkommenheiten an sich trägt, für viel glücklicher, als wenn er durch einen erblichen und ganz absoluten König oder Herzog regiert würde, wiewohl ich dem Dogen etwas mehr Ansehen wünschen möchte, als man ihm zugesteht . . . Ich glaube allerdings, daß Constantin der Große, nachdem er Christ geworden, nach dem Willen des Volks oder der Republik Kaiser bleiben konnte, doch ich glaube nicht, daß er als wahrer Christ sich um die Würde bewerben, noch weniger, sie erblich zu machen suchen und sich in Eitelkeit und Stolz den andern Potentaten der heidnischen Welt hätte gleichstellen dürfen . . . Wie durften die Könige von Schweden und Dänemark ihr beschränktes Wahlkönigthum zu einem erblichen und despotischen erheben? . . . Gereicht es zum Wohl des Reiches, daß es gegenwärtig eben so viel vom Kaiser in der That unabhängige Zaunkönige zählt, als es einigermaßen mächtige Reichsstände giebt? — So läßt der Landgraf, freylich ein nachgeborner und mit der regierenden Linie seines Stammes in Streitigkeiten verwickelter Prinz seinem Unmuth wider die Fürsten Lauf und schließt mit dem Satze: die Christenheit sey vom wahren Christenthum weit entfernt.

Leibniz faßt den Gegenstand allgemeiner und bespricht ihn mit parteyloser Ruhe. Die Frage, sagt er, ob es gut sey, erbliche und absolute Fürsten zu haben, kann verschieden gemeint seyn. Erstlich, ob die Völker verpflichtet sind, ihnen zu gehorchen; zweytens, ob ein Fürst ein solches Recht in Anspruch nehmen und ausüben darf, wenn es von seinen Voraltern auf ihn gekommen ist; drittens fragt man mit Zugestehung des Einen wie des Andern, welche Regierungsform die beste, die dem Geist des Christenthums am meisten gemäße ist. In Bezug auf das Erste wird Ew. Hoh. mit den Andern zugestehen, daß die Völker verpflichtet sind, zu gehorchen oder zu leiden, und daß keine Empörung ohne Verbrechen geschieht. Dieß erscheint eben so wohl dem Geist des Christenthums als der wahren Politik gemäß; denn gewöhnlich sind die Rebellionen gefährlicher, als eine schlechte Regierung. Zwar hat die Regel Ausnahmen. Grotius giebt zu, daß man sich einem Tyrannen, der offenbar auf die Zerstörung des Staats ausgienge, widersetzen dürfe, aber doch müsse man sich gemäßigt verhalten und ich würde Mühe haben, Virgils Worte zu verdauen: Ergo omnis furiis surrexit Hetruria justis, Regem ad supplicium presenti morte reposcens.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1848.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Dr. C. Zehrt, Die Einführung des Christenthums auf dem Eichsfelde durch den heil. Bonifacius. Mainz 1847.

H. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848.

A. T. Kruse, Geschichte der Stralsunder Stadtverfassung. Abth. 1. bis zu dem Bürgervertrage vom 16. December 1595. Stralsund 1847.

Dr. F. Ph. Funcke, Geschichte des Fürstenthums und der Stadt Essen. Mühlheim 1848.

Topographie des Erzherzogthums Oesterreich. Bd. 1 — 18. Wien 1840.

G. Bartal de Belehàza, Commentariorum ad historiam status jurisque publici Hungariae aevi medii libri XV. Vol. 1 — 3. Posonii 1847.

A. de Gerando, De l'esprit public en Hongrie depuis la révolution française. Par. 1848.

S. Cassel, Magyarische Alterthümer. Berlin 1848.

Dr. F. W. C. Dieterici, Mittheilungen des statistischen Bureaus in Berlin. I. Vierteljahr. Berlin 1848.

H. Konopacki, Die Verfassung Westpreußens zur Zeit der polnischen Oberhoheit. Berlin 1848.

O. L. Göbsche, Geschichte der Statistik des Militsch-Trachenberger Kreises. Breslau 1848.

C. Roth, Urkunden der Stadt Obermoschel in der vormaligen Grafschaft Veldenz. München 1848.

J. Osterhammer, Topographie und Geschichte der k. Salinen-Stadt Reichenhall und deren Umgebung. München 1848.

Dr. A. Schnitzlein und A. Frickhinger, Die Vegetationsverhältnisse der Jura- und Keuperformation in den Flußgebieten der Wörnitz und Altmühl. Nördlingen 1848.

M. v. Deutinger, Die älteren Matrikeln des Bisthums Freysing. München 1848.

A. Köllner, Der Landshuter Erbfolgekrieg nach dem Tode Georgs des Reichen. Landshut 1847.

Uebersicht der gedruckten ältern und neuern Lokal-Statuten, Oeffnungen und Gemeinds-Reglemente des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1847.

L. Rilliet-de Constant, Fribourg, Valais et la première division. Berne 1848.

Mémoires du Colonel de Roverea écrits par lui-même et publiés par C. de Tavel. T. 1 — 3. Zurich 1848.

Berchthold V. Herzog von Zähringen, der Erbauer Berns. Bern 1847.

Ch. Poplimont, Révolution Belge. 1830 — 1848. Bruxelles 1848.

The court and times of Charles the First. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

The court and times of James the first. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

John Lord Hervey, Memoirs of the reign of George the second from his accession to the death of Queen Caroline. Ed. by W. Croker. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Aubrey de Vere, English misrule and Irish misdeeds. Lond. 1848.

R. R. Pearce, A history of the Inns of Court and Chancery. Lond. 1848.

Verhandlungen des englischen Unterhauses über die Emancipation der Juden. Berlin 1848.

Will. S. Gibson, Remarks on the mediaeval writers of English history. Lond. 1848.

J. Garnier, Richard Cobden, les ligueurs et la ligue. Par. 1846.

M. P. W. Becker; Samlinger til Danmarks Historie under kong Frederik III. Regierung af udenlandske Archiver. Deel I. Kjobenhavn 1847.

Fr. Kilvert, A selection from unpublished Papers of W. Warburton. Lond. 1841.

F. v. Smitt, Geſchichte des polniſchen Aufſtandes und Krieges in den Jahren 1830 und 1831. Th. 1 — 3. Berl. 1848.

L. L. Sawaszkiewicz, Tableau de l'influence de la Pologne sur les destinées de la révolution française et de l'empire. Par. 1847.

A. R. Thümmel, Mexiko und die Mexikaner. Erlangen 1848.

Hugh Low, Sarawak; its inhabitants and productions. Lond. 1848.

A. R. Thümmel, Neueſte Geſchichte der Republik Mexiko. Erlangen 1848.

F. Pruner, Aegyptens Naturgeſchichte und Anthropologie als Einleitung zu den Krankheiten des Orients. Erlangen 1847.

F. Pruner, Topographie medicale du Caire. Munich 1847.

W. Barry, A history of Framingham, Massachusetts, including the plantation from 1640 to the present time. Boston 1847.

A. Brummelkamp, Holland in Amerika oder die holländiſche Colonie im Staate Michigan. Mühlheim 1848.

H. Berghaus, Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Gotha 1848.

Resumen de los desastres ocurridos en el puerto de la Habana y sus jurisdicciones immediatas del departemento occidental de la isla de Cuba. Habanna 1846.

H. E. Ludewig, The literature of American local history. New York 1846.

F. Löher, Geſchichte und Zuſtände der Deutſchen in Amerika. Cincinnati 1847.

W. Arthur, A mission to the Mysore. London 1847.

Ed. Burke, List of patents for inventions and designs issued by the united states from 1790 to 1847. Washington 1847.

Dr. C. Haas, Nordamerika, Wisconſin, Calmuet. Elberfeld 1848.

Mass. d'Azeglio, Dell' emancipazione civile degl' Israeliti. Firenze 1848.

J. N. Müller, Die Emancipation der Israeliten. Magdeburg 1847.

R. Williams, A biographical dictionary of eminent Welshmen. P. 1 — 4. Lond. 1847.

K. von Schlözer, Choiſeul und ſeine Zeit. Berlin 1848.

Vinc. De-Conti, Dissertazione storico-critico-letteraria sul grande ammiraglio Cristoforo Colombo. Alessandria 1847.

Carl von Noſtitz, Leben und Briefwechſel. Leipzig 1848.

H. Montfort, Biographie politique et militaire du Général Cavaignac. Par. 1848.

C. Martens, Denkwürdigkeiten aus dem kriegeriſchen und politiſchen Leben eines alten Offiziers. Leipzig 1848.

Th. Lucas, Verſuch einer Charakteriſtik Kimon's nach den Quellen dargeſtellt. Glogau 1848.

A. Rastoul de Mongeot, Lamartine, poète, orateur, historien, homme d'état. Leipz. 1848.

M. Leroux de Lincy, Les femmes célébres de l'ancienne France. T. I. Par. 1848.

J. P. Eckermann, Geſpräche mit Göthe in den letzten Jahren ſeines Lebens. Th. 3. Magdeb. 1848.

W. Havemann, Francisco Ximenez. Götting. 1847.

R. Dunglison, A public discourse in commemoration of Peter S. Du Ponceau. Philad. 1844.

G. Fr. v. Vega, Logarithmiſch-trigonometriſches Handbuch. 30. Aufl. Herausg. von Dr. J. A. Hülſſe. Leipzig 1848.

Dr. C. J. Gerhardt, Die Entdeckung der Differentialrechnung durch Leibnitz. Halle 1848.

Dr. G. Paucker, Fünf berühmte Fragen aus der Bildlehre. Mitau 1845.

F. Steinmann, Die Luftſchifffahrtskunde. Weimar 1848.

G. G. Schwahn, Lehrbuch der praktiſchen Mühlenbaukunde. Abth. 1. Berl. 1847.

C. F. A. Leroy, Die Holzverbindungen (la Charpente). Aus dem Franz. von Kauffmann. Stuttg. 1848.

Alb. Schillings, Traité pratique du service de l'exploitation des chemins de fer. Par. 1848.

C. Fries, Die Schneewehen und die Mittel erſtere unſchädlich zu machen. Erlangen 1848.

Stephen H. Long, Description of Col. S. H. Long's bridges. Philadelphia 1841.

O. Wild, Die neueſten Betriebseinrichtungen auf den engliſchen Eiſenbahnen. Stuttgart 1848.

Dr. G. A. Jahn, Aſtrognoſie. Leipzig 1848.

B. A. Gould, Unterſuchungen über die gegenſeitige Lage der Bahnen der zwiſchen Mars und Jupiter ſich bewegenden Planeten. Göttingen 1848.

Dr. J. R. Mayer, Beyträge zur Dynamik des Himmels. Heilbronn 1848.

Dr. W. Hankel, Grundriß der Phyſik. Stuttgart 1848.

J. van der Hoeven, Ergebniſſe der Naturforſchung für das Leben. Berlin 1818.

M. C. Wolfring, Verhältniß des Organiſchen zum Anorganiſchen. Erlangen 1848.

G. Schilling, Akuſtik oder die Lehre vom Klange. Stuttg. 1848.

Dr. H. Helmholtz, Ueber die Erhaltung der Kraft. Berlin 1847.

J. J. Hanuſch, Grundzüge eines Handbuches der Metaphyſik. Lemberg 1845.

H. W. Dove, Ueber Electricität. Berlin 1848.

Alph. Cahagnet, Magnétisme. Arcanes de la vie future dévoilés. Par. 1848.

Dr. O. B. Kühn, Syſtem der anorganiſchen Chemie. Göttingen 1848.

Dr. L. v. Babo, Ueber die Spannkraft des Waſſerdampfes in Salzlöſungen. Ein Beytrag zur Statik der Atome. Freiburg 1847.

A. F. A. Wiegmann und J. F. Ruthe, Handbuch der Zoologie. 3. verm. Aufl. herausg. v. Dr. F. H. Troſchel und F. Fr. Ruthe. Berlin 1848.

H. Frey, Ueber die Bedeckungen der wirbelloſen Thiere. 1. Abhandlung. Göttingen 1848.

O. Schmidt, Die rhabdocoelen Strudelwürmer (Turbellaria rhabdocoela) des ſüßen Waſſers. Jena 1848.

W. G. Roſenhauer, Beyträge zur Inſekten-Fauna Europa's. Bd. 1. Erlangen 1848.

L. Graf, Handbuch der Zoophyſiologie der nutzbaren Hausſäugethiere. Wien 1848.

Dr. Schmidt, Flora von Pommern und Rügen. Stettin 1848.

St. Endlicher, Prodromus florae Norfolkicae. Vindobonae 1833.

A. Griſebach, Ueber die Vegetationslinien des nordweſtlichen Deutſchlands. Göttingen 1847.

J. Ch. Döll, Zur Erklärung der Laubknospen der Amentaceen. Frankf. 1848.

Alph. De Candolle, Notice sur le jardin botanique de Genève. Genève 1845.

Ad. Brongniart, Enumération des genres de plantes cultivés au muséum d'histoire naturelle de Paris. Par. 1843.

Fr. Man. Blanco, Flora de Filipinas. Manila 1837.

Dr. J. C. Maly, Enumeratio plantarum phanerogamicarum Imperii Austriaci universi. Wien 1848.

A. Lasegue, Musée botanique de M. Benjamin Delessert. Par. 1845.

Martial Lamotte, Catalogue des plantes vasculaires de l'Europe centrale, comprenant la France, la Suisse, l'Allemagne. Par. 1847.

A. de Jussieu, Note sur la famille des Penaeacées. Par. 1846.

C. L. B. de Hügel, Enumeratio plantarum quas in Novae Hollandiae ora Austro-occidentali ad fluvium Cygnorum et in sinu regis Georgii collegit. Vindob. 1837.

A. de Jussieu, Géographie botanique. Par. 1845.

Dr. A. Garcke, Flora der Umgegend von Halle. Th. 1. Phanerogamen. Halle 1848.

Alph. De Candolle, Mémoire sur la famille des apocynacées. Par. 1844.

— — Mémoire sur la famille des Myrtacées. Genève 1842.

N. B. Ward, On the growth of plants in closely glazed cases. Lond. 1842.

Dr. A. Sprengel, Anleitung zur Kenntniß aller in der Umgegend von Halle wildwachſenden phanerogamiſchen Gewächſe. Halle 1848.

M. Adrien de Jussieu, Monographie des Malpighiacées. Par. 1843.

Asa Gray, A manual of the Botany of the northern united states. Boston 1848.

Dr. C. F. L. Fiedler, Beyträge zur Mecklenburgiſchen Pilzflora. Heft 1. Uredo. Schwerin 1848.

Dr. G. A. Eiſengrein, Einleitung in das Studium der Pflanzenklaſſe der Akotyledonen. Heft 1 — 3. Freiburg 1844.

Th. Baskerville, Affinities of plants: with some observations upon progressive development. Lond. 1839.

C. Ch. Beinert, Der Meteorit von Braunau vom 14. Juli 1847. Breslau 1848.

K. C. von Leonhard, Naturgeſchichte des Steinreichs. Stuttgart 1846.

Dr. F. A. Quenstedt, Ueber Lepidotus im Lias E Württembergs. Tübingen 1848.

Leop. Pilla, Sopra la produzione delle fiamme ne' Vulcani. Lucca 1844.

L. de Koninck, Recherches sur les animaux fossiles. P. I. Monographie des genres productus et chonetes. Liège. 1847.

F. J. Dochnahl, Die allgemeine Centralobstbaumschule, ihre Zwecke und Einrichtung. Jena 1848.

Dr. W. Pfeil, Vollständige Anweisung zur Jagdverwaltung und Jagdbenutzung mit Rücksicht auf eine zweckmäßige Jagdpolizeygesetzgebung. Leipzig 1848.

F. M. Krauß, Die Ermittelung des nachhaltigen Ertrages der Wälder. Cassel 1848.

W. A. Kreyssig, Die sichere Verhütung der Faulkrankheit der Kartoffeln. Königsberg 1848.

Dr. J. E. Hedenus, Die Roßkastanien. Freiberg 1848.

J. A. Schlipf, Der Pflanzenbau nach den Bedürfnissen der neuesten Zeit. Reutlingen 1848.

Dr. v. Pabst, Anleitung zur zweckmäßigen Kultur und Bereitung des Flachses. Stuttg. 1848.

L. G. Nefflen, Der Topinambur als Stellvertreter der kranken Kartoffel. Stuttg. 1848.

Dr. H. O. Lenz, Die Lothröhrschule. Gotha 1848.

L. C. Bleibtreu, Die Wirthschaftslehre für den Fabrikanten und Handwerker. Mannheim 1848.

C. Meindel, Die Bereitung der Farben zur Porzellanmalerei. Quedlinburg 1848.

— —, Bereitung der Emailfarben, Glasflüße und Glaspasten zum Behufe der Glasmalerei. Quedlinburg 1848.

K. A. Winkler, Die europäische Amalgamation der Silbererze und silberhaltigen Hüttenprodukte. Zweyte verm. Aufl. Freib. 1848.

J. N. Lang von Hanstadt, Anleitung zur Markscheidekunst. Pesth 1835.

L. Wachler, Die Eisenerzeugung Oberschlesiens. Oppeln 1848.

Report on the gold mines of the Philadelphia and North Carolina mining and smelting company. Philad. 1847.

Dr. C. Hartmann, Ueber Auffindung, Gewinnung und Förderung der mineralogischen Brennstoffe, namentlich des Torfs, der Braun- und der Steinkohle. Weimar 1848.

F. Selner, Systematische Darstellung aller über den Hausirhandel bestehenden k. k. österreichischen Gesetze und Verordnungen. Carlsbad 1848.

F. Fischer, Lehrbuch des österreich. Handelsrechtes, bearb. von Dr. J. Ellinger. 3. verm. Auflage. Wien 1848.

C. C. Walther, Ueber die Errichtung deutscher Consulate. Jena 1848.

J. G. Hubbard, Letter to the Right Hon. Sir Charles Wood, on the monetary pressure and commercial distress of 1847. Lond. 1848.

Dr. J. Heinemann, Die Organisation der doppelten Buchhaltung. Berlin 1848.

Die allgemeine deutsche Wechselordnung mit Einleitung und Erläuterungen. Leipzig 1848.

Die englische Navigationsacte. Hamburg 1848.

Dr. C. W. Usher, Aus den Verhandlungen der Specialcommission des Parlaments über die Navigationsacte. Berlin 1848.

J. H. v. Wessenberg, Ueber Schwärmerey. Heilbronn 1848.

Dr. J. F. C. Hecker, Ueber Sympathie. Berl. 1848.

J. C. Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Herausg. von Dr. R. Wagner und Dr. J. G. Fr. Will. Bd. 4. Oceanische und amerikanische Völker. Leipzig 1848.

Dr. F. W. Hagen, Psychologische Untersuchungen. Studien der physiologischen Psychologie. Braunschweig 1847.

Dr. K. W. Ideler, Der Wahnsinn in seiner psychologischen und socialen Bedeutung erklärt durch Krankengeschichten. Bd. 1. Bremen 1848.

J. D. Morell, An historical and critical view of the speculative philosophy of Europe in the nineteenth century. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

Dr. M. E. A. Naumann, Metaphysisches in der Physiologie. Bonn 1848.

F. Fischer, Naturrecht und natürliche Staatslehre. Gießen 1848.

Gorgias Beredsamkeit und Improvisation oder die Redekunst aus dem Stegreif, von den Gerichtsschranken . . . Deutsch von M. Fr. Teuscher. Weimar 1848.

Le opere di Agnolo Firenzuola, ed. B. Bianchi. Vol. 1. 2. Firenze 1848.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1848.

(Schluß.)

Smirke (E.), On certain obscure words in charters, rentals, accounts etc. of property in the West of England. (Cont.) — Archaeological Journal 1848 Dec.

Closset (Léon de), Quelques mots sur le but, que s'est proposé Tacite en écrivant son ouvrage sur la Germanie. — Revue de Bruxelles 1848 Déc.

Géographie d'Aboulféda, traduite de l'Arabe en Français par Reinaud. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1848 No. 98, 99.

Chamberet (G. de), Extrait des souvenirs de l'expédition dirigée dans le sud de la subdivision de Tlemcen en Avril et Mai 1847. — Bulletin de la Société de Géographie. 1848 Sept.

Beaufort, Rapport sur les travaux entrepris par le service hydrographique de l'amirauté anglaise de 1838 à 1847 inclusivement. — Ebendaselbst.

Cortambert (L.), Voyage en Orient. Côte du golfe de l'Akabah en Arabie. — Ebendas.

Berthelot (S.), Lettres sur la ville de Sainte-Croix de Ténériffe. — Ebendas.

Smith (William), Dictionary of greek and roman antiquities. 2nd edition, improved and enlarged. — Archaeological Journal 1848 Dec.

Etudes sur la littérature byzantine: Anne Comnène. — Journal général de l'instruction publique 1848 No. 79, 81.

Desprez (H.), La revolution dans l'Europe orientale. Les Roumains, le protectorat russe et la Turquie. — Revue de deux Mondes 1848 Livr. 24.

Lamartine, Histoire des Girondins. — Revue de Bruxelles 1848 Nov.

Charlton (Edw.), On the sepulchral slabs existing in the counties of Northumberland and Durham. — Archaeological Journal 1848 Dec.

Way (Albert), Illustrations of medieval manners, chivalry and costume, from original documents. — Ebendas.

Berkshire antiquities by J. W. — Ebendas.

Clutterbuck (J. C.), Discovery of a Saxon interment at Long Wittenham. — Ebendas.

Vattier de Bourville (J.), Lettre à M. Jomard sur les antiquités de la Cyrénaïque. — Bulletin de la Société de Géographie 1848 Sept.

Ampère (J. J.), Des castes et de la transmission héréditaire des professions dans l'ancienne Egypte. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1848 No. 85.

Etude sur la vie et les ouvrages de Chr. G. Heyne. — Ebendas. No. 88. u. 97.

Nécrologie. M. Antoine-Jean Letronne. — Ebendas. No. 104.

Beaufort (Marquis de), Bossuet et l'ordre social. — Revue de Bruxelles 1848 Nov.

Domestic architecture of the thirteenth and forteenth centuries by J. H. P. — Archaeological Journal 1848. Dec.

Ayliffe Poole, A history of architecture in England. Lond. 1848. — Ebendas.

Petit (J. L.), The abbey church of Tewkesbury,

with a description of its plan and architectural peculiarities. Cheltenham 1848. — Ebendaſ.

Piérot (F.), Cours de sciences physiques, étudiées au point de vue matériel et religieux. — Univ. cathol. 1848 Déc.

Oersted (H. C.), Précis d'une série d'expériences sur le diamagnétisme. — Annales de Chimie et de Physique 1848 Déc.

Pasteur (L.), Recherches sur les relations qui peuvent exister entre la forme cristalline, la composition chimique et le sens de la polarisation rotatoire. — Ebendaſ.

— —, Note sur la cristallisation du soufre. — Ebendaſ.

Bravais (A.), Sur la hauteur des nuages. — Ebendaſelbſt.

Danger (T. P.), Note sur la hauteur des ménisques que présente la surface du mercure contenu dans les vases en verre. — Ebendaſ.

Observations météorologiques. Octobre 1848. — Ebendaſ.

Tables of temperature and rain at Bankok. — Journal of the Indian Archipel. 1848 Oct.

Maxima and minima of atmospherical temperature at Singapore. June 1848. — Ebendaſ.

Schroetter (A.), Sur une nouvelle modification du phosphore. — Annales de Chimie et de Physique 1848 Déc.

Grange (Jules), Analyse des eaux de la vallée de l'Isère sur les terrains talqueux, anthracifères et crétacés. — Ebendaſ.

Boussingault, Recherches sur l'influence que certains principes alimentaires peuvent exercer sur la proportion de matières grasses contenue dans le sang. — Ebendaſ.

Persoz (J.), Des dangers qui peuvent résulter, dans les constructions, de l'action des dissolutions salines sur le fer. — Ebendaſ.

Quatrefages (A. de), Resumé des observations faites en 1841 sur les gastéropodes phlébentérés. — Annales des sciences naturelles (Zool.) 1848 Sept.

Blanchard (Emile), Note sur les Coléoptères du genre Eurhinus, de la famille des Curculioniens. — Ebendaſ.

Flourens, Note sur le nonvomissement du cheval. — Ebendaſ.

Quatrefages (A. de), Etudes embryogéniques. Mémoire sur l'embryogénie des Annélides. — Ebendaſ.

Gervais (Paul), Sur les animaux vertébrés de l'Algérie, envisagés sous le double rapport de la géographie zoologique et de la domestication. — Ebendaſ.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. Quatrième mémoire: Monographie des Astréïdes. — Ebendaſ.

Montagne (C.), Sixième centurie de plantes cellulaires exotiques nouvelles. — Annales des sciences naturelles (Botanique) 1848 Sept.

Lestiboudois (Th.), Phyllotaxie anatomique, ou recherches sur les causes organiques des diverses distributions des feuilles (Suite.) — Ebendaſelbſt.

Planchon (J. E.), Sur la famille des Salvadoracées. — Ebendaſ.

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeſchenke auswärtiger Regierungen.

(Fortſetzung *).

3. Von Seite Toscana's.

Einem perſönlichen Beſuche, den Se. Kaiſerliche Hoheit der Großherzog Leopold von Toscana bey ſeinem letzten Aufenthalte in München der k. Hof- und Staatsbibliothek widmete, folgten alsbald nachſtehende unter den Auſpicien desſelben erſchienene Werke als Bibliotheksgeſchenke nach:

a) Opere di Lorenzo de' Medici detto il Magnifico. Firenze per Giuseppe Molini co' tipi Bodoniani. MDCCCXXV. Vier Bände, gr. 4.

Dem Großherzog Leopold II. gebührt nicht nur das Verdienſt, die Koſten des vorliegenden Prachtwerkes mit großmüthiger Freygebigkeit dargeboten zu haben, ſondern er iſt auch der Veranſtalter und eigentliche Bearbeiter desſelben. Er hatte ſich nemlich die Vorbereitung dieſer erſten vollſtändigen Geſammtausgabe der Dichtungen des berühmten Mediceers mittelſt ſorg-

*) Vergl. Gel. Anz. 1849. Nr. 42. S. 341—344.

fältiger Vergleichung aller noch vorhandenen Handschriften und Ausgaben zu einer literarischen Beschäftigung seiner Jünglingsjahre gemacht, und legte noch als Erbprinz das desfallsige, der Hauptsache nach bereits im Jahre 1822 zum Abschluß gebrachte Material, unter Berichterstattung über das von ihm befolgte Verfahren ꝛc., der florentinischen Akademie (della Crusca) zum unbefangenen Gutachten vor, welche sodann ihrerseits, nachdem der Erzherzog inzwischen zur Landesregierung gelangt war (17. Juni 1824), die wirkliche Herausgabe und die Ueberwachung des Druckes durch einige ihrer Mitglieder besorgen ließ.

Der erste Band, welcher durch das von Raphael Morghen nach einem Originalgemälde Giorgio Vasari's gestochene Porträt des fürstlichen Dichters geziert ist, enthält außer der Vorrede der Akademie, dem erwähnten an letztere ergangenen Aufforderungsschreiben des Erzherzogs Leopold vom 22. December 1822, dann der Aufzählung der für die Ausgabe benutzten Handschriften und Editionen ꝛc. die erste Abtheilung der „Poesie varie del Magnifico etc.," den eigentlichen Canzoniere (Sonette, Canzonen, Balladen ꝛc.); der zweyte Band enthält den Schluß der Poesie varie (namentlich die Stanze o sia Selva d'amore, Ambra, la caccia col falcone etc.); der dritte Band die Poesie sacre (p. 1 — 107) und burlesche (p. 109 — 188); der vierte Band endlich enthält den, nur als Bruchstück erhaltenen, von dem Dichter selbst verfaßten „Commento sopra alcuni de' suoi sonetti." Jedem Bande sind reichliche, zunächst die abweichenden Lesarten der Texte betreffende Anmerkungen, größtentheils aus der Feder des erlauchten Editors beygefügt.

b) Carta geometrica della Toscana ricavata dal vero nella proporzione di 1 a 200,000 e dedicata a S. A. J. e R. Leopoldo II. da Giovanni Inghirami. Firenze 1829.

Erste Ausgabe dieser trefflichen (von Stucchi gestochenen), aus vier Blättern größten Regalformates bestehenden Karte, ohne Terrainzeichnung, am untern Rande der Blätter die Grundpläne der bedeutenderen toscanischen Städte (sechsundzwanzig an der Zahl), im obern Rande aber die Höhenbestimmungen der vorzüglichsten Berge und Orte des Großherzogthums enthaltend.

c) Dieselbe Karte mit Terrainzeichnung und der Jahrzahl 1830 *).

*) Ein erneuerter Abdruck dieser Karte erschien im Jahre 1832, gleichzeitig mit einer von Girolamo Segato besorgten Reduction derselben im Maßstabe von 1 : 400,000.

Giovanni Inghirami, nachmals Provincial der Scuole pie in Toscana, als namhafter Gelehrter und Schriftsteller im Gebiete der Mathematik und Astronomie rühmlich bekannt, hat durch obige geometrische Leistung ein großes Verdienst um die topographische Literatur seines Heimathlandes sich erworben und als würdiges Seitenstück zu der von seinem Bruder, dem bekannten Archäologen Francesco Inghirami verfaßten Geschichte Toscana's *) eine bleibende Grundlage zur Gebietskunde dieses in so vielfacher Beziehung interessanten italienischen Staates geliefert.

d) Dizionario geografico fisico storico della Toscana, contenente la descrizione di tutti i luoghi del Granducato, ducato di Lucca Garfagnana e Lunigiana compilato da Emanuele Repetti. Volume I — V. Firenze, presso l'autore e editore coi tipi di A. Tofani 1833 — 1843.

Supplemento al dizionario etc. Volume unico. Firenze 1845. Appendice al dizionario etc. Vol. VI. Fir. 1846. gr. 8.

Ein musterhaft gearbeitetes Werk, und als die Frucht der Bemühungen und Kenntnisse eines einzelnen Mannes um so mehr jener vollen Anerkennung würdig, welche ihm allenthalben und namentlich auch in Deutschland zu Theil geworden **). Wer Gelegenheit hatte, die Brauchbarkeit und Reichhaltigkeit dieses Wörterbuches zu erproben, und zugleich die eigenthümlichen Schwierigkeiten kennt, welchen lexicalische Arbeiten der Art überhaupt unterliegen, wohin namentlich die unabweisbare Nothwendigkeit gehört, daß das gesammte zu Gebot stehende Quellenmaterial bereits durchforscht und für den Zweck des Unternehmens vollkommen erschöpfend

*) Storia della Toscana compilata ed in sette epoche distribuita dal Cav. Francesco Inghirami. T. 1 — 16. Poligrafia Fiesolana dai torchi dell' autore 1841 — 1843. 8. Die eigentliche Landesgeschichte schließt mit dem 11. Bande. T. 12 — 14 enthaltend in lexicalischer Form eine „Biografia degli uomini memorabili Toscani; T. 15, 16 aber ein alphabetisch-bibliographisches Verzeichniß der toscanischen Geschichtsliteratur: „Biblioteca storica della Toscana e de' suoi abitatori." Dem Ganzen ist ein Quartband von CLIX. Abbildungstafeln beygegeben: Monumenti per l'intelligenza della storia della Toscana. Ebend. 1843.

**) Vergl. Allgemeine Zeitung 1841. Beilage Nro. 78. S. 619. Nro. 128. S. 1018.

ausgebeutet seyn muß, ehe die letzte Ausarbeitung und der Druck auch nur der allerersten Artikel nach der alphabetischen Ordnung beginnen kann, der wird Repetti's rüstige Kraft und ausgezeichnete Befähigung wirklich bewundern, wenn er dabey noch erwägt, in welch verhältnißmäßig kurzer Frist derselbe dieses umfassende, an sechshundert Druckbogen enggeschlossener, zweispaltiger Petitschrift haltende Werk zu Tage förderte. Im Mai 1831 erschien die erste Ankündigung des Unternehmens. Ermuthigt durch die von Seite des Großherzogs von Toscana, dann der Herzogthümer Lucca und Modena dem Verfasser zugesicherten Druckprivilegien verwendete derselbe zunächst drittehalb Jahre auf Bereisung des Landes, auf Durchforschung der Archive und Bibliotheken, auf Sammlung und Richtigstellung der bisherigen Nachrichten über physikalische Topographie, kirchliche und weltliche Verwaltung, über die ökonomischen und industriellen Verhältnisse jeder einzelnen Stadt, jedes Klosters, Schlosses, Dorfes, — und schon im Jahre 1833 erschien der erste Band des Werkes, auf 842 Seiten die Buchstaben A — C umfassend, welchem ohne Verzug (1835, 1839, 1841, 1843) in eben so gediegener und ganz gleichmäßiger Bearbeitung die übrigen Bände nachfolgten.

Der im J. 1845 erschienene Supplementband (278 S. stark) lieferte die nöthig gewordenen Berichtigungen und Zusätze zu den ersten fünf Bänden, namentlich auch die Anzeige der Bevölkerung Toscana's nach dem Stande des Jahres 1845. (Nach des Verfassers Intention sollen seine Söhne oder Erben von zehn zu zehn Jahren eine ähnliche Ergänzung und Berichtigung des Werkes veranstalten.)

Der im Jahre 1846 nachgelieferte Appendice (102 Seiten) enthält die ausführliche, auch für die deutsche Geschichte vielfaches Interesse bietende Genealogie der kaiserlichen Pfalz- und Markgrafen (Conti Palatini e Marchesi imperiali), welche in den verschiedenen Theilen Toscana's von der Mitte des zehnten bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts herrschten; dann einen geologisch-historischen Index über die vorzüglichsten, im Gesammtwerke vorkommenden Artikel dieses Betreffs, und endlich die allgemeine, absichtlich für den Schluß des Werkes aufgesparte Einleitung zum Ganzen. Dieselbe zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erste die Naturgeschichte und Topographie Toscana's im Allgemeinen behandelt (Lage der Inseln des toscanischen Archipels, Ausdehnung und Grenzen Toscana's in den verschiedenen Perioden der römischen Republik, der Kaiserzeit, unter den longobardischen Königen, zur Zeit der mittelalterlichen Republiken und in der Gegenwart, Uebersicht und Beschreibung der Flüße, Seen, Sümpfe, Canäle, Eisenbahnen, geographische Höhen- und Breitenbestimmung aller Städte, Hauptorte und Berge des Großherzogthums, geologische Darlegung der Natur des Bodens ꝛc.). Die zweyte Abtheilung liefert einen Abriß der politischen Geschichte des Landes von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, dann eine vergleichende, auf officiellen Erhebungen beruhende Bevölkerungsstatistik, vertheilt nach den fünf Verwaltungsbezirken (Compartimenti) und den ihnen untergeordneten 248 Gemeinden (comunità) des Großherzogthums nach vier verschiedenen Epochen: 1745, 1819, 1833 und 1846, und endlich eine synoptische Darstellung der bedeutenderen toscanischen Manufacturen und industriellen Institute.

Die vorstehende flüchtige Aufzählung des Inhalts dieses Werkes dürfte hinreichen, um dessen Trefflichkeit und die Verdienste seines Verfassers zu beurkunden.

e) Memorie sul bonificamento delle Maremme toscane. Firenze per Giuseppe Molini. MDCCCXXXVIII. (VIII. und) 154 Seiten. Mit sechs statistischen Uebersichtstafeln und 27 Kupfertafeln, gr. fol.

Dem allgemein ausgesprochenen Wunsche, die Beschaffenheit und Erfolge der in den letzten Jahren zur Cultivirung der toscanischen Maremmen unternommenen Arbeiten näher kennen zu lernen, wollte der regierende Großherzog auf eine würdige Weise entsprechen. Er sorgte demzufolge dafür, daß dem Verfasser des vorliegenden Werkes, Ferdinando Tartini, Secretär bei der Direction des Ingenieurscorps zu Florenz, sämmtliche officiellen Documente und Verwaltungspapiere, sowie alle nöthigen historischen und statistischen Hülfsmittel für den erwähnten Zweck zur Hand gestellt wurden. Derselbe wurde zugleich in den Stand gesetzt, die Maremmen selbst zu bereisen, um den Stand der gegenwärtigen wie der früheren Trockenlegungs- und Bodenverbesserungs-Vorkehrungen ꝛc. an Ort und Stelle untersuchen zu können. Das Resultat seiner Untersuchungen hat dann der Verfasser im obigen Werke, von welchem gleichzeitig auch eine Octavausgabe (486 S.) in der nemlichen Verlagshandlung erschien, zur Publicität gebracht. Die beigegebenen Kupfertafeln enthalten: Vergleichende Karten der Maremmen zu verschiedenen Epochen seit der Römerzeit, Abbildungen der Brücken, Canäle, Schleußen, Faschinenbauten, Werkzeuge und Maschinen aller Art, Tav. 7. insbesondere liefert die Abbildungen der bey Gelegenheit verschiedener Ausgrabungen in den Maremmen aufgefundenen Anticaglien, Urnen und anderer Gefäße von antiker Töpferarbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels.

(Fortsetzung.)

„In Bezug auf das Gewissen der Fürsten könnte man sagen, daß nicht die Macht, sondern nur der schlechte Gebrauch derselben tadelnswerth ist; doch reicht dieß noch nicht hin. Denn so tugendhaft ein Fürst seyn mag, er kann für seinen Nachfolger nicht haften, und man könnte sagen: er hat Unrecht, ein Recht zu begründen oder zu erhalten, welches in andern Händen dem Mißbrauch ausgesetzt ist und verderblich werden kann. An M. Antoninus Philosophus hat man weiter Nichts getadelt, als daß er das Reich einem Sohn überlassen hat, der desselben unwürdig war. Zwar könnte ein Fürst für die Erziehung der zukünftigen Fürsten geeignete Sorge tragen, aber auf den Erfolg kann man nicht mit Gewißheit zählen; so daß ich gegen die absolute Macht stimmen würde, wenn es in unsern Tagen solche Tyrannen gäbe wie weiland die römischen Imperatorenungeheuer. Heutzutage aber giebt es keiner so schlechten Fürsten, unter dem es sich nicht besser [illegible] als in einer Democratie. Daher kommt Alles auf die oft besprochene Frage zurück, welche Regierungsform die beste ist. Es wäre zu wünschen, daß die Mächtigsten immer die Weisesten wären oder die Weisesten die größte Macht besäßen, aber die Weisheit der Menschen ist sehr beschränkt, oft machen die größten Geister die größten Fehler. Ueberdieß ist die Weisheit nicht immer leicht zu erkennen, giebt Weise, die nicht weise, Tapfere, die nicht tapfer sind. Die Völker haben eine Gewalt [illegible]

[illegible] nicht haben, [illegible] die Wahlreiche den Unruhen [illegible] sind, und die Erfahrung bestätigt es [illegible] Reichen muß man so viel als möglich auf Succession halten. Auch steht man es ist nicht immer gut, daß den Fürsten die Hände [illegible] sind; denn dieß macht sie unfähig [illegible] die Bedürfnisse des Staats [illegible] König von England so [illegible] König von Frankreich, so würde [illegible] Frankreichs zeitig entgegen [illegible] Europa würde in einem ganz [illegible] als dem gegenwärtigen [illegible] haben die Erfahrung gemacht [illegible] gedient war, daß [illegible] unter der Aufsicht der Senatoren [illegible] Könige hatten anstatt eines [illegible] sie für gut befunden, sie [illegible] Von der andern [illegible] richtig, daß die [illegible] zum Kriegführen sind [illegible] aus zugestehen, für [illegible] besser seyn [illegible] hätten, deren [illegible] wäre. [illegible] größte [illegible] durch [illegible] in [illegible] Weisesten die größte Macht [illegible] die Weisheit der Menschen ist sehr beschränkt, oft machen die größten Geister die größten Fehler. Ueberdieß ist die Weisheit nicht immer leicht zu erkennen, giebt Weise, die nicht weise, Tapfere, die nicht tapfer sind. Die Völker haben eine Gewalt [illegible]

[illegible] ...ht ...ernst ... Er ... Herbst ..., außer- ...er Kölner ...gen die Per- ... vorgeschlage- ...gte er, in einer ... zu den Umstehen- ... komme, so werde ... dem Churfürsten von ...aß sie es bereuen wür- ... Dictum, factum; ... Härte einer barbarischen ... und Etwas ... so alten ... Speyer, ..., einer- ...chen ... gehörten, ...ichts ... der sich ...nennt, ... dem sich ... auf ... Türken

nicht Thiere, sondern Seelen leiten, welche Gott mit dem Theuersten, was er besaß, erlöst hat; daß er dereinst gestrenge Rechnung von ihnen fordern wird; und daß ein ungerechter Krieg beynahe das größte Verbrechen ist, welches begangen werden kann."

Diese bedeutsame Unterhandlung zwischen den beyden Correspondenten fällt in den Sommer 1683. In derselben Zeit beschäftigt sie die Aussicht auf den damals noch ungewissen Ausgang des Türkenkriegs und es ist von Belang, in Leibniz den viel umfassenden Gelehrten, in Ernst den erfahrnen Kriegsmann darüber reden zu hören. Leibniz erkennt die ungeheure Gefahr, die mit dem Heranzug der Türken dem Reiche droht, und bemerkt, daß die türkischen Soldaten zu den verschiedenen Arten der Kriegführung tüchtiger ausgebildet seyen, als die deutschen Musquetiere. Der Landgraf hat eine andre Ansicht. Ich halte dafür, sagt er, daß um Polens willen der Türke seine Kräfte theilen muß; und daß die Unsrigen durch bloße Bewachung der Waag- und Raab-Ufer die Türken an jeglicher Unternehmung hindern werden. Zu spät ins Feld gerückt und nach Gewohnheit zuerst wieder abziehend werden sie bereuen, diesen Krieg mit solcher Lebhaftigkeit angefangen zu haben. Gott gebe indeß, daß ich mich um unsrer Sünden willen nicht täusche. — Der Türke hat nur 18,000 Janitscharen gute Infanterie und etwa 15,000 Spahis gute Reiterey; all sein übriges Heer, europäischen und asiatischen Ursprungs wie Moldauer, Walachen und Bulgaren besteht nur aus Gesindel und herbeygezwungenem Volk, gegen welches ein einziger guter deutscher Fußgänger oder Reiter so viel als 10 oder 12 vermag. Leibniz, dessen Zweifel an der deutschen Heereskraft indessen durch das Vordringen der Türken über die Raab bestätigt worden, begründet seine Ansicht durch einen Ueberblick über das Wesen der deutschen Kriegführung von den Zeiten der Kreuzzüge an: mit der Erfindung der Schießgewehre und der Buchdruckerkunst habe sich Alles verändert; jetzt komme es im Kampf nur auf das Losschießen an; in Deutschland lege sich jedermann auf das Studiren; überdieß sey im Heer keine Mannszucht, der Soldat werde nicht gut genährt und besoldet, und statt erprobter Anführer wähle man junge unerfahrne Officiere. Anderseits werde die Stärke der Türken von Andern höher angeschlagen: außer den 18,000 eigentlichen in den Schulen von Constantinopel erzogenen Janitscharen gebe es im ganzen türkischen Reiche eine große Anzahl ähnlicher Mannschaften. Auch möchte ich glauben, sagt er, daß sich unter den europäischen und asiatischen Timarioten, denen ihre Lehenspflicht auferlegt, mit einer gewissen Anzahl von Leuten Kriegsdienste zu leisten, genug geschickte Krieger befinden, besonders in den Landestheilen, deren Bewohner von jeher für tapfer gegolten haben. Die Griechen, Macedonier, Thracier, Triballer und andre gegenwärtig der europ. Türkey einverleibte Völker sind es, welche unter Alexander einen Theil der Welt unterjocht haben. Und da diese Leute in besserer Zucht und Ordnung leben, als die Unsrigen, da ihr Lager reinlicher und geregelter ist, und sie selbst zu Anstrengungen tauglicher, so wundere ich mich nicht, wenn sie noch frisch und muthig sind, während den Unsrigen schon der Muth gefallen ist. Ich weiß nicht, ob der Glaube an die vorgebliche Prädestination und der Maslach oder das Opium dazu etwas beytragen, aber ich glaube, daß Reis und Kaffee ihnen dienlicher sind, als den Unsrigen Fleisch und Wein: falls diese nämlich davon mit jener gewöhnlichen Gefräßigkeit genießen, welche sich oft in Hunger und Kummer verkehrt. Trotzdem, meint er, könne man dem Feinde widerstehen, wenn die Befehlshaber ihre Pflicht thäten und man das grobe Geschütz wohl bediente; durch dieses vor Allem könne unsre Schwäche gegen die Kühnheit und Wuth der Barbaren siegen. Außerdem räth er noch zwey Mittel an, von denen besonders das erste von der größten, in unserm Jahrhundert erprobten Bedeutung ist: Landwehr und Anlegung von Gränzfestungen. Es würde vielleicht räthlich seyn, sagt er, unter das Heer eine Anzahl deutscher und ungarischer Landmilizen zu mischen. Denn 20,000 Bauern, unter 40,000 gute Soldaten gemischt, werden beynah ebenso gute Dienste thun, als eigentliche Soldaten. Auch wundere ich mich, daß man bey dem Heranzug eines so furchtbaren Feindes nicht einen Theil des Gränzvolkes bewaffnet hat, um seinen Lauf zu hemmen; und daß nicht alle Lehnsträger Befehl bekommen haben, aufs erste Lärmzei-

chen das Pferd zu besteigen. Leibniz hat hiebey ein Vorbild aus der früheren französischen Geschichte vor Augen. Man könnte, sagt er, von solchen Anordnungen vielleicht gegenwärtig Vortheil ziehen; wenn ich nach Hannover zurückgekehrt bin, werde ich darüber Vorschläge machen. — Dabey ist er nicht ohne Sorge, daß der König von Frankreich den Türkenkrieg zum Vorwand nehmen könne, in das Reich einzudringen, um die Fortschritte der Ungläubigen aufzuhalten. Doch hoffe ich, fügt er hinzu, Gott werde uns nicht so weit verlassen, daß uns nur die Wahl zwischen zwey Arten von Sclaverey übrig bliebe.

Wie Leibniz hier bey Gelegenheit des Türkenkriegs auf Frankreich blickt, so beschäftigt ihn und den Landgrafen die französische Politik fast in allen ihren Briefen. Beyde verfolgen die Schritte derselben in Spanien, Italien, Amerika, in Bezug auf den Papst und das deutsche Reich mit den wachsamsten Augen.

Es ist bekannt, mit welcher seltsamen, aus Furcht und Bewunderung gemischten Stimmung Leibniz auf den mächtigen Ludwig XIV. hinsah: wie er es selbst gewagt hat, ihm Pläne zur Vergrößerung seines Reichs nach Süden hin vorzulegen; wie er von ihm die größten Dinge zur Beförderung der Wissenschaften und der Christenheit zu erwarten, ja zu erwirken sich berechtigt glaubte.

Hieraus erklärt sich die Behutsamkeit, womit er kurz vor dem Mordkrieg von 1689 über die von Ludwig einige Jahre lang gepflogene Ruhe urtheilt. Nachdem er die Stärke Frankreichs geschildert, wirft er die Frage auf, warum sich dasselbe jetzt so gemäßigt verhalte? Nicht Schwäche, nicht Furcht, nicht Zartheit des Gewissens könne Ludwig dazu vermocht haben; es beruhe wohl nur auf Laune. Der König, meint er, ruhmessatt und in Betracht der großen Eroberungen, durch welche er die Grenzen seiner Monarchie ausgedehnt habe, halte vielleicht für besser, sie zu befestigen, als sie von Neuem zu gefährden. Er erinnerte sich wohl, daß er es zum Theil dem Zufall und der Unklugheit seiner Feinde verdanke, aus den Mißgriffen, worein ihn der vorige Krieg verwickelt, so glücklich entkommen zu seyn. Daher habe er vielleicht den Entschluß gefaßt, sich in's Künftige mehr dem Innern seines Reiches zuzuwenden, Mißbräuche abzustellen, seine Völker unter Einem Glauben zu vereinigen, eingedrungene Unordnungen in Rechtspflege, Polizey und Finanzen zu verbessern und ruhig die Frucht seiner Mühen und seines Ruhms zu genießen. Leibniz meint, vielleicht habe eine Krankheit des Königs dazu beygetragen, seine Leidenschaften abzukühlen und so den für Deutschland günstigen Zustand der Ruhe herbeyzuführen: ebendeßhalb müsse man ihm eher langes Leben, als den Tod wünschen.

Wenn Leibniz den König darin richtig beurtheilt, daß er seine Handlungsweise aus der Macht seiner Laune erklärt, wie sehr hat er sich freylich in der nächsten Wirkung derselben geirrt. Nur wenige Monate, und der entsetzlichste Krieg ward gegen Deutschland begonnen.

Während des unglücklichen Jahres 1689 war Leibniz in Italien, und so kömmt es, daß der Briefwechsel über die Ereignisse dieses Zeitraumes nur wenig enthält. Interessant ist eine sonst vielleicht wenig bekannte Anekdote, welche der Landgraf Ernst in einem Brief vom J. 1691 Leibniz mittheilt. Er erzählt: „Als der König von Frankreich im Herbst 1688 vernahm, daß sich der Graf Kaunitz, außerordentlicher kaiserlicher Gesandter bey der Kölner Wahl, ebenso gegen Frankreich als gegen die Person des Cardinals (des von Frankreich vorgeschlagenen Fürstenberg) ereifert habe, sagte er, in einer Fensterböschung stehend, ganz laut zu den Umstehenden, wenn es deshalb zum Krieg komme, so werde er sich an den Deutschen und dem Churfürsten von der Pfalz dermassen rächen, daß sie es bereuen würden, ihn so gereizt zu haben. Dictum, factum; und zwar mit der äußersten Härte einer barbarischen Wuth; ohne zu schonen, ohne auf irgend Etwas Rücksicht zu nehmen. Dieß bezeugen die so alten und ehrwürdigen Kathedralen zu Worms und Speyer, und so viel andere Stifts- und Klosterkirchen, einerley, ob sie den Mönchen oder Nonnen gehörten, welche diesem König nichts gethan hatten, der sich den „sehr christlichen“ nennt, aber nach Allem sich g e g e n die Christen auf die Seite der Türken stellt.“

Nachdem Leibniz aus Italien zurückgekehrt und die unterbrochene Correspondenz mit dem Landgrafen wieder begonnen ist, sind die Kriegsereignisse ein häufiger Gegenstand ihrer Unterhaltung. Leibniz erkennt, woran es den Deutschen fehlt: an Einheit des Willens und Kriegsplans. In einem Briefe vom July 1692 sagt er: ich glaube, daß der Kaiser besser gethan haben würde, das Commando am Rhein dem Grafen Caprara oder sonst einem geschickten General zu überlassen, als einem Fürsten, der allzu stolz seyn und sich nicht genug mit dem Landgrafen von Hessenkassel in Uebereinstimmung setzen wird. Der fränkische und schwäbische Kreis thun beyde ihre Pflicht; es mangelt uns nicht an Leib und Stoff, wohl aber an Seele und Gestalt, um unsere Heere in geeigneter Weise auftreten zu lassen. Ich glaube, daß wir eben so geschickte Leute haben, als Herr Vauban; bey Herrn Flemming, den ich genau kenne, könnte Herr Vauban in die Schule gehen; aber was hilfts einem geschickten Jäger, gut schießen zu können, wenn er kein Pulver hat? In Deutschland hat der Eine Macht, der Andere Kenntniß; in Frankreich findet sich Beydes vereinigt. So sieht Leibniz den unglücklichen Ausgang des Kriegs, dessen Ende der Landgraf übrigens nicht erlebte, aus der Beschaffenheit der streitenden Theile Jahre lang voraus.

Bemerkenswerth für Leibnizens Politik ist die Art, wie er die damalige Lage Schwedens in Bezug auf seine deutschen Besitzungen beurtheilt: vor dem Nachdruck, den er auf das politische Gleichgewicht legt, scheint der nationale Standpunkt bey ihm in den Hintergrund zu treten. Schweden, schreibt er 1683 im Juni, läuft Gefahr, seine Besitzungen in Deutschland zu verlieren. Selbst seine Gönner dürften am Ende, wenn sie ihm nicht helfen können, an seiner Beraubung Theil nehmen. Indeß hat der König von Frankreich wohl nicht Ursache, Dänemark und Brandenburg so zu begünstigen, daß sie hernach seiner nicht mehr bedürftig sind. Namentlich Brandenburg nicht; denn hätte dieser Churfürst einmal Pommern, so würde er im Betreff des Reiches eine ganz andere Sprache führen können, als gegenwärtig. Greife der Churfürst von Brandenburg Pommern an, so wird er schwerlich daran gehindert werden können.... Obwohl ich glaube, daß der König von Polen gegen Brandenburg gestimmt ist, so bedürfte er doch der Zustimmung des Reichstages, in welchem die brandenburgische Partey, mit der französischen vereinigt, stark genug ist, um mindestens ein Nein zu bewirken.... Zwar ist es wenig ehrenvoll und giebt ein böses Beyspiel, wenn man duldet, daß ein König, der Reichsfürst ist, im Reich selbst angegriffen wird; aber man hat bereits so viel noch üblere Dinge hingehen lassen, wo es sich nicht darum handelte, einen fremden Fürsten im Reiche gegen Reichsfürsten zu erhalten, sondern Fürsten und Stände des Reichs gegen die Unterjochung eines Fremden zu beschützen, daß ich nicht viel davon sagen mag, was man um des Ehrenpunktes willen thun sollte; und ich bekenne, daß das Sonderinteresse der Mächtigsten in Deutschland bey den Verlusten am Rhein wenig betheiligt war, während es sehr in ihrem Interesse zu liegen scheint, nicht zu dulden, daß Dänemark und Brandenburg allzu mächtig werden.... Die Deutschen haben sich nie Sorgen wegen der Zukunft gemacht, und haben von jeher Mächte emporkommen lassen, die ihnen später furchtbar geworden sind.

Es ist allerdings die Politik des Reichs und des hannoverschen Hofes, die hier aus Leibniz spricht; doch redet er aus eigener Ueberzeugung, und so haben wir hier den eigenen Fall, daß er gerade gegen das Emporkommen des Staates auftritt, zu dessen steigendem Ansehen er in einer spätern Zeit seines Lebens auf's Eifrigste und Erfolgreichste mitgewirkt hat. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The history of England etc. by Th. B. Macaulay etc.

Zweyter Artikel.

(S. den ersten in Nro. 48.)

Unter den Charakterzeichnungen, woran das Werk reich ist, glänzt das Bild König Wilhelms III. hervor. Ref. bedauert, daß die Grenzen, die er dieser Anzeige setzen muß, nicht gestatten die ganze Ausführung darin aufzunehmen. Doch wird schon folgender Auszug erkennen lassen, wie weit der Verf. seine Vorgänger in der Schilderung und Würdigung des Mannes übertrifft, welchem das germanische Europa mehr als irgend einem andern zu danken hat, daß es von dem romanischen zu einer Zeit, wo dieses das stärkere war, nicht überwältigt worden ist. I. 217. II. 162.

Wilhelm (in Holland wie in England der dritte dieses Namens) kam 1650 zur Welt, acht Tage nach dem Tode seines Vaters, der in beständigem Unfrieden mit den anderen Gewalten des jungen Freystaates gelebt hatte. Die Mutter, K. Carls I. von England Tochter, starb bald hernach. Statt der beynahe königlichen Rechte und Ehren, die das Haus Oranien wohl verdient in der Statthalterschaft der Niederlande besessen hatte, und die nun hastig von der herrschenden Aristokratie aufgehoben wurden, blieben dem letzten Sprößling Wilhelms des Schweigsamen nur seine Güter in Deutschland und Holland. Argwohn der Machthaber umgab ihn schon im Knabenalter, weil das Volk überall, wo er sich zeigte, zu erkennen gab, wie es ihn als das rechtmäßige Oberhaupt betrachtete. Täglich kamen die Vorsteher der Republik, die Todfeinde seines Geschlechts, angeblich ihm ihre Achtung zu bezeigen, in der That, ihn zu belauschen. Niemand war um ihn, auf dessen Rath er trauen konnte. Da er fünfzehn Jahre alt war, entzog man ihm, trotz seinem nachdrücklichen Widerspruche, alle ihm anhängliche Diener. So auf sich allein gewiesen, lernte er zugleich fest und behutsam auftreten. Schon als zarter Jüngling wußte er Geheimnisse zu bewahren, zudringliche Fragen durch trockene Antwort abzuweisen und alle Leidenschaft unter der stets gleichen Hülle ruhigen Ernstes zu verbergen. Seine Studien waren einzig auf die Vorbereitung zu den großen Geschäften des Friedens und des Krieges gerichtet; dazu lernte er die vornehmsten der lebenden Sprachen. Zur Erholung diente ihm damals und in der Folge nur die Hirschjagd, auf welcher seine Begleiter oft nicht wagten, seinem kühnen Ritte zu folgen. Im achtzehnten Jahre nahm er in den General-Staaten als deren Mitglied Platz und that es alsbald an Besonnenheit und Einsicht den ältesten gleich. Als nun Ludwig XIV. vereint mit England, dessen König in seinem Solde stand, die Niederlande mit Krieg überzog, erhob sich da fast einstimmig der Ruf, nur Wilhelm könne das Land retten. Durch das Volk wurden die ihm abgeneigten Obrigkeiten genöthigt, die Ehren und Gewalten seiner Väter ihm wieder zu geben. Jetzt kamen von den zwey Königen, deren einer sein Oheim war, lockende Anerbietungen; er lehnte sie ab. Den gebeugten General-Staaten sprach er Muth

ein, obgleich der übermächtige Feind bereits im Herzen des Landes, die Kraft zu widerstehen schwach und Hülfe noch von keiner Seite nahe war. Im äußersten Falle, sprach er, besteigen wir mit 200,000 Landsleuten unsere Schiffe, deren wir dafür genug haben, und gründen in Asien ein neues Holland. Solcher Muth, aus des Jünglings Brust, durchdrang das Land, so daß es die tapfersten Entschlüsse faßte. Die Friedensvorschläge des Feindes, der Unterwerfung forderte, wurden verworfen. Bereitwillig riß das Volk die schützenden Dämme nieder und setzte das Land so unter Wasser, daß es einem großen See glich, aus welchem nur die Städte, wohin das Landvolk geflüchtet war, hervorragten. Die Franzosen, gedrängt von der Wassersnoth, traten eilig den Rückzug an. Auf der Grenze, wo sie in großer Macht blieben, setzte Wilhelm den Krieg fort, an dem nun auch Oesterreich und Spanien, mit denen er Bündnisse geschlossen, Theil nahmen. Das und Englands, durch sein Parlament erzwungenes, Abtreten von dem Bunde mit Frankreich minderte die Ungleichheit der Streitkräfte. Wilhelm, der erst im Kriege selbst Krieg führen zu lernen hatte, unterlag oft, wo er den geprüften Heerführern Ludwig's XIV. gegenüberstand; eben so oft und auf das schnellste war er wieder aufrecht. Kein Unglück schwächte je das Zutrauen seiner Schaaren, das ihm vornehmlich seine persönliche Tapferkeit erwdrben hatte. Denn alle Abmahnung unbeachtet warf er sich mitten in das heißeste Gefecht und wich nicht, wenn ihm auch das Blut aus einer Wunde strömte; ja, nie sah man ihn freudiger als in dem stärksten Schlachtgetümmel. Dieß erregte desto mehr Bewunderung, weil er von zartem, schmächtigem Baue und kränklich von Kindheit an war. Da er so auf das herzhafteste sein eigenes Leben daran wagte, so verlor der Vorwurf, der ihm oft gemacht wurde, daß er mit seinen Streitkräften verschwenderisch umgehe, viel von seiner Bitterkeit. Ungern ließ er sich in die Friedensunterhandlung ein, welche durch die, des Krieges müden, General-Staaten angeknüpft wurde. Nicht Ehrgeiz noch Rachgier machte ihm die Fortsetzung des Kampfes wünschenswerth, sondern er war durch Beobachtung und Nachdenken zu der Ueberzeugung gelangt, daß Frankreichs Uebermacht gebrochen werden müsse, damit es nicht Europa unterjoche. Das war hinfort das Leben hindurch sein leitender Gedanke, vor welchem alle Neigung und Abneigung zurücktrat. Als er zu dem Nimweger Frieden, der Ludwig's Macht durch Abtretungen Spaniens sogar verstärkte, sich bequemen mußte, sann er sogleich auf neue Wege, die fortdauernde Gefahr abzuwenden, die ihm in ihrer ganzen Größe, wie keinem andern Zeitgenossen, gegenwärtig war. Denn nicht nur in sich selbst erstarkte Frankreich zusehends, während die anderen Mächte von langer Anstrengung oder Zerrüttung erst anfingen sich zu erholen, sondern es stand bevor, daß Ludwig Herr von Spanien würde und mit dessen unermeßlichen Hülfsmitteln aus drey Welttheilen alles erdrückte, was sich ihm nicht ergab. Dem entgegenzuarbeiten, fand Wilhelm vor allem nöthig, daß ihm die Macht seines mütterlichen Heimatlandes zu Gebot stände. So lang er das in Güte zu erlangen hoffte, blieb er allen Aufforderungen, an die Spitze der Unzufriedenen in England zu treten, unzugänglich, wie denn auch der Verdacht, er habe Monmouth's Empörung insgeheim gefördert, als grundlos erwiesen ist. Zu den Waffen griff er gegen Jacob II., seinen Oheim und Schwiegervater, erst als dieser sich an Frankreich offen und entschieden anschloß, um der Hülfe desselben bey dem Umsturze der englischen Verfassung, worauf er ausging, sicher zu seyn. Lag die Rettung dieser Verfassung, wozu Wilhelm durch unzählige Stimmen aus England berufen wurde, auch ihm selbst am Herzen, so bestimmte ihn zu dem Unternehmen doch hauptsächlich die Einsicht, daß kein anderes Mittel übrig sey, die brittische Macht für die Bündnisse zu gewinnen, die er zum Schutze gegen Frankreich unabläßig betrieb. Als die Unternehmung gelungen war, deren unermeßliche Schwierigkeit zwar durch große Fehler sowohl Jacob's als Ludwig's vermindert, zumeist aber durch Wilhelm's Besonnenheit und Willenskraft besiegt wurde, hielt dieser auf dem Throne, worauf das englische Volk ihn gesetzt hatte, so wenig Ruhe, daß er vielmehr sein ganzes übriges Leben unter Sorgen, Mühen und Kümmernissen der Aufgabe, die er als Jüngling ergriffen, Frankreich zu demüthigen, gewid-

met ließ, und rastlos jene Kräfte sammelte, ordnete und pflegte, durch welche der große Zweck erst lange nach seinem frühen Hintritte vollständig erreicht wurde.

Nicht weniger gelungen, als diese Bestimmung des einzig richtigen Standpunctes zur Beurtheilung von Wilhelm's Verhalten gegen England, ist die Vertheidigung seiner, von vielen Schriftstellern in das ungünstigste Licht gestellten, Persönlichkeit. Sehr dienlich waren dazu die von dem Verf. zuerst benutzten „Briefe" des Königs an seinen Jugendfreund Bentinck, der nachher in England der Stammvater des Hauses Portland wurde. Wilhelm, der sonst überall verschlossen, kalt, sogar abstoßend erscheint, in Folge theils der harten Geschicke seiner Jugend, theils bitterer Erfahrungen, anhaltender Anstrengungen und dabey oft schwerer körperlicher Leiden, zeigt sich in diesen Briefen aufgeräumt, offen, theilnehmend, ganz einem Bunde sich hingebend, dessen Innigkeit und Reinheit an die gepriesensten Freundschaften der alten Welt erinnert.

(Schluß folgt.)

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels.

(Schluß.)

Hiemit haben wir aus dem reichen Stoffe politischer und kirchlicher Art, den der Briefwechsel enthält, einiges, wie uns scheint, Bedeutende angeführt. Auf vieles Andere, was theils Leibniz selbst, theils die Geschichte und besonders die Literatur seiner Zeit, die von beyden Correspondenten vielfach besprochen wird, angeht, könnten wir noch hindeuten, wenn es der Raum erlaubte. Ueber die Vorgänge am hannoverschen Hofe, der bekanntlich gerade in der Zeit dieses Briefwechsels viel Merkwürdiges darbot, erwarte der Leser keine Berichte; Landgraf Ernst beklagt sich selbst über Leibniz, daß er über dergleichen allzu schweigsam sey. Indeß ist gerade diese Erscheinung für Leibniz charakteristisch: nie hat wohl ein Fürst einen so discreten Untergebenen gehabt, wie Herzog Ernst August an Leibniz besaß. Unter den Bemerkungen über Hannover, welche besonders gegen Ende des Briefwechsels vorkommen, möchte einen geschichtlichen Werth haben: die bestimmte Erklärung, daß die erste Anregung für Hannover, sich um die Churwürde zu bewerben, von Berlin ausgegangen sey (II. 452). —

Was nun die Herausgabe dieses Briefwechsels betrifft, so muß Jedermann den Fleiß und die Sachkenntniß, womit Herr von Rommel dabey zu Werke gegangen, ehrend anerkennen. Er benutzte vor Allem den in der Bibliothek des letzten Landgrafen von Hessen-Rotenburg befindlichen Nachlaß des Landgrafen Ernst, worin sich die Zuschriften und Antworten Leibnizens an denselben zugleich mit den Briefen anderer Correspondenten copirt und chronologisch geordnet finden, ferner eine in der Handschriftensammlung der cassel'schen Bibliothek aufbewahrte vollständige Copiensammlung des Leibniz-Ernstischen Briefwechsels vom Jahre 1692 und ergänzte diesen Stoff durch Vergleichung einer in Hannover befindlichen, von Leibniz hinterlassenen Sammlung der landgräflichen Briefe, unter denen die zuweilen auf dem Umschlag derselben stehenden Antwortentwürfe Leibnizens gefunden werden. Mit Recht hat er mehrere Briefe des Landgrafen, welche bloße Empfangsbescheinigungen oder sonst Bedeutungsloses enthalten, ganz ausgelassen. Die einzelnen Briefe hat er chronologisch geordnet, mit Inhaltsangaben versehen und an schwierigen Stellen erläutert: der ganzen Sammlung eine ausführliche historische Einleitung über Landgraf Ernst, Leibniz und den Unionsversuch (p. 1 — 240) vorausgeschickt.

Wir können indeß nicht umhin, dem gelehrten Herausgeber einige Ausstellungen kund zu geben.

Die erste betrifft die Auswahl des Stoffes, namentlich im Verhältniß zu der oben erwähnten, ein Jahr vorher erschienenen Grotefend'schen Sammlung. Da in diesem, fast durchweg philosophischen Briefwechsel zwischen Leibniz und Arnould, in deren Mitte Landgraf Ernst als gütig vermittelnder Briefbesorger steht, mehrere zwischen Leibniz und Ernst gewechselte Briefe vorkommen, so standen Hrn. von Rommel 2 verschiedene Wege offen: entweder betrachtete er die Grotefend'sche Sammlung als nicht vor-

nicht Thiere, sondern Seelen leiten, welche Gott mit dem Theuersten, was er besaß, erlöst hat; daß er dereinst gestrenge Rechnung von ihnen fordern wird; und daß ein ungerechter Krieg beynahe das größte Verbrechen ist, welches begangen werden kann."

Diese bedeutsame Unterhandlung zwischen den beyden Correspondenten fällt in den Sommer 1683. In derselben Zeit beschäftigt sie die Aussicht auf den damals noch ungewissen Ausgang des Türkenkriegs und es ist von Belang, in Leibniz den viel umfassenden Gelehrten, in Ernst den erfahrnen Kriegsmann darüber reden zu hören. Leibniz erkennt die ungeheure Gefahr, die mit dem Heranzug der Türken dem Reiche droht, und bemerkt, daß die türkischen Soldaten zu den verschiedenen Arten der Kriegführung tüchtiger ausgebildet seyen, als die deutschen Musquetiere. Der Landgraf hat eine andre Ansicht. Ich halte dafür, sagt er, daß um Polens willen der Türke seine Kräfte theilen muß; und daß die Unsrigen durch bloße Bewachung der Waag- und Raab-Ufer die Türken an jeglicher Unternehmung hindern werden. Zu spät ins Feld gerückt und nach Gewohnheit zuerst wieder abziehend werden sie bereuen, diesen Krieg mit solcher Lebhaftigkeit angefangen zu haben. Gott gebe indeß, daß ich mich um unsrer Sünden willen nicht täusche. — Der Türke hat nur 18,000 Janitscharen gute Infanterie und etwa 15,000 Spahis gute Reiterey; all sein übriges Heer, europäischen und asiatischen Ursprungs wie Moldauer, Walachen und Bulgaren besteht nur aus Gesindel und herbeygezwungenem Volk, gegen welches ein einziger guter deutscher Fußgänger oder Reiter so viel als 10 oder 12 vermag. Leibniz, dessen Zweifel an der deutschen Heereskraft indessen durch das Vordringen der Türken über die Raab bestätigt worden, begründet seine Ansicht durch einen Ueberblick über das Wesen der deutschen Kriegführung von den Zeiten der Kreuzzüge an: mit der Erfindung der Schießgewehre und der Buchdruckerkunst habe sich Alles verändert; jetzt komme es im Kampf nur auf das Losschießen an; in Deutschland lege sich jedermann auf das Studiren; überdieß sey im Heer keine Mannszucht, der Soldat werde nicht gut genährt und besoldet, und statt erprobter Anführer wähle man junge unerfahrne Officiere. Anderseits werde die Stärke der Türken von Andern höher angeschlagen: außer den 18,000 eigentlichen in den Schulen von Constantinopel erzogenen Janitscharen gebe es im ganzen türkischen Reiche eine große Anzahl ähnlicher Mannschaften. Auch möchte ich glauben, sagt er, daß sich unter den europäischen und asiatischen Timarioten, denen ihre Lehenspflicht auferlegt, mit einer gewissen Anzahl von Leuten Kriegsdienste zu leisten, genug geschickte Krieger befinden, besonders in den Landestheilen, deren Bewohner von jeher für tapfer gegolten haben. Die Griechen, Macedonier, Thracier, Triballer und andre gegenwärtig der europ. Türkey einverleibte Völker sind es, welche unter Alexander einen Theil der Welt unterjocht haben. Und da diese Leute in besserer Zucht und Ordnung leben, als die Unsrigen, da ihr Lager reinlicher und geregelter ist, und sie selbst zu Anstrengungen tauglicher, so wundere ich mich nicht, wenn sie noch frisch und muthig sind, während den Unsrigen schon der Muth gefallen ist. Ich weiß nicht, ob der Glaube an die vorgebliche Prädestination und der Maslach oder das Opium dazu etwas beytragen, aber ich glaube, daß Reis und Kaffee ihnen dienlicher sind, als den Unsrigen Fleisch und Wein: falls diese nämlich davon mit jener gewöhnlichen Gefräßigkeit genießen, welche sich oft in Hunger und Kummer verkehrt. Trotzdem, meint er, könne man dem Feinde widerstehen, wenn die Befehlshaber ihre Pflicht thäten und man das grobe Geschütz wohl bediente; durch dieses vor Allem könne unsre Schwäche gegen die Kühnheit und Wuth der Barbaren siegen. Außerdem räth er noch zwey Mittel an, von denen besonders das erste von der größten, in unserm Jahrhundert erprobten Bedeutung ist: Landwehr und Anlegung von Gränzfestungen. Es würde vielleicht räthlich seyn, sagt er, unter das Heer eine Anzahl deutscher und ungarischer Landmilizen zu mischen. Denn 20,000 Bauern, unter 40,000 gute Soldaten gemischt, werden beynah ebenso gute Dienste thun, als eigentliche Soldaten. Auch wundere ich mich, daß man bey dem Heranzug eines so furchtbaren Feindes nicht einen Theil des Gränzvolkes bewaffnet hat, um seinen Lauf zu hemmen; und daß nicht alle Lehnsträger Befehl bekommen haben, aufs erste Lärmzei-

chen das Pferd zu besteigen. Leibniz hat hiebey ein Vorbild aus der früheren französischen Geschichte vor Augen. Man könnte, sagt er, von solchen Anordnungen vielleicht gegenwärtig Vortheil ziehen; wenn ich nach Hannover zurückgekehrt bin, werde ich darüber Vorschläge machen. — Dabey ist er nicht ohne Sorge, daß der König von Frankreich den Türkenkrieg zum Vorwand nehmen könne, in das Reich einzudringen, um die Fortschritte der Ungläubigen aufzuhalten. Doch hoffe ich, fügt er hinzu, Gott werde uns nicht so weit verlassen, daß uns nur die Wahl zwischen zwey Arten von Sclaverey übrig bliebe.

Wie Leibniz hier bey Gelegenheit des Türkenkriegs auf Frankreich blickt, so beschäftigt ihn und den Landgrafen die französische Politik fast in allen ihren Briefen. Beyde verfolgen die Schritte derselben in Spanien, Italien, Amerika, in Bezug auf den Papst und das deutsche Reich mit den wachsamsten Augen.

Es ist bekannt, mit welcher seltsamen, aus Furcht und Bewunderung gemischten Stimmung Leibniz auf den mächtigen Ludwig XIV. hinsah: wie er es selbst gewagt hat, ihm Pläne zur Vergrößerung seines Reichs nach Süden hin vorzulegen; wie er von ihm die größten Dinge zur Beförderung der Wissenschaften und der Christenheit zu erwarten, ja zu erwirken sich berechtigt glaubte.

Hieraus erklärt sich die Behutsamkeit, womit er kurz vor dem Mordkrieg von 1689 über die von Ludwig einige Jahre lang gepflogene Ruhe urtheilt. Nachdem er die Stärke Frankreichs geschildert, wirft er die Frage auf, warum sich dasselbe jetzt so gemäßigt verhalte? Nicht Schwäche, nicht Furcht, nicht Zartheit des Gewissens könne Ludwig dazu vermocht haben; es beruhe wohl nur auf Laune. Der König, meint er, ruhmessatt und in Betracht der großen Eroberungen, durch welche er die Grenzen seiner Monarchie ausgedehnt habe, halte vielleicht für besser, sie zu befestigen, als sie von Neuem zu gefährden. Er erinnerte sich wohl, daß er es zum Theil dem Zufall und der Unklugheit seiner Feinde verdanke, aus den Mißgriffen, worein ihn der vorige Krieg verwickelt, so glücklich entkommen zu seyn. Daher habe er vielleicht den Entschluß gefaßt, sich in's Künftige mehr dem Innern seines Reiches zuzuwenden, Mißbräuche abzustellen, seine Völker unter Einem Glauben zu vereinigen, eingedrungene Unordnungen in Rechtspflege, Polizey und Finanzen zu verbessern und ruhig die Frucht seiner Mühen und seines Ruhms zu genießen. Leibniz meint, vielleicht habe eine Krankheit des Königs dazu beygetragen, seine Leidenschaften abzukühlen und so den für Deutschland günstigen Zustand der Ruhe herbeyzuführen: ebendeßhalb müsse man ihm eher langes Leben, als den Tod wünschen.

Wenn Leibniz den König darin richtig beurtheilt, daß er seine Handlungsweise aus der Macht seiner Laune erklärt, wie sehr hat er sich freylich in der nächsten Wirkung derselben geirrt. Nur wenige Monate, und der entsetzlichste Krieg ward gegen Deutschland begonnen.

Während des unglücklichen Jahres 1689 war Leibniz in Italien, und so kömmt es, daß der Briefwechsel über die Ereignisse dieses Zeitraumes nur wenig enthält. Interessant ist eine sonst vielleicht wenig bekannte Anekdote, welche der Landgraf Ernst in einem Brief vom J. 1691 Leibniz mittheilt. Er erzählt: „Als der König von Frankreich im Herbst 1688 vernahm, daß sich der Graf Kaunitz, außerordentlicher kaiserlicher Gesandter bey der Kölner Wahl, ebenso gegen Frankreich als gegen die Person des Cardinals (des von Frankreich vorgeschlagenen Fürstenberg) ereifert habe, sagte er, in einer Fensterböschung stehend, ganz laut zu den Umstehenden, wenn es deshalb zum Krieg komme, so werde er sich an den Deutschen und dem Churfürsten von der Pfalz dermassen rächen, daß sie es bereuen würden, ihn so gereizt zu haben. Dictum, factum; und zwar mit der äußersten Härte einer barbarischen Wuth; ohne zu schonen, ohne auf irgend Etwas Rücksicht zu nehmen. Dieß bezeugen die so alten und ehrwürdigen Kathedralen zu Worms und Speyer, und so viel andere Stifts- und Klosterkirchen, einerley, ob sie den Mönchen oder Nonnen gehörten, welche diesem König nichts gethan hatten, der sich den „sehr christlichen“ nennt, aber nach Allem sich g e g e n die Christen auf die Seite der Türken stellt.“

Nachdem Leibniz aus Italien zurückgekehrt und die unterbrochene Correspondenz mit dem Landgrafen wieder begonnen ist, sind die Kriegsereignisse ein häufiger Gegenstand ihrer Unterhaltung. Leibniz erkennt, woran es den Deutschen fehlt: an Einheit des Willens und Kriegsplans. In einem Briefe vom July 1692 sagt er: ich glaube, daß der Kaiser besser gethan haben würde, das Commando am Rhein dem Grafen Caprara oder sonst einem geschickten General zu überlassen, als einem Fürsten, der allzu stolz seyn und sich nicht genug mit dem Landgrafen von Hessenkassel in Uebereinstimmung setzen wird. Der fränkische und schwäbische Kreis thun beyde ihre Pflicht; es mangelt uns nicht an Leib und Stoff, wohl aber an Seele und Gestalt, um unsere Heere in geeigneter Weise auftreten zu lassen. Ich glaube, daß wir eben so geschickte Leute haben, als Herr Vauban; bey Herrn Flemming, den ich genau kenne, könnte Herr Vauban in die Schule gehen; aber was hilfts einem geschickten Jäger, gut schießen zu können, wenn er kein Pulver hat? In Deutschland hat der Eine Macht, der Andere Kenntniß; in Frankreich findet sich Beydes vereinigt. So sieht Leibniz den unglücklichen Ausgang des Kriegs, dessen Ende der Landgraf übrigens nicht erlebte, aus der Beschaffenheit der streitenden Theile Jahre lang voraus.

Bemerkenswerth für Leibnizens Politik ist die Art, wie er die damalige Lage Schwedens in Bezug auf seine deutschen Besitzungen beurtheilt: vor dem Nachdruck, den er auf das politische Gleichgewicht legt, scheint der nationale Standpunkt bey ihm in den Hintergrund zu treten. Schweden, schreibt er 1683 im Juni, läuft Gefahr, seine Besitzungen in Deutschland zu verlieren. Selbst seine Gönner dürften am Ende, wenn sie ihm nicht helfen können, an seiner Beraubung Theil nehmen. Indeß hat der König von Frankreich wohl nicht Ursache, Dänemark und Brandenburg so zu begünstigen, daß sie hernach seiner nicht mehr bedürftig sind. Namentlich Brandenburg nicht; denn hätte dieser Churfürst einmal Pommern, so würde er im Betreff des Reiches eine ganz andere Sprache führen können, als gegenwärtig. Greife der Churfürst von Brandenburg Pommern an, so wird er schwerlich darum gehindert werden können.... Obwohl ich glaube, daß der König von Polen gegen Brandenburg gestimmt ist, so bedürfte er doch der Zustimmung des Reichstages, in welchem die brandenburgische Partey, mit der französischen vereinigt, stark genug ist, um mindestens ein Nein zu bewirken.... Zwar ist es wenig ehrenvoll und giebt ein böses Beyspiel, wenn man duldet, daß ein König, der Reichsfürst ist, im Reich selbst angegriffen wird; aber man hat bereits so viel noch üblere Dinge hingehen lassen, wo es sich nicht darum handelte, einen fremden Fürsten im Reiche gegen Reichsfürsten zu erhalten, sondern Fürsten und Stände des Reichs gegen die Unterjochung eines Fremden zu beschützen, daß ich nicht viel davon sagen mag, was man um des Ehrenpunktes willen thun sollte; und ich bekenne, daß das Sonderinteresse der Mächtigsten in Deutschland bey den Verlusten am Rhein wenig betheiligt war, während es sehr in ihrem Interesse zu liegen scheint, nicht zu dulden, daß Dänemark und Brandenburg allzu mächtig werden.... Die Deutschen haben sich nie Sorgen wegen der Zukunft gemacht, und haben von jeher Mächte emporkommen lassen, die ihnen später furchtbar geworden sind.

Es ist allerdings die Politik des Reichs und des hannoverschen Hofes, die hier aus Leibniz spricht; doch redet er aus eigener Ueberzeugung, und so haben wir hier den eigenen Fall, daß er gerade gegen das Emporkommen des Staates auftritt, zu dessen steigendem Ansehen er in einer spätern Zeit seines Lebens auf's Eifrigste und Erfolgreichste mitgewirkt hat. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The history of England etc. by Th. B. Macaulay etc.

Zweyter Artikel.

(S. den ersten in Nro. 48.)

Unter den Charakterzeichnungen, woran das Werk reich ist, glänzt das Bild König Wilhelms III. hervor. Ref. bedauert, daß die Grenzen, die er dieser Anzeige setzen muß, nicht gestatten die ganze Ausführung darin aufzunehmen. Doch wird schon folgender Auszug erkennen lassen, wie weit der Verf. seine Vorgänger in der Schilderung und Würdigung des Mannes übertrifft, welchem das germanische Europa mehr als irgend einem andern zu danken hat, daß es von dem romanischen zu einer Zeit, wo dieses das stärkere war, nicht überwältigt worden ist. I. 217. II. 162.

Wilhelm (in Holland wie in England der dritte dieses Namens) kam 1650 zur Welt, acht Tage nach dem Tode seines Vaters, der in beständigem Unfrieden mit den anderen Gewalten des jungen Freystaates gelebt hatte. Die Mutter, K. Carls I. von England Tochter, starb bald hernach. Statt der beynahe königlichen Rechte und Ehren, die das Haus Oranien wohl verdient in der Statthalterschaft der Niederlande besessen hatte, und die nun hastig von der herrschenden Aristokratie aufgehoben wurden, blieben dem letzten Sprößling Wilhelms des Schweigsamen nur seine Güter in Deutschland und Holland. Argwohn der Machthaber umgab ihn schon im Knabenalter, weil das Volk überall, wo er sich zeigte, zu erkennen gab, wie es ihn als das rechtmäßige Oberhaupt betrachtete. Täglich kamen die Vorsteher der Republik, die Todfeinde seines Geschlechts, angeblich ihm ihre Achtung zu bezeigen, in der That, ihn zu belauschen. Niemand war um ihn, auf dessen Rath er trauen konnte. Da er fünfzehn Jahre alt war, entzog man ihm, trotz seinem nachdrücklichen Widerspruche, alle ihm anhängliche Diener. So auf sich allein gewiesen, lernte er zugleich fest und behutsam auftreten. Schon als zarter Jüngling wußte er Geheimnisse zu bewahren, zudringliche Fragen durch trockene Antwort abzuweisen und alle Leidenschaft unter der stets gleichen Hülle ruhigen Ernstes zu verbergen. Seine Studien waren einzig auf die Vorbereitung zu den großen Geschäften des Friedens und des Krieges gerichtet; dazu lernte er die vornehmsten der lebenden Sprachen. Zur Erholung diente ihm damals und in der Folge nur die Hirschjagd, auf welcher seine Begleiter oft nicht wagten, seinem kühnen Ritte zu folgen. Im achtzehnten Jahre nahm er in den General-Staaten als deren Mitglied Platz und that es alsbald an Besonnenheit und Einsicht den ältesten gleich. Als nun Ludwig XIV. vereint mit England, dessen König in seinem Solde stand, die Niederlande mit Krieg überzog, erhob sich da fast einstimmig der Ruf, nur Wilhelm könne das Land retten. Durch das Volk wurden die ihm abgeneigten Obrigkeiten genöthigt, die Ehren und Gewalten seiner Väter ihm wieder zu geben. Jetzt kamen von den zwey Königen, deren einer sein Oheim war, lockende Anerbietungen; er lehnte sie ab. Den gebeugten General-Staaten sprach er Muth

ein, obgleich der übermächtige Feind bereits im Herzen des Landes, die Kraft zu widerstehen schwach und Hülfe noch von keiner Seite nahe war. Im äußersten Falle, sprach er, besteigen wir mit 200,000 Landsleuten unsere Schiffe, deren wir dafür genug haben, und gründen in Asien ein neues Holland. Solcher Muth, aus des Jünglings Brust, durchdrang das Land, so daß es die tapfersten Entschlüsse faßte. Die Friedensvorschläge des Feindes, der Unterwerfung forderte, wurden verworfen. Bereitwillig riß das Volk die schützenden Dämme nieder und setzte das Land so unter Wasser, daß es einem großen See glich, aus welchem nur die Städte, wohin das Landvolk geflüchtet war, hervorragten. Die Franzosen, gedrängt von der Wassersnoth, traten eilig den Rückzug an. Auf der Grenze, wo sie in großer Macht blieben, setzte Wilhelm den Krieg fort, an dem nun auch Oesterreich und Spanien, mit denen er Bündnisse geschlossen, Theil nahmen. Das und Englands, durch sein Parlament erzwungenes, Abtreten von dem Bunde mit Frankreich minderte die Ungleichheit der Streitkräfte. Wilhelm, der erst im Kriege selbst Krieg führen zu lernen hatte, unterlag oft, wo er den geprüften Heerführern Ludwig's XIV. gegenüberstand; eben so oft und auf das schnellste war er wieder aufrecht. Kein Unglück schwächte je das Zutrauen seiner Schaaren, das ihm vornehmlich seine persönliche Tapferkeit erworben hatte. Denn alle Abmahnung unbeachtet warf er sich mitten in das heißeste Gefecht und wich nicht, wenn ihm auch das Blut aus einer Wunde strömte; ja, nie sah man ihn freudiger als in dem stärksten Schlachtgetümmel. Dieß erregte desto mehr Bewunderung, weil er von zartem, schmächtigem Baue und kränklich von Kindheit an war. Da er so auf das herzhafteste sein eigenes Leben daran wagte, so verlor der Vorwurf, der ihm oft gemacht wurde, daß er mit seinen Streitkräften verschwenderisch umgehe, viel von seiner Bitterkeit. Ungern ließ er sich in die Friedensunterhandlung ein, welche durch die, des Krieges müden, General-Staaten angeknüpft wurde. Nicht Ehrgeiz noch Rachgier machte ihm die Fortsetzung des Kampfes wünschenswerth, sondern er war durch Beobachtung und Nachdenken zu der Ueberzeugung gelangt, daß Frankreichs Uebermacht gebrochen werden müsse, damit es nicht Europa unterjoche. Das war hinfort das Leben hindurch sein leitender Gedanke, vor welchem alle Neigung und Abneigung zurücktrat. Als er zu dem Nimweger Frieden, der Ludwig's Macht durch Abtretungen Spaniens sogar verstärkte, sich bequemen mußte, sann er sogleich auf neue Wege, die fortdauernde Gefahr abzuwenden, die ihm in ihrer ganzen Größe, wie keinem andern Zeitgenossen, gegenwärtig war. Denn nicht nur in sich selbst erstarkte Frankreich zusehends, während die anderen Mächte von langer Anstrengung oder Zerrüttung erst anfingen sich zu erholen, sondern es stand bevor, daß Ludwig Herr von Spanien würde und mit dessen unermeßlichen Hülfsmitteln aus drey Welttheilen alles erdrückte, was sich ihm nicht ergab. Dem entgegenzuarbeiten, fand Wilhelm vor allem nöthig, daß ihm die Macht seines mütterlichen Heimatlandes zu Gebot stände. So lang er das in Güte zu erlangen hoffte, blieb er allen Aufforderungen, an die Spitze der Unzufriedenen in England zu treten, unzugänglich, wie denn auch der Verdacht, er habe Monmouth's Empörung insgeheim gefördert, als grundlos erwiesen ist. Zu den Waffen griff er gegen Jacob II., seinen Oheim und Schwiegervater, erst als dieser sich an Frankreich offen und entschieden anschloß, um der Hülfe desselben bey dem Umsturze der englischen Verfassung, worauf er ausging, sicher zu seyn. Lag die Rettung dieser Verfassung, wozu Wilhelm durch unzählige Stimmen aus England berufen wurde, auch ihm selbst am Herzen, so bestimmte ihn zu dem Unternehmen doch hauptsächlich die Einsicht, daß kein anderes Mittel übrig sey, die brittische Macht für die Bündnisse zu gewinnen, die er zum Schutze gegen Frankreich unabläßig betrieb. Als die Unternehmung gelungen war, deren unermeßliche Schwierigkeit zwar durch große Fehler sowohl Jacob's als Ludwig's vermindert, zumeist aber durch Wilhelm's Besonnenheit und Willenskraft besiegt wurde, hielt dieser auf dem Throne, worauf das englische Volk ihn gesetzt hatte, so wenig Ruhe, daß er vielmehr sein ganzes übriges Leben unter Sorgen, Mühen und Kümmernissen der Aufgabe, die er als Jüngling ergriffen, Frankreich zu demüthigen, gewid-

met ließ, und rastlos jene Kräfte sammelte, ordnete und pflegte, durch welche der große Zweck erst lange nach seinem frühen Hintritte vollständig erreicht wurde.

Nicht weniger gelungen, als diese Bestimmung des einzig richtigen Standpunctes zur Beurtheilung von Wilhelm's Verhalten gegen England, ist die Vertheidigung seiner, von vielen Schriftstellern in das ungünstigste Licht gestellten, Persönlichkeit. Sehr dienlich waren dazu die von dem Verf. zuerst benutzten „Briefe" des Königs an seinen Jugendfreund Bentinck, der nachher in England der Stammvater des Hauses Portland wurde. Wilhelm, der sonst überall verschlossen, kalt, sogar abstoßend erscheint, in Folge theils der harten Geschicke seiner Jugend, theils bitterer Erfahrungen, anhaltender Anstrengungen und dabey oft schwerer körperlicher Leiden, zeigt sich in diesen Briefen aufgeräumt, offen, theilnehmend, ganz einem Bunde sich hingebend, dessen Innigkeit und Reinheit an die gepriesensten Freundschaften der alten Welt erinnert.

(Schluß folgt.)

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels.

(Schluß.)

Hiemit haben wir aus dem reichen Stoffe politischer und kirchlicher Art, den der Briefwechsel enthält, einiges, wie uns scheint, Bedeutende angeführt. Auf vieles Andere, was theils Leibniz selbst, theils die Geschichte und besonders die Literatur seiner Zeit, die von beyden Correspondenten vielfach besprochen wird, angeht, könnten wir noch hindeuten, wenn es der Raum erlaubte. Ueber die Vorgänge am hannoverschen Hofe, der bekanntlich gerade in der Zeit dieses Briefwechsels viel Merkwürdiges darbot, erwarte der Leser keine Berichte; Landgraf Ernst beklagt sich selbst über Leibniz, daß er über dergleichen allzu schweigsam sey. Indeß ist gerade diese Erscheinung für Leibniz charakteristisch: nie hat wohl ein Fürst einen so discreten Untergebenen gehabt, wie Herzog Ernst August an Leibniz besaß. Unter den Bemerkungen über Hannover, welche besonders gegen Ende des Briefwechsels vorkommen, möchte einen geschichtlichen Werth haben: die bestimmte Erklärung, daß die erste Anregung für Hannover, sich um die Churwürde zu bewerben, von Berlin ausgegangen sey (II. 452). —

Was nun die Herausgabe dieses Briefwechsels betrifft, so muß Jedermann den Fleiß und die Sachkenntniß, womit Herr von Rommel dabey zu Werke gegangen, ehrend anerkennen. Er benutzte vor Allem den in der Bibliothek des letzten Landgrafen von Hessen-Rotenburg befindlichen Nachlaß des Landgrafen Ernst, worin sich die Zuschriften und Antworten Leibnizens an denselben zugleich mit den Briefen anderer Correspondenten copirt und chronologisch geordnet finden, ferner eine in der Handschriftensammlung der cassel'schen Bibliothek aufbewahrte vollständige Copiensammlung des Leibniz-Ernstischen Briefwechsels vom Jahre 1692 und ergänzte diesen Stoff durch Vergleichung einer in Hannover befindlichen, von Leibniz hinterlassenen Sammlung der landgräflichen Briefe, unter denen die zuweilen auf dem Umschlag derselben stehenden Antwortentwürfe Leibnizens gefunden werden. Mit Recht hat er mehrere Briefe des Landgrafen, welche bloße Empfangsbescheinigungen oder sonst Bedeutungsloses enthalten, ganz ausgelassen. Die einzelnen Briefe hat er chronologisch geordnet, mit Inhaltsangaben versehen und an schwierigen Stellen erläutert: der ganzen Sammlung eine ausführliche historische Einleitung über Landgraf Ernst, Leibniz und den Unionsversuch (p. 1 — 240) vorausgeschickt.

Wir können indeß nicht umhin, dem gelehrten Herausgeber einige Ausstellungen kund zu geben.

Die erste betrifft die Auswahl des Stoffes, namentlich im Verhältniß zu der oben erwähnten, ein Jahr vorher erschienenen Grotefend'schen Sammlung. Da in diesem, fast durchweg philosophischen Briefwechsel zwischen Leibniz und Arnould, in deren Mitte Landgraf Ernst als gütig vermittelnder Briefbesorger steht, mehrere zwischen Leibniz und Ernst gewechselte Briefe vorkommen, so standen Hrn. von Rommel 2 verschiedene Wege offen: entweder betrachtete er die Grotefend'sche Sammlung als nicht vor-

handen und druckte sämmtliche Leibniz-Ernstische Schreiben ab, auch die dort bereits erschienenen, wie er es z. B. mit den in Böhmers Magazin gedruckten gehalten hat; oder er nahm thatsächliche Rücksicht auf sie und ließ den dort veröffentlichten Stoff in seiner Sammlung aus. Aber Herr v. Rommel hat keinen dieser beyden Wege eingeschlagen. Einerseits, und zwar an einer höchst bedeutenden Stelle (II. 78 Anmerkung Nro. 1) verweist er auf Grotefend; anderseits druckt er (vgl. ib. Nr. 3 und 4) Dortiges ab, und zwar Solches, was ohne jenes Ausgelassene nicht gründlich verstanden werden kann. Wollten wir nun letzteres Verfahren dennoch gerechtfertigt finden, und zwar dadurch, daß die Rommelsche Handschrift am Schluß von No. 4 vgl. p. 91 einige Zeilen mehr enthält, als die Grotefend'sche, so würden wir sogleich mit Nro. 3 in Verlegenheit gerathen; wenn nämlich Hr. v. R. diesen Brief mit abdrucken wollte, so mußte er ihn vollständig, d. i. mit der von Leibniz sorgfältig nachgetragenen, bey Grotefend p. 15 und 16 befindlichen Ergänzung abdrucken. Aber auf diese hat er so wenig geachtet, daß er nicht einmal auf sie verwiesen hat. Da der Leser der Rommelschen Sammlung die Grotefend'sche in Wahrheit nebenbey benutzen muß, so wäre wohl das Einfachste gewesen, erstere an letztere vollständig anzulehnen, und das hier Gedruckte unter Anfügung nothwendiger Bemerkungen nicht wieder abzudrucken. Scheint hiernach Hr. v. Rommel in Bezug auf das Verhältniß zum Arnauld-Leibniz'schen Briefwechsel kein festes Princip behauptet zu haben, so ließe sich wohl auch über einige Stücke des speciell Ernst-Leibniz'schen Briefwechsels mit ihm rechten. Wenigstens erwähnt Grotefend in seiner Vorrede zwey in Hannover befindliche Schreiben des Landgrafen aus der Zeit vor und nach dem Spätherbst 1685 (vgl. daselbst p. XII.), welche auf eine Stelle in der Rommelschen Sammlung Anspruch gehabt hätten.

Die zweyte Ausstellung betrifft die Einleitung. Diese kündigt sich zwar gleich auf ihrem Titelblatt als „eine zum Verständniß des folgenden Briefwechsels ausführliche Darstellung der damaligen kirchlichen und politischen Zustände“ an, so daß der Leser auf ein weit angelegtes Ganzes von vornherein vorbereitet wird, aber in der That, der gelehrte Herausgeber möge es uns zu gute halten, was zu viel ist, ist zu viel. Eine Einleitung bleibt doch immer Einleitung und muß überall auf den Stoff hinzielen, dem sie dient. Dieß ist aber hier, wenigstens mit dem größten Abschnitte derselben, dem Capitel über Landgraf (p. 1 — 160) durchaus nicht der Fall. Statt einer für das Verständniß seiner Briefe für sich allein vollkommen hinreichenden Charakteristik bekommen wir hier eine von local hessischem Standpunkt abgefaßte Familiengeschichte desselben, die uns z. B. sämmtliche Brüder des Landgrafen sowie seine Verwickelungen mit der regierenden Linie seines Stammes genau vorführt; statt einer Hinweisung auf seine literarische Stellung einen Auszug seiner verschiedenen Streitschriften und wiederum nicht allein seiner eigenen, sondern auch derjenigen, die wider ihn geschrieben worden: der Schriften des reformirten Predigers Drelincourt (p. 76 — 107), welche mit dem Ernst-Leibniz'schen Briefwechsel auch nicht das Geringste zu thun haben. Ein wahres Musterstück unberechtigter Weitläufigkeit aber wird jedem Leser entgegentreten, wenn er an die Stellen der Einleitung gelangt, wo von den Einwürfen des Landgrafen gegen die praktischen Mißstände in der katholischen Kirche (p. 116 — 155) die Rede ist: diese Einwürfe werden, obwohl Theile einer Einleitung, ihrerseits eingeleitet, und zwar durch seitenlange Citate aus Dante's göttlicher Komödie, deren hie und da dunkler Inhalt natürlicher Weise durch erklärende Anmerkungen dem Leser näher gebracht werden mußte!

Wollte der Herausgeber seine Arbeit so ausdehnen, so würde er sich durch unmittelbaren Abdruck betreffender Stücke aus dem seltenen und gewiß auch in seiner Fassung höchst interessanten „discreten Katholiken“ des Landgrafen ein viel größeres Verdienst erworben haben.

Indeß, wie gesagt, sind dieß nur Ausstellungen an der sonst anerkennenswerth tüchtigen Arbeit.

Ernst Ranke.

Gelehrte Anzeigen.

München: herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand, by Georg French Angas. In two Volumes. London 1847.

Das eben genannte Werk, welches in seinem Vaterlande bald nach seinem Erscheinen in einer zweyten und seitdem wahrscheinlich auch in einer dritten Auflage verbreitet wurde, hat diese lebhafte Theilnahme nicht allein den wohl gelungenen Abbildungen zu danken, mit denen es ausgestattet ist, sondern, wenigstens eben so sehr, der anspruchslos einnehmenden Weise, in welcher der Künstler, der jene Abbildungen entwarf, das, was er gesehen und erlebte, beschreibt. Der Verfasser des vor uns liegenden Buches hatte sich schon früher durch seine malerischen Darstellungen von Neuseeland, seine bildlichen Scenerien aus Südaustralien, so wie durch seine (artistischen) Streifzüge durch Malta und Sicilien bekannt gemacht. Er gehört zu jener den Frieden liebenden Parthey seiner Landsleute, welche für die Zukunft der Entwicklungsgeschichte der Völker, auf deren heimathlichem Boden die brittische Flagge steht, weniger von der Macht der englischen Waffen als von dem stillen Einfluß des Christenthums und einer wahrhaft geistig sittlichen Bildung erwarten, die unter Englands Schutze den Bewohnern der fern gelegenen Inseln und Länder sich nahen. Es scheint, als ob in der Persönlichkeit des Mannes ein Zug gelegen sey, der auch auf die verwildertsten Stämme von Australien und Neuseeland in ähnlicher Weise wirkte als der Anblick eines Palmenzweiges oder eines andern Friedenszeichens, denn er fand ungehemmten Zutritt und freundliche Aufnahme auch bey denen, die sonst mit gewaffneter Hand ihre Gränzen den Fremden verschließen. Er kündigt sich, gleich am Eingang seiner Darstellungen „des Naturlebens und der Vorgänge in Australien und Neuseeland“ nicht als Gelehrten, sondern als Künstler von Profession an, der in der ihm naturgemäßen Rede eben so treu die Eindrücke, welche er empfangen, wieder giebt als sein Bleistift und Pinsel die zu gleicher Zeit aufgenommenen Anschauungen des Auges. Es ist eine Sprache der Gefühle und Stimmungen, welche weniger in unserm ernst bewegten Deutschland, als in dem noch ruhenden England einen theilnehmenden Kreis der Hörer und Leser finden kann.

Adelaide, das reiche ergiebige Feld der tapfren bergmännischen Unternehmungen unsrer Tage, das zweyte Vaterland vieler ehrenwerthen Deutschen, die in den letzt vergangenen Jahrzehnten dort sich ansiedelten, läßt unter dem 34° der südlichen Breite die Erzeugungen seiner Natur gerade in jener Jahreszeit in reifester Vollendung sehen, in welcher Hr. Angas seinen Fuß nach einer fast halbjährigen Seefahrt daselbst ans Land setzte, und von der Küste seine ersten Streifzüge in das Innere nach den Ufern des Murrayflußes unternahm, nämlich in der Mitte des südlichen Sommers, im Januar. Der Weg führt zuerst über das hüglige Land, das sich längs der östlich gelegenen Barkers-Bergkette von Süd nach Norden hinzieht; so wie er jedoch jenseits des Engpasses Osmond sich weiter erhebt nach dem Gebirgsrücken, bemerkt auch das Auge eines Fremdlings im Gebiet der Mineralogie und Bergbaukunde, daß hier Eisen in Menge sey, dessen Oxyde dem Boden seine Färbung geben. Von einer Schonung

der Urwälder und ihrer mächtigen Holzmassen, für einen wenigstens künftigen Bedarf dieses erzreichen Landes konnte unser Reisender noch keine Spur bemerken; die schönen Stämme der Waldbäume, meist vom Geschlecht Eucalyptus, waren bis zu einer Höhe von 15 bis 20 Fuß stark berußt und zum Theil verkohlt in Folge der forstmännisch-barbarischen Landessitte, vermöge welcher man in der trockenen, heißen Jahreszeit den Niederwuchs der Forsten mit den Gebüschen und hohen Grasgewächsen entzündet, so daß man dann von Adelaide aus den schönen Gebirgswald am Tage mit Rauchwolken bedeckt, bey Nacht von Gluthsäulen durchzogen sieht. Doch war auch in manchen Engthälern und schattigen Schluchten, durch die eine Quelle oder Bach sich ergießt, bereits eine bessere Benutzung der Waldungen bemerkbar: es gab da ganze Gesellschaften von rüstigen Arbeitern, welche die oft 80 bis 100 Fuß hohen Bäume fällten, für die Benutzung zum Bauholz zubereiteten, sie in Dachschindeln und Bretter zersägten. Der eisenhaltige, thonige Boden hält auch die Feuchtigkeit besser und länger an sich als ein andrer, deßhalb grünt dort im Schatten der Bäume ein üppiger Graswuchs, wenn unten an der Küste und auf den luftigeren Höhen die niedrere Pflanzenwelt überall gelb und verwelkt von der Hitze aussieht.

Ein Urwald von Australien zeichnet sich durch die ganz eigenthümlichen Formen seiner (immergrünen) Bäume vor den Urwäldern aller andren Welttheile aus, wenn er auch keineswegs an Fülle und kräftiger Naturschönheit mit den Urwäldern von Ceylon und Brasilien einen Vergleich aushalten kann. Die Menge der Acacienarten, die hohen Banksien, die Casuarinen, die hellgrünen Exocarpen mit ihrem eine rothe Beere bildenden Fruchtboden, die Menge der Blumen von vorherrschend gelber und rother Farbe, gruppiren sich da in einer Weise zusammen, die für den Reisenden, der schon manche andre Gegend der Erde sah, einen Reiz der Neuheit hat. Die Ortschaft Macclesfield am kleinen Flusse Angas hat eine so vortheilhafte Lage, daß sie in der Mitte ihrer Gärten und Getreidefelder das Musterbild einer friedlich durch den Fleiß der Menschenhände gedeihenden europäischen Colonie darstellt. Sie wird durch die Begünstigung, die ihre Umgebung und ihre Lage zwischen Adelaide und der Mündung des Murray in den Alexandrinasee ihr gewährt, bald zu einer bedeutenden Stadt anwachsen. In der Nähe des Ortes sind die Quellen des Angas, beschattet von einem Wald der Mimosen; das treffliche Trinkwasser, mit welchem jene Quellen ihre Nachbarschaft versorgen, ist für dieses Land kein geringer Vorzug.

Weiter nach Süden, gegen den Alexandrinasee hin, sind die Wege, welche die Reisenden durch den Wald und das dichte Baschwerk einschlagen, weniger durch Menschenhände als durch die Fußtritte der Heerden der verwilderten Rinder gebahnt. Es herrscht da eine Stille, die am Tage nur durch das Geschrey der Vögel aus der Familie der rabenartigen oder der Papageyen, und bey Nacht durch die melancholischen Töne des australischen Kukuks unterbrochen wird. Doch ist der letzt genannte Vogel, der durch sein pausenweis absetzendes, aus zwey Noten bestehendes Geschrey sehr an unsren Kukuk erinnert, kein Verwandter von diesem, sondern eine kleine Eulenart, welche bey Nacht ihren leisen Flug durch die Wälder macht.

Der Boden gegen den kleinen Bremerfluß hin besteht aus tiefem Sand, der Lauf des Flußes selber ist in der trockenen Jahreszeit fast nur durch eine Reihe von tiefen Lachen und Wassertümpeln bezeichnet, deren Ufer von Bäumen und Gebüschen beschattet sind. Weiterhin nimmt die Vegetation während der heißeren Jahreszeit einen sehr dürftigen Charakter an, denn der flache sandige Boden, dessen Niveau nur wenig über den Meeresspiegel erhaben scheint, ist vom Salz durchdrungen, das durch seine Menge auch das Wasser der einzelnen Lachen ungenießbar macht. In andrer Gestalt zeigt sich jedoch diese Gegend zur Zeit des Frühlings, wo ihr Grund überall von dem bunten Blumenteppich namentlich der Hottentottenfeigen (Mesembryanthemen) bedeckt ist, deren beerenartige Früchte zum Theil den Eingebornen als Nahrungsmittel dienen und auch von den Europäern nicht verachtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

The history of England etc.

(Schluß.)

Die Verhandlungen in England seit Wilhelm's Landung Anfangs November 1688 bis zu dessen, mit seiner Gemahlin Maria gemeinschaftlichen, Erhebung auf den Thron, zu Anfang Februars 1689, sind zwar ausführlich jedoch nicht in der Umständlichkeit erzählt, die man bey einem Gegenstande von so ausnehmender Merkwürdigkeit wünschen möchte. Zwar handelte es sich hier nicht um die Gründung einer neuen, sondern um die Sicherung einer bestehenden Verfassung; nicht auf ein natürliches Recht war zurückzugehen, sondern ein ererbtes zu wahren. Allein über den Umfang dieses Rechts waren die Meynungen so verschieden, zum Theil einander so entgegengesetzt, daß für die allerseits begehrte Feststellung in der dazu berufenen Convention eine große Mehrheit, und zwar in dem kurzen Zeitraume von drey Monaten, zu gewinnen nur einem Zusammenwirken ausgezeichneter Kräfte möglich war, deren Entfaltung im Einzelnen genau zu kennen nicht anders als erwünscht seyn könnte. Den Vf. mag von Mittheilungen aus Reden und Gegenreden seine Abneigung gegen den alten Schulwitz abgehalten haben, welcher darin so üppig, nur weit unschädlicher, als in Reden zu unserer Zeit der neue, gewesen ist.

Daß ein so schwieriges Werk so schnell zu Stande gebracht wurde, verdankt England vornehmlich der bewundernswerthen Haltung Wilhelms in dem ganzen Laufe der Verhandlungen, denen er die unbeschränkteste Freyheit ließ und sicherte, indem er seinen Anhängern keinen raschen Schritt zu thun erlaubte, die er aber, als die Entscheidung schwankte, durch die entschlossenste Erklärung zu dem beabsichtigten Ende führte. Viel Antheil an dem Verdienste dieser Vereinbarung hatte indessen auch der gesunde Sinn, die Genügsamkeit und Friedsamkeit der leitenden und glücklicherweise durch großes Vertrauen getragenen Männer, die so weit entfernt waren, kühn eingreifen oder auf einmal alles bessern zu wollen, daß sie vielmehr das augenblicklich Nothwendige allein, und das auf die gelindeste Weise, mit der mindest möglichen Abweichung von alten Ordnungen und Satzungen, anstrebten und verdientermaßen auch erreichten*).

Der Verf. beschließt die Erzählung mit einer Betrachtung welche den Geist seines Werkes besser als irgend ein anderer Theil desselben erkennen läßt.

Vergleichen wir, sagt er, die englische Revolution mit denen, welche binnen der letzten sechzig Jahre so manche alte Regierung umgestürzt haben, so zeigt sie sich uns in einer Eigenthümlichkeit, welche früher von Lobrednern sowohl als Tadlern nicht gehörig aufgefaßt wurde. In den großen Staaten des Festlandes hatte sich das Königthum aller Beschränkungen entledigt, alle Gewalt an sich gerissen. Jene aus dem Mittelalter stammenden Einrichtungen und Anstalten, in denen einst das Recht des Volkes Ausdruck und Schutz fand, waren längst untergegangen oder bedeutungslos geworden. Was Wunder, daß die Willkür-Herrschaften nicht nur gebürdet sondern auch gehaßt wurden? daß die Leute, denen nieder sie der Aufruhr gelang, so begierig abzubrechen, so unfähig zu erbauen waren? daß sie die Vertilgung aller Formen, Titel und Gebräuche der gestürzten Ordnung zum Hauptgeschäfte machten? und daß sie in ihrem Widerwillen gegen das Ueberkommene, der Geschichte absagten und ihr Verfassungswerk nach den Einfällen von Theore-

*) Unter den Theilhabern an diesen Verhandlungen waren manche, die darauf drangen, daß die Gelegenheit benützt würde, sehr umfassende Verbesserungen in dem ganzen Umfange des Staatshaushaltes sogleich durchzusetzen. Auch wurde darüber ein großer Bericht entworfen, und als dieser verlesen war, kamen erst noch eine Menge Wünsche zur Sprache, bis herab auf die Abstellung von Mißbräuchen, sogar beym Kaminfegen; nur die Censur focht niemand an. So geneigt aber die Versammlung diese Wünsche anhörte, ließ sie sich gleichwohl durch Somers belehren, daß Verbesserungen wie die begehrten lange Nachforschung und Ueberlegung erforderten, also auf künftige Berathungen ausgesetzt werden müßten und nicht das zunächst dringende Geschäft, die Festsetzung der Thronfolge aufhalten dürften. Man begnügte sich also mit einer sehr kurzen „Erklärung der Rechte," die über das Bestehende, wie solches von bewährten Rechtsgelehrten dargelegt wurde, nicht hinausging und nur Angriffe darauf, wie deren manche vorgekommen waren, für die Zukunft abwehrte.

tikern oder in äffischen Nachahmungen Athens und Roms anlegten? Nicht anders wäre das Geschick Englands gewesen, hätte es sich gegen eine unbeschränkte Herrschaft zu erheben gehabt. Allein hier und hier allein war eine beschränkte Monarchie aus dem dreyzehnten Jahrhundert unversehrt auf das siebzehnte bewahrt. Die Verfassung lag nicht in Einer Urkunde, aber ihre Grundzüge durchwirkten eine große Zahl Gesetze und ruhten, was noch mehr ist, seit vier hundert Jahren in den Gemüthern. Daß ohne die Zustimmung der Vertreter des Volkes kein Gesetz eingeführt, keine Auflage erhoben, kein stehendes Heer unterhalten werden könne, daß niemand, auch nur einen Tag lang, in willkürlicher Haft gehalten, daß kein Diener der Staatsgewalt sich gegen die Beschwerde des geringsten Unterthans wegen Rechtsverletzung auf einen königlichen Befehl berufen dürfe, das waren die allgemein anerkannten Grundrechte. Wo solche Grundrechte bestanden, da bedurfte es einer neuen Verfassung nicht. Und gleichwohl waren Aenderungen nöthig. Die Verfassung schrieb sich aus Zeiten her, wo man die Begriffe noch nicht scharf zu bestimmen wußte. Unmerklich waren Ungebühren aufgekommen und hatten sich wie durch Verjährung festgesetzt, die mit den Grundsätzen der Verfassung in einem gefährlichen Widerspruche standen. Dieser mußte dadurch entfernt werden, daß man die Rechte des Volkes in einen Ausdruck faßte, der keinen Zweifel mehr zuließ, und daß man erklärte, kein Vorgang könne je der Unverletzlichkeit dieser Rechte Abbruch thun. Solches geschah durch die Erklärung der Grundrechte. Aber auch damit allein wäre die Verfassung noch nicht vollständig gesichert gewesen, da in vielen Gemüthern noch der alte Wahn herrschte, nur die Krone sey von Gott, nicht aber auch das Recht des Volkes; und die Dauer der Beschränkungen, die sich die Staatsgewalt auferlege, hänge lediglich von ihrem eigenen Gutdünken ab. Durch den Beschluß, welcher den Thron für erledigt erklärte und Maria und Wilhelm, zwar die nächsten jedoch augenblicklich noch nicht berechtigten Erben, darauf berief, wurde Kronrecht und Volksrecht gleich gestellt und zusammengefaßt. Die Aenderung erscheint nicht groß. Das Kronrecht wurde nicht gemindert, das Volksrecht nicht erweitert; wenige Puncte, über die man stritt, erhielten eine Festsetzung wie sie, nach dem Ausspruche der bewährtesten Rechtskundigen, sich aus den alten Rechten ergab; und in der Thronfolge fand eine gar nicht weit gehende Abweichung Statt. Das war alles und das war genug ....

Das größte Lob unserer Revolution vom Jahre 1688 ist, daß es unsere letzte war. Nie hat seitdem ein wohldenkender Engländer auf Widerstand gegen die bestehende Regierungsform gesonnen. Die tägliche Erfahrung befestigt in allen unverdorbenen Gemüthern die Ueberzeugung, daß die Mittel zu jeder erforderlichen Verbesserung der Verfassung in der Verfassung selbst liegen.

Nun, mehr als je zuvor, sind wir im Stande, die Wichtigkeit der von unseren Vorfahren gegen das Haus Stuart genommenen Stellung zu ermessen. Weit um uns her die Welt durch Zuckungen großer Nationen erschüttert; Regierungen plötzlich gestürzt, die auf Jahrhunderte gegründet schienen; die stolzen Hauptstädte Westeuropa's triefend von Bürgerblut; alle böse Leidenschaften, Gewinnsucht, Rachsucht, Haß der Stände, Haß der Stämme gegeneinander losgebrochen von dem Halt aller göttlichen und menschlichen Gesetze; Furcht und Angst auf dem Antlitz und im Herzen von Millionen; gestörter Handel, gelähmter Gewerbfleiß; die Reichen arm, die Armen noch ärmer geworden. Lehren, die, gegen alle Wissenschaft und Kunst, allen Fleiß und allen häuslichen Frieden feindselig, in dreyßig Jahren, wenn sie die Oberhand hätten, alles, was dreyßig Jahrhunderte der Menschheit erworben haben, vernichten und aus den schönsten Ländern des Westens Wildnisse wie Congo und Patagonien machen würden, sind von der Rednerbühne herab verkündigt, mit dem Schwerte verfochten worden. Barbaren haben Europa mit Unterjochung bedroht, mit welchen verglichen das Gefolge Attila's und Alboin's verständig und menschlich war. Die treuesten Freunde des Volks haben mit tiefem Kummer bekannt, daß Güter von größerem Werthe als irgend ein politisches Recht in die Wage gesetzt seyen und daß es vielleicht nöthig werde, die Freyheit aufzuopfern, um die Gesittung zu retten. Auf unserem Eilande wurde unterdessen der regelmäßige Gang der Regierung nie unterbrochen. Der kleinen Zahl von Uebelgesinnten, die auf Unordnung und Plünderung harrten, fehlte der Muth, sich an der Stärke eines treuen, fest um einen väterlichen Thron geschaarten, Volkes zu versuchen. Fragt man, was den Unterschied zwischen Anderen und uns mache, so ist die Antwort das, daß wir nie verloren hatten, was die Anderen wild und blind wieder zu erlangen trachten. Darum weil wir im siebzehnten Jahrhundert eine erhaltende Revolution hatten, traf uns nicht eine zerstörende im neunzehnten. Für die Macht des Gesetzes, die Sicherheit des Eigenthums, den Frieden auf unseren Straßen und das Glück in unseren Häusern gebührt unser Dank, nächst dem, welcher Nationen nach seinem Gefallen erhebt und demüthigt, dem langen Parlamente, der Convention, und Wilhelmen von Oranien.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand.

(Fortsetzung.)

Ein neues Leben der Vegetation bringt dieser Landschaft der herrliche Murray, der Hauptstrom des südlichen Australiens, der mit seinen Nebenflüssen ein Gebiet befruchtet und großentheils für die Flußschiffahrt so wie für Cultur und Gewerbe zugänglich macht, das sich, von den australischen Alpen in Osten bis zum Alexandrinasee in Westen, seiner Länge nach über 1200 englische Meilen weit ausdehnt. Der kühne, glückliche Entdecker jenes Flußes, Capitän Short, befuhr denselben von da, wo er einige hundert Meilen von seinem Ursprung schiffbar wird, bis zu seiner Mündung und kam auf dieser nahe an 1000 Meilen weiten Wasserreise an den Gränzen der verschiedensten wilden Völkerstämme vorüber.

Einige Meilen oberhalb der Mündung des Murray wohnt ein Polizey-Corporal Namens Mason, der zwischen den Eingebornen und den europäischen Colonisten wo nur immer möglich als ein friedlicher Vermittler des Verkehres dasteht. Er hat einige berittene Polizeysoldaten unter seinem Commando und durch diese, so wie mehr noch durch sein mildes, friedliches Benehmen hat er sich bey den Wilden am untern Murray in so große Achtung gesetzt, daß diese ohne Widerstreben seinen polizeylichen Anordnungen und seinen Richtersprüchen sich unterwerfen. Hr. Mason wurde auch der Begleiter unsers Reisenden, der durch den Gouverneur in Adelaide an ihn empfohlen war, auf der Wanderung nach den benachbarten Seen.

Der niedre Landstrich, durch den zuletzt vor seiner Mündung der Murraystrom seinen Lauf nimmt, trägt die offenbaren Spuren an sich, daß er zum Theil noch vor nicht gar langer Zeit Seegrund gewesen sey. Selbst die jetzigen Eingebornen haben sich noch die Erinnerung oder die Kunde von einer solchen weiten Ausdehnung des Wasserspiegels erhalten; sie deuteten es unsren Reisenden durch die Zeichensprache der Hand an, daß die ganze Breite des Flußthales und selbst ein Theil des Landstriches, welcher jenseits seines niedren Dammes liegt, bis zu den blauen Hügeln in Osten vormals hoch von Wasser bedeckt gewesen sey. In jedem Fall gehört dieser Landstrich am untern Murray zu den jüngsten Ausgeburten des Festlandes aus dem Schooße der Fluthen, und der Alexandrinasee, in welchem er sein Ende nimmt, zu jenen letzten Ueberresten einer Bedeckung durch das Wasser, welche dem Fleiße der Menschenhand, im Bunde mit dem Einfluß der Sonnenstrahlen, die ohne Aufhören die Verdünstung befördern, in nicht ferner Zeit werden weichen müssen. Der eben genannte See, der eine sehr bedeutende Ausdehnung in seiner Länge wie in der Breite hat, ist keineswegs, so wie ein großer Theil der andren Seen der Erde durch eine Einsenkung des Landes, durch den Einsturz des Deckengebirges einer anfänglichen unterirdischen Weitung, sondern nur durch eine Anschwemmung des Sandes und Schlammes entstanden, den der Fluß mit sich führte und mit welchem er seinen Ausfluß ins Meer verstopfte. Zwar hat sich die Ueberfülle des Wassers nach dem Entstehen des Sees einen solchen Ausfluß ins Meer gebrochen, aber dieser Abzugskanal ist so überaus seicht, daß er nicht einmal von einem Fischerkahn,

sondern nur allenfalls von einer Fähre passirt werden kann. Der See selber ist an vielen Stellen so seicht, daß er mehr der Ergießung eines austretenden Flußes über seine flachen Ufer und über ein angränzendes, niedres Flachland, als einem wirklichen Landsee gleicht. Zur Zeit der Fluth staucht sich sein ausfließendes Wasser, steigt aber dabey nur um 8 Zoll höher als gewöhnlich. Der salzige Geschmack dieses Wassers mag fast mehr noch in den Salzmassen, von denen der sandige Boden des Flachlandes durchdrungen ist, als in dem Eindringen der Meeresfluth seinen Grund haben. Der Strom selber, vor seinem Ausfluß in den See, hat sich bey einer Breite von 700 — 800 Fuß ein Bette in das sandig-thonige Flachland gegraben, das bis über 50 Meilen hinanwärts eine Tiefe von 25 Fuß hat. Seine Ufer sind so niedrig, daß der Fluß in der Regenzeit sein ganzes Thal, dessen Breite von $\frac{1}{4}$ bis zu 3 geogr. Meilen wechselt, überschwemmt; der üppig fruchtbare Boden des Thales ist mit Rohrgewächsen und Gras bedeckt, in dessen Dickig eine giftige schwarze Schlange nicht selten ist; die Anhöhen zu beyden Seiten des Flußthales sind von einem Kalkstein der jüngsten Meeresformation gebildet. Die Wurzeln der dortigen Sumpf- und Rohrgewächse geben den wenig zahlreichen Eingebornen ein dürftiges Nahrungsmittel; dasselbe herrliche Land würde bey besserer Benutzung einen Ertrag, nur allein an Reis geben, welcher zur reichlichen Ernährung von Hunderttausenden der Landesbewohner den Stoff böte.

Das Volk der Eingebornen, so wie unser Reisender in Uebereinstimmung mit andren seiner Vorgänger und Nachfolger dasselbe beschreibt, steht auf einer Stufe der innren wie äußren Entwicklung, auf welcher die Ansprüche an das Leben noch im höchsten Grade beschränkt sind. Der Zustand dieser Menschenseelen ist nur wenig von dem dumpfen Traume des Seelenlebens der Thiere verschieden; ein solcher Halbschlaf der Menschennatur hat aber für die, welche einmal in ihn versenkt waren, einen so unwiderstehlich anziehenden Reiz, daß bisher nur bey wenigen dieser Wilden der Versuch gelungen ist, sie in dauernder Weise an das europäische Culturleben und seine vielfachen höheren Genüsse zu gewöhnen. Es ergeht ihnen wie dem Bären, den man zum Tanzen und zum aufrechten Gange abgerichtet hat, der aber bey erster Gelegenheit in seine vierfüßige Stellung und seinen Gang auf allen Vieren zurücksinkt. Dennoch hat der längere Umgang mit Europäern namentlich auf die Kinder der Wilden einen allmählig, wenn auch langsam voranschreitenden bildenden Einfluß, und dieser würde noch erfreulicher seyn, wenn jene Europäer immer zu den geistig veredelten ihres Geschlechtes gehörten. Die Eingebornen, welche in der Nähe der Station des vorhin erwähnten wackren Polizeycorporals Mason hausen, leben mit diesem in sehr friedlichen Verhältnissen, die Alten wie die Jungen sind ihm als Holz- und Wasserträger so wie zu andren häuslichen Geschäften behülflich, und namentlich die Kinder ergötzten unsren Reisenden durch ihre Munterkeit und ihren Witz. So war ihnen die wohlbeleibte Gestalt eines der Reisegefährten eine so auffallend komische Erscheinung, daß sie, ums Feuer tanzend, in ihrem gebrochenen Englisch den „vollgegessenen Mann“ besangen. Einer der Häuptlinge hatte mit Mason nach seiner Weise ein so vertrautes Freundschaftsbündniß geschlossen, daß er mit ihm, nach Landessitte, den Namen vertauschte, denn der alte Australier nannte sich von nun an Mason, und wenigstens unter den Leuten seines Stammes galt von nun an Hr. Mason unter dem Namen Mulu als einer der Ihrigen. Ungestört in ihrer Lebensweise brieten sich übrigens die wilden Nachbarn in der heißen Asche ihrer Feuerstätten die Muscheln und Wurzeln des Binsengrases, welche beyde in großer Fülle am schlammigen Ufer des Stromes gefunden werden, und das Bedürfniß einer Bekleidung des nackten Körpers schien, wenigstens bey den Männern, nur sehr selten sich zu regen.

Nicht überall in diesem Landstrich sind die Eingebornen gegen den Fremden so friedliebend und zahm als in der nächsten Nachbarschaft von Masons Station; dieß zeigt sich ganz besonders an dem feindseligen Benehmen des Milmendura-Stammes, der an den sandigen Ufern des Curong wohnt, jener schmalen Meerenge, die von der niedren, sandigen Seeküste aus gegen 20 Meilen weit in der Richtung von S. nach N. verläuft, wo sie mit dem natürlichen Abzugskanal zusammentrifft, den sich der Alexandrinersee nach dem Meere hin gebildet hat. Auf einem näheren Wege steht übrigens der Alexan-

drinasee nach Westen in der Encountersbay mit dem großen Ocean in Verbindung, obgleich dieser Ausgang durch Inseln und Klippen so wie durch Sandbänke so verengt und versperrt ist, daß er den Fahrzeugen keinen Eingang verstattet.

Die Eingebornen, welche diese öde Gegend bewohnen, sind von ganz besonders wildem Aussehen; ihre langen, scharfen Spieße sind ohne Aufhören gegen Jeden gezückt, der nicht zu ihren Befreundeten gehört und sie nicht durch Macht der Waffen in Furcht erhalten kann. Wie grausam dieses Volk gegen die Fremden sey, das erfuhr wenige Jahre zuvor, ehe Hr. Angas hier war, die Mannschaft sammt den Passagieren des Schiffes „Maria," das an der Küste bey Cap Jaffa gescheitert war. Die, welche sich ans Land gerettet hatten, eine nicht unbedeutende Zahl, bestehend aus Männern, Frauen und Kindern, wanderten 90 engl. Meilen weit der sandigen Küste entlang, wo sie nur zuweilen eine spärliche Kost von Muscheln und Wurzeln gefunden und von der Sonnenhitze ungemein gelitten hatten, bis sie endlich hungrig, durstig und großentheils barfuß bey dem Milmenduraſtamme ankamen. Die Wilden beraubten sie ihrer noch übrigen Kleidungsstücke und ermordeten sie, wie dieß die bald nachher aufgefundenen Leichname bezeugten, in grausamer Weise. Namentlich hatten sie einigen der Damen, die sich unter der Schiffsgesellschaft befanden, die Finger mit Muschelschaalen, die bey diesen Wilden die Stelle der Messer vertreten, abgeschnitten, um sich der Ringe zu bemächtigen. Ein erschütternder Anblick war es für die leider zu spät zur Rettung der Schiffbrüchigen herbeygekommenen Engländer, als sie in den Hütten der Barbaren die mit Blut bedeckten Kleidchen und Hemden der kleinen ermordeten Kinder sahen. Man fand auch noch unter einem in der Nähe der Mordscene stehenden Baum einen halbzerrissenen Brief, den eine junge Dame wahrscheinlich kurz vor ihrer Ermordung geschrieben hatte, darin sie die Rotte der Wilden schildert, unter die sie gerathen war. Die Uhren, welche die Mörder erbeutet hatten, fanden sich unter allerhand Lumpen versteckt, wahrscheinlich weil die Räuber diese nach ihrer Meinung lebenden Wesen als Werkzeuge europäischer Hexerey fürchteten. Allerdings war man bemüht, unter dem mörderischen Stamm der Milmenduras durch Feuer und Schwert einen Schrecken zu verbreiten, der sie künftig von solchen Unthaten abhalten könnte; man hieng zwey der gefangenen Mörder an den Bäumen auf, die meisten aber waren entflohen und das Zerstören ihrer aus Rasen und Lehmen erbauten, an Gestalt den Bienenkörben gleichenden armseligen Hütten brachte ihnen nur wenig Schaden.

Die Gesellschaft, bey welcher unser Reisender sich befand, war mit Waffen wohl versehen, dieß vor allem mochte die Wilden, von denen sie in der Nähe des Curong und des Prinz Albert Sees umschwärmt waren, in Respect halten. Diese wagten nicht nur keinen Angriff, sondern sie brachten sogar den Fremden eine Menge der Monterries-Früchte, die von Gestalt kleiner Aepfel sind, und durch lieblichen Geschmack so wie durch ihren aromatischen Duft sich auszeichnen. Die Pflanze, an der diese Früchte wachsen (wahrscheinlich von der Familie der Myrten), hat einen am Boden kriechenden Stamm und ist auf den Sandhügeln jenes armseligen Landstriches sehr häufig. Auch eine Menge der wohlschmeckenden Fische und selbst wilde Enten brachten die Wilden herbey, welche sich dieser Vögel ohne Schießgewehre dadurch bemächtigen, daß sie mit einer Decke von Seegras auf ihrem Haupte ganz nahe zu ihnen hinschwimmen, dann untertauchen und die Enten bey den Füßen ergreifen. So fehlt es den Einwohnern jener Landschaft nicht an Nahrungsmitteln, um so mehr, da in ihrer Gegend auch der Beutelachs oder Wombat häufig vorkommt, den sie dadurch fangen, daß sie an der Mündung seiner Höhle ein Feuer anzünden, von dessen Rauch das Thier erstickt wird. Dennoch sind mehrere der dortigen Stämme Kannibalen, welche in der Zeit des Mangels sogar ihre eigenen Kinder umbringen und verzehren.

Im Einklang mit der Natur der dort wohnenden verwilderten Menschen steht die der wilden Hunde (Canis australis), die in ganzen Schaaren bey Nacht herumziehen und ihr Geheul mit dem Gebrüll der Eingebornen vermischen, das eine Art von Gesang seyn soll, welcher jedoch eben so unharmonisch lautet, als in den nordischen Waldungen unsres Continents das Brummen der Bären und das Heulen der Wölfe. Jene häßlichen wilden Hunde sind dieselben, die in den europäischen Niederlassungen von

Australien bey Nacht die Schafheerden anfallen und die selbst den Stieren, wenn sie tief ermüdet von der Arbeit des Wagenziehens und matt vor Durst wie vor Hunger am Boden liegen, die Schwänze abbeißen. In der benachbarten Einöde wohnt übrigens mitten unter jenen mißgestalten Thieren auch ein sehr zierliches: das kleine, Grey'sche Känguruh, das man fast nur in diesem Theil von Australien aufgefunden hat.

Die Stämme der Eingebornen leben in den südlicheren Gegenden vom Alexandrinasee überall nur sehr vereinzelt und zerstreut, keiner von ihnen ist zahlreich zu nennen, und die beständigen Kämpfe, die sie unter einander führen, so wie der Kindermord, der bey ihnen im Schwange geht, vermindern ihre Zahl noch täglich. Etwas besser bewohnt sind die fruchtbaren Ufer am Murray. Die Wurzeln der Rohrgewächse, die Süßwassermuscheln, der Fang der Fische, die Eier und das Fleisch der Flußschildkröten wie der Wasservögel, die Jagd der Känguruhs, Opossums und neuholländischen Strauße, selbst die Larven und Puppen einer Art von Nachtschmetterlingen, die an den Eucalyptusarten leben, gewähren dort reichlichere Nahrung. Der menschliche Erfindungstrieb ist hin und wieder erwacht und hat sich kund gegeben an der Fertigung von mancherley Geräthschaften: Jagd- wie Fischernetzen (aus den Fibern der Rohrgewächse), dann von etwas besser gearbeiteten Waffen, so wie durch die Zähmung der wilden Hunde, von denen bey jeder Hütte etliche gehalten werden. Doch sind diese Spuren einer Cultur überall nur schwach und kümmerlich, obgleich manche Gebräuche, z. B. das Errichten von Grabhügeln für angesehene Verstorbene, die Sitte der Beschneidung, das Geschäft der Klageweiber vielleicht als letzte Reste einer Ueberlieferung zu betrachten sind, welche das geistig verarmte Volk mit sich aus einer uralten Heimath der Väter brachte. Nicht zwar eine Furcht vor Gott, wohl aber die vor bösen Geistern und Gespenstern ist bey diesen Wilden herrschend. Namentlich äußert sich diese Furcht bey Nacht, denn dann, so meinen sie, halten jene bösen gespenstischen Wesen ihren Umgang auf Erden und suchen die Menschen zu beschädigen, darum wagt es keiner während des nächtlichen Dunkels ohne einen Feuerbrand in der Hand auch nur einige Schritte weit zu gehen. Sie personifiziren sich den Tod als ein Wesen von Gestalt eines kurzen, dicken, häßlichen Mannes, dessen Nähe sich durch einen sehr üblen Geruch kund giebt. Sie halten viel auf ihre Hexenmeister, die zugleich ihre Aerzte sind und denen sie die Macht zuschreiben, Regen und Donnerwetter, so wie andere wunderliche Dinge hervorzurufen. Sonne und Mond, so sagen sie, haben einst auf der Erde gewohnt: die Sonne ist das Weib, der Mond der Mann, als dessen Jagdhunde sie einige der augenfälligsten Planeten betrachten; die Sternbilder sind Schaaren von Kindern, die Sternschnuppen sind arme Waisen.

Ein seltsamer Gebrauch herrscht bey diesen Wilden in Bezug auf die Namen, die man den einzelnen Personen ertheilt. Die Mutter giebt dem Kind diesen Namen von irgend einem Gegenstand, den ihr Auge bald nach der Geburt desselben erblickte, oder von irgend einer zufälligen Wahrnehmung der andern Sinne. So wird das eine Kind „Vielfuß“ genannt, weil die Mutter bald nach der Geburt ein solches Thier am Boden laufen sah, ein anderes nennt sie „Hundegebell“ oder „Vogelpfiff“, weil sie gerade damals einen Hund bellen, einen Vogel pfeifen hörte. Von der Beziehung, in welcher der Name auf das Wesen des Menschen steht, der ihn empfing, müssen sie ganz eigenthümliche Vorstellungen haben, denn eben so wie man es gefährlich hält, einen Nachtwandler bey seinem Namen zu rufen, weil ihn dieses aus seinem Zustand erwecken und seinen Herabsturz auf den Boden veranlassen könnte, so vermeidet man auch auf's Sorgfältigste, den Namen eines Verstorbenen zu nennen, oder, wenn es geschehen muß, spricht man ihn so leise aus, daß, wie man meint, der Verstorbene es nicht hören kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand.

(Fortsetzung.)

Wenn sich übrigens dieser Gebrauch auf die Furcht vor einem gespenstischen Wiederkommen des Todten gründet, dann erscheint er um so seltsamer, da man dem Leichnam sein etwa gefürchtetes Wiederkehren aus der Ruhestätte auch noch dadurch unmöglich macht, daß man ihm den Kopf abschneidet, und nur den Rumpf eingräbt. Den Schädel des Todten empfängt der nächste Erbe, der ihn als Feldflasche und Trinkgefäß benutzt. Selbst den Leichnamen der Häuptlinge und der im Kampfe gebliebenen Krieger wiederfährt diese Ehre, obgleich man dieselben vorher durch Räuchern und Ausdorren zu einer Art von Mumie macht.

Von dem Schicksal der Seele nach dem Tode berichten die Wilden, daß die Seele nach ihrem Abscheiden aus dem Leibe eine Zeit lang im Dunklen umherschweife, bis sie einen Strick findet, an welchem Urundu sie von der Erde hinaufziehe. Dieser Urundu aber, so erzählen sie weiter, war ein großer schwarzer Mann, der vor uralter Zeit auf einem Canoë hieherkam und auf dessen Machtwort das Gewässer sich erhob und den Strom bildete. Er war es, der in diesem Strome die Binsen und Rohrgewächse erschuf und denselben mit Fischen erfüllte. Seine beyden Frauen waren ihm minder gehorsam, als die Elemente, sie entliefen ihm, und der mächtige Urundu erschuf zwey Seen (den Alexandrina- und Albertsee), um in ihren Fluthen sie zu ertränken.

Etwas verschieden von den eben erwähnten Gebräuchen und abergläubigen Vorstellungen der Indianer am unteren Murraystrom sind die der Bewohner der höher gelegenen Gegenden, so wie die der Portland Bay und an der Südostspitze des australischen Continents. Die Letzteren verbrennen ihre Todten, nachdem sie dieselben aufrecht in einen hohlen Baum gestellt haben, zugleich mit diesem Baum. Die aber, welche unter dem Namen der Murundis die oberen Gegenden des Flußgebietes bewohnen, fürchten in abgöttischer Weise einen Flußgott, der zuweilen unter der Gestalt eines riesenhaften Seesternes sich sehen lassen soll. Bey den Wirramayos herrscht die Sitte der Beschneidung, die als Zeugniß für die angehende männliche Reife betrachtet wird. Anderwärts ist statt dessen das Herausreissen eines Vorderzahnes in Gebrauch, das unter vielen Ceremonien von den Zauberern verrichtet wird. Ganz eigenthümlicher Art sind die Vorstellungen der Parakalla- und Nane-Volksstämme, welche die Küstengegenden um Port Lincoln und im Westen vom Spencers-Golf jenseits der Coffinsbay bewohnen. Diese glauben an die Fortdauer der Seelen nach dem Tode und an den Aufenthalt derselben auf verschiedenen Inseln der Nachbarschaft, bis sie von Neuem als Weiße (als Europäer) verkörpert auftreten, so daß in Folge dieser Vorstellung manche Europäer in der Boston-Bay-Colonie von den Eingebornen mit den Namen ihrer verstorbenen Verwandten belegt werden. Bey den eben genannten Stämmen werden die Todten weder verbrannt noch geköpft, sondern in gebogener Stellung in Gräbern beerdigt.

Allgemein scheint es von diesen westwärts woh-

nenden Stämmen zu gelten, daß sie kein Mittel kennen, sich ein Feuer anzufachen. Sie erzählen, daß ihnen das Feuer von Norden her zugebracht worden sey, und ihre Frauen haben, wie einst die vestalischen Jungfrauen, die unverbrüchliche Aufgabe, das Feuer beständig zu unterhalten. Diese für den Haushalt so wichtige Aufgabe schützt übrigens das schwächere Geschlecht nicht vor dem Loos der wegwerfenden Geringschätzung, welches dasselbe überall unter den verwilderten Völkern neben all der Mühe und Arbeit trifft, die das fleischlich stärkere Geschlecht ihm aufbürdet. Im Allgemeinen ist der Kindermord auch bey diesen Eingebornen von Australien etwas Gewöhnliches, vorzugsweise aber werden die neugebornen Mädchen mit kaltem Blute umgebracht. Die Knaben müssen wenigstens bey ihren Einweihungen in die Reihe der Jünglinge und in den Stand der Krieger die barbarische Grausamkeit erfahren, die der herrschende Charakter ihres Volkes ist; denn obgleich unter den 3 Weihen, die sie empfangen, die erste, die ihnen im 14. Jahre auferlegt wird, noch die erträglichste ist, weil sie dann nur auf einige Zeit von der Gesellschaft der Ihrigen abgeschlossen werden und kein lautes Wort reden dürfen, hat doch schon die zweyte, die ihnen 2 bis 3 Jahre später wiederfährt und deren Zweck eine Art von Beschneidung ist, so viel Barbarisches an sich, daß sie nur noch in einigen Zügen an die religiöse Sitte von ähnlicher Art bey den Orientalen erinnert; der Act der dritten Einweihung trägt aber vor Allen den Charakter einer mörderischen Grausamkeit an sich, die nur um wehe zu thun, nutzlose, tiefe Wunden schneidet. Mit Recht verhüllen die Frauen und Kinder, wenn sie das übliche Getöne bey diesen Einweihungsscenen vernehmen, mit Schauder ihr Haupt, und keines von ihnen wagt den Orten der Marter nahe zu kommen.

In Gesellschaft des Herrn Capitän Grey fand unser Reisender die erwünschte Gelegenheit, einer Expedition nach den südöstlichen Küstengegenden von Australien beyzuwohnen. Er besuchte auf dieser geographischen und für ihn zugleich artistischen Wanderung die Lacepedebay und den weiter an dieselbe angrenzenden Landstrich der Wüste, nahm jenseits der Rivolibay Antheil an den Freuden der Entdeckung eines noch nicht von den Europäern gekannten, im hohen Grade culturfähigen Gebietes und verweilte einige Tage in der Umgegend des Schanck, so wie des Gambier-Berges und ihrer vulkanischen Kessel. Wir entnehmen dem Bericht über diese Untersuchungsreise nur einige dem Zweck der diesmaligen Anzeige entsprechende Züge.

Es war im April, als die Reisegesellschaft von Adelaide aufbrach, mithin in einer Jahreszeit, welche in jener Zone unserem Oktober entspricht. Die Witterungswechsel, welche H. Angas auf dieser Herbstreise erlebte und in seinem Werke beschreibt, geben allerdings keine günstige Vorstellung von der Beschaffenheit der südaustralischen Herbsttage, deren Vortheil jedoch für die, welche dann die sandigen Küstenstriche besuchen wollen, schon darinnen besteht, daß sie der Sonnenhitze weniger ausgesetzt sind, und daß sie auch in den dürresten Landstrichen Trinkwasser für sich und ihre Lastthiere finden. Uebrigens kann man im Allgemeinen von dem Klima jener Weltgegend sagen, daß es in einem beständigen Uebergang des Frühlings zum Sommer und umgekehrt bestehe; denn die dortigen Bäume und Gesträuche verlieren niemals das Gewand ihrer grünen Blätter, auch im Winter oder vielmehr in der nassen Jahreszeit sind die Wiesen, und gerade dann am Meisten mit üppigem Grün bedeckt, auf welches niemals der Schnee fällt, und mitten in der Reihe der stürmisch regnigen Tage treten solche ein, welche unsern lieblichsten, schönsten Frühlingstagen gleichen. Selbst die Wüste ist dann mit einem Teppich der prächtvollsten Blumen bedeckt, der die Luft mit Wohlgeruch erfüllt. In ihrem höchsten Reiz zeigt sich jedoch die dortige Natur in den Monaten August, September, October, welche die eigentliche Frühlingszeit der südlichen Halbkugel sind; am beschwerlichsten fallen dem Gefühl des Einwanderers aus unsern nordisch-europäischen Ländern die Monate Januar und Februar, in denen die Hitze zuweilen sehr hoch steigt, so daß Hr. Angas einmal den Thermometerstand im Schatten zu 107° F. oder 33° R. beobachtete. Namentlich tritt diese Hitze dann ein, wenn der australische Sirocco aus

N.-N.-W. wehet, doch hält sie nur selten länger als etliche Stunden an, und schon am Abend des Tages, an dem die Hitze auf 33° R. gestiegen war, stellte sich der S.-W.-Wind und mit ihm zugleich eine wohlthuende Abkühlung der Luft ein. Auch bemerkte unser Reisender in Uebereinstimmung mit Allen, welche längere Zeit in Südaustralien gelebt haben, daß bey der reinern, trocknern Luft dieses Erdstriches die Hitze niemals in solcher abspannenden, niederdrückenden Weise auf die Natur des Menschen wirke, als in den meisten Gegenden der Wendekreise und der warmen temperirten Zone. Im Ganzen kann man deshalb Hrn. Angas Recht geben, wenn er das Klima von Südaustralien für eines der angenehmsten, gesündesten der ganzen Erde hält, ähnlich dem von Palästina und den gepriesensten Küstenländern des Mittelmeeres.

Vielleicht wäre dieses Urtheil anders ausgefallen, wenn man den Reisenden in der Nacht vom 16. zum 17. April am Curong darum befragt hätte, als der Regen in Strömen herabgoß und zugleich der Sturm das Zelt hinwegriß, so daß die Gesellschaft auf dem Wiesengrund, an dessen blühenden Murraylilien und blauen Calostemmen-Glockenblumen das Auge am Tage sich ergötzt hatte, nach unten wie nach oben in einem Wasserbade saßen. Sturm und Regen tobten noch in mancher der spätern Nächte und Tage und der erstere war oft so heftig, daß man sich kaum aufrecht gegen ihn erhalten konnte, und daß die Zelte nur in sehr geschützter Lage stehen blieben. Man befand sich jetzt wieder in dem Gebiet des grausamen Milmendura-Stammes, von welchem nur die Knaben und jungen Leute dem bewaffneten Gefolge des Gouverneurs sich zu nahen wagten, während die älteren Männer im Bewußtseyn ihrer früher an den Weißen verübten Gräuelthaten sich scheu in der Ferne hielten. Denn hier ganz in der Nähe war der Ort, an welchem zwey Jahre vorher der Schottländer Grath, der in Gesellschaft von noch zwey andern Europäern da vorbey nach Portland-Bay gehen wollte, von den Wilden, deren Führung er sich anvertraut hatte, grausam ermordet wurde.

In einem Gebüsch saß ein alter elender Mann, abgezehrt bis zu Haut und Knochen, bey dem sich ein etwa zehnjähriges Mädchen, wahrscheinlich seine Enkelin, als Pflegerin befand. Der Alte war zu schwach, um zu entfliehen, und vergeblich bemühte er sich, in dem niedern Gesträuch sich zu verbergen, denn der Rauch des Feuers, in dessen Nähe er sich erwärmt hatte, verrieth ihn. So nahe seinem Ende wurde der Alte dennoch bey dem Anblick der bewaffneten Weißen von Todesfurcht befallen; er schüttelte heftig mit dem Kopfe und schrie in gebrochenem Englisch: „mich gut, mich alter Mann“. Er war hier von aller Welt verlassen, außer dem treuen Kinde, das sich, mehr besorgt, wie es schien, um den Großvater als um sich selber, ängstlich an seine Seite drängte. Man reichte den beyden Einsamen etwas Speise, und sie wurden bald so vertraut gegen ihre Wohlthäter, daß sie sich entschlossen, auf einem der Fouragewägen sitzend, einige Meilen mit ihnen zu fahren, um ihnen den Weg zu den Süßwasser-Tümpeln zu zeigen, die sich dort fanden. Das Kind trug einen Menschenschädel in seiner Hand. Es war der seiner Mutter, der ihm als Trinkwassergefäß diente.

An den Ufern des Curong treten öfters Kalkfelsen über die niedere Fläche des Sandes hervor. An einer Stelle rücken dieselben von beyden Ufern so nahe zusammen, daß sie das Gewässer bis zur Breite von wenig tausend Schritten zusammendrängen. Von der Höhe dieser Felsen aus hat man eine weite Aussicht über den merkwürdigen Kanal, den hier die Natur aus dem Zusammenfluß des Land- und Seewassers gebildet hat. Ueber sein seichtes Gewässer erheben sich unzählige Klippen und kleine Inseln, auf denen die Schaaren der mannigfaltigsten Arten von Wasser- und Sumpfvögeln nisten und von ihnen auf Beute ausgehen. Ueberhaupt ist dort ein rechter Sammelplatz des Geflügels, denn in den Bäumen und Gebüschen wimmelt es von bronzeflüglichen Tauben, Erdpapageyen, buntfarbigen Sylvien und andern prachtvollen Vögeln, die sich durch die Nachbarschaft der Raubvögel, welche mitten unter ihnen sitzen und nisten, in der Luß des kurzen Lebens nicht stören lassen.

In der Richtung von dem Südende des Curong nach dem Cap Bernoulli hin zeigt sich das Granit-

gebirge in vereinzelten Kuppen; jenseits der Lacepedebay findet sich ein gutes, des Anbaues fähiges und seiner im hohen Grade werthes Weideland. Zwischen dem Hawdensee und der Rivolibay kamen die Reisen zu dem häßlichsten, anscheinend ärmsten Volksstamme der Eingebornen, den sie bis dahin gesehen hatten. Auch an Geschicklichkeit der Hände und an Kräften der Glieder, so wie in allen Fähigkeiten der Menschennatur scheinen diese armen Wesen im höchsten Grade verkümmert. An der Rivolibay traf die Reisegesellschaft mit englischen Wallfischfängern zusammen, deren Schiffe hier vor Anker lagen. In dieser Bucht sind die Seelöwen (Phoca jubata) nicht selten; ein männliches Thier dieser Art wurde durch einen Schuß des Gouverneurs erlegt; es maß in der Länge über 8, im Umfang 6 Fuß. Unser Künstler nahm eine genaue Zeichnung von demselben, ehe man das Fell und Skelet zum Mitnehmen für das britische Museum zubereitete.

Eine erwünschte Abwechslung brachte es in die Einförmigkeit der diesmaligen Reiseereignisse, als die Gesellschaft weiter südwärts von der Rivolibay in der Nähe des Blufhügellandes auf einem Landstriche, der zu den fruchtbarsten und schönsten in ganz Australien zu gehören scheint, zu der Wohnstätte des Herrn Arthur kam. Dieser reiche Schäfereybesitzer hat sich mit seinen zahlreichen Heerden aus dem Innern von Neu-Südwales hieher gewendet, wo er wie ein kleiner König ein weites Gebiet beherrscht, dessen Besitz ihm durch Niemand streitig gemacht und beschränkt wird. Seine stattlichen Wohnhäuser mit einem großen Theil ihres Meublements sind aus einem jüngeren Corallenkalkstein gebaut und gearbeitet, der in vorherrschender Weise den Boden jenes Küstenstriches bildet. Diese Steinart ist, wenn man sie frisch aus dem Boden herausbricht, anfangs so weich und darum so leicht zu bearbeiten als Salz, sie erhärtet aber allmählig an der Luft und wird dann sehr fest und dauerhaft. „König Arthur", der mit seiner Lage sehr zufrieden schien, nahm die unerwarteten Gäste mit großer Freude auf, und gab denselben alle ihm zu Gebote stehenden Beweise von Gastfreundlichkeit.

Die beyden erloschenen Vulkane Schanck und Gambier würden für jeden Naturfreund, der ihre Anhöhen und Kesseltiefen durchforschte, dasselbe hohe Interesse haben, wie für unsern reisenden Künstler. In einer der Höhlen am Fuße des Schanck, welche der Gouverneur genauer untersuchen ließ, fand man eine Menge von Ueberresten einer vormals hier einheimischen Thierwelt, unter anderm die Knochen von einem riesenhaften Känguruh, und den Zahn von einer Art von Beutelthier, das, nach jenem Zahn zu schließen, von ungeheurer Körpergröße gewesen seyn muß. Unter den Resten dieser ausgestorbenen Thierformen zeigten sich auch häufig die Gebeine des noch jetzt lebenden neuholländischen Kasuars. Die Krater oder Kesseltiefen, deren Rand durch eine schlackenartige, poröse Lava gebildet wird, sind auf ihrem Grunde theils von Quellwasser erfüllt, theils aber auch von der üppigsten Vegetation überkleidet. Kesselartige, mit Wasser erfüllte Einsenkungen in den Boden hatten die Reisenden auch schon auf ihrem Wege von der Rivolibay hieher zu den Schanck- und Gambier-Bergen mehrmalen gesehen. Sie schienen durch den Einsturz des Deckengebirges einer tiefen unterirdischen Weitung sich gebildet zu haben.

Auf ihrem Rückwege nach der Gegend des Murray hatten die Reisenden mehrmalen Gelegenheit, den unwiderstehlichen Hang der Eingebornen zu Diebereien zu beobachten. In einem der Fälle, wo dies geschah, war der Plan zu dem sehr weit gehenden, ziemlich ansehnlichen Diebstahl mit einer List angelegt und ausgeführt worden, welche an die ausgelerntesten Künste unserer europäischen Diebsbanden erinnerten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand.

(Fortsetzung.)

Nach einem abermaligen kurzen Ausruhen in Adelaide trat unser Reisender, begünstigt von dem schönsten Herbstwetter (im Mai), eine Fahrt an nach der benachbarten, für die Geschichte der europäischen Niederlassungen sehr interessanten Känguruh-Insel. Dieses felsige, zur Cultur des Bodens nur sehr wenig geeignete Eiland war schon seit länger als einem Menschenalter der Wohnsitz einer Schaar von meist englischen Seeleuten, welche der ergiebige Wallfisch- und Robbenfang hieher gezogen hatte, und die an dem ungebundenen Leben eines Jägers und Fischers so großes Gefallen fanden, daß sie der Heimkehr nach dem Vaterlande darüber vergassen. Von den benachbarten Küstengegenden des australischen Festlandes raubten sie sich Weiber und Mädchen, und begründeten so eine Art von Hausstand, der freylich kein europäisch-christlicher zu nennen war. Die Insel war damals in ihrem buschreichen Innern von unzähligen Wallabykänguruh's (Halmaturus nemoralis Wagn.), an ihren Küsten von den Arten der Otaria-Robben bevölkert und beyde, so wie die Seefische und Krebse gewährten den Insulanern im Ueberfluße die nöthige Nahrung. Zugleich gewannen sie auch durch diese Ausbeute ihrer Jagden Handelsartikel, gegen welche sie von Mäckler-Schiffern, die aus Sydney und Hobart-Town hieher kamen, Tabak, Kleidungsstücke, Pulver und Bley, so wie andere europäische Waaren eintauschten, die ihnen von den Mäcklern zu ungeheuer hohen Preisen gegen die Wallaby-Felle und die aus ihnen gefertigten Decken angerechnet wurden. Jene halbwilden Insulaner lebten in Hütten, die an verschiedenen Stellen der Küste der Insel zerstreut standen. Noch jetzt findet man da einen Rest jener Mischlinge, deren Frauen noch immer mit Fertigung der Wallaby-fell-Teppiche beschäftigt sind, die von den Ansiedlern der gegenüber gelegenen Küstengegenden und des Binnenlandes, so wie von allen andern Europäern in Australien sehr gerne gekauft werden, weil sie beim Uebernachten im Freyen sehr brauchbar und vortheilhaft sind. Unser Reisender lernte noch einen der alten Insulaner selber kennen, der ihm erzählte, daß er schon zwanzig Jahre vorher, ehe man einen Versuch machte, hier eine eigentliche europäische Niederlassung zu begründen, auf der Insel gelebt habe, und daß sein Weib, die eine gute Jägerin war, den letzten neuholländischen Casuar erlegt habe, den es noch auf Känguruh-Eiland gab, wo vormals ganze Heerden dieser jagdbaren Thiere herumliefen. Den ersten Versuch zu einer europäischen Niederlassung machte im J. 1834 eine Handelsgesellschaft, die sich unter dem Namen der australischen Compagnie etablirt hatte, in der Nähe der Nepeambay, welche an der ganzen Insel den bequemsten Ackergrund darbietet. Die Niederlassung erhielt den Namen Kingscote, sie hatte auf einer felsigen Höhe eine sehr malerische Lage, und ihre jetzt verlassenen, ansehnlichen Gebäude bezeugen es, daß die bald nachher mit ihrem Unternehmen verunglückte Compagnie keinen Aufwand scheute, um sich dort im fernen Südmeer einen Fürstensitz des Handelsverkehres und der

Schifffahrt zu begründen. Wie konnte jedoch eine Niederlassung auf so ungünstigem Felsenboden, der an Trinkwasser Mangel leidet, und wo nur selten ein Morgen ergiebigen Ackerlandes zu finden ist, sich halten, gegenüber den Niederlassungen an der Küste der St. Vinzentbay, wo bald nachher Adelaide in einer Weise zur Blüthe des innern Wohlstandes und des Verkehres nach Außen sich erhob, welche schon jetzt kaum an einer andern Küstengegend des Südmeeres ihres Gleichen hat. Für den Naturforscher, namentlich für den Freund der Thierwelt, hat indeß die Känguruh-Insel noch immer einen anziehenden Reiz. Zwar die Wallaby-Känguruh's, die vormals hier so häufig waren, daß man ihre Felle zu Tausenden ausführte, haben sich so vermindert, daß ihre Jagd den Aufwand an Zeit und Mühe nur spärlich lohnt, auch die Seelöwen und andere Robbenarten aus der Familie der Otarien sind im Vergleich mit sonst sehr selten geworden, dennoch ist auf diesem vormaligen Tummelplatz einer antarktischen Thierwelt noch genug vorhanden, das des Sehens und Sammelns würdig erscheint. Noch giebt es da eine Menge der australischen Opossums und Ameisenfresser (Tachyglossus hystrix), die Lagunen sind erfüllt von Wasservögeln, namentlich von ganzen Heerden der Pelicane; in den Felsenklüften des benachbarten kleinen Althorp-Eilandes nistet ein Sturmvogel in solcher ungeheuern Menge, daß seine Eier und Jungen ein reichliches Nahrungsmittel für die Bewohner der Inseln wie der benachbarten Küstengegenden abgeben, indem man die letzteren einpökelt und so für längere Zeit zum Genuß aufbewahrt. In mehreren Buchten der Insel giebt es auch die zarten Schalen eines Papiernautilus in großer Menge, welche der Nordwind von dem Spencer-Golf her ans Land treibt und sie auf dem weichen Teppich des Seegrases so wohlbehalten ablagert, daß die meisten derselben für Sammlungen benutzbar sind.

Auf der Känguruh-Insel waren es die Dürftigkeit des Bodens und der Mangel an hinlänglichem Trinkwasser, was die Anpflanzer wieder verscheuchte; beydes konnte man der Niederlassung in Port Lincoln, an der Westseite des Spencer-Golf nicht nachsagen, denn die Umgebung dieses Ortes ist überaus reich an Schönheiten und an allen Gaben der Natur, welche durch den Fleiß der Menschenhand das Leben leicht und angenehm machen können. Der Hafen ist ausgezeichnet durch seinen Umfang und durch seine geschützte Lage, und dennoch vergehen oft viele Wochen, ehe man wieder ein Schiff in ihm sieht; nur zwey Schooner unterhalten den Verkehr zwischen Port Lincoln und Adelaide, wohin sich die meisten Ansiedler des erstgenannten Ortes hingezogen haben, so daß zu der Zeit, als unser Reisender hier war, nur noch etwa 30 Familien europäischer Pflanzer in Port Lincoln wohnten. Der erste Grund, der die andern zu ihrem Umzug bewog, mag vornämlich die Unsicherheit der Gegend gewesen seyn, die noch vor wenig Jahren den raubmörderischen Anfällen der Wilden sehr ausgesetzt war. Die erste Mordthat verübten diese im J. 1840 an einem 12jährigen Knaben, dem Frank Hawson, als derselbe sich allein in seiner, von der Colonie etwas abgelegenen Wohnung befand; anderthalb Jahre nachher mordeten sie Herrn Brown, einen Heerdenbesitzer, und einen jungen Aufseher seiner Heerden, so wie fast um dieselbe Zeit den alten Pflanzer Biddle sammt seiner gleich ihm schon bejahrten Frau und einigen ihrer Diener. Ehe die Frau des Pflanzers ihre Todeswunde erhielt, waren ihre letzten Worte an den zwar auch schon aus mehreren Wunden blutenden, doch nicht tödtlich verletzten Gemahl: „Nicht wahr Karl, wenn du mit dem Leben davonkommst, dann versprichst du mir, daß wir wieder zurück nach England gehen"? Das Heimweh im Fremdlingslande wurde indeß wenige Minuten nachher bey Beyden auf andere Weise gestillt. Einige Monate darauf endigte Hr. Dutton mit seinen vier Begleitern auf einer Reise längs der Küste der Bucht unter den Mörderhänden der Wilden, und bald hernach traf Herrn Darke, der sich das Raubgesindel durch reichliche Gaben, wie er meinte, zu Freunden gemacht hatte und in Gesellschaft seiner 3 Begleiter sich sicher wähnte, dasselbe Schicksal. Diese Mordthaten im Jahre 1844 sind übrigens, wie Hr. Angas sagt, die letzten gewesen, welche von der Hand der Wilden in der Nähe von Port Lincoln verübt wurden; seit der Zeit sind die Eingebornen an der Westseite der Spencersbay, ebenso

wie die am untern Murray, in einem ungestört friedlichen Verhältniß mit den Colonisten geblieben, auch sollte ihnen jetzt bey der guten Handhabung einer polizeylichen Macht und Aufsicht ein Bruch des Friedens schwer werden oder wenigstens übel zu stehen kommen. Dieser gesicherte Zustand des herrlichen Landes wird auch ohnfehlbar bald wieder viele Ansiedler nach Port Lincoln hinziehen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Voraussage unsers Reisenden sich bestätigen und jener wohlgelegene Hafenort zu einer ansehnlichen Handelsstadt sich ausbilden werde.

Vor der Hand behält Adelaide vor allen im südwestlichen Australien begründeten Städten einen unbestreitbaren Vorzug, und unsere deutschen Landsleute, die großentheils ein Verlangen nach religiöser Freiheit aus preußisch Schlesien hieher führte, haben wohlgethan, daß sie eine solche Auswahl der Stätte für ihren neuen Wohnsitz trafen. Diese Auswanderer haben mehrere deutsche Ortschaften in dem Gebiet von Adelaide errichtet, unter denen Klemsich am Torrensfluße, 1½ Stunden von der Stadt, die ansehnlichste ist. Hiervon einige Meilen nach Süden entfernt liegt Hahndorf im Hügellande des Barkergebirges, nordwärts in einer überaus reizenden Lage am Fuße der Barossabergkette, nahe am Angasparke liegen Bethanien, Lobethal und Langmeil. Unser Reisender beschreibt die dortigen Deutschen als ein nüchternes, höchst genügsames Volk, das sich unverdrossen der mühsamsten, härtesten Arbeit unterzieht und so durch Fleiß und häusliche Sparsamkeit das ersetzt, was ihm in Vergleich mit seinem englischen Nachbarn an Unternehmungsgeist und Verstand zu glücklichen Spekulationen abgeht. Die deutschen Einwanderer beschäftigen sich meist auf ihren kleinen Stücken Landes mit Feld- und Gartenbau, halten dabey ansehnliche Viehheerden und tüchtige Zugochsen. Manche von ihnen gehen auch gern bey den englischen Ländereybesitzern in's Taglohn, weil ihnen da die Arbeiten und Ochsenfuhren besser bezahlt werden, als bey ihren Landsleuten. Uebrigens halten sie sich sehr eng zusammen, und nur selten findet eine Heirath zwischen ihnen und einem Mitglied anderer Colonistenfamilien statt. Ohngeachtet dieses strengen Absonderns und der festen ausschließenden Beharrlichkeit bey der Glaubensformel ihrer Kirche sind sie allgemein wegen ihres guten Betragens geliebt und geachtet. Ihre Gemeinden stehen unter der geistlichen Zucht und Pflege des ehrwürdigen Hauptpastors Kavel, der in seinem Beruf unermüdet thätig ist, indem er regelmäßig die verschiedenen Gemeinden besucht und Frieden zu erhalten, fromme Gesinnung zu erwecken und zu bestärken bemüht ist. Sie Alle verehren und lieben ihn auch wie einen Vater, dessen Urtheil sie gern sich unterwerfen, dessen bessere Einsichten sie in jedem Anliegen zu Rathe ziehen. Es thut wohl, ein solches Urtheil von unbefangenen Fremden über Deutsche zu vernehmen, die sich mit dem bessern Theil ihres Volkscharakters aus den jetzigen Wirren ihres Vaterlandes in eine neue Heimath gerettet haben, wo unter dem Schutz des Volkes, das vor anderm Gesetz und Ordnung achtet, ein nach innen wie nach außen „ruhiges und stilles Leben“ möglich ist.

Die Deutschen im Bezirk von Adelaide sind schon jetzt für die neue Heimath, die sie bewohnen, und werden es noch mehr künftig seyn, kräftig thätige Begründer des Wohlstandes und des Aufschwunges eines Verkehres mit Europa und Amerika, der von ausdauernderer Art seyn kann als jener der Goldgräbereyen von Californien. Nordwärts von der Barossa-Bergkette und wenige Meilen über den sogenannten „deutschen Paß“ hinanwärts beginnt jener District der Kupferminen, die an Ergiebigkeit und an Mächtigkeit ihrer Erzmassen alle andre, die man jetzt auf Erden kennt, übertreffen. Schon jene Hügel, durch welche der sogenannte deutsche Paß sich hinzieht, mußten die Aufmerksamkeit jedes Mineralogen und Bergmannes reizen durch die Menge ihrer Chalcedone, ihrer opalartigen Gesteine, Eisen- und Kupfererze, welche dort zu Tage ausliegen. Sechs Stunden nordwärts von der am deutschen Paß in malerisch-schöner Umgebung gelegenen Stadt Angaston am kleinen Flusse Light wurde zuerst ein Bergbau auf salzsaures Kupfer betrieben; seitdem kamen die Kupferminen zu Burra Burra in Betrieb. Man baut bereits in 29 Schächten, deren tiefester jedoch

nur erst bis auf 140 Fuß hinabgeht, auf den dortigen Erzgängen und der reine Ertrag, nach Abzug aller Kosten der Förderung aus der Tiefe, des Land-Transportes und der Schifferfracht nach England belief sich schon in den ersten 13 Monaten auf 150,000 Pf. St. Der Deutsche hat seit alter Zeit vor andern Nationen den Ruhm eines tapferen, geschickten Bergmannes sich erworben, er weiß sich diesen guten Ruf auch in den Bergwerken von Adelaide zu erhalten, denn schon findet man dort eine Menge tüchtiger deutscher Bergleute und ihnen ziehen alljährlich noch andre nach.

Bey Gelegenheit einer Seefahrt, welche Hr. Angas nach Neuseeland machte, lernte er auch die Kupferminen auf der Insel Kawau, nahe bey Neuseeland kennen, welche auf Kosten der „Compagnie der schottischen Anleihen" betrieben werden. Obgleich der Gang, dessen Ausgehendes gerade damals von zwanzig Bergleuten in Anbruch genommen war, von großer Mächtigkeit ist und außer dem Kupfer auch Spuren von Silber in den Felsen von Kawau gefunden worden sind, wird dennoch vor der Hand dieser Bergbau neben dem von Adelaide schwerlich aufkommen können, um so weniger, da der Boden der kleinen Insel für jeden Anbau von Feldfrüchten durchaus ungeeignet ist, so daß alle Lebensmittel für die Bergleute von außen her eingeführt werden müßten.

Eine werthvolle Zugabe zu den Beschreibungen der Ereignisse und Anschauungen, welche dem Hrn. Angas auf seiner dießmaligen Reise nach Australien begegneten, sind jene Bemerkungen, welche er im Allgemeinen über die Bewohner der Inseln des Südmeeres und Neuhollands mittheilt. Es sind zwey verschiedene Volksstämme, die sich in den Besitz dieser schönen, von der Natur so reich begabten Länderstriche und Eilande getheilt haben. Der eine schwarze ist unter dem Namen der australischen Neger bekannt und scheint ursprünglich der äthiopischen Menschenrace anzugehören, der andre von lichter kupferrother, zum Theil fast weißer Hautfarbe stimmt mit der amerikanischen Menschenrace überein und es ist höchst wahrscheinlich, daß er aus den südlichen Gegenden des westlichen Continents, nicht aus Asien hieher kam und allmählig von Osten gegen Westen über die Inseln des stillen Meeres sich ausbreitete. Die Meeresströmung, welche von Südamerika her diese Richtung nimmt, begünstigt von dem in den niedren Breitegraden beständig herrschenden Ostwind, machte eine Ueberfiedlung auch solchen Bewohnern des südlicheren Amerikas nach der westwärts im großen Ocean gelegenen Inselwelt leicht möglich, welche nur wenig Uebung in der Schiffahrtskunde hatten.

Zu dem schwarzfarbigen australischen Negerstamm gehören sämmtliche Eingeborne von Neuholland, eben so die von Vandiemensland, von denen freylich nur noch ein geringer Ueberrest vorhanden ist, dann die von Neu-Guinea, den neuen Hebriden, Neu-Caledonien, St. Cruz, Neu-Brittanien, Neu-Irland, den Salomons-Inseln, dem Loyalty-Eiland und der ganzen Gruppe der Fidschi-Inseln. Auch über manche andre östlichere Inseln scheint sich vormals diese Negerrace ausgebreitet zu haben, sie ist aber von späteren Ankömmlingen ins Innere der Gebirgswälder vertrieben worden, wo man ihre Reste noch findet. Die australischen Neger gehören großentheils unter die häßlichsten Völkerformen der Erde; ihr Schädel ist durch die überwiegende Ausbildung des Hinterhauptes entstellt, das Haar wie bey der äthiopischen Race wollenartig, Schenkel und Arme, selbst bey den Eingebornen von Neu-Südwales, welche verhältnißmäßig besser proportionirt sind als die andren, so dünn und fleischlos, daß sie mit dem übrigen Körper in auffallendem Mißverhältniß stehen; ihre Sprache zerfällt in so viele Idiome und Dialekte, daß ein geistiger und geselliger Verkehr selbst zwischen den Gränznachbarn schon dadurch unmöglich wird. Es ist aber auch bey ihnen kein inneres Bedürfniß nach solchem Verkehr da; die schwarzen Australländer stehen auf einer der niedersten Stufen der Entwicklung der Menschennatur.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Dodo and its kindred; or the history, affinities and osteology of the Dodo, Solitaire and other extinct birds of the Islands Mauritius, Rodriguez and Bourbon. By H. E. Strickland and A. G. Melville. London 1848. 141 S. 4. mit 15 Tafeln und 9 Holzschnitten.

Untersuchungen über die Verwandtschaften, die systematische Stellung, die geographische Verbreitung und die Vertilgung des Dodo, nebst Bemerkungen über die im Vaterlande des Dodo oder auf den Nachbarinseln desselben früher vorhandenen großen Wadvögel, von J. F. Brandt (Bullet. de la Classe phys. mathem. de l'Académie de St. Pétersbourg. Vol. VII. N. 3. 1848.)

Das Aussterben von Thierarten innerhalb der historischen Zeit gehört zu den so ganz außergewöhnlichen Ereignissen, daß selbst seine Möglichkeit bis vor Kurzem bezweifelt wurde. In der That sind bisher auch nur zwey Fälle der Art mit Sicherheit nachgewiesen worden *), nämlich das Erlöschen der Rhytina, die an den Küsten der Inseln und des Festlandes im kamtschadalischen Meere ihren Aufenthalt hatte, und das des Dodo oder der Dronte nebst einer oder andern verwandten Species, die auf den kleinen maskarenischen Inseln Mauritius, Rodriguez und Bourbon gelebt haben. Fälle so ungewöhnlicher Art haben daher auch die Aufmerksamkeit der Naturforscher im höchsten Grade erregt, und man hat sich in neuester Zeit mit größtem Fleiße bemüht, die Spuren dieser ausgestorbenen Thiere, wie sie sich in schriftlichen Nachrichten und in Sammlungen vorfinden, zu sammeln, um, so weit als möglich, ein Bild von ihnen sich zusammensetzen zu können. Für die Rhytina hat diese Arbeit E. v. Baer und Brandt übernommen; für die Dronte und ihre Verwandte auf den maskarenischen Inseln haben dieß ebenfalls der letztere und Hamel, und mit noch größeren Hülfsmitteln haben es Strickland und Melville ausgeführt.

Um zuerst von letzteren zu sprechen, so haben Strickland und Melville in einem Prachtwerke Alles, was sich von den ausgestorbenen kurzflügeligen Vögeln der maskarenischen Inseln an wirklichen, in den Sammlungen aufbewahrten Ueberresten, so wie an schriftlichen Nachrichten und Abbildungen von ihnen auftreiben ließ, zusammengestellt. Sie haben sich dabey so in die Arbeit getheilt, daß Melville die Beschreibung der noch vorhandenen Ueberreste des Knochengerüstes, und Strickland das übrige Naturgeschichtliche übernahm. Wir werden zuerst von ihrer Arbeit sprechen, und uns dabey kurz fassen, indem wir auf unsere frühere, in diesen Blättern (Bd. XXV. S. 1018) mitgetheilten Aufsatz „über die systematische Stellung der Dronte“ verweisen.

*) Die wenigen andern von Strickland (S. 5) angeführten Fälle sind noch nicht ganz verbürgt.

Am besten bekannt ist die Dronte (der Dodo) von Mauritius, von der wir ziemlich genaue Nachrichten, schöne Abbildungen, Schädel und Füsse besitzen. Mit Reinhardt sind Strickland und Melville der Meinung, daß die Dronte nach der Beschaffenheit ihres Schädels und der Füsse zu schließen der Ordnung der Tauben angehörig sey und zwar als ein abnormes Glied derselben, was schon der Mangel des Flugvermögens kund giebt; zu dieser Ordnung stellen sie auch noch den seltsamen Didunculus (Gnathodon strigirostris). Mit der scrupulösesten Genauigkeit hat Melville die osteologischen Verhältnisse des Schädels und der Füsse erörtert und mit denen der andern Ordnungen verglichen und ist dadurch zu dem Resultate gelangt, daß die Aehnlichkeiten dieser Theile mit denen der Taubenvögel weit über die Differenzen überwiegend sind.

Von den andern als ausgestorben angeführten Vögeln der maskareniſchen Inseln ist nur noch der Solitaire von Rodriguez mit einiger Verlässigkeit nach den Nachrichten und einer Abbildung von Leguat bekannt. Dieser Vogel ist durch die Seefahrer ausgerottet, ohne daß von ihm irgend ein Theil in unsere Sammlungen gelangt ist. Wir würden uns daher hinsichtlich seiner systematischen Stellung bloß an die oberflächlichen Angaben Leguats zu halten haben, wenn nicht Strickland der Meinung wäre, daß einige auf Rodriguez in Höhlen ausgegrabene Knochen, die theils nach Paris, theils nach Glasgow gelangten, von dem ächten Solitaire herrühren. Die nach Paris gebrachten Ueberreste bestehen aus einem Femur, Laufknochen, Oberarmknochen, dem Mitteltheil eines Brustbeins und einem Stück vom Hinterhaupt, die alle stark mit Tropfstein überzogen sind. Die in Glasgow aufbewahrten Knochen sind 3 Femur, 1 Schienbein und 2 Laufknochen, die noch fast ganz ihre thierische Substanz enthalten, eine glänzende Oberfläche und beträchtliche Schwere zeigen; sie scheinen aus einem röthlichen Boden einer trocknen Höhle herzurühren. Strickland und Melville hatten alle diese Knochen zur Ansicht vor sich und sie konnten sich dadurch überzeugen, daß sie sämmtlich von einer und derselben Art herrühren. Im Vergleich mit den gleichnamigen Knochen der Dronte ergab es sich, daß der Laufknochen um einen Zoll länger ist als der der letztern, und daß auch die andern Knochen der Gliedmassen einen langbeinigeren Vogel, als es der Dodo ist, anzeigen, daß sie aber im Uebrigen von derselben Form wie bey letzterem sind. Das Schädelbruchstück vom Solitaire ließ auch bey manchen Abweichungen eine große Aehnlichkeit mit dem entsprechenden Theile der Dronte nicht verkennen. Ein Stück, das mit dem gleichnamigen am letztern, als bey diesem nicht bekannt, nicht verglichen werden konnte, war das Brustbein, das sich durch einen stark entwickelten Kiel auszuzeichnen scheint. Aus diesen Vergleichungen ziehen Strickland und Melville den Schluß, daß der Solitaire eine mit der Dronte nah verwandte Gattung bildet, der jener den Namen Pezophaphs beylegt und daß beyde zusammen als eine abnorme Gruppe der Taubenordnung zugesellt werden müssen. Uns bleibt hinsichtlich der Deutung dieser Knochen von Rodriguez zunächst das Bedenken, ob die Vermuthung, als ob sie von denen des Leguat'schen Solitaire herrühren, am Ende doch nicht ganz fehlgegriffen ist, indem nach ihren Lagerungsverhältnissen sie eher von einem antediluvianischen Vogel als von einem aus der modernen Zeit herrühren, und also von den noch nicht mit Sicherheit ermittelten Knochen des Solitaire weit verschieden seyn könnten.

Einer andern Meinung hinsichtlich der systematischen Stellung der Dronte ist Brandt. Ohne die Aehnlichkeit des Schädels derselben mit dem der Tauben zu verkennen, macht er doch auch auf die großen Differenzen aufmerksam und kommt dadurch auf den Schluß, daß die Dronte den Wadvögeln zuzuzählen sey und zwar als eine eigenthümliche und abnorme Gruppe derselben, die sich zunächst an die Regenpfeifer, deren Schädel in dieser ganzen Ordnung am meisten mit dem der Tauben Aehnlichkeit hat, anschließe. Wir können nicht läugnen, daß

wir dieſer Meinung vor der andern den Vorzug geben möchten, müſſen aber immerhin geſtehen, daß ſo lange wir das Bruſtbein der Dronte nicht kennen, ihre ſyſtematiſche Stellung nicht mit Sicherheit feſtgeſetzt werden kann.

Druck, Papier und Zeichnungen ſind in Strickland's Werke von größter Vollkommenheit. Alle Knochen ſind in natürlicher Größe abgebildet und zugleich die ältern Abbildungen der Dronte in genauen Kopien vorgeführt.

Lectures on Embryology, by Prof. Agassiz before the Lowell Institute (American Traveller und Daily Evening Traveller. Boston 1848 und 1849.)

Profeſſor Agaſſiz, der ſchon ſeit einigen Jahren zum Behufe naturhiſtoriſcher Unterſuchungen ſich in Nordamerika aufhält und nunmehr auch daſelbſt Vorleſungen übernommen hat, hat im Laufe dieſes Winters vom 12. December v. J. an bis zum 20. Januar l. J. 12 Vorträge über Embryologie vor dem Lowell Inſtitut in Boſton gehalten, und dieſelben alſobald auch in dem viel geleſenen American und Daily Evening Traveller veröffentlicht.

Es iſt dieß eine Reihe höchſt intereſſanter Vorleſungen, die in gedrängter Kürze eine ſehr klare Ueberſicht über dieſes ganze Gebiet gewähren, um ſo mehr als ſie durch eine große Anzahl eingedruckter Holzſchnitte auch bildlich erläutert werden. Der Verfaſſer bezeichnet ſeinen Gegenſtand als vergleichende Embryologie und will unter dieſem Namen verſtanden wiſſen die Vergleichung derjenigen Erſcheinungen, welche während des Wachsthums der verſchiedenen Thiere eintreten, und der verſchiedenen

Modificationen, welche in den individuellen Arten, durch die verſchiedenen Klaſſen, in ihrer natürlichen Gradation, bis ſie ihr volles Wachsthum beendigt haben, zum Vorſchein kommen. In ſeinen Vorleſungen unterſcheidet daher der Verf. zwey Ordnungen von Erſcheinungen: die Bildung des Keimes im Ey und die Veränderungen des Thiers in verſchiedenen Umriſſen; das Erſtere bezeichnet den Gegenſtand der eigentlichen Embryologie, das Andere wird unter dem Namen der Metamorphoſe eines Thieres begriffen und iſt insbeſondere bey den Inſekten, wo das neue Weſen durch ſehr differente Formen hindurchgeht, ſtudirt worden.

Der vergleichenden Embryologie, in dem Sinne wie ſie hier genommen iſt, legt der Verfaſſer eine große Bedeutung bey, um hinſichtlich der ſyſtematiſchen Beſtimmung der lebenden als der ausgeſtorbenen Thiere zu einem feſten Reſultate zu gelangen, ſobald einmal die Entwicklungsgeſchichte der Thiere umfaſſender als jetzt gekannt ſeyn wird. Insbeſondere meint er, daß wenn einmal Letzteres geſchehen ſeyn wird, es an der Zeit wäre, das ganze Gebiet der Paläontologie wieder vorzunehmen, um die Formen der ältern Perioden mit den frühern Zuſtänden des Wachsthums der Thiere aus der gegenwärtigen Schöpfung zu vergleichen. Wie der Verfaſſer am Schluſſe ſeiner Vorleſungen zufügt, iſt es nothwendig, daß die ganze Kenntniß der untergegangenen Thiere, die ganze Kenntniß der früheren Altersperioden mit den embryoniſchen Formen verglichen werde, um zu einer richtigen Kenntniß der Analogie zu gelangen, welche zwiſchen dieſen ältern Typen und den allmähligen Veränderungen, denen die unſerer Tage bis zu ihrer letzten Form unterworfen ſind, beſteht. Der Verfaſſer erklärt, daß wenn er ſich nicht gänzlich irre, man durch die Zeichnungen dieſer embryoniſchen Formen richtigere Figuren von den untergegangenen Thieren erlangen werde, als man

sie zur Zeit durch ihre gegenwärtige Restauration erhalten hätte.

Ein Uebelstand dieser Publication ist, daß das Blatt, in dem sie erschienen, von dem allergrößten Zeitungsformat und jede Seite in 7 Spalten gebrochen ist, so daß das Lesen und insbesondere die Vergleichung der eingedruckten Figuren sehr lästig ist. Es ist daher sehr zweckmäßig, daß nach einer Ankündigung des Daily Evening Traveller vom 24. Januar heurigen Jahres, nunmehr von diesen Vorlesungen eine besondere Octavausgabe veranstaltet wird, auf die wir hiemit unsere Leser bey Zeiten aufmerksam machen wollen.

Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand.

(Schluß.)

Von ganz andrer Art ist der lichte kupferfarbige Völkerstamm, welcher Neuseeland bewohnt und der sich über eine Strecke des großen Oceans ausgebreitet hat, die von den Sandwichs-Inseln bis nach Neuseeland sich ausdehnt und die Marquesas-, die Gesellschafts-, die Schiffer-, die Freundschafts- oder Tonga-Inseln, Mangia und die Osterinsel, Rotorna, dann die Gruppen der Chathams-, der Kingsmills-, der Radak- und Ralik-, der Carolinen-, Mariannen-, Labronen-, Pelew-Inseln u. ff. umfaßt. Durch seine helle Hautfarbe und die Regelmäßigkeit, ja selbst Schönheit seiner Gesichtsform, so wie des Baues der Glieder nähert sich dieser edlere Stamm der Südsee-Insulaner dem kaukasischen so sehr, daß er kaum von den Bewohnern des südlichen Europas zu unterscheiden ist; seine Sprache, obgleich in verschiedene Dialekte gesondert, läßt in diesen allen den gemeinsamen Stamm erkennen; in moralischer so wie intellectueller Hinsicht zeigt er einen hohen Grad der Entwicklung, er hat geregelte Staatsverhältnisse und bürgerliche Ordnung. Der Mittelpunkt seiner Macht und der Zusammenschaarung seiner Volksmassen ist in Neuseeland; hier hat sich auch die Ueberlieferung aus der ältesten Zeit seiner Geschichte und eine Menge jener Züge des äußern wie des innern Volkscharakters erhalten, aus denen sich die uranfängliche Abstammung der Neuseeländer aus Osten — zuletzt aus dem südlichen Amerika — erkennen läßt. Nach der ältesten Sage, die sich bey den Bewohnern der Insel erhalten hat, kamen ihre Urväter aus einem fern abgelegenen Lande und erreichten erst nach einer sehr langen Reise Neuseeland. Ihr Weg, so berichtet die Sage weiter, hatte sie über die Insel Hawaihi (die in Osten von Neuseeland liegt) geführt; einige spätere, ebenfalls aus Osten kommende Einwanderer brachten Hunde und Bataten (Convolvulus Batata) mit sich, ein Gewächs, das in Mexico und den Sandwichsinseln einheimisch ist. Noch jetzt zeigt sich in der Bauart der großen öffentlichen Gebäude zu Volksversammlungen und einzelner Prunkgebäude von Neuseeland eine große Aehnlichkeit mit den Werken der altmexicanischen Architektur; nur daß die letzteren aus Stein, jene aus Holz aufgeführt sind, und wie oft der Fall eintreten konnte, daß Fahrzeuge von der westamerikanischen Küste durch die Ost-Strömung des Meeres und den beständigen Ostwind hieher geführt wurden, das bezeugen noch fortwährend die Erfahrungen der neuesten Zeit. Denn nicht selten trafen europäische Schiffe mit reichlich bemannten Fahrzeugen zusammen, welche über tausend Seemeilen weit von ihrer Heimath waren verschlagen worden und viele Wochen lang auf dem Wasser gewesen waren. Uebrigens hat sich die amerikanische Menschenform in Neuseeland noch verschönert und veredelt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April
Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März 1849.

Vortrag des Hrn. Hofrath Friedrich Thiersch, d. Z. Vorstandes der Akademie, zur Feyer ihres Stiftungsfestes.

Die Feyer des Festes, welche uns hier vereinigt hat, ruft jene Zeit in die Erinnerung zurück, wo i. J. 1759 am Geburtstage des Churfürsten Maximilian Joseph, also heute vor neunzig Jahren die Akademie der Wissenschaften gestiftet wurde, welche seitdem unter vielem Wechsel und nicht ohne Kampf und Gefahr, aber im Innern sich immer gleich und klar über ihre Bestimmung bestanden hat. Es wird darum und weil es überhaupt erfreulich und nutzbar ist, wichtige Dinge bey ihrem Ursprunge zu betrachten und an ihrer ersten Entfaltung ihre Natur zu erkennen, nicht außer der Zeit, oder der Feyer dieses Tages ferne geachtet werden, wenn wir aus den uns vorliegenden akademischen Urkunden und Correspondenzen jener Zeit nachweisen, unter welchen Umständen sie gegründet wurde, und was sie gleich Anfangs gewesen ist und gewollt hat. Obwohl diese Nachweisung für Viele nur eine Erinnerung an Bekanntes seyn wird, mag sie doch dadurch Theilnahme gewinnen, daß nichts soll gesagt werden, was nicht und zwar in der Hauptsache wörtlich in jenen Urkunden, besonders in den Briefen des reichbegabten Lori, des eigentlichen Gründers, während des Stiftungsjahres und aus den Antworten an ihn über Lage der Zeit, über Beweggründe, über Charakter und Gesinnung der handelnden Personen entnommen wird.

Es war schon am 22. October des Jahres 1758, als vier Männer, unter ihnen Lori und Limbron zusammentraten, um was auf dem Gebiete der Bildung und Wissenschaft für Bayern ersprießlich sey, anfangs aus Furcht vor mächtigen Gegnern, im Geheim zu berathen. Lori selbst vergleicht in seinen Briefen an Gottsched in Leipzig und Kolb in St. Gallen sich und seine drey Freunde mit den Gründern der schweizerischen Freyheit. Wie diese Männer sich auf dem Rütli durch Eid zur Befreyung ihres Vaterlandes von fremder Gewaltherrschaft verbanden, so seyen sie für die Befreyung ihrer Heimath von schwerem Geistesdrucke im Verborgenen zusammengetreten.

Bayern, damals unter der Pflege des weisen und guten Maximilian Joseph, heilte, während der Norden von Deutschland durch den siebenjährigen Krieg erschüttert wurde, die schweren Wunden, die ihm kurz zuvor der österreichische Krieg geschlagen hatte; gleiche Ruhe genossen die andern südlichen Länder von Deutschland. In der Verwaltung war vieles zum Bessern geführt, Mißbräuchliches abgestellt, die Gesetzgebung durch Kreittmayr, die Zierde des bayerischen Namens, neu geordnet worden. Aber auf dem Gebiete der Intelligenz lastete noch der alte Druck eines herrschsüchtigen Ordens und eine Geistesverarmung, die von den edlern Männern um

so tiefer empfunden ward, als daran die Schmach des bayerischen Namens geknüpft wurde und weit umher in deutschen Landen der Geist freyerer Wissenschaft und regerer Forschung seinen Flügelschlag vernehmen ließ. Selbst die großen Erschütterungen des Krieges im Norden trugen mächtig bey, die Geister aus langer Lethargie aufzuregen und mit dem Getöse der Waffen und der Verkündigung der Siege erscholl in friedsamen Klängen die Kunde anderer Siege herab, welche der deutsche Genius auf dem Gebiete der Bildung gewonnen hatte. Den begeisterungsvollen Schlachten-Gesängen von Gleim gesellte sich bald die Erhabenheit der Oden und des Messias von Klopstok. Mit Rührung und Begeisterung wurden die ungewohnten heimathlichen Töne auch im Süden von Deutschland vernommen und wir erinnern uns, mit welcher Erhebung der ehrwürdige Westenrieder noch im spätesten Alter des Eindrucks gedacht hat, welchen sie damals auf die empfänglichen Gemüther der Knaben und Jünglinge hervorbrachten, während ihnen selbst die neuen Gaben der deutschen Muse von der Vertrocknung veralteter Schulweisheit als gefährliche Neuerung und fast als Jugendverführung verpönt wurden. In gleicher Bewegung war die Wissenschaft, und Sachsen, obwohl durch Kriege zerrüttet, erscheint auch nach Lori's Briefen damals als das deutsche Toskana auf dem Gebiete der Bildung. In Berlin unter der geisterregenden Thätigkeit des großen Friedrich, in Halle, in dem neugegründeten Göttingen eroberte die deutsche Wissenschaft neue Gebiete und schmückte die Stirn ihrer Pfleger mit vorher nie gesehenen frischen Lorbeeren. Derselbe Pulsschlag eines idealen Lebens durchdrang die Länder geistlicher Fürsten, den Rhein herauf, in Franken und in Salzburg, und in dem großen deutschen Kaiserreiche entfaltete sich unter dem Schirm der größten deutschen Frau auf dem Throne wissenschaftliches Bestreben mit neuer Kraft, welche sich bald darauf in den großen Anstalten Kaiser Josephs für Wien bewähren sollte. Unmöglich war, daß von so manchfacher tiefer Bewegung Bayern unberührt blieb; sie drang von allen Seiten in die damals noch beschränkten und zerrissenen Gränzen des Herzogthums ein. Viele der reichen Stifter und Abteyen besonders der obern Lande, wetteiferten mit denen des benachbarten Oesterreichs. Während in mehreren, wie in Pollingen, Astronomie und Naturwissenschaft reichere Pflege fanden, war in anderen genauere Kunde der Philosophie von Leibnitz und Wolf eingedrungen, um sich vorläufig wenigstens neben der Scholastik anzusiedeln. Dazu kam die enge Verbindung mit der freyern und regeren Pfalz bey Rhein, wo damals Karl Theodor in Manheim einen glänzenden und auch den Musen zugänglichen Hof hielt, und Heidelberg, welches regere Thätigkeit entfaltete, so wie die Nothwendigkeit der Reisen, welche vorzüglich junge Geschäftsmänner nach dem Auslande und selbst nach norddeutschen Universitäten führten. Das Alles wirkte zusammen, Kunde dessen, was ausser Bayern gewonnen wurde, und das Verlangen nach gleichem Besitze im Innern des Landes weiter zu verbreiten. Diesem aber stand entgegen, was in jenen Briefen als die Schulweisheit von Bayern bezeichnet wird. Zwar ist der Unterricht der gelehrten Schulen in jener Zeit wenigstens auf den mittlern Stufen nicht überall ein unfruchtbarer gewesen. Er hielt durch ein gründliches, wenn auch meist formelles Studium des Lateinischen doch den Weg wenigstens zu der klassischen Literatur der Römer offen, und nicht alle Lehrer waren gegen die Schönheit und bildende Kraft derselben verschlossen. Nicht der Geist aller Zöglinge wurde durch die Starrheit der alten Lehrform gebeugt und gebrochen. Darauf aber beschränkt sich auch, was jene Schulen Nützliches leisteten, und außer diesen engen Gränzen hielten sie alles in trauriger Armuth und gänzlichem Verfall. Kunde der deutschen Sprache, der vaterländischen oder deutschen Geschichte, wissenschaftliche Begründung der Mathematik waren in ihnen so wenig zu suchen, als auf der höhern Stufe des Unterrichts wissenschaftliche Studien der Natur; die Philosophie aber wurde fortwährend nach den mißverstandenen Formeln des Aristotelischen Systems und der Methode der Scholastik gelehrt, in welche kein Strahl freyer Erforschung der Tiefe der Natur und des menschlichen Geistes gefallen war. Der Geist und Ruhm Bacos von Verulam so wenig wie Descartes' oder Galilei' waren über diesem finstern Himmel aufgegangen, und die Größe von Kopernikus und Keppler

blieb mit wenigen Ausnahmen ihnen so verborgen, wie der Aufschwung, den die französische Wissenschaft und Literatur seit Ludwig XIV. genommen hatte. — „Bey uns," klagt Lori, „sind alle Wege, auf denen man die Jugend führt, Abwege von der Wissenschaft, und glücklich, wer am Ende seiner Studien das Gefühl gerettet hat oder neu gewinnt, daß er, wie jener gute Prälat Amort von Pollingen, der Stifter des Parnassus Boicus, von vorn anfangen müsse, um etwas zu lernen." Der Verfall der theologischen, der juristischen und medizinischen Studien war darum ein allgemeiner, selbst die praktische Heilkunde in kläglichem Zustande und die Künste so herabgekommen, daß die Akademie in München keinen Kupferstecher fand, der geschickt genug war, das akademische Diplom zu graviren, und deßhalb sich nach Augsburg wenden mußte. Was Wunder, wenn den von der neuen Bewegung Ergriffenen das ganze Reich der Schule als eine Verfinsterung des Geistes und eine Verwilderung edlerer Wissenschaften; wenn ihr Lehrstoff als Gestrüpp und Gestein bezeichnet wurde, durch welches der Weg zur Wissenschaft regern Bestrebungen versperrt würde, und wenn die Frucht jener Studien, welche in barocken Formen eines veralteten und kraftlosen Styles und Geschmackes sich offenbarte, als eine Barbarey bezeichnet wird, der man mit Muth entgegentreten, die man besiegen müsse, damit die Schmach gelöst werde, mit welcher von ihr bey den übrigen deutschen Völkern der ehedem ruhmreiche Name der Bayern und ihr Land bedeckt werde, welches im 15. Jahrhundert den Deutschen die Fackel der Wissenschaft zumeist angezündet hatte. Es lag in diesen Verhältnissen und Ansichten tief begründet, daß der Orden der Jesuiten, welcher damals den mittleren und höheren Unterricht in Bayern beherrschte und eifersüchtig überwachte, als ein Feind der neuen Zeit und ihrer regen Bestrebung betrachtet wurde. Zwar hatte die neue Bewegung ihn bereits außer Deutschland erschüttert und um die Zeit, wo in Bayern gegen ihn die Anstalt keimte, deren Daseyn wir feyern, war er schon in Portugal überwältigt worden. Auch in Bayern war er Gegenstand eines weit verbreiteten Widerwillens und Hasses geworden, obwohl man einzelnen Mitgliedern die ihnen gebührende Achtung nicht versagte. Kaum kann ein Mann von höherer Bedeutung genannt werden, der damals ihm, sey es am Hofe, oder in der höchsten Verwaltung, oder an der Universität Ingolstadt oder endlich im höhern Klerus günstig gewesen wäre; gleichwohl stand er noch in dem wenn auch bestrittenen doch unerschütterten Besitze der Macht. Er schien aber den Vertretern der neuen Bildung um so mehr zu fürchten, weil er seit der Zeit Herzog Wilhelm IV., den er beherrschte, jeder Aenderung und Verbesserung in wissenschaftlichen Dingen widerstanden hatte, und man erwarten mußte, daß er auch gegenüber den neuen Forderungen seine Herrschaft über die Schulen und den Unterricht, damit aber über Intelligenz und Politik des Landes zu behaupten suchen und auf diesem Gebiete Alles niederhalten werde, was sich ausser ihm und gegen ihn geltend machen würde. Um sich aus seiner Verdächtigung möglichst fern zu halten, beschloßen die Urheber der neuen wissenschaftlichen Bewegung alles auf Politik, Religion und Kirchenlehre unmittelbar Bezügliche von ihrer Sphäre auszuschließen und diese zumeist auf Erforschung der Alterthümer, der Geschichts-Urkunden, der Geographie und Geschichte von Bayern, auf Mathematik und den Betrieb der Naturwissenschaften mit vorzüglicher Beachtung ihres Nutzens für Ackerbau und Gewerbe zu lenken, daneben aber auf Bildung der deutschen Sprache und auf Reinigung des verwilderten Geschmackes hinzuarbeiten. Eben so ausschließend suchte die neue Gesellschaft gegen die Mitglieder des Ordens der Jesuiten selbst zu verfahren. Man war überzeugt, daß auch nur einzelne Jesuiten in die Akademie aufgenommen, nach Beherrschung derselben, dadurch aber nach Vereitlung ihrer Plane trachten würden. Diese, wenn auch nicht ausgesprochene, aber doch stillschweigend vollzogene Ausschließung des Ordens von der Akademie, während man bedeutende Gelehrte protestantischer Confession aller deutschen Länder zum Beytritt aufforderte, legte den Grund zu der leidenschaftlichen und aufregenden Befehdung, welcher von Seite des Ordens die Akademie nach Unterzeichnung ihrer Stiftungsurkunde und noch mehr bey dem Hervortreten ihrer Thätigkeit ausgesetzt war, zumal durch die Besonnenheit und Energie ihrer Gründer der Plan der Jesuiten scheiterte, die Schrif-

ten der Akademie der Censur ihres Ordens unterworfen zu sehen.

Man hatte das erwartet: Die Solipsen (Parteynamen der Jesuiten, wie es scheint aus ihrem übermüthigen Spruche soli ipsi sapimus geschöpft), „die Solipsen", schrieb Lori, „werden unsere Feinde, nicht aber Mitglieder seyn."

Desto freudiger im ganzen Lande war die Ueberraschung über die plötzliche, so besonnen vorbereitete als muthig durchgeführte Erscheinung der Akademie, die sich als einen engern Verband des mittägigen Deutschlands ankündigte, damit man der Barbarey mit Nachdruck entgegen treten könne, und war die Zufriedenheit mit ihren schnellen Leistungen, mit der Energie ihrer Thätigkeit und mit der Raschheit ihres Erfolges.

„Alles geht trefflich gut", schreibt Lori an Kenedy, „hier schafft man Instrumente an und Mitglieder schicken Abhandlungen ein ꝛc." Lori selbst ist die Seele der ganzen regen Thätigkeit, überall mit Rath und Hilfe, mit Aufmunterung oder Tadel gegenwärtig, und muß eben darum als der eigentliche Gründer der wichtigen Anstalt und der Schöpfer ihres regen wissenschaftlichen Lebens gepriesen werden. „Es mag kosten, was es wolle," schrieb er an den geistl. Rath Indobler zu Freysing, „so müssen wir bis Ende des Jahres einen Band der historischen und philosophischen Abhandlungen zu Stande bringen." Auch die ersten Bände der naturwissenschaftlichen Abhandlungen und der monumenta boica ließen nicht auf sich warten, durch welche, wie er unterm 1. September an Kolb in St. Gallen schreibt, die Akademie bey der gelehrten Welt Sitz und Stimme nehmen könne.

Nicht minder war die Theilnahme und die Freude der übrigen Länder von Deutschland. „Die Herren Sachsen," schreibt Lori an Kenedy, „sind über unsere Anstalt in großer Freude, viele wollen mitarbeiten, wie mir unser Leibmedicus von Wolker aus Dresden meldet.

Lori hatte unterm 2. August darüber an Gottsched in Leipzig, den er zum Beytritt aufforderte, folgendes geschrieben:

„Euer Hochwohlgeboren werden eher die Erscheinung von ein Paar Dutzend neuer Cometen, als die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften in Bayern erwartet haben. Und doch ist dieses Ereigniß geschwinder, als man hier selbst vermuthete, in seine Wirklichkeit gekommen.

Vier Waghälse sind es gewesen, die sich den 12. Oktober v. J. nach Art der ersten Schweizer für die Freyheit der Wissenschaften verschworen haben. Es wurde der Entwurf einer Akademie gemacht. Kaum war durch den Beytritt einiger Prälaten und Gelehrten auf dem Lande die Partie verstärkt, und die Minister von unserm Vorhaben unterrichtet worden, so erfolgte an dem Geburtstag Seiner Churfürstlichen Durchlaucht den 28. März die landesfürstliche Genehmhaltung.

Die Jesuiten gaben sich alle Mühe, die Gesellschaft, so sie nicht mehr hemmen konnten, unter ihr Joch zu bringen. Es seyen unter den Mitgliedern ausschweifende Köpfe, die durch die Censur der hohen Schule in Ingolstadt (d. i. durch Jesuiten) im Zaum müßten gehalten werden. Allein unsere Standhaftigkeit schlug diese Heuchler bald zu Boden. Die Akademie ist aller Jurisdiction und fremder Censur befreyet worden. Seine Churfürstliche Durchlaucht selbst sind Protector. Der Bergcollegii-Präsident Graf von Haimhausen, Präsident der Akademie, Vicepräsident der Staatskanzler, H. B. von Kreittmayr, und ich habe vom Anfang her die Stelle eines Sekretärs übernehmen müssen."

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Vortrag des Hofrathes Thiersch.

(Schluß.)

Gottsched antwortete unterm 23. desselben Monats:

Hochedelgeborner und Hochgelahrter insonders hochzuverehrender Herr Hofrath, Hochgeneigter Gönner,

Ew. Hochwohlgeboren haben mich durch Dero geehrte letztere Zuschrift in der That mehr erschrecket, als der ansehnlichste Comet hätte thun können. Solche Erscheinungen, als dieselben mir anzukündigen geruhten, sind wirklich über dem bayerischen Horizonte etwas, wo nicht unmögliches doch gewiß etwas unerwartetes. Doch leben wir jetzo in Zeiten da tausend unglaubliche Dinge geschehen, so daß man sagen kann:

Omnia jam fiunt, fieri quae posse negabam!

Warum sollte denn nicht in Bayern eine Akademie der Wissenschaften erstehen können? Hier in Sachsen haben wir seit mehr als 20, ja 30 Jahren umsonst nach einer Bestätigung entweder der vormaligen deutschen Gesellschaft neuerlich aber der Gesellschaft der freyen Künste gearbeitet und gestrebet. Aller Mühe ungeachtet sind uns alle Götter und Göttinnen, ja alle Sterne in ihren Kreisen ungeneigt gewesen. In Bayern hebt man kaum an, daran zu denken: so gelingts. Es liegt also nicht an jemands Laufen oder Rennen, sondern alles liegt an der Zeit und am Glücke.

Ich statte aus aufrichtiger patriotischer Gesinnung meinen erfreuten Glückswunsch dazu ab. Es müssen diesem neuen Helikon ferner Apollo und alle Musen günstig verbleiben; damit sie, wenn irgend ihres Bleibens hier in Sachsen nicht länger seyn sollte, doch anderswo in Deutschland einen sichern Aufenthalt haben mögen! Daß es an Widerstand gewisser Solipsen nicht gefehlet haben werde, kann ich mir leicht einbilden. Glücklich ist die Akademie, wenn sie sich ferner gegen alle Nachstellungen sicher machen kann, damit sie nicht etwa in Kurzem nach Paraguai verbannt werde u. s. w.“

Der Wunsch und die Hoffnung, welche Gottsched ausspricht, auch in Sachsen und zumal in Dresden eine ähnliche Anstalt wissenschaftlicher Forschung gegründet zu sehen, ist noch lange nachher nicht in Erfüllung gegangen, obgleich ein üppiger und prachtliebender Hof dort über große Mittel gebot und es seitens der Bevölkerung so wenig wie in Bayern an Bereitwilligkeit und Talenten gefehlt hätte, mit der neuen Anstalt und mit den kurz vorher in Berlin und in Göttingen gegründeten in Wetteifer zu treten. Auch im südlichen Deutschland fand das Beyspiel keine Nachahmung, und die schon von Leibniz so warm empfohlene Gründung einer kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien konnte daselbst trotz des Reichthumes wissenschaftlicher Mittel und Kräfte unter der Regierung einer Maria Theresia so wenig, als unter Joseph des gewünschten Erfolges sich erfreuen. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, die einer so-

chen Schöpfung dort entgegenstehenden Bedenklichkeiten und Hindernisse zu besiegen, und wir betrachten es als ein günstiges Ereigniß, daß unsere Akademie bey ihrer 90jährigen Stiftungsfeyer die Errichtung einer Schwester-Anstalt in Wien begrüßen und ihr ausdrücken kann, mit welcher Freude wir auf ihre Einladung vom 22. Febr. 1849 mit derselben in Verbindung und in Gemeinschaft der Studien treten, nicht ohne den herzlichsten Wunsch, daß es ihr gelingen möge, die Ehre und den Nutzen deutscher Wissenschaft aus den reichen Quellen, über welche sie gebietet und mit den bewährten Kräften, die sie in sich vereiniget über alle dem kaiserlichen Scepter unterworfenen bildungsfähigen Völker auszubreiten.

Unsere Akademie hat übrigens das Ziel, welches ihr gleich bey der Gründung gestellt wurde, unter keinem Wechsel der Zeiten, der Form und der Verhältnisse aus den Augen verloren. Noch jetzt bestrebt sie sich, in ihrer ersten Classe deutsche Sprache und Literatur und in Verbindung damit die classische und orientalische Literatur, und was auf Unterricht und Schulen sich bezieht, nach Kräften zu fördern. In ihrer historischen Classe verfolgt sie mit gleichem Eifer durch Fortsetzung des Nationalwerkes der monumenta boica, denen sich die Regesta rerum Boicarum autographa, von Lang gegründet und von Max Baron v. Freyberg bis zum 9. Bande und bis in das Jahr 1407 fortgesetzt, anschließen, und durch Vorbereitung eines alle, auch die kleinsten Ortschaften umfassenden, historisch-topographischen Lexicons, die historische Kunde des Vaterlandes nach allen Seiten hin zu befördern, während die mathematisch-physikalische Classe bemüht ist, neben dem Betrieb und der Bereicherung der ihr vertrauten Wissenschaften die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches endlich zum Ziele zu führen. Die Akademie sucht durch diese und ähnliche Arbeiten sich als die Vertreterin freyer und höher gehender Wissenschaften des Vertrauens würdig zu erweisen, mit welchem sie von der Nation und der Regierung sich umgeben sieht, und zufolge von welchem es auch im letzten Jahre geschehen ist, daß sie seitens der Regierung über Erfindungen und Unternehmungen, welche mit den Wissenschaften verkehren, wiederholt zu Gutachten aufgefordert wurde.

Noch zuletzt ward ihr der Auftrag, über das beste System einer, das ganze Reich umfassenden, Anlage eines elektromagnetischen Telegraphen Bericht zu erstatten, der am 15. d. M. abgegangen ist.

Zugleich ist sie durch die enge Verbindung der größtentheils von ihr gegründeten wissenschaftlichen Anstalten des Staates in dem Falle, zur Bereicherung, Vermehrung und Führung derselben beyzutragen und durch ihre Mitglieder belebend in den reichen Unterricht der Universität einzugreifen, welche durch die Verbindung mit den materiellen und doktrinellen Kräften der Akademie allein sich zum Range einer der ersten wissenschaftlichen Lehranstalten von Deutschland erheben konnte.

Die weitere Entwicklung dieser Thätigkeit ist von der Vermehrung der Mittel, von der Erweiterung der physikalischen und botanischen Anstalt und von der Gründung einer physiologischen abhängig, über welche die Berichte und die Nachweisung ihres Bedarfs zum Behuf der Berücksichtigung bey der nächsten Finanzperiode im Laufe des letzten Jahres erstattet worden.

Daß unter den Auspizien der wohlwollenden Regierung eines Königs, welcher Förderung der Wissenschaft zu den heiligen Pflichten, zu den größten Zierden seiner Krone rechnet, ihr jene reicheren Mittel und eine ihrer Aufgabe würdige Stellung nicht vorenthalten bleiben werden, davon hat sie im Laufe der letzten Monate mehr als einen Beweis empfangen. Durch Allerhöchste Entscheidung vom 26. Februar l. J. ist unser Mannheimer Reserve-Fond einer jährlichen Leistung von 1200 fl. für fremde Zwecke mit der Bestimmung entlastet worden, daß die dadurch gewonnenen Mittel auf die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreichs sollen verwendet werden, und vor zwey Tagen hat das neue Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten seine Wiederherstellung, die wir mit der höchsten Freude als eine den Wissenschaften erwiesene Wohlthat begrüßen den Anfang seiner Thätigkeit durch die Kundgabe der Allerhöchsten Entscheidung vom 25. März zu uns gelangen lassen,

daß der Eintritt in diesen gelehrten Verein als ordentliches Mitglied fortan nur auf den Grund einer freyen Wahl der Akademie und erfolgter königlicher Bestätigung stattfinden solle. Erst dadurch ist unserer Akademie die ihr wesentliche Selbstständigkeit und gebührende Ebenbürtigkeit zurückgegeben worden, welche sie in Folge trauriger Ereignisse vor 8 Jahren dadurch verlor, daß die oberste Staatsbehörde sich vorbehielt, einer jeden Classe sechs Mitglieder eigener Wahl zuzuweisen.

Seit unserer letzten öffentlichen Sitzung hat die Akademie durch den Tod verdienter Mitglieder, wie Letronne in Paris, Gottfried Hermann in Leipzig und Fröhlich in München bedeutende Verluste erlitten. Letronne erfreute sich als vorzüglichster Vertreter und Pfleger der Alterthumswissenschaft in Frankreich eines europäischen Rufes, und vorzüglich seine Werke über Aegypten und über griechische und römische Inschriften in Aegypten werden seinem Namen unvergängliche Achtung sichern. In Gottfried Hermann verlor Deutschland nach Heine und Wolf den größten und gefeyertsten Gründer der klassischen Gelehrsamkeit, dessen Ruhm vorzüglich durch die ihm vor allen verdankte Gründung der griechischen und römischen Metrik, durch seine kritischen und exegetischen Arbeiten über die griechische Grammatik, über Homer, Orpheus, die Tragiker, Aristophanes und Plautus, endlich durch die Bildung einer großen philologischen Schule und Genossenschaft über alle die Völker verbreitet wurde, von denen Betrieb und Nutzen der klassischen Studien in verdienter Ehre gehalten werden.

Was der öffentliche Unterricht und was die Akademie durch den Tod von Fröhlich verloren hat, darüber wird unser Collega Herr Professor Spengel zunächst Bericht erstatten.

Hierauf hielt Hr. Professor Leonhard Spengel folgende

Denkrede auf Johann von Gott Fröhlich, Rector am alten Gymnasium.

Die Akademie der Wissenschaften weiht den aus ihrer Mitte Dahingeschiedenen ein äußeres Andenken dadurch, daß sie ein dem Verstorbenen durch gleiches Studium befreundetes Mitglied veranlaßt, das Wirken und die Thätigkeit des Mannes, den sie durch freye Wahl in ihren Kreis aufgenommen hatte, mit wenigen, wenn auch schwachen und ungenügenden Worten ins Gedächtniß zu rufen, um auch hier zu zeigen, wie gering die Kräfte des Einzelnen gegenüber den Anforderungen der Wissenschaft selbst sind, wie diese fort lebt, wenn das Individuum längst verschwunden ist, aber andere das Begonnene zu fördern und dem Ziele näher zu führen berufen sind.

Nicht gleiches Studium allein ist es, was den Sprechenden mit dem Dahingeschiedenen befreundete und ihn bewog, dem an ihn ergangenen ehrenvollen Auftrage gerne zu folgen; er ehrt in ihm wie in einem andern früher verstorbenen Mitgliede derselben Classe, dem trefflichen Joseph Kopp, seinen Lehrer, dessen Unterricht entscheidend auf ihn wirkte; er hat später sechzehn Jahre hindurch mit und unter ihm gelebt, indem er in ihm seinen Collegen und Vorstand achten und schätzen lernte, und diese Achtung und Zuneigung hat sich durch die Ausscheidung aus dem dienstlichen Verhältnisse nicht gemindert, sie dauerte auch in der Ferne fort, und folgte bis zu dessen Grabe, sie wird noch länger dauern.

Wenn auch alle Mitglieder einer Akademie von demselben Eifer beseelt sind, mit Zurücksetzung jeden Nebenzweckes rein der Wissenschaft zu dienen, so wird der Erfolg ihrer Thätigkeit dennoch ein sehr ungleicher seyn. Dem einen gelingt es, seine Forschungen von dem günstigsten Ausgange gekrönt zu sehen, sie bringen dessen Namen aus dem engen Raume seiner Umgebung selbst in das Volk, das sonst um die Forschungen unbekümmert nur Ergebnisse will, Resultate verlangt. Eine wichtige Entdeckung auf dem Gebiete der Natur kann den größ-

ten Einfluß auf das Menschengeschlecht üben, den Ehrgeiz befriedigen und den Erfinder der spätern Nachwelt überliefern. Ein anderer entwickelt eine unerwartete Thätigkeit und seltene Kenntniß in dem, was die Ereignisse des Tages und der nächsten Vorzeit brachten, er gilt als das Orakel, das viele Fragen allein zu beantworten versteht, und greift er selbst in die Ereignisse ein, ist er nicht bloß Beobachter und Zuschauer von der Ferne, sondern leitend und führend, so wird seine Bedeutung um so größer, und die Aufschlüße, die er wie kein anderer zu geben vermag, werden mit größter Andacht vernommen.

Unser dahingeschiedene Freund hat keine Entdeckungen gemacht, die seinen Namen weit bis in die untersten Reihen des Volkes verkünden, er war kein Staatsmann, von dem man noch nach seinem Tode die Lösung verwickelter Fragen zu hören wünscht, oder mit Sehnsucht erwartet, er hat nicht hundert Bände geschrieben, deren Titel auf lange hin seinen Namen in Bibliotheken und bey Antiquaren in Andenken erhalten; es stände schlimm um ihn, wenn er nach diesem Maßstabe allein sollte beurtheilt werden; schon sein Studium an sich ist der Art, daß selbst die vorzüglichsten Leistungen in diesem ihn nur seinen Fachgenossen näher stellen, nicht der großen Welt in Berührung bringen konnten; er lebte in der Betrachtung und Würdigung dessen, was längst verschwundene Völker herrliches hervorgebracht haben. Hat er aber, wie es scheinen möchte, auch hierin nicht geleistet, wozu ihn sein Scharfsinn berechtigte, und kann man das Bedauern nicht unterdrücken, daß ein solch glänzendes kritisches Talent, wie er es besaß, um einen bezeichnenden Ausdruck alter philosophischer Anschauungsweise zu gebrauchen, doch mehr δυνάμει, als ἐνεργείᾳ und ἐντελεχείᾳ aufgetreten ist, und darum weniger die Aufmerksamkeit, als es verdiente, auf sich gezogen hat, so kann der Grund davon ihm selbst nur zur Ehre gereichen; es war die große Gewissenhaftigkeit des Mannes, der das ihm aufgelegte beschwerliche Amt nach Kräften verwalten, und diesem als dem wichtigsten seine gesammte Zeit widmen zu müssen glaubte; so hat er der Pflicht seine innere Neigung geopfert, und nur die wenigen Stunden, die der Erholung gewidmet waren, konnten seinen eigentlichen Studien geweiht werden; darum ist der pädagogische Standpunkt in seinem Wirken das überwiegende, der wissenschaftliche, philologische, durch die Verhältnisse, nicht durch seinen Willen herbeygeführt, bedingt und jenem untergeordnet; aber an Begeisterung für die Wissenschaft, reinster Gesinnung, unermüdetem Streben das Wahre zu erforschen stand er keinem nach, und das Andenken des schlichten Schulmannes, der von jeder Eitelkeit, wie sie besonders scharfsinnige Gelehrte seines Faches — und auch anderer Fächer — so gerne zur Schau tragen, ferne war, lebt fort in dem Herzen von vielen hunderten von Schülern, die er im Laufe von mehr als vierzig Jahren gebildet hat, und die Männer geworden in treuer Erinnerung bewahren, was sie seinem Unterrichte verdanken.

Johann von Gott Fröhlich wurde geboren zu Markt-Bissingen im sogenannten Kesselthale zwischen Donauwörth und Nördlingen am ersten März des Jahres ein tausend sieben hundert und achtzig, von dreyzehn Kindern des Martin Fröhlich, Leibkutschers der damals verwittweten Gräfin von Wallerstein, das dritte. Der Knabe zeigte in der Schule bald so viele Lust zum Lernen und solche Anlagen, daß der Pfarrer, Herr Ignaz Wild, und der Chorregent und Schullehrer des Ortes für gut fanden, ihn zum Studiren zu bestimmen; so wurde er, nachdem er bey diesem ausser den Elementarkenntnissen auch die Anfangsgründe der Singkunst gelernt und geübt, von jenem aber den Elementarunterricht in der lateinischen Sprache erhalten hatte, im Herbste des Jahres 1790 an das Gymnasium zu Ellwangen gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.
Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Denkrede auf Johann von Gott Fröhlich, Rector am alten Gymnasium.

(Fortsetzung.)

Sein Pfarrer selbst führte ihn dahin, da er eben in der Mitte zwischen dem 10. und 11. Lebensjahre stand; Kost und Wohnung erhielt er im Hause des Chorregenten an der Ellwanger Stiftskirche, Dreyer, welchem ihn Graf Friedrich von Oettingen-Wallerstein, Domherr zu Ellwangen, Sohn der Gräfin von Wallerstein, in deren Dienste sein Vater stand, zur Pflege empfohlen hatte, so wie derselbe auch die Kosten der Verpflegung im ersten Jahre bestritt. In Dreyers Hause fuhr er fort, sich in der Singkunst zu üben, und fing auch an musikalische Instrumente Violin, Flöte ꝛc. zu erlernen. Am Gymnasium trat er in die sogenannten Rudimenta unter dem Professor Pater Columbus (Zeller), des Capuzinerordens, (nachmaligem katholischen Stadtpfarrer in Nördlingen) einem durchaus wackern, aufgeklärten und für seine Lage und Zeit gelehrten Manne, an dessen verständige Behandlung (vier Jahre nacheinander war er sein Classenlehrer) er immer mit dankbarer Freude sich erinnerte.

Im Herbste des Jahres 1791 wurde er unter die Zahl der Sing- oder Chorknaben aufgenommen, deren immer sechs an der Domkirche zu Ellwangen unterhalten wurden. Als solcher gewann er vier Jahre hindurch volle Verpflegung in Dreyers Hause; Kleidung sogar, ja selbst Schreibmaterialien wurden unentgeldlich gereicht.

In den folgenden zwey Jahren erwarb er sich als Hauslehrer der Chorknaben den größeren Theil des Kostgeldes, welches Graf Friedrich von Wallerstein vervollständigte; durch Nebeninstructionen theils in den Schulstudien, theils in Musik das Erforderliche für Kleidung und andere Bedürfnisse.

In den Studien machte er im ersten Jahre sogleich einen Fortgang, der für die folgenden besseres versprach. Obschon er nämlich bey seinem Pfarrer erst etwas über ein Jahr lateinisch zu lernen angefangen hatte, so erwarb er sich doch in Ellwangen unter 30 Mitschülern den vierten Platz, wurde im zweyten Jahre, der Grammatik, dem ersten gleichgesetzt, im dritten aber, der Syntax, und den folgenden zwey Jahren, in Poesie und Rhetorik, behauptete er denselben Platz ausschließend, nicht minder während des zweyjährigen Curses der philosophischen Studien am Lyceum. Hauptstudium war durch diese ganze Zeit lateinische Sprache gewesen, nebenbey hatte man Universalgeschichte, Naturbeschreibung, Geographie, Mathematik und griechische Sprache betrieben.

In den Jahren des philosophischen Cursus studirte er ausser den Schulautoren Schriften von Kant und Kantianern, wiewohl mit geringem Erfolge, fing die griechische Sprache, von der er bisher so viel als nichts wußte, von vorne an, hauptsächlich durch Ehrgeiz gespornt, indem er einen seiner Freunde weit vor sich voraus sah, und doch nicht gern hinter ihm zurückbleiben wollte, nahm auch einige Monate Unterricht im Französischen.

Im Herbste des Jahres 1797 ging er zu einem Examen, um die Aufnahme ins Seminarium der Bartholomäer in Dillingen zu erlangen. Er wurde aufgenommen und studierte drey volle Jahre Theologie; am 21. September 1799 nahm er zu Augsburg die ordines minores. Indessen war ihm diese drey Jahre seine Schultheologie nur Nebensache, die meiste Zeit verwendete er auf Lectüre philosophischer Schriften aus der Kantischen und Fichteschen Schule, auf das Studium der griechischen, französischen und englischen Sprache; machte aber in keinem Fache bedeutende Fortschritte, indem er planlos, sich selbst überlassen, ohne alle oder nur mit den nothdürftigsten Hülfsmitteln versehen, in den Tag hinein las und studirte.

Nach vollendetem Studium der Theologie nahm er, indem er zur Priesterweihe noch viel zu jung war, im Jahre 1800 einen Ruf nach Ellwangen als Informator, und benutzte die Muße, die ihm bey diesem Geschäfte blieb, zur Fortsetzung seiner bisherigen Studien, denen er noch die italienische Sprache beygesellte.

Schon seit ein paar Jahren war sein Entschluß Priester zu werden, wankend geworden; jetzt nachdem er von mehrern guten Freunden die Zusicherung jährlicher Beyträge zu seinem Unterhalte bekommen hatte, vertauschte er jenes Vorhaben vollends mit dem neuen, sich der Jurisprudenz zu widmen.

Im Frühjahre 1802 ging er in dieser Absicht nach Landshut, wo er in dritthalb Jahren die juristischen Studien absolvirte, dann im Herbste 1804 trat er beym Landrichter in Aichach, Hrn. v. Baur, einem Freunde seiner ersten Jugend, als Praktikant in die Kanzley. Indessen war auch das Studium der Jurisprudenz keineswegs für seine Neigungen befriedigend, vielmehr hatte er es mit mühsamer Anstrengung vollendet, und nebenbey immer seine Lieblingsgeschäfte, Lectüre philosophischer, jetzt besonders Schelling'scher Schriften und Sprachstudium betrieben, nicht ohne den Wunsch zu hegen, daß ihm dereinst etwa ein Lehramt im Fache der Sprachkunde zu Theil werden möchte, auf welchem Felde allein er mit Lust arbeiten zu können glaubte.

Seine Wünsche gingen in Erfüllung. Noch im Herbste 1804 wurde er beynahe ohne sein Wissen durch einen Freund, der seine Wünsche, Neigungen und Studien kannte, zu einer Professorstelle an das neu zu organisirende kurfürstliche Gymnasium zu Kempten in Vorschlag gebracht, und schon wirklich angestellt, ehe er mit sich selbst einig geworden war, ob er in den Vorschlag willigen sollte oder nicht; denn er war zu gewissenhaft, um seinen Wünschen zu Liebe sogleich in die Annahme eines Amtes zu willigen, welchem er vielleicht nicht gewachsen seyn könnte, da er sich für kein Fach eigentlich vorbereitet und absichtlich geübt, sondern nur planlos allerley Studien für sich selber betrieben hatte. Nachdem nun aber die Sache einmal so weit gediehen war, ließ er sich durch freundschaftliche Aufmunterungen endlich bewegen, die ihm angebotene Stelle zu übernehmen, reiste in der ersten Hälfte Novembers 1804 von Aichach nach Kempten, um sein Lehramt daselbst anzutreten, und erhielt im Januar 1805 das allerhöchste Rescript seiner vor der Hand provisorischen (v. 28. Dec. 1804), im July 1806 das der definitiven Anstellung (v. 2. Mai 1806) als Professor der klassischen Litteratur.

Diese kurzen Angaben, die Fröhlich selbst von seinem Leben aufgezeichnet hat, zeigen, daß der gänzlich unbemittelte, aber talentvolle Jüngling einem Studium zugeführt wurde, das dessen künftigen Unterhalt sichern sollte, seine geistige Kraft aber die hemmenden Fessel zerbrach und unsicher umherirrte, bis der innere Trieb zum Bewußtseyn eigener Bestimmung gelangte und glücklich gewählte Freundschaft ihn unerwartet dem Ziele zugeführt hat, in welchem allein er die volle Befriedigung seines Strebens und seiner Wünsche erkannte. Als er dem theologischen Stande entsagte und einen neuen Beruf wählte, war es mehr die Ueberzeugung, daß er in jenem seine Bestimmung nicht erreiche, als daß er sie in dem neu gewählten sicher finden werde; aber wie er nichts halb that, hielt er auch hier getreulich aus, sollte er auch ungeachtet aller Aufmunterung seiner Lehrer, besonders Gönners, der seinen juristischen Aufsätzen alle Aufmerksamkeit und Anerkennung schenkte, zuletzt sich selbst gestehen müssen, daß seine eigene Wahl nicht die glücklichste gewesen sey. Was er damals fühlte und dachte, hat er oft der dichterischen Muse anvertraut und ein Büchlein

unter seinen Schriften enthält seine poetischen Producte aus den Jahren 1797 — 1802, Beziehungen auf sein eigenes Schicksal, gewöhnlich Freunden zur Erinnerung gewidmet, heiter aber stets würdig an Inhalt und Form. Während der dritthalb Jahre, die er an der Universität Landshut zubrachte, hatte er nach eigenem Geständnisse manches Leiden zu bestehen, manche bittere Stunde zu kosten und manchen trüben Tag zu ertragen; doch waren die Freuden im Ganzen überwiegend, die er im Kreise guter Freunde sowohl als im Umgange mit den Musen voll des seligsten Gefühles seiner Jugend und Freyheit genossen hatte.

In Kempten hatte er jetzt Muße, was er bis dahin planlos getrieben, gründlich zu studieren, er war einer von den Wenigen, welche durch eigene Kraft, nur mit Hilfe der damals ganz kleinen Buttmann'schen Grammatik das Griechische erlernten, sicher der einzige, welcher es sich in dem Grade aneignete, daß er nach einigen Jahren an den Autoren die Kritik im Großen zu üben vermochte. Um Kenntnisse des griechischen Alterthums, Philologie im weitern und engern Sinne des Wortes, in Bayern zu verbreiten, mußten tüchtige Männer aus den nächsten deutschen Gauen gerufen werden, an welche sich mancher feindseliger Einflüsse ungeachtet eine eifrige und kräftige Jugend gesellte; auch Fröhlich erzählte, wie er in Kempten den wenigen Schülern seiner Classe oft im Freyen Unterricht ertheilt habe, im Kleinen, ohne daran zu denken, das Bild einer peripatetischen Schule; nie habe er aufmerksamere Jünglinge gehabt.

Als 1811 am Schlusse des Schuljahres er voraus sah, daß er in Kempten für die Obergymnasialclasse nächsten Jahres keine Schüler haben, also wohl einen andern Bestimmungsort erhalten würde, so suchte er um eine Versetzung nach Amberg nach, welchem Gesuche durch allerh. Rescript vom 23. Oktober 1811 willfahren wurde.

Er hatte jetzt durch eigenes Studium ohne die nöthigen Hilfsmittel, welche ihm weder Kempten noch Amberg bieten konnte, schon solche Fortschritte gemacht, daß er sich in den Jahren 1812—16 an die Emendation des Sophokles und Theokritos wagte, und nebenbey des Euripides Cyclops ausarbeitete und metrisch übersetzte *).

Nach allerh. Rescript vom 18. May 1817 wurde er an die Oberclasse nach München versetzt, zugleich erhielt er die Inspektion der lateinischen Vorbereitungsschule, dafür eine Remuneration von 100 und einen Quartierbeytrag von 150 fl. Er freute sich, durch diese Versetzung seinen Gehalt vermehrt zu haben, fand aber, hier angelangt, zu nicht geringem Erstaunen, daß die gesammte Zulage nicht einmal reichte, um auch nur den Mehrbedarf der jährlichen Miethe in München bestreiten zu können. Auch die größte Einschränkung machte es ihm unmöglich, seine zahlreiche Familie von acht Kindern durch die Besoldung in jenen bedrängnißvollen Tagen mit dem nur Nothdürftigen zu versorgen und er mußte das Fehlende durch Stundengeben und Instruktionen zu decken suchen; dazu bot sich ihm allerdings Gelegenheit, er war in vornehmen Familien zur Vorbereitung der Jünglinge gerne gesehen, erhielt auch bald in der k. Pagerie die Stelle eines Repetitor mit einer Remuneration von 400 fl., hatte aber auch daselbst täglich drey Stunden zu geben und behielt diese Funktion, bis die vielen Geschäfte seines Rektorats ihn sie aufzugeben nöthigten.

So war durch öffentlichen und Privatunterricht der ganze Tag von Morgens bis Abends acht Uhr in Anspruch genommen, erst Nachts konnte er die nöthigen Correcturen der schriftlichen Arbeiten besorgen und sich vorbereiten.

Ein Glück war es für Fröhlich — nicht daß damals die Verordnung noch nicht erschienen war, die jedem Professor überhaupt auf das strengste verbietet, Privatunterricht zu ertheilen, und ihm bey seiner nicht zureichenden Besoldung die einzige Möglichkeit nimmt, sich und seine Familie ehrlich zu nähren, ohne ihn zu belehren, wie er dem gänzlichen Untergange entrinnen solle, solche oft gut gemeinte Verordnungen heben sich, so lange die Gehalte der Lehrer nicht besser gestellt sind, von selbst auf, und werden der Vergessenheit überliefert — aber ein Glück war es für ihn, daß er als Pro-

1) Handschriftlich vorhanden.

fessor der obersten Classe Gegenstände zu lehren hatte, die an sich eine Nahrung des Geistes bilden, und über die Sphäre des dem Jünglinge zu ertheilenden Unterrichtes Stoff zu weiteren Untersuchungen bieten. Hatte er auch anfangs den gesammten Unterricht der Classe, so waren doch die griechischen und lateinischen Autoren seine vorzügliche Aufgabe, so daß auch eine Wiederholung für ihn nur die Veranlassung wurde, tiefer einzudringen und frühere Ansichten zu berichtigen. Darum ist das Gymnasium dem denkenden und forschenden Lehrer selbst eine geistige Uebungsschule, in der er seine Kenntniß fördern kann, darum dieses von den tüchtigsten Studienlehrern, die einer geistigen Verkümmerung weit näher stehen und deren Kräfte nach oben verwendet vorzüglich ersprießlich wären, als das höchste Ziel ihrer Wünsche ersehnt.

Als Fröhlich nach München gerufen wurde, standen die Studienanstalten unter der Leitung des Lyceumsdirektors. Das Lyceum, an welchem selbst ausgezeichnete Lehrkräfte wirkten, war zahlreich besucht; Eltern, welche in München lebten, waren froh, ihre Söhne nach Vollendung der Gymnasialstudien noch länger in ihrer Aufsicht und Pflege zu haben, von außen aber kamen viele, weil sie hier eine Unterstützung fanden, welche ihnen keine Universitätsstadt gewähren konnte. Das Gymnasium und die lateinischen Schulen waren bey nur einfach besetzten Classen gewöhnlich überfüllt, daß schon dadurch es unmöglich wurde, strengen Anforderungen zu genügen, auch waren diese gering und bestanden zumeist in den lateinischen Uebungen und der Fertigkeit zu übersetzen, ohne Rücksicht eines genauern Verständnisses; ebenso wenig fehlte es an auffallenden Einrichtungen, in der dritten Gymnasialclasse wurden die Oden Pindars und Thukydides gelesen, während die Schüler nicht zur Hälfte richtig decliniren und conjugiren konnten, und so wenig geregelt waren die Bestimmungen, daß wer nur einen erträglichen Fortgang machte, leicht die vorgeschriebene Zeit verkürzen konnte; der Uebergang von der ersten Progymnasialclasse in die erste Gymnasialclasse, oder aus der zweyten in die zweyte des Gymnasiums, von dieser in die Oberclasse war nicht selten, und dadurch schon allein ein gleichmäßiger methodischer Unterricht aller Schüler unmöglich gemacht.

Eine rühmliche Ausnahme machte Jos. Kopp, der unbekümmert, um das Treiben über und unter ihm, an seine Schüler bis dahin nie geahnte Forderungen stellte, sie zwang, das versäumte nachzuholen und alles Gewicht auf ein genaues Erlernen der; Geschichte und Grammatik legte; da genügte nicht jeder beliebige Ausdruck oder was man kurz vorher aus einem gedruckten Buche geholt hatte, man mußte von Allem Rechenschaft geben, und erfuhr, was es wäre, auf diesem Gebiete eine Sache begreifen und verstehen zu lernen; aber so streng war die Zucht des kleinen Mannes, so rauh und barsch der Ton gegen seine Schüler, daß die meisten wünschten, das harte Jahr glücklich überstanden zu haben, um im nächsten desto gemächlicher ausruhen zu können.

Bey diesem Zustande der Schulen konnte Fröhlich, als er sein Amt hier antrat, keine großen Ansprüche machen und leistete, was unter den gegebenen Umständen zu leisten möglich war; unter den bessern war, wenn auch die erforderlichen Kenntnisse fehlten, doch ein großer Wetteifer. Als Lehrer wußte er seine Schüler durch Ernst und Liebe zu gewinnen; man schätzte seine Kenntnisse, und da er stets mit Ruhe, Milde und Zuneigung gegen die Jugend sich benahm, so konnte allgemeine Achtung nicht ausbleiben. Er war von allem pedantischen ferne, und wurde, wenn er, was jedoch selten und mit großer Vorsicht geschah, im Religionsunterrichte oder in Geschichte seine eigenen Gedanken und Ansichten vortrug, mit größter Aufmerksamkeit gehört. Sein Urtheil über die Schüler legte er in den damals üblichen Censuren nieder, in welchen er, wenn er auch Fleiß und Talent gerne würdigte, Mängel und Gebrechen nicht zu übergehen pflegte; aus allem sprach die große Besonnenheit des Mannes, eine Tugend, welcher er aus den Tragödien des größten attischen Dichters, seines Lieblinges, aber auch im Kampfe eines mühevollen Lebens selbst üben gelernt hatte.

Im Jahre 1823 wurde das Gymnasium vom Lyceum getrennt und er durch allerh. Rescript vom 23. October zum Rektor der Anstalt (des alten Gymnasiums) ernannt. Jetzt wurde er (allerh. Rescript 14. May 1825), wie er es längst verdiente, auch äußerlich würdig gestellt, so daß er die Privatin-

struktionen aufgeben konnte, er hatte zwanzig Jahre hindurch obengenannte Nebenbezüge abgerechnet, nur den Gehalt seiner ersten Anstellung bezogen, später (26. October 1830) nach Erwerbung eines besondern Schulhauses erhielt er daselbst eine Amtswohnung, und seine Wünsche waren in dieser Beziehung vollkommen befriedigt, hätte nicht die harte Vergangenheit ihre drückende Wirkung auch noch auf die Zukunft übergetragen und den Genuß der ihm jetzt gegönnten Lage erschwert.

Seine Aufmerksamkeit war dahin gerichtet, die Zöglinge der Anstalt durch einen mehr geregelten Gang zu bilden und es wurden ihm, da der zahlreiche Besuch des Gymnasiums eine Trennung der Classen in Abtheilungen nothwendig machte, jüngere Lehrer zugetheilt, die, selbst einst Schüler Fröhlichs, ihre Funktion unter seiner Leitung anzutreten sich freuten. Wenn es gelang, mancher nachtheiligen Einflüße ungeachtet, das Ansehen des Gymnasiums zu heben, so war es die Folge seiner Thätigkeit durch ein gleichmäßiges Zusammenwirken aller ihm untergeordneten Lehrkräfte.

Da die Aenderungen der Universitätsstatuten voraussetzten, daß die Jünglinge mit gründlicher Schulbildung versehen die Universität bezögen, so konnte eine neue Revision der Schulgesetze nicht ausbleiben; Bayern liebte es von jeher, auf diesem Gebiete Versuche zu machen, ohne die gewünschte Festigkeit zu erreichen. Der Wahn, daß mit einem neuen Schulplane alles abgemacht sey und die Ausführung durch die Lehrer sich von selbst verstehe, hat von jeher großen Nachtheil gebracht. Ist das Princip, wornach zu verfahren ist, einmal festgestellt, so ergiebt sich die Ausführung von selbst; diese soll dem treffenden Lehrpersonale überlassen werden, da sie nicht immer dieselbe bleiben kann und sich nach dem Zustande der Schüler richten muß; in das einzelne gehende Verordnungen werden, hält man sie strenge ein, eher verderblich als vortheilhaft wirken. Hier muß die Gewissenhaftigkeit, Erfahrung und Kenntniß des Lehrers Alles thun, er wird, wo es fehlt, nachhelfen, und gemeinsame Berathung der Lehrer unter einander, einen geordneten zusammenhängenden Unterricht erzwecken. Darum ist unentbehrlich, daß einem kenntnißvollen, durch vieljährige Erfahrung im Lehrfache erprobten Manne die Leitung der Anstalt übertragen, möglichst tüchtige Lehrer ihm zur Seite gestellt werden, ihnen aber auch das nöthige Vertrauen nicht entzogen sey, damit es möglich werde, ihre Aufgabe würdig zu lösen.

Zu der neuen Berathung wurden die Rektoren der beyden hiesigen Gymnasien gezogen, und das Ergebniß war der seiner Zeit viel besprochene Lehrplan von 1829. Ist es auch unrecht, das Resultat einer solchen Commission dem einen Mitgliede vorzüglich zuzuschreiben, so darf doch sicher behauptet werden, daß bey gleicher Gesinnung aller, Fröhlich, der durch seine pädagogische Kenntniß jeden Vorschlag überzeugend begründen, jeden Einwand beseitigen konnte, dabey eine entscheidende Stimme führte [2]).

Glaubte vordem sich jeder durch den Besuch der Schule zum weitern Vorrücken berechtigt, so wurden jetzt, und die übergroße Zahl der sich Meldenden allein schon schien dieses zu rechtfertigen, die Anforderungen an die Schüler gesteigert, ein mehr methodischer Unterricht auf der herkömmlich überlieferten Grundlage der alten Sprachen in Verbindung mit der Muttersprache, der Geschichte, Mathematik und Religion gegründet, um Herz und Verstand zu bilden, sollte strenge eingehalten werden, und nur wer diesen Anforderungen genüge, in die nächst höhere Classe vorrücken dürfen; wenn die Schüler im allgemeinen verhältnißmäßig wenig Kenntniß und Eifer zum Studium zur Universität brachten, so sollte das Gymnasium jetzt für alle eine wahre geistige Uebungsschule dadurch werden, daß sie nach Ueberwindung der sprachlichen Schwierigkeiten in der la-

2) Thiersch Ueber gelehrte Schulen III. 359. „Die meisten und wesentlichsten Bestimmungen (des Planes) wird man den Ansichten entsprechend finden, welche der erste Theil dieser Schrift darlegt und schirmt, und ich trage kein Bedenken, sie als die meinigen in Anspruch zu nehmen, weit entfernt übrigens sie als mein Eigenthum anzusehen . . . Ebenso wenig wird Schelling oder Fröhlich Bedenken tragen, sie als sein Eigenthum zu betrachten. Jeder hat sie, so weit er ihnen huldigt, unabhängig von mir, sich aus dem, was er an sich und durch sich erfahren hat, herangebildet und mit mir an ihnen vollkommen gleiches Recht."

teinischen Schule nicht einen kleinen abgerissenen Theil, sondern ein ganzes zusammenhängendes, und damit den Geist eines Autors kennen lernen, durch das Studium der Vorzeit am Edlen und Schönen als solchem Freude empfinden und ihrem Herzen tief einprägen, wie ideales Streben den Menschen als Vorbild des Handelns stets begleiten müsse, daß sie Liebe und Begeisterung zum Studium mit zur Hochschule bringen würden.

Solche Gedanken liegen dem Plane von 1829 zu Grunde, um aber diesen Zweck zu erreichen, schien es nöthig, für tüchtige Lehrer und deren bessere Stellung zu sorgen; es wurde bestimmt, daß der Gehalt der Gymnasialprofessoren mit 700 fl. beginne, nach fünf Jahren auf 1000 fl., nach neuen fünf Jahren auf 1200, und nach 15 Jahren von der Anstellung auf 1500 fl. erhöht werde; das königliche Wort, welches dem Schulplane die Genehmigung ertheilt, erwartet von dem Lehrerstande, dem durch die beabsichtigte Verbesserung seiner äußeren Verhältnisse ein neuer Beweis wohlwollender Würdigung seines wichtigen Berufes gegeben sey, die bereiteste Befolgung der neuen Anordnungen. Dieselben Zusagen hatte schon der Plan von 1824 gegeben.

Ein Jahr wurde nach diesem Plane gelehrt und der Erfolg versprach vorzügliches Gedeihen, aber die Mittelmäßigkeit fühlte sich gewaltig aus ihrer behaglichen Ruhe aufgescheucht, sprach von übertriebenen Anforderungen an die Jugend, und die Bestimmung, daß für jedes geringere Amt das Absolutorium des Gymnasiums verlangt wird, unterstützte die Klage; anderseits fanden sich die Freunde der Naturwissenschaften gekränkt, daß diese nicht berücksichtigt worden sind, und Oken entwarf in einem Aufsatze einen neuen Plan, der Alles umfassen sollte. Es fehlte nicht an Vertheidigern des Alten; Fröhlich selbst hat in einer besonderen Schrift das Oken'sche Verfahren entschieden zurückgewiesen und dargethan, daß Zöglinge einer solchen Schule zwar im Kreise geselliger Unterhaltung sich zu bewegen und von allem zu sprechen verstünden, aber gründlicher Kenntnisse so wie des wissenschaftlichen Strebens überhaupt bar wären [3]).

Nach Jahresfrist wurde eine neue Commission ernannt und der Plan von 1829 in die Schulordnung von 1830 verwandelt, welche den Freunden der Naturwissenschaften ebenso wenig genügte, denn auch hier blieben diese übergangen, aber auch die Masse nicht befriedigte, weil ihr noch immer zu viel gefordert wurde. Eine ausführliche, in das einzelne eingehende scharfe Prüfung aller Bestimmungen gegenüber denen des früheren Planes hat Fröhlich in seinen Papieren zurückgelassen. Am bedenklichsten schien die neue Ordnung den Lehrern selbst; die zugesagte Verbesserung der äußeren Verhältnisse war in diesem Plane nicht zu finden, er erschien ohne eine Bestimmung über die Lehrerbesoldungen.

Diese Ordnung gilt dem Namen nach noch jetzt, erhielt aber 1834 bedeutende Modifikationen, welche seit dem Jahre 1837 selbst wieder so vielen Aenderungen und Zusätzen unterworfen waren, daß einer der vorzüglichsten Schulmänner Bayerns sich nicht mehr zurecht finden konnte, und sein Amt, das er 22 Jahre mit dem besten Erfolge und zur größten Zufriedenheit verwaltet hatte, aufgab, nicht ohne eine Darstellung zurückzulassen, welche den Freunden des Schulwesens auch noch in später Zukunft eine unerwünschte Belehrung geben wird.

Der Schulplan von 1829 ist vergessen, aber sein Geist, der uralt ist und nicht erst von jenem Jahre her, ist nicht untergegangen, er lebt noch und wird leben in dem Herzen eines jeden tüchtigen Schulmannes, der seine Schüler möglichst zu bilden, und ohne von jenem Plane etwas zu wissen, das dort gesteckte Ziel zu erreichen suchen wird; aber daß die Thätigkeit dieser vereinzelt dasteht, daß dem gemeinsamen gleichen Wirken aller Lehrer viele Hemmungen entgegenstehen, dadurch wird in den Schulen nicht geleistet, was geleistet werden soll.

Fröhlich lebte ganz seiner Anstalt. Jeder würdige Schüler fand die möglichste Unterstützung, und an den nöthigen väterlichen Ermahnungen ließ er es nie fehlen; wie er nicht säumte, seine Lehren auf

3) Fröhlich's Name liegt in dem angeblichen Verfasser der Schrift: Ueber die Aufnahme der Naturwissenschaften in den bayer'schen Schulplan, wider den Hrn. Hofrath Oken von J. Chr. Höfl. München 1830.

etwaige Mißgriffe gegen die pädagogische Klugheit, wie sie auf diesem Gebiete leicht vorkommen, aufmerksam zu machen, so wußte er sie gegen falsche Anschuldigungen bey den höheren Behörden auf das kräftigste in Schutz zu nehmen, er hatte alle ihre Vorzüge und Mängel scharf wie Keiner durchschaut, und während er jene schätzte, war er gegen diese nicht blind. Bey den gemeinsamen Berathungen über Schulangelegenheiten vorzüglich zeigte sich sein hervorragender Geist, er war uns allen, wie an Alter und Erfahrung, so an Einsicht und Kenntniß weit überlegen und wußte seine Meinung stets durch überzeugende Gründe zu vertreten, dabey war er immer bescheiden und ließ uns schwächern nie sein Uebergewicht fühlen; daher aber auch die ungeheuchelte wahre Liebe und Achtung, die alle Lehrer gegen ihn trugen, die sonst so seltene Eintracht zwischen den Collegen und ihrem Vorstande.

Daß er als Rektor der größten Anstalt des Landes an dem Erscheinen so vieler Verordnungen, welche einzuhalten und auszugleichen selbst sein Scharfsinn nicht hinreichte, wenig Freude empfand, bedarf keiner Erwähnung, aber er that, was allein zu thun war; er wies das nachtheilige in der Ausführung nach, erbat sich in zweifelhaften Fällen Auskunft, und suchte mit steter Rücksicht auf das, was das Wohl der Schule forderte, von den Verordnungen die möglichst beste Anwendung zu machen. Er hatte eine sehr schwierige Stellung. Während das neue Gymnasium aus dem k. Erziehungsinstitute besteht, von den Zöglingen der k. Pagerie besucht wird, welche beyde unter besonderer Aufsicht stehen, und von den Stadtschülern nur solche aufnimmt, welche ihm genehm sind, bildet sich das alte Gymnasium vorzüglich aus den Jünglingen, welche vom Lande kommen und, sich selbst überlassen, der häuslichen Aufsicht entbehren. Erwägt man die Verlockungen der großen Stadt, die Sucht der Schüler, was den Studirenden der Universität gestattet ist, schon jetzt sich anzueignen, die gänzlich unzureichenden Mittel der Anstalt, dagegen zu wirken, so wird man gestehen, daß der Rektor des alten Gymnasiums eine nicht beneidenswerthe Stellung besitze, und zu entschuldigen sey, wenn es ihm weniger als dem einer andern Anstalt gelingen sollte, die Disciplin in ihrer erforderlichen Strenge aufrecht zu erhalten.

Dennoch wurde die Ordnung aller Schwierigkeiten ungeachtet lange aufrecht gehalten, allmählig aber wurde sie immer lockerer und damit minderte sich zugleich der Eifer des Lernens. Fröhlich war zu ehrlich, um gegen die Schüler selbst nachsichtiger zu seyn, oder den Zustand seiner Anstalt andern zu verheimlichen. Die Ursachen liegen theilweise in Zeitumständen, welche zu heben vielleicht jetzt nicht gegeben ist, und welche die Zeit, die sie gebracht hat, auch wieder entfernen wird; aber sie liegen noch anderswo, und die Wichtigkeit des Gegenstandes gebietet, sie nicht zu verschweigen, damit baldige Abhilfe nicht lange ausbleibe; es handelt sich nicht um das alte Gymnasium allein, sondern um alle Anstalten des Landes.

Nicht der Rektor, der mit Betrübniß den Verfall herankommen sah, und Alles, was er vermochte, zur Abwehr that, nicht die Professoren kann der Vorwurf einer Vernachlässigung treffen. Kam auch die versprochene Besoldungsverbesserung nicht zur Ausführung, wurden die Direktiven vom 14. May 1832 durch das Rescript vom 20. April 1838 aufgehoben und damit jede Hoffnung auf Verbesserung vernichtet, die Lehrer haben sicher im Ganzen ihre Pflicht erfüllt, und werden sie auch in Zukunft erfüllen; der Verfall der Disciplin ist dadurch entstanden, daß dem Rektor und dessen Lehrerpersonale die Vollmacht, wo es nöthig ist, mit Ernst einzuschreiten, entzogen und auf andere ferne stehende Personen übertragen ist. Von dieser Zeit an wurde es unmöglich, Zucht und Ordnung gebührend zu erhalten und das Ansehen schwand mehr und mehr.

Immer wurde früher dem Rectorate der Einfluß zugestanden, die der Anstalt verderblichen Schüler zum Wohle der übrigen entfernen zu können. Der Plan von 1829 verpflichtet den Lehrer bey Zeichen unbesiegbarer Rohheit, Unsittlichkeit und Trägheit an einem Schüler diesen nach eingeholter Zustimmung des Rectors von der Schule unnachsichtlich zu entfernen; noch die Vollzugsinstructionen von 1834 gewähren dasselbe und lassen keine Berufung gegen die von dem Lehrerrathe einstimmig beschlossene Dimission zu. Dagegen wurde bald darauf noch in demselben Jahre diese Befugniß dem Rectorate genommen und verordnet, daß die sämmtlichen Ver-

teinischen Schule nicht einen kleinen abgerissenen Theil, sondern ein ganzes zusammenhängendes, und damit den Geist eines Autors kennen lernen, durch das Studium der Vorzeit am Edlen und Schönen als solchem Freude empfinden und ihrem Herzen tief einprägen, wie ideales Streben den Menschen als Vorbild des Handelns stets begleiten müsse, daß sie Liebe und Begeisterung zum Studium mit zur Hochschule bringen würden.

Solche Gedanken liegen dem Plane von 1829 zu Grunde, um aber diesen Zweck zu erreichen, schien es nöthig, für tüchtige Lehrer und deren bessere Stellung zu sorgen; es wurde bestimmt, daß der Gehalt der Gymnasialprofessoren mit 700 fl. beginne, nach fünf Jahren auf 1000 fl., nach neuen fünf Jahren auf 1200, und nach 15 Jahren von der Anstellung auf 1500 fl. erhöht werde; das königliche Wort, welches dem Schulplane die Genehmigung ertheilt, erwartet von dem Lehrerstande, dem durch die beabsichtigte Verbesserung seiner äußeren Verhältnisse ein neuer Beweis wohlwollender Würdigung seines wichtigen Berufes gegeben sey, die bereiteste Befolgung der neuen Anordnungen. Dieselben Zusagen hatte schon der Plan von 1824 gegeben.

Ein Jahr wurde nach diesem Plane gelehrt und der Erfolg versprach vorzügliches Gedeihen, aber die Mittelmäßigkeit fühlte sich gewaltig aus ihrer behaglichen Ruhe aufgescheucht, sprach von übertriebenen Anforderungen an die Jugend, und die Bestimmung, daß für jedes geringere Amt das Absolutorium des Gymnasiums verlangt wird, unterstützte die Klage; anderseits fanden sich die Freunde der Naturwissenschaften gekränkt, daß diese nicht berücksichtigt worden sind, und Oken entwarf in einem Aufsatze einen neuen Plan, der Alles umfassen sollte. Es fehlte nicht an Vertheidigern des Alten; Fröhlich selbst hat in einer besonderen Schrift das Oken'sche Verfahren entschieden zurückgewiesen und dargethan, daß Zöglinge einer solchen Schule zwar im Kreise geselliger Unterhaltung sich zu bewegen und von allem zu sprechen verstünden, aber gründlicher Kenntnisse so wie des wissenschaftlichen Strebens überhaupt bar wären [3]).

Nach Jahresfrist wurde eine neue Commission ernannt und der Plan von 1829 in die Schulordnung von 1830 verwandelt, welche den Freunden der Naturwissenschaften ebenso wenig genügte, denn auch hier blieben diese übergangen, aber auch die Masse nicht befriedigte, weil ihr noch immer zu viel gefordert wurde. Eine ausführliche, in das einzelne eingehende scharfe Prüfung aller Bestimmungen gegenüber denen des früheren Planes hat Fröhlich in seinen Papieren zurückgelassen. Am bedenklichsten schien die neue Ordnung den Lehrern selbst; die zugesagte Verbesserung der äußeren Verhältnisse war in diesem Plane nicht zu finden, er erschien ohne eine Bestimmung über die Lehrerbesoldungen.

Diese Ordnung gilt dem Namen nach noch jetzt, erhielt aber 1834 bedeutende Modifikationen, welche seit dem Jahre 1837 selbst wieder so vielen Aenderungen und Zusätzen unterworfen waren, daß einer der vorzüglichsten Schulmänner Bayerns sich nicht mehr zurecht finden konnte, und sein Amt, das er 22 Jahre mit dem besten Erfolge und zur größten Zufriedenheit verwaltet hatte, aufgab, nicht ohne eine Darstellung zurückzulassen, welche den Freunden des Schulwesens auch noch in später Zukunft eine unerwünschte Belehrung geben wird.

Der Schulplan von 1829 ist vergessen, aber sein Geist, der uralt ist und nicht erst von jenem Jahre her, ist nicht untergegangen, er lebt noch und wird leben in dem Herzen eines jeden tüchtigen Schulmannes, der seine Schüler möglichst zu bilden, und ohne von jenem Plane etwas zu wissen, das dort gesteckte Ziel zu erreichen suchen wird; aber daß die Thätigkeit dieser vereinzelt dasteht, daß dem gemeinsamen gleichen Wirken aller Lehrer viele Hemmungen entgegenstehen, dadurch wird in den Schulen nicht geleistet, was geleistet werden soll.

Fröhlich lebte ganz seiner Anstalt. Jeder würdige Schüler fand die möglichste Unterstützung, und an den nöthigen väterlichen Ermahnungen ließ er es nie fehlen; wie er nicht säumte, seine Lehren auf

3) Fröhlich's Name liegt in dem angeblichen Verfasser der Schrift: Ueber die Aufnahme der Naturwissenschaften in den bayer'schen Schulplan, wider den Hrn. Hofrath Oken von J. Chr. Höfl. München 1830.

etwaige Mißgriffe gegen die pädagogische Klugheit, wie sie auf diesem Gebiete leicht vorkommen, aufmerksam zu machen, so wußte er sie gegen falsche Anschuldigungen bey den höheren Behörden auf das kräftigste in Schutz zu nehmen, er hatte alle ihre Vorzüge und Mängel scharf wie Keiner durchschaut, und während er jene schätzte, war er gegen diese nicht blind. Bey den gemeinsamen Berathungen über Schulangelegenheiten vorzüglich zeigte sich sein hervorragender Geist, er war uns allen, wie an Alter und Erfahrung, so an Einsicht und Kenntniß weit überlegen und wußte seine Meinung stets durch überzeugende Gründe zu vertreten, dabey war er immer bescheiden und ließ uns schwächern nie sein Uebergewicht fühlen; daher aber auch die ungeheuchelte wahre Liebe und Achtung, die alle Lehrer gegen ihn trugen, die sonst so seltene Eintracht zwischen den Collegen und ihrem Vorstande.

Daß er als Rektor der größten Anstalt des Landes an dem Erscheinen so vieler Verordnungen, welche einzuhalten und auszugleichen selbst sein Scharfsinn nicht hinreichte, wenig Freude empfand, bedarf keiner Erwähnung, aber er that, was allein zu thun war; er wies das nachtheilige in der Ausführung nach, erbat sich in zweifelhaften Fällen Auskunft, und suchte mit steter Rücksicht auf das, was das Wohl der Schule forderte, von den Verordnungen die möglichst beste Anwendung zu machen. Er hatte eine sehr schwierige Stellung. Während das neue Gymnasium aus dem k. Erziehungsinstitute besteht, von den Zöglingen der k. Pagerie besucht wird, welche beyde unter besonderer Aufsicht stehen, und von den Stadtschülern nur solche aufnimmt, welche ihm genehm sind, bildet sich das alte Gymnasium vorzüglich aus den Jünglingen, welche vom Lande kommen und, sich selbst überlassen, der häuslichen Aufsicht entbehren. Erwägt man die Verlockungen der großen Stadt, die Sucht der Schüler, was den Studirenden der Universität gestattet ist, schon jetzt sich anzueignen, die gänzlich unzureichenden Mittel der Anstalt, dagegen zu wirken, so wird man gestehen, daß der Rektor des alten Gymnasiums eine nicht beneidenswerthe Stellung besitze, und zu entschuldigen sey, wenn es ihm weniger als dem einer andern Anstalt gelingen sollte, die Disciplin in ihrer erforderlichen Strenge aufrecht zu erhalten.

Dennoch wurde die Ordnung aller Schwierigkeiten ungeachtet lange aufrecht gehalten, allmählig aber wurde sie immer lockerer und damit minderte sich zugleich der Eifer des Lernens. Fröhlich war zu ehrlich, um gegen die Schüler selbst nachsichtiger zu seyn, oder den Zustand seiner Anstalt andern zu verheimlichen. Die Ursachen liegen theilweise in Zeitumständen, welche zu heben vielleicht jetzt nicht gegeben ist, und welche die Zeit, die sie gebracht hat, auch wieder entfernen wird; aber sie liegen noch anderswo, und die Wichtigkeit des Gegenstandes gebietet, sie nicht zu verschweigen, damit baldige Abhilfe nicht lange ausbleibe; es handelt sich nicht um das alte Gymnasium allein, sondern um alle Anstalten des Landes.

Nicht der Rektor, der mit Betrübniß den Verfall herankommen sah, und Alles, was er vermochte, zur Abwehr that, nicht die Professoren kann der Vorwurf einer Vernachlässigung treffen. Kam auch die versprochene Besoldungsverbesserung nicht zur Ausführung, wurden die Direktiven vom 14. May 1832 durch das Rescript vom 20. April 1838 aufgehoben und damit jede Hoffnung auf Verbesserung vernichtet, die Lehrer haben sicher im Ganzen ihre Pflicht erfüllt, und werden sie auch in Zukunft erfüllen; der Verfall der Disciplin ist dadurch entstanden, daß dem Rektor und dessen Lehrerpersonale die Vollmacht, wo es nöthig ist, mit Ernst einzuschreiten, entzogen und auf andere ferne stehende Personen übertragen ist. Von dieser Zeit an wurde es unmöglich, Zucht und Ordnung gebührend zu erhalten und das Ansehen schwand mehr und mehr.

Immer wurde früher dem Rectorate der Einfluß zugestanden, die der Anstalt verderblichen Schüler zum Wohle der übrigen entfernen zu können. Der Plan von 1829 verpflichtet den Lehrer bey Zeichen unbesiegbarer Rohheit, Unsittlichkeit und Trägheit an einem Schüler diesen nach eingeholter Zustimmung des Rectors von der Schule unnachsichtlich zu entfernen; noch die Vollzugsinstructionen von 1834 gewähren dasselbe und lassen keine Berufung gegen die von dem Lehrerrathe einstimmig beschlossene Dimission zu. Dagegen wurde bald darauf noch in demselben Jahre diese Befugniß dem Rectorate genommen und verordnet, daß die sämmtlichen Ver-

handlungen über die Dimission eines Schülers dem k. Regierungscommissäre — dem k. Polizeydirector in München, dem Stadtcommissär, Land- oder Herrschaftsrichter des Ortes, wo ein Lyceum, Gymnasium oder lateinische Schule sich befindet — vorzulegen seyen, der die rechtlichen Gründe zur Entlassung zu untersuchen habe, und erst seine Zustimmung gebe dem Lehrerbeschluße Gültigkeit, doch stehe dem betheiligten Schüler der Recurs an das k. Präsidium offen.

Jeder weiß, daß in einer Schule anfangs nur wenige sind, welche störend auf die übrigen wirken; werden diese eingeschränkt oder nöthigenfalls entfernt, so wird die Ordnung leicht erhalten. Die Furcht jeden Augenblick ausgewiesen zu werden, hält von allem Ungeziemenden zurück, die Ueberzeugung dagegen, daß man ihm nichts anhaben könne, steigert die Bequemlichkeit des Schülers und reizt den jugendlichen Muthwillen. Man täusche sich nicht; der Verfall der Schulen wäre nicht in diesem Grade gekommen, hätte man die Autonomie der Rectorate nicht gänzlich gebrochen; ohne Herstellung der frühern Autorität ist eine Besserung nicht zu hoffen; selbst mit ihr wird, wie es jetzt steht, die frühere Disciplin nicht sogleich wiederkehren, sie ist aber jedenfalls der erste unentbehrliche Schritt zu einer bessern Gestaltung.

Die Errichtung der Universitäts-Commissäre, welche dafür zu wachen haben, daß kein unfähiger Schüler des Gymnasiums die Universität beziehe, kann durch richtige Anwendung, als wissenschaftliche Controlle der Gymnasien, vortheilhaft werden, ist aber durch die bisherige Ausführung nutzlos gewesen. Die Absendung von noch so ehrenwerthen und gelehrten Männern, aber von verschiedenen Richtungen, welche den jetzigen Anforderungen der Schule längst entfremdet sind, wird nie die erforderliche Zuverlässigkeit geben, und gewiß ist es nicht im Interesse der Schule, wenn an das eine Gymnasium ein Theolog, an das andere ein Philolog, an ein drittes ein Historiker, an ein viertes ein Philosoph oder Mathematiker geschickt wird, es kann nur oberflächliches Lob oder Tadel erfolgen, und wundern dürfte man sich nicht, wenn, falls diese im nächsten Jahre ihre Gymnasien wechselten, selbst entgegengesetzte Berichte über dieselbe sich vollkommen gleich bleibende Anstalt einlaufen würden. Auch die Schule hat ihre sichern und festen Anforderungen, die richtig zu beurtheilen und zu würdigen nicht jeder deßwegen im Stande ist, weil er einst selbst in ihr gesessen und den damaligen Forderungen entsprochen hat. Eine zuverlässige Einsicht von dem Standpunkte jeder einzelnen Schule, ihren Gebrechen und Mitteln sie abzuwehren, wird dann gegeben werden, wenn anerkannt tüchtigen Lehrern, älteren Rectoren — und Fröhlich wäre jedenfalls der tüchtigste und geeignetste gewesen — die Gelegenheit gegeben wird, die Schulen genau und nicht vorübergehend zu prüfen; diese haben die beste Einsicht und werden zumeist mit den Lehrern sich zu verständigen wissen.

Die Anordnung dieser Commissäre zum Abiturienten Examen wurde bey ihrem Entstehen von dem Rector und den Professoren des alten Gymnasiums deßhalb mit Freude begrüßt, weil dadurch wie zu erwarten stand, Gelegenheit gegeben war, die Unfähigen zu entfernen, ohne die Schuld des Gehässigen allein tragen zu dürfen. Man ging ehrlich zu Werke und mehrere wurden zurückgewiesen; die Folge aber war, da nicht alle mit derselben Offenheit verfuhren, und die Verschiedenheit der Commissäre keine Gleichheit erzielen ließ, daß man das Gymnasium, an welchem die meisten zurückgewiesen worden sind, als das schwächste hielt, und so wurde es bald Ehrensache sämmtlicher Gymnasien, die Universität immer, wenn möglich mit allen Zöglingen zu beglücken. Es ist lobenswerth, daß den Commissären keine andere Vollmacht gegeben ist, als die ihnen nicht genügenden zu einer weitern Prüfung an die Universität, vorausgesetzt, daß diese dort mit der erforderlichen Genauigkeit gehalten wird, zu verweisen, da sie bey einer so großen Anzahl von Schülern, wie sie die katholischen Gymnasien geben, in so kurzer Zeit kein absolutes Urtheil über Fähigkeit und Unfähigkeit der Schüler gewinnen können.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.
Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Denkrede auf Johann von Gott Fröhlich, Rector am alten Gymnasium.

(Fortsetzung.)

Dieses aber vermögen die Lehrer, welche sie jahrelang unter Aufsicht, und Fleiß und Fähigkeiten zu prüfen täglich Veranlassung hatten; darum soll das Urtheil des Rectors und Lehrerpersonals vorzüglich darüber zu entscheiden haben. Einseitige Berichte aber und am wenigsten Lobeserhebungen der Anstalten von diesen Abgeordneten sind gewiß nicht geeignet, die Gebrechen der Schule kennen zu lernen und zu heben; diese liegen tiefer, als daß sie oberflächlicher Betrachtung leicht zugänglich wären. Anderseits können durch solch einseitige Berichte von Commissären oft die verdientesten Lehrer bey ihren Behörden in falsches Licht gesetzt, ja angeschwärzt werden, und selbst dem gewiß in seiner Sphäre unübertrefflichen Fröhlich ist, wie man erzählt, in den letzten Jahren seines Lebens diese Ehre widerfahren. Jeder Tadel der Art sey offen und gewähre der Rechtfertigung den gebührenden Platz.

Wenn alle Stellen des Gymnasiums mit streng gebildeten Schulmännern, welche Kenntniß und Charakter mit inniger Liebe für die Schule verbinden, besetzt werden — und dieses wird dadurch erleichtert, weil die Candidaten für das höhere Lehramt nicht sogleich in das Gymnasium eintreten, sondern eine jahrelange Probe, eine wahre Feuerprobe an der lateinischen Schule zu bestehen haben, an welcher sie die erforderlichen Eigenschaften in Wirklichkeit darlegen können — wenn dem Rector und einem solch tüchtigen Lehrerpersonal die Vollmacht wiedergegeben wird, die absolut untauglichen entfernen zu können, dann bedarf es auch keiner solchen Prüfungscommissäre, welche in ihrer jetzigen Gestaltung den beabsichtigten Zweck nicht erfüllen und oft selbst nicht wissen, was ein Gymnasium leisten kann und leisten muß.

Daß der Unterricht der Geschichte den Geistlichen ausschließlich übergeben worden, hielt Fröhlich für einen großen pädagogischen Mißgriff, nicht nur, weil diesen dadurch eine größere Last aufgebürdet wurde, sondern weil die weltlichen Lehrer an sich für unfähig gehalten worden Geschichte vorzutragen. Alte Geschichte falle von selbst in den Kreis des Klaßlehrers und er müsse aus den Quellen darüber Aufschluß zu geben wissen, wie es der Geistliche als solcher nie und nimmer vermöge; der eingeschlagene Weg sey zwar der sicherste, die allgemeine Geschichte der mittlern und den Anfang der neuern Zeit in eine Kirchengeschichte zu verwandeln, aber keineswegs heilsam für die Jugend, welche auf der Schule von den religiösen Streitigkeiten vielmehr fern zu halten sey, dagegen die Thatsachen desto fleißiger und genauer zu erlernen habe; den innern Zusammenhang und die Beweggründe im einzelnen nachzuweisen, sey weniger Aufgabe des Gymnasiums als der Universität; die Gründe, warum den Geistlichen der Unterricht in der Geschichte allein übertragen worden, seyen auch den Schülern nicht verborgen, und da Schriften entgegengesetzter Richtung ihnen

leicht zugänglich wären, ja gerade jetzt sie solche zu suchen veranlaßt würden, so sey die Stellung des Lehrers und das Vertrauen zu ihm bedeutend erschwert; diese wie die so vielen die Religion betreffenden Verordnungen würden nicht frommen religiösen Sinn und damit sittlichen Lebenswandel in das jugendliche Herz pflanzen, wohl aber sey zu fürchten, daß sie die entgegengesetzten Wirkungen hervorbringen, Erbitterung und Verstocktheit des jugendlichen Gemüthes, und damit alle bösen Folgen, wenn dieser Schulzwang sein Ende erreicht habe.

Es konnte nicht die Absicht seyn, hier einzelne Verordnungen vom Standpunkte der Schule aus zu betrachten, aber die Wichtigkeit des Gegenstandes erforderte, nachzuweisen wie es stehe und wie es besser werden könne. Die Gymnasien sind die Pflanzschulen der Universitäten und das Wohl dieser hängt von dem Gedeihen jener ab. Wir sind in unserm Schulwesen dahin gekommen, wohin einst die Athenienser mit ihren vielen Gesetzen, und der kluge Rath des Demosthenes, in wenige Worte zusammengefaßt, wird auch auf dem Gebiete des Unterrichts, wenn er befolgt wird, Heil bringen: *νομοθέτας καθίσατε. ἐν δὲ τούτοις τοῖς νομοθέταις μὴ θῆσθε νόμον μηδένα (εἰσὶ γὰρ ἱκανοὶ ὑμῖν), ἀλλὰ τοὺς εἰς τὸ παρὸν βλάπτοντας ὑμᾶς λύσατε.* Nicht neue Verordnungen brauchen wir, man hat seit mehr als anderthalb Decennien des Neuen nur zu viel gegeben, wohl aber Aufhebung aller jener Bestimmungen, welche nachtheilig wirken, und Zurückführung auf den alten einfachen, natürlichen Stand, dann strenges Einhalten dessen, was bestimmt ist, und keine willkürlichen Ausnahmen. Man hat lange genug sich mit den Schulplänen befaßt, möge nun die Aufmerksamkeit auf die Lehrer selbst gerichtet werden. Ein schlechter Lehrer wird, wenn der Plan noch so vortrefflich ist, doch schaden, ein guter auch einen schlechten Plan so ordnen, daß dessen Mängel weniger fühlbar werden. Das Gedeihen der einzelnen Schulen hängt nicht von dem Plane, sondern von der Tüchtigkeit der Lehrer ab; darum wird erfordert, daß diese nicht muthlos ihre Pflicht erfüllen, sondern einer freudigern Zukunft entgegensehend mit inniger Liebe ganz ihrem wichtigen Berufe leben.

Fröhlich hatte zugleich die Aufsicht über die Privatanstalten, wurde den 27. April 1832 zum Kreisscholarchen, den 13. März 1833 zum Schulreferenten der Regierung des Isarkreises ernannt, bat aber, da er die Verbindung beyder Aemter nicht vereinbar hielt, um Enthebung dieser letzteren Stelle (13. März 1833) und lebte ausschließlich seinem Gymnasium, das seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm; kam das Ende des Schuljahres, so hatte er als Vorstand einer Doppelanstalt auch doppelte Mühe; als Rector selbst keine Ferien und nur einmal vor vier Jahren hat er es gewagt, in Begleitung eines jungen philologischen Freundes auf einige Tage eine Fußreise nach Tirol zu machen, auf den Höhen und Bergen die Schulsorgen zu vergessen und neuen Muth zu holen. Den 1. Jäner 1841 wurde er mit dem Ritterkreuze des Verd. Ord. vom heiligen Michael beehrt, aber seine Bescheidenheit erlaubte nicht diese Auszeichnung seinen Verdiensten anzurechnen, er glaubte vielmehr, daß die allerhöchste Gnade seines Königs und dessen wohlwollende Gesinnung sich nun auch dem Schulfache zugewendet und ihn zunächst als den ältesten Rector in der Residenzstadt bedacht habe. 1842 wurde er zum ordentlichen Mitgliede der Akademie gewählt und bestätigt, und besuchte regelmäßig alle Sitzungen seiner Classe, so lange es seine Gesundheit erlaubte, wie er allem Wissenschaftlichen rege Theilnahme bezeigte.

Er hat sich immer einer dauernden Gesundheit erfreut; ein unscheinbares Fußübel fesselte ihn im verflossenen Frühjahre längere Zeit ans Bett und entkräftete ihn; da er statt sich während der Sommermonate eine Erholung zu gönnen, schon aus Mangel eines Assistenten, die Bekümmerniß um die Schule im Herzen tragend, sogleich wieder in sein Amt eintrat, so konnte seine frühere Kraft nicht wiederkehren; die vielfachen Anstrengungen am Schluße des Schuljahres hatten seine jetzt geschwächte Gesundheit nun vollends untergraben, er wurde gefährlich krank; doch folgte mit dem Anfange dieses Jahres sichtbare Besserung, er selbst und seine Freunde hofften volle Genesung, da machte am letzten Januar (im 69. Jahre des Alters) ein unerwarteter Schlagfluß seinem thätigen und segenvollen Leben ein Ende.

Ist die pädagogische Wirksamkeit Fröhlich's eine höchst ersprießliche zu nennen, in welcher er durch Kenntniß, Pflichttreue und Ehrenhaftigkeit sich allgemeine Achtung erworben hat und den Lehrern der Jugend als ein Vorbild gezeigt werden kann, so ist der Gang und die Entwicklung, welche er in seiner Wissenschaft genommen hat, belehrend, und das Resultat seiner Studien in den spätern Arbeiten höchst beachtenswerth.

Fröhlich war von der Natur mit feiner Beobachtungsgabe und einem ungewöhnlichen Scharfsinne ausgestattet, er würde dadurch auch in andern Fächern, in Jurisprudenz, Mathematik, Medicin, sicher eine ausgezeichnete Stellung errungen haben; er dachte klar, alles Schwankende und Zweydeutige war ihm, wie im Leben, so in der Wissenschaft zuwider, er faßte seinen Gegenstand scharf auf, und ruhte nicht eher, als bis er an ein ihn befriedigendes, klares und deutliches Ziel gelangt war. Dabey besaß er ein für alles Edle und Schöne höchst empfängliches Gemüth; kein Wunder also, daß er in den Alten, wie für sein Herz, so in der Art wie er ihre Erkenntniß erringen mußte, für seinen Verstand hinreichende Nahrung fand. Aber Fröhlich hatte sich in seiner Disciplin selbst gebildet, ihm fehlte, was zu einem sichern Gelingen darin unentbehrlich ist, und ohne welchem selbst das größte Talent statt zu befruchten, oft mehr zerstörend wirkt, das was man in der Wissenschaft eine strenge Schule zu nennen pflegt; erst in spätern Jahren, in welchen auch das Verlernen dessen, was man sich angewöhnt hat, schwer wird, nach vielen Versuchen war er zu diesem Bewußtseyn gekommen. Hätte er in seiner Jugend die erforderliche Anleitung bekommen, wie sie heut zu Tage leicht ertheilt wird, wäre es ihm gegönnt gewesen, die dahin einschlägigen unentbehrlichen Studien zu betreiben, er würde im Fache der Kritik seine Zeitgenossen weit übertroffen haben; nicht Talent, nicht Scharfsinn fehlte ihm, wohl aber die Methode, welche seine geistige Kraft zügelte und durch richtige Anwendung vor Abwegen ferne hielt. Seine Stärke lag nicht in der Extension des Wissens, sondern in der Intension desselben, und so suchte er sich zunächst von dem geringen Umfange dessen, was seine Schule forderte, die strengste Rechenschaft zu geben. Hier war gar manches, was Niemanden noch befremdet hatte, seinem regsamen und lebendigen Geiste ungenügend, er fand es bald am Gedankengange, bald am Ausdrucke unrichtig, und wenn er in dem überlieferten Texte sachlich oder sprachlich nicht fand, was er finden zu müssen glaubte, so folgte nach seiner Ansicht von selbst, daß der Autor nicht so, sondern anders geschrieben habe; sein Scharfsinn zeigte ihm das wie; war das neu hergestellte dann äußerlich dem überlieferten auch noch so unähnlich, es befriedigte ihn durch den gewünschten und nun erreichten innern Gedankengang, dadurch daß die gewöhnliche Form des Ausdruckes gewonnen war.

Dieses Princip, das er stets und überall befolgte, war ebenso wahr als falsch, und konnte nicht minder nachtheilig, als heilsam wirken; wahr, weil der Geist der Alten durch eine Klarheit ausgezeichnet ist, welche bey den Neuern selten gefunden wird, und er die scharfe Prüfung nicht scheut, vielmehr fordert; falsch, weil dabey die Verschiedenheit der Autoren selbst unbeachtet blieb, und derselbe Maßstab an alle auf gleiche Art gelegt wurde. Ein Philosoph wird in der Sprache nicht die Concinnität des Ausdruckes suchen, welche der Redner anstreben muß. In einem Programme seines Gymnasiums [4]) hatte Fröhlich unter andern auch Versuche zu einigen Stellen der Annalen des Tacitus mitgetheilt; man könnte deren Richtigkeit großentheils zugestehen, wäre die Kritik an dem durch Gegensätze nach Klarheit und Abrundung ringenden Cicero, nicht an dem die Kürze des Ausdrucks liebenden Tacitus geübt. Anderseits war irrthümlich vorausgesetzt, daß weil die Alten ihren Zeitgenossen klar und deutlich gewesen, sie es überall auch uns seyn müßten, ohne zu erwägen, daß zahllose Zustände des Alterthums, welche kurz berührt oder angedeutet werden, uns unbekannt

4) Verbesserungsvorschläge zu einigen Stellen aus Horatius, Tacitus und Theokritos. Programm. München, 1827. Aus seinen Papieren sieht man, daß er mit Tacitus sich zu beschäftigen, öfter durch die neuen Collationen Baiters auch in der letzten Zeit seines Lebens veranlaßt war. Vgl. Gelehrte Anzeigen 1839. Nr. 81 — 82.

sind und bleiben, und es verwegen wird, weil wir diese nicht kennen und sie uns ungelegen sind, sie zu entfernen. Endlich ist selbst der Sprachschatz des Alterthums uns bey weitem nicht erschöpfend überliefert, um mit Sicherheit überall die Form beanstanden zu können, oder die Berechtigung anzuerkennen, ein nahe liegendes, dem Buchstaben nach nicht ferne stehendes Wort an dessen Stelle zu setzen. Richtet sich ein solch kritisches Talent auf einen Dichter, so ist es zwar durch die Gesetze des Rhythmus und Metrums beschränkt, und hat nicht die Freyheit, die ihm in der ungebundenen Rede zu statten kommt, aber die strenge logische Entwicklung, welche der Verstand fordert, mag nur zu leicht sich an dem dichterischen Gehalte selbst vergreifen und diesen in Prosa umstellen, wie man glaubt, daß der poetische Geist des Horatius durch Bentlei's Ingenium nicht gewonnen, sondern vielmehr verloren habe.

Fröhlich hatte in der Oberclasse die Tragödien des Sophokles zu erklären; diesem vollendeten, tragischen Dichter widmete er seine vorzügliche Aufmerksamkeit, und so lange nicht die Sorge für die Erhaltung einer zahlreichen Familie ihn nöthigte, jede freye Zeit des Tages dem Privatunterrichte zu opfern, konnte er ununterbrochen diesen Studien obliegen. Da entstanden ihm Zweifel, die er von seinem Standpunkte aus nicht zu lösen vermochte, ohne an dem bestehenden Texte gewaltig zu rühren. Die Kritik hat, wie Gottfried Hermann gerade in Beziehung auf die griechischen Tragiker bemerkt, überall drey Perioden; anfangs bey noch beschränkter Kenntniß ihres Stoffes, begnügt sie sich, bloß offenbare und ausgemachte Fehler wegzuschaffen; später, wenn bey zunehmender Bekanntschaft mit denselben sich immer mannigfachere Zweifel und immer verwickeltere Fragen hervorthun, wird nach und nach alles unsicher und problematisch, und neben einigem Unrichtigen, das verbessert wird, wird mehr noch Richtiges verdorben. Endlich erst, wenn das Verworrene geordnet, das Schwankende bestimmt worden, und so die Kenntniß des Stoffes ihrer Vollendung näher rückt, wird das bisherige Verfahren als Vermessenheit erkannt, und es entsteht die Einsicht, daß ungleich Wenigeres in den Schriften der Alten einer Verbesserung als einer verständigen Erklärung bedarf, und nur erst, wenn die Kritik das Verdorbene von dem Unverdorbenen unterscheiden gelernt hat, ist sie daran, ihr Ziel zu erreichen. War Fröhlich weit über die erste Periode hinaus, so hatte er das dritte Stadium noch nicht erlangt, wo die Ansicht in Einsicht übergehen muß; er war ganz in der zweyten befangen, war, ohne es zu wollen, ja ohne es zu wissen, destructiv geworden, und je leichter sein Scharfsinn ihm überall Abhilfe bot, desto mehr mußte er glauben, die einzig richtige Bahn betreten zu haben.

Für den Anfang als Vorübung zum Uebergange in die letzte Stufe waren solche Versuche belehrend genug, ja nothwendig, wie jeder diese Durchgänge an sich selbst erfahren muß, wenn er auf dem Gebiete des Alterthums Bleibendes leisten will; anders aber gestaltete sich die Sache, wenn er damit vor das Publikum treten wollte. Ehe er das wagte, mußte er alle Dramen des Aeschylus und Euripides auf gleiche Art vollständig ausgearbeitet haben, wodurch gar manches von seinen Sophokleischen Studien eine andere Gestalt gewonnen hätte, auch mußten zur Würdigung der Sprache wenigstens alle attischen Autoren gründlich durchgegangen werden, so aber war es ein gewagtes Unternehmen, ohne zu wissen, was die holländische Schule durch Valckenaer, die englische durch Porson, die deutsche durch Hermann für die Tragiker geleistet haben, den Sophokles zu emendiren. Indeß der jugendliche Eifer riß unsern kühnen Autodidacten dahin, den ersten Theil seiner Versuche, den Philoktetes, die Electra und Trachinierinnen enthaltend, in der Art drucken zu lassen, daß dem gewöhnlichen Texte seine eigenen Vermuthungen untergesetzt sind [5]). Die Aufnahme war in Norddeutschland, in welchem damals das Studium der Tragiker vielfach verbreitet war, wie sich erwarten ließ, keine für ihn erfreuliche; Passow deckte in einer Recension schonungslos alle Gebrechen dieses Verfahrens auf, und schloß seine Anzeige

5) Sophokles Tragödien, emendirt und erläutert durch J. v. G. Fröhlich, I. Theil, enthaltend: Philoktetes, Electra, die Trachinierinnen. Sulzbach, 1815. Von dem übrigen ist nur der Text des Aias gedruckt worden.

mit dem doppelten Abdrucke einer Stelle, um anschaulich zu machen, wie gegenüber dem alten Sophokles in Athen der neue Sophokles in Amberg gedichtet und geschrieben habe.

Durch solche Gegenreden fühlte er sich nicht entmuthigt oder widerlegt, höchstens zu größerer Vorsicht aufgefordert, er hatte die Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Ansichten im Ganzen nicht geändert, wenn er auch das Unsichere in Vielem zugestehen mußte. Da er nur darauf ausging, das Wahre zu finden, nicht sich selbst zu zeigen, und seine Forschungen immer von Neuem begann, so hatte er an sich erfahren, wie er das Gefundene wieder preisgeben mußte, wie leicht daher der Autor sich in seinen Interpreten verwandle.

Obschon er mit richtigem Takte, wie von seiner pädagogischen Einsicht zu erwarten stand, im Unterrichte jede Kritik des Textes als etwas über die Forderung der Schule hinausgehendes ferne hielt, und sich nur auf die nöthige Exegese beschränkte, so hatte er doch acht Jahre später, als er zwey Hefte kritischer Versuche über schwierige Stellen des Oedipus auf Kolonos, nach seiner Art behandelte, bekannt machte [6]), diese „seinen geliebten Schülern und allen Studirenden der höhern Classen vaterländischer Studienanstalten gewidmet;“ er traute dem Zunftwesen der Philologen nicht, die in ihrer Hyperorthodoxie für die Handschriften an den Buchstaben klebten, den Geist zu fassen entweder sich nicht getrauten oder nicht vermochten, und wandte sich an die lautere Jugend, welcher er durch sein Beyspiel, worin sie ernstliches und unbefangenes Streben nach gründlicher Einsicht erkennen solle, nützlich zu werden wünschte; nicht blindlings annehmen, sondern selbst prüfen und untersuchen sollten die Jünglinge, welche tiefer einzudringen sich berufen fühlten. Sind die Tragödien des Sophokles auch nicht in der Reinheit erhalten, wie man gewöhnlich glaubt, so sind sie ebenso gewiß nicht in dem Grade verfälscht, wie Fröhlich darzuthun suchte.

Ein Freund Fröhlichs, der dessen kritischen Scharfsinn bewunderte und nicht selten in eigener Rathlosigkeit und Dürre aus dessen reichhaltigem Borne schöpfte, wenn auch das Dargebotene, um völlig genießbar zu werden, noch mancher Läuterung bedurfte, suchte ihn von der Nothwendigkeit eines strengen methodischen Verfahrens zu überzeugen, und seine Divinationsgabe durch besondere Beachtung der diplomatischen Kritik, auf welche er bis dahin keinen Werth gelegt hatte, in die engen aber unentbehrlichen Schranken, so weit möglich zu bringen. Unterredungen führten wenig zum Ziele, hatte er auch theoretisch die Richtigkeit dessen zugegeben, in der Anwendung kehrte die alte Ungebundenheit seines Geistes und mit ihr alle frühere Unsicherheit wieder. Er mußte durch augenscheinliche Beweise die Ueberzeugung gewinnen, daß ohne feste Principien und genaue Einschränkung in der Conjecturalkritik alles Verfahren gefährdet sey, und selbst der glänzendste Scharfsinn es nur dem Zufalle danke, wenn er das Richtige treffe.

Nichts schien, ihm diese Nothwendigkeit aufzudringen, mehr geeignet, als ihn auf die in den Inschriften erhaltenen Gedichte hinzuweisen. Hier hatte er nicht eine Copie späterer Jahrhunderte, dessen Inhalt im Laufe von fast zwey Jahrtausend durch viele Hände gegangen und darum vielfacher, zufälliger und absichtlicher Fälschung ausgesetzt, *möglicherweise* eine der ursprünglichen fast unkenntliche Gestalt angenommen hatte; hier konnte er nicht, was er so gerne that, sein geistreiches Spiel treiben, und demonstriren, wie aus dem von ihm gefundenen, vermeintlich Ursprünglichen die Corruption diese und jene Gestalt bekommen habe, bis sie in das Vorhandene übergegangen sey. Es lag die unmittelbare Abschrift des Originals vom Steine selbst vor, wenn auch in einzelnen Zügen unsicher und verwischt, doch im Ganzen unantastbar; sein Scharfsinn war genöthigt, sich nur auf dieses wenige Unsichere zu werfen, alles Andere aber als vollkommen bewährt anzuerkennen, aus diesem sicher Gegebenen durch Denkkraft das Unbekannte aufzufinden; er konnte nicht abirren; denn die Bahn, auf welcher er wandeln mußte, war ihm vorgeschrieben, um auch da, wo diese ausging oder unkenntlich wurde, den verlassenen Weg aufzuspüren; nicht so wie bey den Autoren, in welchen er bisher gegen den überlieferten, oft schon interpolirten Text, ohne zu wis-

6) Kritische Versuche über Sophokles Tragödien, von Joh. v. G. Fröhlich. I. Heft, München, Finsterlin 1823. II. Heft, 1824.

sen und zu suchen, wie dieser entstanden war, seine Bedenken geltend machte, dem sich zunächst darbietenden Gedanken hingab, diesen mit aller Gewalt dem Autor aufzudringen suchte, und um dieses zu erreichen, die Worte gewaltig zu ändern sich nicht scheute.

Dieses wirkte; einige Gedichte von Böckh's Corpus Inscriptionum zur Lösung und besserer Herstellung, als bis dahin gelungen war, ihm vorgelegt — und bald war Welker's Sylloge der griechischen Epigramme auf Jahre hin sein Lieblingsbuch geworden. Was er davon bekannt gemacht hat, ist zwar nur wenig [7]) — manches ist unter seinen Papieren erhalten — aber ganz gediegen, und zeigt, welche schöne Aufschlüße man seinem Scharfsinne zu danken hatte, wenn dieser den rechren Weg betrat.

Hatte er sich nun auch auf diesem Gebiete nicht ohne Glück geübt, so war der Gewinn für die kritische Behandlung der Autoren selbst noch weit größer. Er hatte durch das Studium mit den Inschriften thatsächlich die vollste Ueberzeugung gewonnen, daß von einer erfolgreichen Ausübung der Kritik nur dann die Rede seyn könne, wenn — abgesehen von dem, was seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften geleistet worden ist — der Zustand des bestehenden Textes eines Autors so weit als möglich hinauf verfolgt ist, wenn die ältesten und besten vorhandenen Manuscripte genau verglichen vorliegen; dadurch werde das Sichere von dem Unsichern ausgeschieden, und letzteres auf gleiche Art mit Hilfe des ersteren erkannt.

So war Fröhlich nach jahrelangen, oft fruchtlosen Versuchen endlich da angekommen, wovon er hätte ausgehen sollen, und wovon die Kritik, wenn sie einigermassen ihren Zweck erreichen will, ausgehen muß; seine Arbeiten aus dieser Periode tragen daher einen ganz andern Charakter, als die frühern, und wenn einen furchtsamen und minder geisteskräftigen, als er gewesen ist, noch manches an seine frühere Zeit erinnert und viel zu kühn scheint, so ist doch Alles schon deßwegen beachtenswerth, weil er, auf dem richtigen Wege wandelnd, stets neue Anhaltspunkte gewährt, durch welche das Wahre leichter zu finden ist. Jetzt arbeitete er, weil mit ungleich besserem Erfolge, wie er selbst erkannte, auch um so eifriger, und sein Nachlaß lehrt, daß ihm nichts von dem, was seine Freunde ihm mittheilten, oder er selbst in Programmen und Zeitschriften Bedeutendes fand, gleichgiltig war, überall versuchte er seine eigene Kraft, wenn ihm, was andere gegeben hatten, nicht gelungen schien.

Die gelehrten Anzeigen der Akademie der Wissenschaften haben schon öfter kundige Männer veranlaßt, ihr Schweigen zu brechen und sich in denselben auszusprechen; in unserm Lande arbeitet noch mancher im Stillen mit Eifer, eilt nicht, was er gefunden zu haben glaubt, sogleich öffentlich feil zu bieten, forscht weiter und überläßt das Glück bekannt zu werden, gerne andern, die ruhmbegieriger sind. Was Jos. Kopp seit Errichtung dieser Jahrbücher bis zu seinem Ableben auf dem Gebiete der Philosophie und Sprachenkunde dort mitgetheilt hat, ist eine Zierde, wie sie in neuerer Zeit kein Blatt dieser Art aufzuzeigen hat; ohne sie wäre er so schweigsam wie vordem geblieben. Eben so Fröhlich, den seine Freunde immer drängen mußten, um ihm etwas abzuringen, und hatte er auch manchmal Lust, so hinderten ihn Amtsgeschäfte, das gewünschte in der Form zu geben, welche er wollte; nie aber ruhte er im Studium selbst.

Bald nachher wurde er veranlaßt — gerne suchte er allen an ihn ergangenen Anforderungen zu genügen, und was andern nicht gelungen war, mit besserm Glücke zu verfolgen — die Gedichte des Valerius Catullus und die neuern Versuche zu denselben einer strengen Prüfung zu unterwerfen, das Wahre von dem Falschen auszuscheiden und eigene Kraft an diesen denkwürdigen Ueberresten des Alterthums zu erproben. Dieß schien ein seiner Forschungsgabe würdiges Unternehmen, bey welchem er nach den gemachten Erfahrungen die früheren Fehler meiden, den Dichter aber wesentlich fördern konnte. Alle jetzt vorhandenen Handschriften des Catullus

7) Ueber einige griechische Inschriften: Jahrbücher der Philologie, Archiv. 1839. V. Supplementb. III. Heft p. 325 — 41. Vgl. M. Gel. Anzeigen 1847 p. 1007.

stammen aus einem im vierzehnten Jahrhunderte gefundenen, nun verlornen Codex, und sind so verstümmelt, daß es nicht geringe Mühe erfordert, auch nur einige Gedanken im Zusammenhange zu finden. Geistreiche Italiener, welche den Werth der herrlichen Poesie des Catullus, der Kraft mit Anmuth wie Wenige zu vereinigen versteht, würdigten, haben diese verständlich gemacht, bey vielem Richtigen aber mehreres Willkürliche, kritisch Unhaltbare eingesetzt, anderes als unheilbar unberührt gelassen. Es ist das Verdienst vorzüglich C. Lachmann's, in den Text, wo nicht die Itali entschieden das Wahre aufgefunden, die ursprüngliche Gestalt der Handschriften zurückgeführt zu haben, um aus den verdorbenen, oft unkenntlichen Spuren das Richtige zu entdecken.

Hätte nun Fröhlich sich nach seiner früheren Art mit Catullus beschäftigt, und wie er sonst zu thun pflegte, die Zweybrücker Ausgabe zu Grunde gelegt, so würde er ohne Zweifel auch so viel Scharfsinniges, aber sicher wenig oder nichts Haltbares gegeben haben, weil er den Sitz des Uebels, die durch Interpolation verdeckten Corruptelen nicht kannte, und demnach gewöhnlich fehlgreifen mußte, Lachmann aber, der die Varianten von zwey den relativ besten Handschriften mitgetheilt hatte, zeigte ihm den ursprünglich überlieferten, deplorabilen Zustand des Dichters und nun konnte er mit seinem Talente erfolgreich an die Herstellung dieser Gedichte gehen; er stand jetzt auf gleicher Linie mit den Itali, aber er hat seine Aufgabe schärfer und consequenter durchgeführt. Daß es auch hier nicht an kühnen Griffen fehlen kann, ist einleuchtend, aber gar vieles ist, was ohne Widerrede gebilligt werden muß, anderes, was sorgsame Prüfung nicht verwerfen wird, wieder anderes, wozu er die Anleitung und nachfolgenden Forschern zum Auffinden des Richtigen die Möglichkeit gegeben hat. Was er in einer Beurtheilung der schönen Quaestiones Catullianae von M. Haupt, dann in den Sitzungen der Akademie mitgetheilt hat [8]), kann zu dem Vorzüglichsten, was zu Catullus geleistet worden ist, gezählt werden, sind aber nur einzelne Proben; er hat viele Jahre diesem Dichter gewidmet, und in seinem Nachlaß findet sich ein vollständig ausgearbeitetes Heft, in welchem er das Ergebniß seiner Forschungen für sämmtliche Gedichte des Catullus niedergelegt hat. Wie sehr er von der Bedeutung und Wichtigkeit dieser seiner philologischen Studien überzeugt war, spricht klar folgende in seinen Papieren enthaltene Aeußerung aus:

„Möchte es uns, wie wir wünschen, in diesen über Catullus gemachten Studien gelungen seyn, thatsächlich gezeigt zu haben, was und wie zur Herstellung reiner Texte durch Conjecturalkritik gewirkt werden dürfe und könne! Gewiß ist, daß alle Handschriften aus alten Jahrhunderten noch mehr oder weniger Fehler und Mängel enthalten, denen entweder gar nicht oder nur durch vernünftig geübte Conjecturalkritik abgeholfen werden kann. Darum bekämpfe man den Mißbrauch und jegliche über Gebühr sich ausdehnende Anmassung dieser Art von Kritik, berichtige man jeden Mißgriff, den sie zu machen nach Natur der Sache kaum oder gar nicht vermeiden kann: nur lasse man sie selbst unangefochten in ihrem uralten Recht und Besitze bestehen, damit sie uns — was bey stets neu wiederholten Versuchen, sofern diese nicht als bloßes Spiel jugendlicher Vorübung, sondern der Wichtigkeit der Sache gemäß mit Besonnenheit und männlichem Ernste unternommen werden, nicht ausbleiben kann — endlich dahin führe, reine und ohne Anstand und ohne allen Aufwand von Künsteley, welche die guten Alten durchaus verschmähen, lesbare Texte derselben genießen und zu allen sonst noch dabey denkbaren Zwecken gebrauchen zu können."

Durch die Jahre lang fortgesetzte Beschäftigung mit Catullus (er hatte 1838 begonnen und das zuletzt revidirte und neu zusammengeschriebene Heft trägt die Bezeichnung des März 1845) waren zugleich die besten Vorstudien gemacht, um den ähnlichen, aber viel schwächern (dem Muretus ist er simia Catulli) und in weit besserer Gestalt erhaltenen Val. Martialis vollständig durchzuarbeiten; ein neun Bogen starker Fascikulus enthält das Ergeb-

8) Gelehrte Anzeigen 1840. Nro. 135 — 8. 1846 Nro. 131 — 33. 1847 Nro. 254 — 5. Denkschriften der Akademie, philos. philolog. Classe III. 3 p. 691 — 716.

niß (angefangen December 1845, geendet am 23. Januar 1846).

Früher schon hatte ihn die neue Bearbeitung der lateinischen Anthologie [9]) durch H. Meyer angezogen, und er lieferte darüber mit besonderer Rücksicht auf den Dichter Luxorius eine ausführliche Beurtheilung, die erste welche von ihm in unsern gelehrten Anzeigen erschienen ist [10]). Seine geistreichen Versuche zur Anthologie verdienen deswegen hier erwähnt zu werden, weil eine spätere Vergleichung der ältesten Pariser Handschrift manche kühne Vermuthung bestätigte und er seine scharfe stets den Gedanken des Autor verfolgende Kritik urkundlich bewährt sah. Was er gab, sollten übrigens nur einige Proben seyn, wie der Inhalt dieser Ueberreste durch eine kundige Hand eine ganz andere geistige Gestalt gewinnen könne, als sie jetzt an sich trügen.

Die Streitfrage über die Echtheit der Fabeln des Phädrus in der Handschrift des Perottus, welche von Orelli durch seine Ausgabe in Deutschland wieder angeregt war, hatte er lebhaft ergriffen und um sie mit aller Sicherheit entscheiden zu können, bis in das einzelnste durchgeführt; er hat für den Phädrus sorgfältige und anhaltende Studien gemacht, und dieser liegt vollkommen ausgearbeitet zum Drucke fertig, wie es seine Gewohnheit war, was er einmal begonnen hatte, nicht halb liegen zu lassen. Eine Probe seiner Ergebniße hat er bey Gelegenheit einer Anzeige der Dreßlerschen Ausgabe des Phädrus [11]) geliefert, woraus man erkennt, welchen Werth er jetzt auf die Ueberlieferung der Handschriften legt. Die Halieutika des Ovidius, und Cynegetika des Gratius und Nemesianus von M. Haupt wurden vorübergehend [12]) gewürdigt, wie er auch schon einige Jahre vorher in einem Jahresprogramme seines Gymnasium über einige Stellen des Horatius sich ausgesprochen hatte [13]).

Als er von der versificirten Figurenlehre eines unbekannten Autor (de figuris vel schematibus), welchen der französische Gelehrte Jules Guicherat in einer Pariser Handschrift entdeckt und 1839 herausgegeben hatte, durch die Epistola critica des Herm. Sauppe 1841 zuerst Kenntniß bekommen hatte, arbeitete er dieses durch antike Sprache und eigenthümliche Form beachtenswerthe Werk vollständig aus, und trug sich sorgfältig ein, was später Schneidewin, Ahrens u. a. bemerkt haben, so wie eine zweyte Revision derselben Handschrift durch Mommsen; darüber hat er in einer Sitzung der Akademie (3. Febr. 1844) [14]) berichtet, die Abhandlung jedoch nicht für die Denkschriften bestimmt, sondern einer eigenen Ausgabe, wie es scheint, vorbehalten; das ganze liegt im Entwurfe und in Reinschrift vor.

Casp. v. Orelli hatte, nachdem er in Basel die amerbachische Abschrift des einzigen, nun verloren gegangenen, Codex Murbacensis der Geschichtsbücher des Vellejus Paterculus gefunden, diese, da die erste Ausgabe des Beatus Rhenanus als unsicher zu betrachten sey, als die älteste Quelle der Kritik zu Grund gelegt und 1835 bekannt gemacht. Auf diese festere Grundlage einer kritischen Behandlung, wie man allgemein glaubte, gestützt, hatte schon im nächsten Jahre Kreissig einen neuen Velleius geliefert, ein Jahr später (1837) ebenfalls Bothe, mit dem Fröhlich in seiner frühern Periode fast auf gleicher Linie stand, welcher sich aber nicht gleich ihm, aus ihr herauszuarbeiten verstand und in ihr untergegangen ist; andere wie Laurent hatten ausführliche Emendationen gegeben und es schien eine neue glückliche Aera für die Kritik dieses Historikers zu beginnen.

(Schluß folgt.)

9) In Beziehung auf Dübners Mittheilungen zur Anthologia latina in Jahns Jahrbücher 1828. Heft. 3. hatte er bereits 1830 daselbst. p. 216—19: Fernere Beyträge zu einer neuen Bearbeitung der Anthologia latina gegeben.

10) 1836 No. 113—20.

11) Gel. Anzeigen 1839 No. 59—63.

12) Gel. Anzeigen 1840 No. 107—8.

13) Einige Stellen in Horatius Oden und Satiren kritisch behandelt. München 1837.

14) Gel. Anzeigen 1844 No. 72.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Denkrede auf Johann von Gott Fröhlich, Rector am alten Gymnasium.

(Schluß.)

Fröhlich, der gerade in jener Zeit auf dem oben bezeichneten Wendepunkte stand und durch die Behandlung der griechischen Inschriften die Wichtigkeit genauer diplomatischer Ueberlieferung schätzen gelernt hatte, begann eigene Untersuchungen, sammelte alle in München vorhandenen Exemplare der Editio princeps, da er in dieser selbst Abweichungen bemerkt zu haben glaubte, und fand bald das Resultat, daß die Amerbach'sche Abschrift unzuverlässig, die Burer'sche Vergleichung dagegen des Murbacensis, (nach dem Drucke der Editio princeps verfertigt und ihr beygegeben) weit sicherer und für die Kritik des Velleius als der eigentliche wahre Anhaltspunkt zu betrachten sey.

Diese Entdeckung ist sehr verdienstlich, sie hat von dem Wege, auf welchem man damals wandelte, und allen schlimmen Folgen dessen zurückgeführt, und diese Belehrung, die nicht eines durchdringenden Scharfblickes bedurfte, sondern durch stete Aufmerksamkeit und anhaltende Vergleichung sich leicht einem darbieten konnte, mußten achtbare und vorsichtige Philologen von Fröhlich, der früher alle handschriftliche Ueberlieferung gering achtete, zuerst erfahren! Ausführlich ist der Beweis davon in einer Anzeige dessen, was damals für Velleius geleistet wurde [15]) niedergelegt, dann später in einem zweyten besonderen Aufsatze: Ueber den Werth der Amerbach'schen Handschrift des Velleius [16]). Auch dieser Autor liegt in seinem Nachlasse vollständig ausgearbeitet vor; einzelne Proben hat er bey obiger Gelegenheit mitgetheilt, dann bey der Beurtheilung der neuen Ausgabe Kritz's 1840 — der vierten, die Velleius im Laufe von fünf Jahren bekommen hatte, so sehr wurden die Philologen durch Orelli's vermeintliche Entdeckung in Bewegung gesetzt: Kritz, welcher Fröhlich's Verdienste wohl erkannte, forderte ihn auf, sich über seine neueste Bearbeitung dieses Autors öffentlich auszusprechen. Er that es, erkannte, daß die Kritik, welche den von ihm als den richtig nachgewiesenen Weg betrat, im ganzen weit besonnener als vordem geübt war, zeigte sich jedoch in einzelnem selten einverstanden, und gab mehrere Beyspiele, indem er das unrichtige und unmögliche bisheriger Versuche darthat, wie er sich das schwierige und verdorbene klar gemacht und zurecht gelegt hatte [17]).

Aus dem Angeführten möchte man schließen, daß seine Thätigkeit der römischen Litteratur einzig

15) Gelehrte Anzeigen 1837. No. 34—41. 45—7. 65—74.

16) Archiv für Philologie und Pädagogik. VI, 4. p. 512—28. 1840.

17) Gel. Anz. 1843. No. 25—32. Fröhlich hat den von Kritz aus Priscian aufgenommenen Vornamen M. Vellei durch kritische Behandlung der Stelle des Grammatikers zurückgewiesen.

gewidmet gewesen sey; doch war es mehr Zufall und äußere Veranlassung was ihn dazu führte; seine Zuneigung zu dem griechischen Geiste, blieb wie sie es anfangs gewesen ist, auch später immer; geschrieben jedoch hat er hierüber allerdings weniger. Wir erwähnen, was er über Hartungs Ausgabe von Euripides Iphigenia in Aulis bekannt gemacht hat [18]), weil auch hier, wie wir es bey den obigen gesehen haben, hinter dieser unscheinbaren Anzeige die Bearbeitung des ganzen Autors liegt. Darum tragen diese auch nicht den sonst Recensionen eigenen süßlichen und schmeichelnden Ton, er ist streng, hält sich nur an die Sache, ist aber immer belehrend und bietet stets neue Gesichtspunkte. Die von Hermann herausgegebenen Tragödien des Euripides hat er einem sorgfältigem Studium unterworfen und seine Bemerkungen aufgezeichnet.

In der Sitzung der philos. philologischen Classe von 5. Junius 1845 hielt er einen Vortrag über die in Demosthenes Rede de corona erhaltene Grabschrift auf die bey Chäronea gefallenen Athenäer. Fröhlich ist der erste, der durch genaue Beachtung des Gedankenganges die richtige Erklärung dieses schon von Themistios [19]) mißverstandenen Epigramms erkannt, und die vielen verfehlten Aenderungen zurückgewiesen hat; hier hat er selbst den Beweis geliefert, wie gesunde und richtig geübte Exegese oft alle Verbesserung entbehrlich macht. Dem Drucke hat er auch diese schöne Abhandlung nicht übergeben.

Dieses sind die wichtigsten Arbeiten Fröhlich's, die wir aus seinem Nachlasse hervorheben zu müssen glauben; außer diesem findet sich manches einzelne; der oben bezeichnete Autor de figuris vel schematibus führte ihn zu allen dieses Gebiet berührenden Schriften und so treffen wir gelegentliche Bemerkungen zu Rutilius Lupus, Aquila, Rufinianus, dem vierten Buche des Charisius, Aphthonius, Theon, Alexander. Diese litterarische Thätigkeit wird man um

18) Gel. Anzeigen 1838. No. 126—8. Ferner Anzeige von Schneidewins Delectus poesis Graecorum. 1840 No. 11—17.

19) Die Richtigkeit der Erklärung Fröhlich's halte ich für unbezweifelt; er hat mich schon vor zwanzig Jahren darauf aufmerksam gemacht; Göttling spricht in einem vor etwa drey Jahren erschienenen Programme, wenn ich nicht irre, denselben Gedanken aus, ohne ihn jedoch zu begründen, er glaubt sogar Demosthenes selbst habe das Epigramm verfaßt!? Merkwürdig und bedenklich mag scheinen, daß Themistios den Sinn falsch aufgefaßt habe. Aber nicht bloß Themistios hat es so verstanden, auch der weit ältere Rhetor Aristides (aus welchem es jener wahrscheinlich genommen hat) kannte keine andere Bedeutung, dieses zeugen dessen Worte I, 592. II, 298. 331 Dind. und vergleicht man die von Bentlei Phalar. p. 447 Lips. nachgewiesenen Stellen, so erhellt, daß der Vers: *Μηδὲν ἁμαρτεῖν ἐστι θεῶν καὶ πάντα κατορθοῦν* ein von den Atticisten aus Demosthenes vielfach wiederholter Gedanke gewesen, von keinem anders verstanden, als daß nur die Götter unfehlbar seyen und alles vermögen, wie Lysias bey Rutilius Lupus p. 115 Ruhnk. sagt, consilio valuit, fortuna lapsus est, homo fuit, fatetur. Concedendum non omnia posse; hoc enim deorum est proprium oder in den Briefen des Pseudodem. p. 1487 wohl mit Beziehung auf unsere Stelle zu lesen ist, und dennoch ist dieses wie Fröhlich gezeigt hat, dem Zusammenhange entgegen. Den nöthigen Aufschluß finde ich in Folgendem. Das Epigramm selbst fehlt nicht blos in dem besten Codex Σ, sondern auch in allen Handschriften der zweyten Classe; erst die der dritten Familie haben es; dadurch wird wahrscheinlich, daß Demosthenes selbst das Gedicht nicht beygelegt habe, sondern es von einem andern später aus einer Sammlung beygeschrieben worden sey. Von Aristides aber ist erwiesen, daß er die Reden des Demosthenes in der Gestalt hatte, wie diese uns in Σ vorliegen. Er kannte also das Epigramm nicht, weil es in seinem Exemplar des Demosthenes so wenig als in Σ stand, er kannte nur die Worte die Demosthenes selbst daraus anführt: *μηδὲν ἁμαρτεῖν — κατορθοῦν*, und alle Citationen der Alten aus der Grabschrift beziehen sich nur auf diese Worte, diese aber aus dem Zusammenhange gerissen wird niemand anders verstehen, als sie gewöhnlich verstanden werden. Die falsche Auffassung des Epigrammes bey den Alten selbst ist dadurch hinreichend erklärt und gerechtfertigt; möglich daß sie von eben dem viel bewunderten und nachgeschriebenen Aristides ausgeht. Auf gleiche Art fehlt in denselben Urkunden des Demosthenes das lange Solonische Gedicht, welches die Rede *περὶ παραπρεσβείας* anführt.

so mehr bewundern, wenn man bedenkt, daß der ganze Tag seinem beschwerlichem Amte geopfert werden mußte; was er auf einsamen Spaziergängen, die ihm ein Bedürfniß des Lebens geworden sind, erdacht und gefunden hatte, wurde Nachts zu Papier gebracht; auch wäre dieser günstige Erfolg nicht möglich gewesen, hätte er nur den scharfen, alles in das einzelne auflösenden Geist gehabt, und nicht zugleich den ordnenden Sinn, der, nachdem er das einzelne geprüft und erkannt hat, es zu einem ganzen zu verbinden strebt. Sollte ihm, äußerte er öfter zu seinen Freunden, noch eine längere Lebensdauer gegönnt seyn, was er bey seiner stets anhaltenden Gesundheit wohl hoffen durfte, so freue er sich deßwegen vorzüglich, weil er nach bald vollendetem siebenzigsten Jahre endlich einzig und allein dem Studium seiner Wissenschaft leben könnte.

Sie war ihm nicht gegönnt!

Die philosophisch-philologische Classe der Akademie, von dem wissenschaftlichen Werthe dessen, was Fröhlich erstrebt hat, überzeugt, hat einstimmig beschloßen, alles aus seinem Nachlasse geeignete in ihre Denkschriften aufzunehmen und damit das Andenken dieses biedern wahrhaft deutschen Mannes zu ehren.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 10. März 1849.

Hr. Prof. v. Kobell las:

1) Ueber den Skolopsit, ein neues Sulfat-Silicat.

Das Mineral, welches den Gegenstand der gegenwärtigen Abhandlung bildet, kommt in derben Stücken vor, welche eine unvollkommen körnige Zusammensetzung zeigen. Als Fundort wird der Kaiserstuhl im Breisgau angegeben. Die Farbe der Hauptmasse ist rauchgrau, in einzelnen reinen Parthien graulichweiß, auch blaß röthlichweiß; es ist durchscheinend in dünnen Stücken, von splittrigem Bruche und zeigt stellenweise Spaltungsflächen, welche aber an den mir zu Gebote stehenden Exemplaren nicht näher zu bestimmen waren.

Das spec. Gewicht ist 2,53.

Die Härte ist nahezu die des Apatits, wenig spröde.

Vor dem Löthrohre schmilzt das Mineral ungefähr wie Vesuvian mit Schäumen und Sprudeln zu einem glänzenden kleinblasigen grünlichweißen Glase.

In Borax ist es langsam zu einem farblosen Glase auflöslich, ebenso in Phosphorsalz mit Entwicklung einiger Luftblasen und Ausscheidung eines Kieselskelets.

Mit Soda auf Kohle bekommt man eine Masse mit bräunlichrothen Flecken, welche mit Wasser auf Silber deutliche hepatische Reaction zeigt. Dieses Verhalten, ganz ähnlich dem des Hauyn, charakterisirt vorzüglich die Sulfat-Silicate, da die Heparfarbe bey Gegenwart von Kieselerde besonders deutlich hervortritt.

Mit Phosphorsalz und Kupferoxyd konnte keine deutliche Reaction von Chlor erhalten werden, obwohl das Mineral eine geringe Menge davon enthält.

Im Kolben giebt es Spuren von Wasser ohne saure Reaction, ein Glühversuch mit einer größern Menge zeigte aber keinen merklichen Verlust, bey einem zweyten mit einem andern Stücke betrug der Verlust 0,8 Proc., so daß kein wesentlicher Wassergehalt angenommen werden kann.

Von Salzsäure wird das Pulver sehr leicht zersetzt und bildet eine Gallerte, dieses geschieht vor wie nach dem Glühen. Die Auflösung reagirt auf Schwefelsäure. Wenn man das Pulver mit Kalihydrat schmilzt und die Masse mit Wasser auflöst und in die Auflösung eine Silberspatel stellt, indem man sie mit Salzsäure ansäuert, so läuft das Silber schwach graulich an, ein Beweis, daß wie beym Hauyn eine kleine Menge von Schwefel in dem Mineral enthalten ist.

Wenn man die Zersetzung mit Salpetersäure vornimmt, so erhält man in der Auflösung die Reaction von Chlor.

Das Mineral scheint die graue Farbe zum Theil einer feinen Beymengung eines in Säuern unauflöslichen Minerals zu verdanken, zum Theil einer organischen Substanz, welche sich kund giebt, wenn man das Pulver mit Wasser behandelt und diesem Silberauflösung zusetzt, nach einiger Zeit färbt sich dann die Flüßigkeit schwach rosenroth und das Glas belegt sich mit einem hyazinthrothen Anfluge. Das beygemengte Mineral bleibt bey der Behandlung mit Säuern als ein schwärzlichgrünes Pulver zurück. Es ist ein eisenhaltiges Silicat und enthält viel Kalkerde, auch etwas Talkerde. Weiter habe ich es nicht untersucht.

Dem neuen Mineral ist auch etwas kohlensaurer Kalk beygemengt, auch scheint an einigen Stücken Magneteisenerz eingesprengt, die Probe der Präcipitation der Auflösung mit kohlensauerm Baryt gab Spuren von Eisenoxydul an. Die Analyse wurde in bekannter Weise ausgeführt. Zur Bestimmung des Alkali's wurde eine besondere Menge zersetzt und nach Abscheidung der Thonerde mit Aetzammoniak und des Kalkes mit kleesauerm Ammoniak die Flüßigkeit zur Trockne abgeraucht und der Rückstand ausgeglüht. Das Salz wurde dann in Kalkmilch aufgelöst, filtrirt, der Kalk mit kleesauerm Ammoniak gefällt, filtrirt, abgedampft und das Salz wieder ausgeglüht. Es wurde hierauf mit Salzsäure befeuchtet, um die theilweise gebildete kohlensaure Verbindung in eine Chlorverbindung zu verwandeln, abermals geglüht und gewogen.

Das in Wasser gelöste Salz krystallisirte vollständig in Würfeln und enthielt außer Chlornatrium eine kleine Menge Chlorkalium, welche mit Platinauflösung bestimmt wurde. Mit besondern Quantitäten wurde der Gehalt an Schwefelsäure und Chlor ermittelt.

Um den beygemengten kohlensauern Kalk zu bestimmen wurde eine Parthie des zur Analyse gebrauchten Pulvers in tarirte Salzsäure eingetragen und aus dem sich ergebenden Gewichtsverl uß der kohlensaure Kalk berechnet und von dem bey der Analyse erhaltenen abgezogen, er betrug nicht über $1\frac{1}{2}$ Proc. Das beygemente in Säuern unauflösliche Mineral betrug in den analysirten Proben 6 Proc. und wurde durch Auflösen der Kieselerde in Kali als Rückstand erhalten und ebenfalls in Abzug gebracht. Mit Rücksicht auf den sich ergebenden Ueberschuß sind die Resultate für 100 Theil berechnet nach einem Mittel aus zwey Analysen folgende:

Kieselerde	44,06
Thonerde	17,86
Eisenoxyd mit etwas Oxydul	2,49
Manganoxydul	0,86
Kalkerde	15,48
Talkerde	2,23
Natrum	11,54
Kali	1,30
Schwefelsäure	4,09
Chlornatrium	0,93
Spur von Schwefel	
	100,84

Diese Mischung hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der des Hauyn, sie unterscheidet sich aber bey genauer Betrachtung durch mancherley Verhältnisse. Es wird zweckmäßig seyn, die neueren Analysen dieses Minerals so wie anderer Sulfat-Silicate, welche beygezogen werden können, anzugeben. Wir haben sorgfältige Untersuchungen hierüber durch Varrentrapp und Withney erhalten *).

(Schluß folgt.)

*) Poggendorff's Annal. XLIX. 515. u. LXX. 431.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

1) Ueber den Skolopsit, ein neues Sulfat-Silicat.

(Schluß.)

Hauyn.

Analyse des Hauyn von Niedermendig von Varrentrapp 1., desselben von Withney 2. und 3., der Varietät vom Albaner-Gebirge von Withney 4.

	1.	2.	3.	4.	
Kieselerde	35,012 „	33,90 „	34,83 „	32,44	
Schwefelsäure	12,602 „	12,01 „	12,13 „	12,98	
Thonerde	27,415 „	28,07 „	28,51 „	27,75	
Natrum	9,118 „	19,28 „	18,57 „	14,24	
Kalkerde	12,552 „	7,50 „	7,23 „	9,96	
Eisen	0,172 „	— „	— „	2,40	Kali
Eisenoxyd	— „	— „	0,31 „	—	
Chlor	0,581 „	— „	— „	—	
Schwefel	0,239 „	— „	— „	—	
Wasser	0,619 „	— „	— „	—	
	98,340 „	100,76 „	101,58 „	99,77	

Nosin. (Noseau.)

Analyse des Nosin's vom Laacher-See von Varrentrapp 1., von Withney 2. und 3.

	1.	2.	3.
Kieselerde	35,993 „	36,52 „	36,53
Schwefelsäure	9,170 „	7,66 „	7,13
Thonerde	32,566 „	29,54 „	29,42
Natrum	17,837 „	23,12 „	22,97
Kalkerde	1,115 „	1,09 „	1,62
Eisenoxyd	— „	0,44 „	—
Eisen	0,041 „	— „	—
Chlor	0,651 „	0,61 „	0,61
Wasser und Glühverlust	1,847 „	1,37 „	1,37
	99,222 „	100,34 „	99,65

Ittnerit.

Analyse des Ittnerit vom Kaiserstuhl von G. Gmelin 1., von Withney 2.

	1.		2.	
Kieselerde	34,016	„	35,69	
Schwefelsäure	2,860	„	4,62	
Thonerde	28,400	„	29,14	
Natrum	12,150	„	12,57	
Kali	1,565	„	1,20	
Kalkerde	7,266	„	5,64	
Eisenoxyd	0,616	„	—	
Chlorwasserstoffsäure	0,751	„	1,25	Chlor
Wasser und Schwefelwasserstoff	10,759	„	9,83	
	98,388	„	100,00	

Der Ittnerit steht, obwohl durch den geringen Gehalt an Schwefelsäure und durch die Menge des Alkali's ähnlich, doch durch den bedeutenden Gehalt an Wasser und durch die große Differenz im Thonerde- und Kalkgehalt zu weit ab, um in nähere Vergleichung gezogen werden zu können. Wenn man seine Mischung als wasserfrey berechnet, so tritt die Differenz noch mehr hervor, da dadurch der Thonerdegehalt bis auf 32,8 Proc., also über die Hälfte größer sich herausstellt als bey dem fraglichen Mineral.

Vom Hauyn und Nosin ist das Mineral durch den geringen Gehalt an Thonerde und Schwefelsäure unterschieden, aber auch die Berechnung über mögliche Beymengungen erweist seine Eigenthümlichkeit. Berzelius hat schon die Ansicht ausgesprochen, daß Beymengungen von Sodalith bey dergleichen Mineralien sehr wohl möglich seyen und Rammelsberg hat unter dieser Voraussetzung die Analyse des Nosins von Warrentrapp berechnet, indem er vom Chlorgehalte ausgehend nach der von mir gegebenen Formel für den Sodalith ($Na\,Cl + Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i$) die betreffende Einmengung dieses Minerals berechnete. Dabey hat sich herausgestellt, daß nach Abzug des so ausgemittelten Sodaliths der Rest folgende Formel geben würde:

$$Na\,\bar{S} + \left(Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i\right)_2 \left(Na\,\ddot{S}i + 2\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i\right)$$

Die Analysen von Withney aber, welche zum Theil nur Spuren von Chlor angeben, führen zu nachstehenden Formeln:

Nosin $= Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + Na\,\bar{S}$

Hauyn vom Albanergebirge $=$

$$Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + 2\,Ca\,\bar{S}$$

Hauyn von Niedermendig $=$

$$Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + Na\,\bar{S}\Big\}$$
$$2\,(Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + 2\,Ca\,\bar{S})\Big\}$$

oder dieser Hauyn wäre eine Verbindung von 1 Mischung Nosin und 2 Mischungen des Hauyn von Albano. Withney vergleicht noch damit den als isomorph angesehenen Sodalith mit der oben angegebenen Formel, die er durch eine neue Analyse der blauen Varietät von Litchfield bestätigt und es ergeben sich daraus Andeutungen zu einem isomorphen Vertreten von $Na\,Cl$, $Na\,\bar{S}$ und $2\,Ca\,\bar{S}$, worüber weitere Untersuchungen entscheiden müssen.

Wenn es nun auch nichts weiter als eine Hypothese ist, daß der Chlorgehalt der Sulfat-Silicate von eingemengtem Sodalith herrühre, so ist doch klar, daß man zu einer bestimmtern Vergleichung der hieher gehörenden Mineralien gelangt, wenn man bey allen eine solche Berechnung für eingemengten Sodalith vornimmt, als es ohne diese möglich wird, denn nach Abzug der hypothetischen Sodaliths muß sich Uebereinstimmung oder Unterschied der übrig bleibenden Mischung jedenfalls deutlicher herausstellen.

Ich habe daher meine Analyse ebenfalls dieser Berechnung unterworfen und es geben 0,93 Chlornatrium an Sodalith:

Kieselerde	2,93
Thonerde	2,44
Natrum	1,48
Chlornatrium	0,93
	7,78 Sodalith.

Mit Rücksicht hierauf ergiebt sich die Mischung als bestehend aus:

			Sauerstoff.
Kieselerde	41,13	„	21,37
Thonerde	15,42	„	7,22
Eisenoxyd mit etwas Oxydul	2,49	„	0,74
Manganoxydul	0,86	„	0,19
Kalkerde	15,48	„	4,42
Talkerde	2,23	„	0,86
Natrum	10,06	„	2,59
Kali	1,30	„	0,22
Schwefelsäure	4,09	„	2,39
Sodalith	7,78		
	100,84		

Die Bildung von $\dot{Na}\,\ddot{S}$ in Abzug gebracht, wird der Rest des Sauerstoffs des Natrums 1,79 und die Summe des Sauerstoffs der Basen $\dot{R} = 7{,}48$, die der Basen $\ddot{R} = 7{,}96$ und von $\ddot{Si} = 21{,}37$. Wenn man berücksichtigt, daß das Eisen zum Theil als Oxydul enthalten, vielleicht auch etwas Schwefeleisen beygemengt ist, so erscheint das Verhältniß der Sauerstoffmengen von $\dot{R}$ und $\ddot{R}$ so nahe gleich, daß es wohl als normal angenommen werden kann. Während nun der Nosin die Formel hat:

$$\dot{Na}^3\ddot{S} + \dot{Na}^3\,\ddot{Si} + 3\,\ddot{Al}\,\ddot{Si}$$

giebt das fragliche Mineral den Ausdruck

$$\dot{Na}\,\ddot{S} + 3\left\{\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Na}^3\\ \dot{Mg}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si}^2 + 3\,\ddot{Al}\,\ddot{Si}\,.$$

Das Mittelglied ist also in beyden Mineralien ein auffallend verschiedenes. Vom Natrumsulphat abgesehen ist die Mischung des Nosins die eines wasserfreyen Comptonits (Thomsonit), die Mischung des fraglichen Minerals aber die eines wasserfreyen Glottaliths. Will man die Berechnung weiter fortsetzen und aus der Schwefelsäure einen Nosin berechnen, so bleibt eine Mischung, welche sich in die Nähe des Humboldtiliths stellt, aber doch nicht mit ihm übereinkommt.

Aus diesen Gründen dürfte das Mineral als eine eigenthümliche Species angesehen werden und ich benenne sie **Skolopsit** von σκόλοψ Splitter, in Beziehung auf den splittrigen Bruch.

---

2. Krystallographische Notizen.

Streifung am Bergkrystall.

In der hiesigen Universitätssammlung befindet sich ein Quarzkrystall mit einer eigenthümlichen Streifung. Der Krystall ist die gewöhnliche Combination der hexagonalen Pyramide oder der sie bildenden Rhomboeder mit dem hexagonalen Prisma und ist an beyden Enden ausgebildet. Die Pyramidenflächen sind an jedem Ende in gleicher Weise abwechselnd gestreift, doch so, daß die gestreiften Flächen der obern und untern Pyramide nicht alternirend, sondern auf einander stehen. Die Streifung geht parallel mit der für den Beobachter rechtsliegenden, der Scheitelkante entsprechenden Seite des gestreiften Dreyecks die übrigen Flächen sind glatt. Auf den ersten Anblick ist es auffallend, daß die übereinanderliegenden Flächen diese Streifung zeigen, da man bey der Zusammensetzung der Quarzpyramide aus zwey Rhomboedern erwarten sollte, daß die oben und unten abwechselnden Flächen von gleichem physikalischen Charakter seyen. Mit Rücksicht auf die bekannten Eigenthümlichkeiten der Krystallisation des Quarzes erklärt sich die Erscheinung aber dadurch, daß die Streifung parallel geht der Combinationskante der Fläche eines trigonalen Trapezoeders mit den betreffenden Rhomboederflächen. Die Trapezoederflächen sind übrigens nicht sichtbar, wie auch sonst durch die Streifung oft Flächen angedeutet werden, welche nicht weiter an dem gestreiften Krystall entwickelt sind. Bey dieser Gelegenheit möchte ich auch auf die Streifungen aufmerksam machen, welche der trigonalen Pyramide angehören, einer Gestalt, die bis jetzt nur beym Quarz beobachtet worden ist. Es gilt als ein allgemeines Gesetz, daß Flächen, welche sich physikalisch ungleichartig verhalten, auch krystallographisch nicht gleichartig sind, selbst wenn ihre geometrischen Verhält-

nisse, Winkel ꝛc. vollkommen dieselben wären. Das Hauy'sche Gesetz der Symmetrie bewährt sich nicht nur bey eintretenden Combinationen darinn, daß die gleichartigen Theile einer einfachen Gestalt auf gleiche Weise verändert werden, sondern auch darinn, daß der physikalische Charakter gleichartiger Flächen derselbe ist. Dieses Gesetz erleidet aber bestimmte wieder gesetzmäßige Ausnahmen bey dem Auftreten hemiedrischer oder tetartoedrischer Gestalten, wie ich solches vielleicht zuerst ausgesprochen habe, so daß dergleichen Abweichungen vom Symmetriegesetz auf Hemiedrie und Tetartödrie hinweisen. Bezüglich der Streifung geben die gestreiften Würfel des Schwefelkieses ein bekanntes Beyspiel. Auf den Würfelflächen sind nach dem Symmetriegesetze mehrere Streifungen möglich, aber keine mit einem Streifensystem, welches in einer einzigen Richtung die Flächen zeichnet. Die Schwefelkieswürfel aber machen eine Ausnahme, indem die Streifung nur parallel mit zwey Seiten der Flächen geht, diese Ausnahme kündet daher die Combination mit einer hemiedrischen Gestalt an und eine genauere Untersuchung erkennt diese im Pentagondodecaeder. Wenn die Pyramide des Quarzes eine einfache Gestalt wäre, so müßten die Flächen einer diagonalen Pyramide, wenn sie als Abstumpfungen der Randecken erscheinen, welche die normale Pyramide mit dem hexagonalen Prisma bildet, im Falle einer Streifung eine federartige Streifung zeigen, wie sie auf den Rhomboederflächen des Chabasits, auf den Prismenflächen des Harmotoms und an anderen Krystallen vorkommt, und selbst bey dem hemiedrischen Auftreten dieser Flächen zur Trigonalpyramide müßte diese Streifung eine federartige seyn. Sie ist aber, wo sie erscheint, immer nur eine einfache und die Streifen laufen entweder nach links oder nach rechts gegen die Pyramidenflächen. Es wird also durch diese Erscheinung eine abermalige Andeutung gegeben, übereinstimmend mit andern hierauf bezüglichen Verhältnißen, daß die Hexagonpyramide keine einfache Gestalt, sondern eine Doppelgestalt zweyer in den Winkeln gleicher Rhomboeder ist. Die Streifung der Rhombenflächen geht immer parallel der Combinationskante dieser Flächen mit dem Hauptrhomboeder, daher die Rhombenflächen, welche links vom Hauptrhomboeder liegen, in entgegengesetztem Sinne gestreift sind als die Rhombenflächen, welche rechts vom Hauptrhomboeder liegen. Wäre die Quarzpyramide eine einfache Gestalt, so ließe sich diese Erscheinung der einfachen Streifung nur erklären, wenn man annehmen wollte, daß diese Rhombenflächen zur Reihe der Trapezoeder gehörten, was in so ferne möglich wäre, als ihre Neigung nach links und rechts eben nur sehr wenig verschieden seyn könnte, die bisherigen Messungen scheinen aber dagegen zu sprechen.

Zwillingskrystall von Glanzkobalt.

Bekannt sind die Zwillingskrystalle des Pentagondodecaeders am Eisenkies von Elba, an denen die beyden Individuen gegen einander um die Hauptaxe rechtwinklich gedreht erscheinen. Ich besitze durch die Güte des Herrn Prof. Scheerer einen Zwillingskrystall von Glanzkobalt von Modum in Norwegen, welcher nach diesem Gesetze gebildet ist, an dessen Individuen aber die Oktaederflächen vorherrschen. Die Pentagondodecaeder- und die Würfelflächen sind untergeordnet. Die beyden Individuen sind mit parallelen Hauptaxen an einander und zum Theil in einander gewachsen. An den Flächen des Pentagondodecaeders ist bey beyden Individuen kein Unterschied zu bemerken. Wären die Individuen noch etwas mehr in einander geschoben, so würde, da sie nicht ganz gleich groß sind, der Zwilling wie ein einfacher Krystall aussehen, seine Zusammensetzung aber dadurch verrathen, daß sich unter den Ecken eines fände, an welchem die Flächen des Pentagondodecaeders denen des gegenüberliegenden Ecks nicht parallel, sondern in einer um die Axe um 90° gedrehten Lage wären. —

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.
Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 10. März 1849.

Hr. Prof. Pettenkofer las:

Vorläufige Notiz über einen neuen Körper, welcher im sogenannten Harnextractivstoff enthalten ist.

Es ist schon längst bekannt, daß Queckſilberchloridlöſung im Harne einen weißen voluminöſen Niederſchlag erzeugt, welcher eine organiſche Materie, etwas von den Extractivſtoffen des Harnes enthält. Bey näherer Unterſuchung fand ich dieſen Niederſchlag aus friſchem Menſchenharne beſtehend aus phosphorſaurem, ſchwefelſaurem und harnſaurem Queckſilberoxyde, ferner aus einer Verbindung des Queckſilberchlorides mit einer organiſchen Materie. Um letztere Verbindung in reinerem Zuſtande zu erhalten, wird der friſche Harn mit etwas kohlenſaurem Kali neutraliſirt, und mit Chlorbariumlöſung alle Phosphorſäure und Schwefelſäure ausgefällt, wobey zugleich ein großer Theil der Harnſäure als harnſaurer Baryt niederfällt. Die filtrirte Löſung wird mit Queckſilberchlorid gefällt, der Niederſchlag mit kaltem Waſſer ausgewaſchen und getrocknet. Er beſteht ſodann aus harnſaurem Queckſilberoxyd, und aus einem amorphen queckſilberchloridhaltigen ſehr ſtickſtoffreichen organiſchen Körper, welcher von etwas brauner, mit Säuren roth werdender Materie gefärbt iſt. Dieſen Niederſchlag behandelt man im fein zerriebenen Zuſtande in Waſſer vertheilt mit Schwefelwaſſerſtoff bis zur völligen Zerſetzung, und filtrirt vom Schwefelqueckſilber ab. Bey dieſem bleibt auch faſt die ganze Quantität der ausgeſchiedenen Harnſäure ſammt der braunen Materie zurück. Das äußerſt ſchwach gefärbte, ſtark ſauer reagirende Filtrat enthält neben äußerſt geringen Mengen Harnſäure, Salzſäure und eine ſehr ſtickſtoffreiche Subſtanz. Die Salzſäure ſteht in chemiſcher Beziehung zu dieſer Subſtanz, denn beym Abdampfen im Waſſerbade entweicht keine Salzſäure mit den Waſſerdämpfen. Es bleibt ein brauner, ſehr ſcharf ſaurer Syrup, in welchem nach längerem Stehen ſich deutliche Spuren von Kryſtalliſation zeigen. Die Kryſtalle zeigen mit dem Syrup gleiche Reactionen. Die kohlenſauren Alkalien werden unter lebhaftem Brauſen zerlegt, und vollſtändig neutraliſirt. Um ein zur vollſtändigen Reinigung der Subſtanz geeignetes Salz darzuſtellen, bedient man ſich am beſten des kohlenſauren Zinkoxydes. Es bildet ſich eine Verbindung, welche Chlor, Zink und die organiſche Subſtanz enthält, und die Eigenſchaft beſitzt, in Waſſer ſehr leicht, in Alkohol aber gar nicht löslich zu ſeyn. Vermiſcht man nun eine concentrirte wäſſerige Löſung mit abſolutem Alkohol, ſo fällt die Zinkverbindung in käſigen Flocken nieder, während der noch anhängende braune Farbſtoff größtentheils gelöst bleibt. Wiederholt man das Auflöſen in Waſſer und Fällen mit Alkohol einigemal, ſo erhält man ein vollkommen weißes Pulver. Die wäſſerige Löſung gibt mit Queckſilberchlorid ſelbſt bey ſehr großer Verdünnung voluminöſe Niederſchläge von gleichem Anſehen mit dem aus dem Harne, — ebenſo wird ſie gefällt, und zwar ſehr ſtark von baſiſch eſſigſaurem

Bleyoxyde, aber nicht von neutralem. Ebenso geben Niederschläge damit die löslichen Kupferoxydsalze und Eisenoxydsalze. Aus der wässerigen Lösung verdampft bleibt eine gummiartige spröde, vollkommen glasartig durchsichtige Masse, welche an der Luft nicht feucht wird. — 344 Milligramme der durch Alkohol gefällten, vollkommen weißen Verbindung untersuchte ich auf ihren Chlor- und Zinkgehalt. Ich erhielt 60 Milligramme Zinkoxyd und 103 Milligr. Chlorsilber. Diese entsprechen 48 Milligr. Zink und 26 Milligr. Chlor. Dieses ist gerade das Verhältniß von 1 Aeq. Chlor zu 2 Aeq. Zink. Das Acquivalent der organ. Substanz wäre hienach 4690.

Ich bin eben mit genauer Untersuchung des Gegenstandes beschäftigt, und enthalte mich aller weitern Erörterungen. Nur eine Eigenschaft des neuen Körpers will ich erwähnen: er ist es nämlich, welcher die Zersetzung des Harnstoffes zu kohlensauerm Ammoniak vorzüglich bedingt, welche Eigenschaft man bisher mit Unrecht dem Blasenschleim allein zugeschrieben hat; denn es ist längst bekannt, daß auch Harn, welcher durch Filtriren vom Schleim befreyt worden ist, noch ziemlich rasch fault. Filtrirter Harn, aus welchem der von mir gefundene Körper entfernt worden ist, hat die Fähigkeit zu faulen vollkommen verloren. Ich bewahre wenigstens schon $\frac{3}{4}$ Jahre solchen Harn auf, ohne daß dessen Gehalt an Harnstoff nur im Geringsten abgenommen hätte. Außer Queckſilberchlorid fällt auch noch Gerbsäure diesen Körper. Es läßt sich deßhalb auch durch Zusatz einer zur vollständigen Fällung ausreichenden Menge Gerbsäure die Fäulniß des Harnes verhindern.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. April 1849.

Hr. Prof. von Kobell las:

1. Ueber die Bestimmung des Arseniks mittelst schweflichter Säure.

Wöhler hat vor mehreren Jahren das Verhalten der schweflichten Säure zur Arsenikſäure in Auflösungen untersucht und gefunden, daß diese bey hinreichend andauernder Einwirkung zu arsenichter Säure reducirt wird. Seitdem ist diese Reduction vielfach angewendet worden, um Auflösungen von Arsenikſäure durch Schwefelwasserstoffgas zu zersetzen und das Arsenik zu fällen, da der Niederschlag von Schwefelarsenik bey Gegenwart von arsenichter Säure leicht erfolgt, während er, wenn Arsenikſäure in Auflösung, nur sehr langsam hervorgebracht wird. Da die Reduction der Arsenikſäure unter diesen Umständen die Bildung von Schwefelsäure bedingt, so schien nur damit ein Mittel gegeben, den Gehalt einer Flüßigkeit an Arsenikſäure bestimmen zu können, woraus sich dann der Gehalt an Arsenik weiter berechnen läßt. Zunächst überzeugte ich mich durch einen Versuch, daß die Reduction der Arsenikſäure nicht weiter gehe als zur Umwandlung in arsenichte Säure. Es wurde eine Quantität arsenichter Säure in Salzsäure aufgelöst und mit chlorsauerm Kali oxydirt und gehörig ausgekocht. In die Auflösung wurde andauernd schweflichtsaures Gas geleitet, dann salzsaurer Baryt in Ueberschuß zugesetzt, die Flüßigkeit gekocht, bis kein Geruch von schweflichter Säure mehr bemerkbar war, der Niederschlag filtrirt und das Filtrat abermals durch schweflichte Säure gesättigt und gekocht. Es zeigte sich kein Niederschlag mehr und nur ein leichtes Opalisiren der Flüßigkeit war bemerkbar. Nach einiger Zeit setzte die verdünnte Flüßigkeit arsenichtsauern Baryt ab, der sich in Salzsäure auflöste.

Ich stellte nun mehrere quantitative Verſuche an und gelangte zu einem sehr befriedigenden Resultate, nachdem ich die zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln kennen gelernt hatte. Die möglichen Fehler liegen nämlich darin, daß das Arsenik der

Auflösung nicht vollständig zu Arsenikſäure oxydirt wurde oder daß, wenn ſolches geſchehen, der Strom von ſchweflichtſauerm Gaſe nicht lang genug durch die Flüßigkeit gegangen, um die Reduction zu arſenichter Säure vollſtändig herzuſtellen oder daß durch die Art der Entwicklung unzerſetzte Schwefelſäure in die Flüßigkeit gelangt oder endlich dadurch, daß durch Zutritt der Luft in der mit ſchweflichter Säure geſättigten Flüßigkeit etwas Schwefelſäure gebildet wird. Es mißlangen mir einige Verſuche, wobey die Reduction nicht vollkommen ſtattgefunden hatte und man kann annehmen daß für eine Quantität von ohngefähr 30 Gran arſenichte Säure die ſchweflichte Säure gegen drey Viertelſtunden durch die Flüßigkeit ſtreichen muß. Es mißlangen auch einige Verſuche, wobey ich die mit ſchweflichter Säure geſättigte Flüßigkeit mit Zuſatz von ſalzſauerm Baryt in einer Glasflaſche hermetiſch verſchloß und nachdem der Niederſchlag ſich abgeſetzt hatte, die Flüßigkeit abgegoßen und filtrirt wurde. Dabey iſt es nicht möglich die Luft ſo abzuhalten, daß nicht die Quantität der Schwefelſäure zu groß ausfiele.

Bey nachſtehendem Verfahren erhielt ich ein gutes Reſultat. Die arſenikſäurehaltige Flüßigkeit wurde in ein langes ſchmales Cylinderglas gegoßen und dieſes durch einen doppelt durchbohrten Kork ſo verſchloßen, daß die Gasleitungsröhre durch die eine Oeffnung leicht in die Flüßigkeit zu ſenken war. Die ſchweflichte Säure wurde in einem geräumigen Kolben aus Streifen von metalliſchem Kupfer mit concentrirter Schwefelſäure entwickelt und zur Aufnahme übergehender Schwefelſäure wurden zwey Mittelflaſchen mit etwas Waſſer gebraucht. Nachdem das Gas etwa drey Viertelſtunden durch die Flüßigkeit gegangen war, wurde ſie ſogleich in einen Glaskolben von paſſender Größe gegoßen, die gehörige Menge ſalzſaurer Baryt zugeſetzt und ſchnell zum Kochen erhitzt und darin erhalten, bis ſich kein Geruch von ſchweflichter Säure mehr zeigte. Dann wurde Flüßigkeit und Präcipitat in ein Cylinderglas umgegoßen und wie gewöhnlich dekantirt und filtrirt. Man hat dabey nur allenfalls eine Verunreinigung des Niederſchlages mit arſenichtſauerm Baryt zu befürchten, welchen man aber durch heiße Salzſäure und alsbaldiges Filtriren entfernen kann.

Aus dem erhaltenen ſchwefelſauern Baryt berechnet man die gebildete Schwefelſäure. Wenn man dieſe zu ſchweflichter Säure reducirt berechnet und die erhaltene Zahl von der der Schwefelſäure abzieht, ſo iſt der Reſt die Menge des Sauerſtoffs, welchen die Arſenikſäure abgegeben hat und woraus dieſe zu finden iſt. Man kann aber eine einfachere Rechnung machen.

Da die ſtöchiometriſche Zahl der ſchweflichten Säure = 4, und die der Schwefelſäure = 5, ſo iſt $\frac{1}{5}$ der erhaltenen Schwefelſäure die Sauerſtoffmenge, welche die arſenichte Säure zu Arſenikſäure oxydirte oder von dieſer an die ſchweflichte Säure abgegeben wurde. Dieſe Sauerſtoffmenge verhält ſich zu der ganzen Sauerſtoffmenge der aufgelöſten Arſenikſäure wie 2 : 5 und da $5 = 2 \times 2{,}5$, ſo iſt der fünfte Theil der erhaltenen Schwefelſäure $2\frac{1}{2}$ mal zu nehmen, um den ganzen Sauerſtoffgehalt der Arſenikſäure zu erfahren, da aber $\frac{1}{5} \times 2\frac{1}{2} = \frac{1}{2}$, ſo vereinfacht ſich die Rechnung dahin, daß die Hälfte der gefundenen Schwefelſäure den Sauerſtoff der geſuchten Arſenikſäure angiebt.

20 Gran arſenichte Säure gaben in erwähnter Art behandelt 47,35 ſchwefelſauern Baryt, welche 16,27 Schwefelſäure enthalten. Die Hälfte davon 8,13 iſt der Sauerſtoffgehalt der Arſenikſäure und beſtimmt dieſe zu 23,32, welche 20,07 arſenichter Säure entſprechen. Der kleine Ueberſchuß iſt offenbar nicht Fehler der Methode.

Wenn man es, wie gewöhnlich der Fall iſt, mit Schwefelarſenik zu thun hat, ſo wird derſelbe mit Königswaſſer und chlorſauerm Kali oxydirt, die Flüßigkeit eingedampft, allenfalls noch mit Zuſatz von etwas Schwefelſäure erhitzt, um alle Salpeterſäure auszutreiben, dann mit Salzſäure aufgelöſt und mit ſalzſauerm Baryt die Schwefelſäure gefällt und filtrirt. Das Filtrat wird dann mit ſchweflichter Säure geſättigt und wie angegeben weiter behandelt. Um ſicher zu ſeyn, daß die Arſenikſäure vollſtändig desoxydirt worden, kann man durch die vom erhaltenen ſchwefelſauern Baryt (nach dem Kochen) abfiltrirte Flüßigkeit abermals ſchweflichte Säure ſtreichen laſſen und war die Desoxydation nicht voll-

ständig gewesen, so erhält man noch ein Präcipitat, welches man dem ersten zufügt.

Wenn der Apparat in einer bequemen Weise eingerichtet ist, so ist das Wesentliche der Operation in einer Stunde vollendet.

Was die Anwendung dieser Methode für die Bestimmung anderer Metalle betrifft, deren höhere Oxyde durch die schwefelichte Säure auf eine bestimmte Stufe desoxydirt werden, so habe ich das Verhalten der Chromsäure untersucht. Man erhält aber dabey den schwefelsauern Baryt immer etwas chromhaltig und es ist deßhalb die Methode nicht mit Vortheil anzuwenden.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat Januar und Februar 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht. 13. Jahrg. Herausgegeben von G. S. F. Lisch und W. G. Beyer, Secretären des Vereins. Schwerin 1848. 8.

Quartals-Berichte des Vereines. XIII. 2. 3. XIV. 1. Januar, April, Oktober 1848. Schwerin 1848. 8.

Register über den sechsten bis zehnten Jahrgang der Jahrbücher und Jahresberichte des Vereines von Ritter II. Regist. Schwerin 1848. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 8. Octobre 1848. Paris 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. V. 12. livraison. Décembre 1848. Paris 1848. 8.

Von dem Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift des Vereines. Bd. V. Heft 1. Kassel 1848. 8.

Periodische Blätter. No. 9. 10. 11. Mai, Oktober 1848. Kassel 1848. 8.

Historisch topographische Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen und in der großherzogl. hess. Provinz Oberhessen von Dr. G. Landau. 1. Heft. Kassel 1848. 8.

Von dem Ferdinandeum in Innsbruck:

Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol von Jakob Andrä Frhrn. v. Brandis, Landeshauptmann von Tyrol in den Jahren 1610 — 1628. III. IV. Heft. Innsbruck 1848. 8.

Von Hrn. Domprobst Dr. v. Deutinger in München:

Die ältern Matrikeln des Bisthums Freysing. 1. Band. München 1849. 8.

Von Hrn. Rektor Dr. Bensen in Rothenburg a/T.

Historisch-geographischer Atlas von Europa. Stuttgart 1849. gr. Fol.

Von der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. I. II. III. Heft. Wien 1848. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. I. II. Heft. Wien 1848. 8.

Von der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Abhandlungen. V. Folge. V. Bd. Prag 1848. 4.

Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. 24. Bd. Erstes (Doppel-) Heft 1847. 3. u. 4. Heft 1848. Görlitz. 8.

Anzeigen der Oberlausitzischen Gesellschaft. Zwölftes Stück. 1846 — 1847. Görlitz 1847. 8.

Von dem historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:

Verhandlungen. 12. Bd. der gesammten Verhandlungen und 4. Bd. der neuen Folge. Regensburg 1848. 8.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 21. April.
Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

2. Ueber die Mineralspecies mit vicarirenden Mischungstheilen und über die Molecular-Gemenge.

Ich habe im vorigen Jahre eine Abhandlung über die Bestimmung der Mineralspecies mit vicarirenden Mischungstheilen bekannt gemacht, welche von Hrn. Prof. Fuchs einige Entgegnungen veranlaßt hat. Verschiedene Arbeiten hinderten mich, diese Entgegnungen sogleich zu beantworten; die folgenden Bemerkungen sollen das Versäumte nachholen.

Es handelt sich in der betreffenden Hauptfrage darum, ob Species, in welchen vicarirende oder isomorphe Mischungstheile auftreten, von diesen nur einen oder auch mehrere als wesentlich enthalten können. Wird nur das Erste zugestanden, so sind Dolomit, Mesitinspath, Kalktalkchrysolith, Diopsid, Hedenbergit, die meisten Augite und alle bekannten Amphibole keine Species; wird das Letztere zugegeben, so sind nicht allein diese Mineralien Species, sondern je nach der Ausdehnung, die zulässig befunden wird, können es auch noch viele andere seyn, die in ähnlichem Verhältniß stehen.

Hr. Prof. Fuchs nimmt das Erstere an, die letztere Meinung dagegen ist zur Zeit die allgemeine, jedoch in verschiedenem Sinne. Ich bin ebenfalls der letztern Ansicht, aber nicht unbedingt und mein Aufsatz hatte eben zum Zweck, darzuthun, wie weit man damit, durch Erfahrung und Analogie geleitet, gehen dürfe.

Ich habe recht wohl eingesehen und es auch ausgesprochen, wie schwer hierin zu urtheilen, konnte aber die Sache durch die Ansicht des Hrn. Prof. Fuchs, die ich übrigens jederzeit hoch geehrt habe, doch auch nicht als abgemacht ansehen. So entstand meine Abhandlung.

Vor allen sind es zwey sehr bekannte Mineralien, in welchen zweyerley isomorphe Basen vorkommen, die ich als Species annehme und die auch, mit Ausnahme des Hrn. Prof. Fuchs, von allen Mineralogen als solche angenommen sind, nähmlich der Bitterkalk oder Dolomit und der Diopsid.

Meine Gründe dafür sind folgende:

1. Kommen diese Mineralien an den verschiedensten Fundorten mit ihren eigenthümlichen Charakteren vor und zeigen in ihren reinen Varietäten vorherrschend eine bestimmte Verbindung gleicher Mischungsgewichte der sie bildenden Carbonate und Silicate.

2. Zeigen sie in ihrem chemischen Verhalten Eigenthümlichkeiten, welche auf eine chemische Verbindung der sie bildenden Gränzglieder hindeuten. Diese sind, daß Krystalle von Bitterkalk mit Salzsäure befeuchtet nicht das Brausen wahrnehmen lassen, wie es dem enthaltenen Kalkcarbonat im isolirten Zustande zukommt, daß aber Dolomit mit einem Ueberschuß dieses Kalkcarbonats das gewöhnliche Brausen allerdings zeigt. Auch wird Kalkspath von kohlensäurehaltigem Wasser leicht angegriffen, während dieses (nach Versuchen von Sukow) mit Bitterspath

in Berührung selbst nach 14 Tagen weder eine Reaction auf Kalk-, noch auf Talkerde zeigt. Noch auffallender verhält sich aber der Diopsid, welcher von Salzsäure nicht angegriffen wird, während das enthaltene Kalksilicat, Wollastonit, für sich sogar eine vollkommene Gallerte bildet.

Hr. Prof. Fuchs entgegnet auf 1, daß solche Gemische nicht nach bestimmten Verhältnissen gebildet seyen und nur ausnahmsweise bisweilen solchen nahe kommen, was bey dem häufigen Vorkommen mancher nicht auffallen könne, es wäre vielmehr das Gegentheil auffallend. Hr. Prof. Fuchs hat dabey wie mir scheint nur den Dolomit im Auge gehabt, dessen Gränzglieder allerdings oft genug vorkommen; mit dem Diopsid verhält es sich aber anders, denn der Wollastonit ist ziemlich selten und das Talksilicat kennt man nur von einem Fundorte, es wäre aber doch auffallend, daß dieses Gränzglied so äußerst selten vorkäme, wenn der Diopsid nichts weiter wäre als eine gemengähnliche Zusammenkrystallisation dieser Gränzglieder, auch ist die Mischung des Diopsids, selbst wie er sich zuweilen in Hochöfen bildet, so constant aus gleichen Mischungsgewichten der Gränzglieder bestehend, daß die Wesentlichkeit der Verbindung noch evidenter als beym Bitterspath sich herausstellt.

Hr. Prof. Fuchs fügt ferner bey, daß die Mischungstheile keinen merklichen chemischen Gegensatz zeigen. Ich habe, diesen Punkt betreffend, in der Abhandlung bereits auf die Verbindungen Brongniartin, Barytocalcit und Gaylussit hingewiesen, welchen noch der Polyhallit zugefügt werden kann, wo es an ähnlichem Gegensatze fehlt, die aber Hr. Prof. Fuchs selbst als Species annimmt. Da Hr. Prof. Fuchs Kalialaun, Natrumalaun und Bittererdealaun zu einer Formation stellt, also Kali, Natrum und Bittererde als isomorph genommen werden, so gehören natürlich auch Kalkerde, Eisenoxydul ꝛc. in die Reihe und ebenso Baryt, Strontian ꝛc. Es würde nach dem obigen Satze, daß nur eine isomorphe Base (oder gleichbedeutender Mischungstheil) in der Species wesentlich seyn könne, folgen, daß der bekannte Polyhallit aus drey Species von der Formel $2\,\dot{R}\bar{S} + \dot{H}$ oder $\dot{R}\bar{S} + \frac{1}{2}\,\dot{H}$ bestünde, der Gaylussit aus zwey Species $\dot{R}\bar{C} + 3\,\dot{H}$ und der Barytocalcit aus den bekannten Species Witherit und Kalkspath oder Arragonit, gleichwohl werden diese Mineralien von Hrn. Prof. Fuchs als Species angeführt und der Barytocalcit ausdrücklich eine chemische Verbindung von kohlensauerm Baryt und kohlensauerm Kalk genannt, nämlich von den Gränzgliedern, die Hr. Prof. Fuchs selbst als zur Formation der rhombischen Carbonate gehörend angiebt. Von dieser Seite ist also offenbar von ihm zugestanden, daß der chemische Gegensatz solcher Gränzglieder groß genug sey, um sie eine chemische Verbindung bilden zu lassen. Oder giebt es isomorphe Verbindungen, welche weiter solche chemische Verbindungen eingehen können und andere, die es nicht können? Hr. Prof. Fuchs hat wenigstens darüber keine Erklärung gegeben.

Ueberhaupt kann es aber nicht darauf ankommen, ob der Gegensatz merklicher oder weniger merklich ist, wenn er nur überhaupt besteht und das ist nicht zu läugnen.

Aehnlich verhält es sich mit dem weitern Einwurfe, daß chemische Verbindungen der zweyten Ordnung ohne wesentliche Veränderung der Krystallisation nicht in Verbindungen der dritten und vierten übergehen. Ich halte diesen Einwurf für sehr beachtenswerth, gleichwohl kommt es hier darauf an, was man unter wesentlicher Veränderung der Krystallisation versteht und eine constante Winkeldifferenz, wenn auch nur eine geringe, wie sie genau messende Krystallographen angeben, kann mit Berücksichtigung des Uebrigen in diesem Falle wenigstens mit demselben Recht für wesentlich gelten, als man sie für zufällig nehmen kann. Beym Barytocalcit ist die Differenz in der Krystallisation allerdings bedeutend, wenn man die klinorhombische Form im Auge hat und wahrscheinlich hat Hr. Prof. Fuchs deßhalb dieses Mineral als Species gelten lassen, es haben aber Johnston und Miller gezeigt, daß der Barytocalcit auch ganz isomorph mit dem Witherit vorkomme und damit wird auch dieses Mineral in seiner Art ein Analogon zum Bitterspath, Diopsid ꝛc.

Gegen das eigenthümliche Verhalten, welches ich unter 2. angeführt habe, bemerkt Hr. Prof.

Fuchs, daß die Eigenschaften solcher Gemische von den Eigenschaften der Gränzglieder nicht in dem Grade abweichen, wie es bey den chemischen Verbindungen der Fall sey. Hr. Prof. Fuchs wird aber zugeben, daß die angeführte Abweichung des Diopsids im Verhalten zur Salzsäure wenigstens von dem des Gränzgliedes Wollastonit bedeutend genug sey, wenn auch der Bitterkalk nur eine geringere zeigt, die übrigens als ein Zeichen ihrer Beständigkeit überall in die Charakteristik aufgenommen ist.

Hr. Prof. Fuchs bemerkt ferner, daß bey dem Zusammenkrystallisiren isomorpher Species die Mischungstheile sich gegen einander nicht ganz indifferent verhalten, sondern der eine gewissermassen seine Eigenschaften auf den andern überzutragen strebe, wie wir es z. B. auch bey den Gemischen von Gold und Silber ꝛc. finden, daher komme es, daß bey den einaxig krystallisirten Körpern sich bey ihrer Mischung die Krystallwinkel etwas ändern nach Maßgabe des quantitativen Mischungsverhältnisses, wie dieses Beudant bey den Gemischen von Kalkspath und Magnesit nachgewiesen hat, daher auch, daß Kalkspath, wenn ihm ein gewisses Quantum Magnesit beygemischt ist, nicht mehr mit Säuren so stark braust, als wenn er davon nichts oder nur sehr wenig enthält ꝛc.

Was die Differenz der Krystallisation betrifft, so bedarf es, wenn man solche, z. B. bey den Gemischen der rhomboedrischen Carbonate, als wesentlich nicht zugeben will, eben keiner solchen influirenden Potenz eines Mischungsgliedes, um sie zu erklären, denn sie erklärt sich auch wohl dadurch, daß die Ebenen der verschieden-winkligen im Krystallgemenge befindlichen Species für die gleiche Stellung ihrer Hauptaxen nicht vollkommen zusammenfallen können. Vom klinorhombischen Barytocalcit und seiner Krystalldifferenz kann natürlich nicht die Rede seyn, denn sonst hätte ein Verbindungsglied auf das andere übertragen müssen, was es selbst nicht besitzt.

Daß eine auf irgend eine Weise verunreinigte Mischung nicht ganz so die Reaction zeigen kann, wie eine reine, ist natürlich; was aber das hier gemeinte Uebertragen der chemischen Eigenschaften betrifft, so ist unser Wissen darüber noch höchst mangelhaft und bezieht sich nur auf einige Legirungen. Beobachtungen hierüber hat Hr. Prof. Pettenkofer mitgetheilt, welche darthun, daß auf gewöhnliche Weise kleine Mengen Silber von Gold nicht geschieden werden können, er hat ferner gezeigt, daß aus einer Legirung von einem Theil Platin und vier Theilen Bley das Bley nicht vollständig durch Salpetersäure extrahirt werden kann und andrerseits weiß man, daß aus einer Legirung von Silber und Platin bey Behandlung mit Salpetersäure sich mit dem Silber auch etwas Platin auflöst. Alle diese Beobachtungen betreffen aber nur ganz kleine Mengen der chemisch alterirten Metalle und lassen keine Vergleichung zu mit dem Verhalten des Diopsids, weder in Rücksicht auf die Qualität der Substanz noch in Beziehung auf die Quantität des als alterirt angenommenen Antheils. Es ist also damit nur eine Möglichkeit beygezogen, gegen welche die der chemischen Verbindung besagter Gränzglieder gewiß nicht zurücksteht.

Endlich führt Hr. Prof. Fuchs noch an, daß jede Species ein abgeschlossenes Ganzes bilde und keine durch Zwischenglieder in eine andere übergehen kann. Damit bin ich vollkommen einverstanden und ersehe aus dieser Angabe nur, daß Hr. Prof. Fuchs die von mir aufgestellten Abtheilungen, die ich Mittel- und Zwischenglieder genannt habe, lediglich um meine Entwickelungen zu ordnen, für Uebergangsstufen der Gränzspecies genommen hat, was ich keineswegs so genommen wissen wollte. Gerade weil das Bestehen solcher Uebergänge meine Ansicht nicht ist, suchte ich mit den angeführten Gründen zu unterstützen, daß zwischen jenen Gränzspecies noch bestimmte Verbindungen liegen, ein Bemühen, dessen ich gänzlich überhoben gewesen wäre, hätte ich Uebergänge annehmen wollen.

Hiemit glaube ich Punkt für Punkt das Wesentliche erwiedert zu haben, was mir von Hrn. Prof. entgegnet wurde und ohne im Geringsten meine Ansicht für die bessere zu halten, glaube ich doch gezeigt zu haben, daß sie nicht minder wie die gegentheilige ihre guten Gründe habe. —

Alles Uebrige in meiner Abhandlung ist Consequenz des eben Angeführten und was den Umstand betrifft, daß ich die Formationen des Hrn.

Prof. Fuchs für die eigentlichen mineralogischen Genera genommen habe, wie auch G. Rose, so habe ich die Gründe dafür in meinen Grundzügen der Mineralogie auseinander gesetzt. Es war also nicht bloß darum zu thun, sie lieber Genera zu nennen, denn sie stehen diesen gewiß sehr nahe, und will man die Gleichartigkeit in Krystallisation und Mischung für die Species in Anspruch nehmen, wie dieses auch Hr. Prof. Fuchs thut, so wird man, um consequent zu verfahren, auch die das Genus begründende Aehnlichkeit auf Krystallisation und Mischung zu beziehen haben und so gelangt man fast nothwendig zu den Formationen.

Im Uebrigen bin ich mit Hrn. Prof. Fuchs darin ganz einverstanden, daß die bey solchen Species als unwesentlich anzuerkennenden Mischungsantheile keine gewöhnlichen Einmengungen seyen. Sie sind in der Masse in derselben feinen Vertheilung enthalten wie Salzgemische in wässriger Auflösung, wie Zink- und Eisenvitriol im Kupfervitriol, wenn sie mit ihm zusammenkrystalliſiren. Ohne daher in eigentlicher chemischer Verbindung zu seyn, finden sie sich in jedem Theile des Krystalls, der sie enthält, in gleicher Menge, was bey den gewöhnlichen Mengungen nicht der Fall ist. Es dürfte zweckmäßig seyn, diese Art von Gemengen auch unterscheidend zu bezeichnen und ich möchte dafür die Benennung Molecular-Gemenge vorschlagen, denn sie bestehen aus kleinsten Theilen der Masse. Diese Annahme steht aber der Anerkennung der erwähnten Species nicht entgegen und wenn ich bey einer Mischung, in welcher vorherrschend gleiche Mischungsgewichte von kohlensaurer Bittererde und von kohlensauerm Kalk, jedoch mit einem kleinen Ueberschuß des letztern vorkommen, annehme, daß das Ganze wesentlich aus Bitterkalk mit etwas molecular eingemengtem Kalkspath bestehe, so scheinen mir nach dem eben Gesagten dafür ebenso gute Gründe vorhanden, als wenn Hr. Prof. Fuchs annimmt, daß das Ganze ein regelloses Moleculargemenge von Kalkspath und Magnesit sey.

Hr. Prof. Wagner las:

Bemerkungen über die Beschaffenheit des Knochengerüstes des Seebären und des Seeotters.

Durch die Gewogenheit Sr. Kaiserlichen Hoheit, des Herzogs von Leuchtenberg hat die hiesige zoologisch-zootomische Sammlung 3 aus dem kamtschatkischen oder Behrings-Meere herstammende Skelete des Seebären (Phoca s. Otaria ursina) und ein Skelet des Seeotters aus denselben Gewässern erhalten. Die Felle und noch mehr die Skelete dieser fernen Meeresbewohner gehören zu den allerseltensten Vorkommnissen in unsern Sammlungen und um so dankbarer dürfen wir daher dem hohen Geber für dieses werthvolle Geschenk seyn.

I. Der Seebär (Otaria ursina).

Die 3 Seebären, deren Skelete nunmehr in unserer Sammlung aufbewahrt werden, sind in den Jahren 1838 und 1839 an der St. Pauls-insel, die nebst der St. Georgsinsel den Hauptaufenthaltsort dieser Thiere abgiebt, erlegt worden. Der Schädel des größten Exemplares hat eine Länge von $6\frac{3}{4}''$, der des mittlern mißt 6'' und der des kleinsten Individuums 5''. Daß letzteres ein sehr junges Thier war, zeigt die ganze Beschaffenheit seines Knochengerüstes, insbesondere auch noch der Umstand, daß die Eckzähne nur schwach entwickelt und der hinterste oder sechste Backenzahn des Oberkiefers eben erst im Durchbruche begriffen ist. Es ist Schade, daß von den beyden andern Individuen das Geschlecht nicht angegeben ist, da in dieser Beziehung eine auffallende Größenverschiedenheit besteht, indem die Männchen eine Länge von 7 Fuß erlangen, während die Weibchen nur halb so groß werden.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 24. April.
Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bemerkungen über die Beschaffenheit des Knochengerüstes des Seebären und des Seeotters.

(Fortsetzung.)

Da nun das Skelet unsers mittlern Exemplares schon die Länge von 3 Fuß, also die des erwachsenen Weibchens, erreicht, während gleichwohl das flache Dach des Schädels, die gute Erhaltung der Näthe und die unversehrte Beschaffenheit der Kauflächen der Zähne es außer Zweifel setzen, daß dieser Schädel von keinem alten Thiere herrührt, so werde ich wohl nicht irren, wenn ich ihn einem halbwüchsigen Männchen zuschreibe. Mit um so größerem Rechte darf ich zuletzt annehmen, daß unser größtes Skelet von einem Männchen herrührt, das jedoch ebenfalls noch lange nicht sein volles Wachsthum beendigt hatte, da die Länge seines Knochengerüstes (von Alveolenrande der Schneidezähne an bis zur Spitze der Schwanzwirbel gemessen) erst $3\frac{1}{2}$ Fuß beträgt.

Zu diesem Rathen hinsichtlich der Bestimmung des Geschlechtes, dem diese uns zu Theil gewordenen Exemplare angehören mochten, bin ich gezwungen, da Angaben über die etwaigen Geschlechtsdifferenzen, die sich in der Form des Schädels vorfinden könnten, uns ganz abgehen. Alles, was sich überhaupt in der Literatur über die Beschaffenheit des Knochengerüstes der nordischen Seebären vorfindet, ist eine kurze Notiz, die Johannes Müller*) nach Schädeln, die Chamisso aus Kamtschatka mitbrachte, mitgetheilt hat. Weder Cuvier, noch Nilsson in seiner meisterhaften Arbeit über die Robben, noch auch Blainville in seinem neuesten großen osteographischen Werke hatten irgend einen Theil von diesem Thiere vor sich. Die ganze Kenntniß, die wir bisher vom Knochengerüste der Seebären erlangt haben, ist lediglich von Individuen aus der südlichen Halbkugel entnommen. Es bleibt selbst zweifelhaft, ob die reiche Leidner Sammlung das Knochengerüste des nordischen Seebären besitzt, denn obgleich Schlegel **) auch die aleutischen Inseln unter den verschiedenen Lokalitäten aufführt, von denen die dortigen beyden Skelete, die Schädel und Felle herrühren, so ist doch von ihm nicht ausdrücklich bemerkt, daß unter den Exemplaren von jenen Inseln auch Theile des Skelets befindlich waren. Mithin sind die von J. Müller erwähnten Schädel die einzigen, von denen man die Versicherung hat, daß sie aus dem kamtschatkischen Meere herrühren. Indem unsere Skelete ebenfalls von daher stammen, kann ich nicht bloß die Beschaffenheit des ganzen Knochengerüstes erörtern, sondern auch zur Lösung der Frage, ob die Seebären der nordischen Halbkugel der nämlichen Art als die der südlichen Erdhälfte angehören, einen nicht unwichtigen Beytrag liefern. Es konnte diese Frage bisher nicht zur Evidenz gebracht werden aus Mangel an den erforderlichen Vergleichungs-

*) Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte. VII. 1. S. 331.

**) Fauna japonica. Mammalia, decas 3. p. 8.

mitteln, denn wiewohl die Zoologen, die sich mit dieser Aufgabe befaßten, Schädel und zum Theil auch ganze Skelete von südlichen Seebären vor sich hatten, so fehlten ihnen doch, wie vorhin erwähnt, die Skelete solcher Thiere aus den kamtschatkischen Gewässern. Diese Frage erregt aber ein um so höheres Interesse, da es sich von der Identität von Thieren handelt, die zwey ganz getrennte und zwar durch einen ungeheuern Zwischenraum von einander geschiedene Verbreitungsbezirke einnehmen, denn während in der südlichen Halbkugel der Wohnungsdistrikt der Seebären von den Polarküsten an bis gegen den 30° südlicher Breite, und zwar auf diesem Raume in seiner ganzen Ausdehnung um die südliche Erdhälfte herum sich erstreckt, folgt alsdann ein unermeßlicher Zwischenraum, indem die nördlichen Seebären erst in dem Behringsmeere zum Vorschein kommen, während der nördliche Theil des großen Ozeans gar keine Spur von ihnen aufzuweisen hat.

Bevor ich jedoch auf eine nähere Vergleichung eingehe, halte ich mich zuerst für verpflichtet den Nachweis zu liefern, daß unsere Skelete wirklich dem ächten Seebären, wie ihn Steller beschrieben hat, angehören. Im Ganzen sind es nur 2 Arten, die uns aus diesen Gewässern bekannt sind, nämlich der Steller'sche Seelöwe (Otaria Stelleri Less.) und der Steller'sche Seebär (Ursus marinus Stell., Phoca s. Otaria ursina). Vom ersteren kennen wir den Schädel und das ganze Knochengerüste nach den Beschreibungen, die uns J. Müller und Schlegel geliefert haben. Als die hervorstechendsten Merkmale des Schädels vom Steller'schen Seelöwen lassen sich folgende bezeichnen: 1) der Interorbitaltheil erweitert sich ganz allmählig in den Hirnkasten; 2) der Gaumenrand ist quer und liegt in der Mitte zwischen dem hintersten Backenzahn und dem Hamulus pterygoideus; 3) der letzte oder sechste Backenzahn des Oberkiefers geht frühzeitig verloren. Lauter Merkmale, die durchaus nicht auf die vor uns liegenden Schädel passen, daher diese auch nicht der Otaria Stelleri zugewiesen werden können.

Ueber die von Kamtschatka durch Chamisso mitgebrachten Schädel des wahren Steller'schen Seebären macht J. Müller die Bemerkung, daß bey ihnen der Schädel zwischen den Augenhöhlen sich plötzlich zum Hirnschädel erweitere, und daß auf sie die Beschreibung, welche Nilsson vom südlichen Seebären gegeben, so wie auch die von Fr. Cuvier gelieferte Abbildung des letzteren passe. Schlegel fügt nach japanischen Exemplaren bey, daß der Schädel des Seebären in vielen Stücken mit dem des Steller'schen Seelöwen übereinstimme, daß er sich aber von letzterem durch die Länge des hintern Orbitalcylinders, den die Stirnbeine bilden, so wie durch das ständige Vorkommen des sechsten Backenzahns im Oberkiefer unterscheide. Müller wie Schlegel sehen die nördlichen Seebären für identisch mit den südlichen an und da uns über den Schädelbau der letzteren mehrere Notizen vorliegen, so bin ich dadurch in den Stand gesetzt, Vergleichungen zwischen beyden vorzunehmen, wiewohl es sich bald zeigen wird, daß die bisher publicirten Angaben für mein Vorhaben in mehreren Stücken nicht ausreichend sind.

Um mit aller Sicherheit Vergleichungen der Schädel der nördlichen Seebären mit denen der südlichen vornehmen zu können, wäre es freylich erforderlich, daß man dazu Exemplare gleichen Alters und Geschlechtes, also gleicher Größe, vor sich liegen hätte. Mit dem Alter gehen nämlich bey den Ohrrobben höchst auffallende Veränderungen in den Formen des Schädels vor sich, so daß man, wenn dieser Vorgang nicht durch die Erfahrung constatirt wäre, leicht verleitet werden könnte aus jungen, mittelwüchsigen und alten Schädeln drey ganz verschiedene Arten zu bilden. Man betrachte nur in der Fauna japonica die 22. Tafel der Mammalia, um sich von der außerordentlichen Veränderung des Schädels mit dem Alter eine klare Vorstellung zu bilden. Das früher flache Hinterhaupt steigt alsdann hoch über den Gesichtstheil empor und trägt eine starke Scheitelleiste, während der breite Interorbitaltheil zugleich mit den Nasenbeinen sich immer mehr verschmälert und in die Länge sich streckt, indem gleichmäßig der Hirnkasten vorn sich verkleinert. Wenn nun gleich bey den Seebären diese Veränderungen nicht so ganz enorm wie bey den Seelöwen sind, schon aus dem Grunde, weil sie die Größe der letztern nicht erreichen, so sind sie doch, nach Cu-

viers *) Angaben, immer noch auffallend genug, um bey Vergleichungen einer sorgfältigen Berücksichtigung unterstellt zu werden. Ehe ich jedoch eine solche übernehme, will ich zuerst eine Beschreibung unserer Schädel vorlegen, wobey ich zunächst an den größten mich halte und hauptsächlich nur solche Merkmale hervorhebe, die zur Unterscheidung der verschiedenen Arten von Ohrrobben von Bedeutung seyn können.

Der Hirnkasten ist gerundet mit flacher Dachung, ohne Spur von einer Scheitelleiste; die halbbogenförmigen Linien weit auseinander gerückt. Der Interorbitaltheil des Stirnbeins (Zwischenbalken von Nilsson genannt) ist beträchtlich lang, etwas gewölbt und erweitert sich plötzlich in den Hirnkasten. Jeder Seitenrand hat in der Mitte einen spitzen Vorsprung (Orbitalfortsatz), der vorwärts in eine aufgeworfene Leiste ausläuft; der hintere Theil des Zwischenbalkens ist breiter als der vordere, welch letzterer an den Seiten stark ausgeschweift ist. Die beyden Stirnbeine sind unter sich durch eine Naht geschieden und greifen mit vorspringenden spitzen Winkeln rückwärts zwischen die Scheitelbeine, vorwärts zwischen die Nasenbeine ein; letztere laufen vorwärts sehr breit aus. Die Oberkieferbeine legen sich breit an die Nasenbeine an, über die sie noch etwas hinausgreifen, und ihr Orbitalfortsatz ist schmal zusammengedrückt und zugespitzt. Der knöcherne Gaumen ist längs der Oberkieferbeine concav gewölbt, längs der Gaumenbeine verflacht. Die letzteren sind vorwärts in einen tiefen Winkel zur Aufnahme des spitz auslaufenden Gaumentheils der Oberkieferbeine ausgeschnitten und ihre spitzen Seitenzipfel endigen gegenüber dem Vorderrande des obern fünften Backenzahnes. Der hintere Gaumenrand ist spitz und sehr tief ausgeschnitten, so daß die Spitze dieses Abschnitts ziemlich nahe dem Hinterrande des sechsten oder letzten obern Backenzahns gegenüber liegt; hinterwärts verlaufen die Gaumenbeine einfach ohne Seitenleiste in den Hamulus pterygoideus. Der Unterkiefer ist ohne merklichen Winkel und der zwischen diesem und dem Gelenkfortsatz befindliche Fortsatz ist breit, flach und horizontal nach innen gewendet.

*) Rech. sur les ossem. foss. V. 1. p. 220.

Die beyden andern Schädel verhalten sich in den eben besprochenen Beziehungen gerade so wie der große, nur sind ihres geringern Alters wegen die halbbogenförmigen Linien noch weiter auseinander gerückt und bey dem jüngsten Schädel ist überdieß der Zwischenbalken verhältnißmäßig kürzer.

Die Zähne sind bey allen Schädeln in gleicher Anzahl und Vertheilung vorhanden, nämlich $\frac{4}{4}$ Schneidezähne, $\frac{1}{1}:\frac{1}{1}$ Eckzähne und $\frac{6}{5}:\frac{6}{5}$ Backenzähne.

Im Oberkiefer sind die 4 mittlern Schneidezähne klein, seitlich schmal zusammengedrückt und durch eine tiefe Querkerbe in 2 schneidende Zacken zerspalten; die beyden seitlichen sind weit größer und eckzahnartig. Die Eckzähne sind am großen Schädel außerordentlich entwickelt, indem sie eine Länge von 10‴ und an der Basis eine Breite von 5‴ haben; ihre innere Seite ist stärker gewölbt als die äußere, vorn sind sie etwas abgeplattet, hinten laufen sie längs der hintern Krümmung in eine scharfe Schneide aus. Die 4 ersten Backenzähne sind einfache, etwas rückwärts gebogne, kegelförmige Zacken, deren Basis auf der Innenseite verdickt ist. Die 2 letzten Backenzähne sind flacher und haben hinter dem Hauptzacken noch eine zweyte kleine Spitze.

Im Unterkiefer sind sämmtliche 4 Schneidezähne klein, quer und seicht ausgerandet. Die untern Eckzähne sind ebenfalls bedeutend groß, aber schmäler als die obern, doch auf beyden Seiten gewölbt, wobey die äußere zwey seichte Längsfurchen zeigt; der hintere Rand ist schneidend. Die 4 vordersten Backenzähne entsprechen ziemlich den obern, haben jedoch vorn eine kleine accessorische Spitze, die indeß am letzten oder fünften kaum angedeutet ist.

Noch füge ich schlüßlich etliche Maaßangaben bey, die ich von dem größten unserer Schädel abgenommen habe.

Ganze Länge des Schädels	6″	9‴
Breite, größte, des Hinterhaupts	3	6
Breite zwischen den Jochbögen	1	8
Breite des Zwischenbalkens am hintern Ende	1	3
Breite des Zwischenbalkens zwischen den Orbitalfortsätzen	1	5½

Breite des Zwischenbalkens vor den letztern	0″	11‴
Breite zwischen den Orbitalfortsätzen der Oberkieferbeine	1	10
Länge der Stirnbeine längs ihrer Naht	3	8
Länge des Gaumens längs der Mittelnaht	2	6
Länge des Gaumens bis zum Hamulus pterygoideus	3	8
Entfernung des letztern vom hintersten Backenzahn	1	5
Entfernung des letztern von der Spitze des Ausschnittes des hintern Gaumenrandes	1	3
Breite des Gaumens zwischen den ersten Backenzähnen	0	8
Breite des Gaumens zwischen den letzten Backenzähnen	0	10

Vergleichen wir nunmehr nach den vorliegenden Angaben die von unsern 3 Schädeln angeführten charakteristischen Merkmale mit denen, die im Allgemeinen von dem Schädel der Otaria Stelleri schon vorhin von uns bezeichnet worden sind, so ergiebt es sich sogleich, daß wir es hier mit zwey verschiedenen Arten zu thun haben. Sehen wir weiter zu, so werden wir dann uns bald überzeugen, daß unsere Schädel sich auch nicht der Otaria jubata zuweisen lassen, schon aus dem einzigen Grunde nicht, weil bey dieser der hintere Gaumenrand quer ist und bis zu den Hamulis pterygoideis reicht. Somit sind wir auf die Otaria ursina von selbst hingewiesen und die von J. Müller, Schlegel und Nilsson angegebenen specifischen Merkmale für letztere würden im Allgemeinen auf unsere Schädel passen, wenn nicht die beyden letztern, so wie auch Fr. Cuvier *) vom hintern Gaumenrand, den sie als bogenförmig angeben, aussagten, daß er sich in der Mitte zwischen dem Hamulus und dem hintersten Backenzahn liege, während an unsern Exemplaren die Spitze des Ausschnitts nur wenig von der Querlinie, die man sich zwischen den Hinterrändern des letzten Backenzahns jeder Seite denken kann, entfernt ist.

*) Mém. du Muséum d'hist. nat. XI. p. 207 tab. 15 fig. 1. b.

Ob nun die durch das Wachsthum herbeygeführten Veränderungen in der Form des Schädels sich auch in der Art auf den Gaumen erstrecken, daß er hinterwärts zu einer größern Ausdehnung gelangt und dadurch zugleich der spitzwinklige Ausschnitt in einen bogenförmigen sich umbildet, kann ich nicht versichern, da G. Cuvier *), der einzige, welcher einige Details über die durch das Alter veranlaßten Veränderungen in der Schädelform des südlichen Seebären aufzählt, über diesen Punkt schweigt, und nur von den jungen Schädeln des letztern (Phoca pusilla) bemerkt, daß bey ihnen im Vergleich mit Phoca monachus der Gaumen schmäler, weiter nach hinten verlängert und durch einen spitzern Winkel ausgeschnitten ist. Wahrscheinlich sind es die nämlichen Schädel der Phoca pusilla, von denen Blainville **) hervorhebt, daß bey ihnen der Gaumen sehr tief ausgeschnitten sey, indem er eine lange und tiefe Oeffnung bilde. In letzterer Beziehung würden sich unsere Schädel auch der Otaria Lamarii annähern, von der ohnedieß Schlegel der Meinung ist, daß sie von der Otaria ursina nicht zu trennen sey. Es wäre also wohl möglich, daß unsere Schädel mit Beendigung ihres Wachsthums eine solche Ausdehnung des Gaumens erlangten, wie sich selbige bey den alten Exemplaren der südlichen Otaria ursina einstellt und wie man sie aus den Bemerkungen von J. Müller für die nördlichen Seebären ebenfalls folgern darf.

(Schluß folgt.)

*) A. a. O. S. 221.

**) Ostéographie. Fasc. 10. Phoca p. 25.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bemerkungen über die Beschaffenheit des Knochengerüstes des Seebären und des Seeotters.

(Schluß.)

Bedenklicher hinsichtlich der specifischen Identificirung würde die Differenz in der Form des vordern Randes der Gaumenbeine seyn. Nach der Abbildung, die Fr. Cuvier auf Tab. 15. fig. 1. b. vom Gaumen des alten südlichen Seebären gegeben hat, greift dieser Vorderrand bey demselben zungenförmig in den Hinterrand der Oberkieferbeine ein, während bey unsern Schädeln gerade das Gegentheil stattfindet, indem die Oberkieferbeine mit einer scharfen Spitze sich zwischen die Gaumenbeine eindrängen. Da J. Müller erklärt, daß seine alten, aus dem kamtschatkischen Meere herrührenden Schädel mit der Abbildung von Fr. Cuvier stimmen, so dürften wir darnach annehmen, daß in der That mit dem Alter eine solche Veränderung in den Begränzungslinien der Oberkiefer- und Gaumenbeine vor sich geht, wie sie letzterer hingezeichnet hat.

Eine dritte Differenz würde in der Form der Backenzähne liegen. Wie Fr. Cuvier sagt, charakterisiren sich diese Zähne bey den südlichen Seebären dadurch, daß sie beständig eine Spitze vor und eine andere hinter dem Hauptzacken haben; ein Merkmal, das in der von Quoy und Gaimard*) gelieferten Abbildung allerdings mit großer Bestimmtheit hervortritt. Wenn unsere Schädel in dieser Beziehung eine geringere Entwicklung der accessorischen Spitzen zeigen, so könnte dieß immerhin nur Folge ihres jugendlicheren Alters seyn, und eine vorzunehmende Vergleichung der Chamisso'schen Schädel ist daher nothwendig, um hierüber zu einer Entscheidung zu gelangen.

Andere Differenzen, die sich noch zwischen unsern Schädeln und den von dem südlichen Seebären gelieferten Schädelabbildungen wahrnehmen lassen, können wohl sämmtlich auf Rechnung des verschiedenen Alterzustandes gebracht werden, indem alle Abbildungen des Schädels des letztern nach erwachsenen Individuen gefertigt worden sind. Die wichtigste unter diesen Veränderungen ist, nebst der Entwicklung der Leisten, die, welche der Interorbitaltheil der Stirnbeine (der Zwischenbalken) erleidet, indem sich dessen Hintertheil dermassen verschmälert, daß alsdann seine vordere Hälfte selbiges an Breite weit übertrifft. Es ist dieß eine Formveränderung, die, wie man von der Otaria jubata und Otaria Stelleri mit Bestimmtheit weiß, lediglich Folge des Alters ist.

Aus dem bisher Gesagten glaube ich demnach nicht bloß zu dem Schluße berechtigt zu seyn, daß — wie dieß außer Zweifel ist — unsere 3 Schädel von der St. Paulsinsel die jüngern, bisher unbekannten Alterszustände des ächten Steller'schen Seebären aus dem Behringsmeere repräsentiren, sondern

*) Voyage de la Corvette l'Astrolabe sous le commandem. de M. Dumont d'Urville. Atlas zool. tab. 15.

daß auch die Differenzen, welche zwischen ihnen und den Schädeln des südlichen Seebären gefunden wurden, wahrscheinlich nur auf Rechnung der Altersverschiedenheiten zu bringen seyn möchten. Jedenfalls hoffe ich jetzt genug Anhaltspunkte gegeben zu haben, um nach meinen Angaben sichere Vergleichungen mit solchen Schädeln des südlichen Seebären, die einer gleichen Altersstufe als die unserigen angehören, vornehmen und dadurch die Vermuthung von ihrer specifischen Identität in Evidenz setzen zu können.

Diese Entscheidung wird allerdings zunächst durch die Vergleichung der Schädel gewonnen werden müssen, da wir in gedachter Beziehung von dem übrigen Skelete wenig zu hoffen haben, indem Schlegel die Erklärung gegeben hat, daß er überhaupt, abgesehen von den Schädeln, zwischen dem Knochengerüste der Otaria jubata, Stelleri und ursina weder in der Zahl noch in der Conformation der Knochen einen merklichen Unterschied gefunden habe und daß es auch in der Zahl der Wirbel, der Rippen und Brustbeinstücke, (nämlich 15 Rippenpaare, 5 Lendenwirbel und 9 Stücke des letzteren) mit dem Skelet von Phoca übereinstimme. Auch Blainville weiß von den Ohrrobben keine Differenzen in dem Knochengerüste des Rumpfes und der Gliedmassen anzugeben. So weit ich mir in dieser Beziehung ein Urtheil erlauben darf, da ich lediglich auf die Vergleichung meiner Skelete mit den von Blainville und Schlegel gelieferten Abbildungen des Knochengerüstes der Otaria jubata und Otaria Stelleri beschränkt bin, scheint in der That am knöchernen Rumpfgerüste unserer Exemplare von der nördlichen Otaria ursina keine wesentliche Differenz von den beyden andern Arten vorzukommen.

Unsere 3 Skelete haben die gleiche Anzahl von Wirbeln miteinander gemein, nämlich 7 Halswirbel, 15 Rückenwirbel, 5 Lendenwirbel und 14—15 Becken- und Schwanzwirbel, von denen die letzten noch sehr klein und knorpelig sind. Es sind dieß dieselben Zahlenverhältnisse, die Blainville von den Robben überhaupt angiebt.

Von den 15 Rippenpaaren sind wie bey allen Ohrrobben 9 ächte und 6 falsche. Das Brustbein besteht blos aus 8 Stücken und nicht aus 9, wie Schlegel wohl unrichtig angiebt, indem Blainville ebenfalls nur 8 Stücke aufzählt, und seine Abbildung des Brustbeins der Otaria jubata (Tab. 7) ist hiemit in Uebereinstimmung. Auch in den Formen der einzelnen Knochen kommt das Brustbein der letztgenannten Art mit dem unserer Skelete überein; wenn jedoch Blainville vermuthet, daß der knorpelige Anhang des Schwertfortsatzes sich nicht spatelartig auszubreiten scheint, so ist an seinem Exemplare wohl nur jener verstümmelt, denn an den unserigen ist sein Ende spatelartig erweitert.

II. Der Seeotter. Lutra s. Enhydris marina.

Unter allen Thieren, welche ihres Felles wegen gejagt werden, ist weitaus der Seeotter das werthvollste. Bey seiner Kostspieligkeit, bey der beschränkten geographischen Verbreitung und bey der durch einen schonungslosen Verheerungskrieg herbeygeführten reißenden Verminderung dieser Thiere gehören sie zu den allergrößten Seltenheiten in den Sammlungen, denn wie Blainville noch vor Kurzem berichtet hat, besitzt das pariser Museum weder Felle, noch irgend ein Stück von dem Skelete des Seeotters. Hinsichtlich der Kenntniß des letzteren hat man sich längere Zeit mit den dürftigen Notizen von E. Home behelfen müssen, bis im Jahre 1836 Martin eine über das ganze Knochengerüste sich erstreckende, wenn auch sehr kurz gehaltene Beschreibung lieferte, wobey jedoch die Angabe der Zahl der Becken- und Schwanzwirbel fehlte. Das Geschenk eines Seeotter-Skeletes, das unsere Sammlung ebenfalls der Gewogenheit Sr. Kaiserlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Leuchtenberg verdankt, ist ihr daher von nicht minderem Werthe als das der Seebären, und indem sie schon von früherer Zeit her ein großes ausgestopftes Exemplar von dem berühmten Reisenden v. Langsdorff erhalten hat, ist in ihr nunmehr dieses merkwürdige Thier in doppelter Beziehung aufs Beste repräsentirt.

Unser Skelet rührt von einem noch nicht vollständig erwachsenen Thiere her, indem seine ganze Länge nur $3\frac{3}{4}$ Fuß beträgt, während unser ausgestopftes Exemplar um einen ganzen Fuß länger ist. Ueber seine Beschaffenheit will ich um einige kurze Bemerkungen beyfügen, theils nur einige Angaben von Martin zu ergänzen, theils um die systematische

Stellung des Seeotters zwischen den Fischottern und Robben näher zu bestimmen.

Daß der Schädel und das Gebiß im Wesentlichen nach dem Typus des Fischotters und nicht nach dem der Robben gestaltet ist, habe ich schon in meiner Fortsetzung von Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere angegeben. Die Wirbel sind in folgender Anzahl und Vertheilung vorhanden: 7 Halswirbel, 14 Rückenwirbel, 6 Lendenwirbel, 3 Kreuzwirbel und 21 Schwanzwirbel, also auch hier wieder, mit Ausnahme der etwas geringeren Anzahl der Schwanzwirbel, die Norm, welche bey den Fischottern obwaltet *). Martin bestreitet die Richtigkeit von Home's Angabe, daß 14 Rippenpaare vorhanden seyen und setzt sie blos auf 13 an, allein in diesem Falle hat er Unrecht, denn es sind wirklich 14 Rippenpaare vorhanden und zwar ist auch das letztere noch beträchtlich lang, indem sein knöcherner Theil allein 5'' mißt.

In den Vordergliedmassen findet in allen ihren Theilen gar keine Aehnlichkeit mit den Robben statt, sondern sie sind ganz wie die der Fischottern gebaut, nur daß die Ober- und Vorderarmknochen weit stärker und die Hände auffallend verkürzt sind.

Auch das Becken ist durchaus ein Otter-, nicht ein Robbenbecken, indem die Pfanne nicht wie bey letzteren im obern Drittel desselben, sondern wie bey ersteren etwas unterhalb der Mitte liegt, dabey der obere Seitentheil schmal, der untere breit ist, doch nicht in dem Maaße wie bey den Fischottern, weshalb auch das eiförmige Loch mehr in die Länge gezogen ist als bey diesen.

An den Hintergliedmassen ergiebt sich eine etwas größere Abweichung von der gewöhnlichen Otterform, während gleichwohl die Verschiedenheit vom Robbentypus auch hier eine durchgreifende ist, was sich schon gleich im Längenverhältniß der Hauptheile ausgesprochen zeigt, indem weder der Oberschenkel so ungemein kurz und platt, noch auch der Fuß so übermäßig gestreckt ist. Im Ganzen sind die Ober- und Unterschenkelknochen verhältnißmäßig kürzer als bey den Fischottern, dabey aber viel stärker, und während bey diesen der Oberschenkel fast so lang als der Unterschenkel, ist dagegen beym Seeotter der erstere merklich kürzer. In dieser Beziehung, so wie in der stärkern Verbreiterung des Femurs liegt eine entfernte Annäherung an die Robben, an welche allenfalls auch noch die größere Streckung des Hinterfußes erinnern dürfte, der übrigens in seinen einzelnen Theilen ganz von dem der letzteren abweicht und sich weit mehr dem regelmäßigeren Bau der Fischottern anreiht. Außer der schon erwähnten größern Länge und Stärke des Hinterfußes bey dem Seeotter giebt sich als hauptsächlichste Differenz das relative Längenverhältniß der Zehen zu erkennen, denn während bey ihm die Zehen von innen nach außen an Länge fortschreitend zunehmen, sind dagegen beym Fischotter die 3. und 4. Zehe fast gleich lang und die seitlichen kürzer als diese. Mit dem Hinterfuße der Robben zeigt sich auch im Längenverhältniß der Zehen keine Uebereinstimmung, indem bey den ungeöhrten Seehunden die Mittelzehe die kürzeste, bey den geöhrten alle Zehen fast gleich lang sind.

Wie nach seinem äußern Baue, so auch nach seinem Knochengerüste zeigt sich der Seeotter als ein ächtes Glied der Gruppe der Ottern, so daß er mit den Robben nur in einer sehr entfernten Beziehung steht.

*) In der Fortsetzung von Schreber's Säugthieren habe ich die Anzahl der Schwanzwirbel von Lutra vulgaris nach unserem Skelet nur zu 23 angegeben; seitdem habe ich ein zweytes von einem frisch erlegten Thiere anfertigen lassen, das in Uebereinstimmung mit Daubenton's Angabe 25 Schwanzwirbel hat.

daß auch die Differenzen, welche zwischen ihnen und den Schädeln des südlichen Seebären gefunden wurden, wahrscheinlich nur auf Rechnung der Altersverschiedenheiten zu bringen seyn möchten. Jedenfalls hoffe ich jetzt genug Anhaltspunkte gegeben zu haben, um nach meinen Angaben sichere Vergleichungen mit solchen Schädeln des südlichen Seebären, die einer gleichen Altersstufe als die unserigen angehören, vornehmen und dadurch die Vermuthung von ihrer specifischen Identität in Evidenz setzen zu können.

Diese Entscheidung wird allerdings zunächst durch die Vergleichung der Schädel gewonnen werden müssen, da wir in gedachter Beziehung von dem übrigen Skelete wenig zu hoffen haben, indem Schlegel die Erklärung gegeben hat, daß er überhaupt, abgesehen von den Schädeln, zwischen dem Knochengerüste der Otaria jubata, Stelleri und ursina weder in der Zahl noch in der Conformation der Knochen einen merklichen Unterschied gefunden habe und daß es auch in der Zahl der Wirbel, der Rippen und Brustbeinstücke, (nämlich 15 Rippenpaare, 5 Lendenwirbel und 9 Stücke des letzteren) mit dem Skelet von Phoca übereinstimme. Auch Blainville weiß von den Ohrrobben keine Differenzen in dem Knochengerüste des Rumpfes und der Gliedmassen anzugeben. So weit ich mir in dieser Beziehung ein Urtheil erlauben darf, da ich lediglich auf die Vergleichung meiner Skelete mit den von Blainville und Schlegel gelieferten Abbildungen des Knochengerüstes der Otaria jubata und Otaria Stelleri beschränkt bin, scheint in der That am knöchernen Rumpfgerüste unserer Exemplare von der nördlichen Otaria ursina keine wesentliche Differenz von den beyden andern Arten vorzukommen.

Unsere 3 Skelete haben die gleiche Anzahl von Wirbeln miteinander gemein, nämlich 7 Halswirbel, 15 Rückenwirbel, 5 Lendenwirbel und 14—15 Becken- und Schwanzwirbel, von denen die letzten noch sehr klein und knorpelig sind. Es sind dieß dieselben Zahlenverhältnisse, die Blainville von den Robben überhaupt angiebt.

Von den 15 Rippenpaaren sind wie bey allen Ohrrobben 9 ächte und 6 falsche. Das Brustbein besteht blos aus 8 Stücken und nicht aus 9, wie Schlegel wohl unrichtig angiebt, indem Blainville ebenfalls nur 8 Stücke aufzählt, und seine Abbildung des Brustbeins der Otaria jubata (Tab. 7) ist hiemit in Uebereinstimmung. Auch in den Formen der einzelnen Knochen kommt das Brustbein der letztgenannten Art mit dem unserer Skelete überein; wenn jedoch Blainville vermuthet, daß der knorpelige Anhang des Schwertfortsatzes sich nicht spatelartig auszubreiten scheint, so ist an seinem Exemplare wohl nur jener verstümmelt, denn an den unserigen ist sein Ende spatelartig erweitert.

II. Der Seeotter. Lutra s. Enhydris marina.

Unter allen Thieren, welche ihres Felles wegen gejagt werden, ist weitaus der Seeotter das werthvollste. Bey seiner Kostspieligkeit, bey der beschränkten geographischen Verbreitung und bey der durch einen schonungslosen Verheerungskrieg herbeygeführten reißenden Verminderung dieser Thiere gehören sie zu den allergrößten Seltenheiten in den Sammlungen, denn wie Blainville noch vor Kurzem berichtet hat, besitzt das pariser Museum weder Felle, noch irgend ein Stück von dem Skelete des Seeotters. Hinsichtlich der Kenntniß des letzteren hat man sich längere Zeit mit den dürftigen Notizen von E. Home behelfen müssen, bis im Jahre 1836 Martin eine über das ganze Knochengerüste sich erstreckende, wenn auch sehr kurz gehaltene Beschreibung lieferte, wobey jedoch die Angabe der Zahl der Becken- und Schwanzwirbel fehlte. Das Geschenk eines Seeotter-Skeletes, das unsere Sammlung ebenfalls der Gewogenheit Sr. Kaiserlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Leuchtenberg verdankt, ist ihr daher von nicht minderem Werthe als das der Seebären, und indem sie schon von früherer Zeit her ein großes ausgestopftes Exemplar von dem berühmten Reisenden v. Langsdorff erhalten hat, ist in ihr nunmehr dieses merkwürdige Thier in doppelter Beziehung aufs Beste repräsentirt.

Unser Skelet rührt von einem noch nicht vollständig erwachsenen Thiere her, indem seine ganze Länge nur $3\frac{3}{4}$ Fuß beträgt, während unser ausgestopftes Exemplar um einen ganzen Fuß länger ist. Ueber seine Beschaffenheit will ich um einige kurze Bemerkungen beyfügen, theils nur einige Angaben von Martin zu ergänzen, theils um die systematische

Stellung des Seeotters zwischen den Fischottern und Robben näher zu bestimmen.

Daß der Schädel und das Gebiß im Wesentlichen nach dem Typus des Fischotters und nicht nach dem der Robben gestaltet ist*), habe ich schon in meiner Fortsetzung von Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere angegeben. Die Wirbel sind in folgender Anzahl und Vertheilung vorhanden: 7 Halswirbel, 14 Rückenwirbel, 6 Lendenwirbel, 3 Kreuzwirbel und 21 Schwanzwirbel, also auch hier wieder, mit Ausnahme der etwas geringeren Anzahl der Schwanzwirbel, die Norm, welche bey den Fischottern obwaltet *). Martin bestreitet die Richtigkeit von Home's Angabe, daß 14 Rippenpaare vorhanden seyen und setzt sie blos auf 13 an, allein in diesem Falle hat er Unrecht, denn es sind wirklich 14 Rippenpaare vorhanden und zwar ist auch das letztere noch beträchtlich lang, indem sein knöcherner Theil allein 5'' mißt.

In den Vordergliedmassen findet in allen ihren Theilen gar keine Aehnlichkeit mit den Robben statt, sondern sie sind ganz wie die der Fischottern gebaut, nur daß die Ober- und Vorderarmknochen weit stärker und die Hände auffallend verkürzt sind.

Auch das Becken ist durchaus ein Otter-, nicht ein Robbenbecken, indem die Pfanne nicht wie bey letzteren im obern Drittel desselben, sondern wie bey ersteren etwas unterhalb der Mitte liegt, dabey der obere Seitentheil schmal, der untere breit ist, doch nicht in dem Maaße wie bey den Fischottern, weshalb auch das eiförmige Loch mehr in die Länge gezogen ist als bey diesen.

*) In der Fortsetzung von Schreber's Säugthieren habe ich die Anzahl der Schwanzwirbel von Lutra vulgaris nach unserem Skelet nur zu 23 angegeben; seitdem habe ich ein zweytes von einem frisch erlegten Thiere anfertigen lassen, das in Uebereinstimmung mit Daubenton's Angabe 25 Schwanzwirbel hat.

An den Hintergliedmassen ergiebt sich eine etwas größere Abweichung von der gewöhnlichen Otterform, während gleichwohl die Verschiedenheit vom Robbentypus auch hier eine durchgreifende ist, was sich schon gleich im Längenverhältniß der Hauptheile ausgesprochen zeigt, indem weder der Oberschenkel so ungemein kurz und platt, noch auch der Fuß so übermäßig gestreckt ist. Im Ganzen sind die Ober- und Unterschenkelknochen verhältnißmäßig kürzer als bey den Fischottern, dabey aber viel stärker, und während bey diesen der Oberschenkel fast so lang als der Unterschenkel, ist dagegen beym Seeotter der erstere merklich kürzer. In dieser Beziehung, so wie in der stärkern Verbreiterung des Femurs liegt eine entfernte Annäherung an die Robben, an welche allenfalls auch noch die größere Streckung des Hinterfußes erinnern dürfte, der übrigens in seinen einzelnen Theilen ganz von dem der letzteren abweicht und sich weit mehr dem regelmäßigeren Bau der Fischottern anreiht. Außer der schon erwähnten größern Länge und Stärke des Hinterfußes bey dem Seeotter giebt sich als hauptsächlichste Differenz das relative Längenverhältniß der Zehen zu erkennen, denn während bey ihm die Zehen von innen nach außen an Länge fortschreitend zunehmen, sind dagegen beym Fischotter die 3. und 4. Zehe fast gleich lang und die seitlichen kürzer als diese. Mit dem Hinterfuße der Robben zeigt sich auch im Längenverhältniß der Zehen keine Uebereinstimmung, indem bey den ungeöhrten Seehunden die Mittelzehe die kürzeste, bey den geöhrten alle Zehen fast gleich lang sind.

Wie nach seinem äußern Baue, so auch nach seinem Knochengerüste zeigt sich der Seeotter als ein ächtes Glied der Gruppe der Ottern, so daß er mit den Robben nur in einer sehr entfernten Beziehung steht.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat März 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues lausitzisches Magazin. Erstes Doppel- und III. IV. Heft. Görlitz 1847. 48. 8.

Anzeigen der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz. 12. Stück. 1846 — 1847. Görlitz. 8.

Von der Geological Society of London:

Quarterly Journal. No. 15. 16. London 1848. 8.

Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. I. II. III. Heft. Wien 1848. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen I. II. Heft. Wien 1848. 8.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. No. III. IV. V. Philadelphia 1848. 8.

Von der American philosophical Society of Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. July 1846 — Decbr. 1847. No. 36 — 39. Vol. V. Januar — April 1848. No. 40. Philadelphia. 8.

Transactions. Vol. X. New Series. Part. I. Philad. 1847. 4.

Von der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Abhandlungen. Fünfte Folge. V. Bd. v. J. 1847. Prag 1848. gr. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Decbr. 1848. Januar 1849. Berlin. 8.

Von dem historischen Vereine von Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:

Verhandlungen. XII. Bd. (IV. der neuen Folge.) Regensburg 1848. 8.

Von Hrn. Prof. Grunnert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 12. Th. 1. u. 2. Heft. Greifsw. 1848. 8.

Beyträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften. 1. Th. 2. Heft. Leipzig 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. VI. 1 livrais. Janvier 1849. Par. 8.

Von der Société de l'histoire in Paris:

Bulletin. No. 9. Novbr. Decbr. 1848. No. 1. Janvier 1849. Paris 1848. 49. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren verwandte Grundwissenschaften in Zweybrücken:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XVII. Heft 3. u. 4. Septbr. Oktbr. 1848. Landau. 8.

Von dem Observatory of Cambridge:

Astronomical observations. Vol. XV. for the year 1843. Cambridge 1848. gr. 4.

Von Hrn. Karl Oberleitner in Wien:

Die nordischen Runen. Wien 1848. gr. 4.

Von Hrn. Dr. Boguslawski, Direktor der k. Sternwarte in Breslau:

Sammlung der Hauptresultate der meteorologischen Beobachtungen auf der k. Univers. Sternwarte zu Breslau in den Jahren 1834 — 48. Breslau. 4.

Report on the comet of 1843. London 1846. 8.

Uranus, synchronistisch geordnete Ephemeride aller Himmelserscheinungen des Jahres 1849. IV. Jahrg. Breslau 1848. 8.

Von Hrn. Baron Jules de St. Gervis in Gent:

Sur des lettres inédits de Jacques de Vitry. Brux. 1848. 4.

Von dem historischen Vereine von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv. X. Bd. 1. Heft. Würzburg 1848. 8.

Von Hrn. Professor Karl Halm:

M. Tulli Ciceronis oratio de imperio Cnei Pompei. Lipsiae 1848. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in Bayern:

Centralblatt. März 1849. München 1849. 8.

Von der Académie royale de Belgique in Brüssel:

Collection de Chroniques Belges inédites. Monuments pour servir à l'histoire des Provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg. Publiés par le Baron de Reiffenberg. T. VIII. Brux. 1848. gr. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.
Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Prof. Pettenkofer las:
Betrachtungen über die neueste Gährungstheorie.

Bereits in der Decembersitzung der mathem. physikal. Klasse habe ich mir erlaubt, Herrn Professor Dr. Vogel jun. gegenüber meine Bedenken zu äußern, welche sich mir bey Lesung seiner Anzeige von Schubert's Weingährung *) bezüglich der in dieser Monographie aufgestellten Ansichten über die Wirkungsweise der Hefe beym Gährungsprocesse aufdrängten. Ich hatte damals die Arbeit Schubert's noch nicht gelesen, konnte mithin weder über die Begründung einzelner seiner, von Hrn. Prof. Vogel jun. angeführten Schlußfolgerungen, noch über den Werth der ganzen Ansicht ein hinlänglich sicheres Urtheil gewinnen. Nun ich aber die Monographie Schubert's aufmerksam gelesen und geprüft habe, glaube ich im Stande zu seyn, meine schon früher in der Sitzung geäußerten Bedenken vollkommen begründen zu können, und ich halte mich im Interesse der Akademie der Wissenschaften auch hiezu verpflichtet.

Mehrere Behauptungen des Hrn. Dr. Schubert sind von so großer Wichtigkeit und von so unabsehbaren Folgen für die organische Chemie, sie sind so widerstreitend mit den gegenwärtig herrschenden Ansichten, daß sie wohl erwogen und genau geprüft werden müssen, ehe man ihnen das Bürgerrecht einräumen darf. Ich werde mich nur mit Beleuchtung desjenigen Theiles beschäftigen, der sich zunächst auf die Theorie der Gährung bezieht, den Werth des übrigen zu beurtheilen, überlasse ich der Praxis.

Nach Angabe der allbekannten Bedingungen für die geistige Gährung wird die Frage erörtert: Wie wirkt die Hefe? Wahrlich eine Cardinalfrage. Sollen wir mit Liebig annehmen, sie übertrage ihre chemische Bewegung, ihren Zustand des Zerfallens in einfachere Verbindungen auf den Zucker, welcher dadurch veranlaßt wird, sich in Kohlensäure und Alkohol zu spalten? sollen wir mit Berzelius die Bildung von Alkohol und Kohlensäure einer eigenen Kraft der Hefe, die er katalytische genannt hat, zuschreiben, welche überall wirksam seyn soll, wo ein Körper Verbindungen oder Zersetzungen veranlaßt, ohne selbst in sie einzugehen? sollen wir mit Schwann Kohlensäure und Alkohol als Resultat eines Vegetationsprocesses, des Lebens der Hefenzelle in verdünntem Zuckerwasser gelten lassen? sollen wir nach andern Autoren noch andere Vorstellungen hegen? oder sollen wir mit Dr. Schubert glauben, die Hefe wirke bloß durch ihre Fähigkeit, Gase zu absorbiren (S. 11.) und könne durch alle Körper ersetzt werden in dem Grade, als sie die nämliche Fähigkeit besitzen?

Da Herr Dr. Schubert für seine Person auf eine Kritik der verschiedenen Gährungstheorien ausdrücklich verzichtet hat, und sich nur mit seiner eignen

*) Ueber die Weingährung von Dr. Fr. Schubert in Würzburg 1849.

Ansicht beschäftigt, so glaube ich seinem Beyspiele ohne Vorwurf folgen, und mich gleichfalls auf diese jüngste Theorie beschränken zu dürfen. Sie ist eine rein physikalische, und hat zur Grundlage die Adhäsionskraft. Es ist diese Kraft allerdings bey der Auffassung des chemischen Prozesses bisher ziemlich obenhin gewürdigt und meist viel zu gering angeschlagen worden, und in so ferne wäre der Versuch immerhin dankenswerth, die Phänomene der Gährung, oder vielmehr die Wirkung der Hefe dabey als Folgen der Adhäsion zu erweisen.

Um eine breitere Basis zu gewinnen, führt Herr Dr. Schubert mehrere chemische Vorgänge an, die nach seiner Meynung durch die Kraft der Adhäsion bewirkt werden. Es sind die meisten darunter, welche bisher von Berzelius der katalytischen Kraft zugeschrieben worden sind. Die chemische Kraft der Adhäsion besteht nach Schubert einzig und allein darin, daß feste Körper auf ihren Oberflächen eine Verdichtung anderer zu bewirken im Stande sind. Poröse Körper besitzen diese Eigenschaft in einem um so höhern Grade, als compakte, als sie eine größere Oberfläche haben. Die bekannten Wirkungen des Platinschwammes, der Kohle ꝛc. ꝛc. bey Schließung und Trennung chemischer Verbindungen werden besprochen.

Das wäre ein ziemlich fester Boden gewesen, worauf Dr. Schubert sein Gährungsgebäude aufzuführen allerdings hätte versuchen sollen, um so mehr, da er principiell als die beyden einzigen Grundbedingungen der geistigen Gährung poröse Körper, und eine gehörig verdünnte Zuckerlösung annimmt. (S. 17.) Aber er findet es für gut, noch ehe sich sein Gebäude über den Grund erhebt, zuerst eine Art Stütze oder Krücke herbeyzuschaffen. Er gibt nämlich an, daß außer der Adhäsionskraft noch eine weitere Ursache hinzutreten müsse, um die Vorgänge zu ermöglichen. Man erfährt bey dieser Gelegenheit, daß Herr Schubert ein unbedingter Bekenner der elektrochemischen Hypothese ist. Die sauern Salze organischer Säuren spielen eine mächtige Rolle bey der Gährung; ihre Gegenwart soll eine gesteigerte elektrische Spannung zwischen Hefe und Zucker bedingen, so daß in Folge dieser Spannung das Zuckeratom gleichsam zerspringt in Kohlensäure und Alkohol. Zur Stütze dieser Stütze führt er Versuche von Millon an, welcher gefunden hat, daß schwache Pflanzensäuren, wie Citronensäure, Metalle aufzulösen im Stande sind, wenn man ihnen gewisse Salze zusetzt, während sie dieß für sich nicht im Stande sind. Es ist unbegreiflich, wie der Vf. in solchen Vorgängen die unerwiesene und unerweisbare elektrochemische Spannung erblicken konnte, nachdem er doch viel natürlichere Ursachen hätte sehen können. Wenn man selbst die schwächste Pflanzensäure mit dem neutralen Salze einer stärkeren Säure vermischt, so erfolgt jederzeit eine theilweise Theilung in die Basis — die schwache Säure macht etwas von der stärkeren aus dem Salze frey, und diese stärkere vermag zu thun, was der schwachen unmöglich ist. Vermischt man nach Liebig's Vorschrift eine Lösung von gewöhnlichem phosphorsauren Natron mit Harnsäure, so lange sich diese darin löst, so reagirt zuletzt die Flüssigkeit so sauer, als wenn man ihr eine freye Mineralsäure zugesetzt hätte. Die saure Reaktion der Harnsäure ist sehr schwach — verdünnt man nun ihre Lösung in phosphorsaurem Natron so weit, daß noch einmal so wenig Harnsäure in einem gewissen Volum enthalten ist, als in einer gesättigten Lösung der Säure in Wasser, so wird die Reaktion der ersteren Lösung auf Pflanzenfarben dennoch viel stärker seyn, als bey der letztern. Ein untrügliches Zeichen, daß die kräftige Phosphorsäure theilweise ihre Basis an die schwache Harnsäure abgegeben hat.

An einer späteren Stelle wird die Gährung so dargestellt, als beruhe die Kraft der Hefe auf der Fähigkeit, Gase zu absorbiren. Es hat den Anschein, als stelle sich Herr Dr. Schubert vor, der Zucker zerfalle deßhalb in Alkohol und Kohlensäure, damit der Durst der Hefe nach einem absorbirbaren Gase gestillt werden kann. „Man muß annehmen, die Gährung werde dadurch eingeleitet, daß das Ferment Kohlensäure aus den Bestandtheilen des Zuckers zu bilden strebt.“ (S. 20). Gleich darauf (S. 21) heißt es; „das Ferment braucht nur eine Zeit lang mit Luft, d. h. mit Sauerstoff oder Kohlensäure in Berührung zu kommen . . . .“ Dann heißt es einige Zeilen zuvor: „sowohl Sauerstoff als Koh-

lenſäure ſind elektronegative Subſtanzen, ſie bilden einen Gegenſatz zum elektropoſitiven Alkohol ꝛc. ꝛc.“ Einmal iſt das Beſtreben der Hefe, Kohlenſäure aus Zucker zu bilden, das anderemal die elektriſche Spannung zwiſchen dem verdichteten Sauerſtoff oder Kohlenſäure und Zucker die Urſache der Gährung. Bey einer zweyten Auflage wird der H. Verf. gewiß die Gefälligkeit haben, einige Aufſchlüſſe über die quantitativen Momente dieſer beyden Gährungsurſachen zu geben, oder die Leſer nur in Kenntniß zu ſetzen, welcher Urſache er die größere Bedeutung beylege.

Die ganze Anſicht des Verfaſſers beruht auf Angaben von Brendeke (Archiv der Pharmazie XL. 10.), daß nämlich poröſe Körper mit etwas ſaurem weinſaurem Ammoniak verſetzt in einer Löſung von 1 Thl. Traubenzucker in 10 Thl. Waſſer bey einer Temperatur von 25—26 Graden nach mehrern Tagen die wein-geiſtige Gährung hervorriefen, welche hingegen bey Hinweglaſſung des Ammoniakſalzes nicht eintrat. Dr. Schubert findet die Gegenwart des Ammoniakſalzes zwar ſehr fördernd, aber nicht prinzipiell nothwendig; denn er iſt in Erforſchung der Wahrheit noch weiter gekommen, als Brendeke, und hat Gährung von Zuckerwaſſer durch Kohle und Platinſchwamm allein beobachtet.

Berzelius ſagt in Beziehung auf die Angaben von Brendeke in ſeinem Jahresberichte (Bd. 26. S. 729): „Ich muß hinzufügen, daß ich im Frühjahre 1845 einige Verſuche nach ſeiner Vorſchrift mit Birkenkohle als Gährungsmittel angeſtellt habe, aber daß es mir nicht glücken wollte, die Weingährung weder dadurch, noch mit E. Davy's Platinſchwarz hervorzubringen. Die Flaſchen blieben bis in den Herbſt ſtehen, und waren ſchimmlig geworden. Beym Verdunſten bekam ich den Traubenzucker größtentheils wieder, zugleich mit dem ſauren weinſauren Ammoniak. Viel war in Dextrin übergegangen.“ So ſpricht Berzelius, dem man die Kunſt des Experimentirens gewiß wird zugeſtehen müſſen. Was mag nun wohl die Urſache geweſen ſeyn, daß Berzelius nach Brendeke's Verfahren keine Gährungserſcheinungen erhielt, Dr. Schubert hingegen Brendeke's Angaben beſtätigen konnte? Höchſt wahrſcheinlich hat Berzelius ganz reinen Zucker und Ammoniakweinſtein, frey von allen ſtickſtoffhaltigen eyweißartigen Beymengungen angewendet; Brendeke und Schubert hingegen mit einem dadurch verunreinigten Zucker oder Ammoniak-Weinſtein gearbeitet. Brendeke giebt zwar an, daß er das Amylum, welches er zur Bereitung ſeines Traubenzuckers benützte, mit Alkohol, Kali und Säure gereinigt habe (Schubert ſcheint ganz gewöhnlichen Zucker aus dem Kaufladen benützt zu haben), aber die Weinſäure hat Brendeke zu prüfen unterlaſſen; und weder er noch Schubert haben von ihrem Zucker eine Elementaranalyſe, vorzüglich Stickſtoffbeſtimmung gemacht, um die poſtulirte Reinheit ihres Materiales zu erhärten. Etwas von den ſtickſtoffhaltigen Subſtanzen kann, wie erwähnt, durch die Weinſteinſäure, womit das ſaure, weinſaure Ammoniak dargeſtellt wurde, geliefert worden ſeyn. Die Weinſteinſäure löſt bekanntlich Caſein (ſowohl Pflanzen- als Thiercaſein) mit größter Leichtigkeit auf. Will und Varentrapp haben bey Beſchreibung ihrer meiſterhaften Arbeit über die Beſtimmung des Stickſtoffgehaltes organiſcher Subſtanzen mehrmalen darauf hingewieſen, wie viele Vorſicht man anwenden muß, um Zucker und überhaupt Subſtanzen, welche in ihrer Conſtitution keinen Stickſtoff enthalten ſollen, auch völlig frey davon zu erhalten. Sie haben z. B. gefunden, daß wenn man ſelbſt Zinnkryſtalle nur mit den Fingern berührt, ehvor man ſie in das Verbrennungsrohr brachte, ſie dann ſchon deutliche Spuren von Platinſalmiak gaben. — Ein weſentlicher Punkt iſt noch, ob während der Verſuche des Hrn. Dr. Schubert die Luft zu den Zuckerlöſungen ungehinderten Zutritt hatte oder nicht. Seit Ehrenberg's Entdeckungen dürfen wir unſere atmoſphäriſche Luft nicht mehr frey von organiſchen, mithin auch albuminartigen Subſtanzen halten, welche unter Umſtänden zu Fermenten werden können, wie Fleiſch, Blut u. ſ. w. — Denke man ſich, daß der von Brendeke und Schubert benützte Zucker oder die Weinſteinſäure nur $\frac{1}{10}$ Procent Stickſtoff bey der Analyſe geliefert hätte, ſo würde dieſer auf Albumin, (oder eine ſonſtige dieſem analoge ſtickſtoffhaltige Subſtanz, welche Gährungserreger werden kann) berechnet, bereits mehr als ein halbes Procent liefern. Da aber die Hefe ſich bekanntlich aus

diesen stickstoffhaltigen Substanzen bildet, und ein Gewichtstheil derselben bereits 100 Gewichtstheile Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu verwandeln vermag, so mag jeder Unbefangene selbst entscheiden, ob es zu verwundern ist, wenn eine Lösung gewöhnlichen Zuckers nach Wochen unter sonst günstigen Umständen hie und da einige Procente Kohlensäure und Alkohol liefert, ohne daß man Hefe aus einem Brauhause oder ein sonstiges Ferment eigens zugesetzt hat. Die porösen Körper mögen in so ferne beytragen und günstig wirken, als sie durch ihren absorbirten und verdichteten Sauerstoff die wenige stickstoffhaltige Substanz in den Zustand überführen, daß sie ein Ferment für die Weingährung abgibt, ehe sie auf andere Weise in der Auflösung zersetzt wird. So lange Schubert die völlige Abwesenheit dieser stickstoffhaltigen Substanzen in dem Materiale des Versuches vor und nach der Gährung nicht durch die der gegenwärtigen Chemie disponiblen Mittel dargethan hat, verdient seine Ansicht nicht die geringste Beachtung. Zu gleicher Zeit müssen aber auch die Gährungsversuche quantitativ, nicht bloß qualitativ ausgeführt werden. Hr. Dr. Schubert führt keinen einzigen Versuch an, in dem er bestimmt hätte, wie viel Alkohol oder wie viel Kohlensäure er aus einem bestimmten Gewichte Zucker erhalten habe. Er hat stets nur beobachtet, ob eine Gährung sich zeigte, oder nicht. Die geringe Gährung, welche statt gefunden haben mag, erklärt sich mehr als genügend aus dem geringen Gehalte des Zuckers oder der Weinsteinsäure an solchen fermentfähigen Substanzen. Wenn Platinschwamm frisch ausgeglüht und ohne mit den Händen berührt worden zu seyn in einer Lösung von vollkommen reinem Zucker in reinem destillirten Wasser ohne freyen Luftzutritt eine Gährung hervorbringt, und wenn diese Gährung nicht nur theilweise sondern vollständig den Zucker in Alkohol und Kohlensäure zersetzt, dann wird Hrn. Dr. Schubert das Recht nicht mehr streitig gemacht werden können, die Hefe und den Platinschwamm, die Kohle und den Bimsstein als gleichwirkende Körper, als Fermente zu betrachten.

Den längst beobachteten Einfluß der Gegenwart gewisser Salze in gährenden Flüssigkeiten auf den Verlauf des Prozesses faßt Schubert folgendermaßen auf: „die Salze scheinen überhaupt die Gährung in dem Maaße zu begünstigen, je elektronegativer sie sich verhalten, d. h. eine je kräftigere elektrische Spannung sie mit dem neu zu bildenden basischen Körper, dem Alkohol, hervorzurufen im Stande sind, um so dessen Entstehung zu prädisponiren. Das ist der Grund, warum sich besonders die sauren pflanzensauren Salze, und von diesen wieder die einer möglichst schwachen Basis, nämlich des Ammoniaks in der Beförderung der Weingährung auszeichnen .... Die sauren Salze, besonders die der Pflanzensäuren, begünstigen zwar in allen geistigen und zuckerhaltigen Flüssigkeiten, welchen sie beygemengt sind, die Essigbildung, und in ihrem Gefolge die Entstehung von Kahn und Schimmel, aber sie wirken einem andern weit unangenehmern Uebelstände, nämlich der Schleim- und Milchsäure-Bildung entgegen. Sie disponiren vermöge ihrer elektronegativen Natur mehr zur Bildung eines basischen Produktes, nämlich des Alkohols, als eines sauren, wie die Milchsäure. Erst wenn sich Alkohol wirklich gebildet hat, treten sie wieder mit diesen in kräftige Spannung, und die Verwandtschaft des letztern, als eines elektropositiven Körpers zum Sauerstoffe wird hiedurch so gesteigert, daß er sich damit zu Essigsäure verbindet.“ —

Herr Dr. Schubert bedient sich der elektrischen Spannung mit der nämlichen Zuversicht und Gewandtheit, wie sich frühere alchymistische Schriftsteller des solarischen Schwefels und des Naturfeuers bedient haben. Das saure Pflanzensalz bringt den Zucker und den porösen Körper in eine solche Spannung, daß der Zucker zerspringt in Kohlensäure und in basischen Alkohol, bloß deßwegen, damit die Säure eine Gelegenheit finden möge, sich zu neutralisiren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 27. April

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1848.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Al. Bulgarini, L'assedio di Siena. P. 1. 2. Firenze 1845.

J. Sobieski and Ch. E. Stuart, Tales of the century or sketches of the Romance of history between the years 1746 and 1846. Edinb. 1847.

J. J. Nyssen, Kritisch-literarische Prüfung der Joh. Ladislav Pyrker'schen Tuniſias. Pesth 1847.

Supplementa ad epistolas D. Ruhnkenii et D. Wyttenbachii . . . ed G. L. Mahne. Leyden 1847.

S. Grynaeus, Epistolae. Ed. Streuber. Basel 1847.

A. Elwert, Ungedruckte Reste alten Gesangs. 2te Aufl. Marb. 1848.

Dr. Frz. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. 2te Aufl. Mit Zusätzen von Dr. J. Burckhardt. Lief. 1. Stuttg. 1848.

Biblioteca dell' artista. Disp. 1 — 78. Firenze 1846.

H. F. Mannstein, Die große italienische Gesangschule nebst prakt. Uebungsstücken. 2te Aufl. Leipz. 1848.

P. J. Proudhon, Solution du problème social. Livr. 1. 2. Par. 1846.

Th. Mundt, Die Staatsberedsamkeit der neueren Völker. Berl. 1848.

B. Noldran, Les conservateurs et les réformistes. Par. 1848.

T. Bromme, Die Verfassungen der vereinigten Staaten von Nordamerika, der Freystaaten Pennsylvanien und Texas. Stuttgart 1848.

Dr. G. Kellner, Zur Geschichte des Physiokratismus. Quesnay. — Gournay. — Turgot. Götting. 1847.

J. H. Schürmayer, Handbuch der medizinischen Polizey. Erlangen 1848.

Alfr. Darimon, Exposition méthodique des principes de l'organisation sociale, théorie de Krause. Par. 1848.

K. Marlo, Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder System der Weltökonomie. Bd. 1. 2. Cassel 1848.

F. C. Gray, Prison discipline in America. Lond. 1848.

L. Blanc, Organisation du travail. 4e édit. Par. 1845.

Th. Fix, Observations sur l'état des classes ouvrières. Par. 1846.

K. Biedermann, Vorlesungen über Socialismus und sociale Fragen. Leipz. 1847.

C. Friccius, Entwurf eines deutschen Kriegsrechtes. Berlin 1848.

Carl Du Jarrys Laroche, der 30jährige Krieg vom militärischen Standpunkte aus beleuchtet. Bd. 1. Schaffhausen 1848.

J. P. G. von Heim, Beyträge zur Ballistik in bes. Beziehung auf die Umdrehung der Artilleriegeschoße. Ulm 1848.

J. H. L. Wiebke, System einer Befestigung in unabhängigen Werken. Hamburg 1848.

R. Wagner, Neue Untersuchungen über den Bau und die Endigung der Nerven und die Struktur der

Ganglien. Supplement zu den Icones physiologicae. Leipz. 1847.

J. Ch. Schmidt, Ueber Lage und Anordnung der menschlichen Organismen, Organe und Organentheile. Abth. 1. Würzb. 1848.

Dr. F. H. Bidder, Zur Lehre von dem Verhältniß der Ganglienkörper zu den Nervenfasern. Leipzig 1847.

Dr. J. Gerlach, Handbuch der allgemeinen und speciellen Gewebelehre des menschlichen Körpers. Lief. 1. Mainz 1848.

F. A. Longet, Anatomie und Physiologie des Nervensystemes der Menschen und der Wirbelthiere. A. d. Franz. von Dr. J. A. Hein. Bd. 1. Leipz. 1848.

Phil. Pacini, Neue mikroscopische Untersuchungen über die feinere Textur der Retina beim Menschen, bey den Wirbelthieren, Cephalopoden und Insekten. Freiburg 1847.

F. Nebel, die Muskeln, Knochen und Bänder des normalen menschlichen Körpers. Heidelb. 1847.

G. Herbst, Die Pacinischen Körper und ihre Bedeutung. Götting. 1847.

Dr. Underwood, Handbuch der Kinderkrankheiten. Uebers. von Dr. F. W. Schulte. Leipz. 1848.

Dr. E. F. Riecke, Der Kriegs- und Friedens-Typhus in den Armeen. Potsdam 1848.

Dr. G. W. Scharlau, Die Zucker-Harnruhr (Diabetes mellitus). Berlin 1846.

Dr. C. A. W. Richter, Der Typhus. Gekrönte Preisschrift. Neubrandenburg 1847.

Dr. Fr. Engelken, Beyträge zur Seelenheilkunde. Bremen 1846.

Dr. H. Bühler, Ueber Wirbeltuberkulose und über den Krebs der Wirbelsäule. Zürich 1846.

Dr. C. E. Bock, Lehrbuch der pathologischen Anatomie. Leipz. 1848.

Dr. K. H. Baumgärtner, Handbuch der speciellen Krankheits- und Heilungslehre. 4te verb. Auflage. Lief. 1 — 6. Stuttg. 1847.

Dr. W. Kramer, Beyträge zur Ohrenheilkunde. Berl. 1845.

Dr. J. Ch. G. Jörg, Zehn Gebote der Diätetik. Leipz. 1847.

Dr. R. H. Geyer, Die Rückenmarksschwindsucht. Leipz. 1848.

Dr. K. Meyer-Ahrens, Der Stich in den Jahren 1564 — 1565. Zürich 1848.

K. F. H. Marx, Ueber die bisherige Beurtheilungs- und Anwendungsweise der ableitenden Methode. Götting. 1848.

C. Haubold, Homöopathisches Repertorium der in der Geschlechtssphäre des Mannes wie des Weibes vork. Krankheitserscheinungen. 2te verm. Auflage. Gera 1847.

H. L. v. Guttceit, Die Cholera in Orel im Jahre 1847. Leipz. 1848.

Brönner, Die Blasensteinzerpulverung. Erlang. 1847.

F. Heyfelder, Die Versuche mit dem Schwefeläther, Salzäther und Chloroform. Erlang. 1848.

Dr. C. Bruch, Die Diagnose der *bösartigen* Geschwülste. Mainz 1847.

Dr. Civiale, Letfres sur la lithotritie ou l'art de broyer le pierre. Lettre 1 — 6. Par. 1848.

Dr. Fr. Hauser, Das freywillige Hinken (Coxalgia), seine Entstehung, Erkenntniß und Behandlung. Olmütz 1848.

Dr. C. Ph. Falck, Handbuch der gesammten Arzneymittellehre mit Einfluß der Toxikologie. Heft 1. Marburg 1848.

Dr. R. Ficinus, Die Hamospasie. Leipz. 1848.

Dr. J. S. Melion, Geschichte der Mineralquellen des österreich. Kaiserthums. Prag 1847.

Dr. F. C. Thomas, Die Normaldosen der Arzneymittel. Berlin. 1847.

Dr. A. L. Richter, das Institut der Chirurgen. Düsseldorf 1847.

M. Aschenbrenner, die neueren Arzneymittel. Erlangen 1848.

H. Walter, Das Mathildenbad in Wimpfen. Frankf. 1848.

Dr. J. C. H. Roloff, Anleitung zur Prüfung der Arzneykörper bey Apotheker-Visitationen. Magdeb. 1847.

Dr. H. Fr. Nägele, Lehrbuch der Geburtshilfe. 2te verb. Aufl. Th. 1. 2. Mainz 1848.

Dr. W. L. Grenser, Ueber Aether-Einathmungen während der Geburt. Leipz. 1847.

M. Langenbeck, Ueber die Wirksamkeit der medizinischen Polizey. Götting. 1848.

Dr. Falke, Lehrbuch über den Hufbeschlag. Leipzig 1848.

L. R. de Fellenberg, Fragmens de recherches comparées sur la nature constitutive de differentes sortes de fibrine du cheval dans l'état normal et pathologique. Berne 1841.

G. F. König, Die Verfassungen der hannöverschen Städte und Flecken. Hamb. 1848.

Duc de Pasquier, L'interprétation des institutes de Justinien. Par. 1847.

L. Frey, Lehrbuch des badischen Landrechts. Karlsruhe 1848.

Sammlung der Statute, Verordnungen und Verfügungen, welche das bürgerliche Recht des Herzogthums Schleswig betreffen. Herausgg. von Esmarch. Schleswig 1846.

Dr. G. M. Kletke, Preußisches Verjährungsrecht. Berl. 1848.

Dr. O. v. Wydenbrugk, Briefe über deutsche Nationalgesetzgebung. Jena 1848.

Dr. B. W. Pfeiffer, das deutsche Meierrecht nach seiner rechtlichen Begründung und dermaligen Gestaltung. Abth. 1. Cassel 1848.

J. G. K. E. Küchler, Die Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen. Darmstadt 1848.

R. E. Mühlböck, Baugesetzsammlung aller in den k. k. österreich. Staaten ergangenen Bauverordnungen und Bauvorschriften. Th. 1 — 3. Wien 1848.

E. F. Roßhirt, Ueber das französische, rheinische und badische Civilrecht. Heidelb. 1847.

C. Limosin de Voulx, Nouveau système hypothécaire. Par. 1847.

Dr. Chr. E. Weiß, Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen. Leipz. 1848.

Dr. A. v. Daniels, Ursprung und Werth der Geschwornen-Anstalt. Berl. 1848.

Dr. C. Th. Tittmann, Ueber Gerichtsverfassung, Strafrecht und Strafproceß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Leipz. 1848.

G. Carmignani, Cause celebri. Vol. 1 — 4. Pisa 1843 — 45.

Dr. G. F. König, die Geschwornen und das öffentliche mündliche Rechtsverfahren. Hamburg 1848.

Dr. F. W. Schubert, Die Verfassungsurkunden und Grundgesetze der Staaten Europa's, der Nordamerikanischen Freystaaten und Brasiliens. Bd. 1. Königsb. 1848.

Bunsen, Memoir on the constitutional rights of the Dutchies of Schleswig and Holstein. Lond. 1848.

H. Zöpfl, Constitutionelle Monarchie und Volkssouveränität. Frankf. 1848.

Dr. W. Levercus, Eine authentische Interpretation der englischen und französischen Garantie-Akten wegen des Herzogthums Schleswig. Oldenb. 1848.

Dr. H. Hellmar, Die Norwegische Verfassung. Halle 1848.

Dr. G. M. Kletke, Die preußischen Domainen in staatsrechtlicher, juristischer und administrativer Beziehung. Th. 1. Berl. 1848.

P. A. Schultheis, Das Recht und die Gerechtigkeit und ihre Vermittelung durch das Richteramt. Cassel 1847.

L. Graf von Pfeil, Entwurf eines Credit-Institutes für Rustikalbesitzer. Breslau 1848.

K. F. Eichhorn, Rechtsgutachten betreffend die Successionin die reichsgräflich Bentink'sche Herrschaft. Heidelb. 1847.

Acta apostolorum ab Sancto Luca conscripta ad Codicis Cantabrigiensis .... rec. Fr. Aug. Bornemann. P. I. Grossenheinae 1848.

J. H. Kurtz, Geschichte des alten Bundes. Bd. 1. Berlin 1848.

Dr. F. Chr. Baur, die Ignatianischen Briefe und ihr neuester Kritiker. Tübing. 1848.

J. Rusbroek, Vier Schriften in niederdeutscher Sprache. Hannover 1848.

Dr. L. Reinke, Die Weissagung von der Jungfrau und vom Immanuel Jes. 7, 14 — 16. Münster 1848.

Dr. G. L. Hahn, Ueber den gegenwärtigen Stand der neutestamentlichen Kritik. Breslau 1848.

Dr. K. Wieseler, Chronologie des Apostolischen Zeitalters bis zum Tode der Apostel Paulus und Petrus. Götting. 1848.

A. W. Krahmer, Paulus und Johannes mit ihren Geistes-Verwandten in dem Neuen Testament dargestellt. Quedlinb. 1848.

Aug. Nicolas, Etudes philosophiques sur le christianisme. 3me edit. Vol. 1 — 4. Par. 1848.

H. Schmidt, Die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. Erlangen 1847.

K. F. A. Schelling, Protestantismus und Philosophie. Hamburg 1848.

Dr. J. B. v. Hirscher, Die Nothwendigkeit einer lebendigen Pflege des positiven Christenthumes in allen Klassen der Gesellschaft. Tübing. 1848.

J. A. Dorner, Sendschreiben über Reform der evangelischen Landeskirchen. Bonn 1848.

Dr. R. Rothe, Theologische Ethik. Bd. 3. Wittenberg 1848.

Dr. C. A. Auberlen, Die Theosophie Fr. C. Oetinger's nach ihren Grundzügen. Tübing. 1847.

Dr. J. Wiggers, Zeugnisse von Christus aus der

Mecklenburgischen Kirche vom 16. bis in das 19. Jahrhundert. Rostock 1847.

A. Schweizer, Homiletik der evangelisch-protestantischen Kirche. Leipz. 1848.

G. Fr. von Tucher, Schatz des evangelischen Kirchen-Gesanges im 1. Jahrhundert der Reformation. Th. 1. 2. Leipz. 1848.

C. v. Winterfeld, Ueber Herstellung des Gemeinde- und Chorgesanges in der evangelischen Kirche. Leipz. 1848.

Martin Luthers geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen. Herausg. von Ph. Wackernagel. Stuttg. 1848.

Andr. Strocchi, Serie cronologica storico-critica de' Vescovi Faentini. Faenza 1841.

Dr. J. Wiggers und M. Wiggers, Geschichte der 3 Mecklenburgischen Landesklöster Dolbertin, Malchow und Ribnitz. 1. Hälfte. Rostock 1848.

Eustathius von Thessalonich, Betrachtungen über den Mönchsstand. A. d. Griech. von G. L. F. Tafel. Berlin 1847.

Dr. J. A. M. Brühl, Die geheime Geschichte der Wahl Clemens XIV. und der Aufhebung des Jesuitenordens. Aachen 1848.

Geschichte der Stiftung und Entwicklung der freyen evangelischen Gemeinde zu Königsberg. Th. 1. Königsberg 1848.

K. F. Ledderhose, Die Mission unter den freyen Buschnegern in Surinam und Rasmus Schmidt. Heidelb. 1847.

Dr. L. A. Warnkönig, Umrisse einer kirchlichen Verfassungs- und äußeren Rechtsgeschichte. Tübingen 1848.

N. M. Lesenne, Condition civile et politique des prêtres. Par. 1847.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

Edw. Edwards, A statistical view of the principal public libraries of Europe and America. Lond. 1848.

M. Matter, Histoire de l'école d'Alexandrie comparée aux principales écoles contemporaines. T. III. Philologie. Critique. Litterature. Par. 1848.

Annales des Universités de Belgique. Année 1846. Bruxelles 1847.

Dr. B. Hildebrand, Urkundensammlung über die Verfassung und Verwaltung der Universität Marburg unter Philipp dem Großmüthigen. Marburg 1848.

Dr. J. E. Erdmann, Ueber einige der vorgeschlagenen Universitäts-Reformen. Leipz. 1848.

L. Hahn, Das Unterrichtswesen in Frankreich mit einer Geschichte der Pariser Universität. Breslau 1848.

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft bey ihrer Versammlung zu Winterthur 1846. 31. Versammlung. Winterthur 1847.

Denkschriften der allg. schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Bd. 8. 9. Neuchatel 1847.

Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse van het kon. Nederlandsche Instituut van Wetenschappen . . . te Amsterdam. Vol. 13. Amsterd. 1848.

The annual Register or a view of the history and Politics of the year 1847. Lond. 1848.

Memorie della reale accademia delle scienze di Torino. Serie seconda. T. IV. — VIII. Torino 1842 — 1846.

List of the Linnean society of London for 1847. Lond. 1847.

Kongl. Vetenskaps - Academiens Handlingar för år 1845. Stockholm 1847.

P. Saveljeff, Sur l'importance des études de l'archéologie et de numismatique orientales en Russie. Petersb. 1847.

Casopis ceského museum. Ročník 22. W Praze 1848.

J. Moore, Works, with memoirs of his life and writings by Rob. Anderson. Edinb. 1820.

Will. E. Channing, Works. Vol. 1 — 6. Lond. 1840 — 48.

Th. Browne, The Works, by S. Wilkin. Vol. 1 — 4. Lond. 1846.

Ferd. Delbrück, Ergebnisse akad. Forschungen. 2te Sammlung. Bonn 1848.

Dr. H. Steinthal, Die Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie. Berlin 1848.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1849.

Pellerin de la Vergne, Etudes physiologiques sur l'origine de l'homme et des races humaines (5 art.). — Univ. cathol. 1848 Dec.

The Khonds-abolition of human sacrifice and female infanticide. — Calcutta Review 1848 Dec.

Exposure of the sick on the banks of the Ganges. Ebendaſ.

The voluntary system as applied to education. (Crosby Hall lectures on education.) — English Review 1848 Dec.

Christus patiens, Ezechieli et christianorum poetarum reliquiae dramaticae. Ex codicibus emendavit Fred. Dübner Par. 1847. (2 art.) — Journ. des Savants 1849 Janvier.

Quicherat (J.), Henri Baude, poëte ignoré, du temps de Louis XI. et Charles VIII. — Bibliothèque de l'école des chartes 1848 Nov. — Déc.

Marchese (L. Vincenzo), Memorie dei più insegni pittori, scultori e architetti Domenicani. 2 vol. Firenze — Dublin Review 1848 Dec.

Stirling (William), Annals of the artists of Spain. 3 vols. Lond. 1848. — Ebendaſ. Blackwood's Magaz. 1849 Jan.

Cherbuliez (Joël), Du rôle et du devoir de la littérature dans les circonstances actuelles. — Bibliothèque universelle de Genève. (Litt.) 1849 Jan.

Mounier (L.), De l'action de la noblesse et des classes supérieures dans les sociétés modernes. Avec des remarques par Rubichon. Paris 1848. — Journal des Economistes 1848 Déc.

Cherbuliez (E), Lettre à M. Proudhon (sur le droit au travail et le droit de propriété). — Ebendaſ.

Champagny (Franz de), De la propriété. — Revue de Bruxelles 1848 Nov. Dec.

Teyssier-Desfarges, Examen du livre de M. Thiers sur la propriété. — Revue de droit français et étranger 1848. Dec.

Langlois, Essai sur le crédit privé dans la société moderne, et de la réforme des lois qui doivent le constituer. — Ebendaſ.

Forcade (E), La guerre du socialisme. I. La philosophie révolutionnaire et sociale. II. L'économie politique révolut. et sociale. — Rev. des deux Mondes 1848. Livr. 23.

Bastiat (Fréd.), Harmonies économiques. — Journ. des Economistes 1848 Déc.

De l'organisation du crédit foncier. II P. Les associations de crédit, par L. Wolowski. — Ebendaſelbſt.

Crawfurd (John), A scheme for representing Malayan sounds by Roman letters. — Journal of the Indian Archipelago 1848 Sept.

Windsor Earl (Geo.), Specimens of the dialects of Timor and of the chain of islands extending thence to New Guinea. — Ebendaſ. Nov.

Crawfurd (John), On the alphabets of the Indian Archipelago. — Ebendaſ. Decemb.

Cherbonneau (A.), Définition lexigraphique de plusieurs mots usités dans le langage de l'Afrique septentrionale. — Journal asiatique 1849 Janv.

Malay Pantuns. — Journal of the Indian Archipelago 1848 Octob.

The Virgin daughter of Sultan Bongsu, a Dayak tale, with a translation. — Ebendaſelbſt. Novemb.

Hammer-Purgstall, Sur la chevalerie des Arabes antérieure à celle de l'Europe, et sur l'influence de la première sur la seconde. — Journal asiatique 1849 Janv.

Histoire des Seldjoukides, extraite du Tarikhi-Guzideh, ou histoire choisie d'Hamd-Allah Mustaufi. Trad. p. Defrémery. (Suite et fin.) — Ebendaſ.

Lancereau (Ed.), Analyse et extraits du Radj-Niti. — Ebendaſ.

The Bhagavat-Gita, or dialogues of Krishna and Arjun, in Sanskrit, Canarese and English, edited by J. Garett. Bangalore at the Wesleyan mission press. (1848.) — Calcutta Review 1848 Decemb.

Ballantyne (Rob.), Un séjour à la baie d'Hudson, ou esquisses de la vie sauvage en Amérique. (Fin.) Un voyage sur la neige. — Bibliothèque universelle de Genève. (Litt.) 1849 Janv.

Rigg (Jonath.), A trip to Probolinggo (in the east of Java). — Journal of the Indian Archipelago 1848 Sept. Octob.

Journal of a voyage to the eastern coast and islands of Johore. — Ebendaſ. Sept.

Kalamantan, Letter from the interior of Borneo (Westcoast.) No. III. — Ebendaſ. Oct.

Zollinger (H.), A visit to the Mountaineers, Do Dongo, in the country of Bima. — Ebendaſ. Novemb.

Horsfield (Thomas), Report on the island of Banka. — Ebendaſ.

Notices of the history and present condition of Malacca. — Ebendaſ.

Spreeuwenberg, A glance at Minahassa (Menado) in Celebes. — Ebendaſ. Dec.

Richardson (James), Travels in the great desert of Sahara, in the years 1845 and 1846. 2 vols. Lond. 1848. — English Review 1848 Dec.

Cherrier, Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe, ou tableau de la domination des princes de la maison de Hohenstaufen dans le royaume des Deux-Siciles, jusqu' à la mort de Conradin. Paris 1844—47. 3 vols. — Bibliothèque de l'école des chartes 1848 Nov. — Déc.

The Stellinga — Saxony in the ninth century. (Gfrörer, Geschichte der ost- und westfränkischen Carlinger. Freiburg 1848.) — Dublin Review 1848 Dec.

The german mind. — English Review 1848 Dec.

Van der Meersch (D. J.), Notice historique et généalogique sur la vicomté d'Audenarde. — Messager des sciences histor. de Belgique 1848 Livr. 4.

Bakhuizen van den Brink (R. C.), Notice sur le dixième denier. (Suite.) — Ebendaſelbſt.

Toilliez (Désiré), Notice sur des antiquités trouvées dans le Hainaut. — Ebendaſelbſt.

Liber domicilii, ou compte des dépenses de la table et de l'écurie du roi d'Ecosse Jaques V. (1525 — 1533.) — Bibliothèque de l'école des chartes. 1848 Nov. — Déc.

The court and times of Charles the first; illustrated by authentic and confidential letters. 2 vols. Lond. 1848. — Dublin Review 1848 Dec.

Maslatrie, Documents relatifs à l'histoire de l'Afrique septentrionale pendant le moyen âge. — Bibliothèque de l'école des chartes 1848. Nov. — Déc.

Antiquity of the Chinese trade with India and the Indian Archipelago. — Journal of the Indian Archipelago 1848 Sept.

Notices of the Chinese intercourses with Borneo Proper prior to the establishment of Singapor in 1819. — Ebendaſ.

Some notices of the northern or Dutch half of Celebes. — Ebendaſ.

Historical and statistical sketches of Aden in Arabia Felix. Madras 1848. — Calcutta Review 1848 Dec.

Thornton (Edward), The history of the British empire in India. — Ebendaſ.

Satara, and british connexion therewith. — Ebendaſelbſt.

Stacy (Lewis Rob.), Narrative of services in Beluchistan und Affganistan in the years 1840 — 1842. Lond. 1848. — Ebendaſ.

(Fortſetzung folgt.)

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeschenke auswärtiger Regierungen.

(Fortsetzung *).

4. Von den vereinigten Staaten von Nordamerika.

a) United States exploring expedition. During the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Under the command of Charles Wilkes, U. S. N. Vol. VI. Ethnography and philology. By Horatio Hale, philologist of the expedition. Philadelphia: Printed by C. Sherman. 1846. XII und 666 Seiten. gr. 4. Mit drey Karten.

Vol. VII. Zoophytes. By James Dana, A. M. geologist of the expedition. With a folio atlas of sixty-one plates. Ibid. 1846. X (VI) und 740 Seiten. gr. 4.

Ueber die ersten fünf Bände des vorstehenden Werkes, welche die Reisebeschreibung (Narrative) von dieser ersten durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's veranlaßten Weltumseglungs-Expedition enthalten, wurde bereits im Jahrgange 1845 dieser Blätter (Bd. 21 Nro. 241 — 243) ausführlicher Bericht erstattet; ein Gleiches wird demnächst auch bezüglich der vorliegenden neuesten zwey Fortsetzungsbände von Seite des nämlichen Referenten geschehen. Die gegenwärtige Anzeige der letzteren beschränkt sich daher um so füglicher nur auf untenstehende vorläufige Mittheilung einer kurzen Inhaltsübersicht des sechsten Bandes **), hinsichtlich des siebenten Bandes aber auf die Bemerkung, daß der auf dem Titelblatte desselben angegebene Folio-Atlas von 61 Kupfertafeln der unterm 10. Juny 1848 bey der k. Hof- und Staatsbibliothek eingetroffenen Sendung des vorliegenden Geschenkes nicht beygefügt war. Daß dieser Atlas beym Erscheinen des Textbandes (1846) noch nicht vollendet war, und deßhalb zugleich mit ihm nicht ausgegeben werden konnte, ist uns aus einer Anzeige des fraglichen Textbandes in der Zeitschrift: The American Journal of science and arts. Conducted by Prof. Silliman etc. II. Series Vol. I. May 1846. p. 178. Anm., bekannt; ob er aber in dieser langen Zwischenfrist noch immer nicht erschienen seyn sollte, wie man bey den reichen, dem Unternehmer zu Gebot stehenden Hülfsmitteln doch vermuthen möchte, darüber finden wir nirgends Nachricht. Wie wenig übrigens dieses so wichtige Werk auf dem europäischen Continent verbreitet ist, dürfte allein schon aus dem Umstande hervorgehen, daß eines der wissenschaftlich gediegensten Journale Frankreichs, nämlich das Journal des Savants, das im Novemberhefte 1848 eine von J. B. Biot verfaßte Recension der ersten fünf Bände des vorliegenden Werkes liefert, von der Existenz des 6. und 7. Bandes, welche beide im Jahre 1846 die Presse bereits verlassen hatten, nicht die geringste Kunde hat *). Auch über die Ausgaben und das Format dieses Werkes scheint allenthalben Unbestimmtheit zu herrschen. Während z. B. das vorerwähnte zu New Haven in Nordamerika selbst erscheinende Journal von Silliman nur die im Jahre 1845 bey Lea und Blanchard zu Philadelphia erschienene Großoctavausgabe kennt **), weiß

*) Vergl. Gel. Anz. 1849. Nr. 42. S. 341—344, dann Nro. 65 S. 524 — 528.

**) Ethnografical Part. Oceanica. (Polynesia, Melanesia, Viti or the Feejee group, Micronesia: Tobi or Lord North's island, Banabe or Ascension island, Mille or the Mulgrave islands, Tarawa or the Kingsmill islands, Australia) p. 1 — 116. Migrations of the Oceanic tribes. (Polynesia: Tahiti, Nukuhiva, Hawaii, Rarotonga, Mangareva, Rapa, the austral islands, Paumotu, New Zealand, Catham island, Fakaafo, Vaitupu.) General illustrations p. 117 — 196. Northwestern America p. 197 — 225. Philology. Comparative grammar of the Polynesian dialects p. 229 — 289. Essay at a lexicon of the Polynesian language p. 291 — 356. Dialect of Fakaafs and Vaitupu p. 357. Grammar and dictionary of the Vitian language p. 365 — 391. Vocabularies of the dialects of Tobi, Mille, of the Tarawan language, of Rotuma, Australia, Nordwestern America p. 425—650. Patagonia p. 651 — 656. Southern Africa p. 657 — 666. Die diesem Bande beygegebenen drey Karten haben die Aufschrift: 1) Chart of oceanic migrations; 2) Tapaia's chart; 3) Ethnographical map of Oregon.

*) Pag. 677. „La partie scientifique du voyage n'étant pas encore publiée, on peut seulement constater, avec éloge, le nombre et la diversité des sujets qu'elle paraît avoir embrassés etc.

**) Vol. XLVIII. April 1845 p. 211. Vol. XLIX. October 1845 p. 149.

lius bestätigt worden sind. Hören wir die Ansicht Mulders, wie sie von Berzelius im Jahresberichte Bd. 25. S. 722 Jahr 1846 mitgetheilt wird: „Die Zellenform und die Membran, welche sie bildet, haben keinen Einfluß auf die Gährung. Sie haben nur den Endzweck, daß der darin eingeschlossene, die Gährung erregende (flüssige) Körper als ein Niederschlag aus einer gährenden Flüssigkeit abgeschieden, und auf einen andern übertragen werden kann, um diese in Gährung zu versetzen. Aber daß es nicht die Zelle, oder deren Kugelform, sondern der darin enthaltene Körper ist, welcher die Gährung hervorruft, ersieht man aus folgendem Versuche. Vermischt man die abgeschiedene Hefe mit lauwarmem Wasser und läßt sie eine Weile darin liegen, so tritt in Folge von Exosmose das Protein durch die Zellenwand heraus, und dafür Wasser hinein, und wird das Wasser dann abfiltrirt, ein wenig Zucker darin aufgelöst, und die Lösung einer angemessenen Gährungstemperatur ausgesetzt, so geräth sie in lebhafte Gährung. Auf diese Weise kann man mit reinem Wasser viel von dem proteinartigen Körper in aufgelöster Form entfernen, damit Zucker in Gährung setzen, und zuletzt die unversehrten Zellen unwirksam zurückbehalten. Rascher und vollständiger wie mit reinem Wasser geschieht dieses, wenn man die Hefe mit einer starken Zuckerlösung übergießt, in einer Temperatur, bey der die Weingährung noch nicht beginnt. Nach den Gesetzen der Endosmose und Exosmose dringt nun durch die Zellenwände der Zucker hinein und die Proteinlösung heraus, so daß die Zuckerlösung nun in einer geeigneten Temperatur eine flüssige Hefe wird, während das zurückgebliebene Ungelöste alle, oder den größten Theil seiner Kraft verloren hat.“ Im Jahresberichte Bd. 27. S. 500 Jahr 1848 sagt Berzelius in Beziehung auf den Lüdersdorff'schen Versuch: „Nachdem der proteinartige Körper ausgezogen worden, waren die Hefenzellen noch unbeschädigt, aber sie erregten in einer Zuckerlösung keine Gährung mehr... Es bleibt noch zu erforschen übrig, warum der die Gährung erregende Körper durch das einstündige Reiben in der Luft bey den Versuchen von Lüdersdorff jenes Vermögen verloren hat.“

Diese Untersuchung ist auch bereits von K. Schmidt ausgeführt worden, und Hr. Schubert hätte sie in den Annalen für Chemie und Pharmacie Bd. 51. S. 168 nachlesen und prüfen können. Schmidt hat das interessante Resultat gefunden, daß die in den Zellen enthaltene Proteinlösung durch den atmosphärischen Sauerstoff unter Ammoniakbildung in der Art verändert wird, daß sie zwar aufgehört hat, ein Ferment für den Zucker zu seyn, aber dafür ein sehr wirksames Ferment für Harnstoff geworden ist.

Hr. Dr. Schubert hat überhaupt den generellen Begriff Gährung in dem speciellen der Weingährung aufgehen lassen. Er scheint zu glauben, daß kein anderer Körper als der Zucker in der Welt existire, welcher eine der Gährung des Zuckers streng analoge Zersetzungsweise befolge. Er hat ganz unberücksichtigt gelassen, wie Harnstoff in Berührung mit gewissen stickstoffhaltigen Körpern (worunter auch die Bier- und Weinhefe gehört) sich in Kohlensäure und Ammoniak spaltet — die Gährung des Salicins, Amygdalins in Berührung mit Emulsin und andern Fermenten ꝛc. Er hat den Begriff der Gährung so einseitig aufgefaßt, daß ihm die Wahrheit verborgen bleiben mußte.

Um Beweise zu geben, daß er sich auf den Gebieten der Chemie und Physik mit gleichem Glücke bewege, hat Hr. Dr. Schubert auch noch die Störungen der Gährung bey Gewittern zu erklären versucht. Ich wünsche ihm, daß kein Physiker dazu genöthigt werde, die Rechte der Physik zu wahren, wie ich die Rechte der Chemie wahren zu müssen glaubte.

The Expedition to Borneo of H. M. S. Dido for the suppression of piracy, with extracts from the journal of James Brooke, Esq. of Sarawak (now H. M. Commissioner and Consul-General to the Sultan and independent Chiefs of Borneo.) By Captain the hon. Henry Keppel, R. N. Third edition. With an additional chapter, comprising recent intelligence by Walter K. Kelly. In two Volumes. London 1847. Vol. I. 429 S.; Vol. II. 315 S. 8.

Die vorliegende Reisebeschreibung des Kapitäns H. Keppel hat binnen Jahresfrist nicht weniger als drey Auflagen erlebt, und schon dieser Umstand wird ihr im Voraus eine günstige Meinung gewinnen. Diese große Theilnahme hat sie dadurch erlangt, daß sowohl Keppel's Kreuzzüge gegen die Piraten, die im Nordwesten von Borneo ihren Sitz haben, und wobey er stromaufwärts an 80 englische Meilen in's Innere dieser großen Insel eindrang, eine höchst interessante Lektüre gewähren, als auch insbesondere dadurch, daß ihm James Brooke seine reichhaltigen Erfahrungen über Borneo mittheilte, wodurch es dem Verfasser möglich wurde, über diese bisher noch so wenig bekannte, durch ihren Reichthum an Gold, Diamanten, Kampher und andern köstlichen Waaren berühmte, der malayischen Seeräuber wegen aber auch von den Schiffern sehr gefürchtete Insel bedeutende Aufschlüsse über die Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner zu liefern. Für England erlangen dieselben aber noch ein ganz besonderes Interesse, da nunmehr durch Brooke's kühne und verständig ausgeführte Unternehmungen die Engländer auf der Nordwestküste Borneo's festen Fuß gefaßt und ihre Handelsunternehmungen hiemit eine neue Richtung gewonnen haben.

Mit Brooke wurde Capitän Keppel bekannt, als letzterer nach Beendigung des chinesischen Kriegs vom Vice-Admiral W. Parker die Weisung erhielt, mit der Dido sich in die Straße von Malakka, einer Station, zu der auch Borneo gehörte, zu begeben, um daselbst den Handel zu schützen und die Seeräuberey zu unterdrücken. Während nun der Kapitän im März 1843 zu Pinang verweilte, erhielt er von dem Gouverneur die Nachricht, daß an der Küste von Borneo Seeräuber einige nach Singapore Handel treibende Schiffe überfallen hätten. Er begab sich daher nach diesem Hafen und machte hier die Bekanntschaft mit Brooke, der bereitwillig die Einladung, auf der Dido nach Sarawak zurückzukehren, annahm, während Keppel keinen angenehmeren und besser unterrichteten Begleiter als eben diesen hätte finden können. Von ihm erhielt nun auch der Kapitän sein Journal, in dem er seine auf Borneo gemachten Erfahrungen aufgezeichnet hatte und diese sind es, welche fast den ganzen Inhalt des ersten Bandes und einen großen Theil des zweyten ausmachen. Von ihnen haben wir daher hauptsächlich zu sprechen, und wir werden bey ihnen in unserer Anzeige auch am längsten verweilen, da in ihnen das Wichtigste zur Kenntniß der Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner niedergelegt ist.

Um zuvörderst den Leser mit der Persönlichkeit von James Brooke bekannt zu machen, so heben wir kürzlich das Wichtigste aus seiner Lebensgeschichte gleich hier zu Anfang hervor. Er wurde am 29. April 1803 geboren und ging nach Indien als Cadet, wo er sich im birmanischen Krieg durch seine Tapferkeit auszeichnete. Ein Schuß, den er in den Unterleib erhielt, zwang ihn, nach England zurückzureisen, um sich daselbst wieder zu erholen. Hierauf kehrte er auf seine Station zurück, verließ aber bald den Dienst und begab sich im Jahre 1830 zur Stärkung seiner Gesundheit und zur Unterhaltung von Calcutta nach China. Auf dieser Reise sah er zum Erstenmal die Inseln des indischen Archipels, Inseln von großer Wichtigkeit und unvergleichlicher Schönheit, und gleichwohl meist vernachläßigt und unbekannt. Durch weitere Nachforschungen kam er bald zur Ueberzeugung, daß Borneo und die östlichen Inseln ein weites Feld zu Unternehmungen und Untersuchungen darbieten. Den malayischen Völkern, so lange der Schrecken der europäischen Handelsschiffe, die Wohlthaten der Civilisation zu bringen, die Seeräuberey zu unterdrücken

und den Sklavenhandel auszurotten, wurde von nun an sein Streben, dem er sich mit der ganzen Kraft eines festen Willens und edler Begeisterung hingab.

Zu diesem Behufe rüstete er ein eigenes Schiff, den Royalist, aus, und besetzte dasselbe mit einer auserlesenen, ihm ganz ergebenen Mannschaft. Zu Ende des Jahres 1838 verließ er damit England und langte am 1. Juny des folgenden Jahres in dem Hafen von Singapore an. Nachdem er hier die nöthigen Vorbereitungen gemacht, die Mannschaft durch 8 Malayen verstärkt und an einem jungen Manne, Williamson, einen Dollmetscher und an dem Dänen Westermann einen Schiffsarzt gefunden hatte, segelte er am 27. July ab, und nahm die Richtung nach dem nordwestlichen Theil der Insel Borneo, wo der im engeren Sinne sogenannte Bezirk Borneo liegt. In diesem Theile, sonst ein Hauptsitz der Seeräuber, hatte jetzt der Radscha Muda Hassim, der als ein Mann von edlem Charakter und als Freund der Engländer gerühmt wurde, eine große Gewalt. An ihn hatte Brooke von der Regierung in Singapore überdieß einen Empfehlungsbrief erhalten und außerdem hatte er an Geschenken und Tauschwaaren Vieles mitgenommen, wodurch er bey dem Radschah einer freundlichen Aufnahme sich versichert halten konnte. Da sich dieser dermalen in Sarawak aufhielt, so warf Brooke daselbst Anker und fand bey Muda Hassim einen sehr günstigen Empfang. Sarawak liegt an einem Flusse gleichen Namens, ohngefähr 25 englische Meilen von der Küste entfernt, und war nur ein gelegentlicher Aufenthalt des Radscha, indem er durch eine Empörung im Innern hier zum Verweilen gezwungen war. Die Stadt besteht aus Lehmhütten, die auf Pfeilern errichtet sind, und mochte damals an 1500 Bewohner zählen, von denen die Mehrzahl zum Gefolge des Radscha und seiner 14 Brüder gehörte, nach deren Entfernung nur eine geringe und arme Bevölkerung übrig bleiben konnte. Sowohl durch eine Excursion den Fluß aufwärts und noch mehr durch eine andere auf dem Lundu wurde Brooke auch mit den Dajakken bekannt. Nachdem er sich hinlänglich informirt hatte, nahm er Abschied von dem Radscha und nach einem kurzen Besuche bey dem Sheriff Sahib, der väterlicher Seits arabischer Abkunft war, kehrte Brooke nach Singapore zurück.

Um Celebes kennen zu lernen, machte er auch dahin einen Abstecher, hielt sich aber daselbst nicht lange auf, um zum zweytenmale Sarawak zu besuchen. Hier fand er ernstliche Vorkehrungen, um die Rebellen zum Gehorsam zurückzuführen, indem der Radscha Muda Hassim von seinem Oberherrn, dem Sultan von Borneo, hiezu gemessene Befehle erhalten hatte. Ein Haufe Malayen und Dajakken wurde gegen die rebellischen Dajakken ausgeschickt und Brooke nahm an diesem Zuge Theil, um dadurch von Land und Leuten sich nähere Kenntniß zu verschaffen. Der Feldzug hatte einen glücklichen Erfolg, die Aufrührer wurden wieder unterworfen und durch Brooke's Vermittlung ihnen günstige Bedingungen zugestanden.

Durch die thätige Mitwirkung, die Brooke bey diesem Feldzuge geleistet hatte, erwarb er sich das Vertrauen des Radscha und seiner Leute, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er hier einen gedeihlichen Erfolg von seinen Bemühungen um Verbreitung der Civilisation, um Unterdrückung der Seeräuberey und Anknüpfung eines geregelten Handelsverkehrs erwarten konnte, indem Muda Hassim die daraus hervorgehenden Vortheile einzusehen anfieng, ließ er sich auf dessen Antrag ein, der dahin gieng, daß Brooke unter dem Titel eines Radscha die Verwaltung des Bezirks Sarawak übernehmen sollte.

Es läßt sich leicht denken, daß die Ordnung völlig ungeregelter und verwirrter Verhältnisse dem neuen Radscha, der nicht nach malayischer, sondern nach englischer Weise sein Amt verwalten wollte, ungeheure Mühe machte, und daß er damit anfangs nur langsam vorrücken konnte. Seine Untergebenen waren Dajakken und Malayen, von denen die ersteren die Mehrzahl ausmachten, gleichwohl aber von letzteren auf jede Art mißhandelt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Mai.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Expedition to Borneo of H. M. S. Dido.

(Fortsetzung.)

Dabey standen die einzelnen kleinen Stämme der Dajakken unter sich selbst in beständiger Feindschaft, und überfielen einander, um Köpfe abzuschneiden, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft zu schleppen und Dörfer und Felder zu verwüsten. Am Grausamsten wütheten die Piraten, an deren Geschäft sowohl Malayen als Dajakken Theil nehmen, und die mit ihren leichten und schnellsegelnden Schiffen unerwartet bald da und dort erschienen und längs der Küsten wie auf den Flüssen ihr schreckliches Gewerbe trieben. Das Elend der Bewohner von Sarawak und des ganzen Bezirkes war so groß geworden, daß binnen zehn Jahren die Hälfte der Bevölkerung umgekommen, verjagt oder in Sklaverey geschleppt war.

Unter solchen Verhältnissen hätten Brooke's eigene Kräfte nicht ausgereicht, um seinen Untergebenen einen sichern Schutz, zumal gegen die Piraten, die mit ganzen Flotten ausliefen, zu gewähren, wenn nicht gerade zu dieser Zeit der Kapitän Keppel den Auftrag erhalten hätte, gegen diese Freybeuter eine Expedition zu unternehmen. Hier war es nun, wo er in Singapore mit Brooke, der dahin in Geschäften gekommen war, zusammentraf und von ihm den besten Aufschluß über die Wohnsitze und Schlupfwinkel der Piraten erlangen konnte. Mit ihm zugleich segelte Keppel nach Sarawak, und begann hier in kühnen Unternehmungen die Raubnester derselben, die sie stromaufwärts angelegt hatten, zugleich mit ihren Flotten zu verbrennen. Was Kapitän Keppel begonnen hatte, setzte dann, nach dessen Abberufung, Kapitän Belcher fort, und Schrecken und Entsetzen verbreitete sich nun unter den Fluß- und Seeräubern, die bisher ganz ungestört ihr Handwerk getrieben hatten. Brooke konnte jetzt hoffen, daß er mit der Herstellung der äußern Sicherheit seinen Untergebenen einen Wohlstand begründen könnte, wie er bisher in diesen Ländern etwas ganz Unbekanntes war.

Indeß so leicht sollte es ihm doch noch nicht damit werden. Der Radscha Muda Hassim war zwar mit größter Bereitwilligkeit auf die Unterdrückung der Seeräuberey und der Plünderungszüge überhaupt eingegangen, nicht so aber viele andere Malayen-Häuptlinge, die gerade von diesen Raubzügen ihre Haupteinkünfte bezogen. Sie brachten den schwachen Sultan von Borneo auf ihre Seite, die geschlossenen Verträge zu brechen und dieser ließ den Radscha Muda Hassim und Alle, die es mit den Engländern zur Unterdrückung des Piratenwesens hielten, ermorden und gab Befehl, auch Brooke aus dem Wege zu schaffen. In dieser Absicht kam ihm aber der Admiral Cochrane zuvor, indem letzterer plötzlich vor Borneo erschien, die Batterien, welche die Mündung des Bruniflußes decken sollten, zerstörte und die Hauptstadt in Besitz nahm. Der Sultan mußte sich unterwerfen, die Verträge mit England erneuern und die Insel Labuan an letzteres abtreten. Brooke wurde von der englischen Regierung als General-Consul bey dem Sultan und den unabhängigen Häuptlingen von Borneo ernannt, wo-

mit er in der That der Sultan des ganzen Landstriches von Point Api bis Malludi, einer Küste von 700 Meilen Länge, geworden war, denn die Macht des malayischen Herrschers war nunmehr für immer gebrochen. Zum Glück, daß diese Gewalt in die Hände eines Mannes übergieng, der sie nur gebrauchte, um unter einem ganz demoralisirten, ins äußerste Elend herabgesunkenen Volke die Segnungen der Civilisation zu verbreiten. Nach allen neuern Berichten sind seine Bemühungen daselbst vom gedeihlichsten Erfolge gekrönt.

Hiemit haben wir in der Kürze den historischen Verlauf von der Thätigkeit Brooke's, Keppel's und der Nachfolger des letzteren angegeben und wollen nun ausführlicher auf die Ergebnisse eingehen, die durch sie für Länder- und Völkerkunde gewonnen worden sind, da bisher unsere Kenntniß von Borneo, zumal von dessen nördlichem Theile, eine höchst mangelhafte gewesen ist. Das 9. Kapitel des zweyten Bandes des vorliegenden Werkes giebt uns hierüber die wichtigsten Aufschlüsse und diese wollen wir hiemit im Auszuge zur Vorlage bringen.

Die Nordwestküste von Borneo ist nur dünn bevölkert und die Eingebornen, welche die Ufer einiger der schönsten Flüße bewohnen, unterscheiden sich durch Lebensweise und Sitten und haben nur wenig Verkehr untereinander. Die Süd-, Ost- und Nordostküste von Borneo ist auch nur schwach bewohnt und überdieß sehr wenig bekannt. Es leben hier mehrere Abtheilungen der Malayen und verschiedene Stämme von Dajakken, die gelegentlich Krieg miteinander führen und die Seeräuberey zu ihrem Hauptgeschäfte machen. Der nördliche Theil der Insel war ehemals im Besitz der englisch-ostindischen Compagnie, welche auf der Insel Balambangan eine Niederlassung und Faktorey hatte, die im Jahre 1775 von den Sulus überrumpelt und geplündert wurde, und seitdem verlassen war.

Das Uebrige von der nordwestlichen Küste wird nunmehr das eigentliche Borneo (Borneo Proper) genannt, zum Unterschiede von dem Namen, der jetzt gewöhnlich der ganzen Insel gegeben wird, deren ursprünglicher Namen Kalamantan war und Bruni der der nun Borneo genannten Stadt. Letztere war wahrscheinlich der erste Küstenpunkt, den Europäer besuchten, die dann die besondere Benennung der ganzen Insel beylegten. Die Provinz Sarawak, die vom Sultan nunmehr ganz an Brooke abgetreten ist, liegt am südwestlichen Ende von dem Reiche Borneo, hat längs der Küste eine Ausdehnung von ohngefähr 60 und im Durchschnitte eine Breite von 50 englischen Meilen. Sie ist von Flüssen und Bergen durchzogen und hat ein gesundes Klima. Der Boden und seine Producte sind von der reichsten Art und Kapitän Keppel meint, es sey nicht zu viel gesagt, wenn man behaupte, daß in der ganzen Welt nicht ein anderer Fleck von gleicher Größe gefunden werden könnte, der denselben Reichthum aus dem Mineral- und Pflanzenreiche aufzuweisen hätte. Die Ebènen sind vortrefflich zum Reisbau geeignet und die Dajakken befassen sich gern mit demselben; die tiefern Gründe eignen sich außerdem zum Erzeugniß des Sago, so wie für Zuckerrohr und für Zimmerholz von der vortrefflichsten Art zum Schiffsbau wie zu andern nützlichen Zwecken. Die hügeligen Gegenden so wie die Abhänge der höhern Berge gewähren alle Vortheile zur Gewinnung von Muskatnüssen, Kaffe, Pfeffer und andern werthvollen tropischen Produkten. Außer diesen Artikeln giebt es Vogelnester, Bienenwachs und verschiedene Arten riechender Hölzer, die von Singapore begehrt und von den Dajakken herbeygeschafft werden.

Das Mineralreich liefert Diamanten, Gold, Zinn und Antimonerz; auch von Kupfer wird berichtet. Diamanten sollen in großer Anzahl und von schönem Wasser gefunden werden. Mit Goldsuchen befassen sich an 3000 Chinesen; die Menge Golds, die jährlich in Sambas zusammengebracht wird, läßt sich auf 130,000 Bunkals, d. h. auf mehr als eine halbe Million Sterling schätzen.

Die Einwohner bestehen aus 3 Klassen, nämlich aus Dajakken, Malayen und Chinesen. Die ersteren sind die Urbewohner und der Name Dajakk wird von allen wilden Völkern der Insel Borneo gebraucht, obwohl sie sich selbst dieses Ausdrucks nicht bedienen und nicht bloß dem Namen, sondern auch der Sitten und Lebensweise nach untereinander sehr differiren. Als die Hauptvölkerschaften der Dajakken bezeichnet Brooke folgende.

1) Die Dunsun oder die Dorfbewohner des nördlichen Endes der Insel sind ein Stamm, mit dem Brooke in keine persönliche Berührung kam; ihr Name jedoch bezeichnet sie als ein ackerbauendes Volk. Sie sollen nicht tatuirt seyn, des Sumpitans (eines Blaserohrs, woraus vergiftete Pfeile geschossen werden) sich bedienen und einen eignen Dialect. haben.

2) Die Murut bewohnen das Innere des eigentlichen Borneo, sind nicht tatuirt, gebrauchen den Sumpitan und haben einen besondern Dialect. In denselben Localitäten und ähnlich den Murut giebt es einige Stämme, die Bisaya genannt werden.

3) Die Kadians oder Idaans der Reisenden bedienen sich des Sumpitan und haben ebenfalls einen eigenthümlichen Dialect; in anderer Hinsicht unterscheiden sie sich jedoch keineswegs von den Bornesen, weder in Religion, noch in Tracht und Lebensweise. Sie sind ein industriöses friedliebendes Volk, welches den Boden in der Nähe des eigentlichen Borneo und bis gegen Tanjong Barram bebauet. Die herunter gekommene Hauptstadt ist größtentheils von ihnen abhängig und wegen ihrer Anzahl und Industrie bilden sie eine schätzbare Bevölkerung. Im Innern und am Balyet Fluße lebt ein gleichfalls Kadian genannter und nicht zum Islam übergetretener Stamm, der noch die Sitte des Kopfabschneidens beybehalten hat.

4) Die Kayan bilden das zahlreichste, mächtigste und kriegerischste Volk von Borneo. Sie sind Binnenländer und ihr Wohnsitz erstreckt sich von ohngefähr 60 Meilen landeinwärts von Tanjong Barram bis zu derselben Ausdehnung weiter im Innern, unter 3° 30′ N. und von da über die Insel wahrscheinlich bis zu einer ähnlichen Entfernung von der Ostküste. Ihre Sitten, Gebräuche und Kleidung sind eigenthümlich und zeigen meist die charakteristischen Züge eines wilden und unabhängigen Volkes. Die Malayen der Nordwestküste fürchten die Kayans und besuchen selten ihr Gebiet; die Millanows aber stehen in gutem Vernehmen mit ihnen und dadurch sind manche ihrer Eigenthümlichkeiten bekannt geworden. Sie werden beschrieben als außerordentlich gastfrey, freygebig und gefällig gegen die Fremden, festhaltend an ihrem Wort und ehrlich in ihren Geschäften; dagegen sind sie auch wild und blutdürstig und wenn sie einmal in einer Expedition begriffen sind, morden sie ohne Schonung. Die Kayans sind zum Theil tatuirt, bedienen sich des Sumpitan, haben mehrere Dialecte und sind merkwürdig wegen der seltsamen und auffallend verstümmelnden Sitte, die von den Männern angenommen ist und derer von Raffles gedacht wird.

5) Südwärts und westwärts von Barram sind die Millanows, welche die Flüsse nicht weit vom Meere bewohnen. Sie sind im Allgemeinen ein intelligenter, industriöser und thätiger Stamm, und befleißigen sich hauptsächlich der Kultur des Sagos und des Sammelns des berühmten Kamphers. Ihr Gebiet erstreckt sich von Tanjong Barram bis Tanjong Sirak. Von Person sind sie stark und wohlgebaut, von mittlerer Größe, runden gutartigen Gesichtszügen und schöner als die Malayen. Es giebt mehrere Dialecte unter ihnen, sie bedienen sich des Sumpitan und sind nicht tatuirt. Sie behalten die Practik des Kopfabschneidens bey, streben aber selten darnach und haben wenig von der Wildheit der Kayan.

6) In der Nachbarschaft der Kayans und Millanows giebt es einige wilde Stämme, Tatows, Balanian, Kanowit u. s. w. genannt, die wahrscheinlich nur einen Zweig der Kayans bilden, obschon sie sorgfältig über den ganzen Leib tatuirt sind.

7) Die Dajakken werden in Dajakk Darat und Dajakk Laut oder Land- und See-Dajakken eingetheilt; ein Unterschied, der übrigens nur von äußern Umständen abhängt. Die Stämme des Sarebus und Sakarran, welche Flüsse in der tiefen Bai zwischen Tanjong Sipang und Tanjong Sirak bewohnen, sind mächtige Gemeinschaften und gefürchtete Piraten, welche die Küste in großen Flotten verwüsten und ohne Unterschied morden und plündern; dieß darf jedoch keineswegs für ein Abzeichen der Dajakken gehalten werden. Auf diesen Zügen gesellen sich ihnen oft die Malayen bey und sie dienen diesen auch als Werkzeuge zur Unterdrückung der See-Dajakken. Die Sarebus und Sakarran sind ein schöner Menschenschlag, besser gestaltet als die Malayen, mit scharfen durchdringenden Augen,

dünnen Lippen und gefälligen Gesichtszügen, obwohl häufig mit einem Ausdruck von Verschlagenheit. Die Balows und Siwnowans sind liebenswürdige Stämme, entschieden kriegerisch, aber nicht räuberisch. Die See-Dajakken tatuiren sich nicht, bedienen sich auch nicht des Sumpitans; ihre Sprache assimilirt sich genau mit der malayischen, war aber ursprünglich ohne Zweifel identisch mit der der inländischen Stämme. Sie begraben ihre Todten und legen ihnen ins Grab einen großen Theil des Vermögens, das letzteren angehörte, oft bis zu einem beträchtlichen Betrage an Goldschmuck, Waffen und Krügen. Die Hochzeitsfeyerlichkeit besteht darin, daß zwey Stück Geflügel getödtet und mit dem Blute das neue Ehepaar an Stirn und Brust bespritzt wird, worauf der Häuptling oder ein alter Mann ihre Köpfe mehrmals aneinander stößt und die Ceremonie mit Lustbarkeiten und Schmausereyen beschlossen wird. In diesen beyden Beziehungen sind sie von den Land-Dajakken verschieden.

Nach dieser Aufzählung der wilden Völker der Insel, wobey der Verfasser noch bemerklich macht, daß so beträchtlich auch die Verschiedenheit der Dialecte ist, sie doch entschieden aus einem gemeinschaftlichen Stamme sich ableiten lassen, geht er zu einer specielleren Schilderung der Land-Dajakken über.

In dem Landstrich, den sie bewohnen und der Sambas, Landak, Pontiana, Sangow, Sarawak u. s. w. begreift, sind zahlreiche Stämme, die alle in den hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten übereinkommen und fast desselben Dialects sich bedienen. Brooke ist zwar zunächst nur mit den Stämmen am Sarawak und einigen andern, die weiter im Innern außerhalb der malayischen Herrschaft wohnen, bekannt; er giebt jedoch die Versicherung, daß die Beschreibung eines Stammes für alle gelten kann, da sie so wenig verschieden sind.

Diese Dajakken sind seit undenklichen Zeiten als die Leibeignen der Malayen angesehen worden und die Radschas betrachten sie nicht viel anders als eine Heerde Ochsen, d. h. als ein persönliches und verfügbares Eigenthum. Sie wurden mit Arbeiten und Abgaben überladen und konnten sie diese nicht leisten, so wurden ihre Weiber und Kinder in Sklaverey geführt. Dazu waren sie den beständigen Ueberfällen der Malayen und Sakarran-Dajakken ausgesetzt, welche all ihr Habe fortschleppten oder zerstörten, die Männer erschlugen, die Weiber und Kinder zu Sklaven machten, die Dörfer verbrannten und die Fruchtbäume umhieben. Es war dahin gekommen, daß die Dajakken am Sarawak nicht länger in Stämmen zusammenleben konnten, sondern wie ein gejagtes Wild in den Gebirgen und in den Wäldern vereinzelt ihre Zuflucht suchten. Im Laufe von zehn Jahren war die Bevölkerung auf die Hälfte herabgesunken und ihre Ausrottung in der Provinz Sarawak wäre nicht mehr fern gestanden, wenn nicht eine höhere göttliche Leitung Brooke herbeygeführt und ihren Leiden ein Ziel gesteckt hätte.

In Sarawak leben auf ohngefähr 50 Quadratmeilen 20 Stämme. Die hier ansässigen Dajakken haben ein nicht ungefälliges Ansehen; das Gesicht ist gutartig mit einem milden und unterwürfigen Ausdruck, die Augen sind weit auseinander gerückt und die Gesichtszüge bisweilen wohlgebildet. Die Weiber sind nicht so gut geformt als die Männer. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Stück Zeug von ohngefähr 15 Fuß Länge, das zwischen die Beine gezogen und um die Hüften befestigt wird; hiezu kommt noch ein eigenthümlicher Kopfputz. Die Arme und Beine sind oft mit Ringen von Silber, Messing oder Muscheln geziert; der Hals mit Bändern von Menschenzähnen oder denen von Bären, Hunden oder weißen Kugeln. Ein Schwert an der einen Seite, ein Messer und Betelkörbchen an der andern machen den gewöhnlichen Anzug des Mannes vollständig. Die Weiber tragen einen kurzen Unterrock, der von den Lenden bis zum Knie reicht, um die Hüften Ringe von Messing oder rothen Bambus und bisweilen Zierrathen an dem Arm. Die Haare werden lang getragen; die Ohren sind durchbohrt und gelegentlich werden messingne Ohrringe eingehängt; die Zähne der jungen Leute werden bisweilen spitz gefeilt und gefärbt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Mai.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler. Von K. Fr. Hermann (vorgelesen am Winkelmannstage, den 9. December 1846.) 72, 8.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon. Von F. W. Schneidewin. 71.
3. Das Satyrspiel. Nach Maaßgabe eines Vasenbildes dargestellt von Friedrich Wieseler. 205.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit. Von A. Ellissen. Erste Abhandlung: Momente aus der Geschichte Athens von der Begründung der römischen Herrschaft in Griechenland bis zum ersten Einfall der Gothen in Attika. 132.
5. Ueber Cicero's Akademika. Von A. B. Krische. 74.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Ascalon. Abhandlung von Eble im Programm des Offenburger Gymnasiums (1847.) 31.

Diese Schriften gehören der größern Anzahl nach dem Jahrgang 1847 der „Göttinger Studien“ an, wo sie neben andern aus den Gebieten der Philosophie, Aesthetik, Kunstgeschichte, wie der altdeutschen und orientalischen Philologie ihre eigentliche Stelle einnehmen; indeß hat die Verlagsbuchhandlung Vandenhoek und Ruprecht für die Separatabdrücke von jeder einzelnen gesorgt und dadurch die Benützung dieser meistentheils sehr gediegenen und wichtigen Abhandlungen erleichtert. Wenn wir in unserer Anzeige die „über Platons Phaedros, von A. B. Krische“ nicht berühren, so geschieht dieß, um einem mit Plato seit vielen Jahren beschäftigten Freund nicht vorzugreifen; dafür möge es uns gestattet seyn auf desselben in den Göttinger Studien früher erschienene Schrift über Ciceros Academica hier zurückzugehen.

In 1 trägt der berühmte Verfasser seine Ideen über die Entwicklung der griechischen Kunst, d. i. Plastik und Malerey vor. Er schließt sich dabey nur in der allgemeinen Eintheilung an das eben diesen Titel führende Werk Schorns an, indem hier wie dort die Thätigkeit des Künstlers in eine poetische, eine wissenschaftliche und eine technische Seite zerfällt; wie aber ein griechischer Meister sich Technik und Wissenschaft aneignete, und welcher Eindrücke er bedurfte, um ideale Schöpfungen ins Leben zu rufen, das hat Schorn nicht angegeben, und ist auch von O. Müller in seinem Handbuch nicht erschöpfend nachgewiesen worden; weßhalb man sich freuen darf, daß Hermann, dem neben einem ausgebildeten Kunstsinn die reichste Gelehrsamkeit zu Gebot steht, diesem Gegenstand eine besondere Untersuchung gewidmet hat, von der wir die wesentlichsten Resultate jetzt wiederholen.

Die künstlerische Erfindung ist bekanntlich durch Wissenschaft (σοφία), wie diese durch Technik (τέχνη) bedingt; merkwürdig ist nun, wie letztere nach antiker Vorstellungsweise mit dem Handwerk zusammenfällt, und selbst die Sprache für beydes gleiche Ausdrücke hat; das Vorurtheil des Publikums sah sogar in Malern und Bildhauern noch βάναυσοι, (vgl. Galen. Protr. c. 14. Senec. epp. 88), weil

allerdings auch der größte Künstler, so lang er thätig ist, nicht aufhört, mit seiner Hände Arbeit seinen Lebensunterhalt sich zu verschaffen. Siehe Plut. Pericl. 2. Denn daß die Kunst nur nach Ruhm und Ehre strebte, und nicht nach Brod ging, ist eine durchaus unbegründete Annahme (vgl. Wachsmuth Hell. Alterthumsk. II 829), die sich auf wenige außergewöhnliche Fälle stützt, während sie durch zahlreiche Beweise des Gegentheils widerlegt wird. Wie das Handwerk vererbte sich die Kunst gewöhnlich vom Vater auf den Sohn, und nicht standen, wie bey uns, die Künstler isolirt den Zünften der Werkmeister gegenüber. Die Erscheinung, daß in gewissen Familien dieselbe Kunst fort und fort gepflegt und nicht bloß eigenthümliche Erfahrungen, sondern auch das Talent hereditär wurden, muß, den wenigen zerstreuten Nachrichten zufolge, die zu uns gelangt sind, sehr gewöhnlich gewesen seyn, und daraus erklärt sich, wie auch die einzelnen Orte, an welchen die Kunst geübt wurde, einen bestimmten Charakter der einheimischen Produktion aufweisen konnten, selbst wenn sich der Kreis der artistischen Beschäftigung über den der Familie ausgedehnt hatte. Diese örtlichen Unterschiede können in der Wassermalerey jetzt noch verfolgt werden. Jemehr indeß die Kunst in ausgezeichneten Meistern über die bloße Technik sich erhob, um so häufiger trat freye Wahl von Seiten der Lehrlinge an die Stelle ererbten Berufs, besonders, als die größten Männer ihres Faches aufgehört hatten, bloß in der Heimath zu arbeiten, vielmehr allerwärts eingeladen die Lust zu ihrer Kunst bey Vielen rege machten. Auf diese Weise bildeten sich auch Successionen zwar anderer Art, als jene frühern, bey welchen man aber doch die Vorstellung einer geschlechtlichen Fortpflanzung fest hielt. Man sehe Paus. 6, 4, 2, wo von einem Künstler im vierten Glied, ibid. 6, 3, 2, wo von einem im fünften, und 6, 3, 4, wo gar von einem im siebten Glied gesprochen wird.

Die in solchen Schulen geübte Technik mußte natürlich immer sicherer und wissenschaftlicher werden; wir lernen aus Plin. 35, 12, 45, daß der Maler Pamphilus sogar die Besitzgüter mathematischer Kenntnisse zur Bedingung des Eintritts in seinen Unterricht machte. Ueber die Einzelheiten der Technik fehlt es sehr an Nachrichten bey den Schriftstellern, Einiges veranschaulichen uns die Bildwerke, in denen Werkstätten nebst den verschiedenen Verrichtungen darin dargestellt sind; vgl. Gerhard Trinkschalen des K. M. Tab. XII, XIII, Micali Monum. T. 49. Roulez Bull. de l'Acad. Belg. T. XIII, p. 9.

Außer der Vorbereitung durch die Schule gilt allgemein die Betrachtung von Meisterwerken für ein vortreffliches Bildungsmittel des angehenden Künstlers. Dieses mußten sich aber die Griechen erst selbst schaffen; keine andere Nation hat ihnen vorgearbeitet. Wollte man die Anfänge griechischer Sculptur aus Aegypten herleiten, so sind jene steifen Figuren auf jeden Fall keine Muster; dann haben auch die ältesten Versuche der Art in Griechenland als Rundwerke einen Vorzug vor den nie freystehenden Aegyptischen (vgl. Schnaase, 1, 446). Uebrigens stellt Hermann, wie Schöll, Campana, Thirlwall u. A. einen Aegyptischen Einfluß durchaus in Abrede; diese Unbehülflichkeit und Plumpheit, die überall das Zeichen der Kindheit einer Kunst ist, kann als allgemeiner Durchgangspunkt nicht wohl zum Beweis der fremden Abkunft hellenischer Plastik verwendet werden. Das eigentliche Studium musterhafter Werke trat in Griechenland erst spät ein; selbst die Künstler der macedonischen Epoche gingen lieber ihren eigenen Weg, als daß sie dem ihnen allerdings wohlbekannten Styl eines Phidias oder Polyklet gefolgt wären.

Glänzende Wirkung im Einzelen zu erzielen, war namentlich Lysipps Streben; das versteht nach Hermanns Deutung Plinius (34, 8, 19) unter argutiae operum, es ist „jenes affektirte und erkünstelte Leben, das mit derselben frostigen Berechnung wie bey Theokrit oder Kallimachus in jeden einzelnen Zug gelegt wird.“ Das Haschen nach picantem Effekt nannten die Zeitgenossen jenes Künstlers Nachbildung der Natur. An Copien älterer Werke dachte man ebenfalls nicht, wohl aber an Vervielfältigung von Porträtbüsten in Gyps oder Wachs, die Lysipps Bruder Lysistratus einführte, welcher die sprechende Aehnlichkeit ebenfalls als eigentliches Problem seiner Kunst ansah und erstrebte, (vgl. Plin. 35, 12, 44). Zur Nachbildung alter Meisterwerke

wurden die griechischen Bildhauer und Maler erst durch die Römer veranlaßt, welche den Mangel eigener Produktivität durch eine unbefangene Anerkennung des Trefflichsten, was Griechenland geschaffen hatte, ersetzten und wo sie nicht vermochten, in den Besitz der Originale selbst zu gelangen, wenigstens gute Copien zu erhalten suchten. Auf diese Weise waren die Griechen angewiesen, ihre Kunst wieder aufzufrischen, da, um auch nur als Copist zu befriedigen, die sorgfältigste Betrachtung und Aneignung jener antiken Kunstschätze vorausgegangen seyn mußte. Was man Jahrhunderte hindurch nur aus religiösem Bedürfniß in Ehren gehalten hatte, oder auch als ein von uralten Ahnen vererbtes Kleinod, gewann plötzlich einen neuen Werth als großes, von Römischen Kunstenthusiasten begierig aufgesuchtes und angestauntes Meisterwerk. Jetzt fing man an, mit etwas mehr Sinn für das Artistische, nicht bloß aus historischem Interesse die Tempel, gleichsam als Kunstgalerien zu durchmustern; hiemit war geraume Zeit schon vor Pausanias (vgl. 5, 20) die Abfassung von Reisebeschreibungen, oder von Kunstgeschichten nöthig geworden, man bedurfte ihrer, um in der ungeheuren Masse des Sehenswerthen sich orientiren zu können. Es versteht sich, daß der erwachte Kunstsinn der Griechen nicht bey der bloß nachbildenden Thätigkeit stehen blieb; abermals thaten sich bedeutende Talente hervor; unter die Produkte dieser Zeit zählt der Verf. auch den Laokoon, freylich im Widerspruch mit mehrern Archaeologen, die noch neuerdings die Gruppe der Macedonischen Epoche vindicirt haben; andrerseits aber mußte diese weniger schaffende als nachahmende Kunst auf den Abweg gerathen, die verschiedenen Stile der Vorbilder zu vermengen und selbst archaistische Starrheit mit der Eleganz späterer zu vermählen.

Wir haben gesehen, daß der Höhezeit selbst keine Muster vorlagen, sie war also auf Betrachtung der Natur allein hingewiesen; da indeß auch die Natur in ihren Hervorbringungen niedere und höhere Grade der Schönheit darbietet, bedarf der Künstler, der sie in ihren edelsten Gestalten wiedergeben will, auch der ausgedehntesten Naturstudien. So ist es keineswegs erst die lysippische Zeit, für welche sich das künstlerische Studium schöner Menschenkörper nachweisen läßt; gerade die meisten urkundlichen Beyspiele dieses Studiums steigen um ein Jahrhundert früher in die Zeit der höchsten und wahrsten Kunstblüthe herauf; und bereits auf den früheren Stufen ist dasselbe Bestreben wahrzunehmen, wenn auch theilweise durch das Conventionelle priesterlicher Satzungen beengt.

(Fortsetzung folgt.)

The Expedition to Borneo of H. M. S. Dido.

(Schluß.)

Die Dajakken, so wie sie Brooke kennen gelernt hat, sind gutartig und lenksam, dankbar für Wohlthaten, industriös, züchtig, einfach, wahrhaft und festhaltend am gegebenen Wort. Der Zustand derer, die unter Brookes Leitung kamen, hat sich schnell gebessert und es läßt sich mit Recht erwarten, daß von Sarawak aus die Civilisation sich weiter unter den Urbewohnern Borneos ausbreiten wird.

Zur Ergänzung dieser Schilderung mag noch Einiges zugefügt werden, was Brooke bey Gelegenheit eines Besuches der Sibnowan-Dajakken, die am Lundu-Fluße wohnen, über diese im dritten Kapitel des ersten Bandes gesagt hat. Er besuchte sie in ihrem Dorfe Tungong, das von einer Einpfählung umgeben war, innerhalb welcher nur ein einziges ungeheures Haus für die ganze Bevölkerung sich befand, und außerdem noch 3 oder 4 kleine Hütten für Malayen. Dieses Haus hatte eine Länge von nicht weniger als 594 Fuß; der vordere Hauptraum nahm diese ganze Länge und dabey die Breite von 21 Fuß ein. Der hintere Raum ist durch Matten in die verschiedenen Gemächer der einzelnen Familien abgetheilt und von diesen aus führen 45 Thüren zu dem vordern öffentlichen Raume. Der Boden dieses Hauses steht 12 Fuß über dem Grunde und man kann zu ihm nur vermittelst eines eingekerbten Stammes aufsteigen. Vorn befindet sich eine

große Terrasse von 50 Fuß Breite, die nebst dem großen vordern Raume nicht bloß zur Aufnahme der eigentlichen Hausbewohner, sondern auch der Schweine, Hunde, Affen und des Geflügels bestimmt ist, und wo zugleich die gewöhnlichen Hausarbeiten vorgenommen werden. Man kann sich einen Begriff von dem Durcheinander in diesen Räumen machen, wenn man erfährt, daß dieses Haus nicht weniger als 400 menschliche Bewohner zählt.

Die Sibnowan-Dajakken sind im Allgemeinen gut gebildet, von großer Rührigkeit, aber ohne besondere Muskelentwicklung; ihre Größe ist nur mittelmäßig, denn der größte unter mehreren gemessenen Männern hatte bloß eine Höhe von 5′ 4″. Ihre Farbe ist eben so dunkel als die der Malayen und die Form ihrer Gesichtsbildung spricht nicht für die Meinung, daß sie einen verschiedenen Ursprung haben. Sie verheirathen sich nie mit Malayen und die Keuschheit ihrer Weiber läßt keine Vermuthung einer anderweitigen Vermischung zu. Die Augen sind klein und lebhaft und die Nase ist gewöhnlich verflacht; beyde Geschlechter tragen das Haar lang und aufgerichtet, nur die Männer schneiden es oft kurz ab.

Der Mann heirathet nur Eine Frau, muß aber, bevor er dazu Erlaubniß erhält, den Schädel eines von ihm erlegten Feindes vorzeigen können; auch das gemeinsame Wohnhaus war mit einer Reihe von Menschenschädeln verziert. Concubinat ist unbekannt und Fälle von Verführung und Ehebruch kommen nur selten vor. Den Weibern sind zwar alle häuslichen Plackereyen und Arbeiten überlassen, sonst aber leben sie in den meisten Stücken in einem so freyen Verhältnisse wie in Europa. Von einem göttlichen Wesen scheinen diese Dajakken wenig oder gar keine Idee zu haben und es giebt bey ihnen weder Priester noch Ceremonien. Der Häuptling hat in Friedenszeiten nur eine sehr geringe Gewalt. In Verfertigung von Eisenwaaren sind sie berühmt; auch bauen sie geschickt große Kähne.

Uebrigens, wie schon früher erwähnt, kommen unter den entferntern Dajakkenstämmen vielerley Verschiedenheiten in Sitten und Gebräuchen vor. Schon am Sarawak giebt es Dörfer, die aus vielen einzelnen Häusern bestehen; andere verehren ein göttliches Wesen und bringen ihm Opfer dar. Die Stämme sind zu lange schon von einander getrennt und die Einwirkung auf sie durch die Malayen, Chinesen und früher wahrscheinlich auch durch Hindus hat bereits Mancherley an ihren alten Gebräuchen und Sitten geändert. Jedenfalls bilden sie einen begabten Menschenschlag, der, wenn erst das Christenthum sich seiner bemächtigt hat, zu schönen Erwartungen für die Zukunft berechtigen dürfte.

Selbst gegen die Malayen ist Brooke theilweise günstiger gestimmt als es die meisten Reisenden sind. Er gesteht gerne zu, daß die Radschas und ihr Gefolge in der Regel zu den lasterhaftesten Menschen gehören, dagegen rühmt er es den Malayen, die entfernt von ihren Großen im Innern des Landes leben, nach, daß er sie friedfertig, dankbar und gehorsam der Regierung gefunden hätte. Ein durchgreifender Fehler im Charakter der Malayen sey ihr gänzlicher Mangel an Aufrichtigkeit und Offenheit; Wahrhaftigkeit sey eine ihrer seltensten Eigenschaften, und aus der Unterdrückung eines Ungläubigen machten sie sich gar kein Gewissen.

Zum Schluße wollen wir nur noch auf das siebente Kapitel des zweyten Bandes aufmerksam machen, in welchem Brooke eine Aufzählung der Hauptsitze der Piraten im malayischen Archipel und ihrer bewaffneten Macht giebt, und dann die gehörigen Mittel zu ihrer Unterdrückung und in deren Folge zur Erweiterung des brittischen Handels in diesen Gegenden darlegt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Mai

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon.
3. Das Satyrspiel.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit.
5. Ueber Cicero's Akademika.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Askalon.

(Fortsetzung.)

Das treue und liebevolle Auffassen der Natur, besonders der des menschlichen Körpers, war freylich auch durch die vortheilhaftesten Einflüsse des Klimas und den feinsten Schönheitssinn der Nation begünstigt, der sich bereits entfaltet hatte, ehe noch ein bedeutender Schritt in der bildenden Kunst gethan war; die wirkliche Umgebung rührte selbst die Fähigkeit Ideales zu erdenken und zu gestalten, die Spiele der männlichen Jugend in den Gymnasien, die Reigen und Aufzüge der Jünglinge und die mimisch-orchestischen Produktionen schärften den Blick und das Gefühl für Schönheit, ohne daß eine bestimmte Absicht bey dem Bildner vorausgesetzt werden müßte, den frühern Meistern wenigstens glaubt der Verf. eine solche nicht beylegen zu dürfen; auch als in das Kunstleben der Einfluß eines geistig bewegten Zeitalters eingedrungen war, vermied man es wenigstens, den Ausdruck der reinen Individualität wiederzugeben, und betrachtete ausgezeichnete Gestalten nur als Mittel, um das höchste Ideal menschlicher Schönheit zu erfassen, (vgl. die bekannte Erzählung von Zeuxis bey Dionys. Hal. V. 417. ed. R. Plin. 35, 9, 36.). Erst Lysipp entfernte sich von dieser Regel und machte sich die Nachbildung der individuellen Gestalt zur Aufgabe; hatte man früher bey Athletenbildern geflissentlich von einer ganz entsprechenden Aehnlichkeit abgesehen, so galt es von nun an das Charakteristische im Aeußern bedeutender oder hochgestellter Personen, gleichviel ob schön oder nicht, hervorzuheben, bald glaubte man am undankbarsten Stoff vorzugsweise die Virtuosität des Künstlers zeigen zu müssen.

Die Abnahme der schöpferischen Kraft und die Richtung auf specielle täuschende Wahrheit machte die Nothwendigkeit eines mehr wissenschaftlichen Betreibens der Kunst fühlbar. Nicht als ob Phidias der Perspektive unkundig gewesen wäre, oder Polyklet von Meßkunst nicht die erforderliche Kenntniß besessen hätte; aber die Methode der spätern, weniger von Begeisterung gehobenen Meister verlangte in bey weitem höhern Grad jene Hülfsmittel, welche Pamphilus in die Propaedeutik der Kunststudien einführte. In dieser Epoche kommt es häufig vor, daß bedeutende Künstler theoretische Werke verfassen; selbst Apelles, von welchem Plinius 35, 10, 36 berichtet: picturae plura solus quam ceteri omnes contulit voluminibus quoque editis, quae doctrinam ejus continent.

Schließlich spricht der Verf. von der Conception des Künstlers. Indem er anerkennt, daß die geistige Thätigkeit des Genius immer ein Geheimniß bleibt, sucht er wenigstens die äußern Bedingungen derselben nachzuweisen und rechnet darunter „vor Allen die mythischen Ueberlieferungen des griechischen Volkes selbst, wie sie theils in seinem Cyl-

tus zu bedeutsamen und eindrucksvollen Ceremonien ausgeprägt, theils von den Dichtern zu den reichen und reizenden Organismen verschmolzen worden waren, in welcher sich die Lebensfrische der Gegenwart mit dem Adel der Vergangenheit vermählte." Um diese Objekte kunstmäßig zu reproduciren, genügt keineswegs die Nachahmung der Natur in ihren edelsten Formen, hier muß die Phantasie wirken, „welche auch das darstellt, was sie nicht sieht" (vgl. Philostr. V. A. 118, 30 unserer Ausgabe). Auch in dieser Hinsicht steht die macedonische Periode der frühern nach, deren Gebilde häufig nur der Reflexion ihren Ursprung verdanken.

Wir gehen zu 2 über, einer an bedeutenden Ergebnissen und evidenten Emendationen reichen Abhandlung, welche zugleich durch den frischen und heitern Ton anzieht, der, Schneidewin überhaupt eigenthümlich, hier in erhöhtem Grad hervortritt, wo eine Reihe der interessantesten Entdeckungen aufzuführen war. An dem Hymnus des Homeriden auf Apollo ist wohl schon früher manche Interpolation von Ruhnken ausgeschieden, besonders auf mehrere Unebenheiten und Lücken von G. Hermann hingewiesen worden, dann hat K. Lehrs in einer Recension von F. Rankes Hesiodeis in Jahns Jahrb. 1840, p. 261 sq. erkannt, daß 1—13 ein Hymnus für sich ist und 181—206 ebenfalls, und zwar ein Gegenstück zu jenem; aber durch vorliegende Abhandlung erlangen wir erst eine klare Einsicht in das Verhältniß und den Zustand der beyden größern Hymnen an den Delischen und den Pythischen Apollo, und der sich ihnen anreihenden kleinern Stücke. Um von letztern anzufangen, so ist der vermeintliche Eingang des Liedes auf den Delischen Apollo vielmehr ein Gesang auf *Ἀπόλλων ἕκατος* (1—13). Die Scene ist zu großartig, auch zu sehr ausgeführt, als daß sie zu einem Prooemium sich eignete. Der Dichter, der mit solcher Erhabenheit sein Werk einleitete, hatte sich damit selbst die schwierige Aufgabe gestellt, auf gleicher Höhe durch das ganze Poem sich zu erhalten, und eine Steigerung von vorne herein unmöglich gemacht. Diese Parthie ist übrigens unversehrt geblieben; leider ist nicht dasselbe bey dem Hymnus auf den citherspielenden Apollo 182—206 der Fall; seine ersten Verse mußten der Laune des Interpolators weichen, dem es beliebte, dieß reizende Gedicht hier einzurücken, wo er den Eingang nicht beybehalten konnte. Dieser Hymnus kann mit den Worten angehoben haben: *μνήσομαι, οὐδὲ λάθωμαι Ἀπόλλωνος κιθαριστέω* — „ihn will ich singen, des Zeus und der Leto Sohn, dem die Phorminx zu Theil geworden, durch deren Spiel er alle Götter entzückt" (vgl. Schneidewin unter II.). Auch er ist zu bedeutend für ein Prooemium, und der Grund, der den Sammler bestimmte, ihm hier seine Stelle zu geben, wo gleich darauf die Sage von der Stiftung Pytho's erzählt wird, liegt wahrscheinlich nur in dem Zufall, daß im vs. 183 Pytho, wenn auch nur vorübergehend, vorkömmt. Ein drittes Stück, 14—18, hat ebenfalls seine selbständige Existenz für sich, wenn es auch als Einleitung eines Gesangs auf die Leto oder, wie Lehrs wollte, als Schluß eines solchen dienen konnte. In den Zusammenhang der beyden größern Lieder kann es ohne Zwang nicht eingereiht werden; den Platz, welchen es jetzt einnimmt, erhielt es, wie S. vermuthet, weil *χαῖρε* an das vorhergehende *χαίρει* sich äußerlich wohl anfügt. Ein vierter Hymnus ist uns fragmentarisch erhalten, der nämlich auf den Apollon Nomios, 20, 21, welchen der Verf. aus der *ἠπειρος πορτιτρόφος* herauslieſt, indem er folgerecht vs. 21. *νομὸς* aus *νόμος* macht und die Emendation G. Hermanns benutzend *μεμέληται ἀοιδῆς* schreibt. Auf die angegebenen 2 Verse beschränkt sich dies Bruchstück. Der ihnen vorausgehende 19. verdankt abermals seine Stelle nur dem albernen Grundsatz, ähnlich Lautendes zusammenzubringen: weil *πάντως* vorausgeht, müßte *πάντῃ* folgen. Daß der Reichthum des Apolliniſchen Sagenstoffs zu der Verbreitung des Kultus dieses Gottes in keinem Bezug stehe, machte den Compilator nicht irre, er freut sich vielmehr dem *πάντως* in 19 und *πάντῃ* in 20 noch ein *πᾶσαι* in 22 nachschicken zu können. Bloßes Flickwerk endlich sind die leeren Verse 179—181; wenn sie den Uebergang zu dem Folgenden bilden sollen, ungeschickt genug fabricirt und angebracht.

Zieht man die bezeichneten Stücke ab, so muß sogleich klar werden, daß beyden größern Hymnen der Eingang fehlt. Der erste von den auf den de-

lischen Apoll erhaltenen Versen ist in dem vorliegenden Text der 30. Gewiß ist es, daß das Lied mit denselben Worten begann, wie das auf den Ἕκατος; dann, nach einer allgemeinen Angabe seines dichterischen Vorhabens muß der Epiker von Zeus Liebe zur Leto und die Eifersucht der Hera, welche der Leto eine ruhige Geburtsstätte versagte, erzählt haben; das Prooemium war demnach ähnlichen Inhaltes, wie das im Hymnus auf den Hermes. Hatte er sich aber vorgenommen, die Geburt des Gottes auf Delos zu besingen, so durfte er die Frage πῶς τ' ἄρ σ' ὑμνήσω πάντως εὔυμνον ἐόντα nicht mit ἦ ὡς σε πρῶτον Λητὼ τέκε Χάρμα βροτοῖσιν; ohne Weiteres beantworten, da πάντως die Voraussetzung an die Hand gibt, es werde erst eine Uebersicht der Mythenfülle gegeben werden, aus welcher der Dichter das angemessenste Thema sofort auswählte. Ueberdieß war aber jene Formel hier ungehörig, weil man von den spätern Thaten des Gottes nicht wohl auf seine Geburt zurückkommen und diesen Gegenstand jenen vorziehen durfte. Deßhalb ist es ein guter Gedanke Schneidewins, die Verse 19, 25—28 aus dieser Umgebung, der sie doch auf den ersten Blick anzugehören scheinen, ganz zu entfernen, und dem Hymnus auf den Pythischen Apollo anzueignen. Ob der Vers 29 ein späterer Versuch ist, einigermassen den Riß zu verstecken, oder ob der Vers an v. 28 sich wirklich anschloß, will S. dahin gestellt seyn lassen; wir möchten uns für die erstere Ansicht entscheiden; gewiß darf man nicht mit Kiesel (de hymno in Apollinem Homerico Berol. 1835,) p. 44 annehmen, daß die von der kreisenden Göttin durchwanderten Orte zugleich Hauptstätten des Apollinischen Cultus waren und deßhalb die Herrschaft darüber an passender Stelle dem Gott beygelegt werde; es ist vielmehr ausgemacht, daß viele der genannten Städte den Apollo nicht verehrten; (vgl. Schierenberg über die ursprüngliche Gestalt der beyden ersten Homerischen Hymnen, Lemgo 1828, p. 7,) es wäre auch verkehrt, wenn der Dichter, um die Größe und Ausdehnung jenes Cultus zu bezeichnen, gerade die Orte genannt hätte, die den ihnen zugedachten Gott abwiesen.

Das Prooemium zum zweyten Hymnus, dem ebenfalls die ersten Worte fehlen, erweitert nun S., indem er 19, 25—28 vor 208 einschiebt. So wird die Frage: wie soll ich dich besingen den in alter Weise ruhmvollen durch die dreyfache mit ἦ ὡς eingeleitete Darlegung des Stoffes (passend vergleicht S. die Vorbilder in Η 2, 381 sqq. Od. ε 116 sqq. und aus dem Hymnus auf Aphrodite 200 sqq.) erwiedert. Die Aufzählung der drey Hauptsituationen, in welchen Apollons Lob besungen werden konnte, sind 1. Geburt des Gottes auf Delos. 2. Eroberungen des auf manchfache Liebesabenteuer mit Heroinen und schönen Knaben ausziehenden jugendlichen Gottes. 3. Gründung des Pythischen Heiligthums und Ueberweisung desselben an die kretischen Orgionen. Treffend bemerkt hiezu S. „unsere Stelle hat das Eigenthümliche, daß, während Geburt (1) und Gründung des Pythischen Heiligthums (3) eine bestimmte Situation in fester Begränzung vor Augen stellt, die Werbungen Apollons (2) sehr vielfach waren, so daß der dichterischen Behandlung die freyeste Wahl aus der Menge frey stand. Deßhalb ist es ganz in der Ordnung, daß der Dichter die Reichhaltigkeit des Stoffes hier durch Hervorhebung einzelner Abenteuer genauer individualisirte, gleichwie er nicht umhin konnte, der trocknen Frage, ob er die Geburt auf Delos singen solle, den poetischen Zug beyzufügen, daß bey Apollons Geburt das Meer selbst sich gefreut habe. Hingegen im dritten Falle die bündigste Kürze, indem der ganze Hymnus dieser Ausführung gewidmet ist."

Die kritische Herstellung der arg verderbten Verse 208—213 ist eine der glänzendsten Seiten dieser trefflichen Schrift. Gleich das ἐν μνηστῆρσιν καὶ φιλότητι kann nicht richtig seyn; S. schreibt μνηστῆσιν, worauf freylich auch Bothe schon gefallen war, aber ohne von diesem Fund den rechten Gebrauch zu machen, indem er ἐν μ. übersetzte de sponsis tuis. Denn μνησταὶ muß hier ein abstractum seyn, gebildet nach der Analogie von κρυπτή, was auch bisweilen = κρυπτεία ist; falls nicht die Corruptel weiter geht und nach einem zweyten Vorschlag des Verf. ἦ σ' ἐν μνηστείῃσιν geschrieben werden muß. Sonst ist nur noch durch F. A. Wolfs ὅππως und Ilgens Φλεγυαντίδα κούρην (209) vorgearbeitet, das Uebrige war bis-

tus zu bedeutsamen und eindrucksvollen Ceremonien ausgeprägt, theils von den Dichtern zu den reichen und reizenden Organismen verschmolzen worden waren, in welcher sich die Lebensfrische der Gegenwart mit dem Adel der Vergangenheit vermählte.“ Um diese Objekte kunstmäßig zu reproduciren, genügt keineswegs die Nachahmung der Natur in ihren edelsten Formen, hier muß die Phantasie wirken, „welche auch das darstellt, was sie nicht sieht“ (vgl. Philostr. V. A. 118, 30 unserer Ausgabe). Auch in dieser Hinsicht steht die macedonische Periode der frühern nach, deren Gebilde häufig nur der Reflexion ihren Ursprung verdanken.

Wir gehen zu 2 über, einer an bedeutenden Ergebnissen und evidenten Emendationen reichen Abhandlung, welche zugleich durch den frischen und heitern Ton anzieht, der, Schneidewin überhaupt eigenthümlich, hier in erhöhtem Grad hervortritt, wo eine Reihe der interessantesten Entdeckungen aufzuführen war. An dem Hymnus des Homeriden auf Apollo ist wohl schon früher manche Interpolation von Ruhnken ausgeschieden, besonders auf mehrere Unebenheiten und Lücken von G. Hermann hingewiesen worden, dann hat K. Lehrs in einer Recension von F. Rankes Hesiodeis in Jahns Jahrb. 1840, p. 261 sq. erkannt, daß 1—13 ein Hymnus für sich ist und 181—206 ebenfalls, und zwar ein Gegenstück zu jenem; aber durch vorliegende Abhandlung erlangen wir erst eine klare Einsicht in das Verhältniß und den Zustand der beyden größern Hymnen an den Delischen und den Pythischen Apollo, und der sich ihnen anreihenden kleinern Stücke. Um von letztern anzufangen, so ist der vermeintliche Eingang des Liedes auf den Delischen Apollo vielmehr ein Gesang auf *Ἀπόλλων ἑκατος* (1—13). Die Scene ist zu großartig, auch zu sehr ausgeführt, als daß sie zu einem Prooemium sich eignete. Der Dichter, der mit solcher Erhabenheit sein Werk einleitete, hatte sich damit selbst die schwierige Aufgabe gestellt, auf gleicher Höhe durch das ganze Poem sich zu erhalten, und eine Steigerung von vorne herein unmöglich gemacht. Diese Parthie ist übrigens unversehrt geblieben; leider ist nicht dasselbe bey dem Hymnus auf den citherspielenden Apollo 182—206 der Fall; seine ersten Verse mußten der Laune des Interpolators weichen, dem es beliebte, dieß reizende Gedicht hier einzurücken, wo er den Eingang nicht beybehalten konnte. Dieser Hymnus kann mit den Worten angehoben haben: *μνήσομαι, οὐδὲ λάθωμαι Ἀπόλλωνος κιθαριστέω* — „ihn will ich singen, des Zeus und der Leto Sohn, dem die Phorminx zu Theil geworden, durch deren Spiel er alle Götter entzückt“ (vgl. Schneidewin unter II.). Auch er ist zu bedeutend für ein Prooemium, und der Grund, der den Sammler bestimmte, ihm hier seine Stelle zu geben, wo gleich darauf die Sage von der Stiftung Pytho's erzählt wird, liegt wahrscheinlich nur in dem Zufall, daß im vs. 183 Pytho, wenn auch nur vorübergehend, vorkömmt. Ein drittes Stück, 14—18, hat ebenfalls seine selbständige Existenz für sich, wenn es auch als Einleitung eines Gesangs auf die Leto oder, wie Lehrs wollte, als Schluß eines solchen dienen konnte. In den Zusammenhang der beyden größern Lieder kann es ohne Zwang nicht eingereiht werden; den Platz, welchen es jetzt einnimmt, erhielt es, wie S. vermuthet, weil *χαῖρε* an das vorhergehende *χαίρει* sich äußerlich wohl anfügt. Ein vierter Hymnus ist uns fragmentarisch erhalten, der nämlich auf den Apollon Nomios, 20, 21, welchen der Verf. aus der *ἠπειρος πορτιτρόφος* herausliest, indem er folgerecht vs. 21. *νομὸς* aus *νόμος* macht und die Emendation G. Hermanns benutzend *μεμέλητai ἀοιδῆς* schreibt. Auf die angegebenen 2 Verse beschränkt sich dies Bruchstück. Der ihnen vorausgehende 19. verdankt abermals seine Stelle nur dem albernen Grundsatz, ähnlich Lautendes zusammenzubringen: weil *πάντως* vorausgeht, müßte *πάντῃ* folgen. Daß der Reichthum des Apolliniſchen Sagenstoffs zu der Verbreitung des Kultus dieses Gottes in keinem Bezug stehe, machte den Compilator nicht irre, er freut sich vielmehr dem *πάντως* in 19 und *πάντῃ* in 20 noch ein *πᾶσαι* in 22 nachschicken zu können. Bloßes Flickwerk endlich sind die leeren Verse 179—181; wenn sie den Uebergang zu dem Folgenden bilden sollen, ungeschickt genug fabricirt und angebracht.

Zieht man die bezeichneten Stücke ab, so muß sogleich klar werden, daß beyden größern Hymnen der Eingang fehlt. Der erste von den auf den de-

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Mai.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon.
3. Das Satyrspiel.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit.
5. Ueber Cicero's Akademika.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Askalon.

(Fortsetzung.)

Wir kehren zu den vorhergehenden Stücken zurück, in welchen uns ebenfalls mehrere ganz evidente Emendationen begegnen. So im ersten kurzen Liede μεῖνε statt des unpassenden Imperfekts μιμνε, und vs. 8 ἄμφω für τόξον; Apollo hat ja den Bogen nicht auch auf dem Rücken, nur den Köcher, wie kann also Leto jenen von den Schultern ihm nehmen, den er spannend, mithin in den Händen haltend eingetreten war? Aber wozu erscheint überhaupt Apollo auf eine so furchtbare Weise unter den seligen Göttern? Darauf kann man nur die eine Antwort mit Schneidewin geben, daß der Dichter eben diese Furchtbarkeit schildern wollte, daher von der Zweckmäßigkeit eines solchen Auftretens ganz absah. Möglich wäre es auch, daß, wie S. vermuthet, das Gedicht eine Nachbildung des andern auf Apollo den Citherspieler (182 — 206) ist, wo dann im Bestreben ein Gegenstück aufzustellen, die geringere Wahrscheinlichkeit unberücksichtigt blieb. Das Uebertragen von Situationen führt, wie selbst die großen Homerischen Epopöen zeigen können, immer manche Unebenheiten mit sich, wodurch eben die secundäre Poesie sich dem aufmerksamen Beobachter verräth. — Am Schluß des eben genannten Liedes auf den Gott als Citherspieler verleitete vs. 203 selbst O. Müller (Dorier I, 345) den Apollo sich zugleich tanzend und singend vorzustellen, welche Verrichtungen sonst doch immer getrennt sind. Der Glanz, welcher ihn hier umstrahlt, geht von dem Schimmer der Füsse des Götterchors und seinem eigenen Prachtgewand aus; ein richtigeres Bild erhält man mit der Correktur μαρμαρυγῆς, welche in Anm. 6 vorgeschlagen wird.

Besonders ausgezeichnet ist im Hymnus an den Delischen Apollo die Verbesserung des vs. 60. Ausgestossen von A. Matthiä und Fr. Spieß (im Duisburger Programm 1833: „Hymnus auf den Delischen Apollo. Einleitung, Anmerkungen und Uebersetzung") ist ihm durch G. Hermann, Ph. Buttmann, Franke, Schierenberg und Bothe kein Heil widerfahren. Der Text besteht nun aus einem zwar verderbten, aber doch aus älterer Tradition herrührenden Hemistich: δηρὸν ἀναξ εἰ βόσκοις und einem allmählig hinzugepfuschten θεοί κέ σ' ἔχωσιν, wodurch zum folgenden χειρὸς ἀπ' ἀλλοτρίης wenigstens ein Verbum, gleichviel ob mit Sinn oder Unsinn, gegeben war. Auf den ursprünglichen Gedanken weist aber deutlich der Schlußsatz hin, daß Delos keinen fruchtbaren Boden habe. Dann mußte es sich von fremder Hand nähren, d. h. durch die milden und reichen Gaben der Pilger. Gestützt auf diese sichern Prämissen entdeckte S. das richtige Verbum ἀναΐξει zu dem bisher mangelhaften oder verstümmelten Satz vorher: κνίσσῃ δέ τοι ἄσπετος αἰεί, so wie, daß βόσκοις bereits den Worten χειρός ἀ. ἀ. entspricht; und indem er das corrupte

δηρὸν durch βωμοῦ ersetzt, die übel verdeckte Lücke aber mit δέ κε δῆμον ἅπαντα ergänzt, liefert er den untadeligen Vers:

βωμοῦ ἀναΐξει, βόσκοις δέ κε δῆμον ἅπαντα.

Näher als βωμοῦ, wofür übrigens der Anklang von Il. β, 310 spricht, liegt den Schriftzügen noch κηοῦ.

Wie wichtig die Kenntniß sämmtlicher diplomatischen Hülfsmittel ist, zeigt der Vf. an vs. 136 — 139, welche G. Hermann für willkührliche Interpolation eines Dichters hielt, der um den ganzen Hymnus hier zu enden, den nachdrucksvollern Schluß selbst hinzugefügt habe. Indeß fehlen sie in allen Handschriften, außer zweyen, wo sie als Parallele am Rand geschrieben stehen. Eine von diesen lag dem ersten Herausgeber vor. Also erhielten sie ihren Platz hier nicht schon in klassischer Zeit, sondern erst von Demetrius Chalcondylas. Am Schluß des Hymnus in der merkwürdigen an die Delierinnen gerichteten Apostrophe hat Bothe zwar treffend μερόπεσσι corrigirt, statt des im Mund eines epischen Sängers, der nur daran denkt, in der Gegenwart zu wirken, ganz unpassenden μετόπισθεν; er hätte aber in Folge dieser Verbesserung auch πᾶσιν schreiben sollen für das sinnlose πᾶσαι. S., welcher dieß nachträgt, macht zugleich darauf aufmerksam, daß beyde corrupten Worte aus 166 irrthümlich wiederholt sind.

Das hier gereichte γεῦμα kann nur die günstigste Vorstellung von Schneidewins Ausgabe der Homerischen Hymnen begründen, welcher wir mit großem Verlangen entgegen sehen.

In 3 hat Hr. Prof. F. Wieseler eine Darstellung der scenischen Alterthümer des Satyrspiels gegeben, die auf einer umfassenden Kenntniß der schriftlichen wie bildlichen Quellen beruht, und eine große Fülle von interessanten Aufschlüssen gewährt. Es ist unmöglich, diese in der hier gebotenen Kürze vollständig aufzuführen, Ref. muß sich darauf beschränken, die Punkte, welche ihm am wichtigsten erschienen, auszuheben und zweifelt übrigens nicht, daß die Archäologen bereits den hohen Werth dieser Abhandlung erkannt haben; sie ist insbesondere jedem unentbehrlich, der sich über das Scenische des antiken Theaters belehren will.

Zu Grund liegt das in den Monum. d. Inst. di corrisp. arch. Vol. III, t. 31 abgebildete Vasenbild von Ruvo, welches de Witte in den Annali XIII, 1841, p. 303 sqq. beschreibt. Es stellt ein Dionysisches Fest, näher betrachtet, ein Satyrspiel vor. Dionysus und Kora sitzen in zärtlicher Umarmung auf einer Klina, an welche rechts ein junges Weib sich lehnt, mit einer Maske in der Linken; nach Wieselers sehr wahrscheinlicher Vermuthung die Muse des satyrischen Dramas. Umherstehen einige Satyre, Silen und Herkules, beyde die gewöhnlichsten Personen in dieser Gattung, ferner eine dritte nicht näher zu bezeichnende; diese in der obern Reihe; in der untern erblickt man außer mehrern Satyrn Pronomos den Flötenspieler und Charinus den Cytharisten; endlich sitzt in ihrer Mitte eine Rolle in der Hand haltend der von O. Jahn als Dichter bezeichnete Demetrius (vgl. Arch. Aufsätze 143 sqq.). Den Satyrn sind, mit Ausnahme eines Paares, Namen beygeschrieben, wie Eunikos, Kallias, Dorotheos, Nikomachos. Der Epheukranz, welchen Demetrius, die Musiker, die unmaskirten Satyrn außer zweyen, endlich Silen tragen, der aber dem Herkules und dem dritten Schauspieler fehlt, ist überhaupt Bezeichnung derer, welche dem Dionysus zu Ehren ein Fest feyern, nicht, wie man sonst glaubte, ein Insigne der Choreuten, oder auch der Schauspieler; letzterer, die häufig keine Athener waren, noch weniger, als der Choreuten, die wenigstens durch den Epheukranz zu erkennen gaben, daß sie ein vaterländisches Fest begingen. Die Schauspieler sind bärtig, die Uebrigen unbärtig, jenen ist der Name der Rolle, nicht, wie den Andern der Eigenname beygeschrieben. Die Choreuten des Satyrspiels erscheinen auch sonst auf den Bildwerken als junge Leute. Daß der Auletes (Pronomus) keinen Bart hat, findet seinen Grund darin, daß ein Mann mit starkem Bart sich schlecht ausnahm, wenn er Flöten im Mund hielt, oder gar die Mundbinde trug. Freylich ließ sich dadurch Pronomos selbst nicht abschrecken einen starken Bart zu ziehen (Aristoph. Eccl. 102), wie späterhin auch Timotheus (Athen. XIII, 565 a.). Doch zeigen die

Bildwerke selbst fast nirgends einen bärtigen Flötenspieler. Wie Pronomus sind auch die Choreuten und offenbar Demetrius historische Personen, während die Schauspieler, als durch ihre Rollen schon ausgezeichnet, anonym bleiben. Wer war aber Demetrius? Nur aus einer Epoche, die viel später ist, als die, in welcher das Vasenbild gefertigt seyn muß, nennt Diogenes einen σατυρογράφος Demetrius (V, 85), der Tragiker aber, den Fabricius nennt (Ind. trag.), wird wohl, wie bey Hesychius s. v. nur ein Schauspieler gewesen seyn. Daher vermuthet W., daß der Genannte bloß Chorlehrer des Satyrspiels war, aber statt der gedungenen Leute des Fachs dießmal ein Jüngling aus guter Familie, der vorzugsweise unterrichtet und geübt in den musischen Künsten die Unterweisung und Einübung seiner Standesgenossen in ihrer Eigenschaft als Choreuten übernommen hatte. Sonst zeigen die Bildwerke den Chorlehrer als bejahrten Mann, was diese Leute auch gewöhnlich waren. Was den Pronomus betrifft, so nahm man bisher an, daß drey Thebaner diesen Namen geführt hätten, worunter zwey Flötenspieler und ein Chorodidaskalos. W. reducirt ihre Zahl auf zwey, da es allerdings unwahrscheinlich ist, daß Alcibiades außer dem Antigenidas noch den Pronomus in seiner Jugend zum Lehrer im Flötenspiel, welches er so bald aufgab, gehabt habe. Er will, was freylich nicht sehr probabel, im Athen. XIV, 631, f. πρὸς νομικοῦ lesen, statt Προνόμου. Lieber pflichten wir der hier ebenfalls ausgesprochenen Annahme bey, daß Duris sich im Namen irren konnte. Pausanias (4, 27, 7) kennt nur einen als Virtuos berühmten Pronomus. Auf der Vase erscheint er in dem den Musikern eigenthümlichen Prunkcostüm, während der Citharist nur eine einfache Chlamis trägt; vermuthlich war auch er ein Dilettant, aber kunstgeübt genug, um bey einer solchen Aufführung sich betheiligen zu können. Die Dreyfüße beziehen sich auf den Sieg des bezeichneten Satyrdramas.

Hierauf wird die Meinung bestritten, als wären im Satyrspiel immer nur zwey Schauspieler beschäftigt und der Silen bloß als Chorführer der Satyrn zu betrachten — eine Ansicht, die auch Bernhardy theilt (Grundr. der Griech. Litteratur Th. II. p. 644), da doch der Euripideische Cyklope erweisen kann, daß Silen keine solche Bestimmung habe. Aufseher der Satyrn ist er, aber darum nicht ihr Koryphäus. Das zeigt unter Andern Horaz A. P. 289, indem er ihn mit Bühnenpersonen, wie Davus und Pythias zusammenstellt. Ueber die dritte nicht bezeichnete Rolle vermag der Verf. nichts zu bestimmen, als daß es jedenfalls eine heroische Person sey, nur nicht Midas, wie de Witte meinte.

Merkwürdig ist der Umstand, daß eilf Choreuten auf der Vase abgebildet sind, eine Zahl, welche nie üblich gewesen seyn kann; warum sollte aber der Maler, welcher bey der Darstellung eines bestimmten Ereignisses streng historisch verfahren mußte, durch Weglassung eines einzigen Mitglieds gegen die feststehende Ordnung verstossen. Eine sehr einleuchtende Vermuthung Wieselers beseitigt diese Schwierigkeit: er erklärt den Chorodidaskalos, als welchen wir oben den Demetrius genommen haben, zugleich für den Koryphäus, und gewinnt so die gesetzliche Anzahl wieder. Diese dürfte niemals kleiner als in der Tragödie seyn.

Die Anwendung nur eines Flötenspielers, während in den Vögeln bey Aristophanes drey beschäftigt sind, soll aus Pausanias (9, 12, 5) sich erklären lassen, wo nämlich angegeben wird, der auf dem Vasenbild vorkommende Pronomus habe die drey Tonarten auf einer Flöte blasen können, wozu es sonst dreyer bedurfte. Doch verliert dieser „erwünschteste Aufschluß“ viel von seinem Gewicht, wenn man bedenkt, daß jene Flötenbläser bey Aristophanes in gewissen nur diesem Stück eigenthümlichen Umständen ihren Grund haben. War doch selbst den dithyrambischen Chören in der Regel nur ein Auletes beygegeben, der aber als Virtuose ausgezeichnet seyn mußte. Das erhellt aus Demosth. adv. Mid. 519, 520. Die sogenannten αὐληταὶ ἄνδρες (ib. 565) sind durchaus nur die vom Flötenspieler dirigirten Choreuten; seine Bezahlung vertheuerte diese Liturgie am meisten, eben weil er Künstler und nicht einfacher Musiker war, wie bey dem Drama. Auch in dieser behauptete die Flöte in der Begleitung der Chöre den Vorrang vor der Cither, weßhalb der Citharist auf scenischen Monumenten öfters fehlt. Wenn nun Pronomus, der

größte Flötist seiner Zeit, zu einem solchen Accompagnement sich herabließ, wird man darin eine Ausnahme von der Regel erkennen, wofern nicht anzunehmen ist, daß in den letzten Jahren des Euripides und besonders durch Agathon das musikalische Element in der Tragödie und dem enge damit verbundenen Satyrspiel zu sehr bevorzugt worden sey, so daß es den dithyrambischen nahe kam, also auch die Unterstützung durch einen gewandten Künstler nöthig wurde. Bey dieser Gelegenheit behandelt der Verf. ausführlich das Epigramm von Dioskorides (A. P. VII, 707), und weist nach, daß Sositheus darum dort gepriesen werde, weil er zur einfachen Weise des Pratinas in der Begleitung der Chöre zurückgekehrt sey. Ueber die σχήματα des Tanzes im Satyrdram geben die Bildwerke nicht genug Aufklärung. Die ihm eigenthümlichste Gattung war die σίκιννις, in welcher W. nicht, wie meistens geschieht, einen raschen und muthwilligen, sondern einen würdevollen und feyerlichen Charakter erkennt, mit Bezug auf das ἑλκόμενος im angeführten Epigramm und zugleich auf Stephanos bey Cramer (Anecd. Paris. I, 307). Es ist die mit starker Gesticulation verbundene ποδὸς διαῤῥιφά bey Pratinas (vgl. Bergk, Poet. Lyr. 843). Einer leichtfertigern und raschern Weise gehört die Orchestik im Cyklops des Euripides an, worin, wie der Verf. annimmt, die Satyrn selbst tanzten, die vs. 84 erwähnten Diener seyen, da die Aufgabe jener, nach Lucian. de salt. 16 die schwierigere war.

Hierauf bespricht W. die Masken und Kostüme, zunächst die der Schauspieler. An der Maske des Herkules gewahrt man den Kopftheil der Löwenhaut, wie es auch auf Vasenbildern öfters vorkömmt. Die Maske des Silen ist außer dem Epheukranz mit einer Stephane geziert; übrigens muß man sich den Scheitel des Silen kahl, ihn selbst bärtig vorstellen, wiewohl selbst der sogenannte Papposilen einige Male auf Bildwerken unbärtig erscheint. Vgl. Poll. IV, 133, 148, an welcher Stelle auch andere scenische Greise als zugleich haar- und bartlos beschrieben werden. Was die Fußbedeckung betrifft, so paßte auf den als Abenteurer im Satyrdrama auftretenden Herkules der tragische Kothurn nicht; er trägt Jagdstiefel, welche ziemlich hoch hinaufgehen und die Waden umschließen. Hier werden mehrere beachtenswerthe Beobachtungen über den Gebrauch des Cothurns mitgetheilt, der nach Umständen höher oder niedriger, prächtiger oder einfacher war, (worauf Cicero de Fin. III, §. 46. anspielt). Ihm entsprechen bey den Frauen die Περσικαί. Der Silen erscheint auf dem Vasenbild baarfuß, das ist nicht eben gewöhnlich, selbst in der Umgebung der oft baarfüssigen Satyrn trifft man ihn doch mit Fußbekleidung als den weichfüssigen, üppigen Lyder, vgl. Lucian. Deor. concil. §. 4. Wahrscheinlich trug er im Satyrspiel Halbstiefel, oder nur Schuhe, welche für die nackten Stellen an seinen Beinen am besten paßten, auch mit der Stephane harmoniren, welche eine elegante Haltung voraussetzen läßt. Die Gewandung der dritten unbekannten Person auf der Vase ist der χιτὼν καταστικτος, auch ζωωτὸς oder ζωδιωτὸς genannt. Das Kostüm des Herkules ist ein mit Aermeln versehener, kurzer, nur bis zu den Knieen reichender Leibrock, die κυπασσίς (Poll. VII, 60) und darüber am Oberleib ein Harnisch von Leder, σπολάς (Poll. VII, 70), wie ihn der Herkules unter den Aeginetischen Statuen (zu München) trägt. Das des Silen besteht in einem über die linke Achsel geworfenen Pantherfell und einer zottigen enge anliegenden Bekleidung, welche außer den Extremitäten den ganzen Körper bedeckt. Diese ἀναξυρίς besteht aus Fellen oder einem vließartigen Gewand; sie soll die zottige Haut des Silen selbst darstellen. Bey den Satyrn ist die Rauhhaarigkeit auf Bildwerken sehr selten angedeutet; nur den Silen dachte man sich behaart, jedoch bloß in dem Fall, wo er als feister Schlemmer und Weichling vorgestellt werden sollte; und da er dem Gott zunächst steht, lag eine thierische Auffassung seines Wesens weniger in dem Sinn der alten Künstler.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Mai.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon.
3. Das Satyrspiel.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit.
5. Ueber Cicero's Akademika.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Askalon.

(Fortsetzung.)

Von einer solchen Anaxyris wird nun in einer ausführlichen Darstellung der χιτὼν χορταῖος — μαλλωτὸς — ἀμφίμαλλος unterschieden. Der erstere Name geht auf den Gebrauch eines solchen Gewandes im Landleben, nicht wie man lächerlicherweise meinte, auf einen Chiton von Heu. Andere, wie Visconti, verwechseln ihn mit dem ἀγρηνόν, was ein netzartiger wollener Ueberwurf ist; eher wird er mit σίσυρνα (bey Poll. VII, 70) zusammen zu stellen seyn. Der Ausdruck μαλλωτός bezieht sich auf die wollenen Zotteln, die auf das Leder gesetzt wurden. Die Anaxyriden sind als Kniehosen zu betrachten und reichen bis auf die Knöchel, jene Chitonen als Jacken, beyde können mitunter aus einem Stück gewesen seyn, müssen aber doch genau unterschieden werden, wie auch Poll. VII, 60 zeigt, welcher den χιτὼν χορταῖος von den ἀναξυρίδες getrennt anführt. Mit jenen verband sich als Ueberwurf das Himation, oder die Chlamis, wo aber die Anaxyris getragen wird, findet man nie ein weites Obergewand. Sie ist bald mit Glied und Schwanz versehen und entspricht alsdann dem Satyrschurz mit derselben Ausstattung, bald fehlt beydes, wie auch einigemale dem περίζωμα der Satyrn, dann hat man beyde eben nur als Kleid, nicht als charakteristische den Leib vorstellende Decke zu betrachten. An diese Erörterung schließt sich die über das Kostüm des Silen außerhalb des Theaters, vom rauhen Fell bis zu der bunt gefärbten oder gestickten φοινικίς, auch δήραιον oder ζωγραφητόν genannt, womit ein Himation oder auch ein Chiton bezeichnet werden kann, da der Ausdruck nur auf den Schmuck, nicht auf die Form geht. Ebenso hat man unter den περιβόλαια ἐκ παντὸς ἄνθους gefärbte oder gestickte Kleider zu verstehen.

Die Satyrmasken sind bärtig, sie haben Stumpfansen und Ziegenohren. Die Gesichtsfarbe war, wie bey andern bacchischen Wesen, gewöhnlich roth. Das röthliche Haar bezeichnet den verschmizten Barbaren. Die Bekleidung besteht blos in dem Schurz um den Unterleib περίζωμα (subligar) aus Ziegenfell, an welchem hinten der Schweif angebracht ist; das stehende Glied war aus rothem Leder. Der Schurz ist bey einer Satyre auf dem Bild auch von Zeug und durch Stickereyen verziert, wodurch, wie W. vermuthet, die Protostaten ausgezeichnet werden sollten. Sonst warfen sich die Satyrn auf der Bühne noch ein Bocksfell um, aber während des Tanzes mußten sie es ablegen. Die τράγου Χλαῖνα (Eur. Cycl. 80) soll nur eine andere Beziehung des Perizoma seyn. Den Gegensatz zu diesem ländlichen Kostüm bildeten die schönen Purpurgewänder, welche Sophokles im Satyrchor einführte, vgl. Anth. P. VII, 37, wo Dioskorides den Satyr auf Sophokles Grab sagen läßt:

τύμβος ὅδ' ἐστ' ἄνθρωπε, Σοφοκλέος —
ὅς με τὸν ἐκ Φλιοῦντος ἔτι τρίβολον πατέοντα
πρίνινον, ἐς Χρύσεον σχῆμα μεθηρμόσατο
καὶ λεπτὴν ἐνέδυσεν ἁλουργίδα κτλ.

Dadurch wurden die derben stachelredneriſchen Geſellen des Pratinas in feinere Spaßvögel umgewandelt. Vielleicht beziehen ſich auf das bedenkliche einer ſolchen Neuerung die Verſe des Horaz A. P. 244 silvis deducti caveant, me judice, Fauni, ne, velut innati triviis aut paene forenses, aut nimium teneris juvenentur versibus unquam etc. Spätere Dichter des Faches ſind daher auf dem von Sophokles eingeſchlagenen Weg nicht fortgegangen; aber auf die feinere Bildung von Satyrn in plaſtiſchen Darſtellungen iſt die Neuerung desſelben nicht ohne Einfluß geblieben. Das gewöhnlichſte Koſtüm iſt freylich ein über die Schultern gefügtes Thierfell, welches wie eine Exomis behandelt wird. Bey Eur. Bacch. 695 deute man ἀμμάτων σύνδεσμα als die Knoten des zuſammengebundenen Felles, welches vor dem Hals befeſtigt war. Aus demſelben Stoff, nur anderſt umgelegt, iſt der Schurz περίζωμα, διάζωμα, welchen immer die Chorſatyrn tragen; er mußte nur ſo breit ſeyn, daß er die Scham deckte. Als Bauern, Hirten und Jägern kömmt ihnen eine ſolche Tracht zu; in letzterer Eigenſchaft ziert ſie wohl auch die νεβρὶς oder παρδαλῆ. Sehr ſelten iſt Bekleidung aus Zeug als χλανὶς oder χλαμύς.

Da das Gewand auf dieſe Weiſe nur einen kleinen Theil des Körpers verhüllte, blieb doch das Uebrige in ſceniſcher Darſtellung blos ſcheinbar nackt; die wirkliche Entblößung würde die Illuſion zerſtört haben, auch oft zu dem Weſen der Bühnenperſonen und des Chors in Widerſpruch geweſen ſeyn. Man half ſich mit Färbung, oder mit Anaxyriden, woran die bedeckten Stellen des Körpers, welche man als entblößt ſich vorſtellen ſollte, angedeutet waren; ſpäter mit Tricots. Selbſt die Hände mußten gefärbt oder mit geeigneter Bedeckung verſehen ſeyn. Dasſelbe fand bey den Füßen ſtatt, wenn man Choreuten oder ſelbſt Perſonen mitunter baarfüßig vorführte; die Chorſatyrn erſcheinen auf dem Vaſenbild ohne Kopfſchmuck, was aber nicht Regel war; man findet vielmehr ſie auf Bildwerken häufig mit Tannien und Epheukranz oder gar mit Mitra und Diadem ausgeſtattet; hier fehlen ihnen ferner die Abzeichen in den Händen, welche ſie ſonſt gewöhnlich tragen, wie der Thyrſus oder das Pedum, wohl auch das Tympanum. In Bezug auf den Schweif hat man den Unterſchied machen wollen, die Silenen hätten Pferdeſchwänze, die Satyrn Bockſchwänze gehabt. W. läßt aber nicht einmal gelten, daß zwiſchen beyden Weſen eine Unterſcheidung gültig ſey außer der blos conventionellen des Theaters, wornach der eine alte und immer als Bühnenperſon behandelte der Silen iſt; die übrigen jugendlich kräftigen im Chor als Satyrn figuriren. Er ſagt: „der Name Σειληνὸς gilt für den alten Satyr, für die alten Satyrn, und für die jungen Satyrn; der Name Σάτυρος für den alten Silen, für die alten Silene und für die jungen Silene. Ja dieſer Name iſt noch umfaſſender. Er wurde auch von den Panen gebraucht. (Lucret. IV. 584, Horat. Carm. III, 19). Und wie könnte das Wunder nehmen, da Σάτυρος den Geilen, den Bock bedeutete, der Name Σειληνὸς aber aller Wahrſcheinlichkeit nach nichts Anderes als die σιμότης bezeichnete. — Will man aber die Sache ſo faſſen, daß ſich der Name Silen für die eine Figur grade durch das Theater feſtſetzte und daß in Folge desſelben derſelbe Name außerhalb des Theaters auch für die jener Maske in Betreff der Jahre näher ſtehende Claſſe der alten Silene oder Satyrn feſtere Geltung erhielt, ſo habe ich Nichts dagegen einzuwenden.“ Darauf entſcheidet er ſich für den alleinigen Gebrauch von Bockſchwänzen auf der Scene, wofür nicht nur die Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit ſpricht, ſondern auch die bekannte Ausdrucksweiſe, wornach man nur τράγος, τραγῆ, τραγικὴ in Beziehung auf den Anzug und die Tänze der Chorſatyrn ſagte, während nirgends eine Andeutung von Roßſchweifen zu entdecken iſt. Die Abhandlung ſchließt mit einigen Bemerkungen über das Koſtüm der Muſiker und die urſprüngliche Beſtimmung wie Bedeutung des Vaſengemäldes.

Man darf ſich wohl ein wenig darüber verwundern, daß neben ſolchen Werken eine Schrift, die nicht mehr iſt, als eine ungründliche Compilation aus einigen andern, die längſt dieſen Gegenſtand befriedigend behandelt haben, eine Stelle finden konnte. Der weſentliche Inhalt der Abhandlung

des Hrn. Ellissen liegt nämlich seit 20 Jahren vor in der von Ahrens de Athenarum statu politico et literario inde ab Achaici foederis interitu usque ad Antoninorum tempora. — Gottingae apud Vandenhoeck et Ruprecht, MDCCCXXIX, welcher sich die minder bedeutenden, in demselben Jahr erschienenen von Beutler und Theobald anschließen. Letztere scheint E. nicht gekannt zu haben; die von Beutler wird von ihm irgendwo als eine sehr fleißige und reichhaltige Quellensammlung empfohlen; daß sie ziemlich unkritisch ist, konnte er nicht bemerken, da er manche bereits anderswo berichtigte Fehler desselben aufs Neue vorbringt. Aber auch der sehr ausgezeichneten Abhandlung von Ahrens durfte eine neue Forschung nicht blindlings folgen, wie es hier geschehen ist, wenn z. B. der Verf. sagt: „Suchte Rom gleich das alte Ansehen des Areopags als des einzigen bedeutenden aristokratischen Elements in der attischen Republik in seinem Interesse möglichst wieder zu heben, und zugleich durch Erweiterung der Macht des obersten Strategen einer früher wenig in Betracht kommenden Obrigkeit bis zu fast diktatorischer Gewalt, so wie durch Wiedereinführung der Magistratswahlen durch Abstimmung statt der seit Aristides üblich gewesenen durchs Loos dem Wiedererstarken einer seinem Einfluß gefährlichen zügellosen Volksherrschaft in Athen vorzubeugen, so blieb doch im Ganzen die demokratische Verfassungsform mit den neun mehr angesehenen als einflußreichen Archonten an der Spitze der Regierung, mit dem Rathe der Sechshundert unter wechselndem Vorsitz der je 41 oder 42 Prytanen, mit den berüchtigten Ekklesien endlich und den in ihnen unmittelbar sich geltend machenden Rechten des souveränen Demos, wenigstens in den ersten Zeiten der keineswegs förmlich anerkannten, sondern nur faktisch bestehenden römischen Oberhoheit durchaus unangetastet.“ Vergl. dazu Ahrens p. 34 sqq. und 46, wo unter andern die Worte vorkommen: strategum tota hac aetate magna et fere dictatoria praeditum fuisse potestate intelligimus. ea vero est ejus potestas cui in antiqua republica nil simile inveniri possit, ferner p. 39; von welchen Stellen E. eigentlich ausgegangen ist, obgleich er nur die von Ahrens citirten Autoren, nicht diesen selbst anführt. Nach dieser von ihm mißverstandenen Darstellung muß er einen Strategen zur Römerzeit für einen viel mächtigern Beamten halten, als vordem Themistokles und Perikles waren, wenn sie dieses Amt bekleideten, er muß sich eine eigene Idee von den Archonten gebildet haben, die trotz jener Uebermacht des Strategen an der Spitze der Regierung stehen, auch scheint er zu glauben, daß alle Magistrate in den Zeiten der Republik durch das Loos bestimmt wurden, wenn in der Note 3) auf pag. 5 die Wahl des Athenion zum Strategen die Abänderung des Verfahrens erweisen soll; überhaupt aber ist es fast possierlich, wenn die polizeilichen Vorkehrungen, welche die Römer für Athen trafen, als politische Maaßregeln betrachtet werden. Athen war längst zu sehr aller Mittel, die eine Erhebung möglich machen konnten, beraubt, als daß die Römer die „Zügellosigkeit des Volks, die berüchtigten Ekklesien“ zu scheuen nöthig gehabt hätten. Bedeutung konnte es nur durch Anschliessen an eine fremde Macht, wie Mithridats, der seine günstige Localität zu benutzen verstand, erhalten; isolirt war es, wie ganz Griechenland, nicht nur ohnmächtig Rom gegenüber, sondern auch den Launen jedes einzelen Römers preisgegeben.

Eine andere Probe von E.'s Gelehrsamkeit mag p. 16 darbieten, wo nach Anführung eines vom Areopag ertheilten „unendlich läppischen Bescheids“ er fortfährt: Entsprach der Weisheit solcher Richter die der damaligen attischen Philosophen als ihrer Lehrer und Genossen, so haben wir den Verlust der Schriften des Akademikers Aristos von Askalon, des Peripatetikers Andronikos von Rhodos, der Stoiker Panaetios (eben daher), Mnesarchos, Dionysios, Antipatros von Tyrus ꝛc., der Epikureer Diogenes von Tarsos, Apollodoros Kepotyrannos, Phaedros und seines Sohnes Lysias, Zenon von Sidon und Andrer nicht sehr zu beklagen.“ Dennoch ist ihm nicht von ferne bekannt, wie wichtig für die Beurtheilung von Ciceros Buch de natura deorum die Entdeckung von Phaedrus Schrift περὶ θεῶν ist; er ahnt wohl nicht, daß sein College Krische in mehreren Abschnitten der „Forschungen auf dem Gebiet der alten Philosophie,“ gerade diese Fragmente commentirt hat, so wenig als daß Ciceros Officia ebenfalls ein Werk von Panaetius περὶ τοῦ καθήκοντος zu Grund

liegt. Was helfen doch aus dem Mund eines solchen Literarhistorikers Deklamationen wie p. 18. „In weit geringerem Ansehen, als die Schulen der Philosophen standen damals die der Rhetoren in Athen, unter welchen Cicero nur den Syrer Demetrios erwähnt, und es scheinen im Ruhme der Beredsamkeit die dorischen Rhodier den Enkeln des Isokrates und Demosthenes in gleichem Maaße den Rang abgelaufen zu haben, wie in Handel und Seemacht, durch deren Blüte in allen griechischen Städten der Aufschwung des öffentlichen Lebens und damit der öffentlichen Beredsamkeit so wesentlich bedingt war. Wie in Rom Schiffschnäbel als Rednerbühne dienten, hatte in Athen der Anblick des Meeres, Redner und Volk begeistert, und schon von der Verödung des Piraeus und der Rhede von Phaleron konnte man jetzt auf das Verstummen der Pnyx und der Agora schließen, von wo die Beredsamkeit zu eitler Rhetorik herabgesunken sich in die Schulen der Sophisten zurückgezogen hatte. Reden von verhängnißvoller politischer Wirkung, zumal solche, die der römischen Herrschaft hätten gefährlich werden können, kommen seit Athenions Zeit nicht vor.“ Sie kamen auch vor Athenion nicht vor, und dieser selbst war nur mit Archeluus Hülfe gefährlich. Auf die vielen Unrichtigkeiten, die in dieser Tirade mitunterlaufen, wollen wir nicht weiter aufmerksam machen; nur auf das gänzliche Uebersehen der fortbestehenden gerichtlichen Beredsamkeit, oder soll auch diese nur eitle Rhetorik gewesen seyn? Wie wenig aber auch von diesen Dingen der Verf. weiß, zeigt eine Note p. 33 „jener Sophist Gorgias scheint derselbe Rhetor zu seyn, von dessen σχῆμα (sic) διανοίας καὶ λέξεως ein lateinischer Auszug von einem gewissen (sic) Rutilius Lupus aus der Zeit des Augustus sich erhalten hat.“ Einer paradoxen Vorstellung begegnet man p. 37 „bey alle dem läßt der Ovidische Vers: Quid Pandioniae restant, nisi nomen, Athenae? auf kein allzuglänzendes Aussehen der Minervenstadt in jener Zeit schließen und der einst an Größe und Macht (sic) mit Athen wetteifernde Piraeus gar sammt dem alten Munychia war seit Sulla's Zeit zu einem ärmlichen Flecken herabgesunken.“ Herr E. muß wohl der Meynung seyn, daß der Piraeus einmal einen selbstständigen Staat neben Athen bildete. Bey Gelegenheit des Apollonius von Tyana, der in der Zeit des Kaiser Claudius Athen besucht haben soll, äußert er sich über die philostratische Biographie und insbesondere den Abschnitt 155 — 161 ed. Ol. in folgender Weise: „Leider verläugnet auch diese Erzählung (mit Inbegriff der nackt in der Sonne spazierenden atheniſchen Philosophen) sich nicht als ein Bruchstück des Gewebes von Abgeschmacktheiten, aus welchem die ganze Biographie jenes seltsamen Mannes besteht.“ Was den Werth des ganzen Buches betrifft, so haben darüber Leute, auf deren Urtheil man etwas geben kann, wie Jacobs vor der Uebersetzung desselben, Baur in seiner Schrift „Apollonius und Christus oder das Verhältniß des Pythagorismus zum Christenthum,“ Preller in der Jenaer Allg. Literaturzeitung 1846, p. 462 sq. und in der Allg. Encyklopaedie von Ersch und Gruber s. v. Philostratus billiger und richtiger sich ausgesprochen. Die nackt in der Sonne spazierenden Philosophen verdanken ihre Existenz bloß der Unkunde des Verf., welcher γυμνοὶ von gänzlicher Entblößung versteht. Uebrigens bildet ihm Apollonius den Uebergang zur Erscheinung des Apostel Paulus in Athen; die mit den pompösen Worten eingeleitet wird: Unendlich verhängnißvoller als der ohnmächtige Versuch dieses „neuen Pythagoras“ den ausgearteten Kultus der Olympier auf dem Weg der Reform, insbesondere durch Vermittelung einer mystischen Philosophie zu regeneriren, war auch für Athen die Revolution, womit gleichzeitig eine neue Religion an den längst morschgewordenen Säulen des alten Tempels zu rütteln begann, um ihn endlich, wenn auch erst nach Jahrhunderten, siegreich zu zertrümmern.“ Was er darauf über das Bedürfniß einer bessern Religion sagt, welches man in allen griechischen Landen stärker empfunden habe, als gerade in Athen, wo Kunst und Philosophie der Anhänglichkeit an das Alte noch am meisten Nahrung gaben, ließe sich schon hören, wäre es nicht mit zu viel Bombast und Prätension vorgetragen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Mai.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon.
3. Das Satyrspiel.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit.
5. Ueber Cicero's Akademika.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Askalon.

(Fortsetzung.)

Paulus knüpft seinen Bekehrungsversuch bey den Athenern bekanntlich an die βωμοὶ τῶν ἀγνώστων θεῶν (vergl. über diese Paul. I, 1, 5. V. 14, 8, Philostr. V. A. VI. 232 ed. Ol. Diogenes Laert. I, c. 10, 3. gehört nicht hieher) an; darüber erklärt sich E. folgendermassen: „der heilige Hieronymus (comment. in ep. ad Titum I, 12) macht diese jesuitische Bekehrungsmethode, wie man sie jetzt nennen würde, dem Apostel zum Vorwurf und erklärt insbesondere die Berufung auf den vermeinten Altar des unbekannten Gottes für eine willkührliche Verdrehung, da der fragliche Altar nach der Aufschrift nicht einem unbekannten Gotte, sondern den Göttern von Asien, Europa und Afrika, den unbekannten und fremden Göttern geweiht gewesen sey, — doch scheint das Vorhandenseyn nicht eines, sondern mehrer Altäre mit der von Paulus genannten Inschrift durch unverdächtige Stellen beym Pausanias, Philostratos und Diogenes von Laerte hinlänglich constatirt, und a priori ist es nicht wahrscheinlich, daß der Apostel die Religion der Wahrheit durch eine so handgreifliche Verdrehung desselben, wie die von Hieronymus ihm zur Last gelegte, den Athenern habe empfehlen wollen.“ Dem ungeachtet hat der Kirchenvater vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß Paulus nicht mit historisch-strenger Wahrheitsliebe verfuhr, indem er den Singular an die Stelle des Plurals setzte, da bey den obengenannten Schriftstellern allerdings nicht ein oder gar mehrere Altäre eines unbekannten Gottes, sondern mehrere der unbekannten Götter, mit welchen sich die Superstition der Athener so abzufinden glaubte, angeführt sind. Der Apostel konnte aber die Mehrzahl der Götter gar nicht brauchen, wenn er von dem Begriff der unbekannten Gottheit eine geschickte Anwendung machen wollte; die Accommodation selbst aber durfte auf einer obwohl grammatisch starken, doch praktisch gleichgültigen Abänderung beruhen, sie war, wie unzählige Citate des alten Testaments im neuen, gut genug, wenn sie ihren Zweck erfüllte. Ueber alle Begriffe von Abenteuerlichkeit geht hinaus, was E. über die Paulus opponirenden Stoiker entdeckt hat: „hinsichtlich derselben kann man sich kaum erwehren, bey dem vermeinten Scheltwort σπερμολόγος (vs. 18, von Luther durch Lotterbube übersetzt) mit Voraussetzung einer gänzlichen Corruption des Textes an Zenon's σπερματικὸς λόγος zu denken, den jene vielleicht in dem christlichen (keineswegs ausschließlich Johanni|schen) λόγος wieder zu finden wähnten.“ Ist es so schwer, mit halbverdauter Gelehrsamkeit an sich zu halten? Eben so interessant ist die Verwendung des Areopag zur Rednerbühne für die Athenische Ekklesia: „die vom heiligen Chrysostomos aufgestellte und noch von Ahrens getheilte Ansicht, daß die Philosophen den Apostel auf den Areopag geführt hätten, um sich vor Gericht wegen Einfüh-

rung einer fremden und unerlaubten Religion zu verantworten, wird durch den ganzen Hergang der Sache, wobey sich von gerichtlicher Verhandlung keine Spur zeigt, widerlegt, und ist dahin zu berichtigen, daß man mit ihm auf jenen Hügel ging, damit seine Rede von dem erhabenen Platze besser vernommen werden könne." Die Bekehrung weniger Athener, der Damaris, („vielleicht corrumpirt aus dem sonst als Eigennamen vorkommenden Δάμαλις") und des Areopagiten Dionysius veranlaßt den Verf. viel von der Legende zu erzählen, wornach dieser Dionys erst in Athen verbrannt wurde, und dann den Kopf unter dem Arm nach Saint-Denys wanderte. Er schließt seine durch 3 Seiten darüber fortgeführte Note mit den bedeutungsvollen Worten: „Mir schien die seltsame und gleichwohl so viele Jahrhunderte hindurch als notorisch anerkannte Verschmelzung des Schutzheiligen von Athen mit dem Patron Frankreichs, worin man fast eine prophetische Hindeutung auf die erst in unserm Jahrhundert recht ins Leben tretenden, beyde Völker an Charakter und Interessen politisch verbindenden Sympathieen erblicken möchte, merkwürdig genug, um wegen dieser literarischen Nachweisungen darüber auf Nachsicht zu hoffen." Allerdings werden wenige Leser denselben, da sie so absurde Fabeln betreffen, gerne gefolgt seyn. Wollte er aber über Entstehung und Wachsthum des Christenthums in Athen schreiben, so hätte er wohl besser gethan, die philologischen Zuthaten weg zu lassen und nur die Berührungspunkte heidnischen Cultus und heidnischer Bildung mit der christlichen anzudeuten.

Der historische Gang leitet zunächst auf Nero, welcher zum erstenmal hier als Tänzer erscheint. Sein Gedanke, Griechenland ganz frey zu geben, ist nicht bloß auf den Erlaß der Steuern zu beschränken, (Finlay Greece under the Romans I, 9, p. 70 sq. der dieß behauptet, scheint Paus. 7, 17, 4, nicht gehörig beachtet zu haben), sondern er beabsichtigte eine totale Emancipation, welche das nur im Andenken seiner alten Zeiten lebende Volk mit Entzücken aufnahm, aber nicht mehr zu brauchen verstand. Wie erfreulich die Gabe der Nation war, kann man aus dem Urtheil der sonst Einsicht verrathenden Schriftsteller, Plutarch (Mor. 567, f.), Pausanias (b. c.), Philostratus schließen, welcher letztere keine „deklamatorische Floskel" anwendet, wenn er meldet, Griechenland sey durch diese Befreyung zu attischer und dorischer Sitte zurückgekehrt und habe sich zu schöner Eintracht erhoben, was für die kurze Zeit und im Allgemeinen, wahr seyn kann; Vespasian hatte gewiß noch andere Motive, das Geschenk Neros zurückzunehmen, als die unter den Griechen ausgebrochenen Unruhen. „Am wenigsten, meint E., war ihm" (Nero) „für die vermeinte Befreyung das ohnehin wenigstens der Form *nach fortwährend* frey gebliebene Athen verpflichtet," indeß erlag es doch auch als freye Stadt der Beauffichtigung des Proconsuls von Achaia und gewann also ebenfalls durch jene Freygebung. Weiterhin spricht der Verf. von dem Archontate des Domitian und erzählt nach Philostrat V. A. 360. ed. Ol., wie der Weise von Tyana über diese Affektation des Kaisers geurtheilt habe; er befolgt aber dabey die ebenso ungriechische als unverständige Correktur εἰ δὲ für εἴδε, indem er dem Apollonius die Frage in den Mund legt: „ob Domitian denn auch am Panathenaeenfest als Archon in Athen schalte", statt des kühnen Wunsches; wenn er doch auch in den Panathenaeen sie anführte! um nämlich als Tyrann, wie Hipparch, einen Harmodius zu finden. Die Archonten als solche scheinen bey den Panathenaeen keine besondern Funktionen gehabt zu haben, in früherer Zeit die Strategen und übrigen Militärbehörden; später unter den Kaisern wurde die Leitung einem eigenen Agonotheten übertragen, vgl. Ph. V. S. 550, und Aehnliches ib. 534, 542, 597. War es Herrn E. unbequem, nach einen correktern Text sich umzusehen, so konnte schon Jacobs Uebersetzung ihm den nöthigen Aufschluß geben. Unter Domitian soll Dionysius, der Areopagite, seinen Tod als Märtyrer auf dem Scheiterhaufen gefunden haben, desgleichen der heilige Anaklet oder Anenkletos, Sohn eines Philosophen Antiochos in Athen. Hiezu ist bemerkt, daß dabey keinenfalls an den bey Philostratus (V. S. 568) geschilderten Sophisten Antiochus zu denken sey, dessen Zeitalter zwar sein Biograph nicht angäbe, den aber Dion (p. 1304) als Zeitgenossen von Kaiser Septimius Severus erwähne. Ein neuer Beweis von der Flüchtigkeit des Verf., der den Schüler von Dionysius (vgl. V. S. 524) noch im

dritten Jahrhundert leben läßt. Um die Philologen zu erheitern, wird p. 51 von dem „berüchtigten alexandrinischen Kritiker Aristarchos“ gesprochen. Ein solcher Knalleffekt hebt die Wirkung von einer Menge kleinerer Versehen auf, deren Nachweis wir deshalb unterlassen wollen; um so mehr als nach solchen Proben nicht zu besorgen steht, diese Abhandlung werde bey fernern Forschungen als authentisches Hülfsmittel zu Grund gelegt werden.

Auf p. 65 kömmt E. zur Darstellung der rhetorischen Studien in Athen unter Hadrian, welche vorzüglich Lollianus repräsentirt. Trotz des in unserer Dissertation über diesen Sophisten gelieferten Beweises, daß die Rede, worin er den Verkauf der Insel Delos widerrieth, dem ganzen Zusammenhang bey Philostrat (V. S. 527) nach nur eine μελέτη seyn konnte, besteht E. darauf, Lollian habe gegen die wirkliche, damals beabsichtigte Veräusserung gesprochen. Und warum das? „weil der beantragte Inselverkauf a priori in die Zeit Lollian's besser zu passen scheine, als in irgend eine Periode der ältern Geschichte ꝛc.“ So läßt sich Alles beweisen, daraus, daß sonst die Zeit, worin die Athener einen solchen Entschluß faßten, nicht zu bestimmen ist, folgt gewiß nicht, daß es während Hadrian's Regierung, der so viel für Athen that und ihnen insbesondere die Insel Cephallenia schenkte (vgl. Dio Cass. 1164), geschehen seyn müsse; will man aber das 'αντιλέγων durchaus von einer Staatsrede verstehen, so mache man den Lollian auch wegen des vorhergehende κατηγορῶν zu einem Coaetanen des Leptines, wie V. S. 575 den Sophisten Alexander zum Zeitgenossen des Perikles. Ob Lollian unter Hadrian lebte und lehrte, oder später, das, meint E., müsse dahingestellt bleiben. Doch die Anordnung, in welcher der Rheter nach Dionysius und vor Markus Polemo zu stehen kommt, läßt gar keinen Zweifel übrig, daß seine Blüthe in die Zeit von Hadrian fällt, als Schüler des Isaeus, welchen Plinius der jüngere als einen Sechziger kannte, dürfte er kaum die ersten Herrscherjahre des Antoninus Pius erreicht haben. Daß im cod. Bodl. 2483 nichts Neues aus dem Nachlaß Lollian's zu gewinnen steht, worauf nach der Note p. 66 man schließen konnte, hat Rec. schon vor zehn Jahren bemerkt. Dieser Sophist zog viele lernbegierige junge Leute nach Athen; doch sieht der Verf. wohl ein, „wie wenig alle Wohlthaten fremder Herrscher und einzelner reicher Bürger und selbst das Zusammenströmen so vieler Fremden dem öffentlichen und Privatwohlstande der Athener, nachdem einmal mit der Seemacht und dem dadurch bedingten Handel sein wahrer Lebensnerv zerstört war, wieder aufzuhelfen vermochten.“ Um so weniger kann man begreifen, wie derselbe ein Urtheil über den Herodes Attikus fällen konnte, wie das p. 84: „es drängt sich der Gedanke auf, daß dieser allgefeyerte Krösus seinem Vaterlande durch Wiederherstellung des Piraeus, durch Beförderung des Schiffbaues und überhaupt durch Aufmunterung der Betriebsamkeit und des Handels unendlich ersprießlichere Dienste würde geleistet haben, als durch alle jene Summen, die er als todte Capitale und nur zur unfruchtbaren Verewigung seines Namens in prunkende Stadien und Odeen steckte, oder gar durch seine sophistischen Wettkämpfe und gedrechselte Chrieen.“ Dann hätte Herodes mehr als Krösus seyn, er hätte die damalige Menschheit moralisch und politisch umgestalten müssen. Was übrigens E. sonst noch von Herodes und seinen Schülern erzählt, wie auch von einigen spätern Sophisten, könnte zu vielen Berichtigungen Gelegenheit geben, welche aber alle auf dasselbe Resultat — Mißverständnisse aus Mangel der erforderlichen Sprachkenntniß — herauskommen würden. Er spricht auch von der damals in Athen fleißig bearbeiteten Grammatik, „jenem trockenen Niederschlag der Poesie“ und — von Aristophanes in einer langen Capucinade p. 91 — 93, der man wenigstens einen komischen Effekt nicht absprechen kann, und führt dann die Geschichte Athens bis auf Derippos einschließlich fort. Vielleicht ist in der zweyten Abtheilung seiner Schrift, wo die griechischen Quellen noch viel dürftiger fließen, der Herr Verfasser mehr auf seinem Felde.

6. Die Abhandlung von Herrn Professor Krische erschöpft ihren Gegenstand mit größter Gründlichkeit und Umsicht; sie theilt sowohl im Allgemeinen über Cicero's philosophische Studien und Leistungen neue Aufschlüsse, wie insbesondere über beyde akademische Dialoge, ihre Bezüge zu einander und zu andern

rung einer fremden und unerlaubten Religion zu verantworten, wird durch den ganzen Hergang der Sache, wobey sich von gerichtlicher Verhandlung keine Spur zeigt, widerlegt, und ist dahin zu berichtigen, daß man mit ihm auf jenen Hügel ging, damit seine Rede von dem erhabenen Platze besser vernommen werden könne." Die Bekehrung weniger Athener, der Damaris, („vielleicht corrumpirt aus dem sonst als Eigennamen vorkommenden Δάμαλις") und des Areopagiten Dionysius veranlaßt den Verf. viel von der Legende zu erzählen, wornach dieser Dionys erst in Athen verbrannt wurde, und dann den Kopf unter dem Arm nach Saint-Denys wanderte. Er schließt seine durch 3 Seiten darüber fortgeführte Note mit den bedeutungsvollen Worten: „Mir schien die seltsame und gleichwohl so viele Jahrhunderte hindurch als notorisch anerkannte Verschmelzung des Schutzheiligen von Athen mit dem Patron Frankreichs, worin man fast eine prophetische Hindeutung auf die erst in unserm Jahrhundert recht ins Leben tretenden, beyde Völker an Charakter und Interessen politisch verbindenden Sympathieen erblicken möchte, merkwürdig genug, um wegen dieser literarischen Nachweisungen darüber auf Nachsicht zu hoffen." Allerdings werden wenige Leser denselben, da sie so absurde Fabeln betreffen, gerne gefolgt seyn. Wollte er aber über Entstehung und Wachsthum des Christenthums in Athen schreiben, so hätte er wohl besser gethan, die philologischen Zuthaten weg zu lassen und nur die Berührungspunkte heidnischen Cultus und heidnischer Bildung mit der christlichen anzudeuten.

Der historische Gang leitet zunächst auf Nero, welcher zum erstenmal hier als Tänzer erscheint. Sein Gedanke, Griechenland ganz frey zu geben, ist nicht bloß auf den Erlaß der Steuern zu beschränken, (Finlay Greece under the Romans I, 9, p. 70 sq. der dieß behauptet, scheint Paus. 7, 17, 4, nicht gehörig beachtet zu haben), sondern er beabsichtigte eine totale Emancipation, welche das nur im Andenken seiner alten Zeiten lebende Volk mit Entzücken aufnahm, aber nicht mehr zu brauchen verstand. Wie erfreulich die Gabe der Nation war, kann man aus dem Urtheil der sonst Einsicht verrathenden Schriftsteller, Plutarch (Mor. 567, f.), Pausanias (b. c.), Philostratus schließen, welcher letztere keine „deklamatorische Floskel" anwendet, wenn er meldet, Griechenland sey durch diese Befreyung zu attischer und dorischer Sitte zurückgekehrt und habe sich zu schöner Eintracht erhoben, was für die kurze Zeit und im Allgemeinen, wahr seyn kann; Vespasian hatte gewiß noch andere Motive, das Geschenk Neros zurückzunehmen, als die unter den Griechen ausgebrochenen Unruhen. „Am wenigsten, meint E., war ihm" (Nero) „für die vermeinte Befreyung das ohnehin wenigstens der Form nach fortwährend frey gebliebene Athen verpflichtet," indeß erlag es doch auch als freye Stadt der Beaufsichtigung des Proconsuls von Achaia und gewann also ebenfalls durch jene Freygebung. Weiterhin spricht der Verf. von dem Archontate des Domitian und erzählt nach Philostrat V. A. 360. ed. Ol., wie der Weise von Tyana über diese Affektation des Kaisers geurtheilt habe; er befolgt aber dabey die ebenso ungriechische als unverständige Correktur εἰ δὲ für εἶδε, indem er dem Apollonius die Frage in den Mund legt: „ob Domitian denn auch am Panathenaeenfest als Archon in Athen schalte", statt des kühnen Wunsches; wenn er doch auch in den Panathenaeen sie anführte! um nämlich als Tyrann, wie Hipparch, einen Harmodius zu finden. Die Archonten als solche scheinen bey den Panathenaeen keine besondern Funktionen gehabt zu haben, in früherer Zeit die Strategen und übrigen Militärbehörden; später unter den Kaisern wurde die Leitung einem eigenen Agonotheten übertragen, vgl. Ph. V. S. 550, und Aehnliches ib. 534, 542, 597. War es Herrn E. unbequem, nach einen correktern Text sich umzusehen, so konnte schon Jacobs Uebersetzung ihm den nöthigen Aufschluß geben. Unter Domitian soll Dionysius, der Areopagite, seinen Tod als Märtyrer auf dem Scheiterhaufen gefunden haben, desgleichen der heilige Anaklet oder Anenkletos, Sohn eines Philosophen Antiochos in Athen. Hiezu ist bemerkt, daß dabey keinenfalls an den bey Philostratus (V. S. 568) geschilderten Sophisten Antiochus zu denken sey, dessen Zeitalter zwar sein Biograph nicht angäbe, den aber Dion (p. 1304) als Zeitgenossen von Kaiser Septimius Severus erwähne. Ein neuer Beweis von der Flüchtigkeit des Verf., der den Schüler von Dionysius (vgl. V. S. 524) noch im

dritten Jahrhundert leben läßt. Um die Philologen zu erheitern, wird p. 51 von dem „berüchtigten alexandrinischen Kritiker Aristarchos“ gesprochen. Ein solcher Knalleffekt hebt die Wirkung von einer Menge kleinerer Versehen auf, deren Nachweis wir deshalb unterlassen wollen; um so mehr als nach solchen Proben nicht zu besorgen steht, diese Abhandlung werde bey fernern Forschungen als authentisches Hülfsmittel zu Grund gelegt werden.

Auf p. 65 kömmt E. zur Darstellung der rhetorischen Studien in Athen unter Hadrian, welche vorzüglich Lollianus repräsentirt. Trotz des in unserer Dissertation über diesen Sophisten gelieferten Beweises, daß die Rede, worin er den Verkauf der Insel Delos widerrieth, dem ganzen Zusammenhang bey Philostrat (V. S. 527) nach nur eine μελέτη seyn konnte, besteht E. darauf, Lollian habe gegen die wirkliche, damals beabsichtigte Veräusserung gesprochen. Und warum das? „weil der beantragte Inselverkauf a priori in die Zeit Lollian's besser zu passen scheine, als in irgend eine Periode der ältern Geschichte ꝛc.“ So läßt sich Alles beweisen, daraus, daß sonst die Zeit, worin die Athener einen solchen Entschluß faßten, nicht zu bestimmen ist, folgt gewiß nicht, daß es während Hadrian's Regierung, der so viel für Athen that und ihnen insbesondere die Insel Cephallenia schenkte (vgl. Dio Cass. 1164), geschehen seyn müsse; will man aber das ἀντιλέγων durchaus von einer Staatsrede verstehen, so mache man den Lollian auch wegen des vorhergehende κατηγορῶν zu einem Coaetanen des Leptines, wie V. S. 575 den Sophisten Alexander zum Zeitgenossen des Perikles. Ob Lollian unter Hadrian lebte und lehrte, oder später, das, meint E., müsse dahingestellt bleiben. Doch die Anordnung, in welcher der Rheter nach Dionysius und vor Markus Polemo zu stehen kommt, läßt gar keinen Zweifel übrig, daß seine Blüthe in die Zeit von Hadrian fällt, als Schüler des Isaeus, welchen Plinius der jüngere als einen Sechziger kannte, dürfte er kaum die ersten Herrscherjahre des Antoninus Pius erreicht haben. Daß im cod. Bodl. 2483 nichts Neues aus dem Nachlaß Lollian's zu gewinnen steht, worauf nach der Note p. 66 man schließen konnte, hat Rec. schon vor zehn Jahren bemerkt. Dieser Sophist zog viele lernbegierige junge Leute nach Athen; doch sieht der Verf. wohl ein, „wie wenig alle Wohlthaten fremder Herrscher und einzelner reicher Bürger und selbst das Zusammenströmen so vieler Fremden dem öffentlichen und Privatwohlstande der Athener, nachdem einmal mit der Seemacht und dem dadurch bedingten Handel sein wahrer Lebensnerv zerstört war, wieder aufzuhelfen vermochten.“ Um so weniger kann man begreifen, wie derselbe ein Urtheil über den Herodes Attikus fällen konnte, wie das p. 84: „es drängt sich der Gedanke auf, daß dieser allgefeyerte Krösus seinem Vaterlande durch Wiederherstellung des Piraeus, durch Beförderung des Schiffbaues und überhaupt durch Aufmunterung der Betriebsamkeit und des Handels unendlich ersprießlichere Dienste würde geleistet haben, als durch alle jene Summen, die er als todte Capitale und nur zur unfruchtbaren Verewigung seines Namens in prunkende Stadien und Odeen steckte, oder gar durch seine sophistischen Wettkämpfe und gedrechselte Chrieen.“ Dann hätte Herodes mehr als Krösus seyn, er hätte die damalige Menschheit moralisch und politisch umgestalten müssen. Was übrigens E. sonst noch von Herodes und seinen Schülern erzählt, wie auch von einigen spätern Sophisten, könnte zu vielen Berichtigungen Gelegenheit geben, welche aber alle auf dasselbe Resultat — Mißverständnisse aus Mangel der erforderlichen Sprachkenntniß — herauskommen würden. Er spricht auch von der damals in Athen fleißig bearbeiteten Grammatik, „jenem trockenen Niederschlag der Poesie“ und — von Aristophanes in einer langen Capucinade p. 91 — 93, der man wenigstens einen komischen Effekt nicht absprechen kann, und führt dann die Geschichte Athens bis auf Derippos einschließlich fort. Vielleicht ist in der zweyten Abtheilung seiner Schrift, wo die griechischen Quellen noch viel dürftiger fließen, der Herr Verfasser mehr auf seinem Felde.

5. Die Abhandlung von Herrn Professor Krische erschöpft ihren Gegenstand mit größter Gründlichkeit und Umsicht; sie theilt sowohl im Allgemeinen über Cicero's philosophische Studien und Leistungen neue Aufschlüsse, wie insbesondere über beyde akademische Dialoge, ihre Bezüge zu einander und zu andern

verwandten Inhalts, die vorausgingen oder folgten, über die dabey auftretenden Personen und die bey der Abfassung benutzten Quellen; der Inhalt der verlornen Theile wird aus Fragmenten und Andeutungen der erhaltenen Reste reconstruirt; bey dieser Gelegenheit hat der Verfasser die Zahl der Bruchstücke selbst vermehrt (vgl. z. B. p. 26, 28) und, was bey einer so tief eindringenden Untersuchung kaum anderst möglich war, zur Kritik dankenswerthe Beyträge geliefert.

Versuchen wir nun, den reichen Inhalt übersichtlich darzustellen, nur um Lesern, die für Cicero und sein Werk Interesse haben, auf die Wichtigkeit der Abhandlung hinzuweisen, welche genau und sorgfältig studirt seyn will.

Mit dem Hortensius (dessen Inhalt p. 26 angegeben wird) begann Cicero im Jahre 709 eine Reihe philosophischer Schriften zu verfassen. Jener war ein Protreptikus zur Philosophie, die Hauptperson erschien darin anfangs als Gegner derselben, wurde aber von Cicero bekehrt, welcher von seinem Standpunkt aus den Satz durchführte, daß zur Glückseligkeit des Lebens, welches wir alle erstrebten, die Beschäftigung mit der Philosophie nothwendig sey, und dabey bemerkte, daß diese Glückseligkeit auch schon durch die Forschung nach Wahrheit erreicht werde (vgl. den von unserem Verf. dem Dialog vindicirten Satz aus Augustin contra Academicos I., 3, 7 (placuit Ciceroni nostro) beatum esse, qui veritatem investigat, etiamsi ad ejus inventionem non valeat pervenire). Auf den Hortensius folgten die Academica priora, aus zwey Büchern Catulus und Lucullus bestehend, in dem die nämlichen Personen, wie dort, auftraten, welche also wohl auch als Fortsetzung des einleitenden Gesprächs betrachtet werden sollten. Wenigstens versteht Cicero die duo magna syntagmata im Briefe an Atticus XII., 45, 1 vom Hortensius und den Academica; diese und die Bücher de Finibus sind damit nicht gemeint, wie ehedem Görenz (Introd. in lib. de Fin. XIII.) annahm, und auch Madvig noch (Praef. ed. de Fin. LX.); denn diese wurden erst allmählig ausgearbeitet und einzeln ausgegeben, als schon die Academica in Attikus Händen war (Att. XIII., 32, 3). Daß die in beyden frühern Werken eingeführten Personen mit den ihnen in den Mund gelegten Lehren zu wenig vertraut waren, als daß sie mit einigem Schein als würdige Vertreter derselben gelten konnten, erkannte Cicero wohl, besonders nachdem ihn Attikus auf den Mißgriff aufmerksam gemacht hatte; er wollte an die Stelle des Lucullus den Brutus, den Cato an die des Catulus setzen, und wie aus Ep. ad Att. XIII., 16, 1 hervorgeht, die Nebenrolle des Hortensius ganz fallen lassen. Kaum hatte er aber diesen Wechsel vorgenommen, so machte ihm sein Freund briefliche Vorschläge in Betreff des Varro. Nach einigem Zögern ergriff Cicero diese Idee und arbeitete darnach beyde Theile der Academica, obwohl bereits mit den Büchern de Finibus beschäftigt, in der Weise um, daß er die Vorträge des Catulus und Lucullus auf Varro übertrug, dem Attikus aber die Rolle des Hortensius als des Tritagonisten zutheilte. Da alle vier Bücher, aus welchen diese Academica bestanden, nur ein Gespräch bildeten, konnten die einzelnen nicht wie früher durch besondere Personennamen unterschieden werden. Bey späterer Bezugnahme, wie Tusc. II., 2, erkannte Cicero nur diese zweyte Ausgabe an, die erste war aber ebenfalls in's Publikum gekommen, und er vermochte nicht mehr, sie zu beseitigen, wollte es vielleicht auch nicht, da sie mit dem Hortensius zusammenhing. Um die verfehlte Wahl der Personen durch reiches Lob derselben zu beschönigen, setzte er dem Catulus und Lucullus neue Einleitungen vor (ad XIII., 32, 3.). Attikus besorgte das agglutinare dieser Zusätze, wie später bey dem neuen Prooemium zum Buch de Gloria (ad Att. XVI., 6, 4). Darin liegt eine apologetische Beziehung den Lesern gegenüber, die sich mit dem Inhalt des Buches bereits bekannt gemacht hatten. Im ersten Theil konnte Catulus allerdings nur von Hörensagen berichten, was ihm sein Vater über die Karneadeische Schule, der er selbst angehörte, und den Abfall des Philo von derselben erzählt hatte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Mai.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum. Collegit, disposuit, notis et prolegomenis illustravit, Indicibus instruxit Carolus Müllerus. Volumen Secundum. Parisiis, Editore Ambrosio Firmin. Didot, Instituti Franciae Typographo. 1848. S. XLII. und 631 Lexiconformat.

Erste Abtheilung.

Praefatio. Wenn der Herausgeber sagt, er schöpfe, statt ängstlicher Besorgnisse aus den großen Weltbewegungen unserer Tage, vielmehr frohe Hoffnungen auf neue Belebung auch des Studiums der Alterthumswissenschaften und somit auch die Aussicht, die von Hrn. Firmin Didot seit zwölf Jahren unternommene Vereinigung aller Schriften der griechischen Literatur in Einer Sammlung zu einem glücklichen Ende geführt zu sehen, so wollen wir solchen Muth mit den besten Wünschen begleiten, müssen den Erfolg aber der göttlichen Vorsehung überlassen. — Der immer noch wachsende Eifer dieses keine Opfer scheuenden Unternehmers habe sich auch auf die Sammlung aller Bruchstücke jener Literatur ausgedehnt. Ein solches Bestreben sey besonders bey den Historikern von höchster Bedeutung. Hierbey sey Friedrich Creuzer mit seinem Beyspiel durch Herausgabe der Historicorum grr. antiquissimorum Fragmenta Heidelb. 1806. vorausgegangen [1]), dem sich dann Andere angeschlossen; er selbst mit dem ersten Bande der Fragmenta Historicorum grr., Paris 1841 in dieser Sammlung; mit Ktesias, als Zugabe zum Herodot ed. Guil. Dindorf 1844, und mit den Bruchstücken der Geschichtswerke über Alexander d. Gr. (Anhang des Arrian von Dübner) 1846; Beydes in dieser pariser Sammlung.

Da der Herausgeber diese herculische Arbeit einmal angefangen, so wolle er sie nun auch nach Kräften fortsetzen, und demzufolge von den Incunabeln der Historik an eine Uebersicht der griechischen Geschichtschreiber acht Jahrhunderte hindurch bis auf Constantin den Gr. in chronologischer Ordnung aufstellen; die, deren Zeitalter ungewiß sey, sollen in alphabetischer Folge angereiht werden. Diese ganze Masse habe er in neun Bücher eingetheilt; wovon die vier ersten, bis auf des Ptolemäus Philadelphus Zeit, dieser vorliegende Band enthalte; der zweyte Band, mit den nöthigen Personen-, Sach- und Zeit-Registern solle mit Gottes Hülfe demnächst nachfolgen. — Obschon der Herausgeber beym Beginne des Sammelns allein die Bruchstücke solcher

---

1) Vielmehr, wie ich zur Steuer der Wahrheit selbst berichtige, F. V. Sturz, durch seine Ausgaben der Fragmente des Pherecydes und des Hellanicus, Gera und Leipzig 1787, denen eben daselbst die zweyten Ausgaben 1824 folgten. Dagegen darf ich den Gedanken einer Sammlung aller Fragmente griechischer Historiker, die ich mit einem Verein gelehrter Freunde herausgeben wollte, für mich in Anspruch nehmen (s. meine Ankündigung in Chr. D. Beck Commentarr. Soc. philol. Lips. II. 2. pag. 335 sqq.) Zu meiner Freude scheint dem Hrn. K. Müller allein zu gelingen, was mir und meinen Freunden damals mißlungen ist.

Werke im Auge gehabt, welche die bürgerliche und Völker-Geschichte behandeln, so habe er doch im Fortgange des Werks für gut gefunden auch andere Schriften der Historiker nicht bloß anzuzeigen, sondern auch auszuziehen; so habe er auch später alles Historische, was die Schriften des Aristoteles enthalten, aufgenommen; eben so das Gleichartige seiner Schüler (der Peripatetiker) ausgenommen Theophrastus; für dessen Schriften ein eigener Band vorbehalten bleibe. Obschon nun alles Periegetische eigentlich dem Pausanias hätte beygefügt werden sollen, so habe er doch, da dieß versäumt worden, auch alles Derartige in seine historische Fragmentensammlung aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon.
3. Das Satyrspiel.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit.
5. Ueber Cicero's Akademika.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Askalon.

(Schluß.)

Philo bekämpfte nämlich das Stoische Kriterium in der Art, daß er zugleich die von Karneades durchweg behauptete Akatalepsie aufgab; damit im Zusammenhang läugnete er zum großen Aerger der Karneadeer das Bestehen einer Differenz zwischen alter und neuer Akademie, und behauptete, den Schein eines solchen Unterschieds verdanke die angebliche neue Akademie nur ihrer Opposition gegen die Stoiker. Man kann sich nun vorstellen, mit wie geringer Wahrheit der nur als tüchtiger Staatsmann gerühmte Catulus die spinöse Polemik des Philo und seiner Gegner als einen ihn besonders interessirenden Gegenstand in dem Dialog behandelte. Cato aber, welchen Cicero anfangs an die Stelle des Catulus bringen wollte, war nur geeignet, die Philonische Lehre vom Standpunkt der Stoa anzugreifen, er ersetzte also keineswegs die Stelle eines Anhängers von Karneades. — Lucullus erscheint in dem erhaltenen Dialog als Anhänger des Antiochus, nachdem dieser die sceptische Haltung der neuen Akademie aufgegeben und dem Stoicismus so weit sich genähert hatte, daß er, wenige Punkte abgerechnet, für einen völligen Stoiker gelten durfte. Er begleitete den Lucullus während seiner Quästur in Aegypten und später auf seinen asiatischen Feldzügen. Es ist zwar denkbar, daß Lucullus damals mehr Empfänglichkeit für philosophische Untersuchungen zeigte, als später, wo eine behagliche Muße auf den prächtigen Landsitzen zu Neapolis und Bajae seine geistige Energie gelähmt haben mag. Da indeß Cicero auch ihm die ἀπορία in iis rebus (ad Att. XIII., 16, 1) beylegt, so kann die, Acad. prior. §. 12 erzählte, mehrere Tage fortgesetzte Unterredung des Antiochus mit dem Tyrier Heraklitus, welcher die Sätze des Karneades vertheidigte (in Gegenwart einiger andern Philosophen, des Lucullus selbst und anderer vornehmen Römer), nur als Fiction Cicero's betrachtet werden, welcher dem Lucullus ein bewundernswürdiges Gedächtniß zuschreibt, um ihn den Inhalt jener Discussionen wiederholen lassen zu können. Auch Brutus, der einstweilige Ersatzmann von Lucullus, war der Lehre des Antiochus zugethan, aber zunächst Schüler des Aristus, Bruders von Antiochus. Insofern hätte die Uebertragung der Rolle auf ihn weniger historische Berechtigung gehabt.

Antiochus selbst hatte seine frühere Richtung aufgegeben, entweder weil er nicht vermochte, der Evidenz sinnlicher Wahrnehmungen länger zu widerstehen (vgl. Plut. Lucull. c. 4), oder aus subjektiven Beweggründen (vgl. Acad. prior. §. 70); was das wahre Motiv gewesen ist, können wir nicht beurtheilen. Hinsichtlich des Kriterions unterschied er sich durchaus nicht von Chrysippus (vgl. p. 17), glaubte aber, die Lehre des letztern stimme im Wesentlichen mit der des Plato und Aristoteles überein, nur die stoische Ausdrucksweise bringe den Schein der Abweichung hervor. Er näherte sich wirklich den Peripatetikern in der Ethik und Bestimmung des höchsten Gutes. Die Aussprüche Philos in dem nicht näher bezeichneten Buche (Acad. pr. §. 11) gegen die καταληπτικὴ φαντασία der

Stoiker veranlaßte ihn, diese in einem Werk zu vertheidigen, welches er Sosus betitelte; hatte Philo behauptet, daß eine neue Akademie im Gegensatz der alten gar nicht vorhanden sey, weil beyde nur die Wahrheit der sinnlichen Eindrücke, nicht aber die Erkennbarkeit des Wahren selbst läugneten, so mußte Antiochus auf seinem neugewonnenen Standpunkt sich gedrungen fühlen, eben die Begreiflichkeit der äußern Objekte darzuthun und von ihr jedes weitere Erkennen abzuleiten. Was er gegen Philo vorbrachte, ist uns mit dem Catulus des Cicero leider verloren gegangen, wir können nur aus wenigen Hinweisungen, die nicht viel Aufschluß gewähren, einige Parthien jener Controverse angeben. Das kömmt daher, weil Lucullus es nicht mit Philo zu thun hat, sondern mit der von Catulus vertheidigten Skepsis eines Arcesilaus und Karneades, welche Cicero in seiner Gegenrede abermals zu Ehren zu bringen sucht; bey dieser Gelegenheit unterläßt er nicht, mehrere Inconsequenzen des Antiochus aufzudecken, der weder mit der alten Akademie noch mit der Stoa völlig übereinstimmte.

Die zweyte Bearbeitung der Academica vertauschte die Rolle des Lucullus, wie schon bemerkt, mit der des Varro. Dieser hatte ebenfalls den Antiochus gehört und dessen Synkretismus sich angeeignet. Seine schriftstellerische Thätigkeit war lange mehr antiquarisch als philosophisch, er hielt nämlich dafür, die lateinische Sprache sey zu philosophischen Darstellungen wenig geeignet. Erst in Folge der an ihn gerichteten Academica und insbesondere der Aufforderung (§. 12) scheint Varro sich bekehrt zu haben, wie das große von Augustinus de civ. D. XIX., 1 — 3 erhaltene Bruchstück der Schrift de philosophia vermuthen läßt. In dem erhaltenen Abschnitt der Acad. post. schildert derselbe bis §. 42 die alte Akademie, welche, der Behauptung des Antiochus zufolge, in der Peripatetischen Schule keine wesentlichen Aenderungen erfahren und in der Stoischen sich nur durch zweckmäßige Modificationen erneuert habe. Dabey stellt er die Ethik als Lehre vom höchsten Gut an die Spitze, ihr dient materiell die Physik, formell die Logik. An seinen Vortrag knüpft Cicero die Geschichte der neuen Akademie an, er muß in dem verlornen Theil des ersten Buches die Berührung der angeblich neuern Akademie mit den Stoikern, Philos Abfall von der Schule des Karneades wie den des Antiochus nach einer andern Seite hin besprochen haben. Daß die vermeinte Differenz zwischen alter und neuer Akademie auch hier vorkam, und dargethan wurde, wie der Schein einer Neuerung nur durch den Streit mit den Stoikern entstanden sey, erhellt aus Augustinus c. Acad. II., 6, 14, 15. Vom zweyten Buch dürfen wir annehmen, daß es eine Wiederholung des Catulus enthielt; Cicero bewies darin die Unzulänglichkeit der Sinne wie des Denkens und vindicirte in einer längern, ebenfalls von Augustinus c. Acad. III., 7, 15, 16 aufbewahrten Stelle der akademischen Schule, welche nur das probabile zulasse, den höchsten Rang, der ihr schon darum gebühre, weil jede Schule ihrem Weisen den ersten, dem Akademischen dagegen den zweyten anweise; denn derjenige müsse sich doch als den Ersten betrachten, welcher nach dem Urtheile der Uebrigen der Zweyte sey. Im dritten Buch muß dann Varro die Rede des Lucullus für die Unentbehrlichkeit eines feststehenden Wissens wiederholt haben, und im vierten Cicero seine Gegenrede. Der bedeutendste Unterschied der zweyten Ausgabe von der ersten bestand wohl in der Weglassung der von Catulus vertretenen Polemik gegen Philo, sie lag Varro fern, er konnte sich damit begnügen, den Unterschied der neuen Akademie von der alten zu behaupten, und in dieser die Vorgängerin der Stoa zu erkennen.

Quelle der beyden Ausgaben war für Alles, was Antiochus gegen Philo und die frühern Akademiker seit Arcesilaus vorbrachte, der Sosus dieses Philosophen. Beyden Reden des Cicero scheint nicht ein einziges griechisches Original zu Grund gelegen zu haben, sondern da er hier mehr auf seinem Felde war, als bey der Darstellung der von ihm bestrittenen Systeme, bewegte er sich auch freyer und combinirte die Schriften verschiedener Gewährsmänner.

Anderer Ansicht ist indeß der Verf. des unter 6 genannten Programms, welches aus einem recht fleißigen Studium der Ciceronischen Schriften hervorgegangen einige schätzbare Nachträge zu Krisches Abhandlung liefert. Er glaubt nämlich aus dem Titel schließen zu müssen, daß der Sosus ein Dialog wär, vergl. p. 21. Die Bemerkung erinnern wir

uns anderswo noch nicht gefunden zu haben, sie hat aber alle Analogien für sich. Diesem Dialog nun theilt Hr. Eble den ganzen Inhalt der vollständigen Academica zu; Heraklit von Tyrus, der akademische Philosoph, welchen Antiochus zu Alexandria trifft, mußte demnach die Rolle des Catulus und des Cicero zugleich spielen, oder wer übernahm die Vertheidigung der Philonischen Ketzereyen? Hr. Eble gibt darüber keine rechte Auskunft. Was er p. 29 sagt: „Philo hatte die Identität der alten und neuen Akademie behauptet, aber nicht in der Art, daß er dieselbe in der gemeinsamen Skepsis gefunden hätte, da schon vor ihm Arcesilaus dieß behauptet hatte. Also bestand jenes Auffallende darin, daß Philo die Uebereinstimmung in der Festhaltung einer ideellen Erkenntniß der Wahrheit zu finden glaubte.“ — „Auf diese Ansicht Philo's war Antiochus in seinem Sosus wohl zuerst eingegangen; er hatte mit ihr leichtes Spiel, er hatte bloß zu zeigen, daß die Lehre der neuen Akademie wirklich ganz skeptisch sey. In Philo bekämpfte er also bloß eine falsche Auffassung derselben,“ hebt die Schwierigkeit nicht, welche seiner Annahme sich entgegengestellt, da im Catulus Cicero offenbar seinen Lehrer ausführlich vertheidigt hat. In diesem Theil des Werks würde demnach Cicero über das p. 11 ihm ausschließlich zugewiesene Geschäft griechische Philosophen in gutes Latein zu übertragen, hinausgehen.

In einem Dialog, wo Antiochus seine Sätze gegen Philo und die Akademiker verfocht, muß er natürlich Recht behalten; umgekehrt wußte Cicero in seinen Gesprächen der von ihm vorgezogenen Philosophie den Vorrang den übrigen Systemen gegenüber zu verschaffen. Machen wir die Anwendung auf die Hypothese Ebles, so resultirt aus ihr, daß Cicero bey der Uebertragung des Sosus genöthigt war, die beyden Hauptredner ihre Stelle vertauschen zu lassen; was er denn auch selbst in folgenden Worten thut: „während Cicero, der Akademie huldigend, im Lucullus die Lehre des Antiochus voranschickt, und die der Akademie folgen läßt, wird Antiochus in umgekehrter Weise dem vorausgestellten Vortrage des Heraklitus seine Meinung als Kritik derselben angeschlossen haben; und während bey Cicero am Schlusse des Lucullus sämmtliche Gesprächstheilnehmer zu der Ansicht des akademischen Cicero sich bekennen, und den Lucull einsam stehen lassen, so hat wohl Antiochus am Ende seiner Darstellung um einen vollkommenen Triumph zu feyern, die Zustimmung der mehr passiven Gesprächspersonen, des Aristus, Ariston und Dion u. s. w. für sich in Anspruch genommen, um so mehr, da dieselben sämmtlich Stoiker waren. Heraklit aber wird, wie Lucull bey Cicero, einsam gestanden seyn.“ Das liest sich ganz angenehm; will man aber das Kleid wirklich umkehren, und mit Voranstellung der Ciceronischen Rede sich den Eindruck des angeblichen Originals vergegenwärtigen, so entstehen allenthalben Bedenken; kaum ein Satz in dem Vortrag Ciceros ist der Art, daß der entsprechende in dem des Lucullus als eine Widerlegung aufgefaßt werden kann: sehr vieles ist aber bey Cicero ganz neu, worauf in der Rede des Lucullus keine Beziehung entdeckt wird. Also müßte hier der römische Bearbeiter abermals sich über die Thätigkeit einer freyen Uebertragung bedeutend erhoben haben; die Umgestaltung der defensio in die accusatio und umgekehrt war so *mühsam*, daß wir vorziehen, Krisches Behauptung zu folgen, die durch das Programm keineswegs zu Fall gebracht ist, daß man nämlich für den zweyten Theil des Lucullus nach keiner bestimmten Quelle fragen dürfe, weil der Sosus keine Gegenschrift des Philo hervorrief. Demungeachtet glaubt der Verf. mit den Ausdrücken mentitur Acad. pr. §. 12. und 18., homuncio §. 134. und der Apostrophe §. 135. tibi vero, Antioche minime zu erweisen, Cicero habe in großer Eile das griechische Werk übertragen, wobey dann wieder an eine so durchgreifende Umschaffung, wie sie uns so eben unvermeidlich schien, nicht zu denken wäre. Doch ist jenes mentiri nur eine Wiederholung von der Anklage des Catulus, bey homuncio haben wir eher eine Anspielung auf Ter. Eun. III, 5, 43 anzunehmen, als eine sklavische Uebersetzung des griechischen Textes. Die Apostrophe endlich als einen rhetorischen Effekt lieber dem Redner Cicero absprechen zu wollen, um ihm als Uebersetzer eine arge Nachlässigkeit aufzubürden, ist ein starkes Wagniß, das durch den Zusammenhang der Stelle keineswegs gerechtfertigt wird.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Mai.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

Es folgt nun (p. III) die Erwähnung von Vorarbeiten auf diesem Gebiet des historisch-kritischen Sammelns. Neumanns Sammlung der Republiken des Aristoteles sey von ihm (K. M.) mit wenig Neuem vermehrt, jedoch sey noch Manches ausgelassen worden. Dieses, so wie Verschiedenes, was ihm sonst entgangen oder in erst neulich edirten Scholien enthalten sey, werde er im letzten Bande nachtragen.

Beym Nicolaus von Damascus habe er die Turiner Handschrift sorgfältiger als Valois verglichen; außerdem habe er diesen Historiker aus seiner bisherigen Dunkelheit und Dürftigkeit hervorgerufen, und so ausgestattet, daß den Ueberbleibseln seiner Werke neben denen der übrigen Geschichtschreiber nicht mehr der letzte Rang einzuräumen seyn werde. Nämlich Herr Firmin Didot habe nicht nur die französischen, sondern auch die spanischen Bibliotheken zu den gemeldeten Zwecken durchsuchen lassen. In der des Escurial rühmt K. M. das Wohlwollen der Vorsteher derselben, der Herren Quevedo und Sanchez. — Es folgt die Notiz über den Escurial-Codex, den der Herausgeber für die Historiker ausgezogen: eine Papierhandschrift in Fol. aus dem 16. Jahrhundert, enthaltend Aeliani V. H., sodann: *Περὶ ἐπιβουλῶν κατὰ βασιλέων γεγονυιῶν ἐκλογαί*, worin Excerpte des Nikolaos Damaskenos, des Johannes von Antiochien, des Mönchs Georgios, des Diodor von Sicil., des Dionysius von Hal. enthalten sind. Da in der Handschrift, woraus der angeführte Titel der Constantinischen Excerpte abgeschrieben worden, Unordnung der Blätter eingerissen war, so daß mitten unter Excerpten aus Dionysius ein sehr ansehnliches Fragment aus Polybius eingeschoben ist, so zieht K. M. daraus den Schluß, daß vielleicht noch mehrere werthvolle Fragmente der Historiker von diesem Codex abgerissen, oder von nachlässigen Abschreibern nicht copirt worden seyen, mit dem Beyfügen: „Quae quidem iactura tanto magis dolenda est, quod Eclogas illas in intimis historiae penetralibus versari tum ex titulo *περὶ ἐπιβουλῶν* coniicitur, tum parte superstite luculenter admodum confirmatur.“ — Es ist nun bereits in diesen Gel. Anzeigen aus Anlaß des Dionysius von Halik. bemerkt worden, was K. M. aus demselben Titel dieser Handschrift in diesem (zweyten) Bande der Fragg. Historicc. grr. herausgegeben; dem dritten und letzten hat er ohne Zweifel den Nicolaus Damascenus u. A. vorbehalten; ferner, daß Hr. Gh.R. Feder dieselben Fragmente, die er aus derselben Handschrift eigenhändig früher abgeschrieben, mit etwas ausführlicheren Einleitungen und Anmerkungen vor Kurzem zu Darmstadt herauszugeben angefangen hat; wovon ich in derselben Anzeige über Dionysius von Hal. einige Proben geliefert.

Liber Primus.

Inde ab incunabulis artis historicae usque ad finem belli Peloponnesiaci. 520—404 a. Chr.

(Für historische Kunst würde Ref. Geschichtschreibung oder Historik sagen, da diese Logographen oder Chronikschreiber keine historischen

Künstler waren.) Nomina auctorum: Cadmus Milesius [Hecataeus Milesius] etc., denn der Herausgeber hat, wie er bemerkt, die bereits im ersten Band edirten Historiker in diesen Verzeichnissen in Klammern eingeschlossen, welche ich daher im Verfolg der Kürze wegen übergehen werde.

P. 2 — 4. Cadmus Milesius.

Da man neuerlich gegen die Benennung Logographen für die prosaischen Sagenschreiber vor, neben und zum Theil nach Herodot Einrede erhoben hatte, so verweist der Herausgeber in der ersten Anmerkung auf meine historische Kunst der Griechen S. 265 ff. zweyte Ausgabe; wonach er immer citirt. Ich verweise jetzt auf Krüger zu Dionysii Hal. Historiographica p. 496 unter λογογράφοι. Böttiger nennt sie die prosaischen Sagensammler (s. zur Symbolik und Mythol. IV. S. 518 dritte A.) und erkennt ebenfalls jenen von den alten griechischen Kritikern in der angegebenen Bedeutung gebrauchten Namen an. Ueber den sogenannten ältesten Logographen Kadmos von Milet prüft darauf K. M. die von mir zum Theil schon (hist. K. der Gr. S. 40 ff. S. 274 zweyter Ausg.) zusammengestellten Ueberlieferungen, weiset nach, daß schon die Alten Zweifel hegten, ob nicht aus dem Erfinder der Schrift Kadmos (Movers, Religion der Phönizier S. 518 ff.) ein ältester griechischer Schrifterfinder und Schriftsteller herausgedichtet worden, da keiner von ihnen urkundliche Schriften eines alten Milesischen Kadmos vor sich gehabt zu haben scheine, und sucht endlich durch Verbesserung mehrerer höchst verdorbener Stellen des Suidas (in Κάδμος) wahrscheinlich zu machen, daß es zwey spätere Schriftsteller dieses Namens gegeben habe, einen Eleusinier, welcher Attische Geschichten, und einen aus der Insel Kos, der als einer der dortigen Asklepiaden ärztliche Schriften (über die Fieber) geschrieben habe. — Keine dieser ältesten Personalitäten der Historik schwebt auf so unsicherm Boden als dieser Kadmos, obgleich noch einige andere mit Ungewißheit umgeben sind.

P. 5 — 10. Dieß zeigt sich sogleich bey dem folgenden Artikel, wo unter dem Namen Dionysius verschiedene Historiker aufgeführt werden. Der Herausgeber geht mit Recht von der Klage aus, daß der in seinen Schriftstellerverzeichnissen überhaupt so gedankenlose Sammler Suidas unter diesem Namen Vieles verwirrt habe, das zu entwirren sehr schwierig sey. Daß ein Logograph Dionysios aus Milet unter Anderm Persische Geschichten geschrieben habe, läßt sich nicht bezweifeln. Der Herausgeber verweiset hierbey auf meine hist. K. der Gr. (p. 91. p. 72 zweyte Ausgabe), ist aber anzunehmen geneigt, daß dieses Werk mit den Geschichten der Assyrer und Meder begonnen, und wie die Schriften des Hellanikos, Ktesias und Dinon mehrere Abtheilungen gehabt habe. (In der ersten Note p. 5. 6 muß gebessert werden Herodot VI. 98, statt 69.) Sichere Bruchstücke aus den Persika weiß er nicht beyzubringen. Von zweyen (Nr. 1. et 2.) vermuthet er, daß sie der Medischen Kriegsgeschichte angehören.

Woran aber Heyne angestoßen, ohne es doch zu lösen, sind die vielen Mythologumena, welche von Diodor unter dem Namen des Milesiers Dionysios des Breiteren erzählt werden, ob sie gleich in ihrer durchaus evhemeristischen Manier einem späteren Mytilenäer, auch Skytobrachion genannt, angehören, der ganz unter alexandrinischen Einflüßen mythische Schriften nicht nur herausgab, sondern sie auch jenem alten Milesier andichtete, so wie er vermuthlich den Topographen Xanthos aus Lydien überarbeitet hatte. Diese Ergebnisse hat K. M. aus den neuern Untersuchungen von Bernhardy, Lobeck, Nitsch, Welker u. A. gewonnen, aber mit kritischem Geiste verarbeitet und mit eigenen Zusätzen vermehrt, so daß daraus der Artikel in der Paulyschen Real-Encyklopädie II. S. 1088 ff. ergänzt werden kann. Auch den κύκλος ἱστορικός hatte man jenem Milesier Dionysios beygelegt und bey dem Namen κυκλογράφος an diesen gedacht. Er gehörte aber dem Rhodier oder Samier dieses Namens an, war vermuthlich mit der ἱστορία παιδευτική ein und dieselbe Schrift, und war nach dem weitschichtigen Namen historisch, eine zum Unterricht junger Leute abgefaßte Sammlung mythischer Erzählungen.

Nach dieser kritisch-sichtenden Vorbereitung folgt zweytens p. 7—9: Dionysius Mytilenaeus. Ἀργοναυτικά; woran sich unter 11 Numern die

Bruchstücke, mit Inbegriff einiger, *Μυθικὰ* und *Τρωικὰ* genannter, anschließen.

Drittens (p. 9): Dionysius Rhodius sive Samius. *Κυκλὸς ἱστορικός.* Es folgen Fragmente unter 10 Numern; wobey der Herausgeber zeigt, daß die unter diesem Namen vorkommenden Bruchstücke eben so wenig dem Mytilenäer als dem Milesier Dionysios angehören. Zuletzt unter Nr. 11 folgt: *Περὶ Θεῶν*, worin in nicht weniger als 33 Büchern gleiches Inhalts wie in dem gleichbenannten Werke des Apollodoros, von den Gottheiten gehandelt war. Einige legten jenem Samier auch *Βασσαρικά* oder Bakchische Geschichten be, Andere jedoch diese einem Afrikaner Dionysius.

P. 12 — 15. Hippys Rheginus.

Die Betrachtung wendet sich von Jonien und den Inseln zu den Westländern, besonders Italien, wo glückliche Umstände die historischen Studien früh begünstigten; aber dennoch wird ein uralter Messenischer Historiograph Polyzelos beseitigt und Theagenes aus Rhegium von den Geschichtschreibern ausgeschieden und den Auslegern Homer's beygefügt, wovon er der älteste ist, da er dem Perikleischen Zeitalter vorhergeht (nach Fr. A. Wolf, Lobeck, Nitsch, Welker u. A., aber auch mit eigenen kritischen Bemerkungen. — Die Berichtigung Clinton's ist jetzt der Note 27 Westermanns ad Voss. de historicc. Gr. p. 10 beyzufügen, und hinwieder ist über Isigonus jener ad *Παραδοξογραφ.* p. XXX u. p. 162 sq. zu vergleichen.

Es folgt Suidas in *Ἵππυς, Ῥηγῖνος, ἱστορικός*, der ihn in die Zeit der Perserkriege versetzt, ihm die ersten Sicilischen Geschichten, die ein gewisser Myes epitomirt habe, und außerdem eine italische Urgeschichte, Chronika und Argolika beylegt. Nach den Bruchstücken erscheint er als ein Mann, der Athen und Argos vielleicht aus Anschauung gekannt, in die pythagoreischen Lehren eingeweiht, vom gelehrten Phanias aus Eresos gelesen war, und wahrscheinlich auch die Zeitalter der Poeten, Musiker und Philosophen so wie ihre Werke bezeichnet hatte. Weil der Herausgeber es dahin gestellt seyn läßt, ob nicht Alles, was von Italischen und Sicilischen Geschichten neben den fünf Büchern der Chronik citirt wird, zu diesen selbst gehört habe, so gibt er erst unter dem Titel *χρονικὰ* 6 Fragmente, klammert dann die folgenden Aufschriften *Σικελικά* und *Ἀργολικά* ein, und liefert unter diesen Titeln noch zwey Fragmente (7. 8.) — Alle mit lat. Uebersetzung und kritisch und historischen Erläuterungen.

P. 16. Eugeon Samius. Mit Recht geht der Herausgeber von der Hauptstelle des Dionysius Hal. de Thucyd. iudic. cap. 5. (s. p. 68 sq. ed. Krüger) aus, wo unter vielen Historikern, die an vielen Orten vor dem peloponnesischen Kriege gelebt, Eugeon (*Εὐγέων*) der Samier zuerst genannt wird; — eine Stelle, welche den großen Reichthum der griechischen Literatur auf diesem Gebiet schon in so alter Zeit beurkundet. — K. M. ist geneigt, den ersten unter den acht genannten wirklich für den ältesten von denen zu halten, die als Annalisten aufgeführt werden und im Laufe der Zeit eine ganze Classe bildeten, so daß er von diesen Nachfolgern verdunkelt worden sey. Ihm werden nämlich *Ὧροι Σαμίων*, Annales Samiorum, beygelegt, von welchen Jahrbüchern aber mit Gewißheit nur drey Fragmente aufzubringen gewesen, eines über wunderbare vorweltliche Thiere auf Samos, das zweyte über Meles als Vater Homers, und das dritte über Aesopos, als gebürtig zu Mesembria in Thracien. Von zwey andern vermuthet der Herausgeber in seinen kritischen Anmerkungen Spuren beym Grammatiker Herodian, und weiset die Stellen nach.

P. 17 sqq. Deiochus et Bion Proconnesii. Der Herausgeber zieht mit Clinton, Dindorf und Westermann die Schreibung *Δηίοχος* vor, und bestreitet Schneidewin's Unterscheidung, wonach dieser ältere Prokonnesier *Δηίλοχος* zu schreiben und von einem jüngern Deiochos von Kyzikos zu unterscheiden sey (s. d. hist. K. der Gr. S. 51 zw. A., wo Dionys. ed. Krüger p. 69, st. p. 59 zu bessern ist), weil jener erste ebensowohl Kyzicener heißen kann, da er sich dort lange aufgehalten, Kyzikos auch in die Gewalt der Prokonne-

sier kam. Auch beschränken sich sämmtliche neun Fragmente seiner Schrift περὶ Κυζίκου auf die Beziehungen dieser Stadt zu den Abentheuern der Argonauten. Nur ein zehntes, wobey die Schrift, woraus es entnommen, nicht angegeben ist, handelt von der Stadt Lampsakos.

P. 19. Bion Proconnesius. Zeitgenosse des Pherecydes von Syros oder vielmehr von Leros, nach der Aenderung des Herausgebers im Diog. Laert. IV. 58, wo man, statt τῷ Συρίῳ, lesen soll: τῷ Λερίῳ, so daß also dieser Bion (Βίων) nicht Zeitgenosse des Philosophen Pherecydes, sondern des Logographen gewesen wäre (Westermann ad Voss. de historicc. p. 8. hat Anstoß an jener Lesart genommen. Uebrigens verweiset K. M. auf den Artikel von Kadmos (oben p. 2. nicht p. 1.); woraus die Stellen des Dionys. iud. de Thuc. 23. p. 126 Krüg. und Clemens Alex. Strom. VI. 267. vergl. die hist. K. d. Gr. S. 50. zw. A.) das Ergebniß liefern, daß die sogenannten Bücher des Kadmos aus Schriften des Bion und A. zusammengestoppelt waren. Es folgen zwey Fragmente des Bion: 1) bey Plutarch Thes. cap. 26, wonach Theseus die Amazone mit List auf sein Schiff gelockt und entführt habe, 2) beym Athen. II. p. 45. C. (nach Schweighäuser im Index „wenn dort nicht Bion von Soli erzählt, dem Voßius p. 409 ed. Westerm. auch die Erzählung von der Amazone beylegen möchte, wie K. M. diese zweyte) von der Quelle Inna zwischen dem Lande der Maeder und Päoner, woran Midas den Silenos gefangen, (vergl. darüber Cr. in den Studien II. S. 292 ff.).

P. 20. Eudemus Parius. K. M. ist erstens geneigt mit Vossius p. 440 den Napier und Parier wegen der Nachbarschaft dieser Inseln für Eine Person zu halten; zweytens, mit Marktscheffel ad Hesiodi Eumeli etc. For. p. 223 sqq. ein unter Eumelos des Korinthiers Namen umgegangenes prosaisches Sagenbuch anzunehmen. Drittens widerspricht er mir, wenn ich dem Parier Eudemos, beym Dionys. de Thuc. p. 69. Krüg. und beym Clem. Strom. 6. p. 267, der den Logographen Meleagoras ausgeschrieben, sehr viele Fragmente beylegte (hist. K. d. Gr. S. 374 zw. A.) und zwar mit vollem Recht, indem die einem gewissen Eudemos nach erzählten Geschichten bey Aelian in der Thiergeschichte sicherlich einem andern Schriftsteller dieses Namens angehören. Von jenem Topographen bringt K. M. gar keine Ueberreste bey.

Democles Pygelensis. Beym Dionysius iud. de Thucyd. 5. p. 69 Kr. seit er ὁ Φυγαλεὺς wie Vossius verbessert hat, statt Φυγελεύς, (vergl. Pape Eigennamen, wo Φιγαλεύς bemerkt ist aber jene Form fehlt.) Herr K. Müller nimmt aber an Phigalia Anstoß, weil unter den alten jonischen Logographen sonst auf einmal einer mitten aus Arkadien auftreten würde. — Als wenn Dionysius nicht an derselben Stelle sage, diese Schriftsteller hätten an vielen Orten gelebt, und als wenn er nicht gleich darauf den Akusilaos von Argos unter ihnen nenne. Folgendes läßt sich eher hören: Die jonische Hafenstadt Πύγελα komme auch unter der Form Φύγελα vor, und alle Handschriften des Dionysius haben Φυγελεύς, so daß also jene Aenderung nichtig wäre. Auf jeden Fall bezieht sich das erste und vielleicht einzige Fragment beym Strabo I. 58 auf Lydien, Jonien und Troas (von den großen Erdbeben die diese Länder vormals betroffen, vergl. Symbolik IV. S. 425 f. u. 781 dritt. A.). — Ein zweytes Fragment bey Strabo XIV. p. 639, über die Stiftung der Stadt Pygela und den Ursprung ihres Namens ist K. M. geneigt diesem Demokles beyzulegen; ferner ein Drittes bey Athen. IV. p. 174. (über die Adonis-Flöten, vergl. Symbolik II. S. 422 ff. dritt. A.) möchte Schweighäuser diesem Demokles zuschreiben, obschon er Δημοκλείδης genannt wird, weil dieß nur eine andere Form vom Δημοκλῆς sey.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Mai.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

P. 21. Amelesagoras Chalcedonius. K. M. schließt sich hiermit an Steph. Thes. Didot. V. 735. unter *Μελησαγόρας* an, wo die Namensform *Ἀμελησαγόρας* vorgezogen wird, die allerdings beym Antigonus Caryst. Mirab. 12. p. 63. ed. Westerm. und öfter vorkommt. Die zweyte Hälfte des Namens gehört zu denen, die nach Pape (Eigennam. S. 17.) eben so wohl vom Nomen *ἀγορά* als vom Verbum *ἀγορέω* herkommen; die erste könnte man, meint der Herausgeber, nach einer Sage beym Max. Tyr. 23. von den *μελίσσαις*, in der Bedeutung von Nymphen, herleiten, so daß er eigentlich als *Μελισσάγορας* einen von den Nymphen begeisterten Wahrsager und Sprecher bezeichnet. Dächte man aber auch an das Zeitwort *μέλειν*, so würde die andere Form das *ἀμελεῖν* voraussetzen. Das Vaterland wird ebenfalls verschieden angegeben, Attika und Chalcedon; welches so vermittelt werden könnte, daß er als Attischer Demeterpriester die damit verwandten Cultusorte am Pontus besucht, und sich in Chalcedon niedergelassen habe. Auf jeden Fall wird ihm eine Atthis (*Ἀτθίς*) zugeschrieben; und das Wenige, was wir von Fragmenten haben, bezieht sich auf attische Mythen und Religionen. Sie werden (p. 22.) unter drey Fragmente mitgetheilt, das erste handelt von Kekrops Töchtern und Erichthonios; das zweyte von der Wiederbelebung des Glaukos Minos Sohn durch Asklepios; das dritte von des Androgeos Beynamen Eurygyes, wobey K. M. die Symbolik IV. S. 120 anführt (s. jetzt S. 265 dritt. Ausg. wo aber im Register das Eurygyges zu corrigiren ist.) — Uebrigens verräth Verschiedenes was aus jener Atthis angeführt wird ein Alexandrinisches Zeitalter; woraus folgt, daß dem Melesagoras, wie den andern älteren Logographen (Dionys. Hal. de Thuc. 5. p. 69 nennt ihn zuletzt unter diesen) Manches angedichtet oder interpolirt worden.

P. 23 sq. Glaucus Rheginus. Zeitgenosse des Demokritos, nicht zu verwechseln mit Andern jenes Namens, welches K. M. kritisch festzustellen sucht, verräth durch den Inhalt seiner Schriften, daß er dem italischen Rhegium angehört. Ihm wird beygelegt ein Werk *περὶ ποιητῶν καὶ μουσικῶν*, woraus unter sechs Numern schätzbare Bruchstücke mitgetheilt werden, wovon die besten von Plutarch de Musica aufbewahrt worden: 1. über Musaeos, 2. über Terpander, 3. über Olympos und Stesichoros, 4. Ueber Thaletas von Kreta, (in jedem dieser Artikel wird auch von musikalischen Weisen, *νόμοις*, gehandelt); von Demokritos als Zuhörer eines Pythagoreers; 6. von des Empedokles Ankunft in der neugebauten Stadt Thurii.

P. 24 — 26. Democritus Abderita. Ueber ihn haben wir eine gründliche Sammlung erhalten: Democriti Fragmenta ed. Mullach. Berol. 1843. woraus K. M. das Meiste hat schöpfen können. Da es sich hier von den historischen Schriften handelt, so können wir uns ganz kurz fassen. Unser Herausgeber nimmt das Jahr v. Chr. 494 als sein Geburtsjahr an, abweichend von Mullach und Clinton (wo es auf 460, Olymp. 80. 1 gesetzt wird s. F. H. p. 44 ed. Krüger.) Wenn irgend einem Alten die verschiedensten und seltsam-

sten Schriften beygelegt worden sind, so ist es bey diesem berühmten Manne geschehen. Das hier gelieferte Ergebniß wird daher sehr kurz zusammengefaßt: das ihm beygelegte Buch περὶ ἱστορίης gehörte einem Aegyptier Bolos an, und handelte von dem Nutzen, den wir aus der Lesung von Geschichtswerken schöpfen können, und die acht Bücher ὑπομνήματα, welche unter besondern Titeln aufgeführt werden, waren ihm auch von einem späteren Autor untergeschoben, und enthielten nichts, was man eigentlich und wahrhaftig historisch nennen kann.

P. 27—41. Herodorus Heracleensis; nämlich aus Heraklea im Pontus, für welche seine Vaterstadt er in seinen Schriften Vorliebe zeigt, Vater des Sophisten Bryson und also Zeitgenosse des Sokrates. Der Geist seiner Schriften unterscheidet ihn von der einfachern Weise der Logographen, wie des Pherecydes und Hellanikus. Während diese entweder die gesammte Mythologie der Griechen oder die Sagengeschichte Einer Stadt kurz und schlicht erzählten, hielt Herodor sich innerhalb weniger Mythenkreise, erzählte diese aber ausführlich, immer in Bezug auf seinen Geburtsort Heraklea, und aus einem weiteren Gesichtskreis, der ihm durch das Studium mehrerer Wissenschaften insbesondere der Philosophie aufgegangen war. Denn als Zeitgenosse und vielleicht Schüler des Anaxagoras und von den Sophisten hatte er auch in das damals aufblühende Studium der Kosmologie und Physik Einsicht gewonnen. Es werden ihm zwey Hauptwerke unter oft genannten Titeln beygelegt; woneben er noch einige andere, nicht näher bezeichnete, geschrieben haben mag. Von jenen sind zahlreiche Fragmente vorhanden, bey deren näherer Anordnung jedoch manchmal Schwierigkeiten eintreten, einmal weil es mehrere Herodore gegeben, namentlich einen Grammatiker, sodann weil die Abschreiber die Namen Herodotos, Heliodoros und ähnliche mit jenem zum öftern verwechseln. — Aus dem ersten Werke, betitelt ὁ καθ' Ἡρακλέα λόγος, führt der Herausgeber vier und dreyßig auf, die meisten so wie die darauffolgenden mit kritisch-mythologischen Anmerkungen; die zweyte Schrift Herodor's, Ἀργοναυτικά, liefert die übrigen bis zur Zahl sechszig, einschlüßlich mit den erstern. Zwey werden unter der Aufschrift Πελόπεια nachgetragen und Eins unter: Incerta macht den Beschluß.

Zu den Bemerkungen über Fr. 1, Taphos betreffend, bemerke man noch die Auslegung zu Odyss. α, 181 mit Will. Gell's Ithaka p. 91 u. Millin's Mineralogie Homerique p. 122. — Zu Fr. 6. zeigt sich K. M. zu der Annahme geneigt, daß Herodoros in einem seiner Bücher, Οἰδίπους betitelt, die Thebanischen Mythen besonders behandelt habe (s. p. 30. vgl. p. 41.) Fr. 9. von dem aus dem Monde gefallenen Nemeischen Löwen habe ich auch an den Vers des Epimenides erinnert und an das astronomisch-kosmische Element dieses Mythus, in der Symbol. II. S. 244 dr. A. Unser Herausgeber hat schon vorher (p. 28) an denselben die Bemerkung über die damals aufblühende Naturphilosophie angeknüpft. Zu Fr. 13. giebt. K. M. erwünschte Nachweisungen aus den übrigen Historikern, und verbessert jetzt nachträglich im Scholiasten zu Platon's Phädon p. 381 Bekker καὶ Κλέαρχος statt κ. Κώμαρχος. — Zu Fr. 25. über das Acherusische Vorgebirg, wo Herakles den Kerberos aus dem Hades heraufgeholt haben sollte, werden aus Mythologie, Archäologie u. s. w. treffliche Erläuterungen gegeben. Man verbinde damit die kritische Bemerkung zu Fr. 17. Da die Herakleenser zur Verewigung dieser Sage ein Weihgeschenk gestiftet hatten, so hat ihr patriotischer Landsmann in seinem ausführlichen Herakles-Buche nicht zurückbleiben wollen, sondern gewiß dieselbe in ein helles Licht gestellt. — Nicht minder gelehrt und ausführlich waren gewiß die Oertlichkeiten und Abentheuer aus der Argonauten-Sage behandelt worden; wie uns auch die Bruchstücke dieses Werkes beurkunden. Aus der Pelopee wird unter Fr. 61. aus Athen. VI. 231 die aus Sophokles und Plato berühmte Sage vom goldenen Widder des Atreus und vom veränderten Sonnenlauf (vgl. Welcker, die griech. Tragöd. II. S. 360) nach Herodoros Ausdeutung beygebracht, wonach es nichts als eine silberne Schaale mit dem goldenen Bilde eines Lammes in der Mitte gewesen; welche Deutung ein merkwürdiger Beleg für die Manier ist, die Mythen in Geschichte zu verwandeln, und ein Beweis, daß der Evhemerismus schon zu Anaxagoras und So-

krates Zeit im Entstehen war, ein System, dem von da an so viele Historiker folgten.

Es folgt Nr. 62. noch ein Fragment aus demselben Buch über Laodamia und Orestes, schon angeführt bey den Fragmenten des Pherecydes, Nr. 96. (p. 94). — Endlich ist unter Incerta verzeichnet vom Seegott Phorkys, wie er sich in Kephallenia niedergelassen, und wie ein Hafen auf Ithaka von ihm genannt worden (s. Odyss. XIII. 96 u. Porson ad Schol. Harlei.) Wenn man aber an die Taphier als alte Bewohner von Cephallenia denkt (Strabo X. p. 699. Alm.) und das erste Fragment (p. 28) vergleicht, wo Taphos und seine alten Bewohner erwähnt werden, so könnte man vermuthen, daß dieses Fragment dorthin und somit zur Heraklee des Herodoros einzuordnen sey. Zuletzt wird ein ethisches Fragment angehängt, das bloß den Namen Herodoros ohne Nennung eines Buchs beygeschrieben trägt.

P. 41. Simonides Ceus. Nach Suidas ein Tochtersohn des Leoprepiden oder des Lyrikers (wie Bakchylides Schwestersohn desselben war; s. das genealogische Täflein bey Schneidewin, Simonidis Cei Carminum Reliquiae p. V.), vor dem peloponnesischen Krieg, Verfasser von Genealogien in drey Büchern (daher der Genealoge genannt) und von den Erfindungen in eben so vielen. Aus dem ersten Werke folgen zwey Fragmente: 1) über den Steuermann der Argo Ankäos. 2) Ueber des Itonos Töchter Athena und Iodama (*Ἰοδάμα*, über diese Namensform und über den ganzen Mythus habe ich mich mit Anführung desselben Simonides erklärt im Capitel: Minerva Itonia in der Symbolik III. S. 377 ff. dritte Ausg.). — Unter dem Titel *Σύμμικτα* werden noch zwey Bruchstücke angeführt, 1. von Iolkos und von den Minyern; 2. von Ileus, des Ajas Vater mit fünf Versen aus dem Hesiodos. Notizen über andere Männer des Namens Simonides beschließen diesen Artikel.

P. 43. Unter den kurz vor dem peloponnesischen Kriege bis auf Thucydides Zeit lebenden Historikern (Dionys. de Thuc. cap. 5.) wird auch Xenomedes Chius. aufgezählt. Eine zweyte Spur dieses Logographen weiset unser Kritiker nach, indem er durch eine Capital-Emendation im Lucian (Herodot. cap. 4. [cap. 3. p. 834 West.] p. 243 Didot.) für *Ἀναξιμένης ὁ Χῖος* schreibt *Ξενομήδης ὁ X.*, theils des Vaterlandes wegen, denn beyde Anaximenes waren aus Lampsakos — man verbessere den Druckfehler Nitsch. Hist. Homeri statt: Rom. — theils wegen der Zeitgenossen, neben denen er genannt wird. Noch eine andere Spur vermuthet er beym Athen. XIII. p. 601, F., wo *Ζηνὶς ἢ Ζηνεὺς ὁ Χῖος* vielleicht ebenfalls in *Ξενομήδης* zu ändern ist. Es folgen drey Fragmente: 1) von *Ταυροπόλος* als Beyname der Athene, 2) vom Karischen Dynasten Amisodoros, 3) von den Telchinen, wenn man nämlich Dindorfs Aenderung *Ξενομήδης*, statt *Ἐνομίδης* annimmt. Es folgt eine weitere kritische Erörterung, und am Ende giebt K. M. zu bedenken, ob hierbey nicht vielleicht *Ἐπιμενίδης* zu schreiben, oder ob die Historia Telchiniaca dem Xenomedes zuzueignen sey.

P. 44 — 51. Jon Chius. Zu diesem Abschnitt vergl. man noch den Artikel Jon in Pauly's, Walz und Teuffel Real-Encykl. IV. 227 f. (worin aber Manches zu verbessern ist) und Fr. G. Wagner, Poetarum Tragicor. graecor. Fragmenta 1848. p. 21 — 48. Unser Herausgeber beschränkt sich natürlich bey diesem Dichter, Philosophen und Historiker auf zweyerley, einmal auf die Feststellung seiner Lebensjahre und auf die Erörterung seiner geschichtlichen Werke und Anordnung der Fragmente derselben, welche bey Voßius de historicc. grr. gänzlich übergangen worden. Geboren zu Chios Olymp. 74. vor Chr. 484 — 481 scheint er gegen Olymp. 89. 3. vor Chr. 421. gestorben zu seyn. Seine Bildung empfieng er wahrscheinlich zu Athen, in welcher Stadt hauptsächlich er auch abwechselnd mit seinem Geburtsorte seinen Aufenthalt theilte; wie denn Chios damals unter Athenischer Herrschaft stand und, wie Athen selbst, eine aristokratische Verfassung hatte, woraus sich ergiebt, warum Jon im Umgang und in Grundsätzen sich besonders an Kimon anschloß, obwohl er in dem ganzen Kreis von Männern, wie neben jenem Perikles, Sopho-

kles, Euripides, Sokrates u. A. sich bewegte, und so, durch Geist, Bildung und Glücksgüter begünstigt und von den Elementen einer großen Zeit getragen und gehoben konnte er in der Tragödie glänzen, in mehrern Arten der lyrischen Poesie sich auszeichnen, aber auch in der Philosophie und in der Historie sich hervorthun; so daß vielleicht keiner unter den Griechen mehr an den Deutschen Schiller erinnert als eben dieser Jon aus Chios.

Uns gehen nur zunächst die Titel und Gegenstände seiner Geschichtswerke an. Ein πρεσβευτικὸς λόγος, der unter seinem Namen geht, läßt, obschon wir von diesem Buche nichts Genaueres wissen, gleichwohl vermuthen, daß er sich auf Gesandtschaften bezog; wie denn ein Mann in seiner hohen Stellung ohne Zweifel auch zu öffentlichen Geschäften und als Botschafter unter den damaligen Staaten verwendet worden seyn wird. Die Gründungsgeschichte von Chios, Χίου κτίσις, war vermuthlich aus kyklischen Poemen entnommen und mußte ihrer Natur nach viel Mythisches enthalten, wie denn auch das erste Bruchstück daraus beurkundet. Ueber die Titel Ὑπομνήματα (Denkschriften) und Ἐπιδημίαι (Berichte von Besuchen hier oder dort) sind die Meinungen getheilt. Der Herausgeber geht in diese Erörterungen ein, und schließt sich mit Beseitigung übertriebener Skepsis von Fr. Ritter, der Erklärung von K. Fr. Hermann an, wonach die ὑπομνήματα von den ἐπιδημίαι nicht verschieden seyen, und darunter Berichte von seinem Aufenthalte in Athen und in andern Städten, die der Reisende selbst besucht habe, wozu dann vielleicht als Anfang ein Συνεκδημητικὸς gekommen sey, unter welchem letzteren Titel eine Schrift des Jon (II. 88. p. 76 Bekker) angeführt wird.

Dagegen trennt sich K. M. von Hermann, der über die historische Treue des Jon sehr strenge geurtheilt hatte, und bemerkt, daß die Bruchstücke dieser Schriften zu einem Tadel keinen Anlaß geben, wenn man von einer gewissen Partheylichkeit gegen Perikles absehen wolle, welche ihm dem Freunde des aristokratischen Kimon gegen den Demokraten Perikles nur als verschiedene politische Stellung anzurechnen sey. — Seine historische Auswahl und sein heiterer Vortrag verrathe den heiteren Geist eines gesellschaftlichen Dichters. — In der That, füge ich bey, so weit wir aus den verhältnißmäßig wenigen historischen Ueberresten ersehen können, bekunden sie einen Schriftsteller von großer vielseitiger Bildung, einen Mann, der das Leben von allen Standpunkten gesehen, und der es liebt, ihm seine heitern Seiten abzugewinnen. Bedenken wir, daß in diesen Fragmenten die köstlichsten Züge aus dem Privatleben der Griechen in der schönsten Zeit aufbewahrt liegen, und daß sich Spuren des jonischen Dialektes zeigen, in welchem sie aufgezeichnet waren, — der anmuthigen Entfaltung, wie wir aus Herodot gewahr werden, besonders günstig, — so müssen wir in der That beklagen, daß uns kein ganzes Geschichtsbuch dieses Jon übrig geblieben. — Es folgt die Aufzählung und Mittheilung von siebenzehn Fragmenten unter ihren Titeln Ὑπομνήματα (Ἐπιδημίαι), Συνεκδημητικὸς [Πρεσβευτικός, eingeklammert, weil seine Aechtheit bezweifelt ward], Χίου Κτίσις, — eine Uebersicht, welche den großen Reichthum der abgehandelten Gegenstände anschaulich macht.

P. 52 — 58. Stesimbrotus Thasius. Obwohl in Thasos gebürtig, doch größtentheils in Athen lebend und dort nach der Sophisten Weise für Geld lehrend, hatte er den Cimon und Perikles zu Zeitgenossen und den Nikeratos und den Dichter Antimachos zu Schülern. Letzterer hatte über Homers Vaterland und Leben geschrieben und eine Ausgabe seiner Werke besorgt, worin er durch den Vorgang seines Lehrers bestimmt wurde, denn Stesimbrotos gehörte zu den ersten, welche die allegorische und sogenannte pragmatische Auslegung der Homerischen Gedichte in Aufnahme brachten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 15. Mai.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Außerdem hatte er ein Buch über Themistokles, Thukydides (des Milesias Sohn) und Perikles geschrieben, und zwar ganz im Sinn und Interesse der atheniſchen Aristokratie, wonach Themistokles und Perikles als Volksverführer, Cimon als Musterbild der alten strengen lakoniſchen Sitte und Thukydides als ein durch demokratiſche Kabalen Unterdrückter dargestellt und über das Leben und die Sitten jener Staats- und Volksmänner die maßloſeſten Verläumdungen verbreitet wurden, ſo daß Plutarchus dieſe Erzählungen des Sophiſten auf gleiche Linie mit den ſchonungsloſen Darſtellungen ſetzt, womit die Komiker den Perikles u. A. auf der Bühne mißhandelt hatten, und in edlem Unmuth über die Schwierigkeiten klagt, womit die hiſtoriſche Wahrheit bey Zeitgenoſſen und Nachkommen zu kämpfen habe. (Plutarch. Pericl. cap. 13. p. 321 sq. Sintenis; vgl. Heeren de fontib. Vitar. Plutarch. p. 37 sq. und unſern Herausgeber p. 52). — So mißlich ſtand es im Ganzen mit der Stellung der damaligen Sophiſten einerſeits zur Politik, als deren Lehrer ſie ſich aufwarfen, und zur Hiſtorik, die ſie durch ihre Partheyſchriften entſtellten. Und daß in allen dieſen Stücken Steſimbrotos um nichts beſſer als die Uebrigen geweſen, beweiſet die tiefe Vergeſſenheit, worin er bey den nächſtfolgenden und ſpäteren Hiſtorikern und Kritikern verſunken, ſo daß auch ſeine Sprache und ſein Vortrag keine Würdigung genießen, und erſt mit dem Zeitalter des Hadrian, welches das Studium der alten Sophiſten wieder aufweckte, Plutarch ihn, den gleichzeitigen Zeugen über jene großen Männer anführt, aber auch nicht unterläßt, ſeine Berichte ſcharfen Kritiken zu unterwerfen, ſo daß man bey ihm an die heutigen ſogenannten Literaten erinnert wird, welche, gleich jenen alten Sophiſten, über Alles zu ſchreiben leichtſinnig unternehmen.

Noch wird ihm ein Werk περὶ τελετῶν, de mysteriis, beygelegt, und unter ſeinen Bruchſtücken finden ſich auch verſchiedene mythologiſchen Inhalts, welche, wie jene, etymologiſche Herleitungen und allegoriſche Deutungen verrathen.

Hieran ſchließen ſich die Fragmente ſelbſt: *Περὶ Θεμιστοκλέους καὶ Θουκυδίδου καὶ Περικλέους.* Bey Nr. 1 ſucht K. M. Plutarch's chronologiſche Kritik in einer Epikriſe zu widerlegen und zu zeigen, daß Themiſtokles einerſeits den Anaxagoras und andererſeits den Meliſſos gar wohl gehört haben könne. Bey Nr. 2 ſucht er darzuthun, daß Steſimbrotos die ſiciliſche Reiſe des Themiſtokles an den Hof des Hieron nicht ſelbſt erdacht, ſondern vom Komiker Timokreon, der die perſiſch geſinnten, griechiſchen Notabilitäten an dieſem Hofe in Conſpiration gegen die griechiſche Freyheit auf die Bühne gebracht, entlehnt haben möge. — Es folgen mehrere Fragmente bey Plutarch und Eins beym Athenäus über die Lebensereigniſſe des Cimon und Perikles. Mit Nr. 13 ſchließen ſich aus der Schrift *Περὶ Τελετῶν* einige Bruchſtücke über die Idäiſchen Daktylen und Korybanten mit wenigen andern Mythologumenen an. Den Beſchluß machen aus dem Buche *Περὶ Ὁμήρου* die Notiz, Steſimbrotos habe

den Homer für einen Smyrnäer gehalten, und einiges Andere über homerische Verse.

P. 59 — 63. Hippias Eleus. Die drey Altmeister der Sophistik Gorgias, Prodikos und Protagoras haben kein eigentliches Geschichtswerk geschrieben. Ganz anders schon ihre nächsten Nachfolger, unter denen Hippias aus Elis, wie der anmassendste, so der gelehrteste war. Wenn K. M. mit Geel den Antiphon von Rhamnus und den Musiker Lampros für seine Lehrer hält, so widerspricht L. Kayser ad Philostrat. Vit. Sophistar. I. 11. p. 205 [2]). Eben derselbe bemerkt, daß der Annahme, Hippias habe sich Olymp. 87. 2. vor Chr. 431. in Athen aufgehalten, nichts im Wege stehe; sonst war er, der beständigen Gesandtschaftsreisen wegen, seltener dorten; auf welchen Botschafterposten in den verschiedenen Städten Griechenlands er sich allenthalben Ehren und Gelder gewann, indem er allenthalben öffentliche Vorträge über die verschiedensten Wissenschaften und Künste hielt. Davon machten die in Lakedämon gehaltenen eine Ausnahme, denn die Spartaner, deren einziges Streben auf Herrschaft gerichtet war, wollten ihn nur hören über die Arten der Städteverfassungen, der Colonien und der Thaten derselben (Plato l. l. p. 133 ed. Heindf. Philostr. l. l.) — welche Forderungen er, nach der historischen Richtung, die er zur Heroen- wie zur Menschengeschichte genommen hatte, befriedigen konnte. — Unter den Schriften dieser Art, die ihm beygelegt werden, ist eine Συναγωγὴ betitelte; welche unbestimmte Aufschrift eben deswegen von Osann für eine von einem Späteren gemachte Sammlung von Declamationen, von Bode für eine ästhetische Schrift über das Schöne gehalten, von K. M. aber so ergänzt wird: Συναγωγὴ τῶν ἐνδόξων γυναικῶν, und dafür scheint in der That das einzige Fragment zu sprechen, das uns Athen. XIII. p. 609 A. (vgl. Nr. 1.) davon aufgehalten hat, wo von der schönen Milesierin Thargelia erzählt wird. Eine zweyte Schrift wird unter dem Titel Ὀλυμπιονικῶν Ἀναγραφὴ, Verzeichniß der Sieger in den Olympischen Spielen, aufgeführt (S. Nr. 2). Als eine dritte Schrift werden angeführt Ἐθνῶν ὀνομασίαι, Benennungen der Völker (S. Nr. 3 sqq.), worin außer diesem eigentlichen Inhalt viel Mythologisches, Literarisches, Historisches, Ethisches, Sprachliches u. dgl. vorkommt, und der compilatorische Charakter, welchen die Schriften der Sophisten an sich trugen, in einer sehr sprechenden Stelle (S. Nr. 6) kenntlich sich selbst zeichnet. Die Summa aller zum Theil blos unter Hippias Namen aufbehaltener Bruchstücke beläuft sich auf fünfzehn.

P. 64 — 67. Damastes Sigeensis. Auch er wird vom Dionysius (de Thucyd. cap. 5) kurz vor den peloponnesischen Krieg gesetzt, fast gleichzeitig mit Herodot, gebürtig aus Sigeum in Troas, Sohn des Diorippos und zu den reichsten Bürgern gehörig, wenn anders die Stelle des Suidas (in Δαμάστης, vgl. denselben unter Πῶλος) in diesen Worten richtig ist, denn im Folgenden ist sie zum Theil sehr verdorben, und Bernhardy und K. M. haben dankenswerthe Verbesserungsversuche gemacht. Schüler des Hellanikos betrat er fast dieselben Gebiete der Logographie, und schrieb in zwey verschiedenen Büchern von den Eltern und Vorfahren der Griechen und Barbaren, welche vor Troja gekämpft, und wie ein jeder sich weggewendet (wahrscheinlich nach den Kyklikern, Nosten-Dichtern u. dgl.); einen Katalog von Völkern und Städten; über Poeten und Sophisten und mehrere andere Werke, vermuthlich Chroniken, denn er wird der Chronologe genannt, und über die Erfindungen. Seine geographischen Schriften hatte Eratosthenes zum Oftern benutzt, und wird deßwegen von Strabo (I. 47) mit einem Tadel überschüttet, der um so ungerechter ist, weil dabey jenen alten Zeiten nicht Rechnung gehalten ist. Uebrigens war Damastes in den Gegenständen seiner Schriften von Hekatäos und Hellanikos ganz abhängig, und scheint sein eigenthümliches Verdienst in einem gebildeteren Vortrag gesucht zu haben, wozu er sich durch den Umgang der Sophisten zu Athen und vielleicht auch durch das Studium ihrer Werke die Fähigkeit erworben haben mochte.

Der Herausgeber ordnet darauf des Damastes Fragmente unter folgende Titel: Περίπλους (περὶ

2) Welcher ganze Artikel auf Plato's Hippias mai. p. 285 sqq. beruht, s. L. Kayser zu Philostr. l. 2 in der größern Ausg. p. 279.

Ἐθνῶν) unter sechs Numern, zum Theil mit kritisch-literarischen Anmerkungen, über die Skythen und andere nördliche Völker; über die Gränzen von Troas, über Cypern u. s. w. (*Χρονικά*), Nr. 7 und 8 über den Monat Thargelion; über die Gründung von Rom durch Aeneas und die Benennung der Stadt nach einer der Troerinnen *Ῥώμη* (Dionysius Halic. I. 72, wo der Sammler des Argivischen Priesterinnen-Katalog's (Hellanikos) als Zeuge angeführt, und beygefügt wird: *Ὁμολογεῖ δ' αὐτῷ καὶ Δαμάστης ὁ Σιγειεύς* [3]) — [*Περὶ Εὑρημάτων*, eingeklammert, weil es ungewiß ist, ob Damastes ein Buch dieses Titels geschrieben] mit der Einen Numer 9. — *Περὶ ποιητῶν καὶ Σοφιστῶν*. Nr. 10: Homer sey in Chios geboren und ein Nachkomme des Orpheus.

P. 67. Anaximander Milesius; nämlich der jüngere, Zeitgenosse des Artaxerres Mnemon und zu unterscheiden vom Philosophen, denn er wird ausdrücklich Historiker genannt, vielleicht Eine Person mit dem in Xenophons Gastmahl III. 6. Genannten. Ihm werden beygelegt eine Auslegung der pythagorischen Symbole und eine Heroologie. Unter diesem letztern Titel (*Ἡρωολογία*) werden hier zwey Fragmente aufgeführt; im letztern zugleich mit Hekatäos und Dionysios und wie diese beyden Milesischen Logographen hatte er sich auch des jonischen Dialekts bedient, und in einem dritten, wenn es ihm angehört, erscheint er als ein pragmatischer oder realistischer Ausleger der griechischen Mythen.

Pag. 68 — 71. Critias Atheniensis. Zu den vom Herausgeber angeführten Schriften über diesen merkwürdigen Schüler des Gorgias und des Sokrates sind noch beyzufügen K. Friedr. Hermann System der platonischen Philosophie I. S. 93 ff. und die Sammlung seiner Elegien in Schneidewin delectus poes. eleg. I. p. 136 sqq. Irrig behaupte Alexander Aphrod., dieser Tyrann Kritias habe nichts als Elegien geschrieben; seine *πολιτεῖαι* in Prosa, wovon wir nur noch wenige Fragmente über die von Lakedämon, Thessalien und Athen übrig haben, und mehrere, glaubt K. M., habe er auch nicht geschrieben. Unter der Aufschrift: *Λακεδαιμονίων πολιτεία*, folgen sechs prosaische Bruchstücke, denen unter Nr. 2 ein poetisches längeres aus den Elegien beygeordnet ist. Es folgt: *Θετταλῶν πολιτεία* mit Nr. 7, wobey bemerkt wird, Kritias habe, aus Athen verbannt, sich einige Zeit unter den Thessaliern aufgehalten. Dieses Bruchstück handelt vom Luxus derselben mit einer politischen Rüge, wogegen man die Bemerkung machte: Kritias habe die Thessalier mehr verdorben, als die Thessalier den Kritias. (Philostr. Vit. Sophist. I. 16. p. 502, wozu man überhaupt L. Kayser p. 225 vergleiche.) Unter dem Titel *Ἀθηναίων πολιτεία* folgen noch zwey Numern, 8 und 9. — Ob Kritias auch unter dem Titel *βίοι* Lebensnachrichten ausgezeichneter Männer verfaßt habe, wird nicht besonders erörtert. Ohne eine eigene Rubrik zu machen, führt der Herausgeber noch vier Fragmente Nr. 10 — 13 mit der Bemerkung an, sie seyen vermuthlich aus seiner Schrift: *περὶ ποιητῶν καὶ σοφῶν* entnommen, und sie betreffen wirklich den Orpheus, Musäus, Homerus, Archilochus und Chilon.

Liber Secundus.

Inde a fine belli Peloponnesiaci usque ad tempora Alexandri Magni (Ctesias Cnidius, s. ad calcem Herodoti dieser Sammlung).

P. 74 — 78. Themistogenes. Sophaenetos. Cratippus. Mit Recht schließt meines Bedünkens K. M. aus der Stelle des Suidas unter *Θεμιστογένης*, wo ihm außer der Anabasis noch andere Schriften beygelegt werden, daß sein Name keine Fiction, sondern der eines wirklichen Historikers sey, so wenig wir auch sonst von ihm wissen. Dies hängt mit der viel besprochenen Stelle Xenophon's Hell. III. 1. 2. zusammen, der uns berichtet, der Feldzug des jüngeren Kyros und der Rückzug der Hellenen bis an's Meer sey von Themistogenes dem Syrakusier geschichtlich abgefaßt worden. Obschon nun Plutarch de glor. Athen.

3) Wie K. M. die alte Lesart *Σιγεύς* mit Recht verbessert hat. Im Capitel vorher (Cap. 71) vom König Aventinus muß im Dionysius ebenfalls aus dem Cod. Vat. corrigirt werden: *ἀφ' οὗ τῶν ἐκτὰ λόφων τις ἐπώνυμος ἐγένετο.* Vergl. Meineke ad Scymnum Chium p. 162.

1. p. 416 Wytt. p. 423 ed. Didot [4]) darüber einen deutlichen Aufschluß giebt, so haben sich doch verschiedene Vorstellungen gebildet, welche Jacobs in den vermischten Schriften VI. S. 45 ff. Westermann ad Voss. de Histor. gr. p. 53 und K. M. a. a. O. zusammengestellt haben. Wenn der Letztere meine Ansicht in der histor. K. d. Gr. S. 230 — 232 anführt, wonach Themistogenes neben der Anabasis des Xenophon in einer eigenen Schrift jene Begebenheiten erzählt, aber nicht so weit wie dieser fortgeführt hatte, so wird er jetzt aus den Wiener Jahrb. der Liter. Band 122 S. 3 ersehen, daß ich seitdem die große Auctorität des Plutarchischen Zeugnisses anerkannt, und mit Jacobs (S. 68 — 72) annehme, Xenophon habe aus triftigen Gründen, um seine Erzählung glaublicher zu machen, dem Werke, das er geschrieben hatte, und das so von keinem Andern geschrieben werden konnte, den Namen des syrakusischen Themistogenes vorgesetzt, der aber dennoch bald in der allgemeinen Meinung seinem eigenen Namen habe weichen müssen.

Dagegen hatte Sophänetos aus Stymphalos (*Σοφαίνετος ὁ Στυμφάλιος*) wirklich eine Anabasis des jüngern Kyros geschrieben. Er, ein Gastfreund dieses Prinzen, ist wahrscheinlich derselbe, der ihm tausend schwerbewaffnete Fußgänger zugeführt hatte und der als der älteste der Heerführer beim Rückzug mehrmals von Xenophon genannt wird. Vier geographische Notizen werden aus Stephanus von Byzanz von K. M. hier aufgeführt.

Cratippus. Daß er aus Lesbos gebürtig war, ist eine nur schwach begründete Vermuthung des Herausgebers. Daß er Zeitgenosse des Thucydides war und dessen Geschichtswerk ergänzte, ist von Dionysius (Jud. de Thucyd. cap. 16. p. 102 sqq. Krüger.) bezeugt. Die übrigen Zeugnisse des Plutarch [5]), des Pseudoplutarch und des Marcellinus geben aber Stoff zu verschiedenen Erörterungen, in welche K. M. eingeht und deren Ergebniß folgendes ist: Seines Bedünkens gab Kratippus ein historisches Werk heraus, welches die Historien des Thucydides mit den Hellenika des Theopompus umfaßte, doch so, daß Kratippus die letzten Parthien des Thucydideischen Werkes überarbeitete, und aus seinen eigenen Sammlungen hinzufügte, was bis zu Ende des peloponnesischen Kriegs sich ereignet hatte, denn dieses Letztere hatte Theopomp in einem einzigen Buche sehr kurz behandelt, wogegen eben derselbe die Begebenheiten der folgenden eilf Jahre in eben so viel Büchern erzählt hatte. Auf diese Weise lasse es sich erklären, warum der weniger aufmerksame Plutarch, das Ganze, dessen erster Theil nur dem Kratippus, der zweyte aber dem Theopompus angehört habe, unter des Kratippus Namen anführe [6]). Alles was hier über Kratippus gesagt ist, füllt drey Abschnitte, welche aber eigentliche Fragmente aus den Geschichtswerken des Kratippus nicht enthalten, über deren gänzlichen Mangel bey den Schriftstellern Krüger a. a. O. mit Recht sich wundert.

(Fortsetzung folgt.)

4) Wobey jedoch dem Herausgeber entgangen ist, daß Wyttenbach mit Meziriac u. Codd. statt *καὶ Θεμιστογένη, περὶ τούτων συντετάχθαι τὸν Συρακόσιον* die Lesart vorzieht: *κ. Θεμιστογένει — τῷ Συρακοσίῳ*, näher der Construction bey Xenophon selbst.

5) De glor. Athen. 1. p. 345 E., wo Wyttenbach (Animadv. p. 137) schon vor Krüger *Ἀρχίνου* statt *Ἀρχίππον* verbessert hatte, und eben daselbst eine Lücke vermuthet, wodurch die Erwähnung der Xenophontischen Hellenika ausgefallen. Im Suidas sub v. *Σαβῖνος* vermuthet K. M. *ἐγραψεν εἰς Θουκυδίδην καὶ Ἀκουσίλαον — ὑπομνήματα*, es sey zu lesen — *καὶ Κράτιππον*, so daß dieser Sophist zu Hadrian's Zeit Commentare über Thucydides und seinen Ueberarbeiter und Fortsetzer geschrieben habe.

6) Womit man jetzt den kurzen Artikel Westermann's in Pauly's Realencyclop. II. p. 742 vergleiche.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Mai

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

P. 79. Aristippus Cyrenaeus. Diesem Sokratiker werden mehrere Schriften beygelegt. Historischen Inhalts war die über Libyen, die er dem sicilischen Tyrannen Dionysius gewidmet hatte, vielleicht auch eine über dessen Tochter (s. Vossius p. 53 ed. Westerm.); sodann eine περὶ παλαιᾶς τρυφῆς, d. h. eine Beyspielsammlung von Liebesneigungen und Genüssen, denen sich Männer vor ihm hingegeben. Die daraus beym Diogenes Laertius aufbewahrten anstößigen Liebesgeschichten des Sokrates, Xenophon, Plato, Xenokrates u. A. hat K. M. als die einzigen Fragmente mitgetheilt; denn von den übrigen Schriften sind keine erhalten worden, und diese gehören unserm Philosophen sicherlich nicht an, wie schon Brucker (Hist. Philos. I. p. 592) vermuthet und Joh. Luzac (Lectt. Atticc. p. 108) näher bewiesen hat; sie widersprechen nicht nur der Denkart und dem Geiste der Philosophie des Aristippus, sondern zum Theil offenbar der Chronologie. Zu dem, was K. M. angeführt, verdient noch nachgelesen zu werden H. Ritter Gesch. der alten Philosophie II. S 88 ff. und K. Friedr. Hermann, Gesch. d. platon. Philosophie I. S. 263 ff.

P. 80 — 84. Dionysius tyrannus. Hermias. Athanas. Timonides. Nach Suidas in Διονύσιος hatte der ältere Tyrann dieses Namens außer Tragödien und Komödien auch historische Schriften verfaßt; weil davon sonst nirgends etwas verlautet, so vermuthet K. M. einen Irrthum.

Hermias (Ἑρμείας), aus Methymna auf Lesbos, wird als Verfasser von zehn oder zwölf Büchern sicilischer Geschichten genannt, welches K. M. so erklärt, daß er die Geschichte des älteren Dionysius bis zu 10 Büchern gebracht, die sodann ein Anderer, weil sie nicht bis zum Lebensende reichten, in 2 Büchern vollendet habe. Es werden zwey Fragmente daraus mitgetheilt, das Letztere aus Vermuthung, daß es diesem Hermias angehöre (wobey von andern Schriftstellern dieses oder ähnlicher Namen gehandelt wird), über den Gryneischen Apollo, mit einer sehr lebendigen Beschreibung eines Festes. Daß das Heiligthum dieses Gottes der Mittelpunkt eines Aeolischen Zwölfstädte-Bundes gewesen, wird nach K. Fr. Hermann Griech. Alterth. §. 76 not. 12 für eine unbegründete Vermuthung erklärt. Unter Nr. 3 wird aus einer Periegese des Hermias eine Stadt Chalkis im Lande der Skythen angeführt, aber dahin gestellt gelassen, ob es nicht dem Hecatäus angehöre.

Athanas auch Athanis (Ἀθάνας, Ἄθανις[7]) aus Syrakus, nach K. M. Zeitgenosse des Dion und Timoleon, obschon er zum eigentlichen Gegenstande seiner sicilischen Geschichte die Zeit von Dion's Auftreten an (356 vor Chr.) erwählt hatte, fügte doch die Ereignisse der vorhergehenden sieben Jahre (363 — 356) in Einem Buche hinzu, damit sein Werk in Verbindung mit des Philistus Büchern eine zusammenhängende Geschichte Siciliens darstelle, und führte sie vermuthlich bis zu Timoleon's Tod

7) Athanes haben Codd. s. K. M. p. 82, und so citirt Heeren. de fontib. Plutarchi p. 55.

(Ol. 110. 4. vor Chr. 387) fort. Seine Glaubwürdigkeit und wie viel ihm Diodor verdanke, bleibe ungewiß. — Dem Herausgeber ist hierbey unbekannt geblieben: J. C. Held Prolegomenon ad Plutarchi vitam Timoleontis Caput tertium. Baruthi 1841; in welcher dieser mein Freund und Schüler p. 5 sqq. ihm nicht nur in den Epikrisen über die Heyne'schen und Göller'schen Ansichten zuvorgekommen ist, sondern auch über Athanas und sein Werk sich ausführlicher erklärt, woraus ich nur die Eine Bemerkung ausheben will (p. 7), daß der Schluß, im Athanas als Fortsetzer des Philistos einen gleichgesinnten Tyrannenfreund zu vermuthen, ein übereilter seyn würde, da er ja als Geschichtschreiber Dion's sich eher als einen Freysinnigen ankündige. — Bey K. M. folgen aus dem Werke des Athanas drey interessante Fragmente mit Anmerkungen desselben.

Timonides der Leukadier. Er schloß sich, auf die Nachrichten, welche Speusippus aus Sicilien gebracht, dem Zug des Dion gegen Dionysius den jüngern an, und war nicht nur Zeuge sondern auch Theilnehmer an den Unternehmungen gegen diesen Tyrannen. Darüber hatte er briefliche Berichte an den Speusippus erstattet. Diese und die Briefe des Plato waren die Quellen, woraus Plutarch im Leben des Dion fast alle seine Nachrichten geschöpft, weßwegen K. M. diese Berichte mit einigem Mißtrauen betrachtet. Doch führt Plutarch im Leben des Dion auch den Ephorus und den Timäus neben den Timonides an [8]). — Es folgen zwey Fragmente, über den Sohn des Dion und über des Philistos Tod. Ein drittes, mythologischen Inhalts, möchte eben deßwegen der Herausgeber einem Lobgedicht des Simonides auf die Insel Sicilien beylegen (vergl. jetzt Schneidewin ad Simonidis Cei carmm. reliqq. p. XIX. sqq.).

P. 84 — 87. Dionysodorus et Anaxis Boeoti. Diodor [9]) berichtet, beider griechische Geschichten seyen bis zu Olymp. 104. 4. vor Chr. 360, ein Jahr vor Philipp's von Macedonien Thronbesteigung fortgeführt. Vom Leben des ersteren ist mit Sicherheit nichts bekannt, als daß er Zeitgenosse Philipp's und Alexanders war. Ist er Eine Person mit dem Thebaner dieses Namens gewesen, so hat er als Gefangener Alexanders dessen Großmuth erfahren (Arrian. Exped. II. 15. 5.). Es gab mehrere Dionysodore, aber ein Fragment, das man dem Werke jenes Böotiers sicher beylegen könnte, ist nicht beyzubringen.

Nicht bekannter ist Anaxis. Man könnte beym Dionysius Archaeol. I. 1. (nicht 2.), wo ein Anaxilaos wegen Verläumdung anderer Geschichtschreiber getadelt wird, an diesen denken. Aber K. M. möchte dort vielmehr Anaximenes bezeichnet sehen, auf welchen diese Rüge recht eigentlich paßt. Uebrigens hielt Vossius de hist. grr. p. 384 (nicht 484) ed. Westerm. mit dem Anaxilaos beim Diog. L. I. 107. jenen bey Dionysius a. a. O. für Eine Person.

Zoilus Amphipolita, der bekannte Homeromastix, Verfasser mehrerer kritischer und grammatischer Werke, die K. M. mit einer reichen literarischen Ausstattung in einer Note anführt, soll 1) über Amphipolis geschrieben haben; 2) eine Geschichte von der Theogonie an bis auf Philipp's Tod, dessen so wie Alexanders Zeitgenosse er war. Allein es ist auch nicht die geringste Spur von beyden Schriften vorhanden.

Cephissodorus, aus Athen, Schüler des Isokrates und selbst Redner, aber auch, wie die

8) Mit Anführung von Heeren de fontib. Plutarchi p. 53 sq. Jetzt bemerke ich, daß einer unserer Commilitonen dem Herausgeber nicht nur in der Verbesserung Diogen. Laert. IV. 5. *Τιμωνίδης* statt *Σιμωνίδης* und *Δίωνος* statt *Βίωνος*, sondern auch in manchen Erörterungen über die Verhältnisse dieses Akademikers zuvorgekommen ist. S. Speusippi Atheniensis Vita scr. Max. Achill. Fischer Rastadii 1845 p. 16 sqq., eine Heidelberger philologische Preisschrift.

9) XV. 9. 4. (nicht 5. II. p. 64. Didf.), wo mit Reißig's Verbesserung die ungezwungenste scheint: *Διονυσόδωρος καὶ Ἄναξις — τὴν τῶν Ἑλληνικῶν ἱστοριῶν εἰς τοῦτον τὸν ἑαυτῶν κατεστρόφασι τὰς συντάξεις.*

meisten Schüler jenes Meisters, Geschichtschreiber. Von einem Ausleger des Aristoteles (Eusthatius ad Ethic. Nicom. III. 8.) wird aus dem zwölften Buche vom heiligen Krieg eine Beschreibung einer Schlacht von Koronea unter seinem Namen angeführt, welche Ruhnkenius (Hist. crit. Oratorr. p. 48) jenem Kephisodoros beyzulegen geneigt ist. K. M. bringt noch Mehreres über seine andern Schriften bey.

Demophilus, Sohn des Ephoros von Kuma und Fortsetzer seines Geschichtswerks (s. K. M. Vita Ephori p. LXI. not. 1. in Vol. I. dieser Fragg. historicc. grr.). Hier wird aus der Heroengeschichte von Theben ein Fragment nachgetragen, welches dem 152. Bruchstück des Ephorus einzuordnen sey. Der von Jo. Lydus de mens. IV. 2. p. 148 (nicht 248) Rötheri angeführte Demophilus sey auf jeden Fall ein anderer.

Theocritus Chius., Mitbürger des Theopompos, aber entschiedener politischer Gegner desselben als Demokrat und Bekämpfer der aristokratisch-macedonischen Parthey, welcher Theopomp angehörte, ein berühmter Sophist und wegen seiner Sarkasmen gegen Hohe und Niedere gepriesen und gefürchtet, die ihm auch endlich vom König Antigonus den Tod zuzogen [10]). — Unter den ihm beygelegten Schriften kommen Briefe wunderbaren Inhalts vor, wozu ein Fragment bey Fulgentius Mythol. 1. 26. wohl gehören könnte. Da Suidas (in *Θεόκριτος*) von der ihm zugeschriebenen Libyschen Geschichte blos vom Hörensagen spricht, so hat K. M., der einen solchen Gegenstand nicht für die Sache eines Sophisten hält, ein einziges Fragment unter der Aufschrift *Θεοχρήστου Λιβυκά* angeführt, und unter diesem andern Namen wird es auch citirt (beym Schol. Apollon. IV. 1750).

10) K. M. hat eine Reihe davon zusammengestellt. Den mißverstandenen Sinn eines Witzwortes gegen Anaximenes habe ich gegen Geier, Alexandri M. Scriptores p. 283, in der histor. K. d. Gr. S. 386 f. erläutert, und dazu die Beystimmung unsers Herausgebers ad Anaximenis fragg. p. 33 erhalten; auch ebendaselbst ein Mehreres über die Schriften dieses Theokritos beygebracht.

P. 88 — 100. Dino. [*Δείνων.*] [11]) Vater des Geschichtschreibers Alexanders Klitarchus und folglich Zeitgenosse des Königs Philippus von Macedonien. Da das Vaterland dieser Historiker nicht genannt wird, so hat K. M. [12]) aus manchen Spuren auszumitteln gesucht, daß der Vater Aegypten angehöre und der Sohn, wo nicht dort geboren, so doch längere Zeit dort gelebt habe, und zwar am Hofe des Ptolemäus Lagi, als dessen Client er sich in seinen Schriften kenntlich mache. Das ziemlich ausführliche Werk der sogenannten *Περσικὰ* Dinon's scheint in drey Abtheilungen zerfallen zu seyn, ohne daß wir über die Scheidepunkte bestimmte Nachweisungen geben können. Unserm Herausgeber scheint Sonderung in die Assyrische, die Medische und die Persische Geschichte die natürlichste zu seyn, und sonach hat er auch die Fragmente geordnet. Die Erzählung Dino's vom Ursprung des persischen Reichs lasse sich, glaubt K. M., mit der des Ktesias leicht in Uebereinstimmung bringen. Uebrigens gewann der erstere im historischen Zutrauen schon im Alterthum in demselben Maße, als er von dem Letzteren abzuweichen pflegte; und die neuern Kritiker und Geschichtsforscher haben sich dieser Würdigung großentheils angeschloßen [13]), obschon auch er manch

11) So hat Wilh. Dindorf im Athen. XIV. p. 1406 unten und K. M. in dieser Fragmentensammlung statt *Δίνων* geschrieben, und obschon Pape, Eigennamen S. 114, die letztere Schreibart neben der ersteren anführt, so haben doch die Kritiker von jeher für jene gestimmt. Eine ganze Reihe von Stellen derselben hat unser Professor Ludwig Häußer, Verfasser einer Geschichte der Pfalz, in einer noch ungedruckten Abhandlung über Dinon beygebracht, worauf ich neulich, da sie den Schriften des hiesigen philologischen Seminars angehört, in den Wiener Jahrbb. d. Lit. Bd. 122. S. 233 aufmerksam gemacht habe. Auch Westermann in einem kurzen Artikel über Dino in Pauly's Real-Encyclop. II. S. 1024 hat bloß die Form *Δείνων* beygesetzt.

12) Historicor. graecc. fragm. Vol. I. 2. p. 74. Ueber Dino's Zeitalter vergl. Clinton, F. H. I. p. 387 ed. Krüger.

13) Cornel. Nepos Conon. cap. 5 fin. „Dinon historicus, cui nos plurimum de rebus Persicis credimus“ vergl. Voss. de hist. grr. I. p. 68

Unglaubliches erzählt. Ueberhaupt ist K. M. weniger günstig für Dino gestimmt, und glaubt, daß das Meiste, was Plutarch im Leben des Artaxerxes gegen die Glaubwürdigkeit und Charaktertüchtigkeit des Ktesias vorbringe, dem Dino entnommen sey, dessen vielfache Opposition gegen Ktesias ihm bey vielen Lesern Gunst erworben habe. Auch möge nicht sowohl die Schärfe des Urtheils als die Fülle der von ihm erzählten Ereignisse die Leser für ihn bestochen haben. (Im Letzteren dächte ich doch möchte er den Ktesias kaum überboten haben.) — Auch möchte die Eleganz seines Vortrags [14]) für ihn eingenommen haben; im Allgemeinen aber möchte wohl den Tadel, der seinen Sohn Klitarchos treffe, auch er einigermaßen verdient haben. Endlich sey er nicht frey von Fehlern gegen die Chronologie. — Es folgen die Fragmente, nach obiger Ansicht geordnet unter drey Rubriken; zuerst *Ἀσσυριακά*, mit 1. 1 a. 2. 3. und kritischen Anmerkungen. — *Μηδικά*, mit Nr. 4; 5. 6. [15]); 7. *Περσικά*, mit 8. [16]) — 30.

Heraclides Cumanus. Sein Zeitalter sey ungewiß, doch könne man aus Plutarch. Themistocl. cap. 27 (vid. Dinon fr. 6. vielmehr fr. 20.) schließen, daß er jünger als Dino und Klitarch gewesen sey. Unter den vierzehn Personen jenes Namens, welche Diogenes L. V. 93 aufführt, kommen zwey Cumaner vor, beym Herodotus ebenfalls zwey Heraklides aus Kuma (zu den angeführten Stellen füge man bey Herodot. V. 37 mit „Aristagoras, Sohn des Kumäers Heraklides"). Der Alexandriner Heraklides, der *Περσικὰ ἰδιώματα* geschrieben, möchte nach des Herausgebers Vermuthung mit unserm Geschichtschreiber Persiens Eine Person seyn. Er hatte sein Werk in zwey Massen getheilt, in die Vorbereitungs-Bücher, wenigstens zwey an der Zahl, worin die heiligen Gebräuche, die Sitten, die Einrichtungen mit Einem Wort, die Eigenthümlichkeiten der Perser beschrieben waren, und in die Bücher der eigentlichen Königsgeschichten. Hiernach ordnet nun K. M. die Fragmente: *Περσικά*. *Παρασκευαστικά*. Aus dem ersten Buch Fr. 1., aus dem zweyten B. Frr. 2. — 5. — Aus der Geschichte der Perserkönige: Frr. 6. (wozu man Dinonis frgg. nr. 20 vergleiche) und 7.

Aristagoras Milesius. Vielleicht aus der Nachkommenschaft des im jonischen Kriege berühmten Vorstehers von Milet desselben Namens, nicht viel jünger als Platon, und Verfasser ägyptischer Geschichten, deren Fragmente K. M. so ordnet und größtentheils mit Anmerkungen begleitet: *Αἰγυπτιακά*; erstes Buch mit zwey Numern; zweytes Buch mit Einer; aus ungewissen Büchern, mit Nr. 4 — 11 einschließlich. In Nr. 6. aus Steph. Byzant. in *Γυναικόπολις* schöpfen wir die angegebene Notiz über sein Zeitalter. Unter Nr. 9., wo aus Plin. XXXVI. 12. 17. die Schriftsteller über die ägyptischen Pyramiden, worunter auch Aristagoras, aufgezählt werden, hat K. M. reiche chronologische und literarische Nachweisungen gegeben, namentlich über den Euemeros. Unter Nr. 10. wird aus Diogen. L. Prooem. §. 11. Aristagoras als ein Schriftsteller über die ägyptische Theologie bezeichnet, welches K. M. um so mehr auf unsern Milesier bezieht, weil er mit Plato zusammengestellt werde (Fr. 6.).

(Fortsetzung folgt.)

Westerm. und Sintenis ad Plutarch. Themistocl. 27. p. 170.

14) Valkenaer schätzte diesen sehr und suchte Spuren davon besonders in mehreren Erzählungen des Aelianus, namentlich V. H. I. 31. 32. 33. 34. II. 17; VI. 14; XII. 1. vergl. ad Theocrit. Adon. vs. 11. p. 304. Häußer hat Nachweisungen gegeben, daß Dino's Styl im Ganzen attisch, aber nicht mehr rein gleich dem der älteren Attiker Xenophon's u. A. war.

15) Bey Diog. Laert. IX. 50 über Protagoras, wobey K. M. mit Recht bemerkt, daß die Erwähnung dieses Philosophen mit einem Bericht über asiatische Religionen sehr wohl verträglich sey; s. das Nähere in meinen Fragg. Historicc. grr. antiqq. p. 14.

16) Von der Weissagung der Magier aus Tamariskenzweigen, worüber ein Mehreres bemerkt ist in meinem dritten Band zur Archäologie S. 466. Zu Fragment. 20. bemerkt K. M. einen chronologischen Verstoß des Dino. Er steht dort im Widerspruch mit Charon und Thucydides erscheint; s. meine Bemerkk. in den Fragg. Historr. grr. p. 93.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Mai.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Liber Tertius.

Aristoteles eiusque discipuli.

(Es wird dabey bemerkt, daß die Fragmente der gleichzeitigen Geschichtschreiber Alexanders d. Gr. der Ausgabe von Arriani Anabasis angehängt seyen.)

P. 102—192. Aristoteles Stagirita.

Vorausgeschickt wird ein Verzeichniß der Schriften des Aristoteles, worin historische Sachen abgehandelt werden, unter zwölf Numern, welches ich hier übergehe, da die Titel doch im Verfolg noch einmal vorkommen. Aus der Anmerkung zu Nr. 4. (wo es heißt: *Ἀλέξανδρος ἢ περὶ ἀποικιῶν.* Diog. L. V. 22. Anonym. Menag. mit der Bemerkung, daß von dieser Schrift sich nichts erhalten habe) hebe ich nur folgendes Wenige aus: Eine Schrift des Aristoteles über Alexander habe nie existirt. Wenn ferner *κτίσεις* desselben Stagiriten angeführt werden, so seyen darunter desselben *πολιτεῖαι* gemeint, welche ja auch die Gründungen der Städte berührten, obschon Plutarch (Non posse suav. v. s. Epicur. cap. 1093. Wytt. p. 1337 Didot.) diese Schriften zu unterscheiden scheint. Die Schriften von den Flüssen und von den Inseln gehen den Aristoteles eben so wenig etwas an. Ebendaselbst wird über die Sammlung: Aristotelis Rerum publicarum Reliquias collegit C. F. Neumann. Heidelberg. 1827. ein strenges Urtheil gefällt und gesagt, daß K. M. keinen Gebrauch davon habe machen können, tam supina est auctoris negligentia. — Die Zahl der Bücher betreffend, so müsse man, wie die Sachen stehen, das Zeugniß des Diogenes L. V. 27 und des anonymen Biographen p. 404 Westerm. gelten lassen, welche 158 angeben; die andern Angaben mit weniger oder mehr Zahlen bis zu 255 seyen vielleicht daraus zu erklären, daß man die Staatsverfassungen, deren Aristoteles in andern Schriften gedenkt, hinzugerechnet habe, oder auch solche mitgezählt, welche von Andern verfaßt, fälschlich dem Aristoteles beygelegt habe, wie denn aus Simplic. Prolegg. in Categor. p. 2 hervorgehe, daß es unächte *πολιτεῖαι* unter jenem Namen gegeben habe. In vorliegender Sammlung ist die Gesammtzahl 95, worunter 45 unter dem ausdrücklichen Titel, die übrigen wegen ihres homogenen Inhalts; überhaupt sey diese Sammlung der *πολιτεῖαι* als ein Hand- und Exempel-Buch zu der Politik (*πολιτικά*) zu betrachten. Es folgt das Verzeichniß der 95 Fragmente, wobey der Herausgeber so verfahren ist, daß er die Staatsverfassungen der Athener, Lacedämonier und Kreter vorangestellt, und die übrigen in geographischer Ordnung ihnen angereiht, die Republiken, die ihres Inhalts wegen aufgenommen worden, in Parentheses (); die aus den Büchern der Politik hereingenommenen in Klammern [] eingeschlossen hat.

Ueber die Methode, die Aristoteles bey dem Bericht über jede Staatsverfassung beobachtet haben möge, worüber wir mehr Vermuthung als sichere Nachweisung aus diesen Bruchstücken geben können, macht K. M. folgende Vorbemerkung: Er gieng vermuthlich bey jedem Staat vom Ursprunge des

Volkes aus, das ihn bewohnte und behauptete. Da er sich hier auf mythischem Boden befand, so gab er die Ueberlieferungen ganz roh und naiv, wie er sie vorfand, ohne irgend Auslegungen einzumischen, wie es sich Ephorus und seine übrigen Nachfolger erlaubten. Und das ist der größte Theil des Inhalts dieser uns aufbehaltenen Fragmente. Wenn also Aristoteles bey jedem einzelnen Staat von der Natur des Landes, des Bodens, des Stammes nach seiner individuellen Beschaffenheit den Ausgangspunkt nahm, und so als Angelpunkt eine Geschichte entwarf, die mit dessen Verfassung und deren Veränderungen in engster Verbindung stand, so zeigen sich von diesem letzteren wichtigsten Theil in diesen Bruchstücken nur sehr schwache Spuren, und wir müssen das meiste hierher Gehörige aus den Büchern von der Politik entnehmen. Mit welchem Fleiß und Scharfsinn jedoch der Verfasser in der Schilderung der Staatseinrichtungen, der Obrigkeiten, des Staatshaushaltes, der öffentlichen Ordnung, des Kriegswesens, des Handels, des Maaß- und des Münzwesens, wie nicht minder der Sitten des Privatlebens verfahren sey, läßt sich noch jetzt aus den zwey Capiteln über die Staaten von Athen und Lacedämon abnehmen; wie er denn auch sich angelegen seyn lassen, eine große Anzahl von Sprichwörtern aus der Geschichte oder aus den Sitten zu erklären.

Es folgen darauf die Fragmente selbst unter dem Generaltitel *Πολιτεῖαι* und beginnen mit I. *Ἀθηναίων*, enthaltend 74 Numern. Aus der vom Herausgeber vorausgeschickten Epitome läßt sich der reiche Inhalt dieses Abschnitts übersehen. K. M. liefert von p. 105 — 127 diese Auszüge aus des Aristoteles Republik der Athener, jeden mit kritisch berichtigtem Text und mit Anmerkungen, worin er sich der Kürze wegen auf die neuesten Bearbeiter der griechischen, besonders attischen Alterthumskunde, Böckh, C. Fr. Hermann, Heffter, Hudtwalker, Meier, C. O. Müller, Platner u. A. zu verweisen sich beschränken muß. (Jetzt würde wohl noch auf die History of Greece, by George Grote Lond. 1847 hinzuweisen seyn, der im 30. und 31. Capitel des vierten Bandes den Entwicklungsgang der Athenischen Verfassung seit Pisistratus bis auf Klisthenes dargestellt hat. Man s. Kortüm in den Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1848. S. 824 ff. Ingleichen ist es interessant, wie Niebuhr in den Vorträgen über alte Geschichte sich über viele der hier vorkommenden Gegenstände erklärt, besonders im ersten Band, S. 340 ff.) — Ueber die athenienfische Republik beläuft sich die Zahl der von K. M. zusammengebrachten und kritisch wie sachlich behandelten Fragmente des Aristoteles auf 74. Die über den Lacedämonischen Staat gesammelten Bruchstücke vergrößern diese Zahl nur bis Nr. 88 einschließlich. — Zu dieser letzten Nr. wird vom Herausgeber Olympiodor in Platonis Alcib. pr. p. 164 angeführt. Das ist meine Ausgabe; wo aber im Text steht: *Ἀ φιλοχρημοσύνα τὰν Σπάρταν ὄλεῖ, ἄλλο κ' οὐδέν.* Doch s. meine Anmerk. daselbst. — Unter Nr. 88 a und 88 b werden aus der Politik II. 7. 1. und VII. 9. 1. Betrachtungen über die Staatseinrichtungen der Kreter aufgenommen, wobey ich überhaupt auf L. Spengels Abhandlung über die Politik des Aristoteles (in den Abhandl. der Münchner Akad. d. Wissensch. V. Bd. erste Abth.) verweisen muß. — Es folgen die übrigen griechischen Staatsverfassungen, einschließlich der karthagischen, bis zu der von Massilia Nr. 241 incl. mit ähnlichen kurzen Nachweisungen. Zu Nr. 145 ff. vergleiche man jetzt L. Preller, zu Aristoteles Politie der Thessaler, in Schneidewin's Philologus III. 2. 5. 1848. Daran schließen sich die *Νόμιμα βαρβαρικά*, die staatlichen Einrichtungen der nichtgriechischen Völker, von den Römern bis zu den Persern Nr. 253. incl.

P. 181 folgt darauf der Titel: *Δικαιώματα πόλεων* mit zwey Fragmenten. Der Herausgeber übersetzt: Privilegia urbium. Das ist einmal unklassisch, und müßte in diesem Sinne: Immunitates Civitatum heißen. Aber ist dieß denn der Sinn? und sind Freyheiten der Städte gemeint? Ich habe neulich im 119. Band der Wiener Jahrbb. d. Lit. mich ausführlich darüber erklärt, was ich nicht wiederholen will; hier hebe ich nur Folgendes aus: Hugo Grotius, Valois, Hemsterhuis, Valkenaer und Schöll, der Lesart des Ammonius in *Νῆες* (s. Nr. 255 der Fragmente) *πολέμων* folgend, hatten sich eine Schrift über kriegs-

rechtliche Gesetze und Bestimmungen darunter gedacht. Da aber diese Lesart sich nicht halten läßt (s. Neumann u. K. M. p. 181 b oben), so hatten Einige nach der arabischen Uebersetzung den Titel De urbium moribus adoptirt, Sitten der Städte. Dann müßte es aber heißen ἔθη, νόμοι oder βίος πόλεων. Von Lasaulx übersetzte: Stadtrechte; dann müßte aber im Griechischen stehen: Δίκαι oder Δίκαια πόλεων, Buhle wollte den Begriff der Stadtrechte durch den Zusatz: Polizeyverordnungen näher bestimmt wissen. — Erwägt man aber, daß Anaximenes um diese Zeit die Städte Athen, Sparta und Theben auf das härteste angegriffen hatte, und Aristoteles sich veranlaßt sehen konnte, ihre Rechtfertigungen schriftlich zu unternehmen: so wäre am Ende die Auffassung in einer altlateinischen Vita Aristotelis (s. p. 181 a in der Mitte) die richtige: „Et scriptas ab eo Justificationes graecarum civitatum, quibus lites Graecorum determinabat," vielleicht die richtigste. — Zunächst folgt:

Εὑρήματα. Clemens Alex. Strom. I. 77. nennt nämlich unter mehrern andern Schriftstellern über Erfindungen auch den Aristoteles. Ob darunter Auszüge aus seinen Schriften, worin er dieses Gegenstandes gedacht, oder eine besondere Schrift dieses Inhalts und Titels zu denken und diese für ächt zu halten sey, bleibe dahin gestellt. — Die Numern der Fragmente sind 256 — 259 incl. Bey der ersten Numer vergl. man Ephori Fragg. Nr. 128, verbunden mit Marx ad Ephor. p. 239 — 241. — Bey Nr. 258, wo auf die Symbolik verwiesen wird, hätte meine Abhandlung über Herakles-Buzyges im 7. Band der Annali dell' Instituto archeologico di Roma p. 92 sqq. vielmehr angeführt werden sollen. — Es folgen: *Ὀλυμπιονῖκαι* und *Πυθιονῖκαι* von Nr. 261 — 266 mit einigen kritischen Anmerkungen. Im Vorwort glaubt K. M., Aristoteles habe dabey eine ähnliche Schrift des Menächmos, eines Zeitgenossen Alexanders des Gr., vor Augen gehabt und zum Theil berichtigt. — Hieran schließen sich die *Διδασκαλίαι* von Nr. 267 bis 272 incl. — Ferner werden aufgeführt: drey Bücher *Περὶ Ποιητῶν*, deren Aechtheit neuerlich von Nitsch bezweifelt, von Welcker hingegen vertheidigt worden. Die hier mitgetheilten Fragmente sind sieben, von Nr. 273 — 279. Den Beschluß macht: *Πέπλος*, oder auch *Πέπλοι*, worunter eine vermischte Sammlung von alten Mythen und Sagen zu denken ist, dergleichen unter verschiedenen Titeln geschrieben worden. Wenn Schneidewin (Philologus I. 1.) diese Sammlung dem Aristoteles vindiciren wollte, so widerspricht ihm K. M. (p. 189) aus sehr triftigen Gründen. Da er die Epigramme des Peplos, die in der griech. Anthologie aufgenommen worden, hier ausgeschlossen, so beläuft sich die Zahl der Fragmente wieder auf sieben von Nr. 281 — 287, wovon das letzte dem Aristoteles wahrscheinlich nicht einmal angehört.

P. 192 — 196 wird nachgeholt Dioscorides. Der Herausgeber bemerkt nämlich, er habe schon oben im zweyten Buch neben den übrigen Schülern des Isokrates aufgeführt werden sollen, denn auch er sey ein Isokratiker gewesen, womit zugleich dem Jonsius (de script. philos. II. 6. 5. p. 172) widersprochen wird, der ihn mit dem Zeitgenossen des Ptolemäus Evergetes für Eine Person gehalten hatte. K. M. erklärt den Verfasser der Schrift über die lacedämonische Staatsverfassung für denselben Dioskorides, dem auch Bücher *περὶ νομίμων*, von Sitten und Gebräuchen, beygelegt und zum Theil unter besondern Titeln citirt werden. Auch werden *Ἀπομνημονεύματα*, Denkwürdigkeiten unter demselben Namen angeführt; doch kommen im Ganzen nur 8 Fragmente heraus.

Zu Nr. 1. aus Plutarch Lycurg. cap. 11, 7. über dessen Stiftung eines Tempels der Athena *ὁπλίτιδος* verweise ich noch auf Koraes zu dieser Stelle pag. 383 vergl. Symbolik III. S. 406 dr. A. — Zu Nr. 5. vermuthet K. M., daß viele interessante Nachrichten über die Sitten und Lebensweise der homerischen Heroen beym Athenäus diesem Dioskorides angehören. Einiges, bemerke ich, wird auch aus Demetrius Phaler. angeführt.

P. 197 — 224. Heraclidae Pontici Liber de Rebus Publicis. Dieses ist der Titel dieses ungemein reichhaltigen Artikels, der sich an die gleichartigen Fragmente des Aristoteles anschließt. Heraklides der ältere, aus Heraklea am Pontus (denn es gab noch einen jüngern zur Zeit des Kaisers Claudius, einen Grammatiker eben daher)

war ein Schüler des Plato, Speusippus und des Aristoteles (Cic. de N. D. 1. 13 p. 59 ed. Cr. et Moser., de Divin. I. 23 et 57 Tuscnl. V. 3. p. 18 mit Mosers Note) war nach Denk- und Schreibart, deren Eleganz gepriesen ward, Platoniker; dem Umfang seiner Gelehrsamkeit und der großen Zahl seiner Schriften nach Peripatetiker. Nachdem K. M. von dieser Sammlung, welche schon durch ihre Titel: Ἐκ τῶν Ἡρακλείδου περὶ Πολιτειῶν bloße Auszüge aus einem größeren Ganzen verräth, die Ausgaben des Perusc us, Cragius, Köler, Koraes, Schneidewin und die Abhandlungen von Roulez und Deswert angeführt hat, bemerkt er, daß ihn diese Vorgänger der Mühe überheben, von dem Leben, den Studien und den Schriften dieses Mannes, deren sechzig angeführt werden, auch seiner Seits zu handeln, zumal da nur sehr wenige derselben eigentlich historischen Inhalts seyen, und geht sofort zu einigen Bemerkungen über die letztern über [17]). Als eigentlich historisch führe Diog. L. V. 88. nur die zwey Schriften über die Pythagoräer und über Erfindungen an. Von letzterer zeige sich keine Spur mehr, von ersterer Anführungen bey verschiedenen Autoren, worüber der Herausgeber in einer Note Nachweisungen giebt (die Stelle des Joh. Lydus steht IV. 29 de menss. p. 186 ed. Röth, nicht p. 181) und noch einige Citate über Abaris und Zoroaster nachträgt. Von Andern werden außerdem angeführt Schriften über die Inseln und über die Städte in Griechenland, welche K. M. für Theile einer Periegese hält, ein Werk, welches von Philostephanos benützt, oder manchmal dem einen oder dem andern beygelegt worden. Eben so möge auch ein anderes Werk, welches unter den Titeln von den Orakeln und von den Stiftungen der Heiligthümer angeführt werde, nur eine einzige Schrift gewesen seyn. (Die Aenderung im Apollonius, mir. hist. cap. 19. Ἡρακλείδης ὁ κριτικός statt ὁ κρητικός, hat bereits Westermann Paradoxogr. p. 109 in den Text aufgenommen, und der Heraklides Mopseates wird auch von Athen. VI. p. 234, D. angeführt.)

Wenn man neuerlich daraus, daß in den Schriften des Heraklides Pontikus so viele historische Personen vorkommen, wie Pisistratus, Solon, Perikles und viele andere, auf ein besonderes, dem plutarcheischen ähnliches Werk von Biographen berühmter Männer, das Heraklides geschrieben, hatte schließen wollen, so bemerkt K. M. (p. 198 sqq.) dagegen richtig, daß dieser Philosoph die Gewohnheit hatte, in allen seinen ethischen u. a. Werken eine Menge historischer Ereignisse und Personen aufzuführen. Er gehet auch in dieser Absicht von den im Verzeichniß beym Diogenes L. V. 87 sqq. angeführten Schriften des Heraklides die wichtigsten durch, und giebt in einer Reihe von Anmerkungen die Belege durch die beygefügten Fragmente. (Hierbey will ich nur zwey nachtragen: Plin. H. N. VII. 52. „Huc pertinet nobile illud apud Graecos volumen Heraclidis, septem diebus feminae ad vitam revocatae.“) Der Titel dieser Schrift hieß: περὶ τῆς ἄπνου, und sie wird von Galenus und Diogenes L. Prooem. §. 12 ausdrücklich dem Ponticus beygelegt; sonst könnte man aus Plinius und Diogenes L. VIII. 60 sqq., wo blos Heraklides und beym letztern das Buch von den Krankheiten περὶ νόσων, citirt wird, auf einen der Aerzte dieses Namens schließen.

(Fortsetzung folgt.)

17) Zu den Schriften über Heraklides Ponticus dürfte noch an eine Abhandlung von Burette in den Mém. de l'Acad. des Inscr. X. p. 190 ff. und an Westermann's Anmerkk. zum Vossius de hist. grr. p. 78 f. erinnert werden. — Zum Schluß der Note 2 wäre auf Schellenberg ad Antimach. p. 36 zu verweisen gewesen. — Diese ganze Untersuchung wird schwierig durch die Mehrzahl der Schriftsteller dieses Namens, denn außer jenem jüngern Heraklides Ponticus werden angeführt: Heraklides Lembos, H. Mopseates, H. der Arzt, H. der Komiker, H. von Syrakus, H. von Tarent u. s. w. Vierzehn zählt Diog. L. V. 93 sq. auf. Vgl. Menage daselbst und Vossius de H. grr. p. 168 sq. Westerm.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Mai.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

In der letzten Stelle wird die Zahl der Tage statt zu sieben, zu dreyßig angegeben, und die Wiederbelebung dem Empedokles beygelegt. Einen neuen Zweifel gegen Heraklides Pontikos, als Verfasser jener Schrift, möchte der Umstand erregen, daß eben dieser Philosoph wegen des Glaubens an Wiederbelebungen (der wie die ganze Sage περὶ παλιμβίων schon vor Plato die Philosophen beschäftigte und ein Hauptcapitel der παραδόξων ausmachte) den Demokritus zu widerlegen gesucht hatte; s. meine Deutsch. Schriften zur griech. und röm. Literatur S. 294. — Sodann wird bey einem verwandten Gegenstand ebenfalls unser Philosoph angeführt. In einem Fragment des Varro περὶ ταφῆς p. 269 ed. Bip. wird dem Heraklides Ponticus deßwegen ein Lobspruch ertheilt, weil er das Verbrennen der Leichen empfohlen habe. S. Böttiger, zur Holzsparkunst der alten Römer, in dessen kleinern Schriften III. S. 150.

Es folgt nun die kritische Erörterung über diese Schrift von den Politien, hauptsächlich nach Schneidewin, der zuerst die kritischen Hilfsmittel geprüft und bey seiner Ausgabe (Göttingen 1847) in größerem Umfange angewendet hat. Wie es so oft in der griech. Literatur der Fall ist, so fließen auch bey diesem Buche alle Handschriften aus Einer Urquelle. Es war dieß ein uralter Codex in Uncialschrift, der aber von zwey sehr verschieden verfahrenden Abschreibern copirt worden. Daher hauptsächlich die Verschiedenheiten der übrigen Handschriften herrühren. Sie werden (p. 201) aufgeführt und charakterisirt. Die drey Pariser hat K. M. einer nochmaligen Revision unterworfen. Hieran schließt sich nun unseres Herausgebers Epikrise (p. 202 sqq.) der verschiedenen Vorstellungen, die sich in neuerer Zeit Köler, Koraes, Grashof und Schneidewin über die Entstehung und die jetzige Beschaffenheit dieser Schrift gebildet haben. — Wenn Köler, durch einen Artikel des Suidas bewogen, einen Attiker Heron für den Verfasser dieser aus verschiedenen Autoren zusammengetragenen Politien erklärte, so erweiset K. M. mit Meursius, Roulez, Deswert und Welcker, daß die von Suidas angeführte Ἐπιτομὴ τῶν Ἡρακλείδου ἱστοριῶν ein Auszug aus einem großen historischen Werke des Heraklides Lembus [18]) gewesen sey. — Welcker hält diese Politien ebenfalls für Excerpte aus mehreren Werken des Heraklides Ponticus, besonders aus dessen Schriften über die Inseln und über die Städte Griechenlands, und glaubt, der Titel rühre nur vom Eklogar her, da der Pontische Heraklides wahrscheinlich kein besonderes Buch Politien geschrieben habe. Genauer wird darauf Schneidewin's Theorie besprochen, die eine kritische Ausführung des Grashofischen Satzes ist, der so lautet: „Ich halte den Heraklides Ponticus für einen Compilator des Aristoteles, oder richtiger, die unter sei-

18) Λέμβος. Dieser Zeitgenosse des Ptolemäus Philometor zwischen Olymp. 50, 1 und 58, 3, Sohn eines Serapion und wahrscheinlich aus Aegypten, hatte Historien geschrieben, aus welchen Athen. III. p. 88 E. bis zum 37. Buche citirt. S. Vossius de Historicc. grr. I. 20. p. 168 ed. Westerm. Ich denke, K. M. wird uns in seinem fünften Buche auch dieses Heraklides Auszüge geben.

nem Namen vorhandenen Fragmente für eine mangelhafte Compilation aus den Politien des Aristoteles.“ Dieses sucht Schneidewin durch Induktion einzelner Abschnitte der beyden Politien zu erhärten, woraus sich ergebe, daß allenthalben, wo wir die Heraklideischen Fragmente mit den Aristotelischen annoch vergleichen können, die ersteren von den letzteren entlehnt sind, daß sie aber dürftig gegen jene erscheinen, und wie geringe Bächlein vom reichen Weltmeer abgeleitet, wenn wir uns besonders die Aristotelischen Politien in ihrer ursprünglichen Ganzheit und Vollkommenheit denken; mit Einem Worte, daß dieser sogenannte Heraklides sich in diesem Büchlein als ein winzig kleiner Aristoteles darstellt. — Gegen diese Ansicht erklärt sich K. M. im Wesentlichen so: Jene einzelne Uebereinstimmungen dieser beyden Schriften beweisen keineswegs, daß diese Heraklideischen Politien ganz aus den Aristotelischen geschöpft seyen; je bekannter auch des Aristoteles Politien gewesen, und je häufiger dem großen Stagiriten Schriften angedichtet wurden, desto unwahrscheinlicher sey es, daß man einer aristotelischen Schrift den Namen eines andern Verfassers vorgesetzt habe, und der Name des Heraklides tritt um so mehr hervor, als er einer zweyten Sammlung den Namen giebt. Diese letztere verrathe aber durch die Unordnung, in welcher die Fragmente durcheinander geworfen erscheinen, die ungeschickte Hand von Auszugmachern, die den Heraklideischen Artikeln viele aus den Aristotelischen Politien und aus andern Schriftstellern beygemischt haben [19]). Fragen wir nach der Grundlage der eigentlich Heraklideischen Politien, so sey sie in den ersten und in den ausführlichern Abschnitten (ausgenommen den über Samos, der ganz aus Aristoteles entnommen scheine) zu setzen, nämlich in den Politien der Athener, der Lacedämonier, der Kreter, der Kyrenäer, der Korinthier, der Eleer, der Tenedier, der Parier, der Keer, der Kumäer, der Rheginer (der Tarentiner), der Lokrer, der Krotoniaten und der Agrigentiner. — Die Ordnung, die Heraklides befolgt habe, sey nach den Stämmen und Verwandtschaften der Völker und der Uebereinstimmung ihres öffentlichen und Privatlebens eingerichtet gewesen, und diese naturgemäße Anordnung habe wohl auch Aristoteles in seinen Politien beobachtet; denn der Herausgeber meint, Diogenes L. irre, wenn er sage, Aristoteles habe die Eintheilung nach den Gruppen der tyrannischen und der demokratischen Verfassungen gemacht. — Hieran schließen sich unter 43 Numern die Heraklideischen Bruchstücke mit reichhaltigen Anmerkungen Schneidewin's und K. Müllers selbst. Ich füge zwey kleine Notizen bey: Zu I. 9 über die dreyßig Tyrannen bemerke ich, daß Schneider zu Xenophon Hellen. II. 4. 24 von diesem Fragment Gebrauch gemacht hat, und zu Frag. IX. über die Insel Ceos, daß man jetzt die Symbolik I. S. 31 ff. dritt. A. und dazu noch L. Roß, Reise in die griech. Inseln vergleichen möge.

P. 225 — 268. Dicaearchus Messenius. Ueber diesen peripatetischen Polyhistor haben in neuerer Zeit M. Marx in meinen Meletemm. e. discipl. antiq. III. p. 173 sqq.; Lehrs im Rhein. Museum für Philologie II. 3; Osann in den Beyträgen zur griech. u. röm. Literaturgeschichte II. p. 1 — 119 und M. Fuhr, Dicaearchi Messenii quae supersunt Darmst. 1841 u. A. mehr oder minder ausführlich gesprochen. Da zuletzt Westermann in Pauly's Real-Encyclop. das Wesentliche dieser Verhandlungen in einem fruchtbaren Artikel III. S. 996 — 998 zusammengedrängt hat, so werde ich hauptsächlich nur das berühren, was nun K. M. hier dazu beygetragen hat. Dicäarchus (Δικαίαρχος), Sohn des Phidias aus Messana in Sicilien, gehörte wahrscheinlich zu einer der peloponnesischen Colonisten-Familien, die in Griechenland Angehörige zurückgelassen hatten, worauf sein Aufenthalt im Peloponnes, seine Schrift über den Staat von Sparta und die ihm dorten gewordenen Ehrenbezeugungen hindeuten. Ja es ist selbst wahrscheinlich, daß der von Suidas angeführte Lacedämonische Grammatiker Dicäarchus eben unser Messanier selber sey, wie denn K. M. dieser Vermuthung Fuhr's (p. 44) beyzupflichten kein Bedenken trägt. Schüler des Aristoteles (Cic. de Legg. III. 6. 14. p. 406 Cr. et Moser) und wahrscheinlich einer der späteren Mitschüler des Aristoxenus und Theophrastus bestritt er

19) P. 205 muß das Citat Cic. de Div. I. 57, statt I. 53 heißen.

doch nicht nur seinen Meister, sondern trennte sich auch über Hauptpunkte von diesem letzteren Genossen [20]). Geboren gegen 347 vor Chr. trat er nach Aristoteles Tod wahrscheinlich in's öffentliche Leben, war darin eine Reihe von Jahren bis zum Greisenalter thätig, und kam auch mit den damaligen Königen in Berührung, deren Unterstützung er für seine wissenschaftlichen Arbeiten genoß (Plin. H. II. 65 p. 105 Hard.). Weiter ist uns von seinem Lebensgange nichts bekannt.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Dicäarch als Schriftsteller wird von vielen Alten bezeugt. Diese Zeugnisse schickt K. M. voraus, und knüpft (p. 227) daran unter vier Abtheilungen und sechszehn Numern eine tabellarische Uebersicht der Schriften. Sie zerfallen nämlich in Werke: a) über bürgerliche Geschichte; b) über Wissenschaften, Künste und deren Geschichte; c) geographische und geometrische; d) philosophische; wobey aber die in der griechischen Literaturgeschichte sich zum Oefteren aufdringende Bemerkung festzuhalten ist, daß viele aufgeführte Titel nur einzelne Theile eines größeren Gesammtwerks bezeichnen, und somit die Zahl der Schriften um ein Beträchtliches zu beschränken ist. Obschon nun die eigentlich historischen allein hieher gehören, hat der Herausgeber doch auch die Fragmente aller übrigen in die vorliegende Sammlung aufgenommen, was im höchsten Grade zu billigen ist.

Vor allen andern ragt hervor das *Βίος Ἑλλάδος* betitelte Werk, eine Aufschrift, die, obschon vom Nachahmer Varro in seiner Schrift: De vita populi Romani, wörtlich übersetzt, im Deutschen jedoch sich kurz und bündig nicht wiedergeben läßt. Einen Begriff gewinnen wir aus der Inhaltsangabe des gleichbetitelten Werkes des Argivers Jason, eines späteren Nachtreters des Dicäarchus, und K. M. verweilt hier (p. 227 sq. u. ad fragg. Scriptorr. Alexandri M. p. 160 sq.) um so mehr dabey, als Buttmann u. A. und selbst Fuhr es haben fehlen lassen. Als Resultat seiner Untersuchungen ergiebt sich nämlich über den Inhalt jenes Hauptwerks Folgendes: Dikäarchos hatte im *βίος Ἑλλάδος* von den Anfängen des Menschengeschlechts überhaupt den Ausgang genommen, und die Stufenfolge, welche die Menschen bis zur Entwicklung des gebildeten Lebens durchlaufen müssen, dargelegt, hatte die ältesten Reiche und Staaten der Welt bis zum Beginn der ältesten Erinnerung der Griechen durchmustert. Hierauf, seinem Hauptzwecke sich nähernd, hatte er die Städte Griechenlands, deren öffentliches und Privatleben, die Sitten und Einrichtungen, die Denkmäler der Literatur und der Künste, ihr Fortschreiten und ihre Wandelungen beleuchtet, und zwar zuerst bis zur Epoche der Perserkriege. Auf gleiche Weise hatte er im zweyten Buch Griechenland geschildert, wie es sich, zum Verein Eines Staatenbundes fügend, stark und stolz erhoben; dann durch Hoffahrt zwieträchtig und vielfach durch innere Kriege zerrüttet, unter die Botmäßigkeit eines fremden Königs gefallen. Im dritten Buche hatte er Griechenland beschrieben, wie er es selber gesehen, und wie Alexander, Macedonier von Geburt, der Gesinnung nach Grieche, durch Glück und Genie den Grund zu einer neuen Ordnung der Länder der Welt gelegt. — Eine so ungeheure Masse von Gegenständen konnte nur möglicher Weise in drey Büchern zusammengefaßt werden, wenn der Verfasser mit Uebergehung kleinlicher Einzelnheiten seine Aufgabe im Ganzen aufgefaßt und in großen Umrissen die gewaltigen Massen der zu behandelnden Stoffe bewältigt hatte. Dazu hatte er auch seinen Vortrag und seine Schreibart ausgebildet; sie war übersichtlich, gedrängt aber deutlich, und ein philosophischer Kritiker (Porphyrius de Abst. IV. 1. 2) hatte darüber geurtheilt: Dikäarchos sey einer von denen, welche zusammengedrängt und genau zugleich die hellenischen Geschichten verfaßt haben.

20) Das Erstere erweiset jetzt zuerst K. M. durch eine von Allen übersehene Stelle des Themistius pag. 285 B. — Daß die Controverse mit letzterem Mitschüler, und vielleicht auch mit dem Lehrer selbst, die Frage betraf, ob der Philosoph sich ganz allein dem theoretischen Leben widmen oder auch ins praktische eingreifen sollte, welches letztere Dicäarch gegen jene behauptete, ersehen wir aus Cic. ad Attic. II. 16; und es ist daher wahrscheinlich, daß diese politische Bestimmung, die Dicäarch der Philosophie gegeben, vom Cicero im Eingang seiner Bücher vom Staat ausführlich besprochen worden war (Moser ad Cic. de Re publ. p. LXXVII. vergl. K. M. p. 225 sq.)

Hieraus wird man erſehen, daß wir in dieſem Werk eine allgemeine, beſonders griechiſche Culturgeſchichte verloren haben.

Die geographiſchen Fragmente werden theils von vielen Schriftſtellern als Citate geliefert, theils erſcheinen ſie abgeſondert in mehreren Handſchriften und zwar in doppelter Geſtalt, in Proſa und in Verſen; in einer Pariſer Handſchrift (worüber ſich Letronne Fragments des poëmes geographiques Paris 1839 p. 1 sqq. verbreitet; womit man jetzt Meineke Praefat. ad Scymn. Chium. p. VI. sqq. vergleiche) erſcheint unter dem Titel: *Δικαιάρχου ἀναγραφὴ τῆς Ἑλλάδος*, ein Gedicht dieſes Inhalts in jambiſchen Trimetern, welches man aber ſchon früher für ſpäteren Urſprungs gehalten (ſ. Fuhr p. 118 u. p. 126) und wovon Lehrs (im rhein. Muſ. für Philol. II. 3. p. 340 ff.) erwieſen hat, daß es einem ſpätern Autor angehört, deſſen Namen *Διονυσίου τοῦ Καλλιφῶντος* in den Anfangsbuchſtaben der 23 Einleitungsverſe zu leſen iſt; ein Ergebniß, das auch K. M. adoptirt, der nun in die Unterſuchung der geographiſchen Stücke näher eingeht, und p. 231 zu dem Reſultate gelangt, daß dieſe geographiſchen Fragmente dem *Βίος Ἑλλάδος* fremd ſeyen und einem wahrhaft geographiſchen Werke: *Περὶ τῆς Ἑλλάδος πόλεων* angehören, welches Dicäarch in ſeinem hohen Alter verfaßt zu haben ſcheine, nachdem er früher eine *Γῆς περίοδος* und die geometriſche Schrift: *Καταμετρήσεις τῶν ἐν Πελοποννήσῳ ὀρῶν* abgefaßt hatte.

Es werden darauf die Fragmente ſelbſt mit kritiſch-hiſtoriſchen Bemerkungen mitgetheilt, und zwar zuerſt (p. 233 sqq.) aus dem *Βίος Ἑλλάδος* nach den drey Büchern. Die aus dem erſten Buch berühren die Urzeiten, die altägyptiſchen Geſchichten, wobey das Bruchſtück über Seſonchoſis Seſoſtris nach den neueſten Unterſuchungen Bunſen's genau behandelt wird (ſ. jetzt I. Appendix p. 676 ff. der engliſchen Ueberſetzung von Cottrell); Ninus und Ninive; die Chaldäer und Babylon; die älteſten Elemente der helleniſchen Stämme und Staatsverbindungen, die Sagen und Mythen von Kronos, Herakles, den Tyndariden. Den Beſchluß macht Nr. 19 mit der Erzählung von Alexander des Großen Opferhandlung in Ilion, welche Erzählung K. M. aus guten Gründen den letzten Abſchnitten jenes *βίος Ἑλλάδος* zutheilt[21]).

Daran ſchließen ſich an die Schriften politiſchen Inhalts und zwar zuerſt die von den Staatsverfaſſungen, nämlich die *πολιτεῖαι* der Pellenäer, der Korinthier, der Athener und der Lacedämonier. Es folgt der *Τριπολιτικός*, deſſen Inhalt nach Buttmann ſich auf die Verfaſſungen der drey erſteren der vier genannten Städte bezogen hätte, eine Vorſtellung, die Oſann mit Recht beſtritten habe; der dagegen erwieſen, daß in dieſer Schrift von der beſten, aus monarchiſchen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elementen gemiſchten Staatsverfaſſung ſey gehandelt worden. Dies ſey das bey Photius cod. 37 bezeichnete *εἶδος* oder *γένος Δικαιαρχικόν*, deſſen Weſen nach Dicäarch's Vorgang Polybius VI. 3 und 10 auseinandergeſetzt, und welches auch von Cicero vom Staat für das beſte erklärt worden ſey (ſ. Cic. de Republ. I. 29 p. 121 ed. Cr. Mos. mit den Anmerk. vergl. Oſann, Fuhr und K. M. p. 241 ff.). Uebrigens ſcheine Dicäarch mehrere politiſche Schriften in dialogiſcher Form und nach den Oertern, wo die Geſpräche nach der Angabe gehalten worden, betitelt verfaßt zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

21) Wenn der Herausgeber p. 241 in einer Note nachzuweiſen ſucht, daß Dicäarchs Nachahmer Jaſon in ſeinem dritten Buch des *βίος Ἑλλάδος* ebenfalls von Alexander d. Gr. gehandelt habe, und dabey die Beweisſtelle des Athenaeus XIV. p. 620 D. (p. 246 Schwgh. p. 1378 Dindf.) anführt, ſo muß in den Worten: — *ὑποκρίνασθαι Ἡγησίαν τὸν κωμῳδὸν τὰ Ἡροδότου, Ἐριῴφαντον δὲ τὰ Ὁμήρου* doch wohl geändert werden *τὰ Ἡσιόδου*, ſ. meine Deutſch. Schriften zur griech. u. röm. Liter. S. 95.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Mai.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Es folgen die Lebensbeschreibungen der Philosophen (*Βίοι Φιλοσόφων*), woran sich dann die Andern aus dem Kreise der Wissenschaften und Künste nebst Berichten über künstlerische Wettstreite u. dergl. anschließen. Wenn K. M. beym ersten Fragment, über Plato, Nr. 24 das Citat des Diogenes L. III. 4. *Δικαίαρχος ἐν πρώτῳ Περὶ βίων* berichtigend sagt: "Frequenti negligentia pro *ἐν πρώτῳ Βίων*," so muß dabey auf Wyttenbach's Anmerkung ad Plutarch. de educ. puer. p. 113 hingewiesen werden, welcher unterscheidet *βίοι* u. *βίοι ἀνδρῶν* Lebensbeschreibungen, wie z. B. die Plutarcheischen, und *περὶ βίων* wissenschaftliche Schriften über die Lebensweisen. — Noch umfassender war, wie wir oben gesehen, Dicäarchs *Βίος Ἑλλάδος*. — Auf die Fragmente über Plato folgen die über die Sieben Weisen; vielleicht über Xenophanes, sodann über Homer, über Alcäus, über die Dramatiker, Sophokles, Euripides, Aristophanes, über die musikalischen Wettstreite (hierbey frage ich: Sollte hierher nicht das Fragment des Dicäarch über das Odeum in Athen gehören, welches Hemsterhuis in Wesselingii Probabilia Crit. p. 335 verbessert hat? Vergl. Böttigers Andeutungen zur Archäologie XVII. S. 66); über die Dionysischen Wettstreite; der Panathenaische, der Olympische Wettstreit (*ἀγών*) und vermuthlich über andere Festspiele mehr, bey welchen Citaten aber immer die Annahme offen bleiben muß, daß sie sich zum Theil auf einzelne Parthien der großen Culturgeschichte (*βίος Ἑλλάδος*) oder der philosophischen Schriften beziehen, als worin Dicäarchus auch viel Historisches über Künste und Wissenschaften einzumischen pflegte.

Daß dieser Polyhistor auch ein Werk über die Erdbeschreibung verfaßt hatte, ist durch eine Stelle des Joh. Lydus de mens. IV. 68. p. 264 [nicht 164, wie es unter Nr. 52 bey K. M. heißt], wo *Δικαίαρχος ἐν Περιόδῳ γῆς* angeführt wird, erwiesen. Schon diese Stelle, noch mehr aber andere beweisen, daß Dicäarch sich ein geographisches System der Welt gebildet hatte, welches ein Gegenstand von Kritiken der Nachfolger war. Unser Herausgeber macht Einreden gegen die Vorstellung, daß Dicäarch auch Bildtafeln (Landkarten) verfertigt, und diese im gedachten Werk erläutert habe. Aber abgesehen von der unbestimmten Stelle des Diog. L. V. 51 läßt sich doch die des Cicero ad Attic. VI. 2 [s. Fragm. 73, nicht 74], nur gezwungen anders deuten, wo auch Niemand Dicaearchi tabulis mit Fuhr in D. fabulis wird verwandeln wollen, wie dann auch Westermann (a. a. O. S. 997) Osann's (S. 72) Erklärung beygepflichtet hat, und ein Gelehrter, füge ich hinzu, der, wie wir sofort sehen werden, sich mit orographischen Vermessungen beschäftigte, wird auch Landkarten nicht haben entbehren wollen. — Denn, um sogleich zu diesem Zweig der gelehrten Arbeiten des Dicäarchus überzugehen, so bezeugt Plinius [22]), dieser habe

22) H. N. II. 65. p. 105 Hard. — „Dicaearchus, vir inprimis eruditus, regum curâ permensus montes." Geminus Elem. astronom. I. 14. p. 55 Petav. — Aus Anlaß der königl. französi-

im Auftrag von Königen Gebirgshöhen gemessen, und läßt eine bestimmte Angabe folgen, wie denn auch andere Schriftsteller weitere Belege geben.

Hieran reihen sich Nr. 59 — 61 größere geographische Bruchstücke: über Griechenlands Städte, über den Berg Pelion, über die Gränzen und Eintheilungen Griechenlands, welche der Herausgeber aus Pariser und andern Handschriften mit kritischen und exegetischen Anmerkungen mittheilt.

Es folgen die philosophischen Schriften, Nr. 62 — 73. Zuerst von der Seele (περὶ ψυχῆς), obwohl Dicäarchus selbst diesen Dialogen den angeführten Titel nicht vorgesetzt, sondern die eine Abtheilung Λεσβιακὸς, die andere Κορινθιακὸς überschrieben zu haben scheint, nämlich nach den Orten, wohin der Verfasser jene zweymal drey Gespräche verlegt hatte, die ersteren nach der Lesbischen Mytilene, die zweyten nach Korinth. Da Dicäarchus in denselben die Vergänglichkeit der Menschenseele gegen die Vertheidiger der Unsterblichkeit behauptet, so ist wohl kaum zu zweifeln, daß Cicero, wenn er desselben Philosophen Schrift: „de interitu hominum“ anführt (de Offic. II. 5. Consol. ad Tull. pag. 351 Bip.) keine andere als jene gemeint habe. In diese Classe gehört auch die Schrift περὶ μαντικῆς, de divinatione (fr. 71) von der Weissagung. Zur Ethik scheint die Schrift: ἡ εἰς Τροφωνίου κατάβασις, der Hinabgang in die Höhle des Trophonios (fr. 72 — 74) gehört zu haben; worin der Verfasser moralische Schilderungen der üppigen Lebensweise mancher Hellenen und namentlich einiger Priesterschaften vorgetragen haben mochte. Der Herausgeber theilt die neuern Erörterungen Buttmanns, Fuhrs, K. O. Müllers, welchem letztern Osann beystimmt (pag. 267 sq.) mit, und schließt dieses ganze reiche Capitel mit zwey Anführungen (fr. 74 u. 75) aus unbestimmten Büchern des Dicäarchus. Den räthselhaften Titel Φαίδρου περισσῶν (den man in Φ. περὶ θεῶν hat ändern wollen) weiset endlich Westermann a. a. O., als den Dicäarch gar nichts angehend, entschieden zurück.

P. 269 — 292. Aristoxenus Tarentinus. Der Artikel des Suidas: Ἀριστόξενος enthält zu Anfang eine verwirrte Notiz, vielleicht entstanden aus Verwechselung mit Andern gleichen Namens [23]).

Sohn des Musikers Spintharos hatte Aristoxenus erst diesen seinen Vater selbst, dann den Erythräer Lampros, den Pythagoreer Xenophilos und endlich den Aristoteles zu Lehrern, und beym letzteren den Dikäarchos zum Mitschüler, und obwohl zu Tarent in Großgriechenland gebürtig hielt er sich doch wie dieser, und vielleicht ebenfalls wegen verwandtschaftlicher Verbindungen daselbst, längere Zeit im Peloponnes auf, wo er zu Korinth mit dem jüngern Dionysius dem Tyrannen und Exulanten bekannt wurde; zu Athen, in der Schule des Aristoteles, muß er sich zwischen Olymp. 111 — 114, vor Chr. 334 und 322 aufgehalten haben, durch welche Verhältnisse sein Zeitalter hinlänglich festgestellt ist. Die Bestellung des Theophrastus zur Nach-

schen Expedition nach Morea hatte ich diese und andere Stellen in einer wissenschaftlichen Frage behandelt, deren Inhalt ich später in der Praefatio ad J. H. Chr. Schubart Quaestiones genealogicae historicc. Marburg 1832 p. VIII sqq. mitgetheilt habe. Jetzt vergl. man über diese Καταμετρήσεις ὀρῶν, wie diese Schrift des Dicäarchus citirt wird, K. M. zu frr. 57 u. 58 p. 253. Dieser bemerkt wohl mit Recht, daß diese Schrift entweder der größeren περίοδος γῆς angehörte oder Theil eines anderen geometrisch-geographischen Werkes war.

23) Mit selbstständigem Urtheil hat K. M. dabey die Monographie benützt: Diatribe de Aristoxeno, philosopho peripatetico, auctore Guil. Leon. Mahne. Amstel. 1793. 8. Ich verweise dabey noch auf Wyttenbach, Bibl. Crit. VIII. p. 111 —113. X. p. 133 u. XI. p. 47—52. — Bey den während meiner Anwesenheit in Leyden 1809 von O. Sluiter herausgegebenen Jo. Luzacii Lectiones Atticae L. B. 1809 muß man nicht vergessen, daß dieß eine gegen Wyttenbach und seine Schule gerichtete Partheyschrift ist, und was neulich Westermann zum Vossius de Historicc. grr. pag. 77 not. 31. daraus p. 246 sqq. anführt: „Aristoxenus sey der Urheber aller Verläumdungen, die auf die Nachwelt verbreitet worden, über Sokrates und Aristoteles besonders“ ist mit großer Vorsicht aufzunehmen. Wir werden darauf zurückkommen.

folge auf dem Lehrstuhle des Lyceums, den Aristoxenus für sich in Anspruch genommen, soll diesen zu Verläumdungen des Aristoteles veranlaßt haben. Dagegen versichert Aristokles [24]), daß er niemals anders als sehr ehrenvoll über diesen seinen Lehrer geurtheilt habe. Ueberhaupt müsse wohl die Beschuldigung seines Hanges zu üblen Nachreden theils auf seine Neigung zu auffallenden Aussprüchen, theils auf seinen etwas finstern Charakter geschoben werden.

Der Herausgeber liefert sodann (p. 270 sq.) unter fünf Hauptabtheilungen mit vielen Unterabtheilungen eine Uebersicht der sämmtlichen Schriften, mit der hierbey immer nöthigen Bemerkung, daß, bey der Verschiedenheit mancher Ueberschriften, aus der Vielheit der Titel sich nicht sofort auf eine gleiche Vielheit von Werken schließen lasse. Die Fragmente hat K. M. sämmtlich aufgenommen mit Ausschluß jedoch der eigentlich technischen über die Musik, welche schicklicher mit den Elementa harmonica [25]) verbunden werden. — Der Herausgeber bringt Zeugnisse über das große Gewicht bey, welches Aristoxenus in allen theoretischen Zweigen der Musik behauptet habe, und wie er nach der Strenge seiner Denkart auf der einfacheren und keuscheren Weise in der praktischen Ausübung derselben bestanden habe. In der historischen Masse der Schriften tritt das Capitalwerk der *Βίοι ἀνδρῶν* hervor, welches Plutarch (Non poss. suav. vivi sec. Epicur. p. 1093 B. p. 465 Wyttenb.), um das Anmuthige und Untadelhafte der historischen Lectüre zu erweisen, mit Herodots, Xenophons, mit des Aristoteles und Eudoxos geschichtlichen Werken zusammenstellt. Aber Aristoxenus scheint sich darin auf die Lebensskizzen einiger Philosophen, Poeten und vielleicht Künstler beschränkt zu haben. Manches Historische mag von ihm auch in andern Schriften berührt, manches auch daraus ausgefallen seyn. Auch war dieses sonst so belobte Hauptwerk von mehreren Verstößen keineswegs frey. So war es z. B. ein arger Parachronismus, wenn er denselben Lysis, der sich aus dem Cyloneischen Brande gerettet hatte, zum Lehrer des Epaminondas gemacht hatte, obschon sein eigner Vater Spintharos mit Epaminondas verkehrt hatte (Plutarch. de gen. Socrat. p. 592. p. 380 Wytt.), und so hatte er sich im Leben des Pythagoras, des Sokrates und des Platon verschiedene Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lassen [26]).

Es folgen nun die Fragmente selbst, und zwar zuerst aus den *Βίοις ἀνδρῶν*, wie sie bey Plutarch, Athenäus, Diogenes, Porphyrius, Jamblichus, der Manches dem Aristoxenus entlehnt hat ohne ihn zu nennen [27]), Stobäus und A. stehen. Bey Fragm. 16 ist die Ueberschrift *Βίος Ξενοφίλου* eingeklammert, weil es nämlich zweifelhaft ist, ob Aristoxenus das Leben des Musikers und Pythagoreers Xenophilos beschrieben habe; für diese Annahme stimmt jedoch K. M. dem Jonsius bey (p. 277.). Dieselben Zweifel haben sich über die Lebensbeschreibungen des Hippo, Heraclides Ponticus, Lycurges, Xenocrates und Praxidamos erhoben (s. Wyttenb. B. Cr. XI. p. 50). Hieran schließen sich einige Fragmente aus den Pythagorischen Aussprüchen (*Πυθαγορικαὶ Ἀποφάσεις*). — Die Fragmente 29 und 30 enthalten das Zeugniß des Plutarch Aristid. cap. 27 und daraus des Athenäus XIII. p.

24) Beym Euseb. Praep. Ev. XV. 2. vergl. fragm. 35 bey K. M. p. 282, und Mahne ebendaselbst p. 270. Dagegen giebt Wyttenbach B. Cr. VIII. p. 112 zu, daß Aristoxenos über Sokrates u. A. nachtheilige Berichte gegeben. Daß er auch den Plato nicht ganz verschont hatte, beweist ein Discurs bey Lucian de parasit. cap. 35. vgl. fr. 35.

25) Herausgegeben von Meursius und Meibom und von Jac. Morelli zu Venedig 1785 vermehrt durch Elementa rhythmica (s. Wyttenb. B. Cr. X. p. 131 — 133.)

26) Wyttenb. Bibl. Crit. VIII. p. 111 und K. M. p. 272; der auch die Uebertreibung des Joh. Luzac berührt, der sich dadurch zu einem unversöhnlichen Haß nicht nur gegen Aristoxenus, sondern gegen alle Peripatetiker habe verleiten lassen (vgl. unten zu §. 30.). Früher war Chr. Meiners als Skeptiker gegen dieselben Philosophen aufgetreten und hatte dadurch Wyttenbachs Epikrise (a. a. O. p. 109 sqq.) veranlaßt.

27) Nämlich neben andern Auszügen, wo er ihn nennt: Nachweisungen giebt Wyttenbach l. l. p. 112. sq.; der zugleich bemerkt, daß Aristoxenus das Meiste über die Pythagoreer aus deren eignen Schriften namentlich aus denen des Okellos entlehnt habe.

555, über die Doppelehe des Sokrates und zwar auf die Auctorität des Aristoteles, des Aristoxenus und anderer Peripatetiker. Man rechtfertigte dieses durch einen Volksschluß der Athener, veranlaßt durch die in Folge der Kriege entstandene Entvölkerung (διὰ τὸ λειπανδρεῖν Diog. L. II. 26 oder διὰ σπάνιν ἀνθρώπων, Athen. I. I). Nachdem aber schon Panätius sich gegen jene Sage von der Digamie des Sokrates erklärt hatte, ist Joh. Luzac mit einer Heftigkeit dagegen aufgetreten, welche sich nur aus persönlichem Groll gegen seinen Amtsgenossen Wyttenbach und dessen Schüler erklären läßt. Es läßt sich nämlich hören, wenn er einerseits die damals bestehenden Attischen Gesetze, andrerseits die athenischen Sitten, wie sie auf der Bühne erscheinen, dagegen anführt. Wenn er aber nun auch den Aristoxenus zu einem Lügenfabricanten stempeln, und den Peripatetikern sammt und sonders, selbst den Demetrius Phalereus nicht ausgenommen, alle historische Glaubwürdigkeit absprechen will, so ist dieß kaum anders als aus den so eben und schon oben angedeuteten Motiven zu erklären [28]).

Es folgen mit No. 32 Fragmente aus dem Leben Platon's; des Dichters Telestes; des Lykurgos, des Hippon und des Heraklides Pontikos. Daran schließen sich mit No. 40. an die Bruchstücke der Schriften über die tragischen Poeten; über den tragischen Tanz; Vergleichungen (das einzige Fragment No. 50. betrifft auch Tänze); aus einer Schrift Praxidamantia betitelt, vielleicht ein Theil der *Bioi*, auf jeden Fall einen Musiker Praxidamas betreffend, ohne daß ein Grund vorliegt ihn auch für einen Schriftsteller zu halten; über die Flötenspieler; über die Flöten und musikalischen Instrumente; über das Bohren der Flöten; über die Musik; über das musikalische Gehör.

Die zwey Werke, aus denen drey Fragmente 78—80. folgen, müssen von größerem Umfang gewesen seyn, da aus dem ersten, den Erziehungs-Gesetzen, das zehnte und aus dem zweyten, den Staats-Gesetzen, das achte Buch citirt wird. Ein darauf folgendes Bruchstück mag einer Schrift über die Arithmetik angehört haben [29]). Es folgen einige Fragmente angeführt unter den Titeln: historische Denkwürdigkeiten; Denkwürdigkeiten im Kurzen; vermischte Denkwürdigkeiten; zerstreute Blätter (τὰ Σποράδην); vermischte Bemerkungen Gastmäler betreffend. — Den Beschluß macht eine Aufschrift: Ἐπιμήθεια, wozu K. M. mit Recht ein Fragzeichen gesetzt hat, denn der Gewährsmann ist ein später nicht sehr bewährter Schriftsteller (Fulgentius Mythol. II, 9. In dessen Text aus Petronius lepidi poetae, statt tepidi p. zu corrigiren ist); die Varianten jenes Titels geben keinen Sinn, Mahne und Wyttenbach (B. Cr. XI. p. 5) wissen nichts daraus zu machen, und Bode der (ad Mythogr. Vatic. prim. p. 167.) die Stelle anführt sagt über den Titel gar nichts.

(Schluß folgt.)

28) Weil nämlich Wyttenbach die historische Glaubwürdigkeit der Peripatetiker gegen Meiners im Ganzen vertheidigt, und seinen Schüler Mahne zu jener Schrift über Aristoxenus veranlaßt hatte s. Mahne de Aristoxeno p. 94. Joh. Luzac Lectt. Atticc. p. 54 sqq. und was darüber mein Freund und Schüler K. Fr. Hermann im Lehrb. der griech. Staatsalterth. §. 119 S. 263 dritt. Ausg. weiter angeführt hat; auf den ich mich auch wegen des Satzes beziehe, daß das attische Recht gegen Kebsweiberei sehr nachsichtig war.

29) Unter dieser Rubrik werden dann auch Nr. 82 die Sätze des Dicäarch und Aristoxenus über die Seele bey Cicero (Tuscull. I. 10; I, 18 u. A.) mitgetheilt, und letzterer, als Musiker wegen seiner Meynung, die Seele sey die Harmonie des Körpers, unter seinen Lehrer, den Philosophen, tief herabgesetzt, welcher, wie ebendaselbst bemerkt wird, die Seele ἐντελέχειαν, wie Cicero erklärt: quasi quandam continuatam motionem et perennem, genannt hatte. — Es ist bemerkenswerth, daß Göthe, wo er von der Unsterblichkeit der Seele spricht, diese aristotelische Entelechie geltend macht, wie ebenfalls an andern Stellen die Leibnitzische Monade (vergl. meine deutsche Schrift. Zur Griech. u. röm. Lit. S. 462).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Mai.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Schluß.)

P. 293—302. Phanias Eresius [30]). Nach Strabo XIII. p. 618. und Suidas aus Ereſos auf Lesbos, neben Theophraſt, an welchen Briefe von ihm angeführt werden (Diog. L. V. 37.), Schüler des Ariſtoteles, peripatetiſcher Philoſoph und Hiſtoriker (Plutarch. Themistocl. cap. 13). Gleich die erſte der neun ihm zugeſchriebenen Schriften *Περὶ πρυτανέων Ἐρεσίων* ſey vermuthlich eine Chronik geweſen, worin vielleicht die Attiſchen Archonten mit den Ereſiſchen Prytanen chronologiſch verglichen waren; doch ſcheinen die Anführungen aus der Atheniſchen Geſchichte unter Phanias Namen eher einem andern hiſtoriſchen Werke desſelben anzugehören, deſſen Titel wir nicht kennen. — Uebrigens ziehen dieſe und andere hiſtoriſche Schriften des Phanias eine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich, ſeitdem Böckh durch Vergleichung mehrer chronologiſchen Angaben zu erweiſen geſucht hat, daß der Verfaſſer der bekannten Pariſchen Chronik ſie vor Augen gehabt und ſie, wenn auch nicht immer getreu, in vielen Puncten copirt habe [31]). Zu dieſen geſchichtlichen Büchern des Phanias gehörten unter Andern auch die über die Sicilianiſchen Tyrannen und über die aus Rache wegen erlittener Mißhandlungen erfolgten Tyrannenmorde (vergl. Ebert, Dissertatt. Sicull. I. p. 76 sqq.)

Es folgen nun die Fragmente und zwar zuerſt aus den eben genannten hiſtoriſchen Werken. In der aus dem Phanias entlehnten Erzählung beym Parthenius (Erot. cap. 7.) hat jetzt auch Weſtermann (Mythogr. p. 159.) die hier in den Text aufgenommenen Leſarten (nr. 16. p. 298. sq.) befolgt — daran reihen ſich zwey Bruchſtücke (No 17. 18) aus der Schrift über die Dichter, und ein einziges aus der gegen die Sophiſten; woraus, nach Eberts Vermuthung, auch das Fragment No. 24. überſchrieben *πρὸς Διόδωρον* entlehnt ſeyn dürfte. Der Aufſchrift *περὶ τῶν Σωκρατικῶν* hat K. M. eine andere *περὶ Φιλοσόφων* in Klammern vorgeſetzt, weil er vermuthet, es ſey damit nur ein Theil eines größern Werks über die Philoſophen bezeichnet. Die Schrift über die Pflanzen muß ziemlich ausführlich geweſen ſeyn, weil eines der Fragmente (Nr. 28.) aus dem ſiebenten Buch entnommen iſt. Hie und da zeigt ſich auch eine Spur anderer Bruchſtücke, die dem Phanias angehören möchten. Auch kommen Epigramme in der griechiſchen Anthologie (Tom. II. p. 53 sqq. Jacobs) vor, die mit dieſem Namen bezeichnet ſind.

30) Wie Mahnes Schrift neben andern eine Frucht der Bataviſchen Schule Wyttenbachs iſt, ſo folgen zunächſt zwey der Belgiſchen G. Joſ. Bekker's. Beyde benützte, aber berichtigte und bereicherte vielfach der Herausgeber, der in ſeiner erſten Anmerkung ſagt: „Phaniae reliquias collegit Voisin, Diatribe de Phania Eresio. Gjandav. 1824.“ Es folgen Anführungen anderer hier einſchlägiger Schriften von Böckh, Ebert und Plehn, und Erinnerungen an andere Perſonen, des verſchieden geſchriebenen Namens, deſſen wahre Schreibung ſey *Φανίας*.

31) Ad Marmor Parium im Corp. Inscr. II. p. 305 vergl. K. M. hier p. 293 u. in Historicc. grr. fragmm. Vol. I. p. 537.

P. 302—327. Clearchus Solensis, aus Soli auf der Insel Cypern [32]). Von dem Leben dieses, keinem der übrigen Peripatetiker nachstehenden Schülers des Aristoteles (Joseph. c. Apion. I. 22, Athen. p. 701. C.) und fruchtbaren Schriftstellers wissen wir weiter gar nichts. Obgleich nun unter allen diesen Schriften keine einzige ist, die man eine eigentliche historische nennen kann, so hat der Herausgeber doch von allen die Fragmente mitgetheilt, weil dieser Moralphilosoph es in der Art hatte, seine ethischen Lehren durch eingestreute zahlreiche Beyspiele aus der Geschichte zu erläutern. Gleich das erste seiner Werke, die *Bioi*, von dem wir 24 Ueberreste hier mitgetheilt besitzen, seyen nicht, wie Verraert irrig sich vorstelle (p. 115), Lebensbeschreibungen gewesen, wie die *βίοι ἀνδρῶν* des Aristoxenus, sondern Schilderungen der Sitten und Eigenheiten von Völkern, Städten und einzelnen Personen, sichtbar in der moralischen Absicht verfaßt, den günstigen Einfluß der Einfachheit und Enthaltsamkeit und den ungünstigen der Schwelgerey und Ueppigkeit auf das Glück der Menschen und ganzer Völker vor Augen zu stellen. — Alle seine Schriften zeigen uns übrigens einen Mann von großer vielseitiger Gelehrsamkeit, der also insofern gegen die vornehmsten Peripatetiker keineswegs zurück stand, obschon im Alterthum ihm der Vorwurf gemacht wurde, er habe viele Lehrsätze des Aristoteles seines alten Genossen verdrehet (Plutarch. de fac. in orb. lun. cap. 2.); und Neuere ihn nicht ganz mit Unrecht bezüchtigen, er sey manchmal fade, manchmal überspannt und gezwungen. Im Ganzen ist er ein angenehmer Schriftsteller, aber die Reize seiner Schreibart sind nicht natürlich, sondern studirt und äußerlich herbeygesucht. Unser Herausgeber hat sich auch hier das Verdienst erworben, die zahlreichen Fragmente der verschiedenen Klearchischen Schriften zusammen zu tragen; bey weitem die meisten zwar ohne alle Anmerkungen, weil diese bey den Auslegern des Athenäus, der die größte Anzahl liefert, anzutreffen sind. Und so werde denn auch ich nur einige wenige kurz berühren.

Also 1. *Bioi*. Wenn bey Nr. 2. K. M. p. 303 zu den Worten: *Εὐξίθεος ὁ Πυθαγορικός* sagt, dieser Pythagoreer Eurytheos sey sonst nicht bekannt; es sey wahrscheinlich Dexitheos beym Jamblichus V. Pythag. §. 265. gemeint (*Δεξίθεος ὁ Πάριος* p. 526 ed. Kiessl.), so ist ihm mit dieser Vermuthung Reinesius (bey G. Dindorf. ad Athen. IV. p. 351) zuvorgekommen. Hier macht mich jedoch Aeneas von Gaza bedenklich; dieser nennt in seinem Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele den einen der Sprecher beständig Eurytheos, und hier wird der pythagoreische Satz, daß die Menschenseele zur Strafe in den Körper wie in einen Kerker eingeschlossen sey, unter dem Namen eines Pythagoreers Eurytheos von Klearch angeführt (s. meine Deutsch. Schriften zur griech. und röm. Lit. S. 473. — Im nächsten Satz hat W. Dindorf p. 1516 das *ἀνευρόντας* ohne Bemerkung in seinem Athenäus beybehalten.) — Zu der Schrift *Γεργίθιος* (de adulatoribus) muß zum Anfang von Nr. 25 bey der Erörterung über das Wesen und die Wirkungen der Schmeicheley (p. 310 sq.) der Commentar des Is. Casaubonus zum Artikel des Theophrast *περὶ κολακείας* (II. p. 26 ed. Fischer.) nachgelesen werden, der von diesen Sätzen des Klearchos Gebrauch gemacht hat. — Es folgen mit Nr. 27 sqq. die Bruchstücke aus der Schrift über Bildung und Unterricht; mit Nr. 30 sq. die über die Freundschaft; mit Nr. 32 sqq. die *Ἐρωτικά*; Nr. 43 sq. Lobschrift auf Platon; über die mathematischen Stellen in Platon's Schriften; Nr. 44 *Ἀρκεσιλᾶς*, über dessen Inhalt wir wenig wissen; doch vermuthet K. M., es betreffe dieses Buch den Akademiker Arkesilaos, Klearch's Zeitgenossen, der bis zum Jahr 214 vor Chr. lebte (s. Clinton F. H. ad annum 299). — Nr. 45 sqq. Ueber die Sprichwörter. Nr. 61 sqq. Ueber die Räthsel (*περὶ γρίφων*). — Da in meh-

32) *Σολεύς*. Wenn J. B. Verraert in der Diatriba de Clearcho Solensi, Gandavi 1828 ihn deswegen für einen Cilicier hielt, weil er als Cyprier *Σόλιος* heißen müßte, so zeigt K. M. das Nichtige dieser Unterscheidung, und führt auch aus des Klearchos Erzählung beym Athenäus VI. p. 255. C. mehrere Stellen an, worin er von den Cyprischen Königen sagt: *παρ' ἡμῖν*, „bey uns, unsers Landes." Darauf werden andere Klearche von diesem Cyprier unterschieden.

reren Stellen des Athenäus π. γραφῶν steht, so dachte Schweighäuser sonderbarer Weise an Gemälde, und gab davon eine gezwungene Erklärung. Dindorf p. 1378 hat auch mit Recht γρίφων gegeben. — Vgl. Verraert de Clearcho p. 57 sqq. Klearch unterschied sieben Arten von Griphen; (vergl. Symbolik IV. S. 545. ff. dritt. A., wo ich ein Mehreres darüber bemerkt habe). Nr. 69. Ueber den Schlaf (in mehreren Büchern mit einer merkwürdigen Erzählung des Aristoteles von den Juden bey Joseph. c. Apion. I. 22. die man für eine Erdichtung hat ausgeben wollen, Verraert p. 72 sqq. jedoch mit Zustimmung des Herausgebers vertheidigt.) Nr. 70. περὶ νάρκης; nr. 71. περὶ Πανικοῦ; nr. 72. περὶ σκελετῶν. nr. 73; περὶ τῶν ἐνύδρων. (Zu dieser Schrift über die Wasserthiere gehörte vielleicht Nr. 70. über den Krampfrochen; Nr. 74. περὶ ϑινῶν (über die Sandwüsten); nr. 74. a. περὶ φώων, aber mit einem Fragezeichen, da Suidas und Photius, die dieses Bruchstück liefern, περὶ οἴνων haben. Weil jedoch der Inhalt desselben sich auf Eyer bezieht, so hält der Herausgeber Toups Verbesserung für wahrscheinlich; Nr. 75 Taktik. Es ist jedoch zweifelhaft, ob dieser Klearchus ein solches Buch geschrieben. Den Beschluß machen, Nr. 76 — 82., Stellen aus ungenannten Büchern des Klearchos.

P. 328. sqq. Leo Byzantius. Dieser Artikel ist bey Suidas und Eudocia verwirrt. Es ist daher dankenswerth, daß Bernhardy und K. M. ihn zu entwirren suchen. Es ist aber hier nicht der Ort in's Einzelne einzugehen. Ich beschränke mich daher auf wenige Bemerkungen: Zuerst sollte p. 228 statt: „de oraculo Besae, deae Aegyptiae, quae in Besa urbe colebatur“ und p. 229: „deque Besae Aegyptiae oraculo“ es heißen Besae dei Aegyptii und Besae Aegyptii. Τοῦ ϑεοῦ βησᾶς Euseb. Hist. eccles. VI. 41 und Besae dei, Ammian. Marcell. XIX. 12. Ueber diesen Gott habe ich Mehreres gesagt in den Commentt. Herodott. p. 101 sq. Die hier angeführte Schrift περὶ βησαίου, wenn anders der Titel richtig ist, legt aber K. M. vielmehr dem Leon von Pella bey, wovon hernach. Wenn derselbe sodann bemerkt, daß Leon der Demagog der Byzantiner, der im Jahr 340 vor Chr. sein Leben endigte, verschieden von dem Byzantiner Leo sey, der die Geschichte Philipps und Alexanders geschrieben, und daß jener erstere als Schüler Platon's beym Philostratus de vitis Sophist. I. 2. aufgeführt sey, woraus auch Suidas geschöpft habe, so hätte ihm hierbey unser L. Kayser ad Philostr. p. 162. sq. gute Dienste leisten können. Der Dialog Alcyon, den Nicias und Favorinus dem Akademiker Leo beylegten, steht jetzt unter den Lucianischen (s. die Ausleger zu Tom. I. p. 176 sq. ed. Wetst.). Der Historiker Leo, ebenfalls aus Byzanz, wo dieser Name häufig war, ist uns seinen Lebensumständen nach weiter nicht bekannt. Vielleicht, meint der Herausgeber, sey es derselbe Leo, der bey Diog. L. V. 51. im Testament des Theophrastus vorkomme. Uebrigens, glaubt K. M., daß die Bücher über Philipps Krieg gegen die Byzantier; die vom heiligen oder phocensischen Krieg und über Alexander, als dem Inhalt nach unter sich verwandt, diesem Aristoteliker gar wohl zugeschrieben werden, während andere Schriften andere Leonten angehören möchten.

Unter den Fragmenten des Aristotelikers Leon wird nur ein einziges über den Krieg des Philippos gegen Byzanz aus Athenäus XII. p. 550 F. (p. 1226 Dindf.) aufgeführt, wobey der Herausgeber bemerkt, auch dieß sey nicht über alle Zweifel erhoben, und weiter seyen keine aus den Schriften dieses Historikers nachzuweisen. Dieses Eine wird darauf genau behandelt.

Unter den Titeln βοιωτιακά, περὶ ποταμῶν, περίπλους folgen andere Fragmente Nr. 2—5. unter dem Namen Leon des Byzantiers; welche vielleicht Theile eines größeren Werks über die Flüße seyen, wenn nicht das letzte etwa dem Leo Alabandensis angehöre. Diesem Rhetor werden 4 Bücher Carica, 2 Bücher Lyciaca und eine rhetorische Schrift, aber von Suidas fälschlich auch die Geschichte des heiligen Kriegs beygelegt, welche Leo dem Byzantier angehört; sein Zeitalter ist unbekannt.

Leo Pellaeus. Er schrieb: περὶ τῶν κατ' Αἴγυπτον ϑεῶν, und wahrscheinlich war dieses

Werk an Alexanders d. G. Mutter Olympias gerichtet (s. zu Nr. 3). Aus den Anführungen der Kirchenväter und des Hyginus (s. Nr. 2—6) stellt sich klar heraus, daß dieser Leo die ägyptischen Gottheiten in demselben Geiste behandelt hatte, wie Evhemeros die Griechischen.

P. 233. Clytus Milesius. Dieser Schüler des Aristoteles hatte über seine Vaterstadt ein Werk von mehrern Büchern, *περὶ Μιλήτου* betitelt, geschrieben. Sein Name *Κλύτος* war früher *Κλεῖτος* verschrieben. Aus dem ersten Buch folgt hier aus Athenäus eine Beschreibung der Meleagriden auf der Insel Leros; worüber K. M. die weitern Mythologumena über diese Vögel nachweist. (Man vergl. noch Laur. Beger, Meleagrides p. 5; Muncker ad Hygin fab. 174. p. 292 Stav. und Heyne ad Apollodor I. 8. 3. pag. 51). Es folgen aus ungenannten Büchern desselben Werks noch zwey Fragmente: über Polykrates Tyrann von Samos und über Thales von Milet.

P. 334—338. Maeandrius Milesius (Leander Milesius). Der Zusatz in Klammern bezieht sich auf das Ergebniß der Vergleichungen, daß *Λέανδρος* und *Μαιάνδριος* nur Verwechselung des Namens Einer Person sind; wogegen das öftere Vorkommen der Form *Λεάνδριος* ohne gehörige Auctorität seyn möchte (doch s. Pape, griech. Eigennam. p. 232, wo auch *Λείανδρος* angeführt wird.)

Ebenfalls aus Milet gebürtig, wie Klytos, hatte er ebenfalls über diese seine Vaterstadt, und vermuthlich auch deren Colonieen geschrieben. Er scheint etwas älter als Klearchos oder dessen Zeitgenosse gewesen zu seyn. Seine Hauptschrift wird unter dem Namen *ἱστορίαι* oder *Μιλησιακὰ* angeführt. Unter den eilf Fragmenten zeichnen sich aus das auf einer Inschrift von Priene über den Krieg dieser Stadt mit Samos über die Wanderung der Heneter aus Kappadocien an den Adriatischen Meerbusen, über Delphi, Elis, über Thales und die übrigen sieben Weisen. Ein zwölftes wird aus einer vermuthlich grammatischen Schrift *Παράγγελμα* angeführt.

P. 338. Antipater Macedo. Dieser Feldherr Philipps, Alexanders d. Gr. Reichsverweser während dessen Abwesenheit in Asien, war Schüler des Aristoteles. Ihm werden zwey oder zwanzig (letztere Angabe möchte die richtige seyn) Bücher von Briefen und eine Geschichte der Kriegsthaten des Perdikkas in Illyrien beygelegt. Aus diesem letztern Buch ist nichts übrig. Auch die Briefe waren eine reiche Quelle für die Geschichte und von Plutarch fleißig benützt (Heeren de fontib. Vitar. Plutarch. p. 60 seqq.); wie denn überhaupt die Briefe Alexanders und seiner Zeitgenossen noch eine besondere Untersuchung verdienen, die wir von Geier (s. ad Scriptorr. rer. Alexandri p. XXIV.) zu erwarten haben.

Palaephatus Abydenus. Liebling des Aristoteles. Unter den vier *Παλαίφατοι*, die Suidas aufzählt (M. s. Westermann ad Histor. poet. Scriptorr. p. XI. sqq. und in Pauly's Real-Encyclop. V. 2. p. 1069.) legt er diesem Kyprische, Delische, Attische und Arabische Geschichten bey; da er aber gleich darauf beyfügt, seiner habe Theodoros in den Troischen Historien gedacht, so wagt K. M. die Vermuthung, es sey vorher *Τρωικά*, statt *Ἀραβικά*, zu lesen, obschon Suidas in denselben Artikeln bemerkt hatte, die *Τρωικὰ* würden von Einigen dem Parier Paläphatos von Andern dem Athener beygelegt. Wer aber auch von ihnen der Verfasser sey, auf jeden Fall war es ein sehr umfangreiches Werk von wenigstens 9 Büchern, voll von periegetischer Gelehrsamkeit, ähnlich dem Werke des Demetrius von Skepsis über Trojas. Unter den wenigen hier aufbewahrten Fragmenten jedoch bezieht sich nur Eins auf Trojas Land- und Sagenkreis. Zu Nr. 3. p. 339 bemerke ich, daß Werfer in den Act. philoll. Monacc. II. p. 513 sq. die Stelle des Grammatikers Asklepiades gelehrt behandelt hat, ohne jedoch über die Nisa etwas zu bemerken. K. M. möchte aus dem orphischen Hymnus 41 statt *Νίσην* lesen *Μίσην*.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Mai.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England etc. by John Lord Campbell, LL. D. *) F. R. S. E. Vol. VI. pp. 709. Vol. VII. pp. 736.

(Vgl. Gel. Anz. 1848 Nro. 103 und 167.)

Diese zwey Bände beschließen das gehaltvolle Werk Lord Campbell's. Sie enthalten nur drey Lebensbeschreibungen: Loughborough, Erskine, Eldon. Die erste ist nicht eben anziehend. Lord Loughborough (zuvor Alexander Wedderburn) hatte bey ausgezeichneten Fähigkeiten, die aber nicht vollständig ausgebildet waren, und bey mancher schätzbaren Eigenschaft, so wenig Festigkeit in seinem Wesen, daß er die Achtung nie erlangen konnte, die nur aus dem Vertrauen zu einer sich gleich bleibenden Persönlichkeit entspringt. Das Wichtigste in seinem Leben ist der Antheil, den er an der Stillung des großen Aufstandes zu London 1780 gehabt hat. Ein junger Schwärmer, Lord Gordon, hielt eine Versammlung zum Schutze der angeblich bedrohten englischen Kirche; daraus entstand ein Auflauf, der vier Tage lang einen großen Theil der Hauptstadt wilden Rotten preis gab. Es wurden Häuser gestürmt, geplündert und in Brand gesteckt, Gefängnisse erbrochen und die Verhafteten losgelassen. Die Obrigkeiten scheuten sich Waffengewalt dagegen zu brauchen, weil nicht lange zuvor in Folge eines kleineren Aufstandes mehrere Klagen über die zu dessen Unterdrückung angewandten Mittel bey den Gerichten waren angebracht und von diesen zum Nachtheile der Behörden entschieden worden. Endlich berief der König den geheimen Rath, fand aber diesen auch schüchtern. Erst der letzte, der gefragt wurde, Generaladvocat Wedderburn, wußte Rath. Es sey unzweifelhaften Rechtens, sagte er, daß, wenn bey einem Auflaufe Verbrechen wie Raub und Brand vorkommen, auch ohne die Förmlichkeit der Aufforderung durch die Obrigkeit, Feuer darauf gegeben werden könne. Die Andern ließen sich das gefallen; der König befahl, die Garderegimenter einrücken zu lassen; in Kurzem war der Aufuhr gedämpft, und keine Klage erhob sich über Mißbrauch der Gewalt.

Die Lebensgeschichten Lord Erskine's und Lord Eldon's gehören zu den merkwürdigsten der neueren Zeit. Sie laufen neben einander und dazu mehrfach in einander.

Thomas Erskine (nachher Lord Erskine), geb. 1750, war einer der drey Söhne eines schottischen Grafen Buchan von uraltem Geschlecht, der in seinen Vermögensumständen so herabgekommen war, daß sein jährliches Einkommen nur 200 Pf. Sterl. betrug. Der Verf. merkt dabey an, daß unter dem schottischen Adel ungleich mehr Armuth als unter dem englischen sey, obgleich diesem eine viel freyere Verfügung über ererbten Grundbesitz zustehe als jenem. So viel Anlage und Neigung für höhere Bildung der junge Erskine auf der Schule bewies, mußte er sich doch entschließen, sein Glück im Seedienste zu suchen, weil es seinen Eltern an den Mitteln gebrach, ihn für eine andere Bestim-

*) d. h. legum doctor, zuvor war er nur M. A. d. h. magister artium.

mung zu erziehen. Er diente vier Jahre lang als Seecadett in den westindischen Gewässern, konnte aber die Beförderung, wozu er empfohlen war, nicht erlangen. Nun erkaufte er mit dem wenigen, das ihm aus dem Nachlasse seines verstorbenen Vaters zufiel, eine Fähndrichstelle bey einem Infanterieregimente. In einer Landstadt, wohin dieses verlegt war, heirathete er, noch nicht 21 Jahre alt, die Tochter eines angesehenen Parlamentsgliedes, die ihm kein Vermögen zubrachte. Bald darauf ging er mit seinem Regiment auf die damals England unterworfene Insel Minorca. Die Muße, die er da genoß, benützte er zu so fleißigem Lesen der englischen Dichter, daß er zu der vertrautesten Bekanntschaft mit denselben, namentlich mit Shakspeare und Milton, gelangte und dadurch ganz Meister seiner Muttersprache wurde. Das erprobte er schon dort, indem er seinem Regiment, in Abwesenheit des Feldcaplans, erbauliche Predigten aus dem Stegreife hielt, wozu die Erinnerungen aus Gesprächen mit seiner frommen Mutter und mit ihr befreundeten Geistlichen guten Stoff gaben. Nach zwey Jahren heimgekehrt, zu London in die beste Gesellschaft eingeführt, gewann er durch die Anmuth seines Umganges Freunde, die ihn jedoch nur wenig unterstützen konnten. Er wurde Lieutenant und mußte abermals in einer Landstadt Quartier nehmen. Da wandte sich seine Bestimmung. Bey einer strafgerichtlichen Verhandlung, der er beywohnte, dünkte ihm, er hätte können die Sache besser führen als die Anwälte, deren Vorträge er hörte. Rasch entschloß er sich, wenn seine Mutter beystimmte, die Rechte zu studiren. Als die Mutter billigend und aufmunternd geantwortet hatte, nahm er zuerst Urlaub, dann verkaufte er seine Officierstelle und widmete sich drey Jahre, theils in London theils zu Cambridge, unter großen Entbehrungen, aber allezeit heiter, dem Rechtsstudium. Brachte er es darin nicht zu gründlicher Gelehrsamkeit, so erlangte er doch Kenntnisse genug, um bey seinen großen Gaben jedem Rechtsfalle, der ihm vorkam, gewachsen zu seyn. Bald nachdem er als Anwalt aufgenommen war, übernahm er mit vier anderen die Vertheidigung eines verdienten Seeofficiers, welchen die Admiralität wegen einer Schrift, in der sie heftig angegriffen war, als der Schmähung schuldig, anklagen ließ. Seine Rede gab den Ausschlag zu Gunsten des Angeklagten. Jetzt wurde der junge Anfänger, auf den noch niemand aufmerksam gewesen war, mit Aufträgen überhäuft. Ein vor ein Kriegsgericht gestellter Admiral führte siegreich seine Vertheidigung durch eine Rede, die Erskine verfaßt hatte; dieser bekam dafür Eintausend Pf. St. Ehrensold. Nachdem er auch den oben erwähnten Lord Gordon gegen die Anklage auf Anstiftung von Aufruhr vertheidigt und dessen Freysprechung erlangt hatte, war er, kaum anderthalb Jahre nach seinem ersten Auftreten, bereits unter allen Anwälten seines Kreises der gefeyertste.

Lord Eldon's (zuvor Joh. Scott's) Laufbahn hat in ihrem Beginne viel Aehnlichkeit mit Erskine's. Geboren 1751 in einer Stadt an der schottischen Gränze, war er von seinem Vater, einem Kohlenhändler, zu demselben Gewerbe bestimmt. Sein älterer Bruder, welcher noch sehr jung auf der Universität Oxford eine Aufseherstelle erlangt hatte, bat den Vater, ihm den Knaben zu überlassen, damit er unter seinen Augen den Wissenschaften obläge. Dieß geschah, und in wenig Jahren brachte es Scott so weit in den allgemeinen Wissenschaften, die in England als die hauptsächliche Vorbereitung für den geistlichen Stand gelten, daß auch ihm eine Aufseherstelle zu Theil wurde. Hier gedachte er nun zu warten bis an ihn die Reihe käme, der Landpfarreyen eine zu erhalten, welche die Universität zu vergeben hat. Er war aber mit einer Schönen seiner Geburtsstadt heimlich bereits verlobt. Damit sie ihm nicht entzogen würde, da ihr wohlhabender Vater eine andere Heirath für sie im Sinne hatte, entschloß sich Scott mit ihrer Einwilligung sie zu entführen, und sich mit ihr in Schottland trauen zu lassen. Dadurch ging die Aufseherstelle, mit ihr die Aussicht auf eine Pfarrey verloren. Mit dem spärlichen Einkommen, das ihm sein Vater und der bald versöhnte Schwiegervater ausmachten, das aber die junge Frau so zu Rath hielt, daß er zu entlehnen, wovor er sich scheute, niemals nöthig fand, legte er sich nun auf die Rechtskunde, zuerst in Oxford, dann zu London, so anhaltend, aber freylich auch ausschließend, daß er alle Tiefen des englischen Rechts ergründet hatte, als er zur Anwalt-

schaft berufen wurde. So glänzend wie Erskine's waren seine Anfänge nicht. Die Sachen, die er zu führen bekam, erregten kein Aufsehen und trugen ihm wenig ein. Er war nahe daran, sich um die unscheinbare Stelle eines Rechtsrathes in seiner Vaterstadt zu bewerben, wurde jedoch durch Zureden älterer Anwälte in London zurückgehalten. Der Kanzler, der ihm wohl wollte, ließ ihn eine Anstellung hoffen, gab sie ihm aber nicht, weil, sagte er später, das mäßige Einkommen ihn befriedigt und nur faul gemacht haben würde. Endlich hob seinen Ruf der Sieg, den er in einer Rechtssache errang, zu deren Entscheidung der Kanzler drey Tage Bedenkzeit nöthig gefunden hatte. Von da nahm seine Anwaltschaft so zu, daß der Ertrag manches Jahr auf zehntausend Pf. St. und darüber stieg.

Erskine und Scott traten beyde 1783 in das Unterhaus ein; beyde sprachen an demselben Tage zum erstenmale und über denselben Gegenstand, nur in entgegengesetzter Richtung; beyde auch mit gleich wenig Beyfall. In Erskine's Rede vermißte man das Feuer, womit er vor Gericht die Gemüther hinriß; Scott überlud seinen Vortrag mit einem gesuchten Schmucke, den er, von den Gegnern deßhalb verlacht, sodann für immer aufgab. Erskine war mit For gewöhnlich in der Mehrheit, Scott mit Pitt in der Minderheit des Hauses, bis im folgenden Jahre das Parlament aufgelöst wurde. Zu diesem Schritte war die Regierung vornehmlich durch einen die Verweigerung der Steuern drohenden Beschluß des Unterhauses, welchen Erskine hervorgerufen und Scott bekämpft hatte, getrieben. Die öffentliche Meynung gab der Regierung Recht, wie Scott vorausgesagt hatte; Erskine und viele andere derselben Parthey fielen bey den folgenden Wahlen durch. Scott hingegen wurde wieder gewählt, fand jedoch lange Zeit wenig Gelegenheit sich im Parlamente hervorzuthun. Erskine gewann unterdessen mehr und mehr Ansehen als der Redner vor Gericht, der namentlich in Preßprocessen den schwersten Anschuldigungen geschickt und meist glücklich zu begegnen wußte. Damit arbeitete er dem noch jetzt geltenden Preßgesetze (law of libel) vor, das For 1791 einbrachte und durchsetzte. Damals war Erskine schon wieder Mitglied des Unterhauses geworden, stand jedoch so wenig als Scott unter den Vordersten. 1793, nachdem Scott Generaladvocat geworden war, kam es zwischen den beyden zu dem ersten Kampfe vor Gericht. Ein Anwalt Namens Frost hatte in einem Kaffehause, da er von Wein erhitzt und durch zudringliche Nachbarn aufgereizt war, unter Anderm gesagt: Ich bin für Gleichheit und keinen König. Die gegen ihn deßhalb bereits anhängige Klage wurde von Scott fortgeführt. Erskine begann die Vertheidigung damit, daß er zu verstehen gab, der Generaladvocat halte wohl selbst den Angeklagten nicht für strafbar, sondern betreibe die Klage nur weil sein Vorgänger sie angebracht habe. Dann stellte er den Geschwornen vor: Welch unerträglicher Zwang dem Leben angethan, wie alle Sicherheit und Fröhlichkeit des Umganges, alle Offenheit und Hingebung im geselligen Verkehr abgeschnitten würde, wenn man bey einem sonst untadelhaften Wandel befürchten müßte, wegen zufälliger, leichtsinniger oder heftiger Aeußerungen zur Strafe gezogen zu werden. Vieles, das unrecht und tadelnswerth sey, komme nicht vor ein Strafgericht, weil man dem Frieden und Glücke des gesellschaftlichen Lebens zu lieb darüber hinwegsehe. Die Sicherheit freyer Regierungsformen und das sorglose Betragen der Bürger sey nicht nur vereinbar, sondern unzertrennlich von einander. Anzeigen von frevelhafter Absicht, nicht von unschicklichen Aeußerungen, selbst nicht von bedenklichen, aber nicht zum Handeln führenden, Meynungen gehören vor die Gerichte. Scott erwiederte, ganz irrig habe sein gelehrter Freund vorausgesetzt, er stelle die Klage nicht aus eigener Ueberzeugung, sondern weil sein Vorgänger sie ihm hinterlassen habe. Dem Generaladvocaten liege ob, selbst zu prüfen, ob er einen Auftrag, der ihm ertheilt werde, mit gutem Gewissen, als dem Staate zuträglich, ausführen könne; und wenn er das verneinen müßte, so wäre seine Pflicht, den Auftrag abzulehnen und, wenn darauf bestanden würde, seine Entlassung zu nehmen. Dieß würde er gethan haben, wenn er die Klage für ungeeignet gehalten hätte. Das wäre sie auch nach seiner Ansicht allerdings gewesen, hätte von dem Angeklagten etwa ein Dienstbote ausgesagt,

er habe die angegebene Aeußerung in seinem Zimmer fallen lassen. Allein es sey an einem öffentlichen Orte geschehen, von einem Manne, den sein Beruf an die der Verfassung gebührende Achtung erinnern mußte, in Gegenwart Mehrerer, die ihn um seine Meinung fragten, und als sie über seine Antwort entrüstet waren, noch Schlimmeres zu hören bekamen. In einem solchen Falle sey es kein Eingriff in die Freystätte des Privatlebens, wenn die Anzeige beachtet und vor Gericht gebracht werde. Frost wurde schuldig befunden und mit dem Verluste seiner Anwaltschaft, Gefängniß auf ein halbes Jahr und Ausstellung am Pranger bestraft *).

Im folgenden Jahre ließ die Regierung durch Scott zwölf Mitglieder verschiedener Vereine, die sich mit Einleitungen zu Verbesserung der Verfassung abgaben, auf Hochverrath anklagen. Deren Vertheidigung übernahm Erskine. Der erste, welcher vor Gericht gestellt wurde, denn gemeinsame Verhandlung hatten sie abgelehnt, war ein Schuster, Hardy. Scott entwickelte die Anklage, mit Berufung auf eine große Menge Zeugen und Papiere, in einer Rede, die neun Stunden dauerte. Zwar konnte er nicht Handlungen nachweisen, die unter den scharfen Begriff des Hochverrathes fielen; aber von Gesinnungen und Bestrebungen, die zum Hochverrathe führen mußten, brachte er Beweise in großer Zahl bey. Dem Vertheidiger lag ob, nicht nur die Unanwendbarkeit des Hochverrathgesetzes auf die vorgetragenen Thatsachen, sondern auch diese selbst in einem minder ungünstigen Lichte zu zeigen, um den Eindruck von Abneigung zu mildern, den auf die Geschwornen das Anhören vieler tolldreister Aeußerungen von Haß gegen die bestehende Verfassung machen konnte. Vier Tage, zuvor unerhört, dauerte die Verhandlung bis Mitternacht, wo die Geschwornen zu kurzer Ruhe unter Wache entlassen wurden. Erskine war unermüdlich die Aussagen der Zeugen anzufechten und zu entkräften, die Bedeutung der vorgelegten Druckschriften und Briefschaften herabzusetzen. Zum Schlusse sprach er sieben Stunden lang, zuletzt so erschöpft, daß er bey tiefster Stille kaum mehr gehört wurde. Diese Rede ist sein Meisterstück; „sie wird ewig leben," schrieb nachher auf einen Abdruck der vornehmste der Beklagten. Erskine begann mit Lob der englischen Verfassung, die das Land vor den Gräueln einer Umwälzung schützte, die aber, damit sie das ferner leistete, ganz unverletzt erhalten werden müßte. Schwere Verletzung derselben wäre es, wenn ein Angeklagter auf Hochverrath nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes über dieses Verbrechen, sondern nach einer dehnenden Auslegung desselben gerichtet würde. Daß die Geschwornen das Gesetz allein ins Auge fassen und sich in ihrem Ausspruche von dem Gesetz allein leiten lassen, was auch ihre Meynung von dem Betragen des Angeklagten seyn möchte, selbst wenn sie es höchst verwerflich fänden, daran sey jetzt alles gelegen. Ob Hardy das gethan habe, was das Gesetz für Hochverrath erkläre, das allein sey die Frage. Nun zeigte er, daß alles, was zur Begründung der Anklage vorgebracht worden, auf Folgerungen verbrecherischer Absichten und nirgends auf Beweisen auch nur versuchter Ausführung derselben beruhte. Die schwerste Aufgabe der Vertheidigung war, den Verein, dem Hardy als eine Hauptperson angehörte, von dem Verdachte zu reinigen, den seine unläugbare Berührung mit den französischen Jacobinern auf ihm gelassen hatte. Diese Schwierigkeit überwand der Anwalt so geschickt als kühn.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Frost wurde über 90 Jahre alt und starb vor noch nicht langer Zeit. Er war einer der sehr wenigen Anwälte in England, die der französischen Revolution anhingen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Mai.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England.

(Fortsetzung.)

Wohl, sagte er, hat der Verein warmen Theil an dem Gelingen der französischen Revolution genommen; daraus folgt aber nicht daß er auf den Umsturz unserer Verfassung ausgehe. Den siegreichen Widerstand der Franzosen gegen den Bund von Königen, der unbefugt sich in ihre inneren Angelegenheiten mischte, den billigte und lobte er; den billige und lobe auch ich und werde das immer laut bekennen. Nähme ich an, es stehe Fremden zu, einem Volke vorzuschreiben, wie es seine Verfassung zu ordnen habe, was könnte ich sagen, wenn die Franzosen uns die ihrige aufdringen wollten? Ich könnte nichts sagen, aber zu den Waffen würde ich greifen. Als er geendet hatte, erscholl donnernder Beyfall im Gerichtsaale und darauf in den angränzenden Straßen, die so voll gedrängt waren, daß die Richter nicht zu ihren Wägen gelangen konnten, bis Erskine das Volk durch Anrede bewog schnell auseinander zu gehen. Die Geschwornen beriethen sich lange. Die Spannung, worin ihr Spruch von der wieder versammelten Menge erwartet wurde, löste sich, da er auf Nicht Schuldig lautete, in Freudengeschrey.

Scott ließ nicht, wie man erwartet hatte, ab, sondern zog nun den als Sprachforscher berühmten Horne Tooke, einen alten Geistlichen, vor Gericht. Auch dessen Freysprechung in Folge der glänzendsten Vertheidigung durch Erskine schreckte den Ankläger noch nicht; erst als ein dritter Angeschuldigter, der sich in Worten weit am meisten vergangen hatte *), für nicht schuldig erklärt war, ließ man die Sache fallen. Hatte Erskine den Preis in diesem Kampfe davon getragen, so war auch Scott nicht unrühmlich davon geschieden. Es wurde anerkannt, daß die Anklage von ihm ohne alle Bitterkeit auf das Ruhigste und Würdigste geführt worden sey. Er gestand in der Folge daß er selbst, wenn er Geschworner gewesen wäre, Bedenken würde getragen haben, das Schuldig auszusprechen. Ueber den Ausgang der Sache war die Freude fast allgemein durch ganz England, da auch solche, die den Angeklagten, ihres frechen Treibens wegen, abgeneigt waren, in der Freysprechung derselben kraft des Wortlautes des Gesetzes vielmehr eine Befestigung als eine Gefährdung der Verfassung erkannten; wie denn auch die Kraft der Regierung nicht im Geringsten dadurch vermindert wurde.

Vor Gericht standen von jetzt an Erskine und Scott nur einmal noch in einer ähnlichen Sache einander gegenüber, und auch da siegte der erstere. Mehr zu streiten gab es im Parlamente. Von der Unzulänglichkeit des alten Hochverrathsgesetzes durch das Mißlingen der jüngsten Anklagen überzeugt, ließ die Regierung nun durch Scott Ergänzungen vorschlagen, die sehr weit gingen, aber

*) Dieser schrieb an Erskine während des Zeugenverhörs ein Briefchen: lieber wolle er gehangen seyn als länger zuhören und schweigen. Erskine antwortete: Thut ihr den Mund auf so werdet ihr zuverläßig gehangen.

ungeachtet heftigen Widerspruches von Seiten Erskine's und seiner Freunde, die das alte Gesetz vollkommen zureichend fanden, mit großer Mehrheit angenommen wurden. Am nachdrücklichsten hatte Scott eine Bestimmung empfohlen, welche die Strafe des Hochverrathes auf die Urheber von Druckschriften ausdehnte die den Umsturz der Verfassung bezweckten. Es sey, sprach er, keineswegs eine Ausdehnung des Hochverrathgesetzes über dessen Sinn und Absicht hinaus, sondern nur eine Erläuterung desselben, wie sie zu geben, nach dem dort beygefügten Vorbehalte, jederzeit dem Parlamente zustehe. Diese nunmehr anzurathen erachte er als seine Pflicht in Anbetracht der beyspiellosen Menge Schmähschriften, welche die Verfassung und die Regierung untergruben. Von ihm sey alles Mögliche geschehen um diesem Uebel mit Hülfe der bestehenden Gesetze Einhalt zu thun; denn in den jüngst verflossenen zwey Jahren seyen mehr Anklagen wegen Schmähschriften gestellt worden als je zuvor in zwanzig; allein der Unfug sey nun zu einer Größe angewachsen die mit dem hergebrachten Rechte nicht mehr bezwungen werden könne. Es gebe jetzt Leute die von Schmähschriften leben, damit ein Gewerb treiben. Nicht selten finde man auf einer Seite eines Kramladens Waaren, auf der andern Schmähschriften ausgelegt. Dem heillosen Treiben könne nur durch Schärfung des Gesetzes begegnet werden. So schwer es einem Freunde der Verfassung falle, die persönliche Freyheit beschränkt zu sehen, so müsse doch jeder Vernünftige zugeben, daß, wo alles was ihm theuer sey durch eine Rotte von Aufruhrstiftern gefährdet werde, ein Theil von den Rechten des freyen Staatsbürgers, um das Ganze zu retten, eine Zeit lang aufgegeben werden möge.

Seltsamer Weise gerieth Erskine bald nachdem er sich dieser strengen Einschränkung der Preßfreyheit vergebens widersetzt hatte, mit sich selbst in Widerspruch, indem er einen Antrag von Fox lebhaft unterstützte, daß ein Mann, welcher Vorstand einer gegenrepublicanischen Gesellschaft war, einer Schrift über die englische Verfassung wegen, vor Gericht gezogen werden sollte. In dieser Schrift war das Königthum als der Stamm vorgestellt, von welchem die anderen Bestandtheile der Staatsgewalt, Oberhaus und Unterhaus, entsprungen wären und immer noch abhingen so daß jenes wohl ohne sie, aber nicht sie ohne das Königthum bestehen könnten. Scott, dem als General-Advocaten die Stellung der Anklage, wenn sie beschlossen wurde, oblag, war nicht geradezu entgegen, bemerkte aber, es möchte räthlicher seyn, die Klage zu unterlassen, deren Erfolg ungewiß wäre, und deren Abweisung eine Folge haben würde, die sorgfältig vermieden werden sollte, daß nämlich zwischen dem Parlament und den Gerichten ein Zwiespalt der Meynungen sich aufthäte. Erskine dagegen eiferte für den Antrag; die Schrift sey ein Angriff auf die Rechte des Unterhauses, der nicht ungestraft bleiben dürfe, und kein Zweifel, daß das Schwurgericht alsbald das Schuldig aussprechen werde. Diese Erwartung wurde nicht erfüllt. Scott stellte die Klage wie sie ihm aufgetragen war; die Geschwornen aber erklärten nach einer kurzen Berathung, wiewohl die vorgelegte Schrift zu tadeln, sey doch ihr Verfasser der bösen Absicht, die ihm Schuld gegeben worden, nicht schuldig zu erachten.

Erskine's bekannte Vorliebe für die Preßfreyheit hielt den „Verein gegen Laster“ nicht ab, ihm eine Anklage wider den Verbreiter des abscheulichen Buches von Thomas Paine „das Zeitalter der Vernunft“ zu übertragen. Paine selbst war einige Jahre früher von ihm vertheidigt worden als er wegen seiner Schrift von den Menschenrechten angeklagt war. Jetzt übernahm Erskine ohne Bedenken eine Anklage wegen dessen neuer, gegen das Christenthum gerichteter Schrift. In seiner Rede, von der er nachher sagte, daß er sie ganz aufbewahrt wünsche, sollten auch seine übrigen alle vergessen werden, bekannte er sich auf das entschiedenste zum Christenthume. Mein fester Glaube an das Evangelium, sagte er, ruht nicht etwa auf einem Vorurtheile, das aus meiner Erziehung herrührte, die allerdings, Dank der besten Mutter, religiös war, sondern auf dem anhaltendsten und umfassendsten Nachdenken in meinen reiferen Jahren. Jetzt ist er mir der große Trost eines Lebens das wie ein Schatten hinflieht. Ohne ihn würde ich mein lange dauerndes Glück und Wohlseyn nur als einen Staub, welchen der Wind verweht, und mehr als einen Fallstrick denn als einen Segen ansehen können. Nach-

dem er die anstößigsten Stellen der Paine'schen Schrift verlesen und ihre Verwerflichkeit erörtert hatte, rechtfertigte er die Anklage wider den Vorwurf, daß sie gegen freye Forschung feindselig sey. Ein wissenschaftliches Werk, sagte er, gerichtet an die wissenschaftlichen Kreise, über Fragen solcher Tiefe und Weite, kann, ist es auch voll Irrthum, niemals den Schaden thun, welchem zu steuern Absicht gegenwärtiger Klage ist. Solch ein Werk treibt vielmehr wissenschaftlich gebildete Leute nur an, den ihrer beharrlichen Untersuchung so würdigen Gegenstand immer genauer zu prüfen. Die Wirkung ist jedenfalls ein Fortschritt, eine Verstärkung der Kraft der Wahrheit. Aber gegenwärtiges Buch hat kein solch Absehen noch Vermögen; es geht nicht darauf aus, die Denkenden und Unterrichteten zu überzeugen, sondern es mißhandelt den Glauben des brittischen Volkes mit Spott und Schimpf und verführt die gedankenlose Menge zu Verachtung von Sittengebot und Bürgerpflicht. Der Anwalt des Beklagten scheute sich gleichwohl nicht, die in dem Buche vorgetragene Meynung zu vertheidigen. Erskine nahm davon Anlaß über die Beweise für das Christenthum zu sprechen. Giebt es, fragte er, einen nur etwas unterrichteten Mann, der bey sich einen Zweifel daran aufkommen ließe, daß die Weissagung des göttlichen Wortes, seiner Ehre werde alles voll seyn, in der weitesten Bedeutung in Erfüllung gehe und gehen müsse? Ich spreche nicht als Anwalt sondern drücke meine eigenste Ueberzeugung aus: die Zerstreuung der Juden über die ganze Welt, ihr beyspielloses Unglück und ihre unvertilgbare Eigenthümlichkeit, verglichen mit der Geschichte jedes anderen Volkes, so wie mit den ältesten Weissagungen ihrer eigenen Gesetzgeber und Propheten über ihr Geschick, würde allein vollkommen ausreichen, die christliche Wahrheit zu bekräftigen, wenn auch alle andere Urkunden und Zeugnisse davon unwiederbringlich verloren wären. Die Geschwornen sprachen das Schuldig aus. Anstatt aber nun ein Strafererkenntniß wie ihm gebührte zu begehren, stellte Erskine dem Vereine, in dessen Namen er geklagt hatte, vor, wie er den angeklagten Buchführer kennen gelernt und nicht nur in den ärmlichsten Umständen, die ihn ohne Zweifel zu dem Vergehen allein veranlaßt, sondern auch reumüthig und bereit gefunden habe, sich alsbald zu bemühen, alle von ihm verkaufte Abdrücke des schändlichen Buches zurückzufordern und zu vernichten; wie ihm darum gerathen scheine, die Anklage, nachdem sie ihre Wirkung gethan, nicht weiter zu verfolgen sondern an dem bußfertigen Uebertreter christliche Barmherzigkeit zu üben. Da der Verein darauf nicht einging, gab Erskine den Auftrag ab; der Buchtrödler kam auf ein Jahr in das Zuchthaus.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden Erskine und Scott auf mehrere Jahre einander fern gerückt, indem dieser das Amt eines Oberrichters und bald darauf das Kanzleramt erhielt, und als Lord Eldon in das Oberhaus trat, während ersterer noch Anwalt und Mitglied des Unterhauses blieb, an dessen Verhandlungen er jedoch nur wenig Theil nahm. Lord Eldon setzte sich als Richter in das größte Ansehen, ob ihm gleich zuweilen eine Langsamkeit Schuld gegeben wurde, die er scherzend von einem Spruche ableitete, welcher ihm als Inschrift der Landkutsche, die ihn als Knaben nach Oxford gebracht, aufgefallen und im Andenken geblieben sey: Sat cito si sat bene. Im Oberhause war seine Thätigkeit damals noch nicht ausgezeichnet; als nächster Rathgeber des Königs Georg III. aber, der ihn gern seinen Kanzler nannte, (was von dem Verf. mißbilligt wird), übte er großen Einfluß. Gleichwohl mußte ihm dieser König 1806 den Abschied geben, weil die nach Pitt's Tod eingetretenen Minister es begehrten. Erskine, nun Lord Erskine wurde sein Nachfolger. Es ist euer Kanzler, sagte der König zu den Ministern, nicht der meinige; und als Lord Eldon kam, das Siegel abzugeben, nahm es Georg nicht an sondern hieß es ihn auf den Tisch legen.

Erskine's Erhebung zum Kanzleramte tadelten die Anwälte, die an diesem Gerichtshofe beschäftigt waren desto mehr, weil, neben seiner Unkenntniß des dort hergebrachten äußerst künstlichen Verfahrens, auch sein Widerwille dagegen wohl bekannt war; wie er denn einst, als der Oberrichter der Königsbank eine Sache an den Kanzleygerichtshof verweisen wollte, denselben fragte, ob er wohl

einen Hund, der ihm werth wäre, dahin abgeben möchte. Indessen wußte er theils durch den Fleiß, mit welchem er sich, von Kundigen gern unterstützt, dem Geschäft hingab, theils durch sein leutseliges Betragen zwar nicht das Ansehen, in welchem sein Vorgänger gestanden war, doch nicht geringe Achtung und Zuneigung zu erwerben. Am meisten Ehre machte ihm in der kurzen Zeit seines Kanzleramtes die Leitung des Verfahrens in der von dem Unterhause vor das Oberhaus gebrachten Anklage wider Lord Melville (zuvor Heinr. Dundas) wegen übler Verwaltung des Seewesens. Obwohl früher ein entschiedener Gegner des Angeklagten, erwies er diesem alle zuläßige Gunst durch sorgfältige Beseitigung alles dessen was ihn unbilliger Weise in Nachtheil setzen konnte und durch ungewöhnliche Beschleunigung der Verhandlung, die nur vierzehn Tage dauerte, weil der Kanzler alles, was nicht zur Sache gehörte, scharf bemerkte und unerbittlich abwies.

Seines Bleibens auf der hohen Stelle war jedoch nicht lange. Schon im folgenden Jahre wurden die Minister die ihn mit sich emporgehoben hatten, und mit ihnen auch er entlassen. Lord Eldon bekam das große Siegel wieder und behielt es hinfort trotz mancher Anfechtung, zwanzig Jahre lang. Erskine, der auf das Feld, wo er so viel errungen und gewonnen hatte, jetzt nicht mehr zurückkehren, auf dem neuen aber festen Fuß nicht erlangen konnte, sank beynahe in Dunkelheit. Eine Zeit lang besuchte er zwar noch das Oberhaus gewöhnlich und flammte noch zuweilen auf; nachher machte ihn die geringe Wirkung, die seine Reden hervorbrachten, überdrüssig. Ich gebe, sagte er 1819, die Hoffnung auf, durch irgend etwas, das ich sagen mag, Eindruck zu machen, und dadurch werde ich unfähig so zu sprechen wie ich sollte. Die meiste Zeit meines Lebens durfte ich mich der Erwartung freuen, daß ich nicht vergebens sprechen würde; ohne das kann in der Rede kein Geist seyn. Oft hörte ich sagen und halte es für wahr, daß der beredteste Mann, so voll er seines Gegenstandes seyn möchte, beynahe verstummen würde, wenn er wüßte, daß er allein stehe und an die todte Wand spreche. Doch bewies er sich im folgenden Jahre, dem siebzigsten seines Lebens, noch sehr rüstig in der berühmten Verhandlung des Oberhauses über die Anschuldigungen wider die Gemahlin K. Georgs IV., deren Grundlosigkeit darzuthun er eifrig bemüht war. Als die Anfangs beträchtliche Mehrheit der Stimmen für den Antrag der Regierung bey der zweyten Verlesung kleiner und bey der dritten so gering ausgefallen war, daß man für gerathen hielt, den Antrag aufzugeben, hielt er seine letzte Rede, um zu diesem für die Rechtspflege und die Verfassung heilvollen Ausgange der Sache dem Lande Glück zu wünschen. Es war ein glänzender Widerschein seines alten Ruhmes. Er starb 1823. Seine gerichtlichen Reden, nach des Verfs. Urtheile die vortrefflichsten dieser Gattung in der englischen Sprache, sind unter seinen Augen gedruckt worden. Er hatte sie zwar nicht selbst niedergeschrieben, doch wurde von ihm die Schnellschrift, in der sie aufgefaßt waren, vor dem Drucke durchgesehen.

Dem Lord Eldon, als Richter, läßt der Vf. volles Recht widerfahren. Darüber war auch schon zu seiner Lebzeit nur Eine Stimme, obwohl die Langsamkeit seines Verfahrens oft beklagt wurde, die jedoch nur von seiner Gewissenhaftigkeit herrührte, wie denn sein Nachfolger im Amte versicherte, nur der Kanzler selbst habe an der Richtigkeit seiner Entscheidungen gezweifelt, sonst niemand. Streng und meist ungünstig wird dagegen Lord Eldon's Wirken im Cabinet und im Oberhause beurtheilt, wie freylich von dem Vf., einem entschiedenen Whig, zum voraus zu erwarten war. Doch stimmt er nicht in all den Tadel ein, welchen seine Parthey über den alten Kanzler ausgoß. Er rechtfertigt z. B. dessen entschlossenes Verfahren, welches auf das heftigste jedoch vergebens angegriffen wurde, da er in der letzten Zeit K. Georg's III. durch die Erklärung der Aerzte, der gemüthskranke König sey nicht im Stande, auf Geschäfte einzugehen, sich nicht abhalten ließ, desselben Unterschrift, die für eine dringende Sache unentbehrlich war, nachzusuchen und, da er sie erhalten hatte, das große Siegel anzufügen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Mai.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Alterthümer des Volkes Israel von Heinrich Ewald. Göttingen in der Dietrichschen Buchhandlung. 1848. (Auch als Anhang zum zweyten Bande der Geschichte des Volkes Israel von H. Ewald.)

Jedenfalls ein in vieler Hinsicht bedeutendes Werk! Schon die Vorrede, Anfang Mai 1848 in Tübingen geschrieben, ist hoher Beachtung werth, und wer den tiefen Ernst, mit welchem der berühmte Verfasser die Wissenschaft behandelt, nicht bereits kannte, der dürfte nur auf diese Vorrede hingewiesen werden, um ihn gründlich kennen zu lernen. Mit edlem Zorne rügt der Verf., daß die deutsche Schriftstellerey, besonders auch in Zeitungen und Zeitschriften, je mehr sie sich des Beyfalles vieler Leser erfreuen will und erfreuet, desto mehr ein Spiegel, aber auch ein Werkzeug jener unseligen Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit ist, welche seit Jahren in unserem großen Vaterlande immer allgemeiner und zerstörender zu werden drohet. Besonders unter dem jüngeren Geschlechte sey eine Verwirrung der Gedanken und eine Umkehrung aller Grundlagen eines edlen menschlichen Wirkens groß gewachsen, welche schlimmer sey, als der offene Feind. Sogar die ernste deutsche Wissenschaft drohe in solchen Gebieten, welche näher mit den Angelegenheiten von Staat und Kirche zusammenhängen, in die verderblichste Leichtfertigkeit auszuarten. Ein strenges Gericht wird über die Universität Tübingen gehalten, wie denn der Verf. bekanntlich, theils in selbständigen Schriften (Ueber einige wissenschaftliche Erscheinungen neuester Zeit auf der Universität Tübingen, Stuttgart 1846. Ueber die Sittlichkeit und Religion der deutschen Wissenschaft, 1847), theils in dem in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Artikel der A. A. Zeitung im Mai 1847 sich über diesen Gegenstand ausgelassen hat. Man meine nicht, der Verf. werde hier von persönlicher Ab- oder Zuneigung geleitet. Die Sache hat für ihn eine sehr weit greifende Bedeutung, wie man aus folgenden Worten ersehen wird: „Hätten die vielen deutschen Universitäten seit 30 Jahren geleistet, was sie sollten, so wäre Deutschland nun wenigstens nicht durch ihre Schuld in Folge der jüngsten Pariser Umwälzung in den Abgrund gerathen, in welchen es jetzt gestürzt ist und aus dem es sich zu erheben ganz anderer Mittel bedarf, als ihm unsere Strauße und Vischer mit allen ihren älteren oder jüngeren Anhängern darreichen können.“ Die Vorrede schließt mit der Klage über die furchtbar leichtsinnigen Urtheile, welche auch die verhältnißmäßig besseren Zeitungen über das Verhältniß Deutschlands zu den umliegenden Völkern in neuester Zeit gefällt, und mit dem gerechten Wunsche, die Universitäten möchten sich künftig bestreben, bessere Urtheile und Ansichten zu gründen.

Gehen wir nun zu dem Werke selbst über, so war von dem Vf., unter dessen Händen Alles eine eigenthümliche Gestalt annimmt, nicht zu erwarten, daß er die Alterthümer des Volkes Israel in der herkömmlichen Weise, die man uns hier kurz als die unorganische zu bezeichnen gestatte, behandeln werde. Er läugnet nicht, daß es seinen Nutzen haben möge, zu wissen, wie das alte Volk sich klei-

dete, oder welcher Art seine Wohnungen waren; aber er behauptet mit Recht, das Volk Israel habe gerade in solchen Dingen wenige oder gar keine Eigenthümlichkeiten gehabt, und noch weniger habe es andern Völkern darin ein Beyspiel gegeben. Was der Verf. daher darstellen will, das ist „das Ganze aller durch das Gesetz oder sonst durch öffentliche Geltung bestehenden Einrichtungen des alten Volkes, oder das Leben des Volkes, so fern es durch die in ihm rege gewordenen Wahrheiten und Triebe des Jahvethumes bestimmt und beherrscht wurde.“ Nur dem hieher Gehörigen gesteht der Verf. für seinen Zweck volle Bedeutung zu; aber solche Bedeutung vindicirt er dann auch dem Kleinsten und scheinbar Unbedeutendsten auf diesem Gebiete, sofern es wirklich durch das Walten des Jahvethumes eine nähere Bestimmtheit erfahren hat und dadurch den Satz bestätigt, daß eine kräftige Religion das ganze Volksleben immer völliger durchdringt. Hieraus erhellt zur Genüge, daß der Verf. aus dem großen Umfang der Alterthümer des Volkes Israel sich dasjenige engere Gebiet ausgesondert hat, wodurch dieses Volk ein welthistorisches in eminentem Sinne geworden ist, nämlich die religiösen Alterthümer, oder kurz die Religion desselben. Es möchte gut gewesen seyn, den Titel des Buches hienach zu gestalten, da er in seiner gegenwärtigen ganz allgemeinen Fassung dem, was der Verf. sich als Aufgabe gestellt hatte, nicht ganz entspricht.

Hinsichtlich der Eintheilung des Stoffes geht der Verf. von folgenden Gedanken aus. Alle Religion setzt ein lebendiges Verhältniß zwischen Gott und Mensch, ein Ringen des Menschen, um sich zu Gott zu erheben und ihn zu sich herabzuziehen, ein dennoch stets Erhabenbleiben, Herrschen und Befehlen Gottes über den Menschen. Der Begriff der wahren Religion drückt sich nun zwar durch das ganze A. T. in den kurzen Worten aus: „Israel mein Volk und ich ihr Gott,“ und wenn dieses wechselseitige Verhältniß zwischen dem Volke und dem wahren Gott vollendet ist, so ist damit alle Religion in diesem Volke vollendet. Allein im Verlaufe der Geschichte sehen wir nur ein Streben nach dieser Vollendung; und schon dieses Streben gewährt den festen Boden zum Fortschritte in der wahren Religion. Der Mensch also versucht von seiner Seite Alles, um das Wohlgefallen seines Gottes zu erringen; und in jeder Religion bildet sich geschichtlich ein Kreis von erlaubten und geheiligten menschlichen Bestrebungen, um der göttlichen Nähe und Gnade sich stets zu versichern, in Israel aber, wo alles Gottmenschliche, d. i. Religiöse, sich aufs höchste zu vollenden strebte, bildete sich ein solcher Kreis aufs vollkommenste aus. Allein unabhängig von allen diesen menschlichen Bestrebungen stehen die göttlichen Anforderungen menschlicher Gerechtigkeit, welchen der Mensch genügen soll und denen er doch keineswegs bloß durch jene Bestrebungen genügt. Welche menschliche Bestrebungen und Werke, um zum wahren Gott zu gelangen, das Jahvethum erlaubte, und welche göttliche Anforderungen wahrer Gerechtigkeit es an den Menschen stellte, das ist nach der Ansicht des Verf. hier in seinem ganzen Umfang zu erörtern. Da aber das Jahvethum noch nicht die vollendete Religion ist und daher noch einen Mangel in sich schließt, so macht es eine Reihe von Einrichtungen nöthig, die diesen Mangel von Zeit zu Zeit heben sollen. Eine Erörterung dieser Einrichtungen darf daher nicht fehlen.

So kommt der Vf. zu folgender *Eintheilung*:

Die eine Seite:

Die menschlichen Bestrebungen und Werke gegen Gott.

I. Die Aeußerungen durch heilige Worte (Gebet, Eid, Gelübde).

II. Die Aeußerung durch Opfer.

1. Die Eigenthumsopfer (Tischopfer, Feueropfer, einfache heilige Gaben).
2. Die Leibes- und die Leibeslust-Opfer (Fasten, Nasiräer, Beschneidung).
3. Das Ruheopfer: der Sabbath.

III. Die heiligen Reinigungen und Weihungen.

Die Heiligthümer (Sacramente) Jahve's.

Die heiligen Aeußerlichkeiten (heilige Menschen, Zeiten, Geräthe u. s. w.).

Der Vorgang des Gottesdienstes in der Gemeine.

Die andere Seite:

Die göttlichen Anforderungen der Heiligkeit und Gerechtigkeit.

I. Die Heiligkeit des Menschen (der Person).
1. Die Heiligkeit des menschlichen Lebens.
2. Die Heiligkeit des Hauses (Kind und Eltern, Mann und Weib, Sclave und Herr).
3. Die Heiligkeit der Fremden.

II. Die Heiligkeit der Natur.
1. Das Unreine.
2. Die widernatürlichen Vermischungen.
3. Die Schonung der Natur.

III. Die Heiligkeit Jahve's und seines Reiches.
1. Die Heiligkeit Jahve's und seiner Verehrung.
2. Die Heiligkeit des Volkes.
3. Die Heiligkeit des Reiches (das Volk und seine Leiter; besondere Mächte im Volk, das Prophetenthum, das Priesterthum; die Einigung des Reiches).

Die Ergänzung der beyden Seiten.

Die weiteren Sabbathkreise.
1. Der Sabbathmonat mit den 7 jährlichen Festen.
2. Das Sabbathjahr.
3. Das Jubeljahr.

Man sieht, der Verf. geht von Anfang bis zu Ende ganz seinen eigenen Weg, er geht ihn mit vollkommener Consequenz. So gut es nun immerhin seyn mag, daß dieser Weg einmal von einem so consequenten Geiste eingeschlagen worden ist, so können wir doch nicht bergen, daß er uns nicht zum Ziele zu führen scheint. Wenn wir die Religion des alten Testamentes fassen wollen, dürfen wir ihr nicht mit Abstractionen, die uns etwa die Betrachtung anderer Religionen dargeboten hat, beyzukommen suchen, denn sie steht in ihrer Zeit vollkommen einzig da. Mag man bey anderen Religionen von dem menschlichen Bestreben, sich zu Gott zu erheben oder Gott zu sich heranzuziehen, Vieles ableiten und, als auf diesem Bestreben ruhend, einer gesonderten Betrachtung unterwerfen können: bey dieser Religion findet dieses Verfahren keine Statt, denn darin besteht gerade ihre wichtigste Eigenthümlichkeit, daß in ihr Alles durch ein göttliches Gesetz normirt ist. Die Opfer sammt den Reinigungen und Weihungen, die der Verf. in der ersten Abtheilung als Aeußerungen menschlichen Strebens behandelt, können von dem, was er göttliche Anforderungen nennt und in der zweyten Abtheilung behandelt, durchaus nicht getrennt werden. Sie bilden vielmehr einen wichtigen Theil der göttlichen Anforderungen und können nur als integrirender Theil dieser Anforderungen recht gefaßt werden. So muß es auch auffallen, daß der Verf. da, wo er von den göttlichen Anforderungen spricht, die er sämmtlich unter den Begriff der Heiligkeit stellt, zuerst von der Heiligkeit des Menschen, sogar des Fremden, dann von der Heiligkeit der Natur und erst an dritter Stelle von der Heiligkeit Gottes redet, während doch in Wahrheit von dieser Alles ausgeht und auf dem Gebiete der alttestamentlichen Religion von einer Heiligkeit der Natur wohl keine Rede seyn kann. Können wir aber die Trennung des Ganzen in jene zwey Seiten nicht anerkennen, so können wir auch die Stellung desjenigen nicht billigen, was er als Ergänzung der beyden Seiten betrachtet wissen will, und was wir nur als Theil jenes ganzen religiösen oder gesetzlichen Organismus begreifen.

Wie diese ganz eigenthümliche Eintheilung des Stoffes dem Werke keinen Vortheil gebracht hat, so thut es auch die dem Verf. eigenthümliche Ansicht der Quellen nicht. Zwar ist der Verf. weit davon entfernt, den Mosaischen Ursprung der wichtigsten Gesetze des Volkes Israel läugnen zu wollen. Nichts sey thörichter und zugleich ungerechter, als zu meinen, die Gesetze und Einrichtungen der Theokratie hätten keinen ächt geschichtlichen Grund, oder stammten in der Hauptsache nicht von Mose, als von ihrer letzten Quelle, ab. Es heiße die Seele des alten Schriftthums von der einen, und das innerste Wesen, so wie den großen Zusammenhang der wichtigsten Gesetze selbst völlig verkennen, wenn man den geschichtlichen Grund und die zuletzt bis auf Mose zurückweisende Abstammung derselben läugnen wolle, und der Verf. beklagt es ausdrücklich, daß man dieß in Deutschland vor zwanzig bis vierzig Jahren, ja noch vor zehn Jahren sehr allgemein gethan habe, wogegen er sich der Hoffnung hingiebt, seine ganze Erörterung werde die beste Widerlegung solcher Verkennungen seyn. Wir haben hier also keineswegs einen jener Gelehrten vor uns, die von einer so vollständigen Gering-

schätzung des ganzen alttestamentlichen Wesens ausgehen, daß ein auch nur annäherndes Verständniß desselben bey ihnen zu einer völligen Unmöglichkeit geworden ist.

(Fortsetzung.)

The Lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England.

(Schluß.)

Lord Eldon war von ganzer Seele und mit allen Kräften was man damals anfing conservativ zu nennen, er selbst aber, diesem neuen Ausdrucke abgeneigt, mit dem alten Partheynamen Tory bezeichnete. Von dieser Richtung, die er als Jüngling schon genommen, wich er nie ab, mochten die Regierenden ihr zugethan seyn oder nicht, und schätzte das Zeugniß hoch, das er einst wenig Jahre vor seinem Ende aus dem Munde des Volkes zu Oxford empfing, wo die Leute auf ihn mit den Worten deuteten: da ist der alte Kanzler der nie ein Ueberläufer war. Das achteten an ihm auch seine zahlreichen Gegner, die er überdieß durch die ausnehmende Offenheit und Freundlichkeit seines Betragens zu besänftigen oder milder zu stimmen wußte. Unbedingtes Festhalten an dem Bestehenden war übrigens seine Sache nicht. Derselbe Mann, der gegen die Ertheilung des vollen Staatsbürgerrechtes an die Katholiken beharrlich eiferte, (jedoch gar nicht aus Abneigung gegen diese, sondern weil er Einheit von Kirche und Staat für unentbehrlich hielt), beförderte die Wiedereinsetzung des katholischen Herzogs von Norfolk in das Ehrenamt des Reichsmarschalls. Er, der alle Aenderungen an dem englischen Gerichtswesen ablehnte, setzte durch, daß in Schottland auch für bürgerliche Rechtssachen das Schwurgericht bestellt wurde. Seinem Widerwillen gegen Neuerungen, der sich bey jeder Gelegenheit auf das entschiedenste kund gab, lag die Ueberzeugung zum Grunde, daß die Verfassung, die ihrem Wesen nach als gut anzuerkennen sey, stets als ein Ganzes betrachtet werden müsse, woran einzelne

Theile, so unvollkommen sie erscheinen möchten, nicht ohne Gefahr abgeändert werden könnten; und daß Verbesserungen die man durch neue Satzungen erzielen zu können meynte, weit sicherer bey dem Fortbestehen der alten durch Sitte und Gewohnheit zu erreichen seyen.

Als im J. 1827 gegen Lord Eldon's Rath, Canning, dem er nie befreundet gewesen war, zum ersten Minister ernannt wurde, gab der Kanzler seine Entlassung. Er schied aus dem angestrengtesten Geschäftsleben (manchmal war er eilf Stunden des Tages zu Gericht gesessen), nun ein 76 jähriger Greis, mit ungeschwächten Kräften. Bis 1834 blieb er ein thätiges Mitglied des Oberhauses, wo er namentlich wider die Reformbill, worin er den Anfang des Umsturzes der Verfassung sah, die letzten Kräfte aufbot, zuletzt aber, indem er bey der dritten Lesung absichtlich nicht erschien, auf eben so anständige als verdienstliche Weise nachgab, weil er das Mittel, womit die Regierung drohte, die Annahme des Gesetzes zu erzwingen, (Ernennung von achtzig ihr ergebenen Personen zu Mitgliedern des Oberhauses), als einen noch größeren Schaden fürchtete. Zum letztenmale sprach er im Oberhause 1834, und zwar gegen die Eisenbahnen als „eine gefährliche Neuerung," (was nach dem Vf. nicht ganz ohne Grund war). Er starb 1837 und hinterließ ein tadellos erworbenes, durch Sparsamkeit sehr groß gewordenes, Vermögen dem Enkel der ihn überlebte, dem jetzigen Grafen Eldon.

Der Verf. beschließt sein Werk mit dem Wunsche, daß der Neuerungslust nicht gelingen möge, das mit der Monarchie aufgewachsene Kanzleramt, wie bereits vorgeschlagen worden, zu zerstückeln oder in ein Justizministerium zu verkleinern.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Mai.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Alterthümer des Volkes Israel von Heinrich Ewald.

(Fortsetzung.)

Vielmehr geht der Verf. mit dem größten Ernst und, wir verkennen es nicht, mit großer Liebe auf die Untersuchung ein, und was ihm Vortreffliches auf dem Gebiete alttestamentlicher Wissenschaft gelungen ist, können wir als eine Frucht dieses Ernstes und dieser Liebe betrachten, wobey es ihm unmöglich war, in irgend einer Weise der Oberflächlichkeit, die sich leider gerade auf diesem wichtigen Gebiete so lange behauptet hat, Recht zu geben. Aber offenbar erschwert er sich und dem Leser das Verständniß durch seine Ansicht über die Quellen der Mosaischen Geschichte, die ihm nicht erlaubt, die Mosaischen Bücher zu nehmen, wie sie selbst genommen seyn wollen, sondern zuweilen in auffallender Weise in dem Umfang eines einzigen Capitels Nachrichten aus den verschiedensten Zeiten zu suchen. Das möchte bey einem andern Verfasser nicht so viel zu bedeuten haben; der unsrige, entschlossen und consequent wie er ist, baut auf diese Hypothese sogleich die Entwicklungsgeschichte eines Gesetzes, einer Einrichtung, die, so neu und geistreich sie seyn mag, doch den Beyfall aller Derer nicht gewinnen wird, die der zu Grunde liegenden Hypothese nicht beystimmen können. Der Verf. hütet sich wohl, den Bahnen seiner Vorgänger in dieser Methode, deren er hier nur zu viele hat, zu folgen; er ist eindringender, besonnener, gemäßigter, als irgend Einer aus jener Zahl, und vor allen Dingen, er hat eine Ehrfurcht vor dem großen Gegenstande seiner Untersuchung, von welcher jenen auch nicht das geringste Maß beywohnte; aber indem er sich ihnen doch in vielen Punkten nähert, thut er seiner sonst so gediegenen Forschung einen bedeutenden Eintrag, was wir in der That im höchsten Grade bedauern.

Vieles könnte von einem Schriftsteller, der ausdrücklich als Apologet der Mosaischen Gesetzgebung auftreten wollte, nicht besser gesagt werden, als es von dem Verf. gesagt worden ist. So spricht er vortrefflich über die Sclaverey im Volke Israel. Er weist zuerst nach, wie tief die Sclaverey längst in der ganzen alten Welt in allem Hauswesen gewurzelt war, als die Religion des alten Testamentes in derselben erschien. Dann behauptet er mit Recht, wiewohl diese Religion nicht sogleich auf Aufhebung der Sclaverey habe ausgehen können, so sey doch keine alte Religion ihrer eigenen Entstehung, so wie ihrem unauslöschlichen Triebe nach so entschieden gegen die Sclaverey, oder wenigstens gegen das Unmenschliche in ihr, und bereite schon ihre Aufhebung so sicher vor, wie diese. Doch auch hier wird die klare Auffassung der Sache getrübt durch die Hypothese des Verf. über die Urkunden, aus denen er schöpft. Er entwickelt trefflich den hieher gehörigen Inhalt desjenigen Gesetzes, welches er mit gutem Recht als ältestes bezeichnet. Dann aber behauptet er in überraschender Weise, ziemlich früh müsse die in jenem ältesten Gesetz gebotene Freylassung eines Sclaven hebräischen Blutes nach sechs vollen Dienstjahren außer Gebrauch gekommen

seyn. Man sehe dieß deutlich aus dem Buch der Ursprünge (welches nach der Ansicht des Verf. den größten Theil der gesetzlichen Stücke der drey mittleren Bücher des Pentateuchs enthalten soll), denn dieses Buch kenne zwar den Unterschied zwischen hebräischen und nichthebräischen Sclaven und hebe ihn sehr nachdrücklich hervor, indem es [wie das älteste Gesetz] für jene die mildeste Behandlung fordere, beschränke aber die Freylassung doch schon auf das Jubeljahr, welche Frist doch nicht von Allen habe erlebt werden können. In der That sonderbar, daß der Verf. nicht sah, daß in der hieher gehörigen Stelle des Leviticus, die er seinem Buch der Ursprünge zutheilt, nicht von fern davon die Rede ist, daß die Freylassung hebräischer Sclaven auf das Jubeljahr beschränkt werden solle, womit seine ganze Ansicht in sich selbst zusammenfällt. Er geht dann weiter und behauptet, der Deuteronomiker stelle das alte Gesetz wieder her, so daß, wie vorher zwischen dem ältesten Gesetz und dem Buch der Ursprünge, hier zwischen letzterem und dem Deuteronomium ein bedenklicher Zwiespalt angenommen wird, der jedoch, sobald die von dem Verf. ohne gehörigen Grund angenommene Beschränkung im Buch der Ursprünge beseitigt ist, sich vollständig löse. Die Sache verhält sich vielmehr so, daß das Gesetz über die Behandlung der Sclaven an den verschiedenen Orten seines Vorkommens in der Mosaischen Gesetzgebung sich in zweckmäßigster Weise immer höher erhebt, worüber jedoch das Nähere nicht hieher gehört.

Vortrefflich spricht der Verf. über den Stolz des Volkes Israel. Aus dem Begriff der Heiligkeit des Volkes, bemerkt er sehr richtig, lasse sich weder eine Verachtung der übrigen Völker, noch ein vermeintes Recht, gegen diese ungerecht zu seyn, ableiten. Freylich beginne die Gemeine Jahve's mit einer tiefen Abneigung gegen Aegypten, gegen Amalek und andere Völker, und bald sey ihr das schöne Kanaan so heimisch geworden, daß ihr jedes fremde Land mit allen seinen Speisen und Schätzen als unheilig und unrein erschienen sey; allein jene Abneigung und dieser Abscheu habe doch streng genommen nicht weiter führen sollen, als bis zu einer desto innigeren Liebe der eigenen höheren Religion und des Sitzes derselben, so wie zu einer desto aufmerksameren Vermeidung alles Heidnischen. Das stolze Bewußtseyn, vor allen Völkern der Erde ausgezeichnet zu seyn, durchdringe zwar dieses Volk, aber wehe einem Volke, welches nicht ein ähnliches Streben in sich fühle, und nicht wenigstens eine höhere weltgeschichtliche Lebensaufgabe als die seinige erkenne und festhalte; und indem Israel die edelste und zugleich schwerste dieser Aufgaben festgehalten habe, sey es mitten in diesem Stolze während der schönen Zeiten seiner ältern Geschichte nie in die Gefahr gekommen, dadurch übermüthig und gegen andere Völker ungerecht zu werden. Es sey das Eigenthümliche der wahren Religion, daß sie den einzelnen Menschen, so wie das ganze Volk, das sich ihr ergiebt, in sich selbst vertiefe und vor eitlem Verachten oder Befeinden des Fremden schütze; nie habe die Religion Israel's wie der Islam das Schwert gegen alles Fremde herausgefordert.

Stehen wir nun nicht an, diese Darlegung eines oft mißverstandenen Verhältnisses als eine treffende zu bezeichnen, so sehen wir uns um so unangenehmer überrascht, wenn der Verf. auch hier von jener Hypothese nicht loskommt und das Gesagte mit eigner Hand wieder zerstört. Er beachtet nicht, daß diejenigen Aussprüche des Gesetzes, in welchen die Forderung ausgesprochen wird, Israel solle keinen Bund, d. i. keinen Vertrag, noch Freundschaft mit den Kanaanitern schließen, sich mit seiner Ansicht der Sache sehr wohl vereinigen lassen, sondern er vermag es über sich, dieselben einer späteren Zeit zuzuschreiben. In den ältesten Gesetzeswerken finde sich kein Ausspruch dieser Art; erst das allerdings auch nach seiner Meinung sehr alte, aber doch erst etwa ein Jahrhundert nach Mose geschriebene Buch der Bündnisse enthalte den Befehl, daß Israel mit den Stämmen Kanaan's nicht zusammenwohnen, dagegen sie aus ihren Wohnsitzen vertreiben und ihre Altäre zerstören solle, was sodann von dem Erzähler, den der Verf. den vierten nennt, wiederholt und weiter ausgeführt werde. Hiebey versäumt der Verf. nicht, auch seinen Deuteronomiker wieder einzuführen, der solche Befehle wiederholt

eingeschärft habe. Der Verf. hat hiebey die beste Absicht, denn er will hiemit nachweisen, daß die Strenge des Gesetzes in Bezug auf die Kanaaniter wohl aus der Befürchtung, daß das Volk Israel mit seiner reineren Religion von dem mächtigen Heidenthum erdrückt werden möge, keineswegs aber aus Zerstörungslust und blinder Feindschaft hervorgegangen sey. Das ist ohne Zweifel richtig; aber um dieß zur Anerkennung zu bringen, bedurfte es durchaus nicht jener Hypothese, die das wohl Verbundene gewaltsam von einander reißt. Ueberdieß sieht sich der Verfasser selbst veranlaßt, ausdrücklich zu behaupten, auch jenen Gesetzen, die von ihm als die ältesten anerkannt werden, sey schon die wirkliche That und Erfahrung vorangegangen, denn seit Mose's letzten Jahren habe es sich bereits gezeigt, daß das Jahvethum nicht ohne gewaltsame Verdrängung wenigstens Eines älteren Volkes auf Erden einen festen Sitz gewinnen konnte. Allein dennoch sey die von dem Verf. angenommene geschichtliche Entwicklung solcher Gesetze wohl zu beachten, da man auf diesem Wege verstehen lerne, wie dieselben nur eine zeitliche Bedeutung gehabt. Man wird aber schwer begreifen, welchen Gewinn die Vertheilung jener Gesetze an verschiedene Zeiten bringen soll, wenn bereits den ältesten dieser Gesetze dieselbe Erfahrung zu Grunde lag, die der Verf. bey den angeblich einem späteren Zeitalter angehörigen voraussetzt. Wir bedürfen dieses ganzen Apparates in keiner Weise, da die Sache in ihr volles Licht tritt, sobald wir nur das von Alters her verbunden gewesene nicht von einander reißen und die fraglichen Gesetze im Zusammenhang jener ganzen geschichtlichen und legislatorischen Entwicklung, der sie angehören, zu fassen suchen, wobey diejenigen Momente aus der früheren Geschichte der Kanaaniter, welche das Gesetzbuch enthält, keineswegs so übersehen zu werden verdienen, wie von dem Verf. geschehen ist.

Mit vieler Einsicht spricht der Verf. über die siebenzig Aeltesten, die zuerst Mose, dann auch Josue zur Seite standen. Doch die ihm in hohem Grade beywohnende Leichtigkeit der Combination verleitet ihn, eine seltsame Annahme hiemit zu verbinden. Er glaubt nämlich in den Erzählungen über die siebzig Kinder berühmter Richter die letzten Ueberbleibsel des Ansehens und Wirkens jener siebenzig Aeltesten mit höchster Wahrscheinlichkeit zu erkennen. An sich leuchtet, nach des Verf. Ansicht, ein, daß jeder Richter nach Mose und Josua, wenn er länger herrschte, gern eine ähnliche Versammlung von 70 Großen neben sich zu haben suchte, und war damals der ursprüngliche Senat aus irgend einer Ursache schon zerstört, so daß er nicht mehr aus den Häuptern der alten Geschlechter zusammengesetzt werden konnte, so mochte ein solcher Richter doch gern aus seinen eigenen Söhnen und näheren Verwandten eine möglichst ähnliche Versammlung bilden, welche nach seinem Tode seine Herrschaft ganz erbte; deßwegen konnten sie sämmtlich kurz seine „Söhne" genannt werden, auch wenn sie das im eigentlichen Sinn nicht immer alle waren. Man sieht, der berühmte Verf. muthet seinen Lesern ziemlich viel zu. Aber lassen wir uns einmal diese Zumuthungen einen Augenblick gefallen und fragen nur: Wie aber wenn diese siebenzig Söhne — sie kamen bey Gideon vor — ausdrücklich als eheleibliche Söhne des Richters bezeichnet werden, und zwar mit der motivirenden Bemerkung, er habe viele Weiber gehabt (Judic. 8, 30), und wenn zum Ueberfluß mit diesen eheleiblichen Söhnen ein Bastard (Abimelech ibid. v. 31) in Conflikt gebracht wird? Will der Verf. dieser einfachen, vollkommen bestimmten Erzählung gegenüber seine Ansicht geltend machen? Er will es in der That; gerade die siebenzig Söhne Gideon's sind es, auf die er sich bezieht. Er beruft sich außerdem noch darauf, daß Abdon 40 Söhne und 30 Enkel, Ibsan 30 Söhne und 30 Töchter, Jair aber nur 30 Söhne gehabt. Diese Nachrichten über die Kinderzahl einiger Richter können nun allerdings unsere Aufmerksamkeit erregen; aber auf die Ansicht des Verf. bringen sie uns schwerlich, obwohl derselbe versichert, es lasse sich nicht wohl verkennen, daß darin kurze Erinnerungen an wichtige Reichsverhältnisse liegen, und obwohl er es mit einer in der That merkwürdigen Zuversicht sogar für undankbar erklärt, wenn wir jene Angaben über Kinderzahl nicht auf ihren lebendigeren Sinn im großen Zusammenhange der Geschichte zurückführen, und wenn

wir annehmen wollten, daß die Zahlen 72, 42, 30 hier nicht so zufällig gewählt seyen. Wir sehen hier nur dieß, daß der Geschichtsforscher sich nicht sorgfältig genug hüten könne, die Geschichte zu machen, und daß in der Leichtigkeit der Combination auch eine Gefahr, und zwar eine ungemeine Gefahr liege.

Doch der Verf. geht noch weiter, indem er seine Annahme, die wir nun wohl als eine unbegründete bezeichnen dürfen, auch der vormosaischen Zeit aufdrängt. Ein Beweis dafür, daß jener „Aeltesten-Körper" in die ältesten Zeiten lange vor Mose zu verlegen sey, liege in der uralten Sage, daß Israel 70 Seelen stark nach Aegypten gezogen sey. Daß darunter nach dem ursprünglichen Sinne die 70 Häupter von 70 kleinen Gemeinschaften Israels verstanden wurden, erhellt, wie der Verf. meint, schon daraus, daß unter den 70 Seelen eben nur solche Namen erscheinen, die auch sonst in den Geschlechtsverzeichnissen über die Urzeiten immer nur als Väter oder Mütter jener Gemeinschaften angeführet werden; daß also wenigstens ursprünglich gar nicht die Absicht da war, mit dieser Zahl alle die einzelnen Personen anzugeben, welche mit Israel nach Aegypten zogen. Wir werden diesem Beweise des Verf. nicht gerade eine bedeutende Kraft zuschreiben, wollen aber nur ganz einfach darauf aufmerksam machen, daß der alte Erzähler ohne allen Zweifel nicht von einem Senat, sondern von den Kindern und Kindeskindern reden will, die mit dem Patriarchen nach Aegypten gezogen seyen. Der Verf. konnte nicht umhin, dieß selbst zu bemerken, aber dennoch bleibt er, wie dort bey Gideons eheleiblichen Söhnen, auch hier bey seiner Annahme eines Aeltesten-Körpers, und hiebey behilft er sich mit der Annahme, man könne in jener Erzählung „sehr klar" eine ältere und eine spätere Bearbeitung unterscheiden, und nur die letztere stimme nicht mit seiner Ansicht überein. Er bemerkt, alle Häupter Israels seyen nach den vier Weibern des Stammvaters, also nach den vier Haupttheilen des Volkes, unter folgende Zahlen gebracht:

Lea 33,
Silpa 16,
Rahel 14,
Bilha 7.

Dieses mache gerade 70, und man dürfe nicht zweifeln, daß sich einst das Verhältniß der Hauptglieder und Häupter des Volkes so gestaltet habe. Und bedenke man, daß diese Zahlenverhältnisse doch nur sehr leichte Abwechselungen von den sich völlig entsprechenden 32, 16; 16, 8 seyen, so komme man dadurch zu der Grundzahl 72.

Man sieht, der Verf. nimmt es mit den Zahlen der alten Urkunde eben nicht genau. Es sind deren im Ganzen nur vier; und nicht weniger, als drey, erlaubt er sich abzuändern, indem er 33 in 32 verwandelt, sodann 14 in 16, endlich 7 in 8. Wir sehen, wie entsetzlich schlüpfrig der Boden ist, auf dem der Verf. sich hier bewegt, und er möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir auf dieses schlüpfrige Gebiet ihm nicht folgen mögen.

Ueber das Priesterthum im Volke Israel spricht der Verf. zum Theil in sehr treffender Weise. Die hohe Bedeutung desselben ist ihm unbezweifelt, und er scheut sich nicht, das vollkommen begründete Urtheil auszusprechen, die Priesterschaft dieses Volkes lasse jede andere des Alterthums weit hinter sich zurück. Es sey nicht auffallend, daß diese Priesterschaft in der Zeit ihrer Entstehung sich aus einer ganz neuen Menschenart als ihrem gefügigen Stoffe gebildet habe. Neue Menschen, sagt er, mußten zur Zeit Mose's seine nächsten Gehülfen zum Erhalten des einmal von ihm gegründeten und vom ganzen Volke gebilligten Besseren werden: das ist gewiß.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Mai.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia. Singapore, printed at the Mission Press. Jahrgang 1847, Nr. I. Juli bis December. 6 Hefte mit zwey Supplementen, dann Jahrgang 1848. Januar und Februar. 2 Hefte.

Wir begrüßen mit Freuden die Begründung einer eigenen Monatsschrift für den östlichen Archipelagus. In diesen vielfach gegliederten, vielfach zerrissenen Gegenden, von so zahlreichen eigenthümlichen barbarischen und halbbarbarischen Völkerstämmen bewohnt; in diesem Inselwelttheile, wo sich im Laufe der Jahrhunderte alle Kulturvölker der Erde ansiedelten, der Chinese und der Hindu, der Muselman und der Christ; bey solchen Ländermassen, unter solchen Verhältnissen können nur einzelne Forschungen und Abhandlungen dem Ziele der Erkenntniß näher führen. Singapura, in dessen Freyhafen alle Bewohner der östlichen Inselwelt und des benachbarten asiatischen Festlandes zusammenströmen, ist aber der geeignetste Ort für solch eine umfassende wissenschaftliche Unternehmung. Das erste Heft des Journals (1. Juli 1847) beginnt mit einer einleitenden Darstellung des ganzen östlichen Archipelagus, die, wie der Inhalt zeigt, von einem sachkundigen Manne herrührt. Man vermißt jedoch an dieser Einleitung, wie an allen asiatischen Zeitschriften eine einfache, alles hieher nicht gehörigen Schmuckes entkleidete Sprache. Unwillkührlich wird man an das Urtheil Cicero's: Asiatici oratores parum pressi et nimis redundantes erinnert. — In dem nachfolgenden haben wir einen umfassenden Auszug aus dieser gehaltreichen Schrift gegeben.

Aus der physischen Beschaffenheit der Inselwelt, sagt der Verfasser, erkennen wir alsbald ihre innige Verwandtschaft mit dem Festlande von Asien. Die riesige Masse Asiens hat gegen Südosten eine Strecke Landes hinaus geschoben, welche unter dem Gewässer des indischen und stillen Oceans fortlaufend, durch Wasser und Feuerkraft sich bald mehr, bald weniger erhebt und ausbreitet. Eine Anzahl Inseln bezeichnet diese Bahn. Der Zusammenhang zwischen dem Archipelagus und dem Festlande von Asien läßt sich thatsächlich nachweisen, obgleich, wenn wir die Geschichte desselben geben wollten, wir uns bloß im Reiche der Vermuthungen bewegen müßten. Die Sagen der Eingebornen, die Sprachverwandtschaft und die Forschungen der Europäer weisen auf eine ehemalige geographische Einheit hin. Würde bey fortgesetzter steigender und sinkender Bewegung, welcher die Gegenden wohl noch jetzt ausgesetzt sind, das Land nur um ein geringes sich heben, wir würden seichte Seen sich vertrocknen sehen, die Bergketten von Sumatra, Borneo und Java würden gleich denen der malay'schen Halbinsel sich ans Festland anschließen; große Ströme würden in die Meerenge von Malacca münden; durch die weite Niederung des chinesischen Meeres, so wie durch die tiefen und schmalen Pässe von Sunda würden sie in den indischen Ocean fließen. Man könnte mit vielen Gründen beweisen, daß die große Terrasse, wo man jetzt sich bloß Hügel und Berge über den Meeresspiegel erheben sieht, in Wahrheit nur eine weitere Ausdehnung des asiatischen Festlandes sey.

Diese asiatische Halbinsel wird in den dichten Inseln und Felsenketten fortgesetzt, welche sich von Singapura nach Banka erstrecken und Sumatra berühren. Borneo und Celebes bilden den breiten östlichen Theil der südasiatischen, indochinesischen Halbinsel, von der sie durch den Einbruch des chinesischen Meeres getrennt wurden. Der ganze Archipelagus ist endlich von einer großen vulkanischen Curve umgeben, die in Asien beginnt. Diese unterirdische Verbindung beweist, daß die Terrassengegend und der gegenüber liegende Theil des Festlandes auch geologisch zu einem Ganzen gehören. Die Form und Lage dieser Inseln zeugen von einem größeren Alter als irgend eine andere kleinere oder größere Hebung jener Gegend. Sie wurden von derselben Kraft gebildet, welche das Terrassenland selbst hervorgebracht; es war nur eine Fortsetzung der unterirdischen Gewalt, welche den Himalaya in die Höhe des ewigen Schnees erhob, das unterseeische Bett ausgebreitet, an welches dann später die Ströme vermittelst Alluvionen die heißen Ebenen Bengalens ansetzten. Es ist dieselbe Kraft, welche die Oberfläche der Südgegend gebildet, bey deren Hebung und Senkung Luft, Wasser und Land in ein so glückliches Verhältniß kamen, daß, während das Land sich vermittelst der Luft der Reife und Schönheit des Sommers erfreut, es der benachbarten See Frische und Fruchtbarkeit des Frühlings verdankt. Daher kommt es, daß, während die schwarzlehmigen, von den Fluthen täglich überspülten Ufer mit dichten Wäldern bedeckt sind, während die Zasergewächse kaum daß sie über die Oberfläche des Meeres emporragen, sich schon in eine grüne Insel verwandeln: die höchsten Granitfelsen und der Rauch vulkanischer Gipfel sich mitten aus der üppigen, mannichfaltigen Pflanzenwelt erheben. Unstreitig ist das reiche, immer grünende, immer sich erneuende Pflanzenleben das charakteristische Merkmal des Archipelagus; es übt den bedeutendsten Einfluß auf die Sitten und Geschichte der Bewohner. Sobald wir in die Gewässer des Archipelagus kommen, befinden wir uns in einer neuen Welt. Land und Wasser wechseln wunderbar ab. Große Inseln sind durch schmale Meerengen getrennt, welche wie jene von Sunda aus dem wilden, undurchdringlichen Wall äußerer Küsten in sanfte grüne Uferlande führen. Wir fahren von Binnensee zu Binnensee, und kommen hier an so kleinen Inselchen vorbey, daß wir deren eine Menge in einer Stunde sehen, und dort umschiffen wir die Küsten so großer Inseln, daß Monate erforderlich sind, um den Weg zurückzulegen. Dieß wunderbare frische Grün, das alle Inseln bedeckt, macht einen unauslöschlichen Eindruck auf den Reisenden, und zeichnet jene Länder vor allen anderen aus. Die südliche Wärme der Luft ist gemildert, sie ist befruchtet durch beständige Ausdünstung, sie ist gereinigt durch die periodischen Winde. Von solcher durchdringenden, belebenden Kraft ist sie erfüllt, daß unter ihrem Einfluße selbst der Felsen fruchtbar wird. Aus diesem Grunde erscheinen die Gruppen kleiner Inseln, welche die größeren wie von Trabantenschaaren umgeben, oder den Weg bezeichnen, den diese unter dem Meere weiter nehmen, namentlich dann, wenn ein weißes, lebhaftes Licht sie umstrahlt und ihre Küsten verdunkelt, wie schattige, auf der weiten See schwimmende Gärten, deren glänzende Oberfläche zu blendend wäre, würden nicht Wolken ihren Schatten darauf werfen, oder Winde mit unaufhörlichem Spiele von Licht und Schatten darüber schweben. Ganz verschieden von den anmuthigen Scenen wirken die hohen Bergrücken und Gipfel, die an andren Theilen jener Länder sich in die Luft erheben. Hier sieht der Reisende dieselbe Großartigkeit, wie in den Gebirgen Europas, aber anstatt mit düsterer Wildniß, ist sie hier mit sanfter Schönheit umgeben. Schnee und Gletscher sind durch mächtige Wälder ersetzt, die milden Schatten verbreiten, und Gipfel und Rücken der Berge mit schimmerndem Licht bedecken. Sogar die eigenthümlichen Schönheiten, welche die Alpengipfel von der Luft erhalten, finden sich zuweilen hier entfaltet. Der Schweizer, wenn er die luftige, majestätische Gestalt eines Vulkans betrachtet, wird staunen, wenn er sieht, wie bey Aufgang der Sonne die Gipfel in derselben rosigen Glut erglänzen, wie der schneeige Mont Rosa und Mont Blanc bey deren Untergang; er wird staunen, wenn er beym Herabsteigen in den mittleren Regionen sieht, wie der Rauch in goldenen Farben glänzt, gleich den Wolken des Himmels. Wie herrlich und prachtvoll aber auch diese Gebirge erscheinen, sie bergen in ihrem Innern Elemente des Schreckens und der Zerstörung, mit deren Gewalt verglichen, selbst die

verheerendsten Ausbrüche des Vesuv und Aetna verschwinden. Wenn man die Berge von außen betrachtet, kann man die Geschichte ihrer Entstehung kaum glauben; und doch sind die inneren Gewalten, obwohl gefesselt, nicht verschwunden! Dieselbe innere Kraft, welche diese Berge bis zu den Wolken erhebt, breitet sich im dunklen Schooß der Erde aus, und fördert von Zeit zu Zeit ihre Geburt zu Tage. Der Boden öffnet sich und strömt zerstörendes Feuer aus auf die lebenden Wesen, oder schließt sich, um sie zu ersticken. Von der Lava werden Wälder überschwemmt, oder von schweflichen Dünsten vernichtet; die Sonne birgt sich am hellen Mittag hinter dem schwarzen Dampf, welcher die Luft verdichtet, und über hundert Meilen weit regnet es Asche. Zum Glücke sind so gewaltige Erschütterungen selten, obgleich fast kein Jahr vergeht, ohne daß ein Vulkan ausbricht. Nicht minder reich und prachtvoll ist die Thierwelt. Gleich am Eingange werden wir von zahlreichen Liedern der Vögel empfangen, welche bald laut, bald leise durch die Gegend hinklingen. Insekten mit ihrem schrillenden Geschrey erfüllen beständig die Lüfte, und die Klagen der Ankas, welche laut und immer lauter ertönen, erhöhen das Gefühl der Einsamkeit. Dringen wir tiefer in den Wald, so sehen wir erst, wie reich das Land an Thieren ist. Harmlose Schlangen hängen da wie zarte Zweige; andere, gefährlichere, liegen da zusammengerollt umher; erschreckt durch den Anblick des Menschen nehmen sie einen wilden, drohenden Blick an, und verschwinden. Es ziehen in jenen Wäldern Heerden von Elephanten herum; Rhinocerosse, Tiger verschiedener Art, Tapire, Babirusa, Orangutang und Faulthiere. Von Vögeln sieht man den herrlich geschmückten Paradiesvogel, den Lori, Pfau und Argusfasan. Die zahlreichen Flüsse und Buchten sind von riesigen Alligatoren bewohnt. Eine Anzahl verschiedenartiger, farbenreicher Muscheln liegen an den sandigen Gestaden umher, und sind von einer Masse Insekten angefüllt, welche jeden zurückgebliebenen Nahrungsstoff aussaugen. Von den zahlreichen Fischarten, welche alle Gewässer bewohnen, erregt der Dugang oder die malayische Seejungfer am meisten unsere Aufmerksamkeit.

Wie diese Inselwelt eine Fortsetzung des asiatischen Festlandes bildet, so ist auch ihre Bevölkerung nur eine Fortsetzung der südasiatischen; die Richtung, welche die unterirdische Kraft in der Bildung der Inseln nahm, bezeichnet auch den Weg der Wanderung. Einzelne Personen oder Familien, die zufällig diesen oder jenen Weg einschlugen, wurden die Gründer ganzer Stämme. Die Bevölkerung, durch das Meer von den großen Ebenen und langen Thälern des Festlandes abgeschnitten, durch hohe Berge und dichte Wälder eingeschlossen, konnte sich aber nur wenig vermehren. Ebenso beschränkt und zufällig waren auch die Wanderungen von einer Insel zur andern; die Stämme der bewohnten Inseln lebten zerstreut und blieben abgeschlossen von allen übrigen, bis ein neuer Zufall ihnen einige neue Bewohner zuführte. Wir können in der Geschichte der östlichen Inselwelt zwey große Perioden unterscheiden: die erste, in der die Bewohner des asiatischen Tafellandes durch die südöstlichen Thäler und Berge wandernd an den Gränzen des Archipelagus erschienen, wo sie unter dem Einfluß ihrer neuen Heimath Nomaden wurden. Die zweyte, in der sie sich an den Ufern und über das Innere der zahlreichen Inseln ausbreiteten, dort eine Menge kleiner Stämme bildeten, die trotz der Familienähnlichkeit zu besonderer Sprache und Sitte emporwuchsen. In diesem Zustande von Einsamkeit und Verlassenheit wurden sie von den ersten Reisenden der civilisirten Welt aufgefunden. In dieser Periode erschienen zuerst vor etwa 2000 Jahren die Kling, ein civilisirtes Seevolk aus dem südlichen Indien, welche die Inseln wegen ihrer eigenthümlichen Produkte besuchten. Sie weckten in den Eingebornen den Geschmack an indischen Manufakturen, ließen sich unter ihnen nieder, führten ihre Künste und Religion ein, und verbreiteten theilweise ihre Sitten und Gebräuche. Erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit verdrängte der Islam fast in allen Theilen des Archipelagus die Hindulehre; doch war bey der großen Masse des Volkes die Bekehrung zum Theile nur eine scheinbare. In Folge der Einwanderungen, der Umwälzungen und Vermischungen bildete sich im Archipelagus eine außerordentliche Anzahl von Stämmen, verschieden in Farbe, Sitten, Bildung und Sprache, deren Gesetze und Verwaltungsformen die größte Mannigfaltigkeit darbieten. Dieselbe Ursache, welche die rohen Bewohner ge-

trennt hielt und in viele Stämme sonderte — die Ueppigkeit der Pflanzenwelt — verhinderte auch den Einfluß fremder Civilisationen. Die eingebornen Nomaden der See und des Waldes bieten dem europäischen Beobachter noch die Eigenthümlichkeit einer Zeit dar, wo seine eigenen Vorfahren so roh und noch wilder waren. Die mehr cultivirten Stämme trennten sich oft von den übrigen und benützten ihre geistige Uebermacht zur Unterdrückung ihrer Nachbarn. Im Innern der Wälder begegnen wir immer noch Menschen, die spärlich mit Baumrinde bedeckt sind. Sie leben von wilden Früchten und Thieren, die sie mit scharfem Auge gleich einem Raubthiere erspähen, und mit vergifteten Pfeilen erlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer des Volkes Israel von Heinrich Ewald.

(Schluß.)

Daß diese neuen Menschen aber gerade nur aus dem Stamme Levi kamen und das ganze Priesterthum sich bald auf das engste an ihn knüpfte, das erscheint ihm als eine Folge des alten Stämmelebens, wonach ein einzelner Stamm unter der Leitung eines Führers aus seiner Mitte im festen Aneinanderhalten seiner Geschlechter und Häuser am fähigsten gewesen sey, alle seine Kräfte festvereint auf ein einzelnes, aber besonders wichtiges Bedürfniß im Volke zu richten; und daß das Priesterthum sich in dem Stamme Mose's bald erblich festsetzte und von ihm unzertrennlich blieb, sey zugleich eine Folge des Zusammenfallens der glücklichen Festsetzung aller Dinge Israel's unter Josua mit der großen Anstrengung und hohen Achtung dieses Stammes in jener Zeit. Erblichkeit der Lebensbeschäftigung trete überall leicht ein, wo das alte Stammesleben noch vorherrsche und die besonderen Wissenschaften, Künste und Fähigkeiten sich auch deßwegen noch in engeren Kreisen erhalten; das Alterthum begann mit ihr und konnte so lange nicht ohne sie fertig werden, als die Künste und Wissenschaften noch nicht

sich zu solcher Höhe emporgeschwungen hatten, daß der einzelne, ihnen genügende Mann mehr galt, als Abkunft und Zunft.

Sagt nun der Verf. hierin und im weiteren Zusammenhang viel Treffendes, so stößt er uns, sobald er auf sein Buch der Ursprünge kommt, sogleich wieder ab. Zur Zeit dieses Buches habe die Erblichkeit des Priesterthumes im Stamm Levi längst unwidersprochen fest gestanden, und darum führe dieses Buch das Priesterthum als Erbtheil des Stammes Levi auf eine göttliche Einrichtung und Bestätigung zurück; es sey das erste Buch, welches die Ansicht vom göttlichen Vorzuge dieses Stammes gelehrt habe. Der Verf. vertieft sich auch in diese Ansicht und sagt nach seiner sinnigen Weise: In der That, wenn schon jeder gute menschliche Beruf in der Gemeinde eine göttliche Berechtigung für sich hat, so muß unter allen einzelnen Ständen leicht am meisten das Priesterthum durch göttliche Einsetzung und Ordnung geweihet gedacht werden, weil die höhere Religion sich im Reiche in ihrer ganzen Klarheit so wie in ihrer vollen Wirkung erhalten muß, welches ohne das Daseyn dazu tauglicher und dazu befugter Werkzeuge nicht möglich ist. Man sieht, der Verf. weiß auch dieser Einrichtung eine gute Stellung im Zusammenhang des Ganzen zu geben. Aber worauf kommen wir hier? Jenes Buch, dessen größeren Theil der Verf. das Buch der Ursprünge nennt, redet von einer vollkommen bestimmten göttlichen Offenbarung, durch welche Aaron sammt seinem Geschlecht in die Würde des Priesterthums eingesetzt wurde. Wohin kommen wir, wenn wir dem Verf. folgen? Auf Dichtung? Auf bewußte oder unbewußte Unwahrheit? Man erinnere sich nur an die Strafen, die auf jeden Eingriff in die Geschäfte des Priesterthums gesetzt waren.

Wir haben hiemit den schwächsten, den eigentlich kranken Punkt des Ewald'schen Buches berührt. Doch auch nur berühren wollten wir ihn.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30 Mai

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1848.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

(Fortsetzung.)

Dr. A. Schleicher, Sprachvergleichende Untersuchungen. Th. 1. Zur vergleichenden Sprachengeschichte. Bonn 1848.

G. Curtius, Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnisse zur klassischen Philologie. 2. verm. Aufl. Berlin 1848.

C. P. Caspari, Grammatica Arabica. P. II. Lips. 1848.

Guil. Gesenius, Lexicon manuale hebraicum et chaldaicum in V. T. libros. Ed. altera emend. ab auctore ipso adornata atque a Th. Hoffmanno recognita. Lips. 1847.

W. Sonne, Epilegomena zu Dr. Th. Benfey's griechischem Wurzellexikon. Wismar 1847.

Etymologicon magnum seu verius lexicon saepissime vocabulorum origines indagans. Ad. codd. Mss. recensuit . . . Th. Gaisford. Oxonii 1848.

Dr. K. J. Clement, Der Franzose und seine Sprache. Frankf. 1848.

J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1. 2. Leipzig 1848.

Dav. Booth, An analytical dictionary of the english language. Lond. 1836.

Henr. Brugsch, Numerorum apud veteres Aegyptiacos demoticorum doctrina ex papyris et inscriptionibus nunc primum illustrata . . Berl. 1848.

S. L. Heilberg, Sammlung aus alten schätzbaren (hebräischen) Manuscripten. Breslau 1847.

Rechtsgutachten der Gaonim. Nach einer Handschrift herausgegeben von D. Cassel. Berlin 1848.

Itinéraires de la terre sainte de 13, 14, 15, 16 et 18 siècle. Traduits de l'Hébreu et accompagnés de tables, de cartes et d'eclaircissements par Carmoly. Bruxelles 1848.

R. P. A. Dozy, Ouvrages Arabes. Livr. 2. Leyde 1847.

Hamasae carmina ed. G. G. Freytag. Pars posterior continens versionem latinam, comment. et indices. Fasc. I. II. Bonn 1848.

Hamzae Ispahanensis annalium libri X. Ed. Dr. J. M. E. Gottwaldt. T. II. Translatio latina. Lips. 1848.

Beidhawii commentarius in Coranum ex codd. Paris. Dresd. . . . instruxit H. O. Fleischer. Fasc. VI. VII. Lips. 1848.

Pir Mohammed Bin Pir Ahmed Bin Chalil, Das Kapitel von der Freygebigkeit. Aus der türkischen Handschrift übersetzt von Dr. R. Peiper. Breslau 1848.

Omar Ben-Suleimân, Die Erfreuung der Geister. Türkisch und Deutsch mit Anmerk. herausg. von Dr. L. Krehl. Leipzig 1848.

C. Ritter, Die Erdkunde. Th. 13. 14. Westasien. Berlin 1848.

Dr. L. Fr. v. Froriep, Fortschritte der Geographie und Naturgeschichte. Bd. 1 — 3. Weimar 1846 — 1848.

A. Th. von Middendorff, Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844. Bd. III. Th. 1. Ueber die Spra=

che der Jakuten. Lief. 1. Jakutischer Text. Petersburg 1848.

R. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840 — 44. Bd. 2. Leipzig 1848.

Alex. von Humboldt, Reisen in Amerika und Asien. Bd. 2. Berlin 1848.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie. Atlas d'histoire naturelle. Anthropologie par M. Dumoutier. Livr. 8 — 10. Schluß.

Campagne dans les mers de l'Inde et de la Chine à bord de la frégate l'Erigone, commandée en 1841 — 1843 par Cécile et Roy. T. III. Météorologie. Par. 1848.

Le voyageur en Belgique et sur les bords du Rhin. Anvers 1847.

W. A. Ross, A Yacht Voyage to Norway, Denemark and Sweden. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

J. Reresby, The memoirs and travels. London 1813.

F. Deycks, Ueber ältere Pilgerfahrten nach Jerusalem mit bes. Rücksicht auf Ludolf's von Suchen Reisebuch des heil. Landes. Münster 1848.

H. Keppel, The expedition to Borneo of H. M. S. Dido for the suppression of piracy. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

Dr. H. Berghaus, Der Führer im Harz. Potsdam 1847.

G. Fr. Angars, Savage life and scenes in Australia and New Zealand. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

A. Ziegler, Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien mit bes. Berücksichtigung des deutschen Elements in dem neuen Staate Wisconsin. Bd. 1. 2. Dresden 1848.

Shoberl, Excursions in Normandy. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

Dr. H. Berghaus, Sicherer Führer in Deutschland. Stuttg. 1848.

G. C. F. Lisch, Urkundliche Geschichte des Geschlechtes von Oertzen. Th. 1. Vom Ursprunge des Geschlechtes bis zum Jahre 1400. Schwerin 1847.

A. Fahne, Geschichte der Kölnisch, Jülichschen und Bergischen Geschlechter in Stammtafeln, Wappen, Siegeln und Urkunden. Th. 1. Cöln 1848.

A. Pappermann, Der deutsche Reichsadler. Leipzig 1848.

Th. Hope, Costume of the ancients. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

Ed. Gerhard, Ueber die Kunst der Phönizier. Berlin 1848.

J. Y. Akerman, An introduction to the study of ancient and modern coins. Lond. 1848.

F. Schweitzer, Serie delle Monete e Medaglie d'Aquileja e di Venezia con cenni storici. Vol. I. Trieste 1848.

X. Frey, Münzbuch oder Abbildung der kursirenden Münzsorten. 1. Hälfte. Bern 1848.

Dr. R. Geier, Ueber Erziehung und Unterricht Alexanders des Großen. Th. 1. Halle 1848.

W. Drummond, Origines. Vol. 1 — 4. Lond. 1824 — 29.

Die Ansprüche der Slawen in den österreichischen und preußischen Staaten. Weimar 1848.

H. Hallam, Supplementary Notes to the View of the state of Europe during the middle ages. Lond. 1848.

Dr. H. W. Bensen, Historisch-geographischer Atlas von Europa. Lief. 1. Stuttg. 1849.

P. Merimée, Histoire de Don Pedre I. Roi de Castille. Par. 1848.

Archivio storico italiano. Disp. 27. Storia della guerra di Paolo IV. sommo pontifice contra gli Spagnuoli scritta da Pietro Nores. Firenze 1847.

W. Sartorius von Waltershausen, Atlas des Aetna. Lief. 1. Göttingen 1848.

W. Gell, The Topography of Rome and its vicinity. Lond. 1846.

E. Quinet, Les révolutions d'Italie. P. I. Par. 1848.

C. Baudi di Vesme, Considerazioni politiche ed economiche sulla Sardegna. Torino 1848.

Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg. T. I. p. 2. Fin des chroniques d'Alsace. Strasb. 1848.

J. Michelet, Histoire de la révolution française. Vol. III. Par. 1848.

Nettement, La révolution de Février. Par. 1848.

M. de Lamartine, Discours sur le projet de constitution. Par. 1848.

— — Trois mois au pouvoir. Par. 1848.

E. Pelletan, Histoire des trois journées de Février 1848. Par. 1848.

C. F. W. Keferstein, Ansichten über die keltischen Alterthümer. Bd. II. Abth. 1. Sprachlichen Inhalts. Halle 1848.

R. von Raumer, Vom deutschen Geiste. Drey Bücher geschichtlicher Ergebnisse. Erlangen 1848.

J. Andreſen Siemens, Vorſchläge zur Begründung einer deutſchen Kriegsmarine. Frankf. 1848.

— — Deutſchlands See-Geltung. Hamb. 1848.

L. Wienbarg, Krieg und Frieden mit Dänemark. Frankf. 1848.

Chr. v. Rommel, Deutſchland und die deutſche Nationalverfaſſung. Caſſel 1848.

J. H. C. Förſter, Die Geſchichte der Deutſchen und Grundzüge des deutſchen Rechts. Bd. 1. Königsb. 1848.

Dr. Egger, Deutſchlands Wiedergeburt vom öſterreichiſchen Standpunkte. Wien 1848.

K. Limmer, Urkundlich pragmatiſche allgemeine Geſchichte der neu-ſächſiſchen Lande oder derer des Hauſes Wettin beyder Linien. Bd. 2. 3. Grimma 1848.

J. Kerner, Die Beſtürmung der württembergiſchen Stadt Weinsberg. Heilbronn 1848.

Dr. K. Steifenſand, Das Herzogthum Limburg als deutſcher Bundesſtaat. Crefeld 1848.

P. Kaiſer, Geſchichte des Fürſtenthums Liechtenſtein. Chur 1847.

Denkſchrift über die Verhältniſſe des Herzogthums Limburg. Frankf. 1848.

J. P. Jordan, Aktenmäßiger Bericht über die Verhandlungen des erſten Slavencongreſſes in Prag. Leipzig 1848.

St. L. Endlicher, Rerum Hungaricarum monumenta Arpadiana. P. I. Scriptores. St. Gallen 1848.

Die ſtändiſchen Verhältniſſe des Königreichs Böhmen. In 74 Urkunden. Leipzig 1848.

J. Nader, Medizinal-Schematismus und Jahrbuch für die Medizinal-Statiſtik der öſterreichiſchen Monarchie. Neue Folge. I. Jahrgang. Wien 1848.

Dr. J. Beidtel, Ueberſicht der Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerthums von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten. Brünn 1842.

K. Schönwälder, Geſchichtliche Ortsnachrichten von Brieg und ſeinen Umgebungen. Th. 2. Brieg 1848.

L. Ranke, Neun Bücher preußiſcher Geſchichte. Bd. 3. Berlin 1848.

W. Dieterici, Die Bevölkerung des preußiſchen Staates nach der amtlichen Aufnahme des Jahres 1846. Berlin 1848.

F. W. Böttcher, Die landwirthſchaftlichen Vereine in den k. preußiſchen Staaten. Berlin 1848.

C. Wendt, Ueberſicht der preußiſchen Handelsmarine. Berlin 1848.

J. Freiberg, Preußiſche Chronik aus der Handſchrift herausgegeben von Dr. F. A. Meckelburg. Königsberg 1848.

Th. Campbell, Frederick the great, his court and his times. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Dr. C. Bluntſchli, Geſchichte der Republik Zürich. Bd. 2. Abth. 2. Von der Reformation bis nach dem Kappelerkriege. Zürich 1848.

Dr. J. C. Zellweger, Geſchichte der diplomatiſchen Verhältniſſe der Schweiz mit Frankreich von 1698 — 1784. Bd. 1. Abth. 1. St. Gallen 1848.

Ph. Kervyn de Volkaersbeke, Documents historiques inédits concernant les troubles des Pays-Bas, 1577 — 1584. Livr. 2. Gand 1848.

C. von Vincke, Darſtellung der inneren Verwaltung Großbritanniens. Berlin 1848.

E. Ogborne, The history of Essex. Lond. 1814.

Erdeswick, A survey of Staffordshire. Ed. by Th. Harwood. Lond. 1844.

J. G. Cumming, The Isle of Man: its history, physical, ecclesiastical civil and legendary. Lond. 1848.

Britannia after the Romans. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

J. O'Donovan, Annals of the kingdom of Ireland by the four Masters from the earliest period to the year 1616. Vol. 1 — 3. Lond. 1848.

J. Pinkerton, An Enquiry into the history of Scotland, preceeding the reign of Malcolm III. or the year 1056. Vol. 1. 2. Lond. 1814.

J. Francis, History of the Bank of England, its times and traditions. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

R. Chambers, The Life of King James I. Vol. 1. 2. Lond. 1830.

H. Steffens, Der norwegiſche Storthing im Jahre 1824. Berlin 1825.

Skandinaviſches Portfolio. Nr. 1. 2. Leipzig 1848.

Die Polen. Ein Beytrag zur Charakteriſtik dieſes Volkes aus der Erinnerung eines alten Juſtizbeamten. Berlin 1848.

A. L. Krysinnski, La question polonaise dans l'état actuel de l'Europe. Brussel 1848.

J. Mill, History of British India, by Wilson. Vol. IX. Schluß des Werkes. Lond. 1848.

W. Jordan, Geſchichte der Inſel Hayti und ihres Negerſtaates. Th. 2. Abth. 1. Leipzig 1848.

K. von Hügel, Caſchmir und das Reich der Sikh. Bd. 4. Abth. 2. Stuttg. 1848.

K. Weichardt, die vereinigten Staaten von Nordamerika und deren Territorien. Leipzig 1848.

Sully-Brunet, Considérations sur le système colonial. Par. 1840.

O. G. von Kienbusch, Bericht über die deutsche Colonie Wartburg in Ost-Tennessee. Leipzig 1848.

Lord Kingsborough, Antiquities of Mexico comprising Fac-Similes of ancient Mexican paintings and Hieroglyphics. Vol. 8. 9. Schluß des Werkes. Lond. 1848.

J. Hedde, Description méthodique des produits divers recueillis dans un voyage en Chine. Saint-Etienne. 1848.

Die Entdeckung und Eroberung von Mexiko, nach des Bernard Diaz del Castillo gleichzeitiger Erzählung bearbeitet. Mit einem Vorworte von K. Ritter. Bd. 1. 2. Hamburg 1848.

Ch. Robin, Galerie des gens de lettres au XIX. siècle. Par. 1848.

J. M. Düx, Der deutsche Cardinal Nicolaus von Cusa und die Kirche seiner Zeit. Bd. 1. 2. Regensburg 1847.

L. Lurine, Histoire poétique et politique de M. de Lamartine. Par. 1848.

Life, letters and literary remains of John Keats. Ed. by Rich. Monckton Milnes. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Alex. Jung, Friedrich Hölderlin und seine Werke. Stuttg. 1848.

J. O. Halliwell, The life of William Shakespeare. Lond. 1848.

J. W. M. von Hahnke, Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrichs des Großen. Berlin 1848.

Dr. H. Ewald, Ueber seinen Weggang von der Universität Tübingen. Stuttg. 1848.

H. von Kleist, Leben und Briefe. Herausg. von Bülow. Berlin 1848.

H. W. Woolrych, Memoirs of the life of Judge Jeffrey. Lond. 1827.

J. G. Lockhart, Memoirs of the life of Sir Walter Scott. Edinb. 1845.

W. Hutton, Life. Lond. 1841.

R. Thoresby, The Diary. Vol. 1. 2. Lond. 1830.

Bunbury, The correspondance of Th. Hanmer. Lond. 1838.

W. J. O'N. Daunt, Personal recollection of the late Daniel O'Connell. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

D'Arblay, Diary and letters. 1788 — 1840. Vol. 1 — 7. Lond. 1843 — 1846.

Galileo Galilei, Le opere, prima edizione completa condotta sugli autentici manoscriti Palatini. T. VII. Firenze 1848.

C. Kunze, Ueber einige theils bekannte theils neue Sätze vom Dreyeck und Viereck. Halle 1848.

— —, Entwickelung des binomischen Lehrsatzes für jede Art von Exponenten. Halle 1848.

C. F. Schneitler, Die Instrumente und Werkzeuge der höheren und niederen Meßkunst. Leipzig 1848.

J. H. Schmidt, Anweisung zum Landwegebau. Berl. 1848.

Ueber das Abstecken von Eisenbahncurven. St. Gallen 1848.

Dr. J. H. Mädler, Untersuchungen über die Fixstern-Systeme. Th. 2. Das allgemeine System. Mitau 1848.

Dr. K. F. Klöden, Der Sternenhimmel. Weimar 1848.

Dr. J. H. Mädler, Die Centralsonne. Dorpat 1846.

M. J. Johnson, Astronomical observations, made at the Radcliffe observatory, Oxford, in the year 1844. Vol. VI. Oxford 1847.

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Genève. 5. Série. Genève 1848.

Connaissance des temps pour l'an 1851. Par. 1848.

Th. Henderson, Astronomical Observations made at the royal Observatory Edinburgh. Vol. 1 — 6. Edinb. 1838 — 1847.

W. Whewell, The philosophy of the inductive Sciences founded upon their history. A new edition with corrections . . . Vol. 1. 2. Lond. 1847.

G. Bischof, Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie. Bd. 2. Bonn 1848.

F. E. Neumann, Ueber ein allgemeines Princip der mathemat. Theorie inducirter elektrischer Ströme. Berlin 1848.

W. Eisenlohr, Anleitung zur Ausführung und Visitation der Blitzableiter. Karlsruhe 1848.

B. Cotta, Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Th. 1. Leipzig 1848.

J. Pelouze et E. Frémy, Cours de chimie générale. Vol. 1. 2. Par. 1848.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Mai.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1849.

(Fortsetzung.)

Eliot (Samuel A.), A sketch of the history of Harvard College. Boston 1848. — North American Review 1849 Jan.

The Phenomena and Diosemeia of Aratus, translated with notes by John Lamb. Lond. 1848. — Christian Remembrancer 1849 Jan.

Pertz, Sur un fragment inédit de Tite-Live. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849. No. 6.

Dawson Borrer, A campaign in the Kabylie. Lond. 1848. — Blackwood's Magaz. 1839. Jan.

Ampère (J. J.), La Nubie. Ibsamboul et la seconde cataracte. — Revue de deux Mondes 1849 Livr. 1.

Merruau, (P.), Une expedition de la marine anglaise sur le Niger, — Ebendaſ. Livr. 2.

Chauffour (V.), Du socialisme dans le droit romain. — Revue de législation et de jurisprudence 1849 Janv.

Grellet-Dumazeau, Recherches sur la plaidoirie chez les Romains. — Ebendaſ.

Résumé comparatif du tableau décennal du commerce de la France de 1837 à 1846, avec ses colonies et les puissances étrangères. — Journal des Economistes 1849 No. 2.

The revolution in Prussia. — North American Review 1849 Jan.

Letters of William III. and Louis XIV. and of their Ministers, illustrative of the domestic and foreign politics of England from the peace of Ryswick to the accession of Philip V. of Spain. Edited by Paul Grimblot. Lond. 1848. — Christ. Remembr. 1849. Jan.

La Roquette, Notice sur l'Islande. — Bulletin de la Soc. de géogr. 1848. Oct.

Borring, Sur la limite méridionale de la monarchie danoise et sur l'étymologie des noms géographiques du Slesvig et de la Normandie. — Ebendaſ.

Ruxton (George Fred.), The migration of the ancient Mexicans, and their analogy to the existing Indian tribes of northern Mexico. — Edinburgh new philosophical Journal 1849 Jan.

Lives of the chief fathers of New England. Boston: Massachusetts Sabbath School Society. 1846 — 1847. 5 vols. — North American Review 1849 Jan.

Humbert (Ed.), Guillaume de Humboldt. (Lettres à une amie.) — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Janv.

Monnard (C.), Henri de Gagern, président du ministère de l'empire. — Ebendaſ.

Catalan (E.), Etudes sur Montaigne, analyse de sa philosophie. — Ebendaſ.

The life and writings of Louis Agassiz. — Edinburgh new philosophical Journal 1849 Jan.

Noailles (M. le Duc de), Histoire de Mme. de Maintenon. Par. 1848. — Journal général de l'instruction publique 1849 No. 2.

Memoirs and adventures of Sir Wm. Kirkaldy of Grange. Edinburgh and London (1848). — Blackwood's Magaz. 1849 Jan.

Notice biographique sur J. B. G. Wallez. — Mes-

sager des Sciences histor. de Belgique. 1848 Livr. 4.

Memoir of William Ellery Channing, with extracts from his correspondence and manuscripts. 3 vols. Lond. 1848. — Dublin Review 1848 Dec.

Memoirs and correspondence of Viscount Castlereagh, second marquess of Londonderry. Vol. 1. 2. Lond. 1848. — Dublin Review 1848 Dec.

The diplomatic and official papers of Daniel Webster, while Secretary of State. New York 1848. — North American Review 1849 Jan.

The life and works of Henry Fielding. — Ebendaſelbſt.

Talfourd (Th.), Final memorials of Charles Lamb. Lond. 1848. — Revue des deux Mondes 1849 Livr. 2.

Alexander (J. H.), On a new formula for interpolations. — American Journal of science and arts 1849 Jan.

Heath (J. M.), A simple rule for converting intervals of sidereal into intervals of mean solar time, and vice versa, without the help of tables. — Philos. Magaz. 1849 Jan.

Graves (Charl.), On the calculus of operations. — Ebendaſelbſt.

Kirkman (Thom. P.), On pluquaternions and homoid products of sums of n squares. — Ebendaſelbſt 1848 Vol. 33. Suppl.

Davies (T. S.), Geometry and geometers No. III. Ebendaſ.

On a property of the hyperbola. — Ebendaſ.

Cockle (James), On a new imaginary in Algebra. Ebendaſ. 1849 Jan.

Verneilh (Fel. de), La cathédrale de Cologne. (Suite et fin.) — Annales archéologiques T. IX. Livr. 1.

Cheminée de l'hôtel-de-ville de Courtrai, exécutée au XVI. siècle. — Messager des sciences historiques de Belgique. 1848 Livr. 4.

Pringle (W.), On the continuance of a solar spot. — Philos. Mag. 1849 Jan.

Duhamel, Sur la résonnance multiple des corps. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Janv.

Gavarret, Etude sur les recherches électro-physiologiques de Galvani. — Ebendaſ.

Lefebvre (Gust.), Hygrométrie. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Novembre 1848. — Ebendaſ.

Daubre (A.), Notice sur des dégagements de gaz inflammables observés dans des gîtes métallifères. — Annal. des Mines 1848 Livr. IV.

Rivot et Philipps, Note sur la conductibilité électrique des principales roches à de hautes températures. — Ebendaſ.

Brunner (fils), Des effets que differentes substances produisent, par le contact, sur des personnes affectées de maladies nerveuses. — Bibliothèque universelle de Genève (Sc. phys.) 1849 Janv.

Collomb (Ed.), Envahissement séculaire des glaciers des alpes. — Ebendaſ.

Tableau des observations météorologiques faites à l'observatoire de Genève et à l'Hospice du Grand Saint-Bernard pendant le mois de Décembre 1848. — Ebendaſ.

Locke (John), On single and double vision produced by viewing objects with both eyes: and on an optical illusion with regard to the distance of objects. — American Journal of science and arts 1849 Jan.

Marshall Hall, Researches into the effects of certain physical and chemical agents on the nervous system. (Sect. II.) — Edinburgh new philosophical Journal 1849 Jan.

Brewster (Dav.), On the phaenomenon of luminous rings in calcareous spar and beryc, as produced by tubular cavities containing the two new fluids. — Philosophical Magazine 1848. Vol. 33. Suppl.

Stokes (G. G.), On some points in the received theory of sound. — Ebendaſ. 1849 Jan.

Cahours (Aug.), Recherches relatives à l'action du mélange d'acide sulfurique et d'acide nitrique fumants sur les matières organiques. — Annales de Chimie et de Physique 1849 Janv.

Ebelmen, Sur un nouveau mode d'emploi de l'hydrogène sulfuré de l'analyse chimique. — Ebendaſ.

Goergey (J.), Mémoire sur les acides gras du beurre de coco. — Ebendaſ.

Damour (A.), Nouvelle analyse de la faujasite. — Annal. des Mines 1848. Livr. IV.

Delesse, Composition chimique de quelques minéraux. — Ebendaſ.

Boyé (M. H.), Analysis of the bittern of a saline on the Kiskiminetas river, near Freeport, Arm-

strong County, Pennsylvania. — American Journal of science and arts 1849 Jan.

Fyfe (Andrew), On the comparative value of different kinds of coal for the purpose of illumination, and on methods not hitherto practised for ascertaining the value of the gases they afford. — Ebendaſ.

Decomposition of substances by steam and manufacture of sulphate and muriate of potash. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Jan.

Derouen (Th.), Observation sur le kermès minéral. — Journ. de Pharmacie et de Chim. 1849 Janv.

Lefort (J.), Mémoire sur les carbonates métalliques. — Ebendaſ.

Bineau, Des combinaisons de l'acide sulfurique avec l'eau. — Ebendaſ.

Huraut, Examen comparatif des différents modes de préparation de l'iodure de plomb. — Ebendaſelbſt.

Lepage, Expériences pour servir à l'histoire chimico-pharmaceutique des feuilles de laurier-cerise. — Ebendaſ.

Svanberg (L.) and H. Struve, On the atomic weight of Molybdenum and some of its compounds. (Concl.) — Philos. Mag. 1848 Vol. 33. Suppl.

Alexander (J. H.), On a new empirical formula for ascertaining the tension of vapour of water at any temperature. — Ebendaſelbſt 1849 Jan.

Brown (John), On the products of the soda manufacture. — Ebendaſelbſt.

Milne-Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. Quatrième mémoire: Monographie des Astréides. (Suite.) Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1848 Nov.

Schaum (H.), Remarks on the British Geodephaga, with notes on some Scydmaenide and Pselaphidae. — Annals and Magaz. of natur. history. 1849 Jan.

Walker (Francis), Descriptions of Aphides. (Cont.) — Ebendaſ.

Egerton (Phil. de Malpas Grey), Observations on Mr. M' Coy's description of the tail of Diplopterus. — Ebendaſ.

Strickland and Melville, The Dodo and its kindred. Lond. 1848. — American Journal of science and arts 1849 Jan. Blackwood's Magaz. 1849 Jan.

Bleeker, A contribution to the ichthyology of Sumbawa. — Journ. of the Indian Archipel. 1848 Sept.

Pictet (F. J.), Remarks on the succession of organised beings on the surface of the earth. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Jan.

Straus-Durckeim (H.), Anatomie descriptive et comparative du chat, type des mammifères en général et des carnivores en particulier. T. 1. 2. — Journal des Savants. 1849 Janvier.

Quatrefages, Les animaux utiles. I. Le hareng. — Revue des deux Mondes 1849 Livr. 1.

Robin (Ch.), Mémoire sur l'existence d'un oeuf ou ovule chez les mâles comme chez les femelles des végétaux et des animaux. (Fin.) — Revue zoolog. 1848 Nov.

Duvernoy, Cours d'histoire, naturelle des corps organisés (Suite.) — Ebendaſ.

Guérin-Méneville, Cicindélètes de la Guinée portugaise, découvertes par M. Bocandé. — Ebendaſ.

Morelet (Arthur), Testacea quaedam Africae occidentalis terrestria et fluviatilia. — Ebendaſ. Déc.

Desmarest (Eug.), Note sur la disposition anormale des organes génitaux, observée dans l'Astacus fluviatilis. — Ebendaſ.

Raulin (Victor), Sur les transformations de la flore de l'Europe centrale pendant la période tertiaire. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1848 Octob.

Duchartre, Mémoire sur les embryons qui ont été décrits comme polycotylés. — Ebendaſ.

Dickie (G.), Sur l'ovule de l'Euphrasia officinalis. — Ebendaſ.

Planchon (J. E.), Sur les Ulmacées (Ulmacées et Celtidées de quelques auteurs), considérées comme tribu de la famille des Urticées. — Ebendaſ. Nov.

Dickie (George), Note on the colour of a freshwater loch. — Annals and Magazine of natur. hist. 1849 Jan.

Salwey (T.), Stirpes cryptogamae Sarnienses, or contributions towards the cryptogamic Flora of Guernsey. — Ebendaſ.

Henfrey (Arthur), On the structure and habits of the Orobanchaceae. — Ebendaſ.

Ralfs (John), On the mode of growth in Oscillatoria and allied genera. — Ebendaſ.

Oxley (Thomas), Some account of the Nutmeg (Myristica Moschata) and its cultivation. — Journal of the Indian Archipelago 1847 Oct.

Martins (M. Ch.), On the vegetable colonisation of the british islands: Shetland, Feroe and Iceland. — Edinburgh new philosophical Journal 1849 Jan.

Hooker, On the vegetation of the carboniferous period, as compared with that of the present day. (Concl.) — Ebendaſ.

Munro, Report on the timber trees of Bengal. — Ebendaſ.

Girardin, Sur la germination de quelques graines antiques. — Journal de Pharmacie et de Chimie 1849 Janv.

Guibourt, Sur la semence de chia. — Ebendaſ.

Delesse (A.), Sur la diorite orbiculaire de Corse. — Annales de Chimie et de Physique 1848 Déc.

— — Sur la protogine des Alpes. — Ebendaſ. 1849 Janv.

— — Mémoire sur la constitution minéralogique et chimique des roches des Vosges. — Annales des Mines 1848 Livr. III.

Gras (Scipion), Considérations sur les anciens lits de déjection des torrents des alpes et sur leur liaison avec le phénomène erratique. — Ebendaſ. Livr. IV.

Mémoire sur le terrain tertiaire et les lignes d'ancien niveau de l'Océan du Sud, aux environs de Coquimbo (Chili.). — Ebendaſ.

Domeyko (Ign.), Mémoire sur la composition géologique du Chili, comprenant la description du volcan d'Antuco. — Ebendaſ.

M'Coy (Fred.), On some new genera and species of palaeozoic corals and foraminifera. — Annals and Magazine of natural hist. 1849 Jan.

Owen, On the structure of the teeth of some fossil fish of the carboniferous period. — Ebendaſelbſt.

Dana (James D.), Review of Chamber's ancient sea margins, with observations on the study of terraces. — American Journal of science and arts 1849 Jan.

Mantell (Gideon Algernon), On the fossil remains of birds collected in various parts of New Zealand by Mr. W. Mantell. — Ebendaſ.

Verneuil (Ed. de), Parallelism of the palaeozoic formations of North America, with those of Europe. — Ebendaſ.

Horsfield (Thom.), Mineralogical description of the island of Banka. — Journal of the Indian Archipelago 1848 Dec. — Ebendaſ.

Morlot (A. v.), On dolomisation. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Jan.

Silliman, jun. (B.), On emerald nickel from Texas, Lancaster county. — Ebendaſ.

Milward (A.), Account of an extensive mud-slide in the island of Malta. — Ebendaſ.

— — An attempt to illustrate the origin of „Dirt-bands“ in glaciers. — Ebendaſ.

Forbes, Fifteenth letter on glaciers; containing observations on the analogies derived from mud-slides on a large scale etc. — Ebendaſ.

Chambers (Rob.), Geological notes on the valleys of the Rhine and Rhone. — Ebendaſ.

Naumann, On the smoothed rock surfaces of the porphyritic hills of Hohburg, near Wurzen. — Ebendaſ.

Jackson (C. T.), On extracting pure gold from alloys, and on the discovery of Tellurium in Virginia. — Ebendaſ.

Studer, Geological observations made in Scotland. — Ebendaſ.

Prichard (James Cowles), Anniversary address, for 1848, to the Ethnological Society of London, on the recent progress of ethnology. (Concl.) — Ebendaſ.

The poetry of spanish America. — North American Review 1849 Jan.

Didron, Iconographie des cathédrales. (Le premier jour de la Création.) — Annales archéol. T. IX. Livr. 1.

Lassus, Les anciens autels du moyen âge. — Ebendaſ.

Thiers, De la propriété. Paris 1848. — Journal des Economistes 1849 No. 2.

Clément (Felix), Le drame liturgique (Semaine-Sainte.) — Annales archéol. T. IX. Livr. 1.

Neale (John Mason), A history of the holy Eastern Church. The patriarchate of Alexandria. 2 vols. Lond. 1848. — Christ. Remembr. 1849 Jan.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juni.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Journal of the Indian Archipelago and eastern Asia.

(Fortsetzung).

Wir sehen die Leute in einsamen Buchten und Wasserstraßen auf kleinen Barken; diese sind ihre Wiege, ihr Haus und Todtenbett. In den Ebenen und längs den Ufern verwandelt der gebildete Pflanzer die fruchtbaren Flächen in Reisfelder; er beschattet seine niedliche Hütte aus Bambus, Nibong und Palmblätter mit dem schönen Kokosbaum; rings um seine Wohnung baut er Früchte, um deren Mannigfaltigkeit und Wohlgeruch ihn der europäische Luxus beneidet; oder blühende Bäume und Stauden, wie sie kein Treibhaus des Westens besitzt. Wo sich das Land nicht für feuchten Reis eignet, da beobachten die Leute einen ganz eigenthümlichen Wirthschaftsplan, den der europäische Pächter mit Staunen vernehmen wird. Sie wissen, daß der Boden aus eigner Kraft nicht zweymal nacheinander eine Reisärnte zur Reife bringt; aber zu bequem, um durch Dünger ihn zu stärken, lassen sie den Boden zehn Jahre brach liegen, bis er sich wieder durch die Pflanzenstoffe des neu aufgehenden Waldes gestärkt, zünden diese an und düngen das Feld vermittelst Asche. Ist die Aernte vorüber, dann sucht der Malaye den Wald durch und forscht nach indianischem Rohr, Zuckerrohr, Bauholz, wohlriechenden Hölzern, Oel, Wachs, Gummi, Cautschuck, Guttapercha, Farben, Kampher, wilden Muskatnüssen, Elephantenzähnen, nach dem Horn und der Haut des Rhinoceros, nach Tigerfellen, Papageyen, dem Paradiesvogel, Argus, Fasanen; nach Material zu Matten, Dächern, Körben ꝛc. Der Küstenbewohner sammelt Fische, Fischmäven, Schnecken, Seegras, Schildkröten, seltene Korallen und Perlmutter. Der Bewohner des Ostens macht jährlich große Reisen an die australischen Küsten, um den Trepang zu fangen. In vielen Gegenden gedeiht Pfeffer, Kaffee, Betel in sehr großer Menge; dann Tabak, Ingwer und andere Gewächse. Da, wo die eßbare Schwalbe lebt, wird in Bergen und Höhlen eifrig nach ihrem Neste geforscht. In vielen Theilen des Archipelagus gräbt man Zinn, Spießglas, Eisen, Gold und Diamanten. Die gebildeten Völker machen Kleider und Waffen sowohl zum eigenen Gebrauch als zur Ausfuhr. Die Kaufleute mit Einschluß der Radschah kaufen die erwähnten Produkte, und verkaufen sie an die Europäer, Chinesen, Araber und Kling, welche ihre Ufer besuchen; oder sie schicken dieselben in ihren eigenen Schiffen auf die Märkte von Singhapura, Batavia, Samarang, Manilla und Macassar. Auf die Märkte bringen die Schiffe des ersten Seevolks im Archipelagus, die Bugis, so wie viele malay'sche Handelsleute die Produkte ihres eignen Landes und diejenigen, welche sie von benachbarten Stämmen und wilden Völkern eintauschen. Obwohl dem Bewohner des Archipelagus jener unermüdliche Fleiß mangelt, der den Europäer und Chinesen auszeichnet, so gewährt die Industrie doch einen mannichfachen, erfreulichen Anblick. Die Bewohner des Archipelagus arbeiten so viel, als die Natur ihres Landes erfordert; sie brauchen die Welt in keine Werkstätte zu verwandeln, wie der Chinese oder Kling, noch brauchen sie dar-

nach zu streben, sich große Schätze aufzuhäufen, um sich gegen die rauhe Witterung und mißliche Zeiten zu schützen. Während in den vulkanischen Gegenden von Dschava, von Celebes und andern Theilen des Archipelagus die Bevölkerung zunahm, eine der Natur angemessene Industrie sich bildete, und verschiedene Völkerschaften sich entwickelten, wurden andere von Natur weniger begünstigte Inseln der Sitz großer Räuberhorden, die von Zeit zu Zeit bedeutende Flotten aussandten, um die Seefahrer ihrer Güter und Freyheit zu berauben, und Frauen und Kinder der Dorfbewohner ihrer Heimath zu entwenden. Aus den Buchten und Strömen von Borneo und Dschohor, von den zahlreichen Inseln zwischen Singhapura und Banka, so wie von anderen Theilen des Archipelagus werden Jahr für Jahr solche Fahrten ausgerüstet. Keine Küste ist so dicht bevölkert, kein Hafen so gut geschützt, um vor ihnen sicher zu seyn; wo Kraft nicht hinreicht, nehmen sie zur List ihre Zuflucht. Es wurden Leute am hellen Tage in den Häfen von Pinang und Singapura gestohlen, und erst vor kurzem befreyten Holländer Leute aus der Sclaverey, die aus ihrer Wohnung in Wellesley hinweg geführt, durch den Hafen von Pinang und die Straße von Malacca gegen Süden geführt wurden. Der gewöhnliche Aufenthalt dieser Seeräuber ist nicht weit von den europäischen Niederlassungen. Die Seeräuber des Archipelagus werden aber in der nächsten Zeit dem mächtigen Arm Großbritanniens ebenso unterliegen, wie dieß mit den Landräubern in Hindostan geschehen ist. Die Niederlassung der Engländer auf Borneo und die Kolonisirung der Insel Labuan bildet einen neuen Abschnitt in der Kulturgeschichte der südasiatischen Inselwelt. In den persönlichen und geselligen Verhältnissen jener Länder findet man eine wunderbare Mischung von Einfachheit und Kunstfertigkeit, von Rohheit und Verfeinerung. Doch überwiegen ihre Tugenden bey weitem ihre Fehler. Sie unterscheiden sich in sittlicher Beziehung sehr zu ihrem Vortheil von Chinesen und Kling. Sehr anziehend ist die eigenthümliche Verbindung von Höflichkeit und Ungezwungenheit, welche sie auszeichnet. Nirgends als in Piratenländern oder in jenen Gegenden, die mit dem Europäer, dem gemeinen Chinesen und Kling in Verbindung stehen, sehen wir, auch nicht bey dem Aermsten, eine unverschämte Miene oder einen frechen Blick, Nirgends eine Unbescheidenheit. Fluchen und Schimpfen ist dem Eingebornen fremd. In ihrem gegenseitigen Verkehr sind sie höflich, munter und offen; dabey klug und bedächtig. Ihre Unterhaltungen sind verschiedener Art. Sie lieben Musik, Poesie und Romane; sogar im gewöhnlichen Leben bringen sie gehaltvolle Bemerkungen, Sprüchwörter oder poetische Anspielungen vor. Wie die Pflanzen, so kommen auch die Menschen des Archipelagus dem Europäer eine zeitlang ganz fremd vor; Farbe, Gesichtszüge, Kleidung und Gewohnheiten, Sitten und Sprache scheinen die einer neuen Welt zu seyn. Aber mit dem Reiz der Neuheit schwindet auch diese Ansicht. Täglich sieht man mehr, wie trotz der großen äußerlichen Verschiedenheit, trotz einer andern Natur und Geschichte, die wesentlichen inneren Merkmale mit denen der Europäer übereinstimmen. Je tiefer wir eindringen, desto mehr zeigt sich diese Uebereinstimmung. Es sind nicht bloß allgemein menschliche Eigenschaften, es sind eigenthümliche Sitten und Gebräuche, eigenthümliche, abergläubische Ansichten, die mit den unsrigen übereinstimmen. Und gerade in den entlegensten Gebirgen des Archipelagus, wo die Menschen seit Jahrtausenden fern von allem fremden Einfluße leben, gerade dort finden wir die größte Aehnlichkeit mit den Bewohnern Europa's. So sehen wir bey den Jakun, ist auch seine Hüfte mit der Terapinde bekleidet, ist er auch mit dem Sompitan und den vergifteten Pfeilen bewaffnet, dennoch dieselben schlichten und munteren Sitten, dieselben einfachen Ideen, wie der ungebildete Landmann in den entlegenen Gegenden unseres Erdtheils sie hat. Wenn er von seinen Tänzen, seinen Liedern erzählt, so erinnert dieß unwillkührlich an die heiteren, freyen, wenn auch etwas rohen Sitten der unteren ländlichen Klassen des Westens. Frey von den zurückstoßenden Vorurtheilen und dem gekünstelten Schmucke der Hindu und Muhammedaner stimmen ihre Gebräuche mit denen des ungebildeten Europäers in vielen Richtungen überein.

(Schluß folgt.)

Ueberſetzung ſammt vielen erläuternden Bemerkungen in dem neunzehnten Bande der Verhandelingen van het Bataviaasch genootschapp van Kunsten en Wettenschappen, Batavia 1848 herausgegeben. Die engliſche Ueberſetzung ſcheint nach der holländiſchen gearbeitet zu ſeyn. Unter Schair verſtehen die Malayen eine Gattung moraliſch-didaktiſcher Gedichte und Erzählungen, in der Weiſe des Roſengartens und Pendnameh's von Sadi. Auch werden mehrere malayiſche Lieder, Pantun genannt, in der Urſprache und Ueberſetzung gegeben. 4) Einzelnheiten über Cochin-China, von dem apoſtoliſchen Vicar P. Le Fevre. Dieſer Aufſatz geht durch mehrere Hefte. 5) Kurze Beſchreibung der Inſel Rhio. 6) Statiſtik von Dſchava. Der Flächenraum beträgt 39,113 engliſche Geviertmeilen, worauf 1845 eine Bevölkerung von 9,542,045 Seelen lebten. Von dieſen ſind 105,983 Chineſen und nur 16,270 Europäer. 7) Temmink's Ueberblick der niederländiſchen Beſitzungen im indiſchen Archipelagus. Es iſt dieß ein vollſtändiger Auszug des bekannten, in Holland erſchienenen Werkes, das den Titel führt: Coup d'oeil général sur les possessions Neerlandaisez dans l'Inde Archipelagique. Das Werk geht durch mehrere Hefte. 8) Einleitung in die Völkerkunde des jetzigen Archipelagus. 9) Beſchreibung der Binua, d. h. der Eingebornen oder Aborigines von Dſchohor und anderer barbariſchen Stämme der malayiſchen Halbinſel, die von den Malayen Orang-utang, Waldleute, auch Orang darat liar, Leute aus dem Innern, heißen. Die Stämme ſelbſt betrachten dieſe Benennungen als Schimpfnamen, und nennen ſich Binua. Die Binua auf der malayiſchen Halbinſel, die Deiak auf Celebes und die Batta auf Sumatra, ſowie wahrſcheinlich noch andere Wilde dieſer Gegenden gehören zu einem und demſelben Volke. 10) Die Ueberſetzung eines Auszuges des ſiameſiſchen Geſetzbuches von Kapitän Low, dem bekannten Verfaſſer der Thai oder ſiameſiſchen Grammatik und einer Menge Abhandlungen in den verſchiedenen engliſch-aſiatiſchen Zeitſchriften iſt ein ſelbſtſtändiges Werk, das zwey Hefte einnimmt. Dieſe eigenthümliche Bereicherung unſerer aſiatiſchen Rechtskunde verdiente wohl eine beſondere Anzeige, welche auf die Geſetze Menu's und die chineſiſchen Geſetzbücher Rückſicht nehmen, und die verwandten Sammlungen miteinander vergleichen müßte. Die ſiameſiſchen Geſetze ſind nämlich kein ſelbſtſtändiges Erzeugniß des Landes, ſondern beruhen zum Theil auf chineſiſchen Quellen.

Neumann.

The Kalpa-sûtra and Nava-tatva.

(Fortſetzung.)

Jetzt erſt, nach ſolchen langen Einleitungen kommt der Verfaſſer des Kalpa-sutra zur Beſchreibung des Lebens ſeines Heiligen, die er aber mit dem ſechſten Capitel bereits zu Ende bringt. Aber auch aus dem ſechſten Capitel läßt ſich nur Weniges entnehmen, das für das Leben Mahâvîras von Werth wäre. Er blieb bis zu ſeinem dreyßigſten Jahre in der Welt als Grihastha oder Haushalter, nach der alten brahmaniſchen Vorſchrift, dann zog er ſich in die Einſamkeit zurück und lebte zwölf Jahre ſeinen Bußübungen, nach Verlauf dieſer Zeit erlangte er den höchſten Grad eines Heiligen, den eines Urhats oder Dſchinas. Er kam nun wieder aus ſeiner Einſamkeit hervor und lebte noch dreyßig Jahre an verſchiedenen Orten in Champa, Prishtachampa, in Vânijyagrâma bey Vaisâli, in Nalinda bey Râjagriha in Mithila u. ſ. w. zuletzt in Pâpa, wo er im zwey und ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens ſtarb. Den größten Theil des Capitels füllen abſurde Legenden. Hiermit endigt die Lebensbeſchreibung Vardhamânas, der hiſtoriſche Gehalt iſt, wie man ſieht, ſehr gering, vielleicht iſt bloß das einzige darin wahr, daß Mahâvîra urſprünglich ein Brahmane war. — Das ſiebente Capitel iſt bloß ein Anhang, wahrſcheinlich erſt ſpäter von einem anderen Verfaſſer hinzugefügt, da ſein Inhalt in den verſchiedenen Handſchriften wechſelt (pref. p. VIII), es enthält die kurze Geſchichte der drey Tirthankâras: Parçva, Nemi und Rishabha, eine Liſte der Sthaviras oder Patriarchen — die Dſchainas haben ebenſogut Patriarchen als die Buddhiſten — zuletzt Regeln für die Prieſterſchaft der Dſchainas, meiſt das Eſſen betreffend.

Von anderer Art iſt das zweyte der beyden überſetzten Bücher, der Nava-tatva-sûtra, d. i. das Sutra von den neun Principien. Dieſes Buch, der populärſte religionsphiloſophiſche Tractat der Dſchainas, beſtättigt voll-

kommen, was schon früher Colebrooke über die Dschainalehre nach brahmanischen Quellen mitgetheilt hat (Misc. Essays I p. 378 ff.). Auch möchte es Jedem, der das Nava-tatva-sûtra studirt, anzurathen seyn, die Abhandlung Colebrookes nachzulesen, da dasselbe erst durch die in ihr gegebenen Erläuterungen recht verständlich wird. Der Verfasser dieses kurzen Tractats beginnt sein Buch damit, neun Principien aufzustellen, aus denen er alle Dinge ableitet. Da diese Principien das Wichtigste in dem ganzen Buche sind, so setzen wir dieselben her: 1) jîva oder lebende Wesen 2) ajîva oder leblose Dinge 3) punya oder verdienstliche Handlungen 4) pâpa, sündliche Handlungen 5) âçrava, die Anwendung der Sinne auf äußere Objecte 6) samvara, die Herrschaft über die Sinnlichkeit 7) nirjarâ oder gänzliche Vertreibung der Sünde durch Buße, gute Werke u. dgl. 8) bandhah Verbindung mit der Welt 9) mokhsa oder Befreyung von allem Irdischen. Nach dieser Aufzählung wendet der Verfasser den ganzen übrigen Theil des Buches dazu an, die einzelnen Erscheinungen unter diese Categorien zu bringen, er zählt also unter 1. die hauptsächlichsten lebenden Wesen, unter 2. die leblosen Dinge auf, unter 3. rechnet er Alles, was der Mensch Angenehmes hat, Geburt in einer angesehenen Familie, schöner Körper, übernatürliche Kräfte, u. s. w., unter 4. rechnet er das Gegentheil von allem diesen u. s. f. Es würde einem Europäer schwer werden in den verschiedenen Principien den leitenden Gedanken zu entdecken, wenn ihn nicht die brahmanischen Schriften auf die richtige Spur leiten. Cankara Achârya, der in seinen Schriften die Dschainalehre bekämpft, kennt auch die aufgestellten Principien derselben, zählt aber deren nur sieben auf, indem er 3 und 4 wegläßt; auch nennt er dieselben, meiner Ansicht nach richtig, nicht Principien (tatva) sondern Categorien (padârtha), Nr. 1. und 2. sind klar, sie bilden zusammen eine Classe; Nr. 5—9 die zweyte; die letztere Classe theilt sich wieder in zwey Unterabtheilungen, sâdhya, das zu Bewirkende und sâdhana oder die Mittel wodurch bewirkt wird. Sâdhana heißen nun Nr. 5—7 in Bezug auf die zwey letzteren Categorien, weil vermittelst der Anwendung dieser Hülfsmittel einer der zwey Zustände — Gebundenheit an die Welt oder Befreyung von derselben — erreicht wird.

Es wäre nun sehr zu wünschen, daß wir über Lehre und Geschichte der Dschainas genauer unterrichtet würden, als wir es gegenwärtig sind. Die angesehensten Schriften einer Religionspartey sind keineswegs immer die ältesten, dieß beweist auch die Literaturgeschichte anderer Religionen. Weder das Kalpa-sûtra noch das Navatatwa-sutra gehören zu den ältesten Schriften der Dschainareligion, soviel darf jetzt schon mit Bestimmtheit behauptet werden. Aber genau zu unterscheiden, was alt und was jung sey, das kann nur der europäischen Critik und einer tüchtigen Belesenheit in der Dschainaliteratur gelingen, letzterer hat aber bis jetzt noch kein europäischer Gelehrter eine sonderliche Aufmerksamkeit gewidmet. Wenn einmal der Inhalt von Schriften dieser Art bekannt und die vorzüglichsten Entwicklungsperioden dieser Literatur festgestellt sind, dann wird man auch mit Leichtigkeit entscheiden können, was der Veröffentlichung werth ist. Ein weiterer Punkt, der eine genauere Untersuchung verdiente, ist das Verhältniß der Dschainareligion zum Buddhismus. Daß eine Verwandschaft zwischen beyden Religionen stattfindet ist ganz unzweifelhaft. Zuerst ist es allen beyden gemein, daß sie die Vedas als Autorität verwerfen, sowie beyde keinen persönlichen Gott annehmen. Eine weitere Aehnlichkeit liegt in der Persönlichkeit der Stifter, beyde sind bloße Menschen, Söhne von Königen. Wie in der einen so auch in der anderen Religion werden denselben vier und zwanzig Vorläufer gegeben, die vor ihnen gelehrt haben sollen; vielleicht, daß die Legenden von dem Leben Mahâvîras noch mehr Parallelen mit dem Sakyamunis abgeben könnten, wenn wir ausführlichere Notizen über dasselbe besäßen als die kärglichen Nachrichten, die uns das Kalpa-sûtra giebt. Weitere Aehnlichkeiten zeigt die äußere Einrichtung und der Cultus beyder Religionen. Die Buddhistischen Priester wohnen während der Regenzeit beysammen und leben ihren religiösen Uebungen, dieselbe Einrichtung besteht bey den Dschainas, bey den ersteren heißt sie varshavasana, bey den letzteren pajjusana. Wir haben schon erwähnt, daß die Dschainas von Mahâvîra an eine ununterbrochene Reihe von Patriarchen zählen, auch die Buddhisten haben solche, doch wurden sie durch Verfolgungen frühzeitig gezwungen aus Indien zu flüchten und nur bey den nördlichen Buddhisten hat sich die Folge der Patriarchen in der Person des Dalai Lama ununterbrochen erhalten.

Diese und andere Berührungen der Dschainareligion und des Buddhismus sind so auffällig, daß man schon in früher Zeit dieselben hervorgehoben hat. Eine weitere Frage ist nun: welche von beyden Religionen ist die ältere? Die allgemeine Meynung hat sich für das größere Alter des Buddhismus entschieden. Die entgegengesetzte Ansicht wurde geltend gemacht von Colebrooke (Misc. Ess. II. p. 315 ff.) und neuerdings von unserm Hrn. Uebersetzer. Colebrooke macht darauf aufmerksam, daß von den zwey Schülern, die Mahavîra überleben, der erste Gautama Indrabhûti der zweyte Sudharma genannt ist.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juni.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Gliederung oder Logik der Geschichte. Eine pragmatische Uebersicht von C. G. Weitbrecht. Stuttgart 1847.

—

Das erhabenste Thema der Philosophie, das Verständniß der Geschichte durch die Religion, ist Gegenstand dieser Schrift. Es ist aber zwischen dem Vorsatz des Verfassers und der Erfüllung ein so großer Widerspruch, daß dieser Schrift, an sich selbst betrachtet, eine literarische Bedeutung nicht zugeschrieben werden kann. Indessen vertritt sie uns eine ganze Reihe von Schriften, die dasselbe Problem mit ähnlichen Mitteln und mit gleicher Erfolglosigkeit behandeln. Nichts liegt näher, als die allgemeine Forderung auszusprechen, daß der Sohn Gottes, durch den Alles gemacht ist, auch als der Mittelpunkt der Weltgeschichte, als der Wendepunkt zwischen der alten und neuen Zeit dargestellt werde; aber nichts ist schwerer, als in einer universalhistorischen Uebersicht dieser Forderung durch die Darstellung zu genügen. Denn eine solche Darstellung erfordert nicht nur metaphysischen Tiefsinn und religiöse Inbrunst, sondern auch genialen Kunstsinn, um den Gegensatz der alten und der neuen Welt aus diesem Gesichtspunkte für die Einbildungskraft anschaulich zu machen.

In beyden Beziehungen hat es der Verfasser bey dem guten Willen bewenden lassen. Er will einen Beytrag zu dem „interessanten Thema des Tages“ geben, will die Geschichte „christianisiren;“ es ist ihm aber ganz dasselbe begegnet, was er an Andern, z. B. an Dittmar tadelt: die Ausführung entspricht nicht dem Motto seiner Schrift, der Inhalt nicht ihrer Tendenz. Am allerwenigsten ist ihm gelungen, den allumfassenden Gegensatz der christlichen gegen die unchristliche Welt durch künstlerische Wahrheit und Innigkeit der Darstellung zu vergegenwärtigen; es ist in dem ganzen Buche kein lebendiger Hauch eines schöpferischen Geistes, es ist nirgends ein Wort, das ein Mitgefühl bezeugt für die göttliche Hoheit und Anmuth des Evangeliums oder für die Schönheit und Größe menschlicher Tugend.

Eine Logik der Geschichte müßte die lebensvollsten Kategorien zu ihrem Ausgangspunkte und zu ihrem Ziele haben; des Verfassers „Gliederung“ aber ist unerträglicher Formalismus. Das „Grundgesetz aller Geschichte und Entwicklung“ ist nach dem Verfasser: S. 2. „daß das Ende der höhere vermittelte Anfang ist und in der Mitte zwischen Anfang und Ende — — die Vermittlung liegt (!), theils zum Anfang zurück, theils zum Ende vorwärts sehend“ (!). Und S. 112. „Hiemit tritt auch die zweyte Epoche mit der ersten und dritten in das Wechselverhältniß, daß die zweyte Periode der ersten Epoche in die erste Periode der zweyten Epoche noch eingreift und diese auf jene zurücksieht und ebenso die zweyte Periode der zweyten Epoche in die erste Periode der dritten Epoche noch eingreift und diese auf jene zurücksieht u. s. f.“

Was aus einem solchen Formalismus werden muß, versteht sich von selbst; auf solcher Grundlage ist nur eine inhaltslose, d. i. in der Sphäre der

Geschichte eine anschauungslose Behandlung und Darstellung möglich. Bey der Größe des Gegenstandes ist es noch Keinem gelungen, die Geschichte in ihrer eigenthümlichen Entwicklung in allen einzelnen Thatsachen und Persönlichkeiten aus dem göttlichen Plane der Wiederherstellung des Menschengeschlechtes zu dem göttlichen Ebenbilde abzuleiten. So hat auch Fr. Schlegel diese Wiederherstellung der Menschheit nach dem Stufengang der Gnade in den verschiedenen Weltaltern von der anfangenden Offenbarung bis zum Mittelpunkt der Rettung und Liebe und von diesem bis zur letzten Vollendung historisch zu entwickeln versucht, aber diesen Stufengang nach den Erweisungen der göttlichen Gnade nicht im Einzelnen nachzuweisen und diesen großen Plan nicht folgerichtig durchzuführen vermocht. Wie völlig mußte dem Verf. bey seiner formalistischen Manier ein Unternehmen mißlingen, welches den höchsten Schwung der Einbildungskraft voraussetzt! Christus soll Mittel- und Wendepunkt der Geschichte seyn, aber wie drückt der Verf. dieß aus! S. 87. „Ein neuer Tag (!) begann für die Weltgeschichte mit Christus. Gälte dieß nur, wenn die Geschichte nach Christus im großen Ganzen sich von den drey Schäden, die wir die ganze vorchristliche Geschichte durchdringen sehen, falscher Religiosität, beziehungsweise religiöser Aeußerlichkeit, Sinnlichkeit und Egoismus befreyt sähen, so wäre die Behauptung sogleich wieder zurückzunehmen.“

So wäre die Behauptung sogleich wieder zurückzunehmen! Und doch glaubt der Verf. an das von ihm aufgestellte Princip. Allerdings, es stört ihn dieser Widerspruch nicht im Geringsten. Er fährt also fort: „Die Geschichte nach Christus ist im großen Ganzen keine heiligere Geschichte, als die vorchristliche (?). Eben deßwegen könnte es scheinen (!), als ob man kein Recht hätte, die Geschichte durch die Erscheinung Christi in ihre beyden großen Hälften zu theilen. Aber dennoch (!) begann der Menschheit mit Christo — — ein neuer Tag.“

Ein neuer Tag! das ist freylich nicht viel gesagt, aber doch zu Viel, wenn die Geschichte nicht heiliger, die Menschheit nicht besser geworden ist. Und warum ein neuer Tag? Der Verfasser fährt fort: „denn alle Bedingungen hiezu (wozu?) waren mit seiner Erscheinung und seinem Auftritt gegeben, und das Vorhandenseyn dieser Bedingungen und irgend welche Wirksamkeit derselben in der ganzen Geschichte nach Christus, dieß ist es, was sie zu einem ganz neuen macht.“

Also das zweytausendjährige Vorhandenseyn der Bedingungen, ohne daß dieselben zur wirklichen Erfüllung sich vereinigen, weil sie nur in einer vereinzelten, in irgend welcher Wirksamkeit sichtbar werden, dieß ist nach dem Verf. der neue Tag, der die Geschichte zu einer ganz neuen macht. Es ist aber eine wahrhaft christliche Betrachtung der Geschichte nur eine solche, welche die Wirklichkeit, wie sie ist, aus dem Christenthum und dieses aus jener erklärt. Was das Christenthum ist und vermag, das leistet und vollbringt es in der Geschichte wirklich und wahrhaftig, es ist nicht bloß die Bedingung, sondern die Verwirklichung eines neuen Weltentages. Woher diese schwankende Auffassung des Verfassers? Er will das christliche Princip und doch scheut er sich, die christliche Geschichte anzuerkennen. Die Christen sind aber für ihre Geschichte verantwortlich — müssen diese Verantwortung nicht scheuen. Schlegel ist auf seinem katholischen Standpunkte fester begründet, als auf dem protestantisch kirchlichen der Verfasser, der das Princip festhalten will und doch der Geschichte der Kirche, der christlichen Staaten sich gleichsam schämt.

Von dem Umfang seines Planes gibt der Verf. eine hohe Vorstellung, indem er sagt: „Bey dieser Absicht unserer Gliederung und bey dem theologischen und metaphysisch-anthropologischen Element, welches die Logik der Geschichte hat, konnte sich nicht auf die Geschichte im engern Sinn des Wortes, auf Kriege und Siege, Reiche und Fürsten u. s. f. beschränkt, sondern es mußte auch das ganze religiöse und kirchengeschichtliche Gebiet hereingezogen werden.“

Der Verf. sagt zwar: „Es könnte sich auf die Geschichte nicht beschränkt werden,“ aber es ist sich vielmehr auf vereinzelte Notizen beschränkt worden, es ist die Geschichte im engern Sinn nur hie und

da hereingezogen. Wie zusammenhangslos und in welch unklassischer Form diese Notizen herbeygezogen sind, davon nur wenige Beyspiele. Die erste Epoche der Geschichte nach Christus ist, nach dem Verfasser, „die Epoche der dem neuen Licht- und Lebensprincip vorzugsweise theils feindlichen, theils förderlichen (!) politischen Macht.“ Da findet sich in der ersten Abtheilung folgende Charakteristik: S. 87. „Von Galba bis auf Domitian bilden Vespasian, welcher die Kriegszucht wieder herstellte und die Finanzen ordnete, Titus, sein Sohn, die Lust und Wonne des Menschengeschlechtes, die Licht-, der Fresser Vitellius und der grausame Domitian die schwarzen Parthien der römischen Geschichte.“

Dann heißt es in einem Abschnitt über die Rechte der heidnischen und jüdischen Cultur: S. 99. „heißt doch (!) das Zeitalter des August das goldne Zeitalter der römischen Literatur und sind die philosophischen Schriften eines Seneca so vortrefflichen Inhalts, daß man schon (!) vermuthete, sie seyen von Christen interopolirt. In Betreff der Baukunst haben besonders die Bauten von Palmyra und Baalbeck großen Ruhm (!). Uebrigens (!) nahm, wie die heidnisch römische Macht, so auch die heidnisch römische Literatur immer mehr ab. Unbedeutend ist, den Neuplatonismus ausgenommen, die antichristliche heidnische Literatur.“

In solchen Zusammenstellungen ist nicht nur die Zusammenhangslosigkeit störend, sondern wahrhaft peinlich für den Leser ist die Leerheit dieser allgemeinen Sätze, die, so ausgedrückt, den Verdacht erregen, als spreche der Verfasser von diesen Dingen nur von Hörensagen. So, wenn er vom Neuplatonismus fortfährt: „Er hat aber wenig eigentlichen philosophischen Werth,“ und endlich hinzusetzt: „der jüdische Talmud und die jüdische Kabbala, die sich in dieser Periode ausbildeten, liefern zwar Proben großen Scharfsinns, aber eben so viele der größten Abgeschmacktheiten.“

Solche Sätze sind keine „Proben“ eines selbstständigen Quellenstudiums und intimer Vertrautheit mit diesem Literaturgebiete.

(Schluß folgt.)

The Kalpa-sûtra and Nava-tatva.

(Schluß.)

Nur von dem zweyten werden Schüler namhaft gemacht, während der erste gar nicht weiter vorkommt. Nun sey dieser Gautama wahrscheinlich kein anderer als Gautama-buddha oder Sakyamuni bey den Buddhisten — eine Annahme, zu der das traditionelle Zeitalter der beyden Religionsstifter trefflich stimmt, da nach Angabe der singhalesischen Buddhisten das Todesjahr Sakyas 543 v. Chr. nach der gewöhnlichen Angabe der Dschainas der Tod Mahâvîras etwa 600 vor unserer Zeitrechnung stattgefunden hat. Colebrooke nimmt nun an, der eigentliche Stifter der Dschainareligion sey der Tîrthankara Pârçvanâtha, seine Lehre sey dann von seinem Schüler Mahâvîra erst völlig ausgebildet worden, die orthodoxe Lehre Mahâvîras habe Sudharma fortgepflanzt, während der zweyte Schüler Gautama eine eigene Secte gestiftet habe, die bald an Bedeutsamkeit die Dschainareligion weit übertraf. Etwas anders unser Hr. Uebers. Er nimmt Rishabha als den eigentlichen Stifter der Dschainareligion, er identificirt ihn mit dem Rishabha der Purânas, von welchem gesagt wird er habe sich großen Bußübungen hingegeben und sey nackt gestorben: Wilson Vishnupur: p. 163 und besonders not. 7. Im Uebrigen theilt er ganz die Ansichten Colebrookes und fügt noch bey, daß die so wenig übertriebene Lebensdauer, welche die Dschainas ihren Patriarchen geben, eben für deren Glaubwürdigkeit sprechen.

Ob Colebrooke noch jetzt nach den neueren Forschungen über den Buddhismus, seine frühere Meynung festhalten würde, mag dahin gestellt bleiben. Wie jetzt der Stand der Forschungen steht, so gesteht Ref. daß er sich mit der Ansicht von dem hohen Alter der Dschainareligion nicht befreunden kann. Bey dem gänzlichen Mangel aller historischen Hülfsquellen für die ältere Geschichte Indiens muß meines Erachtens auf zwey Punkte ein großes Gewicht gelegt werden, auf die Inschriften und auf die Sprache. Die ältesten Monumente der Dschainareligion sind die Inschriften von Abu aus dem Jahre 1032 n. Chr. Die eigentliche Blüthe der Dschainareligion war das dreyzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Den Buddhismus dagegen können wir durch die Inschriften des Açoka bis in das vierte Jahrhundert v. Chr. zurückführen. Die Dschainas sowohl als die südlichen Buddhisten haben ihre Religionsbücher nicht in Sanskrit geschrieben sondern in einem Vulgärdialekt, welche beyde den Na-

men Magâdhi führen, da sowohl Sâkya als Mahâvîra vorzüglich in Magadha lehrten und dort starben. Man braucht nun nur die wenigen Proben, die Hr. Stevenson von dem Mâgadhi der Dschainas in den Anmerkungen gegeben hat, mit dem Mâgadhi der Buddhisten oder dem Pali zu vergleichen, und kein Sprachforscher wird leugnen, daß der erstere weit verderbter und mithin jünger sey. Kennt man ferner die Art und Weise, wie sich besonders der Cultus der Buddhisten so einfach und natürlich, durch die Zeitumstände getrieben aus dem brahmanischen entwickelt hat, und man wird schwerlich sehr geneigt sein irgend eine Einwirkung der Dschainas anzunehmen. Und endlich, warum sollten in den Schriften der Buddhisten nicht ebenso gut die Dschainas erwähnt seyn wie die Brahmanen, wenn sie zu jener Zeit wirklich vorhanden gewesen wären? Die wahrscheinlichste Annahme bleibt also vor der Hand immer noch, daß die Dschainas erst zu einer Zeit entstanden sind, wo buddhistischer Cultus und Lehre schon ziemlich ausgebildet waren, und daß sie vieles schon fertig aus dem Buddhismus überkommen haben. Doch giebt Ref. gerne zu, daß die Acten über diesen Gegenstand nicht eher geschlossen werden können, als auch die Schriften der Dschainas zum wenigsten eben so bekannt sind wie der Buddhisten.

Wir müssen hier nochmals auf einen schon oben berührten Punkt zurückkommen, auf die Sprache, in der die Schriften der Dschainas geschrieben sind. Bis jetzt ist kein Text gedruckt, wir sind also in der Kenntniß dieser Sprache auf die Stellen beschränkt, welche Hr. St. in den Noten im Originale anführt und auf die Bemerkungen über diese Sprache die er selbst in dem Anhange zu seiner Uebersetzung p. 131—44 giebt. Wir haben schon oben gesagt, daß die Dschainas ebenso wie die Buddhisten ihrer heiligen Sprache den Namen Mâgadhi geben, es ist schon von den Verfassern des Essai sur le Pali gezeigt worden, daß das Mâgadhi der Buddhisten der Beschreibung durchaus nicht entspricht, welche indische Grammatiker von dieser Sprache geben. Viel mehr nähert sich das Mâgadhi der Dschainas der Beschreibung des Grammatiker Vararuchi, wenn es auch nicht in allen Punkten mit seinen Regeln übereinstimmt. Während das gewöhnliche Prakrit so wie das Pali die Laute ç, sh, s alle drey durch s ausdrückt, soll sie das Magadhi nach Vararuchi in ç verwandeln. Diese Eigenthümlichkeit ist allerdings dem Dialecte der Dschainas in gewissem Grade eigen; ç findet sich sehr häufig für die anderen Laute gesetzt, doch auch häufig s und die Dschainas behaupten, es sey kein Unterschied zwischen den beyden Lauten. Eine andere Regel des Grammatikers, daß j immer in y verwandelt werde, während im gewöhnlichen Prakrit und im Pali umgekehrt y in j übergeht, findet in dem Dschainadialecte beständig Anwendung z. B. gaya-gaja, râya-râja u. s. w. Ch. soll im Mâgadhi seine Stelle behalten, während es im gewöhnlichen Prakrit ausgeworfen wird, dieß geschieht auch in der Regel, in einigen Fällen wandelt sich auch ch in y. Der Nom. sg. geht auf ê, nicht auf ô aus wie im Prakrit und Pali z. B. gaye-gajo, mahâvîrê-mahâvîro u. s. w. Wenn nach diesem Allen nicht bezweifelt werden kann, daß das Magadhi der Dschainas dem Magadhi der Prakritgrammatiker am nächsten steht, so ist doch ebenso gewiß, daß es beträchtlich jünger ist als das Pali, der Beweis davon ist die weit größere Weichheit des Magadhi, das viele Consonanten ganz und gar auswirft oder erweicht, von den Aspiraten nur h übrig läßt. Dergleichen zeigt sich im Pali nur in einzelnen Anfängen, die meisten Consonanten entsprechen ganz den sanskritischen und nur die Consonantenverbindungen nehmen durch Assimilation eine veränderte Gestalt an. Da es nun von dem buddhistischen Pali sowohl als von dem Magadhi im höchsten Grade wahrscheinlich ist, daß sie erst dadurch, daß die Schriften der Buddhisten und Dschainas in ihnen geschrieben waren, von diesen Secten als heilige Sprachen angesehen wurden, nicht umgekehrt diese Schriften in den beyden Sprachen geschrieben wurden, weil sie heilig waren; so ist es gewiß ebenso wahrscheinlich, daß die Dschainareligion jünger sey als der Buddhismus, weil das Magadhi jünger ist als das Pali.

Fassen wir zum Schlusse unser Urtheil über die beyden übersetzten Schriften zusammen, so sind sie zur Vervollständigung unserer Kenntnisse über die Dschainareligion allerdings von Werth, noch dankenswerther aber würde es seyn, wenn uns die noch unbekannten Werke der Dschainareligion zugänglich gemacht würden. Wir hoffen von Hrn. Stevenson, dem in seiner gegenwärtigen Stellung die besten Quellen offen stehen, daß er uns noch mit manchem wichtigen Beytrage aus der Literatur dieser Secte beschenken werde.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6 Juni

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849

Adventures in Mexico and the rocky mountains, by George Ruxton Esquire. London 1847.

Es mag kein geringer Schmerz gewesen seyn, den Herr Ruxton empfand, als er am Ende eines wohlbenutzten Aufenthaltes und einer Reise in Mexiko, als er nach den glücklich überstandenen Beschwerden und Gefahren einer Wanderung durch das Felsengebirge auf einmal die Entdeckung machte, daß die Hauptausbeute seiner langen Reise, daß der in seinen Augen werthvolleste Schatz, den er bey sich führte, für immer dahin und verloren sey. Es war dieß jene sorgfältig von ihm angelegte Sammlung von Notizen, jener umständlich genaue Rechenschaftsbericht über Alles, was er während seines Aufenthaltes und bey seinem Wanderzügen in Centralamerika erforscht, erfahren und erlebt hatte.

Der sonst, in allen seinen Unternehmungen so vorsichtige und glückliche Mann, war schon so manches Mal mit all seinen beschriebenen und unbeschriebnen Papieren unversehrt über Meere und Ströme, über Berg und Thal gezogen, jetzt war er auf dem Rückweg nach der Küste, die Vorrathskammer seines Notizenbuches war gefüllt mit all den Früchten, auf deren Einsammlen er ausgegangen war, da ist nur noch ein Binnenwasser zu passiren, das durch den Regen und das Austreten des benachbarten Arkansasflußes mehr als sonst gewöhnlich angeschwollen war; die Ochsen, welche die Bagagewägen zogen, das muntre Thier, darauf unser Reisende ritt, waren solcher Wasserparthieen gewohnt und hatten schon manches Abentheuer der Art wohl bestanden, was bedurfte es da eines längeren Zögerns; man begiebt sich hinein, „es wird so tief nicht seyn“ und erreicht auch glücklich das andre Ufer. Die Manuscripte des Herrn Ruxton fanden sich in einem Tornister, der von wasserdichtem Zeug gefertigt war, was konnte diesem widerfahren seyn; man denkt nicht daran sich jetzt, wo man mit dem Weiterkommen zu thun hat, nach ihnen umzusehen. Erst nach 14 Tagen wird die Schatzkammer geöffnet, aber — o wehe — es war von oben her, durch eine unbemerkte Oeffnung das Wasser eingeflossen, hatte durch den wasserdichten Sack nicht wieder hinausgekonnt und darum mit den Papieren von mexicanischer Fabrik, welche mehr von Beschaffenheit des englischen Fluß- als Schreibpapieres waren, sich zu einer breyartigen Masse verbunden, in welcher kein Buchstabe mehr zu erkennen war. Eine Art Taschenbuch war indeß dem Reisenden noch geblieben, darin er mit wenig Worten die Hauptereignisse der einzelnen Reisetage angedeutet hatte; im Vergleich mit den weiter ausgeführten schriftlichen Berichten bildeten die hingeworfnen Sätze und wörtlichen Aufzeichnungen mancher Gespräche, welche das Taschenbuch enthielt, nur eine Art von Beywagen für Gegenstände von nicht streng wissenschaftlicher, wohl aber unterhaltender Art; sie gaben dem Verfasser einen Stoff zu jenen lebendigen Schilderungen der Völker und Landessitten, die er beobachtete und für dessen Bearbeitung ihm zum Vortheil der größeren Zahl seiner Leser, nach Verlust der Notizenbücher, desto mehr Muße und Neigung blieb.

So eben wurde in jeder Stunde der damalige Gewalthaber oder wie das in Furcht gejagte Volk schmeichelnd ihn nannte, der „unsterbliche Retter“ des Landes: Santa Anna in Veracruz erwartet, als unser Reisender am 11. Aug. 1846 dort vor Anker gieng. Die bleichen Gesichter, die verkümmerten Gestalten, das elende Militär, das häufig an seinen Flinten kein Schloß hat, sondern zum Losbrennen derselben statt der Lunte seiner immer glimmenden Cigarren sich bedient, machen auf den Fremden einen Eindruck, der, wenn keine andren Gründe ihn zum Verweilen nöthigten, alsbald ihn hinwegtreiben würde aus dieser „Stadt des Todes,“ wie die Eingebornen selber sie nennen. Alle größeren Gebäude tragen noch die Spuren der Beschießung während der letzten Kriege an sich, die kleineren, schwächern Gebäude liegen zum großen Theil in Trümmern da. Eine lebhafte Einbildungskraft fügt zu dem Eckel, welchen der Anblick der elenden Stadt und ihrer Bewohner erregt, noch einen andren hinzu, der dem Fremden während der Sommermonate fast das Athmen verleiden möchte; die Luft ist dann wie durch einen Aushauch der Gräber verpestet und in der That hier ist eine große Grabstätte, namentlich der Europäer, welche, wenn sie in der Zeit der Sumpffieber hierher kommen, in ganzen Schaaren der Seuche erliegen. Man findet es an solchem Orte begreiflich, daß der Soldat, dessen Loos ein höchst armseliges und bedauernswürdiges ist, zwar keinen eigentlichen, tapfern Muth, wohl aber in vorkommenden Fällen eine Geringschätzung des Lebens bezeugt, die ihn gegen die Gefahren des Todes gleichgültig macht. An Subordination und militärische Zucht ist selbst bey der Besatzung des durch seine Lage wichtigen Castells, (San Juan de Ulloa) gar nicht zu denken. Und doch waren eben in jener Zeit amerikanische Kriegsschiffe in der Nähe, von denen jeden Tag ein Angriff auf das Fort und die Stadt erwartet werden konnte. Das Naheseyn dieser respectgebietenden fremden Macht war es wohl auch, was dem Zinngießer Souza, einem Bürger von Veracruz, die Keckheit gab, dem Präsidenten Santa Anna in seinem eignen Palast und in der Mitte seines Generalstabes Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, die den ohnmächtigen Grimm des Gewalthabers aufs Heftigste reizten. Unser Reisender kam zu dem Auflauf des wild durch einander schreienden Volkes; auf seine Frage, was es da gebe? antwortete man ihm: „o es ist nichts, es ist nur eine Revolution.“

Ungleich mehr als der Lärmen dieser unblutigen Revolution trieb den Herrn Ruxton das Gerücht, daß die Cholera in der „Stadt des Todes“ sey, aus ihr hinweg; er trat nach wenig Tagen seine Weiterreise nach der Hauptstadt an, welche er übrigens nicht, wie es die Landessitte ist, in einer von 2 Maulthieren getragnen Sänfte machte, die so eingerichtet ist, daß man auf ihrem gepolsterten Boden gerade ausgestreckt liegen kann, und durch ihr Dach ziemlich hinreichend vor den Strahlen der Sonne und dem Eindringen des Regens geschützt wird, sondern zu Pferde, während er in der Sänfte sein Reisegepäck unterbrachte. Der Regen floß am Nachmittag in Strömen herab, die Viehheerden von Santa Annas Besitzthum, das sich gegen 50 (englische) Meilen weit längs der Straße hier ausdehnt, lagerten bey Anbruch der Nacht so dicht auf dem Wege, daß man die Station, die zum Nachtlager bestimmt war, nicht erreichen konnte, sondern in einer Indianerhütte, unbequem genug, übernachten mußte. Die Beschreibung, welche H. Ruxton von der Weiterreise giebt, kann den Leser nicht zum Besuch des Landes, wenigstens in solcher Jahreszeit einladen; der böse, faulige Geruch, der sich aus dem heißen, nassen Boden erhob, regte eine so melancholische Stimmung an, daß der Reisende selbst in den üppig grünenden Bäumen und Gebüschen, an denen sein Weg ihn vorüber führte, lauter Giftgewächse zu erblicken glaubte.

Allerdings machte sich dazwischen auch die Schönheit und Trefflichkeit dieses Himmelsstriches und seines fruchtbaren Bodens bemerkbar, in jenen Stunden, da der Weg über etwas höher gelegne Gegenden führte und von hellem, wärmenden Sonnenschein bestrahlt war. Dann waren alle Zweige mit den buntfarbigsten Vögeln erfüllt, die Flüsse und Sümpfe von Enten, Kranichen und Reihern bedeckt und die Brust fühlte sich erleichtert. Namentlich war dieses in der Umgegend der wahrhaft schön gelegnen Stadt Jalapa der Fall, deren Bewohner von ächt und alt castilischem Blute so wie selbst die Gebäude von alt

spanischer Architectur sind. So viel auch die Jalapenser auf die Reinheit ihres „blauen“ ächt kastilischen Blutes halten, das sich auch durch die Schönheit der Gesichtsform, namentlich bey den Frauen kund giebt, haben sie dennoch in neuerer Zeit sehr gern den Leuten von nicht so ächt blauem Blute den Zutritt in ihren engeren Kreis gestattet, denn ganz in der Nähe der Stadt finden sich zwey Baumwollen-Fabriken, deren Besitzer und Bearbeiter Engländer und Amerikaner sind, denen ihr Geld eben so viel bürgerliche Beachtung unter den spanischen Nachbarn erwirbt, als diesen selber ihre Abstammung. Uebrigens haben jene Fabrikherren es vortheilhafter befunden junge Indianerinnen und Mestizen zu ihren Geschäften zu verwenden, weil diese ungleich leichter die Aufgabe ihrer Thätigkeit begriffen, dienstfertiger und arbeitsamer, dabey auch genügsamer waren als das Volk von altkastilischem Geschlecht, welches hochmüthig auf die farbigen Arbeiter der Fabriken herabblickt und müßig daher gehend mit hungrigem Magen seine Cigarre raucht, während die Fabrikarbeiter bey ihrem guten Lohne alles in Fülle haben, dessen sie in diesem wohlfeilen Lande bedürfen.

Von Jalapa nach Mexico pflegt man, namentlich in dieser Jahreszeit, nicht anders als in der Diligence zu reisen. Nur wegen der Bequemlichkeit, nicht wegen der Sicherheit, denn wer diese Reise in solcher Art macht, der kann sich mit leichter Mühe einen Nachgeschmack der mittelalterlichen Zustände unsrer vaterländischen Gegenden verschaffen, da noch die Raubritter und Buschklepper die Straßen unsicher machten. Denn allerdings sind hier die Straßen eben so schlecht und der Räuberbanden giebt es eben so viele als bey uns in jener älteren Zeit, aber eines fehlt um den Vergleich anpassender zu machen, das ist die muthige Gegenwehr, mit welcher die vormaligen Reisenden bey uns, selbst die Landfuhrleute den Buschkleppern Widerstand leisteten. Denn hier in Mexico geschieht es nicht selten, daß 10 Passagiere in einer Diligence von einem einzigen Ladrone sich ausplündern lassen, während man auf der andern Seite Fälle kennt, daß ein oder zwey entschlossene und bewaffnete Engländer oder „Amerikaner,“ die in der Diligence saßen, einen ganzen Haufen solchen Raubgesindels in die Flucht schlugen. Als unser Reisender mit seiner Doppelflinte, seinem Carabiner mit doppelten Läufen, mit 2 Paar Pistolen und einem Doppelbacken bewaffnet zu den andern, einheimischen Passagieren in den Postwagen stieg, da erbleichten diese vor Schrecken und protestirten gegen jeden Widerstand im Fall eines räuberischen Angriffes, weil dadurch das Leben Aller in Gefahr gesetzt werde. Meine Herren, sagte der Engländer, hier sind Waffen für sie Alle.“ „Bedenken Sie,“ antworteten die Andern, „daß dieses nicht Sitte des Landes ist.“ An mehreren Stellen auf dem Wege nach Puebla sah man zu beyden Seiten der Straße die Kreuze, welche zum großen Theil die Stelle bezeichneten, wo ein Reisender unter den Händen der Raubmörder sein Leben verlor; öfter rief der Conducteur in den Wagen hinein: hier ist eine sehr gefährliche Stelle. Eine Frau aus La Puebla, die unterweges in der Diligence ihren Platz nahm, erzählte, daß sie und ihre Reisegesellschaft erst gestern hier in der Nähe von sehr unverschämtem Gesindel seyen beraubt und mißhandelt worden, dennoch kam die Diligence, darin der Engländer mit seiner auf allen Stationen angestaunten Batterie der Feuergewehre saß, ohne allen Anstoß nach Puebla. In einem Lande, wo das Gesetz nur dem Namen nach, eigentlich aber nur rohe Gewalt der Einzelnen gegen Einzelne oder Viele herrscht, giebt es kein anders Mittel als Furcht und Schrecken, um sich gegen Raub und Mord zu schützen.

Puebla macht bey dem ersten Eintritt auf den Fremden den Eindruck einer sehr ansehnlichen, bedeutenden Stadt, die selbst in Europa durch ihre prächtigen, massiven öffentlichen Gebäude, so wie durch ihre in breiten, regelmäßigen Straßen stehenden Wohnhäuser als eine sehenswerthe gelten würde. Anziehender noch als die Stadt selber ist ihre Umgebung, die von der Natur im höchsten Maaße begabt und an alterthümlichen Erinnerungen reich ist. Denn hier finden sich die Pyramiden von Cholula und jene berühmte uralte Cypresse des letzten eingebornen Herrschers von Mexico (des Atlicho), welche 76 Fuß im Umfange misset. Riesenhaft in ihrer Art, wie diese altberühmte Cypresse, war eine vornehme,

dort eingeborne Dame, in deren Haus Herr Rurton eingeführt wurde. Sie war die längste und wohlgenährteste Figur ihres Geschlechtes, welche der Reisende jemals in seinem Leben gesehen hatte, und dabey dennoch so gut proportionirt, daß sie zum Modell einer schönen Riesinnenstatue hätte dienen können. Sie schien den Blick, damit der Fremde sie betrachtete, wohl zu verstehen. „Können Sie es wohl glauben," sagte sie zu ihm, als er neben ihr beym Souper saß, „daß hier in der Stadt ein Fräulein lebt, das noch von massiverem Körperbau ist als ich bin" — „Gewiß aber dabey nicht so schön, antwortete der galante Tischnachbar" — „Ah, erwiederte die Dame, Sie spotten über mich; ich weiß, daß ich eine Kuh bin, freue mich aber, daß eine andre noch fetter ist als ich."

(Fortsetzung folgt.)

Die Gliederung oder Logik der Geschichte.

(Schluß.)

Wir schließen mit einer Uebersicht über diese Gliederung.

Der erste Zeitraum der Weltgeschichte umfaßt die Zeit von der Schöpfung bis zur Sündfluth (1657 Jahre), der zweyte Zeitraum die Zeit von der Sündfluth bis auf Christus (2343 Jahre), der dritte die Zeit von Christi Geburt bis auf unsere Tage.

Der erste Zeitraum entzieht sich weiterer geschichtlicher Darstellung „aber nicht wegen Mangels geschichtlicher Notizen," sondern weil noch kein Völkerleben sich gebildet hat und dieß den Reichthum der Geschichte constituirt.

In der Völkergeschichte vor Christus unterscheidet der Verf. 1) die Ebräer als das Hauptvolk der Religion, 2) die Griechen als das Hauptvolk der Cultur, 3) die Römer als das Hauptvolk der Macht. Die andern Völker hatten „Nebenrollen:" so waren „bedeutendere Völker der Religion ferner noch die Indier und Zendvölker" u. s. f. Da aber die Entwicklung der vorchristlichen Völker innerhalb ihrer geschichtlichen Bestimmung „eine bedeutende Alteration erlitt," wurde das Volk der Religion zu einem Volke religiöser Aeußerlichkeit, das Volk der Cultur zum Volke der Sinnlichkeit, das Volk der Macht zum Volk des Egoismus: daher die Nothwendigkeit eines neuen Lichts- und Lebensprincips. Den Inhalt der vorchristlichen Zeit bilden also die Vorbereitungen auf dieses neue „Princip" und die „Aeußerung reagirender Depravation." — Eine lebendige Völkercharakteristik vermissen wir auch bey dieser Darstellung. Seitdem Herder und Johannes v. Müller mit großer Meisterhaftigkeit die Völker des Alterthums charakterisirt haben, erscheinen die spätern Versuche den Geist der Völker durch allgemeine Kategorien zu bezeichnen, als Wiederholungen des Bekannten, oder als Nachahmungen, welche die Frische und lebendige Wahrheit der Vorbilder nicht erreichen.

Des dritten Zeitraums erste Epoche ist die Epoche der politischen Macht bis 700 vor Christus; der Character der zweyten Epoche von 700 bis zur Reformation ist die Präpotenz der Religion; das Wesen der dritten Epoche beruht auf der Präpotenz der Wissenschaft und der Kunst. Diesen letzten Abschnitt beginnt der Verf. mit dem wahren Worte, daß die Menschheit durch Wissenschaft und Kunst ihrem Ziele auch in religiöser und politischer Beziehung zugeführt werde, indem Wissenschaft und Kunst alle Verhältnisse mit einem neuen Lichte beleuchten, und eben die Oberherrschaft über alle andern Mächte führen, wie einst die politische Macht und die Religion gethan. Auch am Schluße drückt er die zuversichtliche Hoffnung aus, daß Wissenschaft und Kunst die Bestimmung haben, den Bau des Reiches Gottes fortzusetzen und zu vollenden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juni.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Adventures in Mexico and the rocky mountains.

(Fortsetzung.)

„Siehe da Mexico," riefen mit ähnlichem Entzücken die eingebornen Passagiere in der Postkutsche, als die italienischen Reisenden in einer Vettura, wenn sich die Stadt Rom den Blicken zeigt, da man von den Höhen jenseits Puebla hinab die große Hauptstadt des Landes von der untergehenden Sonne beleuchtet vor Augen liegen sahe. Schön und vielversprechend war die Ansicht von ferne, schon der Eintritt in ihre Gassen stimmte jedoch die Erwartung sehr herab, denn es erwies sich da in der Wahrheit, das was man von Mexico sagt: „die Straßen sind kothig, die Häuser schmutzig, unreinlich sind die Männer und noch mehr die Frauen, unsauber die Gerichte die auf den Tisch kommen, verunreinigt in mancherley Art selbst die Getränke." Aber dieser böse, zum Sprüchwort erhobene Vorwurf gilt nur den hier eingebürgerten und versessenen Mexicanern, nicht den Spaniern, welche während des sogenannten Befreyungskrieges hieher gezogen sind und auch nicht jenen Einwohnern, die sich durch einen etwas längeren Aufenthalt in der Fremde von der früheren Angewöhnung an den Schmutz losgemacht haben, denn diese machen von der widerwärtigen Regel eine rühmliche, obwohl seltne Ausnahme. Das aber, was dem Fremden in dieser schuldbelasteten, grundverdorbenen Stadt zunächst und am meisten in die Augen fällt, das sind nicht jene wenigen Ausnahmen, sondern das, was der größeren Masse gilt. Aussätzige in jeder Straße, auf jedem öffentlichen Platze; die Kaufmannsläden rußig und armselig mit Waaren versehen; die Märkte ein wüstes Durcheinander der verkäuflichen Gegenstände. In das Innre der Küchenbäckereyen und Osterien darf Keiner blicken, der sich nicht auf lange Zeit den Appetit zum Essen verderben will. Und der größere Theil der Menschen, die man da sieht, trägt schon in seinen Mienen das Gepräge des Lasters und der tiefen, geistigen wie leiblichen Verworfenheit; als hätten sie ein böses Gewissen, wagt keiner den Fremden gerade anzublicken; selbst die militärische Uniform kann dieses innre Gebrechen nicht verdecken, der Degen an der Seite nicht jenen freudigen Muth geben, den ein Mensch von gutem Gewissen besitzt, auch die künstlichste Schminke kann dem welken Angesicht keine Frische verleihen.

Von der Betrachtung des neueren Mexico's und seiner Bewohner wendete sich Hr. Ruxton zu der der alten, ursprünglichen Einwohner, so weit wir dieselben aus den Denkmalen und Werken ihrer Zeit zu beurtheilen vermögen. Hierzu bietet das National-Museum der Stadt eine günstige Gelegenheit dar. Dasselbe enthält eine Menge von mexicanischen Antiquitäten, deren Auswahl und Zusammenstellung zwar den frivolen und trivialen Sinn der Sammler und Anordner überall durchblicken läßt, die aber dennoch vollkommen ausreichend sind, um ein sicheres Urtheil über die Stufe der geistigen Bildung zu begründen, auf welcher die alten Mexicaner in der Blüthezeit ihrer äußeren Macht und inneren Entwicklung sich befanden. Unser Reisender spricht es ohne Bedenken aus, daß er in all den aztekischen Kunstwerken und Ueberresten auch nicht eine Spur gefunden habe, die auf eine höhere Stufe

der Bildung und der Vervollkommnung in den Künsten des geselligen Zusammenwirkens hindeutete, als die ist, auf welcher so manche wilde Völker unserer jetzigen Tage stehen, die sich zur Uebung der natürlichen Handgeschicklichkeit an Werken von Stein oder Holz die nöthige Zeit lassen. Allerdings sind manche Masken aus Obsidian, die ein menschliches Angesicht darstellen, manche Figuren von Säugethieren, Reptilien und Insekten aus Amethyst, Achat, Porphyr oder Serpentin gearbeitet, ziemlich treu und hübsch genug; von einem höheren Gedanken der Kunst, von einer Ahnung des Schönen und geistig Erhabenen kann aber auch im Entferntesten nicht die Rede seyn. Namentlich ist das Erhabene zu einem schreckhaft Gräßlichen entstellt, der Adel und höhere Liebreiz des Schönen in einem fleischlich Massenhaften untergegangen. Auch jene Sammlungen von neueren Kunstwerken spanischer und anderer europäischer Meister, deren einige von reich begüterten Herren in Mexico angelegt worden sind, erregen die Vermuthung, daß in dem Kunstgeschmack der alten Azteken etwas Ansteckendes gelegen sey, das auf den Geist der späteren Einwanderer und Besitzer des Landes übergieng; die Aufseher der Sammlungen nennen Namen von Meistern, ihre Werke aber vermögen sie nicht zu zeigen. Uebrigens lernte Hr. Ruxton in der Madame Calderon de la Barca eine geschickte Porträtmalerin kennen, die namentlich im Treffen männlicher Gesichter sehr glücklich war.

Der Reiz der Neuheit hatte für unsern edlen Engländer hier in dieser Stadt und in solcher Jahreszeit nicht viel Verführerisches. Er hatte die Vormittage unter den Sehenswürdigkeiten des alten wie neuen Mexico's zugebracht, am Nachmittag um vier Uhr in dem besuchtesten Belustigungsort der vornehmen und gebildeten Welt der Stadt: im Paseo-Park die altväterischen Equipagen, gefüllt mit Herren und Damen, so wie die Reiter, welche dort ihre Uniform zur Schau trugen, an sich vorüberpassieren sehen, hatte an der Wirthstafel des Hotels von La Gran Socindad, das mit dem Nationaltheater unter einem Dache ist, in Gesellschaft von Schauspielern und ihres Gleichen sich gelangweilt und an den erkauften öffentlichen Ehrenbezeugungen für Santa Anna, „den Helden des Vaterlandes“ sich geärgert. Dieß alles war ihm nur curios, nicht aber interessant vorgekommen; da er aber einmal in Mexico war, wollte er den Becher der Bekanntschaft mit dieser Stadt bis zu seinen Hefen austrinken; er wollte es nicht nur von seiner Tagseite, auch von seiner Nachtseite kennen lernen.

Wenn man das Volksleben in den größeren Städten aller wärmeren und heißeren Länder in seiner höchsten Regsamkeit sehen will, muß man bey Nacht, wenn die Trinkstuben, die Kaffehäuser, die Osterien beleuchtet sind, wenn aus allen Winkeln die Guitarre oder Zither begleitet von Gesängen tönt, die Gassen und Plätze besuchen. Es stehen da in Mexico überall an der Seite der Gassen die Cargadores bereit, den nächtlichen Wanderer auf ihren Schultern durch die Pfützen und über den Koth hinüber zu tragen, damit er sein leichtes Schuhwerk nicht durchnäßt, die Kleider nicht über Gebühr besudelt. Unserm Reisenden lag es daran, heute einmal von den tiefesten Noten der mexicanischen Volksthümlichkeit Schritt vor Schritt zu den höheren aufzusteigen; er ließ sich durch einen Führer, der ihm die Stelle eines Lohnbedienten vertrat, zuerst hinbringen zu den Belustigungsplätzen der niedersten Volksklasse. Seltsamer Weise finden sich diese in der unmittelbarsten Nachbarschaft des Acordada, eines Gefängnisses, darin sich eine Sammlung von groben Verbrechern und Lumpen findet, die an Zahl und Mannigfaltigkeit der schlechten Subjecte jede Sammlung der gleichen Art in den größesten Städten von Europa übertrifft. Statt des Bieres oder Branntweins oder Weines gibt es da Poulque, jenes Getränk aus dem Saft des Blüthenschaftes der amerikanischen (Agave) Aloe, gegen welches unser europäisches Naturgefühl anfangs so vieles einzuwenden hat. Es ertönt da in Begleitung der Guitarre das Nationalliedchen: „Pulque, o Pulque, du göttlicher Trank, Engel im Himmel trinken dich gern, so wie auf Erden die Damen und Herrn.“

Es war eine noble Gesellschaft des Gesindels, in welche unser Reisender an der Seite seines Führers in eine der Pulquewirthschaften vor den Hallen der Acordada eintrat. Erst schrieen alle auf gegen den Yanker oder den Texaner, gegen den National-

feind, den amerikanischen Freystaatler (denn dafür hielten sie den Engländer). Als sich jedoch Herr Ruxton nicht nur durch Nennung seines gegen Mexico friedlichen Vaterlandes, sondern auch durch eine That der englischen Großmuth, indem er jedem der Anwesenden ein halbes Maß Pulque auf seine Kosten einschenken ließ, als „Freund ihrer Nation“ erwiesen, ließen sie den Inglee hoch leben und ungestört unter ihnen seine Beobachtungen machen. England hat unter seinen tiefesten Senkgruben der Unsittlichkeit keine aufzuweisen, welche den Mördergruben zu vergleichen wäre, in denen sich Ruxton hier befand. Dort ist noch immer Furcht vor dem Gesetz, denn dieses stehet fest auf seinem alten, ewigen Grunde, hier in der Republik Mexico giebt es kein Gesetz, sondern man weiß nur von Gewaltthätigkeit, und als eine solche betrachtet man es, selbst wenn irgendwo oder wie von dem noch bestehenden Schatten einer Polizey den wildesten Ausbrüchen der Mordlust oder andern Sündengräuel Einhalt gethan wird, oder wenn neben den Opfern einer bloß politischen Parteysucht auch ein todeswürdiger Verbrecher mit dem Leben büßt. Jeder trägt das scharfe Dolchmesser bey sich, mit welchem er, wenn es seyn kann, heimlich, sonst aber auch ungescheut vor Anderer Augen die empfangene Beleidigung blutig rächt. Der Aussätzige, der in einer der kellerartigen Spelunken einen Mann, welcher mit ihm Karten gespielt hatte und in Zank mit ihm gerathen war, das Messer in die Brust gestossen hatte, setzte unbekümmert sein Spiel mit einem Andern fort, während das blutige Messer vor ihm auf dem Tische lag und ganz nahe bey ihm in einem dunklen Winkel der Verwundete auf einer Streu liegend mit dem Tode rang, dessen Niemand sich annahm, als ein nacktes Weib, welches, freilich vergebens, bemüht war, dem Blutstrome der Todeswunde Einhalt zu thun. Mit Schauder wandte der Fremde sich hinweg. Sein Führer brachte ihn in der Vorstadt Barrio de Santa Anna zu einem nächtlichen Tanzgelage von honetteren Leuten. Ihrer Kleidung nach schienen sie dieses allerdings zu seyn, denn die Frauen, zum Theil in reicher mexicanischer Tracht, strotzend von Silber und Gold, die Männer in zierlichen Kleidern, deren Zuschnitt und Ausschmückung die Provinz verrieth, aus der sie gebürtig waren, präsentirten sich in ihrer Weise als Leute von Stand und als Cavaliere und Cavalierdamen. Eine anderes Bewandtniß als mit dem scheinbaren hatte es jedoch mit dem wirklichen Stande der meisten Theilnehmer an diesem Tanzgelage, das so reich besucht war, daß kein Saal und kein Zimmer des Hauses die Menge faßte, so daß die Musikanten und Tänzer ihre Lustbarkeit im Hofe so wie im Vorplatz des Hauses hielten. Denn diese Caballeros waren zwar keine solchen Leute, die sich, wie die in den Pulquerien und Spelunken von Acordada ihr Geld zum Vertrinken und Verspielen mit Betteln verdienten, wohl aber durch großartigere, einträgliche Schurkereyen. Es waren solche, die sich mit dem Stehlen von Pferden und Maulthieren und mit dem Verkauf derselben beschäftigen, die auf den Straßen die Passagiere der Postkutschen in Contribution setzen oder auch bey Gelegenheit durch Vermiethen ihrer Maulthiere und Pferde und als Begleiter so wie „Schützer“ der Reisenden sich Geld verdienen, und dann meist als muntere, dienstfertige Gesellschafter sich erweisen, die bey allen Landwirthen wohl bekannt und von ihren Kameraden, den andern Buschkleppern respektirt sind. Zu diesen Caballeros hatten sich andere gesellt, die sich in verschiedener Weise als Mäkler so wie Unterhändler Geld zu verschaffen wissen, ohne daß der Verdienst ihnen Arbeit und Schweiß kostet, oder auch junge Männer aus „gutem Hause,“ die dort ihren Lüsten nachgiengen. Man konnte da außer dem Fandango und arabischen Tanz allerhand mimische Darstellungen sehen, die mit äußerem Anstand und Zierlichkeit aufgeführt wurden, bis auf einmal wildes Geschrey und das Klirren der Messer die Ruhe unterbrach, und selbst Frauen, die den mörderischen Kampf verhindern wollten, Wunden davontrugen. Dem einen der Messerhelden waren von seinem Gegner die Sennen des rechten Armes durchschnitten worden; einige starke Männer hielten den Sieger, als er seinen wehrlosen Feind niederstossen wollte; da trat eine Patrouille mit gefälltem Bajonet herein und die lustige Gesellschaft stob auseinander. Unser Engländer entging mit Mühe dem Loos, das ihn als Fremden würde getroffen haben, eingeführt zu werden in das Innere

des Accordada-Gefängnisses, dessen Vorhallen er kurz vorher besucht hatte; auf ihre Landsleute, die „Caballeros," schienen die Soldaten keine ernstliche Jagd zu machen.

Herr Ruxton war jetzt vollkommen gesättigt von Mexico's täglichen und nächtlichen Unterhaltungen, er trat nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt seine Weiterreise in das Hochland an, dessen erhabene Berggipfel in unwandelbarer Majestät auf den Schauplatz des sittlichen Elendes herabblicken. Es war keine unbedeutende Begünstigung für das Vorhaben unsres Reisenden, daß er hier in Mexico einen Landsmann fand, der das Geschäft eines Pferdverleihers ganz im Großen betrieb. In dem reichgefüllten Stalle dieses Herrn Smith fand Ruxton sogar Rosse von guter englischer Zucht, welche die Mexicaner einem Detachement von Dragonern aus General Taylor's Armeecorps abgenommen hatten, das am Rio Grande in ihre Gefangenschaft gerieth. Auf dem einen dieser Thiere legte unser Engländer den Weg von 3000 englischen Meilen zurück, ohne daß an demselben eine Abnahme der Munterkeit und der Kräfte bemerklich war. Die Maulthiere für das Gepäck nahm er in der vorhin beschriebenen Vorstadt von St. Anna zur Miethe. Auch ein mexicanischer Knecht fand sich endlich zum Mitgehen bereitwillig, in eine Gegend, von deren Gefahren das hiesige Volk die mährchenhaft übertriebensten Vorstellungen hat, und was noch vortheilhafter war, ein junger Spanier, der nach den Minen von Guadeloupe und Calvo die Reise machte, schloß sich dem Fremden als Begleiter bis nach Durango an.

Eine Artilleriesalve kündigte so eben die Ankunft und den feyerlichen Einzug des Generals Santa Anna an, als die Reisegesellschaft mit ihren zwanzig Pferden und Maulthieren, begleitet von dem zugehörigen Trosse der Packknechte und Diener, am 14. September zum Thor hinaus zog. Die Insubordination, daran das Volk der Stadt leidet, scheint selbst auf ihre Thiere übergegangen zu seyn, denn kaum sahen die Maulthiere sich im Freyen, als sie, das eine da-, das andere dorthin, davonliefen, ihre schlecht befestigten Packsättel sammt dem Gepäck von sich warfen und im Grase auf die Weide giengen. Es kostete Mühe, die wild mit ihren Hinterfüßen ausschlagenden Bestien wieder einzufangen und zu bepacken; selbst ein Theil der Pferde war von dem Freyheitsschwindel ergriffen worden. Der Mexicaner kennt seine Thiere und die Wirkung seiner im gehörigen Maaße und nach kurzen Pausen sich immer wiederholenden Schläge, nach wenig Tagen legt sich der thierische Tollrausch, die Maulthiere fügen sich der Zucht und werden, wie unser Reisender sagt, so zahm und nachgiebig, wie Hunde. Dabey legen sie selbst in solcher Jahreszeit, darin die elenden, schlechten Landstraßen von der Fluth der Regengüsse überschwemmt sind, ohne Anstand einen Tagmarsch von 15 bis 16 Stunden zurück.

Auf große Bequemlichkeiten im Nachtlager, auch an den besuchtesten Straßen darf man sich bey einer Reise durch diesen Landstrich nicht gefaßt machen. Ein großer Thorweg führt zu einem Hofraum, an dessen Seiten etwa 6 sogenannte Zimmer ohne Fenster und Meublen zur Aufnahme der Gäste bestimmt sind. Eine drey Fuß über dem schmutzigen, ungedielten und ungepflasterten Boden erhöhte Steinplatte dient statt der Bettstelle. In einem Nebenhof, in dessen Mitte ein Brunnen ist, befinden sich die Stallungen. Der Wirth erscheint, Freund, so fragt ihn der Knecht, was giebt es hier zu essen? — Ach Herr, antwortete jener, hier ist gar nichts zu haben. — Hilf Himmel, schreit der Knecht, was ist das für ein Land. — Ja Herr, es ist ein sehr miserables. — Aber was ist da zu thun, meine Herren sterben vor Hunger. — Wenn die Herrschaften zufrieden sind, kann man mit einem Huhn, einem Gericht von Bohnen (Fiesolen), rothen Pfeffer und mit Maniockücheln (Tortillas) aufwarten. Gut mein Freund, seht nur zu, daß auch für uns Andere genug da ist — — (mit den Augen winkend) wer weiß es, wie viel Korn die Pferde fressen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juni.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Adventures in Mexico and the rocky mountains.

(Fortsetzung.)

Die Töpfe oder Tiegel kommen, darin das Huhn, das Bohnengericht, die Tunke von spanischem Pfeffer und ein ganzer Haufen von Küchelchen, aufgetragen werden; Messer, Gabeln, Löffel giebt es aber da nicht. Am andern Morgen bringt der Wirth noch vor Tagesanbruch einige Tassen Kaffee, ein süßes Gebäck und zugleich die Rechnung.

Wie reich ist der herrliche Landstrich am Rio Lerma, wie lädt er durch sein Aussehen zum Anbau und zur Begründung von Niederlassungen ein, und wie spärlich ist er benutzt und bewohnt! Freylich darf man darüber die Eingebornen nicht fragen, denn diesen kommt es bey der Angabe der Bewohnerzahl auf eine oder etliche Nullen mehr oder weniger nicht an. So antwortete ein reicher Kaufmann in San Juan del Rio, einer Stadt von höchstens 8 — 10,000 Einwohnern, unserm Reisenden auf die Frage: wie viel Bewohner zählt die Stadt; ohne sich einen Augenblick zu besinnen: 80,000; auf die Frage, wie groß die Bevölkerung vom Thale Taos sey, erhielt er bey einer späteren Gelegenheit zur Antwort: 2 Millionen, da sie doch in Wahrheit nur gegen 12,000 beträgt.

Queretaro, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, zeichnet sich vor den meisten andern Städten des Landes in vortheilhafter Weise aus. Es ist von prächtigen Gärten und Plantagen umgeben, enthält einige hübsche Kirchen und andere Gebäude, die Straßen sind breit und reinlich, ein gemauerter Kanal voll frischen Wassers läuft durch die Stadt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 40,000, darunter sind 12,000 Indianer. Einige Tuchfabriken, so wie der Verkauf der Erzeugnisse der Gärten und des Tabakes sind für die Bewohner die Quellen eines gewissen Wohlstandes. Berühmt sind die Cigarren von Queretaro, an deren anfänglich etwas scharf erscheinendem Geschmack die Raucher bald ein solches Belieben finden, daß gar kein anderer Tabak ihnen mehr schmecken will. Auch die Pulque, die man hier bereitet, ist von vorzüglicher Güte, und außer ihr findet man dort noch ein anderes, aus dem Safte der Opuntienfeigen bereitetes, vortreffliches Getränk.

Der bisherige Weg von der Küste aus bis hieher hatte vorherrschend über Urgebirge und vulkanische Gebirgsarten geführt, zwischen Queretaro und Celaya tritt das Kalkgebirge ein. Man ist hier schon von dem höheren Gebirgsrücken in eine etwas tiefere Region herabgekommen, das Klima ist heißer geworden, hat mehr den Charakter eines tropischen angenommen. Die Ebenen sind von überaus fruchtbarem Aussehen, die Indianerdörfer, welche häufig darin zerstreut liegen, sind von sorgfältiger angebauten Feldern und Gärten umgeben, und statt der Mauern durch Hecken geschützt, welche von einer viereckigen Cactusart, dem dort sogenannten Orgelpfeifen-Cactus gebildet werden, der eine Höhe von 40 Fuß erreicht. Celaya ist eine Mittelstadt von 7000 Einwohnern, die sich großentheils mit Lederhandel und Lederarbeit, namentlich mit Fertigen von Sätteln, Zäumen u. s. beschäftigen. Uebrigens würde die fruchtbare Umgegend auch schon durch den rei-

chen Ertrag des Ackerbaues ihre Einwohner ernähren können, denn sie ist eine Kornkammer des Landes und ein Centralpunkt des Getreidehandels. Auch die Kirchen, deren die Stadt verhältnißmäßig viele und ansehnliche enthält, so wie die Klöster beziehen ihre Einkünfte in Getreide, das in großen Vorrathshäusern aufgespeichert und nach auswärts verhandelt wird.

Je weiter man in dieser Richtung aus der Nähe der Hauptstadt sich entfernt, desto mehr wird der Fremde ein Gegenstand der Neugier und naiver Verwunderung der Frauen, so wie seine Waffen Gegenstand der Bewunderung der Männer. Jenseits Celaya führt der Weg auf einer Strecke von 12 geographischen Meilen durch eine uninteressante, nur zum Theil angebaute Gegend. Die Nähe von Temascatno, einer sehr vereinzelt liegenden Ortschaft, ist als ein Bergungsplatz und Aufenthaltsort von Räuberbanden berüchtigt. Ein solches Gesindel kam in derselben Nacht, in der die Fremden hier schliefen, in das Wirthshaus, nahm da einen Trunk ein und erkundigte sich genau nach den Fremden und ihrem Gefolge. Wahrscheinlich hatte man ihnen viel von den guten Waffen erzählt, welche die Reisenden bey sich trugen; diese wurden nirgends auf ihrem Weiterwege nach Silao beunruhigt. Silao, eine Grenzstadt zwischen den Provinzen Quanaruato und Jalisco zählt gegen 5000 Einwohner. Es finden sich in der Umgegend alle die köstlichen Früchte des heißeren Amerika's und der Feldbau ist von bedeutendem Ertrag. Herr Ruxton, der hier zugleich mit seinem Reisegefährten einige Maulthiere kaufte, hatte Gelegenheit, den Vorzug zu bemerken, den die vorsichtige Behandlungsweise dieser Thiere nach englischer Sitte vor der spanischen hat. Der Spanier ließ am Abend, sobald die Ruhestätte erreicht war, von dem durchschwitzten Rücken der Thiere das Gepäck herunter nehmen, wobey dann auch ein Theil des Felles mit hinweggerissen wurde; die Thiere wurden sogleich nach ihrer Ankunft zum Brunnen gelassen und durften da nach Belieben sich vollsaufen. Der Engländer dagegen ließ, wenn er zum Ruheort kam, zuerst nur die Riemen locker machen, die Last erst abnehmen, wenn die erhitzten Thiere ein wenig abgekühlt waren, anfangs dieselben nur wenig saufen, während sie im Verlauf des Tagmarsches öfter zu trinken bekamen. Der Spanier verlor schon einen Theil seiner Maulthiere auf dem Wege nach Durango, und seine noch lebenden Lastthiere waren mit wunden Stellen und Beulen bedeckt; der Engländer brachte die seinen in vollkommen gutem Zustande bis nach dem 2000 engl. Meilen weiter entfernten Santa Fe in Neu-Mexico, dahin er 67 Tagreisen zu machen hatte. Die Stadt Lagos war in lebhafter Aufregung, als die Reisenden dort eintrafen, denn es war gerade der Vorabend zu einem großen Volksfeste, das vor allem durch ein Stiergefecht verherrlicht werden sollte. Für unsere Reisenden hatte das Fest keinen so großen Reiz, daß sie in der unbequemen Herberge es hätten abwarten mögen; man befindet in diesem Lande immer sich am wohlesten, wenn man außerhalb der Städte und Herbergen in der freyen, wenn auch heißen Luft ist.

Aguas Calientes ist eine zwar nicht große, dabey aber wohl gebaute Stadt, dagegen gehört Zacatecas, das gegen 40,000 Einwohner zählt, zu den ansehnlichsten Städten des Landes, seiner Bevölkerung nach, zugleich aber auch zu den häßlichsten und für den Fremden unheimlichsten. Die Straßen sind eng und schmutzig, das Volk ist von schlimmem Charakter, die Umgegend ist großentheils eine wilde Felsengegend, dabey aber reich an edlen Metallen. Dieser Gold- und Silbergräbery schreibt unser Reisender die sittliche Verdorbenheit des Volkes zu, die er in allen mexicanischen Bergstätten wieder fand. Während bey uns der Stand und die Beschäftigung der Bergleute öfters einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesinnung und Gesittung des Volkes hat, ist dieß in den südamerikanischen Silber- und Goldbergwerken das Umgekehrte; es steht da der unersättliche Geiz und die Gewinnsucht des einen Theiles der Bewohner mit der bittern Armuth und Noth des andern in einem so grellen Widerspruche, daß die Dürftigkeit zu einer unerträglichen Bürde und zu einem Quell beständiger Erbitterung wird. Gerade um jene Zeit, da unser Reisender in Zacatecas war, kamen täglich Nachrichten von den Verheerungen, welche die Indianer durch ihre kriegerischen Einfälle in der Umgegend von Durango anrichteten. Sie

ermordeten das Landvolk, verwüsteten und verbrannten die Colonien und Landhäuser, und drohten, tiefer in das Innere einzudringen. Ihre Heerhaufen waren kaum 500 Mann stark, und man ließ sie ungehemmt eine Provinz verheeren, die von sogenannt gebildeten Einwohnern reich bevölkert und mit allen Mitteln der europäischen Kriegskunst ausgerüstet war.

Die armselige, schmutzige Bergstadt Fresnillo liegt in der Nähe der reichsten Silbermine, deren Ausbeute von außerordentlichem Betrag ist. Die moralische Versunkenheit der hiesigen Bergleute war unserm Engländer noch auffallender, als sie ihm dieß in Zacatecas gewesen. Selbst die, welche man aus Cornwallis hieher gezogen hatte, machten zwar dadurch von ihren mexicanischen Standesgenossen eine rühmliche Ausnahme, daß sie ungleich tüchtigere, fleißigere, zuverläßigere Arbeiter waren als diese, dabey aber waren sie dem Branntweintrinken ergeben und als arge Raufer bekannt. Uebrigens mochten diese ihrer Zahl nach wenigen unternehmenden Leute bey der Anlage des schönen Gartens, in der Nähe des ansehnlichsten Grubengebäudes vorzugsweise thätig gewesen seyn, denn diese Anlage war erst 2 Jahre alt, obgleich sie schon eine Fülle der köstlichsten Baumfrüchte und Gartengewächse trug. Ein solches wohlgelungenes Werk des Menschenfleißes thut dem Auge doppelt wohl in einer Landschaft, welche auf viele Tagreisen hin durch Faulheit und Nachlässigkeit der Bewohner, durch das unverständige Ausrotten aller Wälder und Gebüsche zu einer kahlen Einöde geworden ist.

Jenseits des wohlbekannten Mal Pais und seines vulkanischen Bodens kam die Reisegesellschaft zu einer Pflanzerwohnung, La Punta genannt, welche ein Jahr vorher durch einen plötzlichen Ueberfall der Indianer sehr gelitten hatte. Die Männer waren nach landesüblicher Sitte entflohen und hatten ihre Frauen und Kinder allen barbarischen Gräueln und Schandthaten der Wilden überlassen. So eben wurde hier, wo im vorigen Jahre eine Stätte des Jammers und der Verwüstung gewesen war, ein Stiergefecht gehalten, und Schaaren von berittenen so wie bewaffneten Theilnehmern waren herbeygekommen. „Sehet, so sprach das Weib des Pflanzers mit großer Heftigkeit, diese 200 Helden da, die so muthig die armen Stiere zu Tode hetzen, wenn sich jetzt nur 20 Indianer sehen ließen, wie bald würden sie sich alle wie die Ratten in die Erdlöcher verkriechen.“

Durango, in einer Höhe von 6845 Fuß über dem Meere (Mexico, an der andern Seite des großen Plateaus liegt 7470 Fuß hoch), die Hauptstadt des nördlichen mexicanischen Gebietes, macht von ferne gesehen, schon durch seine ansehnlichen Kirchen und öffentlichen Gebäude den Eindruck einer prächtigen Stadt, in der Nähe und in seinem Innern erscheint es jedoch wie eine faule Frucht mit bunter Außenschale. Unter seinen 18,000 Bewohnern, so urtheilt unser Engländer, giebt es 17,000 Schufte und Schurken, die Gassen sind voller Unsauberkeit und Schmutz, das Innere der Häuser, mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude, ist dagegen reinlich und sauber, wie man dieß im Ganzen von vielen ansehnlicheren mexicanischen Städten aussagen kann. Mit Recht heißt Durango die Stadt der Scorpionen, denn dieses schädliche Ungeziefer wohnt in allen Gemäuern. Zu seiner großen Freude fand Hr. Ruxton hier einen englischen Kaufmann so wie einige Deutsche und Amerikaner. Namentlich ist der Vorstand der Münze ein Deutscher, der sich durch die Anlage einer Kattunfabrik in der Nähe der Stadt um diese verdient gemacht hat. Von diesen wackren Fremdlingen in Durango genoß der Reisende viele Beweise von Gastfreundlichkeit und Dienstfertigkeit; auch hatte er alle Ursache mit seiner Privatwohnung bey der Wittwe eines Capuchins, so wie mit der Kost und Pflege in derselben zufrieden zu seyn.

Es mag schwerlich ein Land der Erde geben, in welchem die hochgepriesene Macht der europäischen Bildung und Waffenkunst so zum Gespötte wird, als dieß in Mexico der Fall ist. Man weiß es ganz genau und fast auf den Tag, wenn im September eine Schaar von etlichen hundert Kriegern vom Stamm der Comanches-Indianer, der in ziemlicher Entfernung von Durango wohnt, seine raubmörderischen Einfälle in das Land machen wird, ja man kennt sogar die Punkte, an denen die Feinde regelmäßig über den Rio Grande oder über die Ge-

birgspäſſe hereinbrechen, und dennoch läßt man das arme Landvolk, dem eine polizeyliche Maaßregel das Waffen tragen und beſitzen verboten hat, und welches deßhalb dieſe, wenn man ſie ihm zu ſeiner Selbſtvertheidigung übergiebt, nicht zu handhaben weiß, ungehindert abſchlachten, ihre Häuſer plündern und berauben, ihre Kinder — Mädchen wie Knaben — in die Sklaverey fortſchleppen. Man hört in Durango und im ganzen Lande mit Schauder von den ausgeſuchteſten Martern und Grauſamkeiten erzählen, unter denen eine Schaar von ſchlecht bewaffneten Wilden, die vielleicht vor einer einzigen Compagnie Koſaken die Flucht ergreifen würde, Tauſende der Erwachsnen hinmordet, aber man wagt und verſucht gegen ſolches Unglück eben ſo wenig eine Abwehr als gegen einen Sturmwind, der vom Gebirge hereinbricht. Dieſer rath- und thatloſe, dieſer über alle Maaßen elende Zuſtand iſt zunächſt eine Frucht der republikaniſchen (anarchiſchen) Verfaſſung des Landes, deſſen Ruhe ſeit dem Beginn der ſogenannten Unabhängigkeitskriege bis zum Jahre 1846 durch 237 Revolutionen zerrüttet worden iſt und das wie ein Kranker unter beſtändig ſich wiederholenden Fieberanfällen ohne alle innere wie äußere Kraft darnieder liegt.

Dem Volk in Durango konnte man es, abgeſehen von ſeiner natürlichen Feigheit, nicht verdenken, daß keiner aus ſeiner Mitte ſich entſchließen wollte, unſern Reiſenden als Diener mitten durch das Land der Wilden zu begleiten. Schon war der muthige Engländer bereit, wenn kein Begleiter ſich fände, die Reiſe nach Chihuahua und Neu-Mexico allein anzutreten, da bot ſich ihm ein Kerl zu ſeinen Dienſten an, dem man in jedem Geſichtszug die Ruchloſigkeit, Tücke und Bosheit eines ausgelernten Schurken anſah. Noch am Abend vor der Abreiſe aus Durango hatte dieſer Schuft in einer Pulque-Trinkſtube es offen ausgeſprochen, daß er, weil der Fremde die Gewohnheit habe, ſeine Diener mit geladenen Piſtolen zu verſehen, geſonnen ſey, denſelben ſobald als möglich von hinten her niederzuſchießen und mit ſeinen Thieren und dem ganzen Gepäck ſich davon zu machen. Hr. Rurton erfuhr dieß, legte jedoch als auf die Worte eines Betrunkenen kein beſonderes Gewicht darauf und auch einige Tage nachher, als der Schurke wirklich in einer einſamen Gegend auf ſeinen Herrn ſchoß, dieſen jedoch aus Ungeſchicklichkeit weit verfehlte, begnügte er ſich damit dem zitternden, heimtückiſchen Feigling, ſtatt ihn niederzuſchießen, alle Waffen, ſelbſt ſein Meſſer abzunehmen und ihm einige Dutzend Hiebe mit dem Schnallenende ſeines Ledergürtels aufzuzählen.

Der ſchurkiſche Knecht war von jetzt an ſo gezähmt oder vielmehr in Furcht gehalten, wie dieß ja ſelbſt der Hyäne geſchieht, wenn ſie einem Menageriebeſitzer angehört, der ſich auf die rüſtige Aufrechterhaltung des „Lynch-Geſetzes“ (durch Schläge) verſteht. Wenn auch von dieſer Seite her in Frieden, hatte der Reiſende dennoch nach einer andern Seite hin ohne Aufhören Gelegenheit, den Unfrieden der neuen mexikaniſchen Republik in allen ſeinen verſchiedenen Formen und Bitterkeiten zu koſten. Das arme, von jedem Schutz, jeder Kraft der Geſetze verlaſſene Volk, durch deſſen Mitte er zog, fühlte ſich auf einige Augenblicke wenigſtens getröſtet und geſtärkt durch den Anblick eines Mannes, der unter dem Schutze eines göttlichen und menſchlichen Geſetzes in einem Vaterlande, das die wahre Freyheit kennt, erwachſen, den Muth hatte, allen Indianer-Schaaren allein die Stirn zu bieten. In La Noria, wo man ſo eben einen Angriff der Indianer erwartete, bat ihn eine Frau dringend, als Gaſt unter ihr Dach einzugehen, und von ihr die Pflege für ſich und den Knecht, ſo wie Futter und Stallung für ſeine Thiere unentgeldlich anzunehmen, damit er ihr, der Wittwe, und ihren vaterloſen Kindern ein Schutz ſey, denn er ſey ein Mann, der nicht nur gute Waffen, ſondern auch die Geſchicklichkeit habe ſich derſelben zu bedienen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9 Juni

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Adventures in Mexico and the rocky mountains.

(Fortsetzung.)

Allerdings hatte er selber, kurz vor seinem Eintritt in den Ort, ein Abentheuer mit einem Trupp der Wilden gehabt, wobey er nur durch einen glücklichen Zufall dem Angriff ihrer Pfeile und Spieße entgangen war; er gieng deßhalb auch zu dem Stadtrichter oder Alkalde, um denselben zur Ergreifung aller Mittel einer ernstlichen Gegenwehr gegen einen vermuthlich bevorstehenden Ueberfall zu ermahnen. „Ach, mein Herr," so erwiederte der Alkalde, „was können wir thun? Wir haben keine Waffen, und besäßen wir auch welche, dann würde dem Volke der Muth fehlen, einen Gebrauch davon zu machen. Aber Gott sey Dank, die Barbaren wissen das nicht und werden schwerlich eine (ummauerte) Stadt anfallen, weil sie hinter jedem Fenster einen Hinterhalt vermuthen."

Bey El Gallo, dahin der Reisende am 16. Oct. kam, hatten die Indianer erst 3 Tage vorher zwey Männer umgebracht, die zu der Carawane eines weit von Norden her kommenden Handelsmannes gehörten. Nahe am Wege lag ein scalpirter Leichnam, von den Geyern schon halb aufgefressen. Einem Pächter, in dessen Hause H. Ruxton zu El Gallo seine Einkehr nahm, waren in den letzten Jahren drey seiner Söhne unter den Mörderhänden der Indianer umgekommen. Das Getreide war in der Umgegend des Ortes reif zur Ernte, die Einwohner wagten sich nicht hinaus, um es zu schneiden, sondern jeden Morgen zogen sie nur in Schaaren zu einem der Felder, um so viel sich zusammen zu raffen, als sie zum Lebensunterhalt für diesen Tag bedurften. Dennoch brachte der muthige Gast auch hier in das Haus, das er auf etliche Tage bewohnte, einen neuen, freudigen Muth; die jüngeren weiblichen Bewohner desselben (namentlich zwey Wittwen der ermordeten Söhne) vergnügten ihn am Abend bey dem Ton der Guitarre durch Aufführung des zierlichen Fandangotanzes und durch ihre Kunst, improvisirte Verse zu den Melodien der Saiten zu singen. Mit Wehmuth sahen sie den lieben Gast, der sie durch seinen Besuch auf etliche Tage der Sorgen vergessen gemacht und das Haus mit Freude erfüllt hatte, wieder scheiden und die alte Großmutter hieng ihm noch als Talismann einen kupfernen Ring um den Hals, dessen Kraft ihn vor den Pfeilen der wilden Comanches schützen sollte.

Ein solcher Talismann hätte ihm allerdings schon am andern Tage nach seiner Abreise von El Gallo noth gethan, als ihm in der Nacht einige Maulthiere, die nach Wasser lechzten, davon sich nirgends eine Spur fand, nach dieser guten Herberge zurückgelaufen waren, und der Knecht, den sein Herr den Thieren nachgesendet hatte, vergeblich auf sich warten ließ. Er traf da mit 11 Wilden, unter denen ein kräftiger Häuptling, so nahe zusammen, daß der Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich gewesen wäre, wenn die Schritte der Feinde nicht in unerwarteter Weise, ehe sie ihn bemerkten, sich nach anderer Richtung gewendet hätten. Eine Klapperschlange am Wege, die der kampflustige Reisende durch einen glücklichen Schuß in ihren Kopf für immer für die friedlichen Wanderer un-

schädlich gemacht hatte, maß in der Länge drey Fuß und hatte die Dicke des Handgelenkes eines männlichen Armes.

In Mapimi, einer Bergstadt mit 2 bis 3000 Einwohnern, verabschiedete H. Ruxton seinen Durangeser Knecht, der zwar den Taufnamen „Engel“ (Angelo) führte, ihm aber keineswegs ein Schutzengel gewesen war, sondern auf dem Wege hieher, außer dem unmittelbaren Anschlag auf sein Leben, ihn mehrere Male durch seine Feigheit und Unfolgsamkeit in Zorn und Verlegenheit gebracht hatte. Es fand sich hier ein andrer Diener in der Person eines kleinen Irländers, der 18 Jahre lang im Lande gelebt und die „mexikanische Republik“ mit Ausnahme von Neu-Mexiko schon nach allen Richtungen durchzogen hatte. Der Zustand der Bewohner von Mapimi, die in beständiger Furcht vor ihren grausamen, wilden Nachbarn des Lebens niemals recht froh werden und niemals den rechten Muth haben, den Bau der reichen Silberminen in der Nähe ihrer Stadt auf kräftige Weise anzugreifen, ist von einer solchen Art, daß er den Reisenden nicht zu einem längeren Verweilen unter ihnen einladen konnte. Noch am Abend vor seiner Abreise versuchte es eine Deputation der Stadtbewohner, an ihrer Spitze der Alcalde, ihn von seinem tollkühnen Entschluß, quer durch Chihuahua zu reisen, abzurathen. Ihr Bemühen war vergeblich. „Welch ein Tollkopf ist dieser Engländer,“ sprachen sie.

In der That es gehörte ein solcher Kopf und ein solches Herz dazu, als der Reisende hatte, um mit ruhiger Entschlossenheit so geraden Weges den Raubmördern entgegen zu gehen. Der von den Sonnenstrahlen durchglühte Landstrich, in welchen er von Mapimi aus eintrat, war derselbe, durch den die Indianer ihren Einbruch in das Land der gehassten Weißen machen, und so eben waren ganze Schaaren auf diesem Zuge begriffen. Nach einem heißen Tagmarsch von 16 Stunden Weges sahen die beyden Wanderer eine Ortschaft vor sich. Dieß war Jarral Grande „gewesen,“ denn jetzt war es nicht mehr ein Wohnort der Menschen, sondern nur noch der Thiere. Ein Wald von Kreuzen außen vor dem gewesenen Dorfe deutete die Stätten an, dahin man, als hier noch Hände zum Begraben sich regten, die entstellten Leichname der von Feindeshand Gemordeten verscharrt, oder wo man diese in ihrem Blute liegend gefunden hatte. Jarral Grande mußte vormals, ehe die „Segnungen der Republik“ das Land beglückten, ein sehr wohnlicher, angenehmer Ort gewesen seyn; die Häuser waren von Gärten umgeben, in denen noch jetzt mannichfache Blumen blühten und die Melonenranken sich weithin verbreiteten. In einem der Häuser, in das der Reisende trat, saß ein alter Hase auf der Thürschwelle, und im Innern desselben trieben sich mehrere junge Häschen herum, in einem andren hauste eine große Katze, überall sah man Eidechsen und kleine Schlangen in und am Gemäuer herumkriechen.

Das ansehnlichste Gebäude des Ortes, wahrscheinlich die gewesene Wohnung des Priesters oder des Ortsvorstandes, mußte erst in der vergangenen Nacht einer Gesellschaft von Indianerkriegern zum Aufenthalt gedient haben. Man sah da die Kohlen und Asche des Feuers, das sie sich auf der Hausflur angezündet hatten; dabey lagen einige Kalabassen-Trinkschalen, ein Bogen und der Scalp (die Kopfhaut) eines von den Barbaren ermordeten Weißen. Die Gesellschaft, die hier übernachtete, mußte entweder schon früh vor Tage aufgebrochen seyn und das Zurückbleiben dieser Gegenstände nicht bemerkt haben, oder sie war gesonnen, in der nächsten Nacht wieder hier einzusprechen. Die letztere Vermuthung erhielt eine größere Wahrscheinlichkeit durch die Menge der frischen Fußspuren der Indianer und ihrer Pferde, die sich im Sande am Ufer des kleinen Flußes zeigten, an welchem die Reisenden ihre Pferde und Maulthiere tränkten. Sie zogen dann ihre Thiere hinein auf den freyen Rasenplatz, der in der Mitte des vormaligen Dorfes lag, während sie selber in dem nahen Gemäuer eines zerstörten Hauses, mit den Gewehren in der Hand, abwechselnd die Wache hielten.

Es war dieß, so reizend auch die Aussicht nach der Kette der Hochgebirge an manchen Punkten sich zeigte, für diesen Augenblick wenigstens keine Landschaft, durch die man gemüthlich und in mäßigen Tagreisen wandern durfte, es konnte jeder Augenblick des längeren Verweilens das Leben selber gelten; noch vor Tagesanbruch saßen die beyden Rei-

senden in ihren Sätteln. Nach einem Ritte von 17½ Wegestunden hatten sie den Arroyo de los Indios (den Indianerfluß) erreicht, über den sie an derselben Furth hinübersetzten, an welcher, wie die frischen Spuren bezeugten, kurz vorher eine Schaar der Feinde ihn passirt hatte. Nur wenige Stunden der Nacht gönnten sie an einer Stelle, die am Flusse aufwärts hinter Gebüschen versteckt lag, mehr ihren Thieren als sich selber einige Ruhe, dann brachen sie noch im Dunkel der Nacht auf, um Jarral Chiquito, eben so wie Jarral Grande, eine vormalige Ortschaft, noch vor Sonnenaufgang zu erreichen. — Denn es war bekannt, daß die Indianer zwischen den Ruinen jenes von ihnen zerstörten Dorfes, wenn sie auf ihren Zügen daher kommen, ihr Nachtlager halten; man wollte noch im Dunklen an dem Lagerplatz der Räuber vorbeyeilen. Für heute indeß zeigte sich diese Sorgfalt unnöthig, die Brandstätten des Dorfes, unter denen nur noch ein Gebäude ohne Dach aufrecht stand, waren von ihren nächtlichen Gästen verlassen, man konnte jedoch an vielen Spuren es erkennen, daß diese vor Kurzem noch hier waren. In dem noch stehenden Gebäude lag das Gerippe eines Hundes, der vielleicht in treuer Vertheidigung seines Herrn (Menschengebeine lagen in der Nähe) und zugleich mit diesem den Tod gefunden hatte. Ein Quell mit ziemlich salzig schmeckendem Wasser in der Nähe der Brandstätten diente zur Erquickung der Menschen und Thiere, doch währte die Ruhe bey denselben nur kurze Zeit, bald nach Mittag eilten die Reisenden weiter und ritten bis gegen Abend durch die weite Ebene. Die Stelle, da sie übernachteten, hatte weder Wasser noch hinreichendes Futter für die Maulthiere und Pferde, und die armen Thiere bedurften beydes, denn sie hatten in 24 Stunden einen Weg von mehr denn 60 englischen Meilen gemacht. In einiger Entfernung von dem Lagerplatz sah man bey Nacht ein Wachtfeuer der Indianer.

Schon mit Tagesanbruch waren die Lastthiere wieder bepackt und der Herr so wie sein kleiner Irländer, der sich auf dem ganzen bisherigen Wege ziemlich wacker und muthig gezeigt hatte, saßen wieder zu Pferde. Nur noch ein saurer Ritt von fast 18 Stunden Weges, und sie sahen zu ihrer großen Freude die kleine Stadt Quajaquilla mit ihren netten, weißen Häusern vor sich liegen. Hier war endlich ein gesicherter Ausruheplatz für die Reiter und ihre Thiere und ein hinlänglicher Vorrath von Lebensmitteln für beyde. Nicht aber nur für sich selber, sondern auch für eine ganze Gesellschaft andrer Nothleidender kam H. Ruxton gerade zur rechten Zeit und Stunde dort an. Es waren 11 Amerikaner aus den vereinigten Staaten, welche als Gewerbsleute an die Carawane sich angeschlossen hatten, die unter der Leitung eines Deutschen, Namens Spier, von Santa Fe nach Durango gezogen war. Seit länger als einem Monat hatten sie von ihrer Reisegesellschaft sich getrennt, um auf dem Wege über Texas nach ihrer Heimath (am Missuri) zurückzukehren. Es waren damals ihrer 21 gewesen, davon 10, wenn sie anders noch lebten, hülflos und hülfsbedürftig in der wasserlosen Einöde schmachteten, denn sie alle hatten sich in diese verirrt, ihren brennenden Durst zuletzt nur durch das Blut ihrer geschlachteten Maulthiere zu stillen gesucht und die 11, die noch zum Gehen fähig gewesen, waren endlich durch mitleidige Hirten in einem Zustand hieher gebracht worden, in welchem sie unser Reisender noch fand — abgezehrt zu Skeleten, ohne Kraft ein lautes Wort zu reden. Dazu wurden sie hier als Gefangene betrachtet. H. Ruxton ließ sogleich eine kräftige Suppe für sie bereiten, wirkte ihnen durch sein Fürwort bey dem Alcalde alle nur mögliche Freyheit innerhalb der Stadtmauern aus und stellte sich selbst an die Spitze einer Anzahl von Einwohnern der Stadt, welche unter seiner Führung muthig am andren Tage zur Nachforschung nach den zehn noch vermißten Unglücklichen ausritten. Sie fanden keine Spur von diesen, sondern nur die Körper einiger an Durst gestorbener Pferde, und als sie nach einem zweytägigen Herumirren in der dürren Einöde wieder zur Stadt zurückkehrten, war das Erste, das unser Engländer vernahm, die Neuigkeit, daß in der Nacht Diebe in seine Wohnung eingebrochen seyen, die alle seine Sachen, namentlich auch den Mantelsack, darin sein Reisegeld, eine Summe von mehr als 3000 Dollars sich befunden, geraubt hatten. Einige Helfershelfer der Diebe hat-

ten den irländischen Knecht an einen Ort verlockt, wo es ein Trink- und Tanzgelage gab, und während sie ihn da auf etliche Stunden in einer der Trinkstuben eingesperrt hielten, hatte das Raubgesindel sein Geschäft beendigt. Der arme Bursch hatte sich auf einen schnellen Tod von der Hand seines Herrn gefaßt gemacht, der durch ihn in solchen Schaden gekommen war; dieser aber hörte die Neuigkeit mit sehr ruhiger Fassung an und mit Hülfe des Alcalden gelang es bald die Diebe, die ja nur in der Stadt, nicht außen in der unsichern Landschaft seyn konnten, aufzufinden. Sie wurden durch die Folter zum Geständniß und zur Angabe der Orte gebracht, an denen sie die gestohlenen Güter versteckt hatten, und diese alle ihrem Besitzer wieder eingehändigt, der überdieß auch noch hierbey Gelegenheit fand, die wahrhaft edle, uneigennützige Theilnahme kennen zu lernen, welche dieser Unfall, der einem Fremden unter ihnen widerfahren war, bey den meisten Bewohnern der Stadt erregt hatte. Ueberhaupt standen hier wie anderwärts die reisenden Engländer in großer Achtung, während man die Amerikaner wegen ihrer Grobheit, da sie nicht einmal die Frauen begrüßten, wenn sie in ein Haus traten, für halbwilde Heiden, ja für Teufelsanbeter hielt.

In Quajaquilla verweilte unser Reisender fast eine Woche lang und genoß in dem Hause der Dame, bey welcher er nach eigener Wahl eingekehrt war, eine Pflege und eine Ruhe, deren er nach langen bereits ausgestandenen Mühseligkeiten seiner Reise und zur Stärkung auf die noch künftigen sehr nothwendig bedurfte. Freylich vermißt man in diesen nördlichsten Gegenden von Mexico auch in dem Hause der reicheren oder vornehmeren Bewohner manche Bequemlichkeit, die sich in Europa in jedem Dorfwirthshaus findet. Es giebt da keine Betten, keine Tische, keine Stühle. Man breitet bey Nacht eine Art von Matratze auf den Boden, darauf streckt man sich, deckt sich mit dem Mantel zu, und dieses Lager dient zugleich, indem man die Matratzen und Decken zusammenrollt und ein buntes Tuch darüber breitet, während des Tages statt eines Sofas oder Sessels. Die Gerichte stellt man vor den Gast auf den Boden hin, statt des Löffels bedient man sich eines dreyeckigen Stückes von einem Maismehlküchelchen (Tortilla). Am Abend raucht man vor der Hausthüre sitzend in Gesellschaft seine treffliche aus dem besten Tabak gefertigte Cigarre.

Der Morgen (am 3. Nov.) war ziemlich kalt, an welchem der freygebige Engländer unter tausend Segenswünschen seiner guten, frommen Wirthin den Ort des Ausruhens verließ. In Santa Rosalia, einem kleinen, schmutzigen Nest, das die Mexikaner vergeblich gegen einen etwa möglichen Einbruch der Amerikaner in Vertheidigungsstand zu setzen suchten, ward er noch bey Nacht als amerikanischer „Spion“ vor den General citirt, von diesem jedoch, nachdem er den Paß und die Sicherheitskarte des vornehmen Reisenden gelesen, mit allen nur erdenklichen Höflichkeitsbezeugungen wieder entlassen. In Las Saucillas, einem Indianerdorfe, dessen Bewohner auf eigene Kosten und Gewinn den Bergbau auf den benachbarten Silberminen betreiben, übernachtete H. Ruxton in dem mächtig großen, dabey aber sehr kunstlos aus Lehmengemäuer aufgeführten Hause eines alten Indianers, welcher der Vornehmste unter den dortigen Gewerken zu seyn schien. In dem hochgewölbten Erdgeschoß, bey dem Feuer des Schmelzofens, an welchem der Alte eifrig beschäftigt war, erzählte derselbe seinem Gaste von dem vormaligen Reichthum der nachbarlichen Erzgänge, von der Verwandlung der Silbermassen eines berühmten Erzganges, die schwarze Ader genannt, in Bley, weil ein Bergmann den Geisterkönig, welcher diesen Gang beherrschte, durch sein verächtliches Urtheil über den Betrag der Ausbeute im höchsten Grad beleidigt hatte. Es herrschen dort unter den Indianern dieselben Sagen von Berggeistern und Kobolden wie bey unsren deutschen und englischen Bergleuten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juni.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Adventures in Mexico and the rocky mountains.

(Schluß.)

In San Pablo wurde unser Reisender, während er mit seinem Pferd auf dem Marktplatz hielt, um auf seinen Knecht zu warten, den er ausgesendet hatte, sehr höflich von einem vornehmen Herrn eingeladen unter sein Dach einzugehen und mit ihm und seinen Freunden zu Mittag zu speisen. Verwundert über diese, in Mexico seltene Höflichkeit trat der Engländer ein; es gab da, dem vornehmen Stande des Hausbesitzers entsprechend, einen wirklichen Tisch, darauf man das Essen stellte, dabey aber weder Messer noch Gabel noch Löffel. Die Gastfreundschaft jenes vornehmen Herrn war übrigens nur eine scheinbare gewesen, denn als am andren Morgen der Engländer dankbar seinen Abschied nehmen wollte, brachte ihm der Knecht eine Rechnung, die ansehnlicher war als sie für Wohnung und Essen in dem größesten vornehmsten Hotel von London oder Paris gewesen seyn würde.

Der Weg von El Pablo nach Chilhuahua, der Hauptstadt der Provinz des gleichen Namens, führt durch einen Engpaß des Gebirges, der wegen der plötzlichen Angriffe, welche dort die Indianer aus ihrem Felsenversteck auf die Reisenden machen, sehr übel berüchtigt ist. Auch die Stadt war damals für viele mexicanische Familien ein Ort der Furcht und Sorgen, weil man täglich einen Angriff der Amerikaner erwartete. Für unsren Reisenden wurde der kurze Aufenthalt dort zu einem sehr vergnüglichen, da er in Chilhuahua eine englische Familie fand, die mit allen Comforts der Heimath versorgt, und welcher es eine große Freude war einen solchen Landsmann bey sich zu beherbergen und zu bewirthen. Der Landsmann, in dessem Hause Herr Rurton jene freundliche Aufnahme fand, war Vorstand der Münze und zugleich einer der bedeutendsten Theilnehmer an dem Gewinn des reichen Bergbaues der Umgegend. Außer dem Ertrage der Bergwerke verdankt die nur von 8 — 10000 Menschen bewohnte Stadt ihren Wohlstand dem lebhaften Handelsverkehr mit den vereinigten Staaten, denn es giebt hier große, reiche Niederlagen von Waaren aller Art, die aus den nördlicheren Ländern des Welttheiles und auch aus Europa kommen. Außer diesem Handel und ihrem Metallreichthum bietet aber die Umgegend der Stadt wenig Hülfsquellen zur Ernährung einer größeren Volksmenge dar. Es gilt von dieser Umgegend, was man von der ganzen gleichnamigen Provinz sagen kann, welche bey einem Flächeninhalt von 107,384 (engl.) Quadratmeilen nur aufs Höchste gerechnet 180,000 Einwohner zählt, so daß nicht einmal 2 derselben auf eine Quadratmeile kommen. Eine Folge, nicht allein der Beschaffenheit des Bodens, sondern auch der Vernachläßigung aller Cultur desselben durch Menschenhände. Die große Mannichfaltigkeit der Thierwelt wenigstens, welche um Chihuahua lebt und deren Schaaren, wie unser Reisender sagt, diesen Landstrich zu einem Paradies für die Jäger und Jagdfreunde machen, läßt nicht auf eine unbezwingbare Sterilität des Bodens schließen. Viererley Arten vom Geschlecht des Hirsches, eine Art von Antilopen, ganze Heerden

ten den irländischen Knecht an einen Ort verlockt, wo es ein Trink- und Tanzgelage gab, und während sie ihn da auf etliche Stunden in einer der Trinkstuben eingesperrt hielten, hatte das Raubgesindel sein Geschäft beendigt. Der arme Bursch hatte sich auf einen schnellen Tod von der Hand seines Herrn gefaßt gemacht, der durch ihn in solchen Schaden gekommen war; dieser aber hörte die Neuigkeit mit sehr ruhiger Fassung an und mit Hülfe des Alcalden gelang es bald die Diebe, die ja nur in der Stadt, nicht außen in der unsichern Landschaft seyn konnten, aufzufinden. Sie wurden durch die Folter zum Geständniß und zur Angabe der Orte gebracht, an denen sie die gestohlenen Güter versteckt hatten, und diese alle ihrem Besitzer wieder eingehändigt, der überdieß auch noch hierbey Gelegenheit fand, die wahrhaft edle, uneigennützige Theilnahme kennen zu lernen, welche dieser Unfall, der einem Fremden unter ihnen widerfahren war, bey den meisten Bewohnern der Stadt erregt hatte. Ueberhaupt standen hier wie anderwärts die reisenden Engländer in großer Achtung, während man die Amerikaner wegen ihrer Grobheit, da sie nicht einmal die Frauen begrüßten, wenn sie in ein Haus traten, für halbwilde Heiden, ja für Teufelsanbeter hielt.

In Quajaquilla verweilte unser Reisender fast eine Woche lang und genoß in dem Hause der Dame, bey welcher er nach eigener Wahl eingekehrt war, eine Pflege und eine Ruhe, deren er nach langen bereits ausgestandenen Mühseligkeiten seiner Reise und zur Stärkung auf die noch künftigen sehr nothwendig bedurfte. Freylich vermißt man in diesen nördlichsten Gegenden von Mexico auch in dem Hause der reicheren oder vornehmeren Bewohner manche Bequemlichkeit, die sich in Europa in jedem Dorfwirthshaus findet. Es giebt da keine Betten, keine Tische, keine Stühle. Man breitet bey Nacht eine Art von Matratze auf den Boden, darauf streckt man sich, deckt sich mit dem Mantel zu, und dieses Lager dient zugleich, indem man die Matratzen und Decken zusammenrollt und ein buntes Tuch darüber breitet, während des Tages statt eines Sofas oder Sessels. Die Gerichte stellt man vor den Gast auf den Boden hin, statt des Löffels bedient

man sich eines dreyeckigen Stückes von einem Maniokmehlküchelchen (Tortilla). Am Abend raucht man vor der Hausthüre sitzend in Gesellschaft seine treffliche aus dem besten Tabak gefertigte Cigarre.

Der Morgen (am 3. Nov.) war ziemlich kalt, an welchem der freygebige Engländer unter tausend Segenswünschen seiner guten, frommen Wirthin den Ort des Ausruhens verließ. In Santa Rosalia, einem kleinen, schmutzigen Nest, das die Mexikaner vergeblich gegen einen etwa möglichen Einbruch der Amerikaner in Vertheidigungsstand zu setzen suchten, ward er noch bey Nacht als amerikanischer „Spion“ vor den General citirt, von diesem jedoch, nachdem er den Paß und die Sicherheitskarte des vornehmen Reisenden gelesen, mit allen nur erdenklichen Höflichkeitsbezeugungen wieder entlassen. In Las Saucillas, einem Indianerdorfe, dessen Bewohner auf eigene Kosten und Gewinn den Bergbau auf den benachbarten Silberminen betreiben, übernachtete H. Ruxton in dem mächtig großen, dabey aber sehr kunstlos aus Lehmengemäuer aufgeführten Hause eines alten Indianers, welcher der Vornehmste unter den dortigen Gewerken zu seyn schien. In dem hochgewölbten Erdgeschoß, bey dem Feuer des Schmelzofens, an welchem der Alte eifrig beschäftigt war, erzählte derselbe seinem Gaste von dem vormaligen Reichthum der nachbarlichen Erzgänge, von der Verwandlung der Silbermassen eines berühmten Erzganges, die schwarze Ader genannt, in Bley, weil ein Bergmann den Geisterkönig, welcher diesen Gang beherrschte, durch sein verächtliches Urtheil über den Betrag der Ausbeute im höchsten Grad beleidigt hatte. Es herrschen dort unter den Indianern dieselben Sagen von Berggeistern und Kobolden wie bey unsren deutschen und englischen Bergleuten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juni.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Adventures in Mexico and the rocky mountains.

(Schluß.)

In San Pablo wurde unser Reisender, während er mit seinem Pferd auf dem Marktplatz hielt, um auf seinen Knecht zu warten, den er ausgesendet hatte, sehr höflich von einem vornehmen Herrn eingeladen unter sein Dach einzugehen und mit ihm und seinen Freunden zu Mittag zu speisen. Verwundert über diese, in Mexico seltene Höflichkeit trat der Engländer ein; es gab da, dem vornehmen Stande des Hausbesitzers entsprechend, einen wirklichen Tisch, darauf man das Essen stellte, dabey aber weder Messer noch Gabel noch Löffel. Die Gastfreundschaft jenes vornehmen Herrn war übrigens nur eine scheinbare gewesen, denn als am andren Morgen der Engländer dankbar seinen Abschied nehmen wollte, brachte ihm der Knecht eine Rechnung, die ansehnlicher war als sie für Wohnung und Essen in dem größesten vornehmsten Hotel von London oder Paris gewesen seyn würde.

Der Weg von El Pablo nach Chihuahua, der Hauptstadt der Provinz des gleichen Namens, führt durch einen Engpaß des Gebirges, der wegen der plötzlichen Angriffe, welche dort die Indianer aus ihrem Felsenversteck auf die Reisenden machen, sehr übel berüchtigt ist. Auch die Stadt war damals für viele mexicanische Familien ein Ort der Furcht und Sorgen, weil man täglich einen Angriff der Amerikaner erwartete. Für unsren Reisenden wurde der kurze Aufenthalt dort zu einem sehr vergnüglichen, da er in Chihuahua eine englische Familie fand, die mit allen Comforts der Heimath versorgt, und welcher es eine große Freude war einen solchen Landsmann bey sich zu beherbergen und zu bewirthen. Der Landsmann, in dessem Hause Herr Rurton jene freundliche Aufnahme fand, war Vorstand der Münze und zugleich einer der bedeutendsten Theilnehmer an dem Gewinn des reichen Bergbaues der Umgegend. Außer dem Ertrage der Bergwerke verdankt die nur von 8 — 10000 Menschen bewohnte Stadt ihren Wohlstand dem lebhaften Handelsverkehr mit den vereinigten Staaten, denn es giebt hier große, reiche Niederlagen von Waaren aller Art, die aus den nördlicheren Ländern des Welttheiles und auch aus Europa kommen. Außer diesem Handel und ihrem Metallreichthum bietet aber die Umgegend der Stadt wenig Hülfsquellen zur Ernährung einer größeren Volksmenge dar. Es gilt von dieser Umgegend, was man von der ganzen gleichnamigen Provinz sagen kann, welche bey einem Flächeninhalt von 107,384 (engl.) Quadratmeilen nur aufs Höchste gerechnet 180,000 Einwohner zählt, so daß nicht einmal 2 derselben auf eine Quadratmeile kommen. Eine Folge, nicht allein der Beschaffenheit des Bodens, sondern auch der Vernachläßigung aller Cultur desselben durch Menschenhände. Die große Mannichfaltigkeit der Thierwelt wenigstens, welche um Chihuahua lebt und deren Schaaren, wie unser Reisender sagt, diesen Landstrich zu einem Paradies für die Jäger und Jagdfreunde machen, läßt nicht auf eine unbezwingbare Sterilität des Bodens schließen. Viererley Arten vom Geschlecht des Hirsches, eine Art von Antilopen, ganze Heerden

des amerikanischen Mouflons oder wilden Schaafes, Pecaris, Hasen, Kaninchen beleben die Berge wie die Ebenen und Thäler: in den Flüssen und Waldbächen wohnt noch in Gesellschaften der Biber; die edelsten Arten der amerikanischen Wildhühner bevölkern die Wälder und Gebüsche, in den Sümpfen zeigt sich eine Menge der Wasser- und Sumpfvögel vom Geschlecht der Enten, Reiher, Schnepfen und Regenpfeifer. Der Jäger wird hier niemals leer nach Hause gehen, obgleich sich dort mit dem Menschen zwey Arten der Wölfe und der silbergraue Bär der Felsengebirge in die Beute theilen, während der gemeine, schwarzbraune amerikanische Bär sich mehr mit Pflanzenkost begnügt. Neben dem Jäger wird auch der Entomolog in jenem Landstrich eine Ausbeute, wie in wenig andern Gegenden der Erde finden. H. Ruxton zählte nur allein aus der Familie der Mantis- und Heuschreckenartigen 75 verschiedene Formen (Species?), darunter solche von außerordentlicher Größe. Ungleich mannichfaltiger sind noch die Arten der Käfer, leider wird aber das Sammlen durch eine große Menge der Klapperschlangen sehr gefährlich.

Man schreibt die Verödung des Landes und seine Entvölkerung durch das Hinwegziehen der vormaligen Bewohner auch den mörderischen Ueberfällen der Apachen-Indianer zu, obwohl dieser Stamm umgekehrt über die Grausamkeit der Weißen sich beklagen könnte, die zuweilen in Zeiten des Friedens ganze Schaaren von Männern, Frauen und Kindern in die Städte lockten, sie mit Branntwein berauschten und dann meuchlings ermordeten. Diese Weißen übten das Scalpiren der Indianer in noch viel ausgedehnterem Maaße als die Eingebornen es an ihren Feinden gethan, die Regierung bezahlte für jeden Indianerscalp, den man einbrachte, etwas Gewisses; das vormalige Volk des Landes wird vielleicht in naher Zeit fast ausgerottet und von der Erde vertilgt seyn.

Von Mexico bis Chihuahua rechnet man 1250 (engl.) Meilen; der nächste Seehafen, Gaymas im Golf von Californien ist 600 Meilen von der letzteren Stadt entfernt und der zwischenliegende Landstrich ist in hohem Grade unwegsam. Unser Engländer erhielt zu seiner Begleitung und Bedeckung eine Escorte von 2 sogenannten Dragonern aus dem Regiment Vera Cruz, das mit seinem General bey der Annäherung der Amerikaner an Santa Fe, ohne einen Schwertstreich zu versuchen, davon gelaufen war. Sie waren statt der Uniform in Lumpen gekleidet, mit Strohhüten und barfuß, dabey eben so abgemergelt als ihre Pferde, so daß vielmehr sie eines Schutzes zu bedürfen schienen, als fähig einem Andern diesen zu gewähren. In solcher Art war das ganze reguläre Militär der Republik in diesem Lande bestellt, daher es nicht verwundern kann, daß wenig Monate nachher ein Corps von 900 Mann freywilliger amerikanischer Soldaten, geführt vom Colonel Doniphan, eine Armee von 3000 Mexicanern, die noch dazu in vortheilhafter Stellung sich verschanzt hatten, schlugen und fast vernichteten, und daß sie die Hauptstadt der Provinz einnahmen, ohne nur einen Mann zu verlieren. Die Söhne der neuen, mexicanischen Republik ließen sich, wo sie nicht ausreissen konnten, abschlachten wie Schafe.

Es war jetzt, im December, eine sehr strenge Kälte eingetreten, dabey gab es in der Einöde, durch welche der Weg nach el Paso del Norte, eine der ältesten spanischen Niederlassungen des Landes führte, für Menschen und Thiere nur sehr spärliche Nahrung. In El Paso mußte der Reisende trotz seines Protestirens es sich gefallen lassen abermals eine Escorte bis zur Gränze des Landes mit sich zu nehmen. Sie bestund aus 15 Mann sogenannter Hülfstruppen, deren Aussehen selbst einem John Falstaff würde erbarmt haben. Sie waren mit Pfeil und Bogen so wie mit alten, rostigen Wachtspießen bewaffnet. Ein alter Mann, der ihr Führer zu seyn schien, suchte den vornehmen Fremden aufs Beste zu unterhalten, er erzählte diesem, daß er nicht nur die Befreyungskriege mitgemacht, sondern auch noch unter dem Könige als Soldat gedient habe. Als er den König nannte, zog er ehrfurchtsvoll seinen Hut ab. „Ach wie glücklich“ sagte er „war das Land gegen jetzt, als es noch unter der Regierung eines Königes stand.“

Zwischen el Paso und den Gränzen von Neu-

Mexico ist der Boden ganz überaus fruchtbar und für den einträglichsten Anbau geeignet. Die Wälder bestehen großentheils aus Baumwollenbäumen, Zwergeichen und Akazien, und es fehlt dem Lande zu seinem Aufblühen nichts als eine Bevölkerung von fleißigen, dabey wehrhaften Menschen, die den Einfällen des armen Restes der Apachen-Indianer bald ein Ende machen würden. Das Thal, durch welches der schlammreiche del Norte fließt, wird in Westen durch die Sierra Madre (einen Ausläufer der Cordilleren), in Osten durch die weissen oder Organos Berge begränzt, namentlich ist dieses östliche Gebirge durch die Menge der Arzneygewächse berühmt, welche die Indianer, wenn sie mit ihren Nachbarn in Frieden sind, diesen zum Verkauf oder Tausch bringen. Das Thal ist reich an Basalt von meist plattenförmiger Absonderung.

Jenseits Fray Christoval, bey Valverde, kam der Reisende zu einem Feldlager der Missouri-Amerikaner. Er giebt bey dieser Gelegenheit eine Beschreibung dieser Krieger, welche bald nachher eine mehr denn dreymal größere Macht der Mexicaner besiegten. Bey dieser, wie bey andrer Gelegenheit erwiesen sie allerdings sich tapfer und siegreich gegen einen weibisch feigen, überaus schlecht bewaffneten Feind, im Vergleich aber mit den wohldisciplinirten, waffengeübten englischen Linientruppen spielen sie jedoch eine ziemlich untergeordnete Rolle. Ueberhaupt steht der Land-Militärdienst in den vereinigten Staaten in so geringer Achtung, daß in der Regel nur Leute, die zum Arbeiten und zum Broderwerb zu faul oder ungeschickt sind, oder andre schlechte Subjecte, in denselben eintreten. So armselig großentheils diese Burschen sind, steckt dennoch jeder von ihnen voll von hochmüthigen Gedanken seiner Rechte als freyer Amerikaner, will von keiner Subordination unter das Commando der Offiziere etwas wissen. Als Freywillige nehmen freylich, wie dieß in dem damaligen Krieg gegen Mexico der Fall war, viele junge Männer aus ehrbaren wohlhabenden Familien an den Feldzügen Theil, weil dabey allerhand äußre Vortheile und Ehre zu erwerben sind. Diese wählen sich selber ihre Offiziere, tragen sich gekleidet und bewaffnet wie sie dieß wollen und thun sogar im Felde nur das, was ihnen gefällt, denn ihre selbstgewählten Offiziere, die oft vom Kriegsdienst weniger verstehen als mancher ihrer sogenannten Gemeinen, dürfen sich gegen ihre Wahlmänner nichts herausnehmen, wodurch die Freyheit von diesen beeinträchtigt zu werden scheint. Weil das strenge Wachthalten etwas Beschwerliches ist, hatte jenes Soldatencorps sich von den Indianern eine ansehnliche Heerde von Schafen stehlen lassen. Was übrigens hier von den selbstgewählten Offizieren der Freyschaaren gesagt wurde, das gilt nicht von jenen Offizieren der regulären amerikanischen Truppen, die in der ganz vortrefflichen Militärschule von Westpoint gebildet sind. Diese Männer halten an Kenntnissen, militärischer Tüchtigkeit und Tapferkeit den Vergleich mit den besten Offizieren der englischen oder irgend einer andren guten europäischen Armee aus und ihrer Einsicht so wie namentlich ihrer vortrefflichen Einrichtung und Anwendung der Artillerie hat Amerika, den Feinden gegenüber, seine Rettung von mancher drohenden Niederlage und seine besten Siege zu danken. Auch der Feldzug gegen Mexico dankt seinen glücklichen Ausgang nur der Theilnahme solcher Offiziere und ihrer Artillerie. Und dennoch ist dieses für das Land so bedeutungsvolle Corps in den vereinigten Staaten ein unpopuläres, weil man ihm eine Hinneigung zu aristokratischer Gesinnung Schuld giebt und weil seine höhere, feinere Bildung die Andren genirt.

Unser Reisender hatte in Valverde seinen irländischen Diener, der von den Beschwerden der bisherigen Reise sehr angegriffen war, entlassen und setzte jetzt seine Reise auf seinem guten Pferde, hinter welchem die 4 Maulthiere mit dem Gepäck wie zahme Hunde darein liefen, ohne Diener, jedoch in der guten Gesellschaft eines Lieutenants und seiner Leute über Albuquerque nach Sancta Fé fort. Diese Hauptstadt von Neu Mexico liegt gegen 3 Stunden Weges vom del Norte fluß entfernt und zählt nur gegen 3000 Einwohner. Auf einen bedeutenden, die aufgewandten Kosten gut lohnenden Ertrag der dortigen Goldminen setzt Herr Ruxton wenig Hoffnung. Vorzugsweise interessant war ihm die nähere Bekanntschaft der halbgebildeten Indianer, welche, weil sie in Städten wohnen, Pueblos genannt wer-

den. Er hält sie für den zurückgebliebenen Rest der Azteken, des Urstammes der alten Mexicaner, der nach seiner Vermuthung zu der Auswanderung nach Süden durch die Schreckniſſe getrieben wurde, welche die häufigen vulkaniſchen Ausbrüche und Erdbeben über das Land verbreiten. Die Pueblos erhalten und pflegen ein unverlöſchliches heiliges Feuer; ſie hoffen auf die Wiederkehr des Gottes der Luft Quetzalcoatl und zugleich des goldnen Zeitalters, und erwarten dieſes glückliche Ereigniß in der jetzigen Weltperiode. Uebrigens ſind dieſe Indianer, die ſich in mehrere Stämme, darunter jener der zuweilen blonden, weißfarbigen Moquis theilen, dem Namen nach Chriſten. Sie zeichnen ſich durch Fleiß und geordneten Haushalt aus.

Allmählig hatte zwar jetzt unſer Reiſender die Gefahren und Verdrüßlichkeiten, die dem Einheimiſchen wie dem Fremden im nördlichen Mexico von Räubern aller Art und von mordluſtigen Feinden begegnen, hinter ſich gelaſſen, er trat aber jetzt in einen Theil ſeines Weges ein, wo er mehr von der Natur der Hochgebirge und ihrer Winterkälte als von Menſchen zu fürchten hatte. Er nahm zuerſt ſeine Richtung von Santa Fé nordwärts durch das milde überaus fruchtbare, an der Oſtſeite des Rio del Norte ſich hinanziehende Taosthal. Hier haben ſich unter den Indianern viele Amerikaner aus den Freyſtaaten niedergelaſſen, welche Brantweinbrennereyen beſitzen und durch den Abſatz dieſes verderblichen Trankes an die Eingebornen ungemeinen Gewinn machen. In der Regel ſtehen ſie mit den Mexicanern in ſehr unſichren Verhältniſſen, wie dieß das Schickſal des H. Turley bezeugt, eines Amerikaners, der am Arroyo eine Niederlaſſung hatte und der ſich bey jeder Gelegenheit gegen ſeine mexicaniſchen Nachbarn als unermüdeter Wohlthäter und Freund erwies. Eben dieſe Leute, die ſein Brod ſo oft gegeſſen hatten, überfielen unverſehens ihn und die Seinen und mordeten ſie bis auf wenige Entronnene.

Mit einem erfrornem Fuße kam unſer Engländer nach mancher überſtandner Gefahr in Schnee und Eis nach Rio Colorado, der nördlichſten, von Vera Cruz 2000 Meilen entfernten mexicaniſchen Niederlaſſung. Der Ort iſt nur von 15 Familien bewohnt, unter denen ein alter vormaliger Handelsmann und Jäger, ein franzöſiſcher Canadenſer Namens Laforay ſich befand, in deſſen Haus der Reiſende nothgedrungen einige Tage verweilte. Obwohl jetzt die ſchwerſte Aufgabe, das Ueberſteigen der Schneegebirge mitten im Winter noch vor ihm lag, nahm er dennoch mit Freuden hier an der äußerſten Gränze von der Republik Mexico Abſchied. Er trat jetzt zuerſt in die Indianergebiete an dem weſtlichen Saume der vereinigten Staaten, dann in dieſe ſelber ein. Seine Jagden in dem winterlichen Gebirge, in welchem er aus beſondrer Neigung zum edlen Waidwerk unter ungemeinen Mühſeligkeiten mehrere Wochen verweilte, ſeine Beſchreibungen der dortigen Thierwelt ſo wie die häufig damit verwebten Geſchichten von Begebenheiten auf der Jagd der Bären oder unter den Gefahren, welche die Nähe der feindſelig ſtreitbaren Indianer droheten, welche ihm von Andren erzählt wurden oder die er zum Theil ſelber erfahren, geben auch dieſem letzten Theil ſeiner Reiſeberichte für den Leſer ein lebhaftes Intereſſe, doch enthalten ſie weniger Neues und für unſre Anzeige Geeignetes. Er kam im July (1847), mithin gerade ein Jahr nachdem er in Vera Cruz ans Land geſtiegen, in New-York, einige Wochen ſpäter in der Heimath an, nachdem er ſich auf ſeiner in der That an Abentheuern und Erfahrungen reichen Reiſe einen Stoff geſammlet hatte, der zu lebhaften Erinnerungen und Mittheilungen für ein ganzes Leben hinreichend ſeyn wird.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juni.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

Zweyter Artikel.

Nachdem wir im ersten Artikel von demjenigen Nachricht gegeben, was die oben genannten Gelehrten über Leben und Schriften des Tacitus vorgetragen oder übergangen haben, ist es nöthig, daß wir uns zu dem wenden, was sie zur Erläuterung und Verbesserung des Textes beygetragen.

An Vorgängern hat es ihnen hierbey, wie bekannt, nicht gefehlt, unter welchen nach den schätzbaren Versuchen von Rhenanus und Pichena vorzüglich der Commentar von Justus Lipsius hervorleuchtet, das Beste, was die lateinische philologische Litteratur vor Bentley auf dem Gebiete der Kritik und Exegese aufzuweisen hat, und auch jetzo noch unerreicht, geschweige denn übertroffen. Eine spätere Zeit, wenn sie Muße behält, sich mit Tacitus nach Gebühr zu beschäftigen, wird wahrscheinlich Sorge tragen, von jenem Commentar selbst eine kritische Ausgabe zu liefern. Lipsius hat ihn, wie bekannt, in seinen zahlreichen Ausgaben mehr als einmal umgearbeitet und bereichert, besonders seitdem durch Pichena die Lesart des Florentiner Grundcoder bekannt geworden war; aber die spätere Fassung seiner Noten ist nicht immer die beste, und ist sie dieses auch, so bleibt es nicht selten von Bedeutung, die Studien eines solchen Mannes in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung wahrzunehmen. Seine Irrthümer sind hie und da belehrender als die „Nichtirrthümer“ der Nachfolger. Es ist mit den Commentaren von Bentley, besonders dem horatianischen, nicht anders, und ein junger Mann namentlich, welcher die Arbeiten von beyden Häuptlingen der lateinisch classischen Philologie über Terentius, Horatius und Tacitus durchgearbeitet hat, wird sich an Einsicht und Uebung der höhern Kritik und Exegese gefördert, und im Besitze eines bewährten Maßstabes finden, an dem er die Verdienste der Späteren messen kann. Wir haben der Verdienste des „Restaurator Taciti“ auch darum hier gedenken wollen, weil sie in den drey vorliegenden Ausgaben nicht genug beachtet und benützt worden sind. Selbst da, wo Lipsius gerechten Anstoß an der Richtigkeit der Diction nahm, aber die Aenderung nicht gewagt, oder nur als Vermuthung angegeben hat, gehen sie nicht selten ohne Bemerkungen an ihm vorüber, und das alte Gebrechen lastet seit ihm unberührt im Texte.

Hr. Prof. Döderlein ging nicht darauf aus, einen vollständigen commentarius criticus et exegeticus zu schreiben, sondern, wie es der Zweck des Corpus scriptorum Romanorum, von dem sein Tacitus eine Abtheilung bildet, mit sich brachte, in fruchtbarer Kürze zu erläutern, was einem des Lateinischen wohlkundigen Leser im Texte des Geschichtschreibers dunkel seyn, und seine Lesung aufhalten oder stören konnte. Die Kritik hat er der Exegese untergeordnet, doch die bedeutendern Lesarten und Vermuthungen unter dem Texte in besonderem durchgehenden Drucke aufgeführt, unter dem das Exegetische in zwey Columnen steht. Richtiges Urtheil und Genauigkeit und ein sorgfältiges Studium des Tacitus wird man häufig wahrnehmen, und nur wün-

schen, daß er von seinen Vorräthen öfter, und wo er es thut, einen reichlicheren Gebrauch gemacht hätte. Auch wäre gut, wenn die Stellen anderer Autoren, auf welche Berufung eintritt, da wo sie die Schwierigkeiten heben oder das Dunkel der Geschichte beleuchten, wörtlich angeführt wären, besonders aus Dio Cassius. Denn es ist einem Leser, den man beym Tacitus halten will, nicht zuzumuthen, seine Zeit mit Nachschlagen und Vergleichen derselben zu verderben, und seine Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Der „succincta brevitas" wäre dadurch kein großer Abbruch gethan.

Orelli ist seit dem Druck unsers ersten Artikels durch den Tod von seiner gelehrten und erfolgreichen Thätigkeit auf dem Gebiete der lateinischen Literatur abgerufen worden, und seine Ausgabe des Tacitus ist sofort die letzte seiner verdienstlichen Arbeiten in diesem Fache. Er hat über den Plan derselben keine Nachricht gegeben. Sie ist aber eben so gut auf Kritik wie auf Exegese berechnet, und hat zur Grundlage von jener eine neue und sorgfältige Vergleichung der beyden Florentiner Handschriften aus der Bibl. Laurentiana, der ächten und alleinigen Quelle des Textes der Annalen und Historien. Sie waren zwar schon früher verglichen, die älteste Vergleichung des zweyten Codex war von Victorius veranstaltet und mit vieler Genauigkeit durchgeführt worden. Aus seinem nach München gekommenen Exemplar der Ed. Beroaldi wurde sie von Walther herausgegeben. Unverlässiger sind die von Pichena und Gronovius, genauer die des thätigen und dienstfertigen Del Furia. Indeß war bey der äußersten Sorgfalt, die unsere Zeit in der diplomatischen Kritik fordert, allerdings eine mit möglichster Verläßigkeit durchgeführte Vergleichung der beyden Manuscripte höchst wünschenswerth, „quo tandem," wie Orelli sagt, „in hac saltem parte diplomatica, quam nunc dicunt, acquiescere liceret, neque jam restaret nisi conjecturalis, cui sane etiam in posterum magnus erit campus." Sie wurde von Hrn. Prof. Georg Baiter unternommen, der zu diesem Behufe zwey Mal nach Florenz reiste, und man darf bey seiner anerkannten Sorgfalt in Behandlung solcher Aufgaben und bey seiner beharrlichen Gewissenhaftigkeit allerdings erwarten, daß sie kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Er hatte die Vergleichung von Petrus Victorius bey Walther und von Del Furia vor sich, konnte sie selbst vergleichen, ehe er an die Handschrift ging, und um so sicherer controliren. Hr. Orelli sagt darüber: „Quo autem res semel transigeretur, neque postmodum moroso alicui cavillatori locus foret, propter levissimas quasdam omissiones totam curam inique addubitandi atque exagitandi (man weiß, was in dieser Hinsicht der vortreffliche Immanuel Bekker bey vielen statt des Dankes gefunden hat), quoque simul tota scripturae ratio valde sane fluctuans praesertim in assimilationibus consonantium inritus, irritus ac similibus, singularum litterarum apices strenue perscrutatus est." Hr. Orelli hat sehr wohlgethan, auch das Kleinste, was die Sorgfalt seines Freundes geliefert hat, zu geben, und man hat dadurch allerdings eine feste Basis für Aufstellung der wahren d. i. der in der Urkunde überlieferten Lesart gefunden. Doch ist nicht klar, welche Gränzen sich Hr. Baiter in Notirung solcher orthographischer Eigenheiten gesetzt hat. Denn Alles hat er nicht angemerkt. Auch hat Hr. Baiter seine Sorgfalt, namentlich beym Codex, der die fünf ersten Bücher der Annalen enthält, nicht auf die Veränderungen der Lesart ausgedehnt, die nicht einmal alle von späteren Händen stammen. Für gewöhnliche Fälle hat er Recht; aber wo ein so wichtiges Werk auf Einer Handschrift ruht, ist auch die innere Geschichte dieser Handschrift, zu welcher solche Zusätze und Aenderungen späterer Hand gehören, nicht ohne Bedeutung, und diese beruht eben darauf, daß genau beobachtet und angemerkt werde, was von der ersten Hand geschrieben, geändert oder ausradirt und anders geschrieben, dann von einem oder mehreren Späteren corrigirt, darüber und an den Rand gesetzt ist, und auf diesem Gebiete ist einem „morosus cavillator" doch noch Stoff übrig gelassen. So hat der Codex an nicht gerade wenigen Stellen Rasuren, in welche die verbesserte Lesart geschrieben ist. Jene sind wohl zum Theil so alt wie er selbst, und die Verbesserungen von derselben Hand, die ihn geschrieben, eingetragen; andere sind später. Vieles der Art ist zwar angemerkt, aber, wie gesagt, nicht Alles, und nicht immer in erwünschter Weise. Wir wollen zu diesem

Behufe die ersten Seiten der Ausgabe mit möglichster Genauigkeit durchgehen.

Gleich zu Anfang sind in den Worten consulare und deterrerentur die Sylben SU, RE und REN in Rasuren geschrieben im ersten Worte von einer neuen, im andern von einer alten Hand, wo Hr. Baiter sich begnügt anzugeben, daß der Codex deterrerentur, nicht detererentur hat, worüber allerdings Zweifel war. S. 7 (6, 16): ne consilia amicorum ist nach consilia eine Rasur von vier Buchstaben, die noch deutlich genug et zeigt und S. 8 (6, 4), wo zu consules primi bemerkt ist: consules cum lineola (nämlich cons.) ist übergangen oder übersehen, daß das letzte i in primi von neuer Hand in einer Rasur steht, die alte Lesart also wohl primo hatte.

Eben so gehört es zur genauen Kunde der Handschrift, daß die Interpunction, wenigstens die auffallenden Formen derselben, notirt werde, was hier unterlassen wird. So interpungirt S. 3, L. 4 der Codex: ocii pellexit. Insurgere, und S. 4 (3, 14) compertum. At herculae, und S. 9 (7, 6) ist: voluntates. Inductam dubitationem.

Eine andere Classe von Verbesserungen neben dem, was in den Rasuren steht, bilden die den falschen Worten übergeschriebenen Berichtigungen, und auch hier ist eine, wenn gleich von der ältesten verschiedene, doch immer noch frühere Hand von einer späteren zu unterscheiden. Die frühere oder ältere ist durchgehends von Einem und Demselben, die jüngere bestimmt von Beroaldus, eine neuere, wie Herr Orelli mit einem fortasse vermuthet, ist kaum nachweisbar, und es lag auch gar kein Grund vor, weßhalb Jemand, nachdem einmal das Werk von Beroaldus durch den Druck bekannt gemacht und allgemein zugänglich war, sich noch an den Codex gemacht haben sollte, um ihn zu verbessern. Denn daß Pichena, der ihn benutzte, so etwas gethan, ist gar nicht anzunehmen; dagegen hat offenbar Beroaldus den Codex zum Behuf des Abdruckes durchgegangen, das Fehlerhafte oder was ihm fehlerhaft schien, darin verbessert, und den so behandelten oder durchcorrigirten Codex selbst nach einem ziemlich häufigen Gebrauche jener Zeit zum Setzen und Drucken abgegeben.

Diese Aenderungen sind es, welche Hr. Prof. Baiter meist (plerumque) übergangen hat. Indeß sind sie doch ziemlich oft angegeben, und man sieht um so weniger, warum daneben andere nicht bemerkt wurden. So ist z. B. S. 3, Z. 2 der Orelli'schen Ausgabe notirt: iulianus M. (d. i. der Cod. Med. liefert iulianus) — reliqus pr. (d. i. prima manu) M., wo im ersten Worte das i über dem u der letzten Sylbe, und im andern das fehlende u der Schlußsylbe übergeschrieben ist. Dieses also ist durch Erwähnung der prima manus vom Hrn. Baiter angedeutet, jenes übergangen. Ebenso hat der Codex S. 4 (3, 12) das a über e im Namen der Insel, wo übrigens meine Vergleichung plaa nesiana proiicerat notirt. Ueberhaupt wird das pr. zur Bezeichnung der manigfachsten Aenderungen der Handschrift gebraucht, wie S. 7, 1 facimus pr. Conf. ad p. 11, l. 13, wo pulcherrimum facimus notirt ist ohne pr. In ersterer Stelle hat facimus die mittlere Linie des m nur von einem Strich schräg durchschnitten. Angemerkt ist eine solche Verbesserungsweise S. 7 (6, 15): seu vera] seuera pr. M. Litterae u supersc. V. nur nicht mit der Angabe der rec. manus M. Dagegen notirt Herr Baiter S. 7 (6, 1) caedis statt caedes, und übergeht, daß cedes am Rande steht. Ebenso S. 7 (6, 3): ea re] aere M. In marg. ea re, aber unmittelbar darauf Z. 5 agrippa M., übergehend, daß die Correctur mit m am Rande steht. In derselben Zeile: Habet quandoque, non quandocumque M., wo doch nahe lag, statt non ein in marg. v. m. quandocumque zu notiren, um die Leser zu erinnern, daß quandocunque eine Aenderung des Beroaldus ist, und noch dazu eine unnöthige. Solches geschieht in gleichem Falle einige Zeilen später bey ut mos] ut nos M., mos in marg., und wieder nicht S. 7, Z. 18 reddantur M., wo die neue Hand der Sylbe an Puncte unterstellt, und am Rande mit Beziehung darauf a setzt, d. i. reddatur corrigirt. Genau angegeben ist hierauf S. 8, (7, 3:) tristior in contextu M., tristiores in marg., doch wieder ohne Bemerkung, daß es

r. m. ist. — S. 8. (7, 5): Sejus Strabo. Selustrabo M. ohne alle Bemerkung. Die neuere Hand hat ein Kreuz über se gesetzt und mit Bezug darauf am Rande den Namen Sejus Strabo berichtiget. — S. 9 Z. 4 ist übersehen, daß die alte Lesung expectare hat, und s nach ex von der späteren Hand eingeschoben ist. Ebenso ist bey S. 10, 5 aut M. übergangen, daß autem am Rande von der rec. M. steht, und S. 10, Z. 7 portat triumphali, daß das hintere t in portat durchstrichen ist. — S. 11, Z. 12, wo zu improspere repetita angeführt wird inprospere M., repetita M., hat der Codex getrennt in prospera, über dem letztern a Punct und Strich, und darauf bezüglich am Rande tum. — S. 12 (9, 6): Corvum in marg. r. M. corvinum. Dagegen ist S. 13, Z. 2 notirt: aput cives pr. M., apud e. corr. m., wo wenigstens meine Vergleichung keine Correction anzeigt, wenn überhaupt apud neben aput eine solche zu nennen ist.

Auch bey andern solchen Kleinigkeiten vermißt man das Durchgehende des Verfahrens. Fand Hr. Prof. Baiter nöthig, S. 2, Z. 5 lepidiatque, d. i. die Verbindung von Lepidi atque, anzumerken, warum nicht umgekehrt auch die falsche Trennung, welche der Codex fast an derselben Stelle in decem viralis und trium viri hat, oder S. 5, 11: in cassum st. incassum, und S. 7, Z. 2: quam vis st. quamvis und so viel Anderes. Es verhält sich nicht anders mit orthographischen Eigenheiten der Handschrift. S. 3, Z. 4 wird ocii notirt statt otii, unmittelbar darauf aber nicht servicio, was der Codex st. servitio hat.

Das Alles ist natürlich von großer Unterordnung, und würde bey einem Codex von geringerer Bedeutung kaum zur Sprache kommen; aber wir haben es, wie gesagt, mit der einzigen Handschrift zu thun, die ein so kostbares Werk des ersten römischen Geschichtschreibers erhalten hat, und will man bey Vergleichung einer solchen Handschrift den morosis hominibus genug thun, so wiederholen wir, daß man sich ihrer Forderung nicht entziehen darf, nach der sie überall und genau wissen wollen, nicht nur, was die erste Hand in den Codex geschrieben, sondern auch, was sie radirt, was sie in die Rasuren gesetzt, was spätere Hände über den Text oder an den Rand verändert oder verbessert haben. Beschränkt man aber seine Ansprüche auf die alte Lesart und Schreibart der ersten Hand, so entspricht die Genauigkeit und Vollständigkeit der Vergleichung dem Lobe, das ihr Hr. Orelli gegeben, und wir werden wenige Collationen wichtiger Handschriften besitzen, welche sich mit dem hier Gelieferten des Codex Corbejanus messen können.

Controverse Lesung findet sich hier und da. So S. 9, Z. 10, wo augustae allerdings im Codex steht, aber als Correctur von der alten Hand mit zwey Punkten darunter. Was vor der Correctur stand, ist zweifelhaft. Ich selbst hatte augustu angemerkt, was Döderlein für die Conjectur nomen augustum benützte. Orelli bemerkt über dieses u: id quod Baiterus iterum inspecto codice affirmari posse negat, und erinnert daran, daß u und a in den Handschriften des X. und XI. Jahrhunderts einander ganz ähnlich, u nur durch eine kleine Oeffnung oben von a verschieden sey; aber gerade der Umstand, daß ae im Codex corrigirt, nicht aber e angehängt ist, deutet, daß nicht augusta, sondern augustu ursprünglich im Codex stand. Auslassungen von Lesarten oder Verschreibungen sind sehr selten. S. 7 Z. 2 wird zu den Worten: quem ignarum inermemque notirt: inermumque. Die Handschrift hat que (mit einem Häckchen unter e, also quem) in ignarum inermumque. S. 11 Z. 7 ist ferrendum übergangen, das unter dem zweyten r einen perpendiculären Strich, das Zeichen der Tilgung, hat. — S. 12 Z. 11 ist varie im Codex mit dem Häckchen unter e, was auf vario deutet. Unerklärlich ist mir, daß S. 2 Z. 12 caetera, S. 3 Z. 12 caeterum, dasselbe S. 7 Z. 7 angemerkt ist, wo meine Vergleichung cetera und ceterum notirt, während nach dieser dreymaligen Verschiedenheit S. 8 Z. 12 cetera ohne Anführung einer solchen folgt und so an andern Stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juni.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Fortsetzung.)

Man sieht also, daß bey aller und voller Anerkennung der Genauigkeit der neuesten Vergleichung zwar nicht eine neue nöthig ist, wohl aber eine Revision der nun vorliegenden nützlich seyn würde, welche die Eigenthümlichkeit der Handschrift, ihre Aenderungen und Besserungen durchaus notiren, und die streitig gebliebenen Punkte zur endlichen Entscheidung bringen müßte.

Hr. Ritter, von dessen Ausgabe seit dem Drucke unseres ersten Artikels der dritte und vierte Band erschienen sind und den Schluß seiner Arbeit liefern, hat seinen Commentar, wie Döderlein, auf das Wichtigste beschränkt, und die Schwierigkeiten meist kurz und nicht selten genügend oder glücklich erläutert. Dagegen ist er reichlich in den über dem Commentar stehenden kritischen Noten und bemüht, einen vollständigen status repertus der wichtigeren Varianten und der bedeutenderen Conjecturen zu geben. Den apparatus criticus zu den beyden Hauptwerken hat er nicht vermehrt, und stützt sich in ihm auf die Collatio Victoriana bey Walther, und die Furiana bey Immanuel Bekker. Dagegen bringt er, unabhängig von Maßmann, zur Germania eine, so viel man sehen kann, sehr genaue Vergleichung der Handschrift des Pontanus vom Jahre 1460, des ältesten und sichersten ἀπόγραφον des einzigen Originalcoder, welcher die Germania erhalten hat. Auch zeigt er, daß dieser pater familias der Handschriften aus Deutschland nach Italien gekommen war und mit dem Coder übereinstimmend ist, den im neunten Jahrhunderte der Mönch Rudolphus zu Fulda vor Augen gehabt, und bey seiner Schilderung der Sachsen, ihrer Sitten und Einrichtungen zum Theil wörtlich benutzt hat. Nächst dem Coder des Pontanus ist auch der Vaticanus N. 1862 aus der Urquelle geflossen, die übrigen bekannten, siebzehn an der Zahl, sind aus der einen oder der andern oder aus einer späteren Abschrift gekommen. Aus demselben Urcoder fließen auch die Abschriften des dialogus de oratoribus, die sich aus dem 15. u. 16. Jahrhundert erhalten haben.

Auch die Vita Agricolae war nur in Einem Coder überliefert, und es besteht die Vermuthung, daß diese drey kleinen Schriften den Schluß der Einen der beyden Florentiner Handschriften bilden, in denen die großen Partieen der Annalen und Historien sich gerettet haben, des Corbejanus oder des Lombardicus, eher vielleicht des Lombardicus, der dann aus denselben saltibus, aus denen die italienischen Sendboten den ersten hervorzogen, wenn auch durch andere Hände und auf anderen Wegen nach Italien war gebracht worden.

Von der Vita Agricolae sind aus jenem Urcoder nur zwey Abschriften, die Codd. Vaticani, hier Γ. Δ. bezeichnet, bekannt, und wie Hr. Ritter zeigt, von einander unabhängig, die erstere von Pomponius Lätus († 1497) geschrieben, und sorgfältiger als die andere. Ob Puteolanus, dem wir die erste Ausgabe verdanken, diese aus einer von den beyden verschiedenen Handschrift genommen habe,

ist eine in neuerer Zeit controvers gewordene Frage. Herr Wex, dem noch neulich Herr Halm in der Anzeige von Nissen's und Döderlein's Ausgabe in der Zeitschrift für Alterthums-Wissenschaft (August 1848 S. 714 ff.) gefolgt ist, hält die Abschrift des Pomponius Lätus für die Quelle der editio princeps, und Halm geht so weit, in Folge dieser Ansicht dasjenige für antiquirt zu erklären, was im Vertrauen auf Puteolanus Ansehen als Lesart angenommen oder aus seinem Texte geflossen war, dessen Abweichungen sofort willkürliche Abänderungen des Herausgebers seyn würden.

Dagegen vindicirt Hr. Ritter der editio princeps ihren eigenen, von den beyden Vaticanis unabhängigen Codex, und seine Beweisführung wird wohl auch Hrn. Halm von dem zufälligen Vertrauen auf die andere Meinung zurückbringen. Sowohl die eigenthümlichen Fehler, zum Theil monstra lectionis, die Puteolanus bringt, als auch bessere Lesarten deuten auf eine eigene Quelle, und daß namentlich der Codex Pomponii Laeti diese nicht war, zeigt Hr. Ritter durch zwey Beyspiele, wo Lätus falsch las, während im Vatic. Δ. und bey Puteolanus das Richtige steht, zum Zeichen, daß sie mit jenem aus gleicher Quelle schöpften, aber besser lasen. Indeß ist darum noch keineswegs sicher, daß Puteolanus eine Abschrift des Urcodex und nicht diesen selbst gebraucht habe. Mir scheint letzteres der Fall zu seyn; doch läßt sich der Beweis nicht in Kurzem führen; er beruht zum Theil auf der Frage: Ob die argen und oft handgreiflichen Corruptelen des puteolanischen Textes füglicher einem weniger geübten Typotheten als einem der librarii Itali saec. XV. beygelegt werden können, welche gemeiniglich Männer von Sachkunde und Uebung im Lesen alter Handschriften waren.

Ein vierter Codex war im Besitz des Fulvius Ursinus, aus dem Ursinus einige Abweichungen der Lesarten in den Fragmentis veterum historicorum etc. anführt.

Die von Hrn. Ritter dargelegte Ansicht, nach welcher die beyden Vaticani unabhängig von einander aus dem Urcodex geflossen sind, und ebenso was als Cod. Ursini und Cod. Puteolani gelten kann, entfernt sich von der des Hrn. Dir. Wex (Prolegg. in Taciti Agricol. c. 1. 3 anno 1845), welcher glaubt, es seyen aus dem Urcodex (A) zwey verloren gegangene Abschriften (B, V) gekommen, aus B seyen wieder zwey (D und C) gemacht worden und auch verloren gegangen, und diese erst seyen die Quellen aus der die beyden Vaticani Γ. Δ. geflossen, aus Γ aber derjenige (M), der zur Ausgabe des Puteolanus gedient habe. In V (Codex Ursini) sey die Quelle eines auch verloren gegangenen Cod. (M), aus dem die Varianten von Pomponius Lätus an den Rand seiner Abschrift (Vat. Γ) seyen gesetzt worden. Hr. Wex hat sich ferner bemüht, durch künstliche Combination der Varianten eine Vertheilung derselben an die angeblichen codices deperditos herauszubringen, und dadurch die Meinung veranlaßt oder bestärkt, er besitze noch die abweichenden Lesarten aus zweyen andern (γ, δ), als den bekannten Handschriften, von deren endlicher Bekanntmachung noch Orelli vielen Nutzen für die Vita Agricolae erwartete. Es ist aber Nichts darunter, das nicht schon bekannt wäre, und das Ganze beruht, wie gesagt, auf einer Combination und Distribution, die dem Scharfsinn ebenso nahe, wie von der Wahrscheinlichkeit entfernt ist.

Es liegt uns sofort ob, durch Vergleichung der Behandlung einiger Capitel die Art und Weise der drey Herausgebeber und den Belang ihrer Leistungen für Kritik und Exegese des Tacitus näher zu bezeichnen. Wir benutzen zunächst dazu den Anfang des ersten Buches Ab urbe condita der Annalen.

Ann. I. 1. Urbem Romam a principio reges habuere. Schon die älteren Herausgeber haben hier das Maaß eines Hexameters bemerkt. Döderlein erinnert, dieser Hexameter sey freylich dem Ennius ähnlicher als dem Virgilius, wie der Anfang des Jugurtha von Sallustius: Bellum scripturus sum, quod populus Romanus, und schließt: „casu an arte scriptum ambigitur.“ Hr. Ritter nimmt die Sache sehr ernsthaft: Annalium τηλαυγὲς πρόσωπον ab hexametro versu graviter accidente ad aures orditur, und führt eine erkleckliche Zahl ähnlicher aus Tacitus selbst an. Orelli scheint zu schwanken. Er weist auf Hermann (Opuscc. I. p. 124), welcher dergleichen Verse, wie zu erwarten

stand nicht gelten läßt, und bemerkt: Melior sane est ille Germaniae: auguriis patrum et prisca formidine sacram, wo also doch noch die Meynung durchscheint, absichtliche Verbindungen metrisch geordneter Füße sey mit der Art und Würde der alten Geschichtschreibung irgend wie vereinbar.

Dieses Schwanken oder Loben ist wohl durch Wolf's Ansicht herbeygeführt worden, der zu dieser Stelle erklärt, kein Schriftsteller sey so taub, daß ihm ohne sein Wissen am Anfang des Werkes selbst ein solcher Vers sich einschleichen könne, läßt also auch den sallustischen Anfang des Jugurtha und ähnliche Wortfolgen bey Andern für Verse gelten, obwohl sie schlecht seyen. Aber das gerade mußte den scharfsinnigen Mann auf das Wahre der Sache führen. Die alten Rhetoren, griechische und lateinische, wiesen den Redner an die Verbindung schwacher Füße, jambische und trochäische zu vermeiden, und eine in gewichtiger rhythmischer Sylbenstellung der Spondeen, Anapästen, Choriamben, Päonen, Bachcen sich entfaltende Rede zu gestalten, ohne darum in das Gleichgemessene und regelmäßig Wiederkehrende der Dichter zu gerathen. So Cic. de Orat. III, 47, und das haben nun auch Sallust und Tacitus gethan. Der Rhythmus des ersteren besteht aus den Reihen: ⏑ – – ⏑ – – ‖ – ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ –; der des andern aus ⏑ ⏑ – – ‖ – – ⏑ ⏑ – ‖ – – ⏑ ⏑ ⏑ –, welche rhythmisch als Hexameter gar nicht können gelesen werden. Daß sie metrisch in jenes Maaß fallen ist aber so zufällig wie es ist, wenn Martin Luther zu einer Zeit wo Niemand daran dachte deutsche Hexameter zu machem, in einen solchen übersetzte: „daß Isaak scherzte mit seinem Weibe Rebekka“ (1. Mos. 26, 8,) welcher nicht schlechter ist, als viele unserer deutschen Poeten, quos incuria fundit. Anders verhält sich die Sache, wo der Gedanke selbst und die ihm entsprechende Diction poetisch sind und zu ihrem Ausdruck poetischen Numerus suchen, wie jene oben angeführte Germ. 39 von einem germanischen Hain auguriis patrum et prisca formidine sacram, wo color und numerus dictionis zusammentreffen, die Rede zu einem dichterischen Gebilde zu erheben, ohne daß es der Schriftsteller gerade gesucht hat, hier so wenig wie in dem poetischen Ausgange eines Hexameters, den die Schilderung der germanischen armenta nimmt, Germ. 5. Ne armentis quidem suus honor aut gloria frontis.

2. Dictaturae ad tempus sumebantur. — Hierüber hat allein Orelli eine Bemerkung: πρὸς καιρόν ubi summa reipublicae ageretur, neque vero ultra sex menses; indeß handelt es sich in der ganzen Stelle nicht von der opportunitas, sondern nur von der Form der Herrschaft und ihrer Dauer. Ad tempus ist darum weder πρὸς καιρόν noch ad tempus definitum nicht über sechs Monate, sondern: wie es die Zeit mit sich brachte, und so lange als es nöthig war. Es wird also der stehenden Form die Zufällige von unbestimmter Dauer entgegengestellt.

3. Neque decemviralis potestas ultra biennium . . . valuit. Döderlein bemerkt: „Nam tertium annum vi magis quam potestate continuaverant,“ nach Wolf's Vorgange, dem auch Walther folgt. Dagegen Ritter: „Non bene Wolfius ille, suo acumine ductus, hic (nemlich Walther) tanta auctoritate transversum actus.“ Er selbst erinnert die decemviralis potestas habe sich zwar durch drey Jahre erstreckt; aber sie nicht ausgefüllt, sondern von dem ersten und dritten nur einen Theil umfaßt, so daß im Ganzen nur zwey Jahre herauskämen. Er beruft sich auf Liv. III, 33, 34, und Dionys. H. A. R. X, 56 — XI, 50; indeß wird in solchen Fällen nicht nach dem Kalender sondern nach dem Amtsantritt gerechnet. Die Decemvirn traten nach Abgang der Consuln des vorhergehenden Jahres statt der neuen App. Claudius und T. Genucius in das Amt, die eben, weil sie consules designati waren, vom Volk unter die Decemvirn waren gewählt worden: quia designati consules in annum fuerant pro honore honos redditus. Wie bekannt ging das Jahr der ersten Decemvirn in Ordnung vorüber, das zweyte, nachdem Appius durch List und Gewalt seine Wahl auch für dieses durchgesetzt hatte, war mit Gewaltthätigkeit erfüllt, und als die Zeit kam die comitia centuriata für das dritte Jahr zu halten, fühlten sie sich stark genug diese zu unterlassen und gegen Recht und Gebrauch in der Macht zu bleiben. „Id vero,“ läßt Liv. l. l. c. 38 die Römer urtheilen, regnum haud dubie videri.

Deploratur in perpetuum libertas, nec vindex quisquam exstitit. Die Decemvirn galten nach der öffentlichen Meynung gar nicht mehr als Magistratus, sondern als privati, welche sich der Verwaltung wider Recht bemächtigt hatten. Denn als in Folge ihrer Verblendung Sabiner und Aequer das römische Gebiet mit Krieg überzogen und die Gewalthaber dadurch genöthigt waren, Schutz und Hülfe beym Senat zu suchen, kamen nur wenige Senatoren „et plebes, quia privatis jus non esset vocandi senatum, non convenire patres interpretabantur.“ Das ist also die altrömische Ansicht, der auch Tacitus folgt, und die Wolf sehr richtig herausgefühlt hat: Neque decemviralis potestas ultra biennium valuit. Eben darum soll man auch nicht mit Lipsius ein multo beydenken, wie Orelli thut: malim equidem accipere cum Lipsio pro numero rotundo: neque . . . multo ultra biennium. Tacitus rechnet die übrigen Monate gar nicht; sie gehörten nicht zur decemviralis potestas d. i. zu ihrer potentia legibus constituta, sondern waren ein Auswuchs und zufällige Weiterung, die hier nicht in Rechnung kam. Die gräuliche Gewaltherrschaft, welche sie während der übrigen Monate übten, unter decemviralis potestas zu begreifen ist um so unzulässiger, da in der ganzen Stelle die Beschaffenheit der Gewalt wie sie zu einzelnen Zeiten und zwar durch die leges, ausgeübt wurde ganz genau, als potestas und consulare jus, die illegale als dominatio, potentia und arma auch der Benennung nach unterschieden wird.

Zu tribunorum militarium wird von Döderlein Nichts erinnert, von Orelli und Ritter, daß jene tribuni militares consularem potestatem hatten mit Angabe ihrer Dauer, und daß diese nicht ununterbrochen, sondern in einzelnen Jahren auch Consuln gewesen. Auf die genauere Bedeutung des Ausdrucks consulare jus, daß sie, ohne Consuln zu seyn, das Recht der Consuln hatten, ist nicht hingewiesen, ja Ritter scheint den Sinn ganz anders wo zu suchen, wenn er bemerkt: Ad militarem tribunorum potestatem novum accessit, ut jus dicerent.

Auch über: Non Cinnae, non Sullae longa dominatio schweigt Döderlein. Orelli gibt nur die Jahre dieser dominatio an, Ritter erläutert sie und macht zugleich auf die Genauigkeit und Zweckmäßigkeit der verschiedenen Ausdrücke: Pompeji Crassique potentia, Lepidi atque Antonii arma aufmerksam.

Ueber (Augustus) qui cuncta discordiis civilibus fessa nomine principis sub imperium accepit schweigt Döderlein ebenfalls, die beyden andern aber erläutern, Ritter, indem er bemerkt, es sey anders und milder ausgedrückt als Hist. I, 1: postquam . . . omnem potestatem ad unum conferri pacis interfuit, beyde, indem sie des Dio Cassius Meldung (LIII, 1) anführen, daß der Name πρόκριτος τῆς γερουσίας, den Augustus annahm, ein altdemokratischer Name war, den er, wie Orelli nicht genau bemerkt, von dem princeps senatus geliehen hatte (mutuo sumpsit.) Denn Octavian ward zum princeps senatus nach altrepublikanischer Weise in Folge der Censur ernannt, er trug also den Titel mit Recht, war princeps senatus so gut wie später tribunus plebis, und was man mit Recht besitzt, braucht man nicht zu leihen. Dagegen war, was keiner gethan, auf die Bezeichnung der Täuschung hinzuweisen, die in den Worten: cuncta nomine principis sub imperium accepit liegt, deren Erläuterung die Stelle c. 3: eadem magistratuum vocabula liefert. Anders freylich c. 9, was Ritter anführt: dort sagen die Angehörigen des Princeps bey seinem Tode: Non regno tamen neque dictatura, sed principis nomine constitutam rempublicam, wo des Verfahrens mit Lob erwähnt wird, welches übrigens nicht in dem Umstande selbst, sondern darin liegt, daß er sich der gehässigen Namen enthalten habe. Die Sache ist also dieselbe. Das regnum wird auch von Augustus Freunden anerkannt oder vielmehr die dominatio (denn c. 3 werden von Augustus Claudius Marcellus und M. Agrippa als subsidia dominationis beygezogen,) aber gelobt, daß er es unter milderem Namen verborgen; in unserer Stelle aber, wo Tacitus in eigener Person spricht, ist das Gewicht auf das Trügerische gelegt, das in der Verkehrung und dem Mißbrauch der Begriffe liegt; denn ein princeps konnte als solcher kein imperium haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juni.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

United States exploring expedition. During the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Under the command of Charles Wilkes, U. S. N. — Vol. VI. Ethnography and Philology by Horatio Hale, Philologist of the expedition. Philadelphia 1846. 666 S. 4. — Vol. VII. Zoophytes by James D. Dana, A. M. Geologist of the expedition; with a Folio Atlas of sixty-one plates. Philadelph. 1846. 740 S. 4.

Von diesem wichtigen, auf Kosten der Vereinigten Staaten publicirten Reisewerke haben wir schon von den 5 ersten Bänden, welche den historischen Reisebericht enthalten, in diesen Blättern (Band XXI. S. 897) Bericht erstattet. Die uns unlängst zugekommenen beyden folgenden Bände beginnen mit der Darlegung der wissenschaftlichen Resultate, die durch diese Expedition gewonnen wurden, und ihr Inhalt soll hier in der Kürze zur Anzeige gebracht werden.

Der erste von diesen Bänden, der VI. in der fortlaufenden Reihenfolge, giebt umständlichen Bericht von den ethnographischen und linguistischen Verhältnissen der von der Expedition besuchten Völkerschaften und ist von H. Hale mit großer Umsicht und Sachkenntniß bearbeitet. Er theilt sich in 2 Hauptabschnitte, in den ethnographischen und linguistischen.

Ohne weitere Einleitung beginnt der Verf. gleich mit der geographischen Eintheilung der Inselgruppen, die zwischen den Küsten Asiens und Amerikas liegen und jetzt gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen Oceanien bezeichnet werden. Mit den neuern Reisenden und Geographen vertheilt er sie in 5 Gruppen: Malaisia, Melanesia, Australia, Micronesia und Polynesia. Der erstere Name bezeichnet die von den Malayen bewohnten Inseln im indischen Archipel. Melanesien begreift die von einer dunkelfarbigen Rasse mit wolligen oder gekrausten Haaren bewohnten Inseln, wovon Neuguinea der Hauptsitz ist und wozu im Westen Arru, Mysole und Waydschiu, im Osten Neu-Brittanien, Neu-Irland, die Salomonsinseln und Neu-Hebriden gehören. Die Benennung Australien wird jetzt auf Neuholland beschränkt, dessen Bewohner so dunkelfarbig als die Neger sind, aber gleich der weißen Rasse weiche und schlichte Haare haben. Unter Micronesien wird die lange Kette kleiner Gruppen und Streifen von Korallfelsen verstanden, die über die Südsee nördlich vom Aequator und östlich von den Philippinen verstreut sind; die wichtigsten davon sind die Pelew- und Marianen-Inseln, Banabe, die Radack-Kette und die Kingsmill-Gruppe. Polynesien endlich bezeichnet die Inseln in dem östlichen Theile der Südsee, die von einer hellfarbigen und Dialekte einer und derselben Sprache redenden Rasse bewohnt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Schluß.)

4. Sed veteris populi Romani prospera. Döderlein bemerkt über vetus populus Romanus: Qui duravit usque ad proelium Actiacum et Augusti principatum, mit Bezug auf IV, 32, wo er jedoch veteres populi Romani res (allerdings aus dem Codex gleich den übrigen) hat drucken lassen, was aber mit unserer Stelle nicht bestehen kann. Uebrigens ist die Ausdehnung der Dauer des vetus populus Romanus bis zur Schlacht bey Actium so mißlich, wie alle solche chronologischen Abmarkungen. Der vetus populus Romanus ist die freye Gemeinde im Gegensatz der Alleinherrschaft, der dominatio der julischen Familie, die Freyheit aber, die libertas populi Romani, war schon in dem letzten Triumvirat verloren gegangen. Auch ist die Benennung prior populus Romanus (X. 24. Orat. 19.) im Gebrauch.

Hr. Ritter verbreitet sich darüber weitläufig, haftet aber auch an dem proelium Actiacum, dem Walch in dieser Sache zu Agr. S. 119 Geltung zu verschaffen gesucht hat. Orelli schwankt zwischen Triumvirat und jener Schlacht usque ad triumviros vel, si mavis, usque ad pugnam Actiacam. Doch auch das Folgende, wo inter prospera vel adversa populi Romani und tempora Augusti unterschieden wird, greift über die Schlacht bey Actium zurück, und der Anfang des 2. Capitels sagt ausdrücklich: Bruto et Cassio caesis nulla jam publica arma. Wie aber hätte der vetus populus Romanus den Untergang seiner Heere überdauern können? Will man ein chronologisches Datum, so ist dieser vetus populus R. auf dem Schlachtfelde von Philippi begraben worden.

Temporibusque Augusti dicendis non defuere decora ingenia, donec gliscente adulatione deterrerentur. Als decora ingenia werden von Döderlein Asinius Pollio, J. Libonius bezeichnet, auch Cremucius Cordus, den Tiberius anklagen ließ, quod C. Cassium Romanorum ultimum dixisset. Orelli fügt Aufidius Bassus bey, der wenigstens den Bürgerkrieg noch umfaßt hat, und dessen Geschichte vom älteren Plinius fortgesetzt wurde.

Ueber die Worte: donec gliscente adulatione deterrerentur gehen Döderlein und Ritter ohne Bemerkung hinweg. Orelli kommt auf detererentur zurück, das Muretus und Lipsius vorgeschlagen hatten, dieser mit Beziehung auf Hist. II, 7., quidquid ardoris atque ferociae miles habuit . . . principis imitatione deteritur, und auf des Horatius egregii Caesaris laudes culpa deterere ingeni, wogegen schon Gronovius bemerkt deterrere stehe hier, wie bey Cicero öfters, statt des einfachen abhortari, und die Stelle umschreibt: historiae condendae studium abjecerant, alii ob metum alii ob stomachi fastidium. Wolf bemerkt, es frage sich bey deterrerentur und detererentur „uter (sensus) decorum ingenium magis deceat," und weist auf den Unterschied der beyden Ausdrücke hin. Für decora ingenia schließt es das nihil decore suo indignum ein, wenn sie in Zeiten der Schmeicheley und der Gefahr die Geschichtschreibung Andern überlassen; dagegen si deteruntur communi labe infectique ad scribendum accedunt, vix eos decoro nomine dignos habeas, wo nur nicht klar ist wie das Abreiben durch eine labes geschehen könne. Das Bild wäre wohl vom Abreiben der Münzen und anderen Reliefarbeiten übergetragen, und hieße seines Gepräges oder Charakters beraubt werden, was allerdings dem geschieht, der gliscente adulatione Lob und Tadel gegen die Wahrheit nach der geltenden Meynung vertheilt. Das also würde sich wohl denken lassen, und fände an Vellejus Paterculus einen glänzenden Beweis, der in geistvoller und ächtrömischer Schilderung der alten Zeiten und Männer sich mit Ehren unter die decora ingenia stellt, aber in Schilderung der augusteischen und noch mehr der tiberianischen Zeit durch Verhüllen der argen Thaten und durch überwiegende Schmeicheley gegen die Machthaber diesen Character verliert, und als ein geringfügiger Geschichtschreiber auftritt. Auch Hist. I, 1, wo der Unterschied der Historiographie aus den Zeiten der Freyheit und nach der Schlacht bey Actium aufgezeigt wird, spricht nicht wie Wolf glaubt für deter-

rerentur; dort werden nur die Gründe der Verletzung, die Wahrheit der veritas pluribus modis infracta, aufgezählt, nämlich inscitia reipublicae ut alienae, libido adsentandi, rursus odium adversus dominantes. Damit soll keineswegs detererentur gerechtfertigt sondern nur die Art abgelehnt werden, wie Orelli darüber mit Wolf hinwegkommt, indem er beginnt: Hanc codicis lectionem (deterrerentur) in perpetuum stabilivisse videbatur Wolfius, nisi Bournouf rursus Mureti et Lipsii deterrerentur praetulisset, und dann mit Bezug auf Wolf fortfährt: Argute ille: Cogita nobis ineptam juncturam enunciationum: exstiterunt decora ingenia, donec fierent deteriora, das wäre allerdings nur eine nackte Wiederholung des Gedankens, aber nur bey Orelli, der ihm den bestimmenden Begriff des deterere mit gliscente adulatione vorenthält. — Uebrigens ist deterrerentur allerdings im Codex, aber in der Rasur, und von alter Hand corrigirt und unbezweifelt. Gronovius hat es, wie wir bemerkten, richtig auf fastidium und periculum zugleich bezogen, und die Sache bekommt ihre volle Beleuchtung durch die Rede, mit welcher Cremucius Cordus seine der alten Zeit würdige Geschichtschreibung vor dem tiberianischen Senate vertheidigt, und die darum anzuführen war. Ann. X, 34. Er beruft sich auf die freymüthige Liebe, die Livius, welcher unter Augustus schrieb, für Pompejus und dessen Freunde bewiesen habe, ohne dadurch die Zuneigung des Augustus zu verlieren. Niemals habe er den Scipio, den Afranius, den Cassius und Brutus Räuber und Vatermörder genannt, quae nunc vocabula imponuntur. Er weist dann auf ähnliche Unbefangenheit des Urtheils von Messala Corvinus und Asinius Pollio hin. Gleichwohl blieben jene unter Augustus unbehelligt, uterque opibus atque honoribus perviguere. Des Cordus Vertheidigung war umsonst. Er gab sich den Tod durch Hunger und seine Bücher wurden durch triumviri capitales auf dem Forum verbrannt. Was also Tacitus sagt ist: des Augustus Zeiten wurden noch durch Männer edler Gesinnung und Kunst geschildert; dann überwogen die Schmeicheleyen, welche nicht nur das Schlechte der Gewalthaber zu preisen, sondern auch die ihnen widerwärtige Tugend großer Männer in früherer Zeit zu schmähen nöthigten, und zur Verfolgung derer führten, welche alter Gesinnung treu geblieben, und sie in ihren Werken bewährt hatten. Also Fälschung der Begebenheiten und Personen, welche dem Geschichtschreiber zugemuthet wurde, und Gefahr derjenigen, welche dieser Zumuthung widerstrebten, sind die beyden Formen unter denen die gliscens adulatio sich auf diesem Gebiete geltend machte, und waren die Gründe, welche mit innerer Gewalt die edleren Geister von der Geschichtschreibung abschreckten, deterrebant. Auch Hr. Ritter, der deterreri nur auf die Gefahr bezieht, ubi rerum scriptoribus periculosum est non adulari, denkt an Vellejus Paterculus, dazu an Valerius Maximus. Jener gehört zwar, wie wir bemerkten, durch den ersten oder republikanischen Theil seiner Geschichte unstreitig unter die decora ingenia, aber nicht zu den ingeniis, welche die gliscens adulatio von der Historiographie ihrer Zeit abschreckte. Er fällt darum auch nicht unter das Urtheil des Tacitus, der hier nur das Allgemeine der Erscheinung und des Uebels in das Auge faßt, und die allmählichen Uebergänge weder gedacht noch bezeichnet hat.

6. Tiberii Gaique et Claudii ac Neronis res florentibus ipsis ob metum falsae, postquam occiderant recentibus odiis compositae sunt. Hr. Ritter schirmt falsae und erklärt: ad fallendum compositae (verfälscht, in verfälschter Gestalt); aber Niemand sagt: verfälscht schreiben und die von ihm angeführten Stellen c. 7: tanto magis falsi ac festinantes, und 14: ne falsi intelligerentur sind anderer Art und gehen auf Personen nicht auf Sachen und Erzählungen, und da im Gegensatz recentibus odiis als adverbialer Ablativ steht, so scheint dadurch falsae allerdings unhaltbar. Wolf schlug darum false vor, dem Döderlein folgt mit der feinen Bemerkung: falso de deceptis et errantibus, false de decipientibus et adulterantibus. Freylich ist die Frage, ob dieses haltbar, ob ein solcher Unterschied zwischen fälschlich (false) und auf fälschliche Weise (falso) anzunehmen sey. False ist überhaupt selten im Gebrauch; bey Cicero steht es Acad. III, 46: non assentiar saepe false, in Conflict mit falso; doch als verfälscht hat es Sisenna bey Charisius: indicium false factum. Uebrigens steht false dem diplomatisch überlieferten falsae näher als falso.

Cap. II. Postquam Bruto et Cassio ..... Döderlein preiset das πρόσωπον τηλαυγές als pe-

riodum amplitudine magnificam, ordine perspicuam ac simplicem, copia rerum uberrimam, concinnitate egregiam. Ritter erläutert nulla jam publica arma, doch nicht genau, durch: non in reipublicae usum. Auf Gebrauch kam es nicht an, sondern auf Recht, quae publice, i. e. a populo accepta, eoque populi Romani erant; beyde dann die Niederlage des Sext. Pompejus mit reichen Anführungen; Ritter kürzer. Dann exutoque Lepido, Döderlein allein: „Er wurde nicht geschlagen sondern seiner Legionen durch List oder Verrath entkleidet.“ Dagegen bringt Ritter sattsame Erläuterungen über das Verfahren und die Maaßregeln des Augustus, die in consulem se ferens ac . . . tribunicio jure contentum enthalten sind, doch nicht über das Folgende: militem donis, populum annona, cunctos dulcedine otii pellexit. Auch munia senatus magistratuum legum in se trahere werden besprochen, wiewohl nur im Allgemeinen und nicht genau. Wenn z. B. gesagt wird: quae . . . . populus jubere legibus rogatis ante solebat, ea in se traxit Augustus, so widerstreitet dem sein Verfahren. Die leges Juliae wurden von ihm an das Volk gebracht und zum Theil nur mit Mühe durchgesetzt, so heilsam sie auch waren, wie die tief eingreifenden de maritandis ordinibus.

Ac novis ex rebus aucti. Die Lesart des Beroaldus statt at wird von Ritter gegen die von Orelli aufgenommene Conjectur ut gut vertheidigt. Zur Erklärung von invalido legum auxilio, quae vi, ambitu, postremo pecunia turbabantur, wird Wolfs feine Bemerkung von Ritter wörtlich angeführt.

Cap. III. Hier wäre zu Anfang des Capitels eine Bemerkung über das Ganze der taciteischen Darstellung in dem πρόσωπον τηλαυγές am Platze gestanden. Sie beginnt mit dem Wechsel der Form der römischen Verfassung, deren Zerrüttung zu dem Imperium und dem Principatus Augusti führte, den er so wenig wie die früheren Zeiten schildern will, weil das von trefflichen Männern bereits geschehen. Nur das Letzte von diesen will er berühren, dann in die Geschichte der Nachfolger übergehen und diese von der Entstellung reinigen, welche sie durch Schmeicheleyen und Einschüchterungen erfahren. Hierauf wird in jener prachtvollen Periode die ganze kluge Thätigkeit zusammengefaßt, die Augustus auf die Festigung seiner Macht mit dem größten Erfolge wandte, und nun geht er im dritten Capitel auf das Innere seines Hauses und die Stützen über, die er ihr dort zu bereiten suchte. Denn der Macht des Volkes und des Senates soll gegenüber einer noch immer reichen, stolzen und in großen Geschlechtern blühenden Aristokratie und einem zahlreichen wohlhabenden und zwar erschütterten aber nicht gebeugten Bürgerstande die Hausmacht eines Geschlechtes untergestellt werden, welche sich endlich in ihm und Tiberius realisirt, in diesem aber, nachdem man der äußeren Gegner im Staate mächtig geworden sogleich sich gegen die Glieder des eigenen Hauses gewendet und diese vertilgt hat. Selbst bey Lebzeiten des ersten Gründers fing diese Verfolgung durch die gleißnerische Verruchtheit der Livia an, und gelangte durch die finstere Bosheit ihres einer solchen Mutter würdigen Sohnes, des Tiberius, und sein Verfahren gegen das Haus seines eigenen Bruders zu voller Blüthe. In jenem Verfahren und Plane des neuen Princeps ist der Grund zu suchen, weßhalb Tacitus sich mit der Genauigkeit und Ausführlichkeit, die das dritte Capitel zeigt, über diese Hausgeschichte verbreitet, die gleich in ihrer ersten Entfaltung mit dem Schrecken erfüllt ist, den die kalte, politische Berechnung, die Gewaltthätigkeit und die verborgene Herrschsucht der Livia verbreitet, welche der Herrschaft ihres despotisch gesinnten Sohnes ihren vom Volke verehrten Enkel und sein blühendes Geschlecht um so eher preisgab, weil sie in der Schwiegertochter Agrippina eine Nebenbuhlerin zu fürchten hatte, die ihr an Adel weit voranging und ebenso an hoher Gesinnung überlegen war.

Die bisher vorgetragenen Bemerkungen bezeichnen bereits die verschiedene Art der Herausgeber. Döderlein ist sparsam in Bemerkungen und in dem was er bemerkt kürzer als Ritter, Orelli reichlicher noch wie Ritter, doch auch er meist andeutend, außer in dem was selten und weniger zugänglich ist, alle drey übrigens zu Erwägungen, genaueren Bestimmungen oder Beschränkungen und Bestreitungen des von ihnen Vortragenen noch Raum gebend.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19 Juni.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

United States exploring expedition.

(Fortsetzung.)

Mit einer kurzen Schilderung von Polynesien macht der Verfasser den Anfang, woraus wir, das Bekannte übergehend, nur die Charakteristik der Rasseneigenthümlichkeit seiner Bewohner hervorheben wollen, da sie die Differenzen von den benachbarten andern Völkerstämmen schärfer als es anderwärts geschehen ins Auge faßt. Der Verf. schildert die Polynesier als den meisten andern Rassen in physischer Begabung überlegen. Sie sind etwas über mittlere Größe und gewöhnlich wohlgebildet mit hübsch entwickelten Gliedmassen und Muskeln. Die Weiber stehen in dieser Hinsicht dem andern Geschlechte nach, indem sie zu klein und untersetzt sind, obwohl sie in der Jugend nicht ohne ein gefälliges Ansehen sind. Die Farbe wechselt zwischen licht und dunkelbraun mit einem schwachen Anflug von Gelb. Merkwürdig ist es, daß die hellste Färbung zunächst dem Aequator gefunden wird und daß sie bey Entfernung von demselben auf beyden Seiten dunkler ausfällt. Die Haare sind dick, straff und schwarz, mit einer schwachen Neigung zur Kräuselung, wodurch sie sich von den groben schlichten Haaren der amerikanischen Indianer unterscheiden. Eine hellere Färbung hat der Verf. nur sehr selten gesehen. Der Bart ist schwach und ebenso die Behaarung am Rumpfe. Die Physiognomien sind eben so verschieden wie bey einem europäischen Volke. Außer der Farbe und den Haaren ist vielleicht das einzige allgemeine Kennzeichen die geringe Ausdehnung der Nasenlöcher an der Basis, obwohl die Nase etwas niedergedrückt ist. Die Augen sind schwarz, aber weder groß, noch sehr hell; nur bey etlichen Individuen wurden sie schief stehend wie bey den Chinesen gefunden. Die Jochbeine stehen wenig hervor und dabey mehr vor- als seitwärts. Die Nase ist gewöhnlich kurz und gerade, aber bey manchen Stämmen und bey manchen Individuen aller Stämme ist sie lang und habichtsartig, jedoch immer am untern Theil schwach niedergedrückt und erweitert. Der Mund ist in der Regel der beste Theil des Gesichtes; die Lippen sind mäßig dick und die Zähne schön. Die Gesichtscontur ist oval und die Züge, obwohl nicht sehr bezeichnet, sind oft so regelmäßig, daß sie wirklich hübsch erscheinen. Die Form des Kopfes paßt übrigens nicht zu unsern Ansichten von Schönheit, indem er kurz und breit ist, so daß der Querdurchmesser über den Ohren fast so groß als der von vorne nach hinten ist. Der Kopf ist hinten auffallend flach, was besonders bey den Weibern sichtlich hervortritt.

Von den Melanesiern bekam der Verf., abgesehen von den Fidschis, nur ein einziges Individuum zu Gesicht, einen Eingebornen von Erromango. Er hatte dichtes wolliges Haar, eine zurückweichende gewölbte Stirne, eine kleine Stumpfnase, dicke Lippen, zurücktretendes Kinn und den Vorsprung der Kiefer und des untern Gesichtstheils, der einen der unterscheidenden Züge der Negerrasse ausmacht. Der Verf. meint, daß wenn dieser Mann unter eine Schaar afrikanischer Schwarzen gestellt worden wäre, man ihn durch nichts von den Uebri-

gen hätte unterscheiden können. Mit den Fidschi-Insulanern wurde die amerikanische Expedition durch längeres Verweilen bey ihnen genau bekannt und wir erhalten hier einen sehr ausführlichen Bericht über sie.

Mit den Micronesiern kam der Verf. nur in sehr wenig Berührung und seine Schilderung ist daher zum großen Theil von andern Reisenden entlehnt. Er erkennt ihre nahe Verwandtschaft mit den Polynesiern an, und hebt als etwas Charakteristisches für sie die große Erhöhung der Stirne und daher des ganzen Kopfes im Verhältniß zur Breite hervor.

Die Australier schildert der Verf. als schlank, mit langen Gliedmassen, und bey guter Nahrung, die ihnen aber oft gebricht, auch für ziemlich gut proportionirt. Die Gesichtsform hält das Mittel zwischen dem afrikanischen und malayischen Typus. Die Nase ist oben zwischen den Augen stark verflacht und unten erweitert, deßhalb aber doch häufig von habichtsartigem Umrisse. Die Jochbeine sind vorragend; der Mund ist groß mit dicken Lippen, die Kiefer vorspringend, aber das Kinn häufig zurückgezogen. Die Farbe ist dunkel schokolade oder röthlich schwarz, gleich der des Guineanegers, wechselt aber im Tone, so daß manche Individuen so hellfarbig sind als Mulatten. Was, nach der Erklärung des Verf., die Australier am meisten von andern dunkelfarbigen Rassen unterscheidet, ist das Haar, das weder wollig, wie bey den Afrikanern und Melanesiern, noch gekräuselt, wie bey den Fidschis, noch grob, steif und sich lockend, wie bey den Malayen, sondern lang, fein und wallend, wie bey den Europäern ist. Von Farbe ist es bisweilen glänzend schwarz, am häufigsten aber dunkelbraun. Die Meisten haben dicke Bärte und ihre Haut ist mehr behaart als die der Schwarzen.

In einem eigenen Kapitel bespricht der Verf. die Wanderungen der Bewohner der Südsee-Inseln und weist nach, daß sie ihren Ausgang aus dem Westen genommen haben, wie er es denn mit W. v. Humboldt für ausgemacht ansieht, daß Polynesier und Malayen von demselben Stamme entsprungen sind; eine Meinung, die allerdings bisher fast allgemein angenommen war, die aber nunmehr an Crawfurd einen sehr entschiedenen Gegner gefunden hat.

Von den Bewohnern der Südsee geht der Verf. zu denen des nordwestlichen Amerika's über, die gleichfalls von der Expedition besucht worden waren. Aus der vorgelegten Beschreibung ist es als der merkwürdigste Umstand hervorzuheben, daß in dem langen und schmalen Abschnitt dieses Kontinentes, der zwischen dem Felsgebirge und dem stillen Ocean eingeschlossen ist und sich von dem Lande der Eskimos bis zur californischen Halbinsel ausdehnt, vielleicht eine größere Anzahl von Stämmen mit verschiedenen Sprachen als in irgend einem andern Theil der Welt von derselben Größe gefunden wird. Und diese Verschiedenheit der Stämme betrifft nicht blos ihre Idiome, sondern auch ihre physische Beschaffenheit, Charakter und Gebräuche.

Der zweyte Theil dieses Bandes befaßt sich, wie schon erwähnt, mit ausführlichen Untersuchungen über die Sprachen der von der nordamerikanischen Expedition besuchten Völkerschaften. Referent, der nicht im Stande ist, dem Verfasser auf diesem Gebiete nachzufolgen, muß sich beschränken, blos die Aufschriften der hieher gehörigen Abschnitte aufzuführen, aus welchen der Umfang dieser linguistischen Studien ersehen werden kann. Es sind folgende: vergleichende Grammatik der polynesischen Dialecte, Versuch eines Lexicons der polynesischen Sprache, englisches und polynesisches Wörterverzeichniß, Dialect von Fakaafo und Vaitupu, Grammatik und Lexicon der Fidschi-Sprache, Wörterverzeichniß der Dialecte von Tobi und Mille, Umrisse einer Grammatik der Tarawan-Sprache nebst Wörterverzeichniß, Notizen über die Sprache von Rotuma, die Sprachen von Australien, die Sprachen des nordwestlichen Amerikas, am Schluße kurze Bemerkungen über die von Patagonien und Südafrika.

Der VII. Band ist den Zoophyten gewidmet und von Dana bearbeitet. Es ist dieß eine höchst umfassende, bedeutende, systematische Arbeit, da sie nicht blos die vielen neuen Arten, welche von der Expedition entdeckt wurden, beschreibt, son-

bern auch zugleich eine Aufzählung aller bekannten Species mit kurzer Charakteristik derselben enthält, wovon nur bey den Actinien und Hydroideen eine Ausnahme gemacht ist, indem bey diesen Abtheilungen blos die neuen Arten in Berücksichtigung gezogen sind. Des Verfassers systematische Eintheilung der Zoophyten ist folgende.

Erste Ordnung. ACTINOIDEA. Darmhöhle in Fächer durch sternartige und reproduktive Funktionen ausübende Blätter getheilt, Eier durch den Mund ausgeworfen.

I. **Unterordnung.** ACTINARIA. Tentakel 6, 12 oder mehr, nicht warzig (mit wenig Ausnahmen) und an der Spitze durchbohrt, oft korallbildend: Stamm kalkig, sehr selten hornig, mit gestrahlten Zellen.

Zunft a. ASTREACEA. Tentakel viele, in unvollständigen Reihen oder zerstreut; wenn knospenbildend mit oberer Sprossung, oft korallbildend: die Stämme kalkig, die Zellen vielstrahlig, die Blätter auswärts über die Zellen verlängert, daher die Oberfläche der aggregirten Korallenstämme blättrig-gestreift.

1. Familie. Actinidae; nicht korallbildend, meist angeheftet. Gattungen: Actinia, Anthea, Adamsia, Edwardsia, Ilyanthus, Copnea, Actinecta, Epicystis, Actinodendrum, Lucernaria, Metridium, Actineria, Heterodactyla, Epicladia.

2. Familie. Astraeidae; korallbildend, Tentakeln längs des Randes der Mundscheiben stehend, Scheiben bisweilen in einfache Reihen verfließend; Korallstämme mit ausgehöhlten Zellen, Sterne umschrieben, bisweilen lappig oder linear. Euphyllia, Ctenophyllia, Mussa, Manicina, Caulastraea, Tridacophyllia, Astrea, Meandrina, Monticularia, Phyllastrum, Merulina, Echinopora.

(Schluß folgt.)

Ueber die Leitungs-Gesetze im Rückenmark von Carl Eigenbrodt. Gießen 1849.

In dieser Brochure sind die Resultate sorgsam angestellter Untersuchungsreihen und kritischer Studien auf einem Gebiet niedergelegt, welches der anatomischen sowohl als experimentellen Forschung unendlich viele Schwierigkeiten in den Weg legt. Die anatomische Schwierigkeit beruht auf der Zerstörbarkeit der äußerst zarten Gebilde, die experimentelle in der unverkennbaren Verknüpfung verschieden functionirender Elemente. Daraus erklären sich die manchfachen Widersprüche in den Ansichten und Versuchs-Resultaten der ausgezeichnetsten Forscher unseres Faches, und doch knüpfen sich an die entscheidende Lösung der hier in Rede stehenden Fragen höchst wichtige und nothwendige Anschauungen von dem Mechanismus des Rückenmarks, die eben so große physiologische als pathologische Bedeutung haben.

Nicht allein durch gründliche anatomische Untersuchungen und consequent durchgeführte Versuchsreihen, sondern auch durch Zurückführen der von einander abweichenden Resultate der verschiedenen Forscher auf den Grund dieser Abweichungen hat der Verfasser unter Bischoff's Leitung der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet.

Die hier niedergelegten Resultate zerfallen in anatomisch-histologische, und in physiologische. Der Verfasser fand in Beziehung auf erstere Folgendes. Das Rückenmark hat eine vordere und hintere Spalte, in denen sich die genannten Stränge glattwandig begrenzen. Die hintere Spalte ist jedoch enger und nicht so deutlich entwickelt. Die beyden Hälften des Rückenmarkes sind mit einander durch Commissuren verbunden und zwar vorn durch eine weiße und graue, hinten nur durch eine graue. Eigenbrodt empfiehlt zur Untersuchung dieser Verhältnisse besonders das Rückenmark des Hammels. Hat man ein solches in einer Auflösung von chromsaurem Kali erhärtet, so gewinnt man durch Quer- und Längsschnitte, welche davon in gehöriger Dünne herzustellen sind, eine Einsicht in die histologischen Verhältnisse und findet in der vorderen weißen Commissur eine Kreuzung der Fasern, zugleich in der grauen außer unmittelbar um den Centralcanal neben den Ganglienkugeln Nervenfasern; diese letzteren zeigen keine so deutliche Kreuzung, doch ist dieselbe ziemlich wahrscheinlich, wenn auch nicht direkt zur Anschauung zu bringen.

gen hätte unterscheiden können. Mit den Fidschi-Insulanern wurde die amerikanische Expedition durch längeres Verweilen bey ihnen genau bekannt und wir erhalten hier einen sehr ausführlichen Bericht über sie.

Mit den Micronesiern kam der Verf. nur in sehr wenig Berührung und seine Schilderung ist daher zum großen Theil von andern Reisenden entlehnt. Er erkennt ihre nahe Verwandtschaft mit den Polynesiern an, und hebt als etwas Charakteristisches für sie die große Erhöhung der Stirne und daher des ganzen Kopfes im Verhältniß zur Breite hervor.

Die Australier schildert der Verf. als schlank, mit langen Gliedmassen, und bey guter Nahrung, die ihnen aber oft gebricht, auch für ziemlich gut proportionirt. Die Gesichtsform hält das Mittel zwischen dem afrikanischen und malayischen Typus. Die Nase ist oben zwischen den Augen stark verflacht und unten erweitert, deßhalb aber doch häufig von habichtsartigem Umrisse. Die Jochbeine sind vorragend; der Mund ist groß mit dicken Lippen, die Kiefer vorspringend, aber das Kinn häufig zurückgezogen. Die Farbe ist dunkel schokolade oder röthlich schwarz, gleich der des Guineanegers, wechselt aber im Tone, so daß manche Individuen so hellfarbig sind als Mulatten. Was, nach der Erklärung des Verf., die Australier am meisten von andern dunkelfarbigen Rassen unterscheidet, ist das Haar, das weder wollig, wie bey den Afrikanern und Melanesiern, noch gekräuselt, wie bey den Fidschis, noch grob, steif und sich lockend, wie bey den Malayen, sondern lang, fein und wallend, wie bey den Europäern ist. Von Farbe ist es bisweilen glänzend schwarz, am häufigsten aber dunkelbraun. Die Meisten haben dicke Bärte und ihre Haut ist mehr behaart als die der Schwarzen.

In einem eigenen Kapitel bespricht der Verf. die Wanderungen der Bewohner der Südsee-Inseln und weist nach, daß sie ihren Ausgang aus dem Westen genommen haben, wie er es denn mit W. v. Humboldt für ausgemacht ansieht, daß Polynesier und Malayen von demselben Stamme entsprungen sind; eine Meinung, die allerdings bisher fast allgemein angenommen war, die aber nunmehr an Crawfurd einen sehr entschiedenen Gegner gefunden hat.

Von den Bewohnern der Südsee geht der Verf. zu denen des nordwestlichen Amerika's über, die gleichfalls von der Expedition besucht worden waren. Aus der vorgelegten Beschreibung ist es als der merkwürdigste Umstand hervorzuheben, daß in dem langen und schmalen Abschnitt dieses Kontinentes, der zwischen dem Felsgebirge und dem stillen Ocean eingeschlossen ist und sich von dem Lande der Eskimos bis zur californischen Halbinsel ausdehnt, vielleicht eine größere Anzahl von Stämmen mit verschiedenen Sprachen als in irgend einem andern Theil der Welt von derselben Größe gefunden wird. Und diese Verschiedenheit der Stämme betrifft nicht blos ihre Idiome, sondern auch ihre physische Beschaffenheit, Charakter und Gebräuche.

Der zweyte Theil dieses Bandes befaßt sich, wie schon erwähnt, mit ausführlichen Untersuchungen über die Sprachen der von der nordamerikanischen Expedition besuchten Völkerschaften. Referent, der nicht im Stande ist, dem Verfasser auf diesem Gebiete nachzufolgen, muß sich beschränken, blos die Aufschriften der hieher gehörigen Abschnitte aufzuführen, aus welchen der Umfang dieser linguistischen Studien ersehen werden kann. Es sind folgende: vergleichende Grammatik der polynesischen Dialecte, Versuch eines Lexicons der polynesischen Sprache, englisches und polynesisches Wörterverzeichniß, Dialect von Fakaafo und Vaitupu, Grammatik und Lexicon der Fidschi-Sprache, Wörterverzeichniß der Dialecte von Tobi und Mille, Umrisse einer Grammatik der Tarawan-Sprache nebst Wörterverzeichniß, Notizen über die Sprache von Rotuma, die Sprachen von Australien, die Sprachen des nordwestlichen Amerikas, am Schluße kurze Bemerkungen über die von Patagonien und Südafrika.

Der VII. Band ist den Zoophyten gewidmet und von Dana bearbeitet. Es ist dieß eine höchst umfassende, bedeutende, systematische Arbeit, da sie nicht blos die vielen neuen Arten, welche von der Expedition entdeckt wurden, beschreibt, son-

dern auch zugleich eine Aufzählung aller bekannten Species mit kurzer Charakteristik derselben enthält, wovon nur bey den Actinien und Hydroideen eine Ausnahme gemacht ist, indem bey diesen Abtheilungen blos die neuen Arten in Berücksichtigung gezogen sind. Des Verfassers systematische Eintheilung der Zoophyten ist folgende.

Erste Ordnung. ACTINOIDEA. Darmhöhle in Fächer durch sternartige und reproduktive Funktionen ausübende Blätter getheilt, Eier durch den Mund ausgeworfen.

I. **Unterordnung.** ACTINARIA. Tentakel 6, 12 oder mehr, nicht warzig (mit wenig Ausnahmen) und an der Spitze durchbohrt, oft korallbildend: Stamm kalkig, sehr selten hornig, mit gestrahlten Zellen.

Zunft a. ASTREACEA. Tentakel viele, in unvollständigen Reihen oder zerstreut; wenn knospenbildend mit oberer Sprossung, oft korallbildend: die Stämme kalkig, die Zellen vielstrahlig, die Blätter auswärts über die Zellen verlängert, daher die Oberfläche der aggregirten Korallenstämme blättrig-gestreift.

1. Familie. Actinidae; nicht korallbildend, meist angeheftet. Gattungen: Actinia, Anthea, Adamsia, Edwardsia, Ilyanthus, Copnea, Actinecta, Epicystis, Actinodendrum, Lucernaria, Metridium, Actineria, Heterodactyla, Epicladia.

2. Familie. Astraeidae; korallbildend, Tentakeln längs des Randes der Mundscheiben stehend, Scheiben bisweilen in einfache Reihen verfließend; Korallstämme mit ausgehöhlten Zellen, Sterne umschrieben, bisweilen lappig oder linear. Euphyllia, Ctenophyllia, Mussa, Manicina, Caulastraea, Tridacophyllia, Astrea, Meandrina, Monticularia, Phyllastrum, Merulina, Echinopora.

(Schluß folgt.)

Ueber die Leitungs-Gesetze im Rückenmark von Carl Eigenbrodt. Gießen 1849.

In dieser Brochure sind die Resultate sorgsam angestellter Untersuchungsreihen und kritischer Studien auf einem Gebiet niedergelegt, welches der anatomischen sowohl als experimentellen Forschung unendlich viele Schwierigkeiten in den Weg legt. Die anatomische Schwierigkeit beruht auf der Zerstörbarkeit der äußerst zarten Gebilde, die experimentelle in der unverkennbaren Verknüpfung verschieden functionirender Elemente. Daraus erklären sich die manchfachen Widersprüche in den Ansichten und Versuchs-Resultaten der ausgezeichnetsten Forscher unseres Faches, und doch knüpfen sich an die entscheidende Lösung der hier in Rede stehenden Fragen höchst wichtige und nothwendige Anschauungen von dem Mechanismus des Rückenmarks, die eben so große physiologische als pathologische Bedeutung haben.

Nicht allein durch gründliche anatomische Untersuchungen und consequent durchgeführte Versuchsreihen, sondern auch durch Zurückführen der von einander abweichenden Resultate der verschiedenen Forscher auf den Grund dieser Abweichungen hat der Verfasser unter Bischoff's Leitung der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet.

Die hier niedergelegten Resultate zerfallen in anatomisch-histologische, und in physiologische. Der Verfasser fand in Beziehung auf erstere Folgendes. Das Rückenmark hat eine vordere und hintere Spalte, in denen sich die genannten Stränge glattwandig begrenzen. Die hintere Spalte ist jedoch enger und nicht so deutlich entwickelt. Die beyden Hälften des Rückenmarkes sind mit einander durch Commissuren verbunden und zwar vorn durch eine weiße und graue, hinten nur durch eine graue. Eigenbrodt empfiehlt zur Untersuchung dieser Verhältnisse besonders das Rückenmark des Hammels. Hat man ein solches in einer Auflösung von chromsaurem Kali erhärtet, so gewinnt man durch Quer- und Längsschnitte, welche davon in gehöriger Dünne herzustellen sind, eine Einsicht in die histologischen Verhältnisse und findet in der vorderen weißen Commissur eine Kreuzung der Fasern, zugleich in der grauen außer unmittelbar um den Centralcanal neben den Ganglienkugeln Nervenfasern; diese letzteren zeigen keine so deutliche Kreuzung, doch ist dieselbe ziemlich wahrscheinlich, wenn auch nicht direkt zur Anschauung zu bringen.

Wichtig ist, daß die Faserkreuzung in der vordersten Commissur nur eine verhältnißmäßig geringe Menge von Fasern trifft, was gewisse Widersprüche mit pathologischen Erfahrungen beseitigt, welche bey einer vollkommnen Kreuzung aller Fasern erhoben werden könnten. Wir wissen nämlich, daß in der medulla oblongata und dem pons ein kleiner Theil von Fasern von der sonst dort allgemein stattfindenden Kreuzung ausgeschlossen bleibt; es sind dieß die Fasern der inneren Hülsenstränge: also die inneren, der Medianspalte des Rückenmarks zunächst liegenden Parthien der Vorderstränge. Hier ist es nun möglich, daß die weiter oben sich nicht kreuzenden Fasern nachträglich zur Kreuzung gebracht werden, was das Factum erklärte, daß bey einseitigem Hirnleiden vollständige Hemiplegie entstehen kann.

In Betreff der physiologischen Resultate sind folgende von Wichtigkeit, von denen der größere Theil nicht sowohl neue Funde bietet, als vielmehr bisher zweifelhafte Punkte feststellt. Bey der Kleinheit des Rückenmarks des Frosches waren sichere und constante Resultate nur bey Säugethieren zu erzielen. Die Operationen sind jetzt durch Anwendung von Chloroform weniger grausam und unsicher. Die Bogen des ersten Lenden- und letzten Brust-Wirbels wurden entfernt, und nun entweder nach Durchschneidung gewisser Parthien aus dem dadurch erzeugten Wegfall bestimmter Erscheinungen auf die Function dieser Parthien geschlossen, oder dieselbe durch directe Reizung ermittelt. Hiernach enthalten die Vorderstränge nur motorische und durchaus keine sensiblen Fasern, vermitteln daher bloß die Bewegung; die Hinterstränge enthalten nur sensible Fasern, vermitteln daher nur die Empfindung. Bey den Seitensträngen blieb die Untersuchung noch etwas zweifelhaft; jedenfalls enthalten sie motorische Fasern; ob aber auch sensible konnten die Versuche nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Die Verschiedenheit der Resultate bey den einzelnen Forschern rührt von der Schwierigkeit her keine Brücke des Vorder- und Hinterstranges stehen zu lassen, was, wenn die Brücke auch noch so klein ist, nothwendig Irrungen hervorrufen muß.

Die graue Substanz, im anatomischen Sinne des Wortes, endlich vermag als Leitung für Empfindung und Bewegung zu dienen, allein höchst wahrscheinlich ist es, daß sie dieses Leitungsvermögen nur den in ihr enthaltenen Fasern, nicht den Ganglienkörpern verdankt.

Bey der Unmöglichkeit, an der Ganglienmasse allein Versuche anzustellen, bleibt nichts anderes übrig, als ihre Function indirect zu erschließen. Daß die Fasern leiten wissen wir; sie gehen von der Peripherie, wenn auch nicht auf sehr große Strecken verfolgbar, offenbar in die Masse des Rückenmarkes hinein. Es ist kein Grund anzunehmen, daß sie hier ihre peripherische Function aufgeben; weil ihre Form auch im Ganzen dieselbe bleibt. Etwas aber büßten sie ein, wenn sie in die Centralorgane getreten sind, nämlich das Vermögen ihre Erregung zu isoliren, und zwar offenbar durch ihre Verknüpfung mit den Ganglienkörpern; denn nur wo diese präsent sind, kann eine Uebertragung der Erregung einer Faser auf andere statt finden. Daraus folgt, daß die Ganglienkörper ebenfalls eine leitende Kraft besitzen, allein hier scheinen andere Gesetze betreffs der Richtung aufzutreten, in welcher die Leitung geschieht. Von diesen Gesichtspunkten aus hat denn auch der Verfasser Stillings Ansicht beurtheilt, welcher durch Experimente, deren Unsicherheit Eigenbrodt in das rechte Licht gestellt hat, zu dem Resultat gekommen ist, daß die weiße Substanz, ohne in Verbindung mit der grauen zu stehen, nicht leitungsfähig sey, und daß die vordere weiße Substanz nur von der Axe nach der Peripherie, die hintere nur von der Peripherie nach der Axe des Rückenmarkes leite, keine von beyden aber in der Längsrichtung.

Der letzte Punkt ist dadurch widerlegt, daß der Verfasser zeigt, wie die vorsichtigste Reizung der vorderen Stränge unter dem zweyten Wirbel noch Bewegungen in den hinteren Extremitäten hervorzurufen im Stande ist, was ich selbst außerordentlich häufig bey meinen eigenen Untersuchungen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe.

So dürften wir jetzt für die Leitungsgesetze des Rückenmarks, so weit sie die Fasermasse in demselben betrifft, einen sicheren Boden gewonnen haben.

Unendlich viel complicirter scheinen aber die Leitungs- oder Uebertragungs-Gesetze in der Ganglienmasse zu seyn; und nie werden wir ohne Kenntniß derselben eine Einsicht in die Ursache rhythmischer oder überhaupt combinirter Bewegungen bekommen, welche theils unwillkührlich, theils willkührlich sogleich in ihrer Combination hervorgerufen werden können. Leider fehlen uns bis jetzt sowohl die dazu nöthigen Kenntnisse der feinsten anatomischen Verhältnisse, als Methoden auf experimentellem Weg der Lösung dieser wichtigen Fragen näher zu kommen.

Dr. E. Harleß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juni.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

United States exploring expedition.

(Schluß.)

3. Familie. Fungidae; korallbildend, Scheiben nicht umschrieben, Tentakel zerstreut; Korallstämme gewöhnlich mit gestirnter Oberfläche und ohne eigentliche Sterne ꝛc. Fungia, Cyclolites, Herpetolithus, Halomitra, Polyphyllia, Zoopilus, Pavonia, Agaricia, Psammocora.

Zunft b. CARYOPHYLLACEA. Polypen mit zahlreichen Tentakeln in 2 oder mehr Reihen, meist Knospenbildung, Sprossung unten, Knospen seitlich, selten oberhalb ausgehend; meist korallbildend, Stämme kalkig, Zellen vielstrahlig, Zwischenräume nicht blättrig gestreift.

1. Familie. Cyathophyllidae; Gattungen: Cyathophyllum, Calophyllum, Amplexus, Caninia, Arachnophyllum, Acervularia, Cystiophyllum, Clisiophyllum, Michelinia, Columnaria, Sarcinula.

2. Familie. Caryophyllidae; Ecmesus, Cyathina, Stephanophyllia, Turbinalia, Desmophyllum, Culicia, Caryophyllia, Dendrophyllia, Oculina, Anthophyllum, Astroitis.

3. Familie. Gemmiporidae; Gemmipora, Astraeopora?

4. Familie. Zoanthidae, nicht korallbildend. Isaura, Zoantha, Palythoa.

Zunft c. MADREPORACEA. Tentakel in einfacher Reihe, 12 (selten mehr), bisweilen verkümmert, Sprossung seitlich, Stämme kalkig, Zellen klein mit 6—12 oder obsoleten Strahlen; Zwischenräume nicht blättrig gestreift.

1. Familie. Madreporidae; Madrepora, Manopora.

2. Familie. Favositidae; Alveopora, Sideropora, Seriatopora, Pocillopora, Stenopora, Constellaria, Favosites, Catenipora, Heliopora, Heliolites, Millepora.

3. Familie. Poritidae; Porites, Goniopora.

Zunft d. ANTHIPACEA (!). Thiere mit 6 Tentakeln, an der Basis hornige Aussonderungen bildend.

1. Familie. Anthipathidae.

II. **Unterordnung.** ALCYONARIA. Tentakeln 8, mit an der Spitze durchbohrten Warzen; oft korallbildend, Sterne innen nicht gestrahlt.

1. Familie. Pennatulidae; Renilla, Pennatula, Veretillum, Funiculina, Virgularia, Pavonaria, Umbellularia.

2. Familie. Alcyonidae; Rhizoxenia, Anthelia, Xenia, Ammothea, Sympodium, Nephthya, Alcyonium, Spoggodia.

3. Familie. Cornularidae; Cornularia.

4. Familie. Tubiporidae; Aulopora, Telesto, Tubipora, Syringopora?

5. Familie. Gorgonidae; Corallium, Hyalonema, Briareum, Gorgonia, Primnoa, Bebryce, Isis, Mopsea, Melitaea.

Zweyte Ordnung. HYDROIDEA. Darm-

höhle ein einfacher schlauchartiger Sack, Eier außen von den Seiten ausprossend.

1. Familie. Hydridae; Hydra.

2. Familie. Sertularidae; Antennularia, Plumularia, Sertularia, Thuiaria, Thoa, Pasythea.

3. Familie. Campanularidae; Laomedea, Campanularia.

4. Familie. Tubularidae; Pennaria, Tubularia, Syncorna, Corydendrium, Eudendrium, Coryna, Hydractinia.

Ein interessantes Kapitel ist das, was von der geographischen Verbreitung der Zoophyten handelt und woraus wir deßhalb das Hauptsächlichste herausheben wollen.

Die Hydroideen werden in allen Meeren und sowohl in großen Tiefen als an der Oberfläche getroffen. Die tropischen und die Gewässer der kalten Zone haben ihre eigenthümlichen Arten und einige leben auch in Süßwasser.

Die Actinoideen sind alle Seethiere und kommen besonders in der heißen Zone vor. Die weichen Actiniden und die Alcyonarien haben die weiteste Verbreitung, indem sie sowohl in den Korallriffen der Aequatorialgegenden als nord- und südwärts außerhalb der gemäßigten Zone angetroffen werden. Unter den korallbildenden Actinarien sind die Abtheilungen der Madreporen und Astraeen fast ausschließlich auf die Korallriff-Seen beschränkt, einer Region, die zwischen den Parallelen von 28° nord- und südwärts des Aequators sich ausdehnt, während die Caryophylliden so weit als die Actinien verbreitet sind.

Die Madreporaceen und Astraceen nebst den Gemmiporiden sind die Hauptgründer der Korallriffe. Die Temperatur, welche ihre geographische Ausbreitung limitirt, ist ohngefähr 68° F., was die Wintertemperatur an der Außengrenze der riffbildenden Meere ist. Die Temperatur sinkt bey ihnen bisweilen bis zu 66 und selbst 64° herab, aber dieß scheint ein Maaß zu seyn, das sie zwar überstehen, bey dem sie jedoch nicht Sprossen hervortreiben. In den wärmsten Theilen der Südsee wechselt die Temperatur von 80 bis 85°, und hier sind Astraeen, Meandrinen, Madreporen u. s. w. in größter Ueppigkeit entwickelt. Nach der Tiefe zu haben die riffbildenden Korallen nur eine geringe Erstreckung, indem 20 oder vielleicht 16 Faden Tiefe fast alle Arten der Zünfte der Madreporen und Astraeen einschließen wird. Auf diese Begrenzung hat die Temperatur wenig oder gar keinen Einfluß, da unter dem Aequator 68° F. erst in einer Tiefe von gegen 100 Faden getroffen wird.

Hinsichtlich der Verbreitung der Arten scheint es gewisse Mittelpunkte zu geben, von denen sie ausgehen. Die Korallarten Westindiens sind in mancher Hinsicht eigenthümlich, und nicht eine kann mit Sicherheit mit irgend einer ostindischen identificirt werden. Die Centraltheile des stillen Oceans scheinen fast eben so eigenthümlich in ihren Korallen zu seyn. Nur wenige von den Fidschis-Inseln sind als identisch mit denen des indischen Oceans befunden worden. Eine genauere Bekanntschaft mit den Korallen dieser verschiedenen Meere mag zwar die Anzahl der identischen Arten vermehren, aber die bisher gemachten Erfahrungen scheinen ausreichend zur Feststellung der Thatsache, daß ein großer Theil der Zoophyten auf eine geringe Längserstreckung beschränkt ist. Aus einer Tabelle, die der Verf. vorlegt, geht es hervor, daß unter 306 Arten nur 27 der Südsee und dem indischen Ocean gemeinsam sind. Hinsichtlich der ost- und westindischen Arten giebt es nur eine, die Meandrina labyrinthica, worüber jedoch noch viele Zweifel bleiben.

Der Verf. kennt keine Autorität, um Westindien irgend eine Art aus den Gattungen Fungia, Pavonia, Herpetolithus, Merulina, Monticularia, Gemmipora, Anthophyllum, Pocillopora, Sideropora oder Seriatopora, die alle in der entgegengesetzten Weltgegend gemein sind, zuzuweisen. Die Agaricien, mit Ausnahme einer einzigen Art, sind in Westindien auf die Untergattung Mycedia beschränkt. Die Milleporen sind die einzigen bekannten Favositiden, und von den artenreichen Madreporen sind nur ein halb Dutzend unterschieden worden. Die Manicinen, Caryophyllien und Oculinen sind in Westindien zahlreicher als anderwärts, und

die Ctenophyllien (Meandrinen mit starken ganzen Lamellen) sind nur daselbst gefunden worden. Die Gattung Porites besitzt mehrere Arten, die aber gebrechlicher und poröser sind, als die aus dem ostindischen oder stillen Ocean.

Zum Schlusse müssen wir noch rühmlichst gedenken des ausgezeichnet schönen Papieres und Druckes, wodurch diese Bände zu einer wahren Prachtausgabe werden. Den Atlas, der zum siebenten Bande gehört, haben wir noch nicht erhalten.

Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitgliede desselben. Berlin 1849. 212 S. gr. 8.

Diese Schrift, als deren Verfasser sich am Ende der am 10. März l. J. geschriebenen Vorrede Dr. Eilers nennt, verdient eine vorzügliche Beachtung nicht nur des Inhaltes wegen, der mehr giebt als der Titel verheißt, sondern auch wegen des Vortrages, welcher das, manche ähnliche Arbeit entstellende, Gemisch von Kanzleystyl und Schulsprache vermeidend, sich in edler Einfalt hält, was desto anerkennenswerther ist, weil der Verf. früher der Schule, später der Kanzley angehörte. Es sind vier Capitel: das evangelische Kirchenwesen — die katholische Kirche — das Unterrichtswesen — Censur und Zeitungswesen. Natürlich wird in jedem derselben auf den Zustand, welchen der Minister Eichhorn antraf, zurückgegangen, und vielleicht findet mancher Leser gerade diese Vorberichte am anziehendsten. Referent will nur einiges über den Agenden-Streit ausheben, welcher bekanntlich dem Ansehen der preußischen Regierung nicht weniger geschadet hat als ihr Verfahren gegen den Erzbischof von Köln.

König Friedrich Wilhelm III. wollte die neue Agende, nachdem sie von Seiten des Lehramtes gebilligt war, nicht zwangsweise, sondern auf dem Wege der Belehrung eingeführt wissen. Denn er „behandelte die religiösen Ueberzeugungen auch des geringsten seiner Unterthanen mit der zartesten Gewissenhaftigkeit und verabscheute die Anordnung polizeylicher Mittel“ in Kirchensachen. S. 16. Solche Mittel wurden gleichwohl durch das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten wider die Theilhaber an Zusammenkünften, die aus Abneigung gegen die Agende die Kirche mieden und außerkirchliche Erbauung suchten, auch ihre Kinder aus der Schule nahmen, angewandt. „Die Widerstrebenden, hieß es, seyen durchaus nicht berechtigt, von Gewissen und Gewissenszwang zu reden, weil es ihnen hiezu an aller klaren Erkenntniß fehle sowohl von dem, was sie vertheidigten, als von dem, was sie bekämpften.“ S. 17. Es kam zu Klagen vor Gerichten; diese fällten Erkenntnisse, „wodurch die Dissidenten in der Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache bestärkt wurden. Um so schärfer schritt die Polizeygewalt fortwährend ein. Dieser thatsächliche Widerstreit zwischen Justiz und Polizey in Bezug auf religiöse Ueberzeugungen warf nach allen Seiten hin ein, die wichtigsten Interessen der Regierung gefährdendes, Licht auf die inneren Zustände des Staates.“ S. 23. Nun begehrten die Unzufriedenen in großer Anzahl die Erlaubniß auszuwandern, die ihnen nach den bestehenden Gesetzen nicht versagt werden konnte. Gleichwohl verweigerte man sie ihnen mehrere Jahre lang unter dem Vorwande, sie seyen irre geleitet, verführt; und dem Könige, der das bedenklich fand, wurde vorgestellt, als Landesvater komme ihm zu, die armen Leute von dem Unglücke zurückzuhalten, in das sie nicht allein selbst gehen, sondern auch viele Unmündige mitnehmen würden. Allein der Drang zur Auswanderung stieg so, daß man ihm nachgeben mußte. Dagegen wurden die Maßregeln gegen die im Lande bleibenden Agendeflüchtigen geschärft. „Von da an trat ein förmlicher Kriegszustand zwischen den Staatsbehörden und einer sehr bedeutenden Zahl in allen Provinzen zerstreuter Unterthanen ein.“ S. 34. Der König beauftragte vier Minister die Angelegenheit einer umfassenden gemeinsamen Berathung zu unterwerfen. „Es vergingen vier Monate bis man den Entschluß faßte, behufs der Vorbereitung zu jener gemeinsamen Berathung fünf Räthe der verschiedenen Ministerien zusammentreten zu lassen.“ S. 35. Diese fünf empfahlen einen Mittelweg mit Aufsicht und Nachsicht; Nachsicht anstatt ausdrücklicher Duldung; Aufsicht zu Verhütung unzuläßiger Uebergriffe. Auf diese haltlose Vorarbeit sollten die vier Minister nun ein Gesetz vorschlagen. „Sie kamen damit, aller dringenden Mahnungen des Königs ungeachtet, nicht zu Stande.“ S. 37. Indessen machte der Minister der geistlichen Angelegenheiten für sich einen Entwurf, bey dem er davon ausging, daß die Widersetzlichkeit der Agendeflüchtigen (Altlutheraner) ein Kampf gegen die bestehende Ordnung im Staate überhaupt sey. „Um Angriffen solcher Art entgegenzutreten, lasse das landesherrliche Recht sich nicht allein nach gegebenen Gesetzen bestimmen, wie die Justizbehörden solches gethan. Wenn der landesherrliche Wille ausgesprochen sey, komme es nicht weiter darauf an ob ein Gesetz entgegenstehe ꝛc.“ S. 39. Der nach solchen Ansichten ausgearbeitete Entwurf erhielt die Zustimmung der übrigen Minister, würde aber dem Könige nicht mehr vorgelegt. In diesem Stande

war die Sache, da der jetzige König die Regierung an trat.

Rathlosigkeit aus Uebermaß von Rath.

Man darf es dem Verf., der sich an mehreren Stellen als einen Königischen bekennt, nicht verdenken, daß er ein Aergerniß wie dieses, wo das eigentliche Königthum durch etliche oft unter sich uneinige Afterkönige gebunden oder gelähmt erscheint, etwas zu glimpflich behandelt. Er stand den Leuten nahe und erkannte daß sie es wohl meynten; was leider keine Verwahrung gegen große und schädliche Irrthümer ist.

Von der nicht einseitigen Freymüthigkeit des Vfs. mag folgende Stelle voll frischer Luft zur Probe dienen.

S. 58. „Von Geburt dem Bauernstande angehörig, hat der Verf. lange genug in demselben gelebt, um die Urtheils- und Empfindungsweise dieser großen Volksclasse genauer kennen zu lernen als denen möglich ist, die in höheren Ständen aufgewachsen sind. Aus dieser Erfahrung und nicht allein aus dem Studium der Geschichte hat er die feste politische Ueberzeugung gewonnen, daß das Volk durch die Constitutionen unserer doctrinären Politiker um seine wahre Freyheit und Wohlfahrt betrogen wird; freylich aber auch die Ueberzeugung, daß wenn ein deutscher Fürst auch noch so hohe Ideen, noch so reine Absichten hat, dieses nichts hilft, wenn er nicht zugleich das Schwert der Gerechtigkeit und der bürgerlichen Ordnung überall da wo es Noth thut, vorzüglich gegen hochmüthige und anmaßende Uebergriffe der Vornehmen, der Reichen, der Beamten, mit Entschiedenheit führt. Dieß allein flößt dem Volke nachhaltigen Respect ein, wogegen die Werke der Milde und des guten Herzens an und für sich nur Empfindungen erregen, die jeder Volksverführer durch irgend eine erdichtete Anekdote wegwischen kann. Hätte z. B. der König, als in Schlesien die Hungersnoth ans Tageslicht trat, so wie bey anderen Gelegenheiten, die betreffenden Provincial-Beamten, hohe und niedere, nach Gebühr gezüchtigt, wie Friedrich der Große bey viel geringeren Veranlassungen that, so würde dieß mehr zur Befestigung des Thrones beygetragen haben als irgend eine sogenannte volksthümliche Concession, in so fern man darunter nicht eine bessere Gemeindeverfassung und eine durchgreifende gleichmäßige Gerechtigkeit in Vertheilung der Staatslasten versteht, die längst hätten bewirkt werden sollen. Was dagegen die sogenannten Errungenschaften der demokratischen Parthey betrifft — Civil-Stands-Register, Trennung der Kirche von Staat und Schule und dgl. — so stehen diese in Widerspruch ebenso mit der innersten Gesinnung des Volks als mit den wahren Bedürfnissen desselben. Der Erfolg wird es lehren, leider erst dann, wenn die Lehre nichts mehr nützt und das alte aus dem Volk hervorgegangene Königthum nicht „mehr hergestellt werden kann."

The Quarterly Review. Dec. 1848.

Man findet hier Mittheilungen aus einigen kleinen, nicht in den Buchhandel gekommenen, Schriften des österreichischen Ministers von Wessenberg. Wir heben davon etwas München angehendes aus. Freyherr von Wessenberg war 1839 in München, bewunderte die Baudenkmale König Ludwigs, bedauerte jedoch, daß sie in München, nicht zu Regensburg stehen. Regensburg, sagt er, in der Mitte des Königreiches, an dem prächtigsten und schiffbarsten Strome Europa's, umgeben von einer reichen, fruchtbaren Landschaft, hätte, zur Hauptstadt erhoben, binnen zwanzig Jahren die erste Stadt in Deutschland werden können. König Ludwig entschloß sich an dem alten Wohnsitze seiner Vorfahren zu bleiben; er wollte die wackern Männer und hübschen Weiber Münchens nicht in Gram und Trauer setzen; er gönnte die Verbesserungen und Verschönerungen, die er vor hatte, dem Orte, der für ihn so viele Erinnerungen, geschichtliche und persönliche, umfaßt; und wer könnte ihm das verdenken?

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juni.
Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 3. Februar 1849 sprach Hr. Prof. Spengel: Ueber des M. T. Varro nur zumtheil erhaltene Bücher de lingua latina, über den Zustand des äußerst lückenhaft und entstellt überlieferten Textes derselben, und über das was bisher geschehen ist und künftig etwa zu thun seyn wird, ihn einigermaßen genießbar zu machen.

In der Sitzung vom 3. März hielt Hr. Prof. Haneberg einen Vortrag, worin Einfluß der jüdischen Gnosis auf die Entstehung der hyper-schiitischen Sekten des Islam nachzuweisen versucht und des Jebha Saba Lehre von der Seelenwanderung dargelegt ist.

Unter den an die Akademie eingelaufenen Büchergeschenken fand die Classe ihrerseits hervorzuheben:

a) A. C. Harris fragments of an oration against Demosthenes respecting the money of Harpalus. London 1848. fol.

Es sind 32 auf 11 Platten dargestellte Bruchstücke Papyrus, welche, von Arabern aus den Umhüllungen einer Mumie gewonnen, an einen Antiquitätenhändler zu Theben in Ober-Aegypten und von diesem an Hrn. Harris gelangt sind, von welchem der Text als zu der bey Diodor von Sicilien und Plutarch besprochenen Anklage des Hyperides gegen Demosthenes gehörig gegeben wird.

b) Die nordischen Runen, von Karl Oberleitner. Wien 1848. 4. (mit eingedruckten Runenzeichen).

Durch diese Uebertragung eines Theiles von Liljegren's Run-lära ist auch dem Deutschen, der sich über jenes einst allen germanischen Stämmen mehr oder weniger gemeinsame Alphabet belehren will, das Wesentlichste des schwedischen Werkes zugänglich gemacht.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften vom 2. Juni 1849 hielt Hr. Prof. Dr. Streber einen Vortrag über das beym Bau des salomonischen Tempels verwendete Material, unter Beziehung auf die durch Schnaase, Stieglitz, Grüneisen und Andere aufgestellten Ansichten.

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. Mai d. J. wurde folgender Aufsatz des Hrn. Archivars Dr. Höfler vorgelegt:

Ueber die älteste politische Urkunde des erlauchten Hauses Hohenzollern.

Einer der wesentlichsten Vorzüge der „hohenzoller'schen Forschungen“ des Frhrn. von Stillfried und

R. A. Dr. Märker besteht zweifelsohne in der quellenmäßigen Auseinandersetzung, daß das Burggrafenthum Nürnberg dem gräflichen Hause der Zollern (Hohenzollern) nicht durch Rudolph von Habsburg als „Botenbrod“ für die Ueberbringung der Kunde seiner Erwählung zum römischen Könige verliehen wurde, sondern viel früher durch die Vermählung eines Grafen Friedrich von Zoller († 1204) mit der Erbtochter der früheren Burggrafen aus dem Stamme der Grafen von Rätz an die Hohenzollern gelangte. Wie aber die erwähnten Forschungen nähere Aufschlüsse über die Grafen von Rätz selbst erst von noch aufzufindenden österreichischen Quellen erwarten, so vermögen die beyden gelehrten Verfasser „auch nach so vielseitigen, sorgsamen Forschungen“ über die Ahnherren des nunmehr königlich preußischen und fürstlich hohenzollerschen Hauses noch im Anfange des XIII. Jahrhunderts weder erschöpfende, noch ganz zuverläßige Angaben aufzustellen [1]). Bey dieser Dürftigkeit der Quellen ist es nun allerdings von Wichtigkeit zu wissen, daß ein Adelbert von Zoller Mitstifter des Klosters Alpirsbach 1095 gewesen; allein von dieser Urkunde an bis tief hinein in das XIII. Jahrhundert können auch Stälin's sorgfältige hohenzollerschen Regesten nur anführen, daß Grafen aus diesem Hause Zeugen bey Ausstellung kaiserlicher oder königlicher Urkunden waren, und muß ihre Unterschrift zum Anhaltspunkte für die Herstellung der Genealogie — natürlich mit zweifelhaftem Erfolge — dienen. Von geschichtlichen Dokumenten im höheren Sinne des Wortes, von politischen Correspondenzen und Urkunden, welche von Mitgliedern des erlauchten Hauses ausgehen und deren politische Wirksamkeit beleuchten, ist auch in den hohenzollerschen Monumenten für die erwähnte Periode nichts zu finden. Selbst die ausgezeichnete Urkunde d. J. 1226 mit dem ältesten Siegel der Burggrafen von Nürnberg [2]) enthält nur eine Schenkung des Grafen Friedrich von Zoler zu Gunsten der Kirche in Reichenau (zum Heile der eigenen Seele), gehört somit, wie die des J. 1241, unbeschadet ihres sonstigen Werthes für hohenzollersche Geschichte, nicht in die erwähnte Kategorie Geburts- und Todesjahr ist von mehr als einem Grafen noch immer unbekannt, oder doch ungewiß, und da die großen Archive zu München [3]), Stuttgart, Karlsruhe, in welche die Schätze von Hunderten von Klöstern und Filialarchiven zusammenflossen, für den Endzweck der hohenzollerischen Forschungen eifrigst benützt, da somit selbst das Familienarchiv der Hohenzollern, früher in der Plassenburg, jetzt in Bamberg, in den Bereich der „Forschungen“ gezogen worden, konnte man auch mit vollem Rechte der Vermuthung Raum schenken, daß für die ältere Geschichte der Hohenzollern nur „der Zufall“ mehr neues Licht verbreiten würde.

Mag man es nun Zufall nennen oder wie immer, die Repertorisirung des angeblich so sehr durchsuchten, in Wahrheit aber in keinem von seinen beyden Haupttheilen genügend gekannten k. b. Archives zu Bamberg förderte neben vielen andern wichtigen Manuscripten und Urkunden auch zwey Originaldokumente an den Tag, welche, was Kloster- und Zeugschaftsurkunden, was selbst die bisher älteste Originalurkunde des hohenzollerischen Hauses v. J. 1226 [4]) nicht gewähren konnten, die politische Stellung und kriegerische Thätigkeit eines der frühesten Ahnherrn des hohenzollerschen Hauses darthun, ja von denen eine sogar direkt von einem Hohenzoller ausgeht. Beyde sind, was ihren Werth erhöht, an den König Siciliens und deutschen Kaiser Friedrich (II. von Hohenstaufen), gerichtet. Beyde nach Sitte jener Zeit ohne Datum; Pergament und Schrift bezeugen jedoch das XIII. Jahrhundert. Ihr Inhalt ergänzt sich gegenseitig, ihr Aeußeres aber, das kleine Format —

1) Vgl. auch Stälin Wirtembergische Gesch. Bd. II. S. 504 u. qs.

2) Monumenta Zollerana. Vol. I. S. 34. 43.

3) Bekanntlich müssen alle Urkunden der bayer. Archive bis zum J. 1400 an das K. allgemeine Reichsarchiv nach München geschickt werden, und sind somit die ältesten hohenzollerischen Urkunden des Bamberger und Plassenburger Archives in München.

4) Freyh. von Stillfried's verdienstvolle Auffindung.

Schreiben des Grafen Friedrich in Zolr an Kaiser Friedrich II gegenwärtig das älteste Original-Document des erlauchten Hauses der HOHENZOLLERN. (A.)

Nebst einem dasselbe erläuternden, gleichzeitigen Schreiben des Grafen Conrad von Hohenlohe, Heinrichs von Pappenheim etc. an Kaiser Friedrich II. (B.)

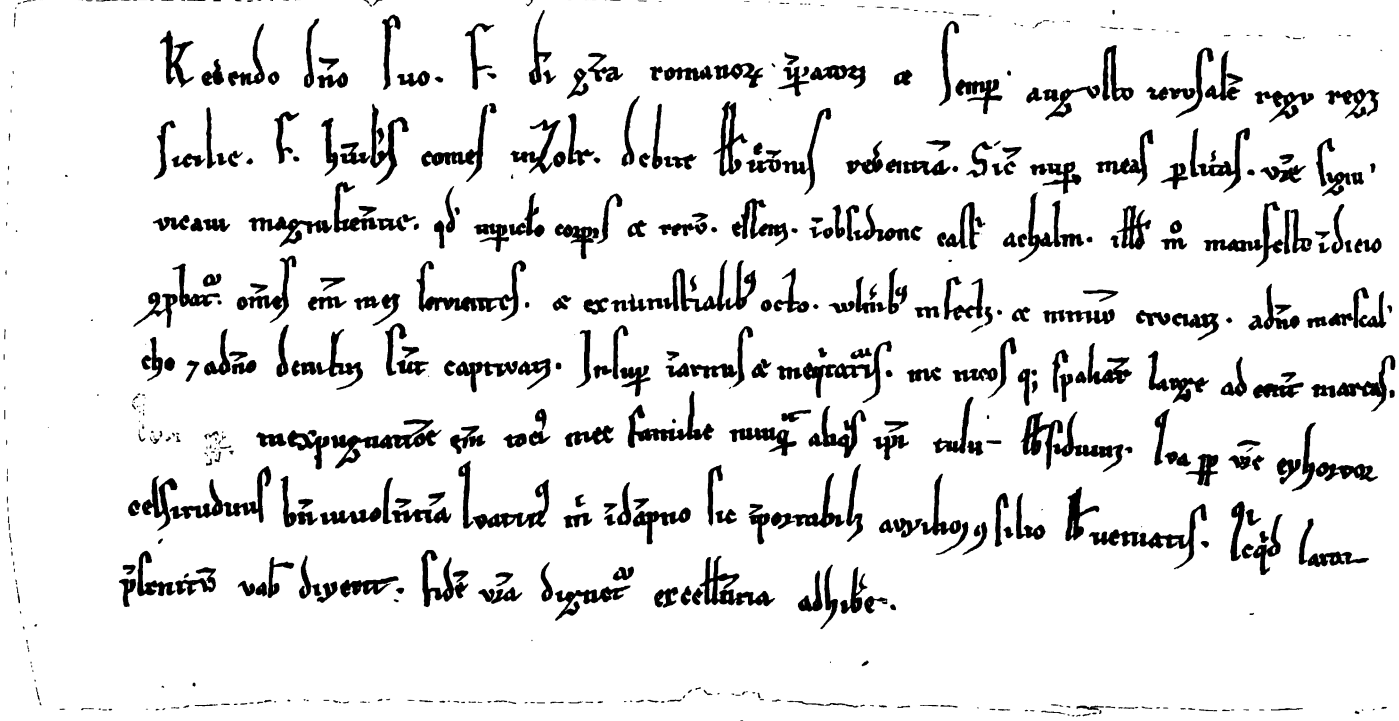
Aufgefunden im K. Archiv zu Bamberg

von

Dr. Const. Höfler.

A.

Reverendo dno suo. F. di gra romanorum imperatori et semper augusto ierusalem regi regi sicilie. F. hunibus comes in Zolr. debite tribuitionis reverentiam. Sic nuper meas pluralitas. vre signi vicaui magnificentie. qd in periculo corporis et rerum. essent. in obsidione castri achalm. illud in manifesto indicio comprobatur. omnes enim mei servientes. et ex ministerialibus octo. vulneribus infectis. et minuti cruciatis. a dno marscalcho et a dno denitus sunt captivati. Insuper iarnus et mequitatis. me nicos q; spaliatur large ad centum marcas. [illegible] in expugnatione enim tocius mee familie nunquam aliquis ipsi tulit tribuitionis. Ita propter vre eyhortor celsitudinis bn iuuolentia. Ita tamen in indapno sic importabilis auxilio consilio tribuetur. Quicquid larta presentium vobis diuerit. fidem vra dignetur excellentia adhibere.



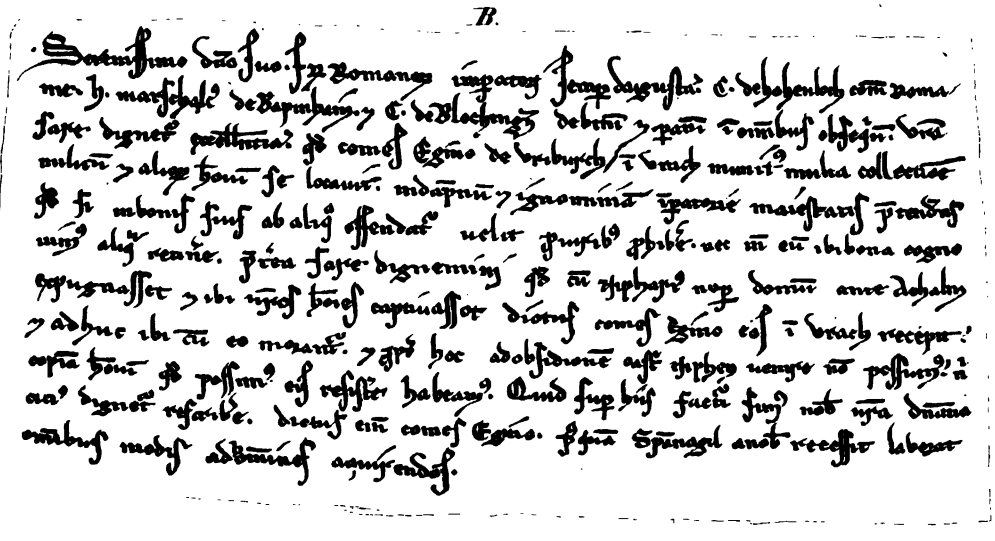
Auf der Rückseite von (A) steht: imperatori

B.

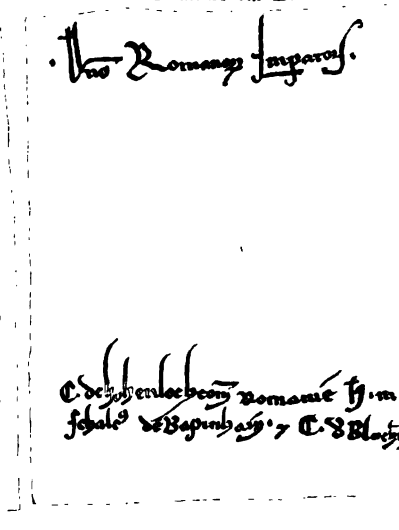
Serenissimo dno suo. Fr. Romanorum imperatori semper augusto. C. de hohenloch comes Romanie. H. marschalcus de Bapinhain. et C. de Blochingen debitum et paratum in omnibus obsequium. vra fare dignetur excellentia. qd comes Egino de vriburch in vrach munitus multa collectione militum et aliorum hominum se locauit. in dapnum et ignominiam imperatorie maiestatis pretendens qd si in bonis suis ab aliquo offendatur uelit pro iuribus prohibere. nec in eum ibi bona cogno uimus aliqua retinere. preterea fare dignemini qd cum triphaius nuper domum ante achalm expugnasset et ibi nostros homines captiuasset dictus comes Egino eos in vrach recepit. et adhuc ibi cum eo morantur. et propter hoc ad obsidionem castri triphen uenire non possumus. nisi copiam hominum qd possimus eis resistere habeamus. Quid super his facturi sumus nobis nostra dominatio omnibus modis ad hominem acquirendos.

Rückseite von B.

Dno Romanorum imperatoris.



C. de hohenloch comes Romanie. H. marschalcus de Bapinhain. et C. de Blochingen.



bey den größeren kaum eine Spanne lang und halb so hoch — die an der Rückseite angebrachte Adresse an den Kaiser, die fehlenden Siegel bey sonst unverkennbaren Zeichen der Aechtheit beweisen, daß sie Depeschen waren, welche der Träger im Nothfalle leicht verbergen konnte. Seit unvordenklichen Zeiten mögen sie in dem Archive sich befunden haben, jedoch nicht in dem markgräflich-bayreuthischen, sondern in dem fürstlich bambergischen, das von Friedrich II. und Heinrich VII. gar manche Urkunden besaß, ehe auch im Punkte der Archive das Centralisationsprincip herrschend wurde. Der Inhalt der ersten lautet folgendermassen:

Zl. 1. Reverendo domino suo. Friderico dei gratia romanorum imperatori et semper Augusto ierusalem regi regique

2. Sicilie. Fridericus humilis comes in Zolr. debite subjectionis reverentiam. Sicut nuper meas per literas vestre signi

3. vicavi. magnificentie. quod in periculo corporis et rerum. essem. in obsidione castri Achalm. illud modo manifeste indicio

4. comprobatur. omnes enim mei servientes. et ex ministerialibus octo. vulneribus infecti. et nimium cruciati. a domino

5. marescalcho et a domino de nifin sunt captivati. Insuper in armis et in equituris. me meosque spoliant large ad centum marcas.

6. in expugnatione enim tocius mee familie nunquam aliquis ipsi tulit subsidium. Qua propter vestre exhortor.

7. celsitudinis benivolentiam quatinus mihi in dampno sic importabili auxilio et consilio subveniatis. Quic quid lator

8. presentium vobis dixerit. fidem vestra dignetur exellentia adhibere.
Rückseite: imperatori.

Somit 8 Zeilen, zwischen welchen bey Anfang der Z. 6 eine Lücke ist, die sich bey näherer Einsicht dadurch erklärt, daß der Schreiber den Satz qua propter anfänglich nach marcas begann; nachdem er aber das mit Mühe zu entziffernde Wort geschrieben, sich eines andern besann, und den Satz in expugnacione einschaltete. Zwischen auxilio und consilio fehlt das Verbindungswort; das vielleicht ein an auxilio angebrachter Hacken andeuten soll. Die ganze äußere Abfassung trägt somit das Gepräge der Angst und Verwirrung, von welcher der bisher nicht gekannte Inhalt Zeugniß giebt. — Es ergiebt sich nun aus dem ierusalem regique Sicilie,

1) daß der Brief, wie oben bemerkt, an Kaiser Friedrich II. gerichtet war, der unter den Friedrichen allein diesen Titel führte;

2) daß der Brief nicht blos nach dem 22. November 1222 geschrieben war, an welchem Tage Friedrich die Kaiserkrönung empfing, sondern auch nach November 1225, von welchem Monate an Friedrich in Folge seiner Vermählung mit Jolanthen von Brienne, der Erbin von Jerusalem, den Titel eines Königs dieses Reiches [5]) annahm. Ist somit also gewiß, daß das Schreiben nicht vor November 1225 abgefaßt wurde, so enthält sein Inhalt doch nichts Bestimmendes über den äußersten Zeitpunkt, nach welchem seine Abfassung nicht mehr fallen konnte, als das Todesjahr Friedrich's II. 1250. Selbst die Erwähnung des Grafen Friedrich in Zolr giebt für die Zeitbestimmung wenig Maß, da in Kaiser Friedrichs Zeit mehr als ein Friedrich von Zollern lebte. Hingegen ist, was dieser von sich erwähnt, neu und für die Geschichte Schwabens und der Hohenzollern von nicht minderem Interesse, als für die des Kaisers.

Die Aufschlüsse aber, welche die eine Urkunde nicht in hinreichendem Maße gewährt, kommen nun durch eine zweyte etwas kleinere, aber eilfzeilige zu. Sie lautet:

Zl. 1. Serenissimo domino suo Friderico Romanorum imperatori semper Augusto. Conradus de Hohenloch comes Roma

5) Böhmer Reg. Imp. S. 120.

2. nie henricus marescalchus de Bapinhain et Conradus de Blochingen debitum et paratum in omnibus obsequium. Vestra
3. scire dignetur excellentia. quod comes Egino de Friburch in urach munitus multa collectione
4. militum et aliorum hominum se locavit in dampnum et ignominiam imperatorie maiestatis. pretendens
5. quodsi in bonis ab aliquo offendatur velit pro viribus prohibere. nectamen eum ibi bona cogno
6. vimus aliqua retinere. preterea scire dignemini quod cum niphārius nuper domum ante Achalm
7. expugnasset et ibi nostros homines captivasset dictus comes Egino eos in Urach recepit.
8. et adhuc ibi cum eo morantur. et propter hoc ad obsidionem castri niphin venire non possumus. ni
9. copiam hominum quod possimus eis resistere habeamus. Quid super hiis facturi simus nobis vestra dominatio.
10. cicius dignetur rescribere. dictus enim Egino postquam Spannagil a nobis recessit laborat
11. omnibus modis ad homines acquirendos.

Rückseite: domino Romanorum imperatori, und weiter unten: C. de Hohenloch comes Romanie h. mareschalcus de Bapinhain et C. de Blochingen.

Begränzte der Inhalt der ersten Urkunde die Zeit ihrer Abfassung zwischen 1225 und 1250, so erhält man durch die Erwähnung Eginos des Grafen von Urach einen neuen Anhaltspunkt.

Während der Regierung K. Friedrichs II. lebten nämlich zwey Egino von Urach, Grafen von Freyburg, von denen der eine, Egino IV. der Bärtige 1230 starb, Egino der V. aber, seit 1218 mit Vorzug Graf von Freyburg genannt, 1236, so daß also die Zeit der Ausfertigung beyder Schreiben schon wieder etwas näher, 1225—1236 zusammenrückt. Egino IV. bestand mehrere und nicht unbedeutende Streitigkeiten mit Kaiser Friedrich II., welche jedoch schon 1218/9 in der Art geschlichtet wurden, daß Egino von dem deutschen Könige in den Besitz der Stadt Freyburg und der übrigen zäringischen Güter im Breisgau und auf dem Schwarzwalde gesetzt wurde. Seitdem wird der ältere Egino zwar noch einigemal in Urkunden erwähnt, allein ohne daß von 1220 [6]) an bis zu seinem Tode 1230 eines neuen Streites gedacht würde. Hingegen findet sich vom 16. Juli 1226 eine Aussöhnungsurkunde Kaiser Friedrichs II. mit dem jüngeren Egino, dem Bruder des berühmten und einflußreichen Cardinal Cuno, vor, ohne daß jedoch Stälin, welcher alles auf die Regesten der Grafen von Urach und von Hohenzollern in jenen Zeiten Bezügliche sammelte, über Anlaß oder Fortgang des Zwistes etwas Näheres mitzutheilen wüßte. Die Aussöhnungsurkunde sagt nur, daß der Kaiser die Einigung und den Frieden bestätigte, welche König Heinrich, Friedrichs ältester Sohn, mit Beyziehung der Fürsten in Speyer mit Egino abgeschlossen hatte [7]); daß ferner Friedrich diesen Frieden nur aus Rücksicht gegen den Cardinal Cuno, welchen er sich verpflichten wollte, bestätigt und Egino zur großen Freude des Kaisers, welcher unruhige Köpfe nach dem Orient zu senden pflegte, das Kreuz genommen habe.

(Schluß folgt.)

6) In diesem Jahre erwähnt ein von Böhmer angeführtes, aber noch unedirtes Schreiben Fridrichs II. an Papst Honorius III. eines Streites mit Egino (dem Jüngeren, Bruder des Card. Cuno) als eines (jedoch nur als Vorwand gebrauchten) Hindernisses, warum Friedrich den angelobten Kreuzzug nicht antreten könne. Reg. Imp. 1220 n. 359.

7) Schoepflinus Hist. Zacaringobadens. Bd. V. S. 170. 171.

Mit einer lithographirten Beylage.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juni.
Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die älteste politische Urkunde des erlauchten Hauses Hohenzollern.

(Schluß.)

Die Kaiserregesten erwähnen nun wohl einen Aufenthalt König Heinrichs zu Speyer, Mai 1223 und, da Heinrichs Aufenthalt von Ende 1225 bis 21. Februar 1226 ungewiß ist, iedenfalls aber angenommen werden kann, daß er damals, als er sich so lange in der Umgebung dieser Stadt aufhielt, auch nach Speyer kam, so könnte der Vertrag wenn nicht 1223 doch vielleicht Anfang 1226 zu Stande gekommen seyn, wobey dann angenommen werden müßte, Egino habe nach dem Abschlusse des Vertrages und vielleicht während König Heinrich zu seinem Vater nach Italien zog (was im Frühjahre 1226 geschah), aufs Neue die Waffen ergriffen. Denn nur durch König Heinrichs Abwesenheit von Deutschland oder durch Kaiser Friedrichs Anwesenheit im Reiche, welche seit 1220 erst 1235 wieder statt fand, läßt sich erklären, daß die von Egino Beeinträchtigten sich an den Kaiser und nicht an den deutschen König um schleunige Hülfe wandten. Diese Gründe sind es denn auch gewesen, welche den Herausgeber zuerst bestimmten, die Abfassung der Urkunde in das Jahr 1225/6 zu verlegen, wonach dieselbe nicht blos das älteste politische Originaldocument des hohenzollerschen Hauses wäre, sondern auch den Schankungsbrief Friedrichs von Zoler noch überragte, welchen Freyh. von Stillfried aufgefunden hat.

Das Interesse der Wahrheit erfordert aber auch, daß, was gegen diese Annahme spricht, gleichfalls hervorgehoben werde. Sonderbar wäre es nämlich immer, wenn Egino nach dem Speyerer Vertrage, und als ein mit dem Kreuze bezeichneter aufs neue die Waffen ergriffen; sonderbar, wenn der Kaiser, der sonst jedes Vergehen zu rügen wußte, hievon in der Aussöhnungsurkunde keine Erwähnung gethan hätte. Es ist daher nach dem, was oben bemerkt wurde, noch zu untersuchen, ob, wenn gegen das Jahr 1226 Zweifel erhoben werden können, die in beyden Urkunden erwähnte Fehde nicht etwa in das J. 1235 zu setzen sey, in welchem Kaiser Friedrich nach Deutschland zurückkehrte und seinen Sohn Heinrich, an dessen Hofe Egino V. sich, den Regesten zufolge, seit 1230 beynahe ununterbrochen aufgehalten hatte, zur Unterwerfung zwang (Juli 1235). Es ist hiebey zu bemerken, daß Egino, durch seine Gemahlin Adelheid von Neifen (niphin) mit diesem Geschlechte, welches durch die Vermählung Berchtholds mit der Erbtochter des Grafen Adelbert von Ahalm die gleichgenannte Burg erlangt hatte [8]) und in den spätern Jahren der Regierung K. Friedrichs ebenso antikaiserlich war, als die Zollern für kaiserlich gesinnt galten, in verwandtschaftliche und politische Beziehung getreten war; daß er ferner sich erst nach dem 11. September 1234 von dem königlichen Hoflager hinweg nach Freyburg begeben und damals zweifelsohne das Schloß Achalm wieder eroberte,

8) Stälin II. S. 572. 574.

das in einer nicht näher bekannten Zeit von dem Herrn von Neifen (nifarii) an Friedrich von Zollern gekommen seyn muß, da Egino der Urkunde zufolge es diesem abnahm.

Da nun die Straßburger Annalen ausdrücklich zum Jahre 1234/5 erzählen, König Heinrich habe sich mit denen von Neiffen und einigen andern [9]) verbunden, den kaiserlich gesinnten Markgrafen von Baden anzugreifen, dieser aber von der Ankunft des Kaisers gewiß, sich mannhaft vertheidigt, so kann unter denjenigen, welche mit den Neiffen die Waffen ergriffen, damit das Signal zum Abfalle Heinrichs von seinem Vater gaben, kaum Jemand eher verstanden werden, als Egino von Urach, welcher auch in den Urkunden als angreifender Theil erscheint. Diesem zufolge hätte daher 1234/5 die Fehde begonnen; eine Annahme, welche durch den Umstand, daß Heinrich und Albert von Neiffen am 1. November 1234, Heinrich und Gottfried von Neiffen am 15. Januar 1235 sich am Hoflager König Heinrich's aufhielten [10]), nicht entkräftet wird, da von 3 Herrn von Neifen immer einer zurückblieb, und dieser also (der in der Urkunde erwähnte niphārius) den Streit fortsetzen konnte. Daß aber letzterer jedenfalls mit der Entsetzung König Heinrichs endete, geht daraus hervor, daß die Betheiligten, Friedrich Graf von Zoller (September 1235, März und Mai 1236,) [11]) Heinrich von Bapinhain (Mai 1235 März 1236,) [12]) der Graf von Romania, Conrad von Hohenloh (März 1236) [13]) als Zeugen in kaiserlichen Diplomen an Friedrichs Hoflager erscheinen, dieser aber im August 1235 auf dem Reichstage zu Mainz dem Grafen Egino befiehlt, die bisher von ihm gefangen gehaltene Wittwe des letzten zäringischen Herzogs, Clementia, Tochter des Grafen Stefan von Burgund, freyzulassen und ihr das vorenthaltene Wittthum (Burgdorf) zurückzugeben. Wie tief aber die Feindschaft des Grafen von Urach und Freyburg gegen das Zollersche Haus gegründet war, erhellt noch aus zwey Umständen. Erstens aus einer Bulle P. Innocenz IV. vom Jahre 1248, der zufolge „zur Stillung der schweren Zwistigkeiten und zur Beruhigung der schweren Feindschaften, [14]) welche zwischen den Vorältern des Grafen Conrad von Freyburg und dem edlen Manne, Friedrich Grafen von Zollern, mit vielem Blutvergießen stattgefunden hatten, ein Eheverlöbniß zwischen Friedrichs Tochter Sophien und dem Grafen Conrad abgeschlossen wurde, zu welchem der Papst nachträglich die Dispensation vom verbotenen Verwandtschaftsgrade ertheilte. Diese Vorältern Conrads waren aber Egino IV. (Großvater) und Egino V., welcher mit Hinterlassung unmündiger Söhne am 23. Juli 1236 gestorben war. Gerade diese Bulle und zweytens die Thatsache, daß Egino V. sich in seinem letzten Lebensjahre nach Freyburg zurückzog, das ihm aus der zähringischen Erbschaft durch den obenerwähnten Vertrag des J. 1218/9 zugekommen war und dort die Burg über der Stadt baute, [15]) dürften aber noch beweisen, daß die Streitigkeiten mit dem Grafen Friedrich bis zum Todesjahre Eginos dauerten und zuletzt diesen veranlaßten, für sein zäringisches Erbe besorgt zu werden. —

9) Disposuit etiam cum illis de Niffen et cum aliis quibusdam quod bello impetierunt marchionem, qui certus de adventu imperatoris viriliter se defendit. Böhmer Reg. Imp. S. 251.

10) Reg. Imp. Heinrich VII. 357. 367.

11) Reg. Imp. Friedrich II. 809. 829. 846.

12) L. c. n. 794. n. 832.

13) L. c. n. 832.

14) Ad sedandas graves discordias et graves inimicitias sopiendas inter progenitores Conradi, et nobilem virum Fridricum comitem de Zolre non sine multa strage hominum agitatas.

Schoepfl. Als. dipl. I. 398. Hohenzollersche Forschungen I. S. 114. No. 18. Stälin II. S. 471. Ist der letzte Ausdruck nicht eine allgemeine Bezeichnung und somit Bekräftigung dessen, was die Depesche Friedrichs an den Kaiser speziell ausführt?!

15) Egeno 1236 arcem supra Friburgum in inferiore montis parte construxit ad continendam in obsequio urbem. Schöpfl. Hist. Bad. lib. II. S. 229. §. VII. Es steht dahin, ob der eigentliche Grund dieser Befestigung war, um sich gegen die Bürger, und nicht vielmehr, um sich gegen den Kaiser und das Haus Zollern zu schützen.

Mag man denn nun die beyden Urkunden in das Jahr 1225/6 setzen, oder ihre Abfassung einerseits mit dem 11. September 1234, an welchem Tage Egino V. zum letzten Male an König Heinrichs Hofe erscheint, und andererseits mit August 1235 begrenzen, in welchem der Kaiser nach Unterwerfung K. Heinrichs das Mandat wider Egino erließ, die Thatsache steht immer fest: Friedrich, der unterwürfige Graf in Zolr, hat in dieser Zeit Leben und Habe für den hohenstaufischen Kaiser eingesetzt, und, wie der Stammvater des habsburgischen Hauses, Rudolf, ja selbst früher als dieser, seinen ghibellinischen Sinn im Dienste des größten Ghibellinen erprobt [16]). Dadurch erhalten wir erst das wahre Fundament zu der von nun an emporsprossenden Größe des hohenzoller'schen Hauses, welches, darin den Wittelsbachern gleich, nicht eher sich von den Hohenstaufen trennte, als bis Conradin den übereilten, durch das Schicksal seines Vaters vergeblich warnenden Zug nach Italien unternahm.

Wer war nun jener Friedrich Graf in Zoller? derselbe, welcher in der Reihe der hohenzollerschen Friedriche, als Friedrich mit dem Löwensiegel aufgeführt wird; der zwar wie die hohenzollerschen „Forschungen" erinnern [17]), nie sich Burggraf von Nürnberg nannte, aber, wie die Monumente darthun [18]), schon 1226 mit dem burggräflichen Löwen siegelte und nach den „Forschungen" Sohn des 1218 verstorbenen Friedrichs II. von Hohenzollern und Neffe des Burggrafen Conrad war, nach andern, und was, wie Stälin bemerkt [19]), eben so gut möglich ist, Sohn des Burggrafen Conrad und Bruder des um 1262 verstorbenen Burggrafen Conrad gewesen ist. Jedenfalls ist aber so viel gewiß, daß wenn auch Conrad in kaiserlichen Diplomen vor dem Grafen Friedrich in der Zeugenreihe genannt wird, dieser jenem im gefahrvollen Kampfe für die Sache des Kaisers voranging und durch seine Aufopferung jene Ansprüche auf die Dankbarkeit der Hohenstaufen begründete, welche auch von diesen durch Vergabungen im Frankenlande erfüllt wurden, als der Burggraf Conrad zu den älteren Verdiensten seines Hauses neue hinzugesellte.

Diese selbst sind dann der Grund weiterer Erwerbungen und der successiven Größe der Hohenzollern geworden. —

Die Frage, welche noch zu erörtern übrig ist, betrifft die Art wie die beyden Urkunden in das Bamberger Archiv gekommen seyn mögen.

Ist dieses auch nicht mit vollster Gewißheit zu sagen, so giebt doch selbst mehr als bloßen Wink der Umstand, daß Bischof Heinrich von Bamberg, welcher dem von K. Friedrich II. entsetzten Bischof Boppo nachfolgte, wie Böhmer sagt [20]), aller Wahrscheinlichkeit nach, wie Goldmayr, Ussermann und Ludewig berichten, ohne allen Zweifel, ein und dieselbe Person mit dem kaiserlichen Protonotar Heinrich war [21]), der als solcher das kaiserliche Archiv unter sich hatte.

16) Ueber diese höchst eigenthümliche Stellung des hohenzoller'schen Hauses und wie dasselbe durch das Amt und des Kaisers Dienst groß geworden, sieh' Höflers Einleitung zu Ludwig von Eybs Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten. S. 19. 20.

17) S. 110.

18) Doc. 4. XIX: sigillum hucusque antiquissimum burggraviorum de Nurenberg. Vgl. auch Stälin II. S. 504. Nr. 4.

19) L. c. n. q.

20) Reg. Imp. Friedrich II. n. 1028.

21) Ussermann. Episcop. Bamberg. S. 150. Ueber eine andere hohenzollersche Urkunde des XIII. Jahrhunderts, deren Auffindung dem Verf. seitdem gelang, wird später referirt werden.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monate April 1849 vorgelegten Einsendungen von Druckschriften.

Von der Société royale des sciences in Liège: Mémoires. Tom. IV. II. Part. Liège 1848. 49. 8.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal des Savants. Juillet — Decembre 1848. Paris 1848. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXVIII. No. 1 — 9. Janvier u. Février 1849. Paris 1849. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Ofversigt af kongl. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar 1847 No. 7 — 10. 1848. No. 1 — 6. Stockholm 1847. 48. 8.

Handlingar för år 1846. Stockh. 1848. 8.

Årsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1843 — 1844. Tredji delen af S. Loven. 1845 och 1846 af C. H. Boluman. (Andra delen.) Stockh. 1847. 48. 8.

Årsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogi af Jac. Berzelius. Stockh. 1848. 8.

Von Hrn. Prof. S. Loven in Stockholm:

Index molluscorum litora Scandinaviae occidentalia habitantium. Holmiae 1846. 8.

Ur Öfversigt af kongl. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar d. 9 Juni 1847. Malacozoologi. Stockh. 1847. 8.

Von Hrn. Advokaten Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. VI. 2. u. 3. livrais. Février et Mars 1849. Par. 1849. 8.

Von dem historischen Filial-Verein zu Neuburg an der Donau:

Collectaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns insbesondere für die Geschichte der Stadt Neuburg a. d. D. und deren Umgegend. 13. Jahrg. 1. Heft des V. Bds. Neuburg 1848. 8.

Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. IV. Heft. Wien 1849. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. III. Heft. Wien 1849. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 2. 3. Février, Mars 1849. Par. 1849. 8.

Von der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher in Breslau und Bonn:

Verhandlungen. XIV. Bds. 1. Abth. Breslau u. Bonn 1847. gr. 4.

Von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

Vierter Bericht. Vom 1. Juli 1847 bis 1. Juli 1848. Zürich. 4.

Mittheilungen. 6. Band. 2. u. 4. Heft. Zürich 1848. 1849. 4.

Von Hrn. Dr. Busch, Observator der k. Univers. Sternwarte zu Königsberg:

Verzeichniß sämmtlicher Werke, Abhandlungen, Aufsätze und Bemerkungen von Friedr. Wilh. Bessel. Königsberg 1849. 4.

Von Hrn. Professor Francesco Zantedeschi in Venedig:

Elenco delle principali opere scientifiche. Venezia 1849. 8.

Dell' influenza delle variazioni di pressione nelle indicazioni termometriche. Venezia 1848. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:

Centralblatt. April 1849. München 1849. 8.

Von der deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig:

Bericht vom Jahre 1847. 1848. Leipzig 1847. 48. 8.

Von Hrn. E. Plantamour, Professeur d'Astronomie à l'Académie de Genève:

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Genève dans l'année 1841. 1842. I. II. Série. Genève 1842. 43. 4.

Von der Société de Physique et d'histoire naturelle de Genève:

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Genève dans l'année 1846. VI. Série. Genève 1848. 4.

Von dem historischen Verein von Mittelfranken in Ansbach:

Siebenzehnter Jahresbericht 1848. Ansbach 1848. 4.

Von Hrn. Karl Oberleitner in Wien:

Die Runendenkmäler des Nordens. Wien 1849. 4.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juni.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

Dritter Artikel.

Wir verlassen nun den Weg, auf welchem wir den Herausgebern und ihren Erklärungen Stück vor Stück folgten, um eine Reihe einzelner Stellen zu behandeln, in denen die Kritik der taciteischen Werke schwerere Arbeit findet, und an ihnen die kritisch-exegetische Kunst der drey Herausgeber des Näheren zu erläutern. Es soll zu diesem Behufe die Vita Agricolae gewählt werden, die früheste, die schwierigste und auch die verdorbenste Schrift des Geschichtschreibers. Wir werden Gelegenheit nehmen, dabey zugleich auf eine Arbeit des Hrn. Prof. Karl Halm und auf eine Ausgabe des Agricola von Nissen (Hamburg 1837) Rücksicht zu nehmen, welche nebst derselben auch die Ausgabe von Döderlein umfaßt und Nr. 89 ff. der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaften im l. J. gedruckt ist.

1. Cap. 1. At mihi nunc narraturo vitam defuncti hominis venia opus fuit; quam non petissem, incusaturus tam saeva et infesta virtutibus tempora. So die Lesart der beyden Handschriften und des Puteolanus. Döderlein, wie im ersten Artikel bemerkt wurde, hat, weil, wie er sagt, noch Niemand sattsam gezeigt, quomodo et a quibus veniam hujus vitae scribendae petisset Tacitus, mit doppelter Conjectur zu helfen gesucht: „quam non spectavissem, ni incursaturus," wobey spectare als exspectare genommen und des Weiteren erläutert wird: „ea tempora exspectanda erant, quibus talis incepti venia esset." Dadurch wird dann incursaturus eingeleitet: „quam non exspectassem, nisi saevitiam Caesaris Domitiani et eorum qui cum eo pollebant, in me et libellum meum incitavissem.

Die Ideenverbindung, welche diesen Alterirungen der Stelle zu Grunde gelegt wird, ist schwer zu fassen, scheint aber folgende zu seyn.

Das Ganze wird in die Vergangenheit verlegt; denn von Domitian und seinen Genossen ist die Rede. Demnach wäre At mihi — venia opus fuit: Aber mir, wenn nämlich ich damals das Leben eines verstorbenen Mannes schrieb oder hätte schreiben wollen, wäre Genehmhaltung oder Nachsicht oder Verzeihung nöthig gewesen. Von wem? Von Domitian und den Seinigen? Diese jedoch werden durch den Satz: quam non spectavissem, ni incursaturus etc. ausgeschlossen. Denn incursare tempora wird als offendere vel aggredi gefaßt, und er konnte doch nicht von den Machthabern Nachsicht erwarten, wenn er ihre Zeiten und die arge Wirthschaft, die sie führten, angriff. Es geht also auf die übrigen Zeitgenossen, die sich außer dieser Regierungssphäre bewegten, und ihr feindselig waren, demnach auf die ganze übrige Masse der Römer, deren Nachsicht für sein Werk er nur durch feindselige Angriffe auf die herrschende Partey hätte erkaufen können. Der Sinn also wäre: Hätte ich unter Domitian geschrieben, so konnte ich Nachsicht für die Biographie eines Verstorbenen nur durch Befehdung der unterdrückenden Macht gewinnen.

Wie aber ist das denkbar? Wer konnte billiger Weise dem Geschichtschreiber als Bedingung seines Beyfalls, ja seiner Nachsicht eine Verpflichtung auflegen, die diesen in das Verderben gebracht hätte? Und wozu am Ende diese nachträgliche und ganz überflüssige Reflexion? Dazu kommt noch eine andere Erwägung. Der Feinde des Domitianus waren in den wenigen, seit des Tyrannen Tode verflossenen Jahren nicht weniger geworden. Ihr Haß und ihr Abscheu vor der domitianischen Gewaltherrschaft war derselbe, und äußerte sich nun frey, nachdem sie gebrochen war. Gesetzt nun, diese ehrenhaften und politisch-gesunden Zeitgenossen wären es, deren Nachsicht er durch heftige Angriffe auf jene Zeiten hätte erkaufen müssen, so könnte das nicht allein auf die Dauer jener Herrschaft beschränkt werden, in die es als Bedingung der Nachsicht in die Zeit ihrer Dauer hineingerückt wird, und man sieht nicht ein, warum das nun anders seyn, warum die Meinung nicht noch damals, wo er schrieb, bestehen sollte, daß, um eine solche biographische Genehmhaltung zu gewähren, man von der Bedingung abgestanden wäre, sie müsse zugleich mit einer Anklage und Befehdung der saeva et infesta virtutibus tempora verbunden seyn. War aber dieses der Fall, so erscheint die Stellung der Sache in die Vergangenheit und ihre Beschränkung auf dieselbe auch von dieser Seite ganz unberechtigt. Dazu wird incursare mit dem Accus. allein von heftigem Zusammenstossen z. B. feindlicher Massen im Kriege und besonders in der Schlacht gebraucht, in den von Döderlein angeführten Stellen: Agr. 36. Hist. III., 18. Ann. XIII. 37, XVI., 1, oder von Bestien, besonders von verwilderten, wie von Eseln, Böcken, Ochsen, oder dem Ochsenziemer bey Plaut. Rud. III., 416: „ubi vivos homines mortui incursant boves.“ Was aber den metaphorischen Gebrauch anbelangt, so wird man vergeblich nach einer Stelle suchen, wo es in edler, d. i. ächt historischer Darstellung angewendet würde. Das ist so wenig der Fall und kann so wenig der Fall seyn, wie bey unserem anrennen, anprallen u. dgl. Wie man also auch unsere Stelle betrachtet, so ist die Gestalt, in welcher sie aus dieser doppelten Aenderung hervorgeht, eine ganz unzuläßige, abgesehen davon, daß spectavissem statt petissem von dem überlieferten Worte Nichts übrig läßt, als die Endsylbe, auf die wegen der compendia scripturae ohnehin kein Gewicht zu legen ist.

Orelli bekämpft das von Wex empfohlene und auch von Nissen gebilligte cursaturus statt percursaturus, tentaturus. Es sey ohne Beyspiel, ebenso curaturus, was Steuber vorschlug, und begnügt sich, die Lesart der beyden Handschriften, incusaturus, im Texte zu lassen, die Halm so erklärt: „Ich hätte Nachsicht nicht angesprochen, wollte ich als Ankläger der vorangegangenen Schreckenszeiten auftreten,“ womit also gesagt wird, daß so Etwas nicht in seiner Absicht liege. Nun enthält aber die ganze Einleitung bis Cap. 4 eine Anklage jener Zeiten, die an Schärfe und Stärke alles Aehnliche hinter sich zurückläßt, und Tacitus würde demnach thun, was er zu thun abgelehnt, das Folgende stünde mit dem Vorhergehenden in einem schroffen und grellen Widerspruch.

Ritter setzt petiissem incursaturus in den Text, erläutert, wie aus der Spur dieser Lesart die andere incusaturus entstanden seyn könne, lehnt die Erklärung von Wex ab: si laudanti hodie venia opus, nulla opus esset incusaturo; adeo infesta virtutibus sunt tempora; „contra obtrectatio et livor pronis auribus accipiuntur.“ Hist. I., 1, mit der Bemerkung, das sey dunkel, sey gehässig (inique) über das novum et felicissimum saeculum gesprochen; auch stimme das Nachfolgende dazu. Seine Lesung erläutert er dahin: „Nicht sey er, Tacitus, gemeint gewesen, solche Nachsicht zu erbitten (d. i. zur Zeit des Domitianus zu schreiben, wo das nöthig gewesen wäre). Denn er hätte dadurch das wilde Gemüth des Domitianus gereizt, und diesen den Tugenden feindseligen Monarchen schwer beleidigt. Das sey incursaturus (= quippe qui incursassem sive offendissem) tam saeva et infesta virtutibus tempora. Dem steht aber abgesehen von der Bedeutung des Zeitwortes der Umstand entgegen, daß dem Domitianus ohne Weiteres der Begriff von tam saeva et infesta virtutibus tempora gleichbedeutend gesetzt wird, während letzteres doch offenbar mehr und

Allgemeineres enthält, als die bloße einzelne Gesinnung des Tyrannen.

Die Erklärung hängt also auch noch nach diesem neuesten Versuche in dem Netze alter Schwierigkeiten. Um sie aus ihm zu lösen, ist vor Allem nöthig, in den folgenden drey Capiteln eben die angekündigte incusatio zu erkennen, und es ist ganz ungegründet, wenn Ritter bemerkt: non nisi oblata occasione ut in transcursu pauca de saevitia temporis anteacti addit. Denn weder verfährt er oblata occasione, noch in transcursu, sondern er leitet die Anklage ein und verfolgt sie, daß nämlich die tempora saeva et infesta virtutibus gewesen seyen, mit aller Energie und der geziemenden Vollständigkeit. Ferner ist anzuerkennen, daß er die Nachsicht nicht für diese Anklage, sondern für sein Werk in der That begehrt, wie unter anderen am Schlusse der Incusatio, wenn auch in anderer Wendung, hervortritt. Hic interim liber honori Agricolae, soceri mei, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus. Ferner ist klar, daß die virtutes nicht im Allgemeinen, sondern in Bezug auf Bildung durch edle Studien, besonders durch Philosophie und Beredtsamkeit gesetzt sind, wie in der von uns früher erwähnten Stelle c. 4: Pater Julius Graecinus, senatorii ordinis, studio eloquentiae sapientiaeque notus, iisque virtutibus iram Gaji Caesaris meritus. Wird diese unabweisbare Grundlage der Stelle anerkannt, so enthält die folgende Schilderung die Gründe, weßhalb es unmöglich war, unter dem früheren Herrscher sich solche Auszeichnungen, und in ihnen die Befähigung zu würdiger Darstellung der Geschichte zu erwerben, und wie eben in der unfreywilligen Versäumniß und der daraus fließenden Unvollkommenheit der Darstellung ein Grund sey, für die Mängel derselben Nachsicht zu erbitten und zu erwarten, da nicht den Einzelnen die Schuld trifft, sondern diese allein auf die saeva et infesta virtutibus tempora fällt, die alle edle Bildung und ihre Regungen unmöglich machten. Was er sofort vorderhand zur Geschichtschreibung seiner Zeit bringen kann, ist eine rudis et incondita vox, und eben für sie fordert er die Nachsicht, die mit den Worten: non tamen pigebit ..... eingeleitet wird. Wir haben nicht nöthig, diese Deutung, auf welche wir nach Ablehnung aller andern zurückgeführt werden, hier des Weiteren zu rechtfertigen, da es schon im ersten Artikel geschehen ist, bemerken aber, daß die zu ihr nöthige Lesung von Lipsius: petiissem, ni incusaturus kaum eine Conjectur genannt werden kann, und im Grunde nur eine orthographische Aenderung ist, da die drey zu ni gehörigen Striche zwischen den dreyen des ihnen vorangehenden m und den drey folgenden des in sich wie von selbst obliteriren und verlieren konnten.

2. Cap. 3. Quid, si per quindecin annos, grande mortalis aevi spatium, multis fortuitis casibus, promptissimus quisque saevitia principis interciderunt? pauci et, ut ita dixerim, non modo aliorum, sed etiam nostri superstites sumus.

So die Lesung der MSS. und des Puteolanus. Lipsius erinnert zu multis fortuitis casibus: „Vulgo hic aliquid confusi nec sani, und liest multi statt multis, dann: pauci et, ut ita dixerim. Dagegen Rhenanus: Lego: pauci, ut ita dixerim;“ doch ohne et. Das ist der Grund und Boden, auf dem sich Kritik und Exegese der Späteren bewegt hat, aber doch nicht zum Ziele gekommen ist. Daneben schlägt Döderlein statt Quidsi mit einem „suspicor“ Quodsi vor, wodurch die Protasis bis venimus zu einer wahren exuberantia ausgedehnt wird, und in non tamen pigebit die Apodosis diesem übermäßigen Satze sich anfügt, dessen vel incondita ac rudi voce gar nicht auf den ganzen übermäßigen Inhalt der ausschweifenden Protasis, sondern auf das nächst Vorhergehende sich bezieht, daß Wenige sich gleichsam selbst überlebt haben, d. i. sich während des Lebens in dieser schrecklichen Zeit gleich geblieben sind, und Jünglinge per silentium, also schweigend, ohne irgend eine Leistung, alt wurden, eben darum aber nur Unvollkommenes erwartet werden kann. Dazu bemerkt Halm mit Recht: Quidsi führe nicht immer eine Objectio ein, sondern diene ganz besonders zur Ergänzung eines neuen verstärkenden Beweisgrundes oder Beleges. Bezüglich des andern Theiles der Stelle combinirt Döderlein die Schreibung

von Lipsius und Rhenanus: multi ....? pauci, ut ita dixerim, multi mit der Beschränkung, daß es nicht im gemeinen Sinne genommen werde: alioquin evadet sententia putide trivialis, otiosa, Tacito indigna. Der besondere Sinn aber sey, da multis so viel bedeute als nemo praeter multos vel mediocres tantum homines, so gelte pauci von den promptissimis et eximiis. Er bezieht sich dabey auf Horat. Sat. I, 9, v. 72: „Unus multorum“ cui oppositum est v. 44 „paucorum hominum,“ h. e. unus e paucis et egregiis. Doch hat hier der treffliche Scholiast des Cruquius wohl Recht, der bemerkt: Paucorum hominum ait Horatius, h. e. Maecenas non gaudet amicitia multorum, womit der Schwätzer gleich von Anfang abgelehnt wird, da Horatius verspürt, daß er sich bey Mäcenas andrängen will.

Dann sieht man nicht, wie multi fortuitis casibus ,,, interciderunt so viel seyn soll, als nemo praeter multos vel mediocres tantum homines occidit, und was überhaupt die Erwähnung der Mittelmäßigen hier bedeute, wo von ihnen gar nicht die Rede ist.

Selbst multis glaubt er gegen die Evidenz, welche die Aenderung von Lipsius durch den Gegensatz pauci erhält, durch die Bemerkung haltbar, es müsse dann per brachylogiam pro multi multis erklärt werden, ohne zu bedenken, daß der bey dieser Annahme in Folge der Brachylogie beyzudenkende Begriff den Ablat. multis als einen ganz überflüßigen Beysatz hat. Denn daß die fortuiti casus, die Vielen den Tod gebracht, als viele zu denken seyen, ist ganz überflüßig und gleichgiltig, und erst durch solche Begriffe oder Einschiebungen würde die sententia putide trivialis, otiosa, Tacito indigna werden. Dazu kann doch unmöglich von der Menge in einer Darstellung die Rede seyn, welche sich allein um die Schicksale der Bedeutenderen wendet, und die Gründe des allgemeinen Herabkommens edler Männer und Bestrebungen darin sucht, daß in so langer Zeit — grande mortalis aevi spatium — so viele, von jenen nämlich, durch das gewöhnliche Loos der Sterblichen, und die Entschiedensten und Bedeutendsten, promptissimus quisque, durch die Wildheit der Fürsten umgekommen sind. Irren wir nicht, so hat D. promptissimus von der Thatkraft im Allgemeinen verstanden, während in der ganzen Darlegung allein von geistigen Thaten und Leistungen der virtutes auf diesem Gebiete die Rede ist, promptissimus quisque demnach von promptissimus ingenio, die Rüstigsten und Entschlossensten, zu verstehen ist, von deren Bestreben um jene Tugenden und bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Intelligenz am meisten zu erwarten war, denen dann die multi als Männer entgegen treten, die, obwohl mit Bildung geschmückt, und zu rühmlichen Werken vorbereitet, doch vorzogen, sich zurück- und in Ruhe zu halten, darum aber dem gewöhnlichen Schicksale des Lebens erlagen, während die Regsameren durch Argwohn und Wildheit der Fürsten zu Grunde gingen. In ähnlicher Weise hat auch Halm die Stelle gefaßt: „Da Tacitus,“ wie er sagt, „zunächst an Schriftsteller (nicht im Allgemeinen, sondern in der angegebenen Beschränkung auf studium eloquentiae sapientiaeque, als der Quelle auch edler Geschichtschreibung) denkt, wie aus den Worten „ingenia studiaque oppresseris facilius quam revocaveris“ hervorgeht, und von diesen nur diejenigen absondert, die mit ihrem Freymuth mehr als die begabtesten und thatkräftigsten hervorgetreten sind.“

Orelli erläutert promptissimus ingenio, virtute, industria, „der Tüchtigste,“ bemerkt, et nach pauci sey kaum zu tilgen, und erklärt es: pauci jam superstites sumus, et quidem superstites nostri. Doch eine solche ἔμφασις wird durch non modo ... sed etiam ausgeschlossen, und in diesem Zusammenhange wäre wohl pauci etiam nöthig; indeß ist die Frage ohne Copula, und die Steigerung multi .... promptissimus quisque ... pauci in der ihr verbundenen Belebtheit des Ausdruckes vollkommen gerechtfertigt. Die ächte Lesart UTITA ist in ETUTI verdorben worden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juni.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Fortsetzung.)

Auch Ritter folgt der Verbesserung von Lipsius und Rhenanus, bemerkt, multis sey durch die folgende Lesung „assimilandi prava libidine scribentium“ entstanden und deutet promptissimus unrichtig: „is est, qui aut manu aut animo aut utrisque inclinat ad agendum et audendum,“ also mit Bezug auf jeden Unternehmendsten oder Thatkräftigsten, während hier nur von promptitudo ingenii et animi die Rede seyn kann.

Ebenso unzuläßig ist die Bemerkung, et nach pauci ließe sich halten, wenn sumus nach superstites fehlte. Denn was die Trennung von pauci und superstites für einen Sinn geben sollte, wenn beyde neben einander im Subject stünden und durch et verbunden wären, ist gar nicht abzusehen, weil beyde ganz ohne Prädicat stehen würden, und so wird auch wohl Liberius superstites nicht für ein Subject angesehen haben, wie Hr. Ritter annehmen muß, um den Ursprung des et nicht aus zufälliger Corruptel, sondern aus einem Irrthume zu erklären.

3. Cap. 4. .... solitum ipsum narrare, se in prima juventa studium philosophiae acrius, ultra quam concessum Romano ac senatori, hausisse. Die Verbindung beyder Adverbien ist auffallend. Pichena schrieb ac juris statt acrius, und wird deßhalb von Gronovius gelobt; doch in humanitatis studiis, von denen es sich in Massilia allein handelte, ist die Jurisprudenz nicht begriffen, und es möchte gegenüber dem Beyspiele der ruhmreichen Familie der Scaevolae schwer seyn, zu erweisen, daß in diesen Studien ein Römer, und zumal ein Senator, leicht zu viel thun konnte, eine Meynung, die von der Philosophie, in Rom zumal, sehr verbreitet und bey diesen praktischen Männern nicht ungegründet war. Lipsius setzt acrius in Klammern, und es sieht allerdings wie eine Glosse von ultra aus. Wenigstens würde ultraque quam nöthig seyn, wie Lipsius deßhalb vorschlug, da kein Grund für die Auslassung der Copula vorliegt. Acrius bezeichnet dann die Sache im Allgemeinen: mit überwiegendem Eifer, ultraque mit Bezug auf den einstigen Lebensberuf der Jünglings.

In demselben Capitel wird die Vulgata: scilicet sublime et rectum ingenium, in welcher Verbindung durch das nur einen gewöhnlichen Begriff bezeichnende rectum das starke sublime aufgehoben wird, ohne Erfolg von Döderlein gegen die eben so leichte als unvermeidliche Verbesserung von Lipsius sublime et erectum vertheidigt. Dazu ist rectum nur mit Bestimmtheit aus der Ed. Puteol. nachzuweisen, und wird darum von Ritter vitium Puteolani genannt, und da die Vergleichungen der beyden Codd. Vatt., welche nach dem Texte des Lipsius, der erectum hat, gemacht wurden, von ihm keine Abweichung zu diesen Worten anmerken, so besteht die Vermuthung, daß die Collatoren in ihnen dasselbe Wort gefunden haben. Orelli merkt über die Variante gar Nichts an, liefert aber die schlagende Parallelle für die rich-

tige Lesart Quint. II., 1, 16: habet enim mens nostra natura sublime quiddam et erectum.

4. Cap. 5. Nec Agricola licenter, more juvenum, qui militiam in lasciviam vertunt, neque segniter ad voluptates et commeatus titulum tribunatus et inscitiam retulit. Döderlein construirt die sehr verwickelte Stelle, indem er egit nach licenter more juvenum versteht. Orelli begnügt sich, voluptates et commeatus als ἐν διὰ δυοῖν zu erklären, erläutert inscitiam durch ignorantiam ac negligantiam munerum cum tribunatu conjunctorum, und neque retulit durch: neque ad voluptates unice usus est, ohne die Structur des Weiteren zu ordnen. Ritter verfährt in ähnlicher Art, indem er erläutert: quamvis sine magna difficultate (wovon im Tacitus keine Andeutung) ad voluptates et commeatus veniam a duce impetrasset (wohl impetrare potuisset), si tribunatus militaris honorem et inscitiam suam obtendere voluisset, was eine undankbare Unverschämtheit einschließt, daß ein junger Römer dem Feldherrn Unwissenheit in den ihm übertragenen Geschäften vorgeschützt hätte, um von ihm in Urlaub geschickt zu werden und sich durch Vergnügungen zerstreuen zu können. Doch wird licenter richtig auf voluptates, segniter auf commeatus bezogen. Es sind aber beyde Adverbia durch die Erläuterung more juvenum, qui militiam in lasciviam vertunt getrennt, während doch die Erläuterung sich ebenso auf segniter wie auf licenter bezieht, und so fragt es sich, ob mit dieser Beziehung jene Trennung vereinbarlich und nicht eine Umstellung der Redetheile eingetreten sey, so daß Tacitus geschrieben hätte: Nec Agricola more juvenum, qui militiam in lasciviam vertunt, licenter ad voluptates, neque segniter ad commeatus titulum tribunatus et inscitiam retulit. Licenter führt ebenso zu voluptates, wie segniter zu commeatus. Die Genußsüchtigen suchen das Vergnügen, die Trägen durch Urlaubsbewilligungen Befreyung von Arbeit. Sie heißen tribuni (titulus tribunatus), verstehen aber Nichts von den Geschäften des Amtes (inscitia tribunatus). Sie sind dabey ausschweifend, und brauchen ihre ganze Stellung als tribuni, um sich zu zerstreuen, und nehmen Urlaub, um den Arbeiten des Dienstes zu entgehen. Die hiebey nöthige Nachsicht erlangen sie leicht vom Feldherrn, der die Mission solcher verwöhnter Söhne guter Familien für das nimmt, was sie ist. Er empfängt sie als eine unnütze Beygabe, weil er sie wegen Familienverbindungen nicht abweisen kann, und überläßt sie ihren Neigungen und ihrer Trägheit, indem er ihre Arbeiten an bewährte Kriegsleute überträgt, und ihnen den Titel zu ihrem Müßiggang überläßt, wobey zugleich das von Döderlein verstandene egit als unzulässig fern gehalten wird. Retulit ad voluptates, retulit ad commeatus ist dann nach der bekannten Phraseologie: referre omnia ad gratiam, ad dignitatem, ad gaudium u. s. w. Darauf beziehen, d. i. so gebrauchen, daß dadurch Genuß, Ruhm, Gunst oder Würde u. s. w. gewonnen wird.

5. Cap. 6. Vixeruntque mira concordia per mutuam caritatem et invicem se anteponendo, nisi quod in bona uxore tanto major laus, quanto in mala plus culpae est.

Döderlein glaubt diese sehr controverse Stelle dadurch deuten zu können, daß er in ihr nicht einen allgemeinen Satz, sondern einen auf das Lob des Agricola bezüglichen annimmt, zu diesem Behufe aber liest er: nisi quod viri in bona uxore .... culpa est. Der Sinn wäre: Ihre wundersame Eintracht und das aus ihr fließende Glück der Ehe habe beyden Gatten zum Lobe gereicht, und sey ein Beweis ihrer guten Sitten gewesen, laudi et bonorum morum documento; aber mehr noch für Agricola als für Domitia, da das Lob des Mannes bey einer guten Frau um so größer ist, als das der Frau, wie eben derselbe bey einer bösen Frau größere Schuld trägt, was denn des Weiteren aus dem Verhältniß von Mann und Weib und der Obliegenheit des Mannes erläutert wird. Dagegen excipirt nun Bernhardy in einer Zusatznote, daß auch durch diese „machina“ die Gestalt einer allgemeinen Sentenz nicht aufgehoben werde, glaubt aber, die Worte hingen nicht genug zusammen, und es sey ein Glied ausgefallen, intercidisse membrum quoddam, das durch die bestimmte Formel „nisi

quod," „so weit nicht eben" zu einem mäßigen Sinne erweicht werde.

Indeß die von Bernhardy selbst angeführte Stelle Ann. II. 33: atque ipsa Agrippina paullo commotior, nisi quod caritate et mariti amore quamvis indomitum animum in bonum vertebat zeigt ganz das Gleiche. Auch in ihr ist Nichts ausgefallen, sondern ein Gedanke aus dem Zusammenhange zu ergänzen: Agrippina selbst war von zu leidenschaftlichem Gemüth, was allerdings Tadel verdient, doch dadurch ausgeglichen wurde u. s. w. Und so wird auch an unserer Stelle, was schon Andere gethan, zu ergänzen seyn: Sie lebten in wundersamer Eintracht, und so, daß sie sich einander vorzogen, d. i. die Wünsche und Neigungen des andern vor den eigenen beachteten, denselben also die ihrigen unterordneten, was für beyde rühmlich war; doch gebührt in solchem Falle, in bona uxore, d. i. wenn die Frau gut ist, ihr größeres Verdienst und Lob, wie, wenn sie schlecht ist, ihre Schuld als eine größere gilt. Auch Halm streitet gegen die Ergänzung von viri, und glaubt die Vulgata in dieser Fassung haltbar: „Nur ist löbliches Thun, findet es sich bey einer Frau, um so ehrenwerther, als" u. s. w., wo indeß der Begriff des löblichen Thuns, der der laus untergestellt wird, zu concret erscheint. Denn nicht das löbliche Thun wird als ehrenwerth bezeichnet, sondern das Lob, das einer guten Frau wegen glücklicher Ehe gebührt, als größer denn als das einem Manne in gleichem Falle zukomme.

Orelli hilft sich bey der Stelle mit der Erklärung von Burnouf und Roth durch die Annahme der in Vergleichungen gewöhnlichen Brachylogie: „nisi quod (idem fere ac sed) in bona uxore tanto major laus, quam in viro bono, quanto in mala plus culpae est, quam in viro malo," wodurch indeß die Stelle wieder ganz in das Allgemeine gezogen wird. Auch bleibt der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden unerklärt, wenn man zu ihr Nichts zu bemerken hat, als nisi quod sey ungefähr so viel wie sed, was so wenig gesagt werden kann, als daß „außer daß" ungefähr so viel wie „sondern" oder „aber" sey.

Ritter läßt die Beziehung auf den Mann, (tanto major laus quam in viro bono) wie sich gebührt fallen, und erklärt: nisi (add. quod) bona uxor ob miram concordiam et amorem mariti tanto magis laudatur; quanto mala ob contraria vitia magis culpatur. Nur kommt nicht die mira concordia und amor, sondern vielmehr das Betragen der Frau in Vergleichung. Der Erklärer, der dieß übersah, klagt sofort den Tacitus des Mangels an Klarheit und an Geschicklichkeit der Verbindung an: Est sententia neque satis dilucide expressa, neque dextre cum prioribus juncta, und entläßt ihn aus der Censur mit dem belobten „quandoque bonus dormitat Homerus." Ehedem habe er geglaubt, es sey eine Glosse; aber daß eine solche Leistung des Interpolators (talem interpolatoris operam) nicht mit Recht angenommen werden könne, davon sey er jetzt sattsam überzeugt. Besser, er hätte eines solchen Einfalles gar keine Erwähnung gethan. In der Stelle selbst aber wird nichts dunkles oder schlecht Verbundenes zurückgeblieben seyn, und die Frage allein könnte noch erhoben werden, warum Tacitus bey guten und schlechten Ehen das größere Verdienst und die größere Schuld auf Seite der Frau stellte.

Das Leben des römischen Mannes, wie hier eines geschildert wird, ist auch damals mehr ein öffentliches, von den Geschäften des Senats, der Gerichte, der Magistraturen, der Provincialverwaltung und des Krieges in Anspruch genommen, dagegen das häusliche, die Sorge für die Kinder, die Beschäftigung des Gesindes, die Führung der Wirthschaft und anderes, worauf der häusliche Friede und das Gedeihen der Ehe ruht, zunächst der Frau anheim gegeben. Nächst diesen Geschäften aber liegt ihr ob, dem zu den Seinigen heimkehrenden Manne durch Freundlichkeit und Beweise der Theilnahme in der häuslichen Ruhe und Ordnung die Unruhen und Verwirrungen des Berufes vergessen zu machen. In allen Verhältnissen demnach, welche das Glück der Ehe begründen, ist die Thätigkeit der Frau die vorherrschende, und darum bey glücklichen Ehen das Lob, bey unglücklichen der Tadel zum größten Theil auf ihrer Seite.

6. Cap. VI. Ludos et inania honoris modo rationis atque abundantiae duxit. So die Ed. pr. Beyde Handschriften haben medio, die eine mit rationis, die andere mit luxuriae, das aus dem Folgenden heraufgenommen wurde. Der Urcodex hatte demnach eine Lesart, aus der modo rationis und medio rationis entstehen konnte, und Lipsius hat beyde sehr gut durch moderationis vereinigt, doch diesem Worte das unnütze suae angehängt. Er bemerkt: „Utrique satisfecit et moderationi et abundantiae; medius igitur.“ Döderlein geht auf die Lesung der Ed. pr. modo rationis zurück, nimmt rationis atque abundantiae für genitivi appositionis, und verbindet ludos duxit, so daß ducere leiten, anführen bedeutet: porro ducere ludos Agricola dicitur, quia iisdem praesidebat utpote praetor ad similitudinem locutionis pompam, choros, exsequias ducere. Doch alle diese werden in der That geführt; aber die Spiele können nicht geführt, sondern nur präsidirt werden, und der Ausdruck ducere ludos ist ganz abnorm und in diesem Falle unmöglich. Dagegen erinnert Bernhardy an die gräcisirende Fügung Plin. Paneg. 75, 5: habeant muneris tui, und Ritter, der mit richtigem Tact moderationis stützt, an Ann. III, 20: Praeerat castello Decimus .... illam obsidionem flagitii ratus, Germ. 6: cedere loco, dummodo rursus instes, consilii quam formidinis arbitrantur, und ähnliches. Orelli folgt dem Vaticanus Γ: medio rationis. Er muß nun ludos ducere medio rationis, und den mangelhaften Gegensatz in rationis et abundantiae erklären so gut er kann, schließt sich aber am Ende der französischen Uebersetzung von Louandre an: il agit avec tant de mesure et de magnificence à la foi, dem das Lipsianische moderationis zu Grunde liegt.

7. Cap. 8. Habuerunt virtutes, spatium exemplorum. Von den früheren Kritikern haben nicht wenige gerechten Anstoß an exemplorum genommen. Denn spatium, Raum, in diesem Zusammenhange ist Gelegenheit zu kriegerischer Auszeichnung, und exempla sind die Beyspiele, denen sie nachahmen, nach denen sie sich für die Kriegsführung bilden konnten, solche nämlich, die Petilius Cerealis selbst aufstellte. Wie also sind beyde Begriffe in spatium exemplorum versippt worden? Denn an eine Brachylogie statt spatium in quo exempla a ducibus data sequerentur, wird wohl im Ernste Niemand denken. Döderlein geht über die Schwierigkeit ohne Bemerkung hinweg. Orelli, um spatium exemplorum zu halten, denkt an Beyspiele die Agricola gegeben: campum in quo (Agricolae virtutes) exercuerat et exempla ediderat obsequii, verecundiae atque inprimis fortitudinis bellicae artisque militaris, wobey aber übersehen ist, daß Agricola als Führer erst in der practischen Schule unter jenem großen Feldherrn sich übte: saepe parti exercitus in experimentum, aliquando majoribus copiis ex eventu praefecit, und dann ist die Beziehung auf obsequium verecundia, welche zur Erklärung des Begriffes von exemplorum zu Hülfe genommen werden, hier gar nicht zu denken. Dieser Zugaben wird erst im Folgenden: Nec Agricola unquam etc. gedacht. Auch Hr. Ritter haftet an der falschen Beziehung der exempla. Exempla dicit „facinora,“ quae aliis exempla esse poterant. In einer Abhandlung über den Agricola (Denkschriften d. k. b. Akademie der Wissenschaften Bd. V. Abthlg. II. S. 73 ff.) habe ich vorgeschlagen exemplorum in exemplumque superiorum zu erweitern. Die Tugenden hatten (unter Petilius Cerealis) Gelegenheit sich zu zeigen und die Beyspiele der Oberen, d. i. wie sie von den obersten Führern wenn diese ausgezeichnet sind, aufgestellt werden — und die Allgemeinheit, welche durch das superiorum der Satz bekommt, da zunächst an die exempla Petilii Cerealis für Agricola zu denken ist, wird auch durch das vorstehende virtutes gerechtfertigt, das auch die anderen befähigten Männer um Cerealis einschließt, welche sich, ähnlich dem Feldherrn, dem jüngeren Geschlecht als Muster darstellten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juni.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Fortsetzung.)

8. Cap. 9. Ubi officio satisfactum, nullam jam ultra potestatis personam. Tristitiam et adrogantiam et avaritiam exuerat. Döderlein schützt gegen Rhenanus Aenderung: nulla ultra potestatis persona den Accusativ, indem er agebat ferebat retinebat versteht. Doch sind die kurzen Phrasen c. 19: Nihil per libertos, Hist. I, 84: vos quidem istud pro me, auf die er sich bezieht, anderer Art als diese in gewöhnlicher Form sich bewegende Schilderung, und die folgenden drey gleichen Accusative tristitiam et adrogantiam et avaritiam haben offenbar, wie das oft geschieht, die vorhergehenden nulla . . . persona in ihre Form hinüber gezogen. Orelli und Ritter haben darum recht gethan, der Herstellung dieses Nominativs zu folgen.

Ferner nimmt Döderlein die Worte tristitiam f. als Fortsetzung oder Erläuterung des Vorangehenden: haec apodoseos pars. Aber dann würde Tacitus dem Agricola im Amte d. i. bey und während der amtlichen Handlungen alle drey, tristitiam et adrogantiam et avaritiam beylegen und sagen, er habe sie nur alsobald abgelegt, exuerat, wie die Geschäfte vorüber gewesen. Damit aber das Auffallende dieser Ausstattung einer persona potestatis gehoben werde, werden sie von ihm als vitia vel vitiorum species bezeichnet, quibus magistratus Romani vacare vix possunt. Tristitia nähere sich der severitas, adrogantia, „vornehmes Wesen," sey dem nöthig gewesen der an des Cäsar Statt war und seine Majestät zu beschützen hatte; avaritia sey nicht weit entfernt (prope abest) a diligentia in exigendis tributis et si quid aliud reipublicae debetur. Das wäre allerdings eine sehr handgreifliche Verkleidung oder Maske, die ein Stellvertreter des Kaisers in den Provinzen anzulegen gehabt hätte, und ein Mann von Agricola's Sinne und Gemüthsart mußte sich wohl beeilen, sie nach den Geschäften sogleich abzulegen; indeß entspricht sie nicht dem wahren Bilde, das Tacitus von seinem Schwiegervater als Geschäftsmann im Vorhergehenden entwirft: ubi conventus ac judicia poscerent, gravis, intentus, severus et saepius misericors. Denn unmöglich kann dem gravis die tristitia; dem intentus die avaritia, dem severus die adrogantia beygelegt werden, zumal dann saepius misericors ganz außer dem Gemälde, außer dem exuerat, welches die Entäußerung so schlimmer Dinge erst nach dem Schlusse der Amtshandlungen setzen soll, und ohne alle weitere Beziehung stünde. Dazu zeigt die weitere Schilderung von Agricola's Art und Amtsführung: nec illi, quod est rarissimum, aut facilitas autoritatem aut severitas amorem deminuit, welche nach jenem Zwischensatz tristitiam — exuerat eintritt, wohl deutlich, daß, weil er sich in ihr öfter mitleidig als streng erwies, sie einen Strenge mit Nachsicht paarenden Charakter trug, und eben deßhalb weder von der Nachsicht sein Ansehen, noch von der Strenge die Liebe geschädigt wurde, die ein solches Verfahren nothwendig erweckt, aber die ein im Amte als tristis,

avarus und adrogans bezeichneter niemals finden kann.

Wohl darum haben Orelli und Ritter diesen Weg nicht betreten, nicht einmal erwähnt, daß er von einem Vorgänger betreten war. Sie thun ganz recht, die Worte tristitiam — exuerat als eine Art von ἔμβλημα für sich zu verstehen, und exuere im Allgemeinen als frey seyn von etwas zu fassen. Indeß ist avaritiam nach tristitiam und adrogantiam offenbar ein unstatthafter Begriff und wie es scheint, Nichts als eine verdorbene Wiederholung von adrogantiam, einmal wegen der concinnitas membrorum, nach der tristitia und adrogantia im Folgenden facilitas und severitas als Gegensatz haben, theils wegen des Zusatzes: integritatem et abstinentiam in tanto viro referre injuria virtutum fuerit. Denn daß avaritia nur von der exactio pecuniae publicae ohne persönliche Beziehung hier könne gebraucht werden, wird von Döderlein und anderen Vertheidigern dieser Lesart nicht erwiesen, ist auch ganz undenkbar, und avaritia, wo sie vorkommt, wird als vitium bezeichnet. Wie aber konnte Tacitus sagen, Agricola sey fern von Habsucht gewesen, wenn er es für ein Unrecht gegen die Tugend erklärt, bey einem solchen Manne zu bemerken, daß er unbestechlich und enthaltsam, also das Gegentheil von avarus gewesen sey? Indeß stimmen auch Orelli und Ritter für avaritiam. Ritter fühlt allerdings die Unvereinbarkeit beyder Aussagen: avaritiam exuerat — integritatem et., wird aber dadurch nicht zur Anerkennung des Unstatthaften des hier eintretenden Begriffes, sondern dahin getrieben, die ganze Stelle: integritatem — fuerit für ein Glossem zu erklären und in Klammern zu stellen, was wohl zu den ärgsten Verirrungen des Scharfsinnes gehört, den hier der gleich nöthige Sinn für das Geziemende und der ganzen Darstellung Entsprechende im Stiche läßt. Er sagt: „Deprehendes, lector, hominem delicatum, qui offendit in verbis proxime superioribus: avaritiam exuerat. Avaritiae enim contraria est integritas atque abstinentia.“ „Die Anmerkung des Tadlers“ war natürlich an den Rand des Originals gesetzt, und wurde „von dem nächsten Abschreiber aus Unbedachtsamkeit in den Text aufgenommen.“ „Tacitus,“ bemerkt gegen diesen tadelnden librarius Hr. Ritter, „sey einfach und wahr und von solchem fastidium weit entfernt.“ Gleichwohl ist in dem angefochtenen Satze nichts Anderes als die einfache und wahre Bemerkung, man thue den Tugenden eines so großen Mannes unrecht, wenn man zu seinem Lobe besonders anfügen wolle, daß er sich der Unbestechlichkeit und Enthaltsamkeit befliſſen. Hr. Ritter fügt als Zusatz bey: „praecipue hoc loco sey er weit von solchem fastidium, ubi, si ista posuisset reprehenderet quod modo admiserat,“ wo also das verdächtige avaritiam gebraucht wird, um den unverdächtigen und ächt-taciteischen Theil der Schilderung zu verdächtigen. Dann sollen wieder für die „Kundigen“ (peritis) ein „großes Zeichen“ des Emblema die Worte „in tanto viro“ enthalten mit dem Zusatze: Ipse haud dubie scripturus fuit (wohl fuisset), integritatem atque abstinentiam referre. Dabey aber scheint dem Verfasser die Ahnung zu kommen, daß er auf falschem Wege geht, und in der That wird wohl keiner der zu Zeugen gerufenen periti an den Worten in tanto viro Anstoß nehmen, da ein jeder die verdiente Bewunderung des Biographen für seinen Schwiegervater kennt, und ebenso wird keiner von ihnen begreifen, warum Tacitus, wenn er schrieb integritatem et abstinentiam referre, die Beziehung auf denjenigen, dem es gilt, mit den Worten in tanto viro unterdrückt hätte. Allgemein und ohne Beziehung auf einen hervorragenden, edlen Character gefaßt, wäre der Satz ein unberechtigter, man müßte denn abstinentia und integritas nicht des Lobes würdig halten, die sich nicht an sich und bey jedem Andern, wohl aber bey einem so großen Manne von selbst verstehen, und im Folgenden dann das Lob seiner übrigen Eigenschaften herabsetzen, wenn man für nöthig hält, ihrer neben denselben noch besonders Erwähnung zu thun. Es werden also wohl nicht wenige Leser seyn, die nicht begreifen was das bedeute, „quamquam, hoc quid sibi velit multi lectores non percipient;“ sondern wir besorgen, es wird wenigstens auf diesem Puncte kein einziger Hrn. Ritter und seine hier ganz übelberathene Kritik begreifen. Noch ein letzter Grund besagt: „Integritate et abstinentia commemoratis nulla prorsus virtutum injuria peragitur. Si enim facta est injuria, Agricolae facta est, non virtutibus,“ wo

er also die Beziehung auf Agricola, durch welche allein der Satz sein Recht bekommt, nachdem er sie willkürlich beseitigt hat, als nicht dagewesen behandelt, um nicht mehr des Tacitus Sinn und Meinung sondern das Gemächte eigener Erfindung zu bekämpfen, welches er dem großen Alten untergestellt hat. Endlich macht auch die weitere Ausführung dieser Characterschilderung, welche durch ne famam quidem cui saepe boni indulgent ostentanda virtute aut per artem quaesivit den vorhergehenden Satz nöthig, von dessen Inhalt als von einem Untergeordneten die Rede sich zu einem Seltenern erhebt. Denn diesem Seltenern würde für die Wendung ne famam quidem . . . durch Unterdrückung des Vorhergehenden die Basis weggezogen, und nec illi — severitas amorem deminuit und ne famam quidem — quaesivit, wäre ein wahrer sententiarum hiatus, ganz abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß Jemand, daß selbst ein philosophisch-strenger Leser sich durch die Erwähnung, Agricola sey frey von Habsucht gewesen, doch kaum zu der Erwähnung und den Tadel bestimmt fühlen konnte, es sey doch eigentlich Unrecht gegen die Tugend an einem so großen Manne, seine integritas und abstinentia zu erwähnen.

Wir haben uns über diese arge Mißdeutung des Tacitus des Ausführlicheren erklärt, weil wir es auf eine bey der Erklärung des Tacitus mehr als irgend anderswo nöthigen Warnung besonders gegenüber von Hr. Ritter abgesehen haben den Scharfsinn, der von Sorgfalt und Gelehrsamkeit unterstützt ist, in den nöthigen Schranken zu halten. Denn er gleicht in diesem Falle einer ätzenden oder spirituösen Flüssigkeit, welche man anwendet, Schmutz, alte Uebermalung oder Rost von den Werken früherer Kunst durch Auflösung zu entfernen, und die, über das unmittelbare Bedürfniß angewendet, auch die gesunden Theile und die ächte Farbe oder Oberfläche des Kunstwerks anfrißt und zerstört.

9. Cap. 9. Consul egregiae tum spei filiam juveni mihi despondit. Hr. Ritter bemerkt in etwas unordentlicher Latinität, Tacitus hätte „si ordinarius fuisset," auch den Collega des Agricola beygefügt, und bemerkt, daß eine solche Sorgfalt bey suffectis consulibus weniger nöthig gewesen. Sie war hier überhaupt ganz unnöthig, weil Tacitus, wie man sieht, über das ganze Consulat des Agricola mit bloßer Nennung hinweggeht, und offenbar mit Absichtlichkeit, weil er aus ihm nichts Bedeutendes zu berichten hatte, und darum vorzog, die inania honoris hier ganz kurz abzuthun. Es genügt ihm eines Familienereignisses während desselben zu gedenken, an dem er selbst so nahe betheiligt war. Hier aber nimmt Hr. Ritter Anstoß an der Erklärung von tum durch jam tum und schlägt jam spei nicht nur vor, sondern setzt es auch in den Text. Was aber soll egregiae jam spei bey einer Jungfrau unmittelbar vor ihrer Vermählung? Was soll jetzo noch dieses schon, wo der letzte Moment der Lebensperiode bezeichnet wird, in der eine Tochter die Hoffnung erregt, welche sie als Gattin erfüllen soll? Uebrigens ist kein jam bey tum beyzudenken, und Orelli bemerkt ganz richtig: modo admodum tenero atque grato significat omnem spem, quam adulescentula sui excitavit, postea completam et cumulatam. Wäre irgend ein Anstoß, so würde durch Versetzung: Consul egregiae spei filiam mihi tum juveni despondit zu helfen seyn; doch liegt kein Grund vor, an Orelli's feiner Erklärung Anstoß zu nehmen.

10. Cap. X. Formam totius Britanniae . . . . oblongae scutulae vel bipenni assimulavere.

Die Stelle hat ihre Schwierigkeit in oblongae scutulae, die schon Barclejus erörtert, aber nicht gelöst hat, die aber nach ihm und auch von den drey Herausgebern nicht weiter ist beachtet worden. Nur Orelli führt zur Erläuterung von scutulae ein fragmentum an, quod cum Censorino (7 p. 84 Jahn) edi solet: „scutula i. e. rhombos, qui latera paria habet nec angulos rectos, simile scutulae cujus contraria latera et contrarii anguli inter se pares sunt, sed neque aequilaterum neque rectis angulis . . . trapezia cetera nominantur," das aber Nichts erläutert und in scutula . . . rhombos . . . simile scutulae offenbar verdorben ist.

Das Wort scutula selbst ist, wie man sieht, die latinisirte Form von σκυτάλη. Ist aber σκυτάλη, wie kaum zu zweifeln von τὸ σκύτος, Haut,

Leder, cutis, so wird σκυτάλη der Riemen d. i. das langgezogene Leder seyn. Bekannt ist ein solcher aus den Laconischen Alterthümern, der zum Beschreiben auf einen Rundstab gewunden, und, wenn er beschrieben war, abgelöst wurde. Die Benennung ging dann auf den Stab selbst über. Jener σκυτάλη entsprechend kann scutula allerdings der lateinische terminus für das langgezogene Quadrat mit je zwey parallelen Seiten seyn, welches τραπέζιον genannt wird. Auch von andern Geräthen, die Barcley anführt, und von dem Streife der Baumrinde wird das Wort gebraucht, den man zum Behufe des Pfropfens für das Pfropfreis ausschneidet, wegen der Aehnlichkeit des Ausschnittes mit dem Trapezion. Plin. Hist. N. XVII, 16: exempta scutula .... cortici imprimitur ex alia cortex par. — Wie aber kann sofort scutula neben bipennis stehen? Bipennis ist wie bekannt, das Doppelbeil, das als Waffe auch bey der Rüstung der Amazonen vorkommt, von fester typischer Form der beyden runden Ausbiegungen der Schneide, welche sich gegen die Mitte und nach dem Stiele hin zusammenziehen. Ein Werkzeug von so eigenthümlicher und fester Form, in zwey Bogen ausgehend und in der Mitte zum Griffe und Stiele sich verengend, kann sofort unmöglich neben ein Trapezion oder das dem Aehnliche mit einander gegenüberstehenden Parallelseiten gestellt und durch vel als gleichbedeutend verknüpft werden, welches gerade das Gegentheil seiner Form zeigt. Wurde Britannien einer bipennis an Gestalt verglichen, so konnte es nicht auch einer scutula ähnlich geachtet werden, und umgekehrt. Dazu ist das Adject. oblongae ganz überflüssig, weil die scutula nothwendig oblonga ist, und also nicht erst als solche bezeichnet werden kann, so wenig Jemand von einer runden Circellinie sprechen wird, weil es keine andere gibt. Man wird sofort auf die Aenderung von scutulae in scutulo geführt, und bekommt dadurch allerdings zu bipennis das Analogon. Scutum, σκύτος, auch von dem Felle den Namen tragend, mit dem es ursprünglich überzogen war, ist von gedehnter Gestalt und darum bey Späteren θυρεός genannt, neben dem runden Schild (ἀσπὶς πάντοσ' ἴσην, ὁμφαλόεσσα). Davon scutulum, als länglicher Schild kleineren Umfangs, πέλτη, parmula. Einen solchen mit einer unserer Stelle ganz entsprechenden, von den beyden Seiten eingebogenen Form, trägt die Juno Lanuvina, von welchem Cicero Nat. D. p. 29 sagt: Sospitam (oder Sispitam, Beyname derselben) nunquam video nisi cum pelle caprina, cum hasta, cum scutulo. Von diesem aber ist auf den Münzen der aus Lanuvium stammenden, altlateinischen Gentes, der Aemilia, Antonia, Aurelia, Cornelia u. a. häufig der Kopf cum pelle caprina, auf denen der gens Procilia (Vaillan, nummi antiqui familiarum Rr. T. II. Tab. CXX. Fig. 2.) und Mettia (ib. Tab. XCVI. n. 2) die ganze Gestalt mit dem scutulum in der angegebenen Form abgebildet. Daß aber diese an beyden Enden kreisförmige, gegen die Mitte eingebogene Gestalt für diese kleinen Schilde auch sonst gewöhnlich war, zeigen die Schilde mit hetrurischer Inschrift auf einem geschnittenen Steine (Montfaucon Antiqq. Tom. IV. p. 54), die von hieratisch gekleideten Männern an einer Stange auf den Schultern getragen werden, offenbar die Ancilien auf welche die etrurische Inschrift hinweist, und ebenso entspricht dem Allen die Schilderung der πέλτη bey Dion. Hal. Antiqq. R. 4, 16: ἡ δὲ (πέλτη) ἐστι ῥομβοειδεῖ θυρεῷ, ἐμφερὴς, στενωτέρας ἔχοντι λαγόνας. Indeß stört das Beywort oblongae so gut bey scutulum wie bey scutula, da auch jenes nur forma oblonga vorkommt, und so kann wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß die Stelle zu lesen ist: Formam totius Britanniae ... oblongam scutulo vel bipenni assimilavere. Die forma oblonga der Insel war außer Zweifel gesetzt und angenommene Thatsache; zu näherer Bezeichnung aber konnte sie mit einem scutulum oder einer bipennis verglichen werden, welche beyde gegen die Mitte nur mehr oder weniger eingebogen waren, und es ist klar, daß die Verderbung von oblongam in oblongae, durch das vorhergehende Britanniae veranlaßt, die von scutulo in scutulae nach sich gezogen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juni.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Fortsetzung.)

Unmittelbar darauf kommt in den Handschriften: Et est ea facies, citra Caledoniam. Unde et universum fama est transgressa. Daß in vor universum nöthig und durch den taciteischen Gebrauch geboten sey, unterliegt keinem Zweifel. Auch hat der Vat. B. oder der Vat. Γ. et in und nach Ritter universis Γ. am Rande „praeposito Al," d. i. universis ist dort entweder als Lesart einer anderen Quelle, oder als andere Lesung des Abschreibers angemerkt, dem die scriptura codicis prisci nicht deutlich war. Aber störend ist et wegen des Zeitworts, welches, genau genommen voraussetzen würde, das transgredi habe schon bey den übrigen Theilen statt gefunden, während doch von diesen die fama nicht als eine übergetragene oder angenommene, sondern als eine begründete bezeichnet wird: et est ea facies ct. Es würde demnach an der Schreibung in universum ein Zweifel nicht bestehen, wenn man nicht den Gedanken als zum Grunde liegend annähme, der südliche Theil hätte diese Form, und so ward sie auch auf den übrigen also auf das Ganze übergetragen. Anstoß erregt ferner transgressus der Ed. pr., auch nach Wer Cod. Δ, wofür die zweyte Puteolana und Vat. Γ transgressis haben. Man erwartet das einfache transire, wofür Tacitus das prägnante transgredi gewählt hat. Es wird also unbedenklich transgressa zu lesen seyn. Die beyden Formen transgressus und transgressis sind dann aus dem Compendium der Schlußsylbe falsch aufgelöst worden, und dieser Schluß war wohl unstreitig: Unde et in universum fama est transgressa.

Doch ist, während so die Lesart sich wie von selbst gibt, dem Texte von jeher übel mitgespielt worden. Döderlein änderte früher: unde et in universum fama e transgressis, wo unter Anderem nicht abzusehen, wie gerade die transgressi diese Meynung veranlaßt hätten, da diese durch die That sich von dem Gegentheil überzeugen mußten. In der Ausgabe hat er die eben erläuterte Lesart mit et; fügt aber mit einem suspicor bey: „Unde et universum (vel universam) fama est. Sed transgressis immensum . . . tenuatur, wo eine unnöthige Härte: unde universum fama est, noch dazu mit schwankender Lesart eingefügt und transgressis zwar nicht mehr wider den Sinn, doch unnöthig ist. Denn wer anders als die transgressi sollte diese Form erkennen? dazu würde sie nicht nur ihnen sondern auch den Schiffern deutlich geworden seyn, und diesen mehr noch als jenen, wie denn überhaupt das enorme spatium procurrentium terrarum besser zur See vom Schiffe aus und während der Seefahrt beobachtet wird als bey einer Landreise, wo nur einzelne Anhöhen die weitere Aussicht und Uebersicht gestatten, die von der See aus offen liegt. Orelli hat im Texte: unde et universis fama est transgressa mit der Erläuterung: „i. e. toti insulae," und: „ut nos Rhenanus." Doch Rhenanus hat im Text: unde et in universum fama est transgressa, im Lemma der Anmerkung aber: unde et universum fama est transgressis mit lego:

unde et in universum fama, e transgressis, q. d.: sic narrant qui transgressi sunt, was, wenn auch schlecht gesagt, doch wenigstens einen Sinn hat. Wie aber universum so viel als toti insulae seyn, und man fama transgreditur toti insulae sagen könne, ist schwer zu begreifen. Ritter folgt der Ed. Rhen.

10. Cap. X. Dispecta est et Thyle, quam hactenus nix et hiems appetebat. Sed mare pigrum etc. Dieser „fere desperatus locus" lautet so in den beyden Edd. Puteolani. Statt nix aber hat Vat. B (Γ) jussum. Ob auch Cod. Vat. A. (Δ)? Orelli sagt: „non constat." Doch bemerkt Dronke, der nix et hiems liefert, aus ihm keine Variante für nix, und Ritter sagt gerade zu: nix ex prava conjectura Puteolanus, ohne weiteren Grund. Am Schlusse ist appetebat wie bey Puteolanus so im Vat. B (Δ). Daneben aber hat der Cod. Vat. B. (Δ): hactenus jussum et hiems appetebat, und Vat. A (Γ) abdebat am Ende. Es besteht also wohl kein Zweifel, daß die Stelle sich in sehr verschiedener Lesung erhalten hat: 1) quam hactenus jussum et hiems, 2) quam hactenus nix et hiems mit gleicher Verschiedenheit am Ende: abdebat und appetebat. Die fast zahllosen Versuche, hier zu erklären und zu bessern, leiden bis auf einen oder den andern sämmtlich daran, daß man neben nix das sogar mehr beglaubigte jussum nicht beachtet hat. Orelli fertigt es mit einem „corrupte" ab, stellt ein Kreuz zwischen quam und hactenus, und wird durch Wex bestimmt, nix statt jussum für eine Conjectur des Puteolanus zu halten, ja er fügt sie den angeblichen monstris emendationis bey, welche der arme Puteolanus erzeugt haben soll. Döderlein hält an der Lesung: quam hactenus nix et hiems, und versteht aus dem Vorhergehenden invenit domuitque, was wieder durch ein tamen beschränkt wird: „quam tamen hactenus invenit domuitque, ut dispexisse et posteris monstravisse ad domandum satis haberet." Dabey wird uns also der Gedanke zugemuthet, die Flotte habe das Eiland insoweit gefunden und bezwungen, daß sie genug hatte, es erblickt und den Nachfolgern zur Bezähmung (ad domandum) gezeigt zu haben, was denn eine so seltsame Verbindung von Vorstellungen gibt, daß sie weder durch die Berufung auf das cäsarianische veni, vidi, vici gerechtfertigt, noch durch die Behauptung entschuldigt werden kann, daß dem Scharfsinne noch eine kühnere und eine fast räthselhafte Kürze zukomme. Das mag seyn, wenn am Ende nach Auflösung der Kürze oder Härte unter der harten Schaale ein gesunder Kern gefunden wird. Dagegen erinnert nun zunächst Bernhardy, das acumen sey utique Tacito non indignum, modo fidem habeamus oxymoro nimium glorioso, und stellt dann Döderleins Erklärung eine Transposition entgegen: Dispecta est hactenus et Thule, wo hactenus „bey dieser Gelegenheit" übersetzt, und durch Cic. N. D. I, 10: Nunc autem hactenus admirabor eorum tarditatem erläutert wird. Doch selbst hier heißt hactenus an dieser Stelle, und steht dem was der Sprecher für den weiteren Gang der Untersuchung ankündigt, entgegen: „De quo dicam equidem paulo post. Nunc autem hactenus" u. s. w., wenn nicht in der auch so noch auffallenden Diction es schiene, daß wenn auch nicht bey Tacitus, doch bey Cicero durch eine μετάθεσις zu helfen ist. De quo dicam equidem paulo post. Nunc hactenus. Admirabor autem eorum tarditatem etc. Beyden tritt nun Hr. Halm entgegen, dem ersten mit der entscheidenden Bemerkung, ein Relativ mit einem Object ohne Verbum, wie nach quam hactenus angenommen wird, sey in der ganzen römischen Litteratur etwas Unerhörtes, und erinnert hactenus in der angenommenen Bedeutung, „bey dieser Gelegenheit" dürfte kaum sicher nachzuweisen seyn. Er selbst aber folgt einer Erklärung von Nissen, die anderem Bedenken unterliegt: „Erschaut (Halm „richtiger: durch den Nebel hindurch gesehen") ward auch Thule, das nur so weit Schnee und Unwetter in Anspruch nahmen, daß sie den Römern damals wenigstens den Anblick gönnten." Nebel hat man freylich zur Verfügung, wenn von Unwetter die Rede ist; wie aber Etwas durch den Nebel deutlich bis zum Erkennen könne gesehen werden, und warum man, im Falle die Flotte so nahe kam, daß dieses geschehen konnte, nicht vollends hinsegelte, ist schwer zu begreifen. Dazu kommt daß appetere

hier in ganz ungewöhnlicher Bedeutung genommen wird, und daß die Flotte selbst nicht durch Unwetter auf jener Umschiffung geplagt wurde, sondern sie secunda tempestate (c. 38) vollzog. Indeß weicht Hr. Halm im Folgenden selbst von dieser Deutung zurück, zieht abdebat vor und übersetzt: „Auch Thule wurde deutlich gesehen, welches nur in so weit Schnee und Winter einhüllte (daß man doch seine Umrisse erkennen konnte); jedoch daß man nicht weiter kam (es nicht selbst erreichte) ist „kein Wunder; denn man erzählt u. s. w.“ Dem läge also die Meinung zu Grunde, daß, wenn Schnee und Winter die Insel nicht hactenus bedeckt hätten, ut dispici posset, sondern ganz und gar, daß sie dann nicht mehr zu sehen gewesen wäre, während doch Schneeberge und überhaupt Schneegegenden weiter noch als schneelose und darum weniger helle Puncte gesehen werden. Auch würde diesem Sinne der Ausdruck hactenus abdebat, bedeckten sie bis dahin, kaum entsprechend seyn. Hr. Ritter hat das Verdienst, jussum nicht übersehen und den rechten Weg dadurch geöffnet zu haben, daß er quam in nam ändert. Er schreibt: Nam hactenus jussum et hiems appetebat; aber darauf beschränkt sich auch sein Verdienst. Denn weder kann der Begriff des Zeitwortes bey jussum fehlen und hactenus jubere ist eine auch im Tacitus unerträgliche Brachylogie, noch sieht man wie der Flotte der Befehl werden konnte, sie solle so weit segeln, bis sie Thule erblickte, dann aber umkehren. Geht die Fahrt in ein unbekanntes und offenes Meer, so lassen sich Befehle dieser Art an sie überhaupt nicht denken, da das ganze Verhalten bey solch einer Fahrt durch das, was man findet, so wie durch Wetter und Gelegenheit bedingt wird.

Der Verfasser dieser Anzeigen hat darum in der oben erwähnten Abhandlung vorgeschlagen: nam hactenus penetrare visum, wo die Sache der Erwägung des praefectus navium und seiner Genossen anheimgegeben, und das in solchen Fällen gewöhnliche Zeitwort als ausgefallen betrachtet und ergänzt wird. Das Uebrige ließe sich dann durch neque dem Vorhergehenden verbinden: Neque nix et hiems abdebat. Nicht aber hinderte an der weitesen Fahrt der Umstand, daß (nach der gewöhnlichen Meinung über jene nördlichen Gegenden) Schnee und Winter sie überzogen, sondern u. s. w.

11. Nachdem wir den Erklärungen und Aenderungen von Döderlein auf mehreren Punkten entgegenzutreten uns genöthigt sahen, gereicht es uns zum größten Vergnügen, seine Behandlung der Stelle c. 13: Divus Claudius, auctoritate operis transvectis legionibus unbedingt preisen zu können, die er durch eine conjectura palmaria, nämlich Claudius auctor iterati operis geheilt hat. Auch Hr. Wex war unabhängig von Döderlein auf dieses εὕρημα geführt worden. Da vorher als erster Urheber des Unternehmens Julius Cäsar genannt wird: Primus omnium Romanorum divus Julius cum exercitu Britanniam ingressus, so führt, nachdem es während der nachfolgenden Regierungen liegen blieb, der innere Nexus der Erzählung dahin, Claudius als den zu bezeichnen, der es wieder aufgenommen hat. Um so unbegreiflicher ist die Zähigkeit, mit der Orelli und Ritter einer solchen Wiederherstellung widerstreben, dieser, indem er sagt: vix enim puto, quemquam probaturum esse Wexii: auctor iterati operis, Ritter, indem er zu beweisen sucht, daß auctor in auctoritate verdorben werden konnte. Opus stehe im Gegensatz zu dem ludibrio Cajanae expeditionis und der speciosa ac vana conamina Julii Caesaris. Dieser habe Nichts gesucht nisi gloriam transgressus fortiter suscepti, gegen Cäsars eigene Erklärung und die Natur der Sache, die jenen großen Mann ebenso trieb, Britannien jenseits des Meeres, wie die Germanen jenseits des Rheines aufzusuchen und anzugreifen, ganz abgesehen davon, daß die Unternehmung seinem großartigen Ehrgeize zusagte. Er ist demnach allerdings auctor incepti oder inchoati operis, und daß er, mit Gallien zum Ziele gekommen, es wieder aufgenommen haben würde, um sich dort festzusetzen und dadurch die gallische Eroberung zu schützen, unterliegt wohl keinem Zweifel; aber es trat der Bürgerkrieg dazwischen, der ihn von da ab und auf andere Bahnen zog.

Dagegen stimmt Halm der Wex-Döderleinschen Verbesserung unbedingt bey, was seinem gesunden Urtheile Ehre macht.

12. Cap. 11. Eorum sacra deprehendas superstitionum persuasione. Die Stelle soll die Behauptung von dem gleichen Ursprunge der Gallier und Britannier beweisen; doch ist sie unhaltbar ohne eadem, was nach deprehendas ausgefallen scheint, und Hr. Ritter bemüht sich umsonst, das einfache persuasione mit superstitione als superstitiosa persuasione „aus ihrer gläubigen Hingebung" zu erklären, die allein nicht für die Gleichheit des Ursprungs zeugt. Ein Beweis für eadem ist, daß die Rede noch im Folgenden auf dieselbe Weise fortgeht: Sermo haud multum diversus, in deposcendis periculis eadem audacia .... in detrectandis eadem formido. Uebrigens schließt Hr. Ritter mit dem Zusatze: „Sed fortasse persuasionem fuerit, ut ἀσύνδετον Tacitus dederit: eorum sacra deprehendas, superstitionem, persuasionem," was noch unstatthafter ist als die Vulgata.

13. Cap. 12. Bey solum, praeter oleam vitemque et cetera calidioribus terris oriri sueta, patiens frugum, foecundum hat Hr. Ritter allein bemerkt, daß patiens und foecundum, als verschiedene Begriffe bezeichnend, nicht ἀσυνδέτως verknüpft werden können, und fügt arborum nach patiens ein, das Döderlein beydenken wollte. Allerdings darf der Begriff von Baumfrüchten, von Obst nicht fehlen, wie auch die Worte, von denen die Prädicate eingeleitet werden: (solum) praeter oleam vitemque et cetera calidioribus terris oriri sueta, zeigen, und dem aufmerksamen Beobachter entging es nicht, daß Britannien, obwohl so viel nördlicher gelegen, als das äußerste Gallien und Germanien, doch, von den Südfrüchten abgesehen, gleichwohl an Obstbäumen noch ergiebig war, während Germanien Cap. 5 als frugiferarum arborum impatiens bezeichnet wird. Es wird demnach unbedenklich patiens frugum zu verbinden und auf Obst zu beziehen seyn, was im Begriffe von fruges so gut wie Hülsenfrüchte und Getreide begriffen ist. Daraus aber folgt von selbst, daß foecundum nicht ohne Beziehung auf ein anderes Erträgniß bleiben kann, und wie in der Germania a. a. O. terra satis ferax dem frugiferarum arborum impatiens vorgeht, so scheint das entsprechende Prädicat hier dem andern nachzufolgen, was am füglichsten geschieht, wenn segetum foecundum gelesen wird, da frugum schon für Baumfrüchte in Beschlag genommen ist. Das Wort konnte wegen Gleichheit des Klangs und der Schreibung zwischen frugum und fecundum leicht verloren gehen. Ferner ist auffallend, daß der Heerden in Britannien keine Erwähnung geschieht, des alten Eigenthums und Reichthums der Insel, der aus seiner unerschöpflichen Fülle von Gras und Wiesen und der milden Temperatur seines feuchten Klima's entspringt, und von keinem der Alten, welche von der Naturbeschaffenheit des Eilands handelten, übergangen wird. Vgl. Dio Cass. 76, 12: πεδία ἔρημα . . . ἔκ τε νομῆς καὶ θήρας καὶ ἀκροδρύων τέ τινων ζῶντες. Derselben Ergiebigkeit gedenkt Pomp. Mela III. c. 6 §. 4 zu einer Zeit, wo die Insel durch des Claudius Feldzug neu und weiter geöffnet wurde: (Britannia plana, ingens, foecunda, verum bis quae pecora, quae homines benignius alant, und §. 5 tantum pecore . . . . dites, und Strabo (IV. c. 5, §. 2) φέρει δὲ σῖτον καὶ βοσκήματα καὶ χρυσὸν καὶ ἄργυρον καὶ σίδηρον, wo die Erträgnisse in der bey solchen Schilderungen gewöhnlichen Ordnung auftreten, zum Zeichen, daß die auf die Heerden bezüglichen Worte, etwa pecorum magna ubertas vor den folgenden: fert Britannia aurum et argentum et alia metalla ausgefallen sind.

14. Cap. 15. Alterius manus centurionis: alterius vim et contumelias miscere. So die Edd. Puteol. Beyde Handschriften lesen servos vor vim, und schwanken in manus (I') und manum (Δ), centurionis (I') und centuriones (Δ).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juni.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Schluß.)

Der Sinn im Allgemeinen ist nicht zweifelhaft: die beyden praepositi, der Legat wie der Procurator, sind dem Lande gleich verderblich, sie mögen einig seyn oder im Streite, und diese Verderblichkeit wird nun auseinandergesetzt. Klar ist dabey contumelias miscere, und daß es von den Leuten des Einen und des Andern, alterius — alterius, geschehe. Aber einmal ist Unbestimmtheit in der Ausscheidung dieser Gesellen: alterius manus centuriones wäre mit Bezug auf legatus gesagt, von dem es vorher heißt: nunc binos (reges) imponi, e quibus legatus in sanguinem .... saeviret, und sofort wären servi die Leute des Procurators, qui in bona saevirent, der also das Vermögen durch seine Knechte plündern ließe, wie jener durch seine Centurionen ihr Blut vergösse. Nahm man nun noch die Schilderung der hier berührten Unbilden aus Ann. 14, 31 zu Hilfe, und darin: adeo ut regnum per centuriones, domus per servos velut capta vastarentur, so schien nichts Bedenkliches in der Stelle zu bleiben, als etwa die Verlegenheit mit dem Ausdruck manus, sey es, daß man es durch Hände des Legaten, als welche die Centurionen metaphorisch bezeichnet würden, d. i. die Werkzeuge, oder mit O. Müller als Schaar überträgt. Denn warum soll eine solche Bezeichnung bey alterius centuriones stehen, ohne daß eine ähnliche bey alterius servos eintritt? Dem half O. Müller dadurch, daß er rieth, manus auch vor servos zu verstehen, so daß sowohl legati centuriones als procuratoris servi deren manus genannt wurden. Das hat denn auch dem besonnenen und erfahrnen Hrn. Dir. Dronke so wohl gefallen, daß er sagt, O. Müller habe dadurch zuerst die Stelle in Ordnung gebracht. Gleiche Zustimmung findet die Erklärung bey Halm, der bemerkt, Selling, ein Kenner des Tacitus, der größeren Erfolgen durch frühen Tod entrissen wurde, habe in seinen Observv. in Taciti Agricolam p. 13 den Sinn so gedeutet.

Indeß hat Döderlein den Weg von O. Müller nicht betreten. Er bezieht alterius manus allein auf den Procurator, so daß manus dann natürlich dessen ministri in quaerenda pecunia seyen, und führt zur Erläuterung Cic. Verr. II., 2, 10 an: Non erat quaerendum, cujus manu (pecuniae) numerarentur, sed cujus injuria cogerentur. Comites illi tui delecti, manus erant tuae, wo aber der metaphorische Begriff durch das vorhergehende cujus manu eingeleitet und durch den Beysatz comites tui näher bestimmt wird. Zu alterius manus treten nun alterius centuriones, und beyden fügen sich zu gemeinsamer Beziehung des Weiteren „servos vim et contumelias miscere, mit der Bemerkung: servos revocavi .... addito lacunae signo (es fehlt im Texte). Excidisse enim crediderim utriusque," durch dessen Aufnahme allerdings der Deutlichkeit der Beziehung ge-

nügt würde. Halm bemerkt, der Satz sey durch jene Verbindung ganz unverständlich geworden, und blos die Note gebe die nöthige Aufklärung. Die Schwierigkeit bleibt immer in manus, nicht nur nach der Döderleinischen Metaphora, sondern auch nach der gewöhnlichen Erklärung, man mag es auf Einen oder auf Beyde beziehen. Denn warum soll zu alterius (nämlich legati) centuriones noch manus seyn gesetzt worden? und wem konnte unbekannt seyn, oder wozu konnte nützen, in solcher Aufreizung zur Rache zu erfahren oder erinnert zu werden, die centuriones seyen manus legati? Das hat Ritter wohl gefühlt, und es macht seinem Tacte für geziemenden Ausdruck Ehre, daß er es wahrgenommen; doch hilft er sich einfach dadurch, daß er es wegstreicht, und auf eine künstliche und hypothetische Weise zu erklären sucht, wie manus und manum in den Text könnte gekommen seyn. Doch ist das keine gute Kritik; es ist eine kritische Unart, wegzustreichen, was man nicht brauchen kann. Manus ist nicht eingesetzt, „weil zu alterius centurionis das Regimen des Genitivs gefehlt, und ein corrector structurae quam sententiae sustinendae curiosior im alten Codex manum beygesetzt habe.“ Warum das? „quippe opinabatur, centurionem contumeliose vocari legatum consularem. Das ist dann sehr seltsam, einmal daß der Abschreiber oder Correktor des Codex bey alterius centurionis geglaubt habe, damit sey zur Schmach der Consular-Legat gemeint, was wohl die Zuhörer des Sprechers so wenig gedacht hätten, als wir, im Fall es uns hier nicht an die Hand gegeben würde. Manus ist allerdings fehlerhaft, aber nicht eingeschoben, sondern aus mancipia zusammengezogen, und alterius mancipia, centuriones alterius stehen vollkommen sachgemäß neben einander, da die Geschäfte des Procurators meist durch libertos und hörige Leute besorgt wurden, die verächtlich mancipia genannt werden. Servos ist darum nicht zu tilgen, sondern wird sich, wenn man die Rede nur durch ut in ergänzt, dem Vorhergehenden sehr gut anfügen: alterius mancipia, centuriones alterius ut in servos vim et contumelias miscere.

15 Cap 16 . . . tenentibus arma plerisque, quos conscientia defectionis et proprius ex legato timor agitabat. Hic cum egregius cetera adroganter in deditos et ut suae quoque injuriae ultor, durius consuleret. Missus igitur Petronius etc.

So die Edd. Puteol., was von den Anklägern des Puteolanus ohne Weiteres als conjectura bezeichnet oder als corruptela gebrandmarkt wird. Klar ist aus den Lesarten der beyden Handschriften, daß der Urcodex hier verdorben war. Der Vatic. B. (*Γ*) hat agitabat nequaquam egregius mit neque über nequaquam und so auch Vat. B. (*Δ*) ohne das übergeschriebene neque. Ferner ist igitur nach Brotier im Cod. A., und eben so nach Clemens im Cod. B. Wie kommt es also, daß z. B. Halm, der von des Puteolanus Interpolation spricht, annimmt, dieser habe igitur geschrieben? Sicher ist nur, daß in dem Urcodex das stand, was Cod. *Γ* als nequaquam und neque . . . *Δ* als nequaquam, Puteolanus als Hic cum gelesen, nicht aber willkürlich geschrieben hat. Einem Manne wie Puteolanus darf man doch wohl ohne Weiteres nicht eine Aenderung zutrauen, durch welche, der Zusammenhang des Textes nicht hergestellt, sondern zerrissen wird, und zu der gar keine Veranlassung vorlag. Gerade daß er bey solcher Lesung igitur bewahrte, und nicht durch Streichung der Partikel den Zusammenhang herstellte, dient zum Beweis, daß er den Text nicht interpolirt, sondern, was er gefunden, oder zu finden glaubt, wieder gegeben hat.

Indeß hat Döderlein nach Walch agitabat ne, quamquam egregius cetera geschrieben. Ebenso Ritter, wogegen Halm sehr treffend einwendet, daß dann die offenbar als Erwägungen römischer Staatsklugheit eingeführten Bedenken sehr ungeziemend den Britanniern beygelegt würden. Orelli stellt die Worte tenentibus arma — agitabat in Parenthese. Dann hängt restituit nequaquam zusammen, das von ihm in restituit ni quamquam verwandelt wird. Indeß bilden die zur Parenthese genommenen Worte einen Hauptpunkt, der als Motivirung der Abberufung des vortrefflichen Paulinus aus dem inneren Zusammenhang der Rede nicht kann getrennt

werden. Es ist demnach wohl ohne Zweifel, daß hier die Corruptel der Stelle liegt, welche in den Worten: hic nequaquam die Trümmer eines Gedankens zeigt, in dem mit cum egregius cetera die Angabe des Grundes beginnt, etwa: hic paci firmandae nequaquam idoneus, (nämlich erat) cum etc., oder ein ähnlicher (denn bey größern Lücken läßt sich über die Angabe des Sinnes hinaus das Fehlende nach Wort und Ausdruck nicht verbürgen). In den Anmerkungen bringt übrigens Döderlein eine Umstellung von igitur in Vorschlag, die Halm billigt: „Igitur ne hic, quamquam egregius, ... durius consuleret, missus Petronius.“ Indeß aus einer bloßen Vermuthung, er werde sich ungehörig nach dem Siege benehmen, wird ein Mann dieses Belanges und von einer solchen Erfahrung nicht zurückgerufen, und da es gleichwohl geschah, mußte man sein schonungsloses Benehmen gegen die Besiegten schon in Erfahrung gebracht haben. Man rief ihn zurück, um der Entwicklung der Folgen seiner Härte, die in der noch drohenden Haltung der meisten Provinzen sich schon offenbarten, vermittelst seiner Ersetzung durch einen milden und unbefangenen Pfleger des Landes vorzubeugen.

16. Cap. 17. Et cum Cerealis quidem alterius successoris curam famamque obruisset, sustinuit quoque molem Julius Frontinus.

Quidem ist in dieser Stellung unhaltbar, und da cum in beyden Handschriften fehlt, so ist offenbar, daß der Satz Et Cerealis quidem in gewöhnlicher Weise begann, dem dann cum alterius successoris sich anschloß. Doch scheint hier der Begriff der Allgemeinheit alterius cujusque zu fehlen; denn die Worte können nicht, wie Döderlein annimmt, getrennt verstanden werden: eines Andern, nämlich seines Nachfolgers, was ebenfalls einen bestimmten Nachfolger bezeichnen würde, nicht jeden möglichen. Doch steht alterius in unmittelbarem Bezug auf das folgende Julius Frontinus, ist also eines Andern, als Frontinus war, wo sich der Begriff eines jeden Andern (als Frontinus) selbst bietet, ohne daß er besonders ausgedrückt wird. Bedenklich ist ferner obruisset, welches eine Sache ausspricht, die nicht geschehen ist, und als unbestimmbar nicht ausgesagt werden kann. Der Verf. dieser Anzeige hat deßhalb obruere visus esset vorgeschlagen, wodurch jedem Uebelstande vorgebeugt wird. Was als Meinung oder Urtheil des Schriftstellers unhaltbar sich erweist, wird nun zur Meinung der in der Provinz Gegenwärtigen, welche Tacitus als solche berichtet. Quoque wird von Döderlein angezweifelt, als welches aus dem folgenden locorum quoque heraufgekommen sey, und mit dem vorangehenden quidem vertauscht. „Corrige: Et cum Cerealis alterius successoris .... sustinuit quidem“, wo abgesehen von allem Uebrigen quidem limitirt wird, und zwar in einer Weise, welche die Bedeutung des Satzes ganz aufhebt. Quoque ist, wie auch Halm bemerkt, in dieser Brachylogie ganz an seiner Stelle: Er wurde nicht nur nicht überschüttet und erdrückt, sondern verwaltete auch die Provinz in einer Weise, daß er seinem Vorgänger an die Seite konnte gesetzt werden: sustinuit quoque molem. Orelli sucht der Stelle auf anderem Wege beyzukommen. Er streicht cum und quoque und fügt sed nach obruisset ein: Et Cerealis quidem alterius successoris curam famamque obruisset; sed sustinuit molem. Die Aufnahme von sed wird allerdings durch den Schluß des vorangehenden Wortes obruis — set empfohlen; aber die Auslassung eines Wortes, auf welches auch Vat. A (⊿) hinweist, der sustinuitque bietet, ist bedenklich, und die in obruisset liegende Schwierigkeit wird dadurch nicht gehoben. Ritter, der Et Cerealis quidem alterius curam famamque obruisset schützt, hat im Gefühl, daß Etwas fehle, die Zeichen der Lücke nach obruisset gestellt, und fährt mit sustinuitque fort, wobey angenommen wird, der ausgefallene Satz habe etwa ausgesagt: sed illi saeculo pacis bellique decora non defuerunt. Sustinuitque, was denn, wie er meint, für itaque sustinuit stünde. So aber hat Tacitus unmöglich gedacht oder verbunden: Cerealis hätte eines andern Nachfolgers Verwaltung und Ruhm überschüttet; aber es fehlte jener Zeit nicht an edlen Geistern, und so behauptete sich gegenüber solcher Last u. s. w. Denn hinter diesem Zusammenhange läge die Annahme: Cerealis würde seines Nachfolgers Ruhm verdunkelt haben, wenn

ein anderer als ein decorum ingenium, wie sie zum Glück jene Zeit trug, ihm nachgefolgt wäre, was sich doch wohl von selbst versteht. Nicht besser ist die Verbindung mit dem „und so," welche den Frontinus dem Cerealis durch Tacitus darum gleichstellen läßt, weil jene Zeit treffliche Geister gehabt habe.

17. Cap. 19. Frumenti et tributorum exactionem (od. auctionem) aequalitate munerum mollire, circumcisis quae in quaestum reperta ipso tributo gravius tolerabantur.

Die Lesart auctionem wird auch von Döderlein mit Bezug auf die von Vespasian vermehrte Leistung der tributa geschirmt, wogegen Ritter mit Recht erinnert, daß diese auctio als etwas Besonderes wenigstens mit einigen Worten berührt werden müßte, und eben so richtig Orelli, daß auctio in diesem Sinne einer viel späteren Latinität angehört. Schwieriger aber ist das Folgende mit Bezug auf die Ablieferung des Zinsgetreides: Devortia itinerum et longinquitas regionum indicebatur, ut civitates proximis hibernis in remota et avia deferrent, donec, quod omnibus in promptu erat, paucis lucrosum fieret. Puteolanus hat a proximis hibernis, was man wieder für dieses Mannes Conjectur hält. Döderlein folgt indeß dieser Schreibung und sucht im Uebrigen mit Wex durch Umsetzung zu helfen: ut civitates, quod omnibus in promptu erat, a proximis hibernis deferrent, donec paucis lucrosum fieret. Doch ist nicht rathsam, den wohlgefügten letzten Satz zu zerreissen, und nicht denkbar, daß von dem nächsten Winterlager der Transport gekommen sey, was voraussetzte, daß die Ablieferung dahin schon geschehen war und nun weiter gebracht werden mußte. Der Transport aber, wenn von einem Winterlager zum andern geschickt, gehört nicht zu der exactio tributorum, sondern war Sache der Militärverwaltung. Die Belästigung bestand darin, daß man den Leuten nicht verstattete, ihr Getreide in die nächsten Winterlager zu liefern, sondern sie zwang, es in die fernsten durch Unwege zu führen, die ihrerseits andere Zinsäcker in der Nähe hatten. Es scheint, also, daß Puteolanus proximis mit beygeschriebenem a vorfand, a falsch umstellte, und daß: ut civitates proxima hibernis in remota et avia deferrent zu schreiben ist. Orelli behält proximis hibernis, was ohne Sinn steht; denn den nächsten Winterquartieren widerstreiten offenbar die remota et avia des ihnen aufgelegten Transportes. Das hat Ritter sehr wohl begriffen, der proximae schreibt, das dem Sinne nach mit unserm Vorschlage zusammentrifft, aber weniger genau ist. Nicht die civitates waren proximae hibernis — die hiberna waren doch offenbar in den Staaten gelegen. Nicht diese sind gemeint, sondern das in den einzelnen Gauen oder in der Nähe von Winterquartieren gesammelte Zinsgetreide, was nach ferne liegenden Standquartieren, in remota et avia, gebracht werden mußte, ohne daß man darum die Grenzen der civitates überschritt, womit auch Cic. Verr. III. 82 stimmt: secuti sunt avariores magistratus. Instituerunt semper ad ultima ac difficillima ad portandum loca frumentum imperare, ut vecturae difficultate, ad quam vellent aestimationem pervenirent, wenn auch hier nicht von Standquartieren die Rede ist, sondern von Lagerplätzen für das Getreide.

Die Stelle hat außerdem bedeutende exegetische Schwierigkeiten. Als Mißbrauch, quae, in quaestum reperta, ipso tributo gravius tolerantur, wird zuerst genannt, daß die Provinzialen per ludibrium assidere clausis horreis et emere ultro frumenta ac vendere pretio cogebantur.

Ritter bemerkt richtig, es handle sich hier nicht von frumentum decumanum, sondern aestumatum, was gegen bestimmten Kaufpreis zum Unterhalte der Truppen von den Landeigenthümern geliefert und unter ihnen nach ihrem Vermögen vertheilt wurde. Aber welche horrea sind zu verstehen? publica oder privata? Die Magazine des Heeres oder der Grundeigenthümer? Seit Dronke hat man sich für die letzteren entschieden und zwar mit Recht, wie der Beysatz per ludibrium zeigt. Denn darin lag eine Art von Spott und Hohn, daß man ihnen die eigenen Scheuern verschloß, und sie, im Falle des

eigenen Bedarfs nöthigte, vor ihnen zu warten. Die Ursache des Verschlusses, welche Döderlein nicht anzugeben weiß, nescio quo praetextu utique injusto, folgt aus der Natur des hier berührten Verhältnisses. Der Pächter oder Eigenthümer darf noch jetzt in den Ländern, die diesem römischen Systeme treu geblieben sind, besonders in der Türkey und vor Kurzem auch in Griechenland über den Ertrag seines Ackers nicht verfügen, bis der Zehnt- und Zinsbetrag bestimmt oder ausgeschieden ist. Gewöhnlich geschieht dieß auf dem Felde, wenn der Einnehmer willfährig und die Witterung günstig ist. Wo nicht, wird die Aernte in die Scheuer gebracht und dort bis auf Weiteres vom Zehenteinnehmer verschlossen. So auch in Britannien, und das Bedrückende vermehrte sich dadurch, daß man dem Verschluß eine willkürliche Ausdehnung gab, und dadurch die Eigenthümer nöthigte, wenn sie von ihrem Vorrathe bedurften, auf die Eröffnung ihrer Scheuern durch den Decumanus zu warten, und im Falle sie des Wartens müde waren, und das Bedürfniß drängte ihren Vorrath von Andern zu kaufen. Das ist assidere horreis et emere ultro frumenta cogebantur, wo zu ultro Döderlein richtig bemerkt: „emere cogebantur id, quod vendere poterant," aber natürlich zu den Marktpreisen und noch höher. Kam es dagegen zur Ablieferung des frumentum aestumatum aus den bis dahin verschlossenen Scheuern, so waren sie genöthigt, sich dafür den von der Provincialverwaltung bestimmten niederen Preis gefallen zu lassen: vendere pretio (nämlich definito) cogebantur. Der Sinn ist also: die Landeigenthümer fanden sich, wenn sie von ihrem Getreide bedurften, in der Lage vor ihren Scheuern, die von den Einnehmern unter Verschluß gehalten waren, vergeblich zu warten, und ihren Bedarf um jeden Preis sich zu kaufen, während man ihnen auferlegte ihr eigenes zu festgesetzten Preisen abzuliefern. Die Lesart vendere beruht auf Puteolanus; die beyden Handschriften haben ludere, ohne Sinn. Ritter schreibt, darauf gestützt, colludere, und verweist bezüglich der Redensart colludere pretio auf die Lexika. — Besser wäre gewesen nachzuweisen, worin denn, unter näherer Bezeichnung des Objectes, in diesem Falle die gravis calumnia bestanden hätte, da es sich gar nicht von Recht, sondern von einem Abkommen handelte, durch welches die Provinzialen sich Erleichterung zu verschaffen suchten. Diese Schwierigkeit bleibt, wenn mit Orelli, der gleich Wex das allein richtige vendere, den natürlichen Gegensatz von emere, unter die angeblichen conjecturarum monstra Puteolani rechnet, ludere geschützt und durch licitando inter se praeter necessitatem quasi per ludibrium pretium frumenti augere erklärt wird, ein Sinn, der unmöglich in pretio ludere liegen kann, und auch keine Antwort auf die Frage gibt, worin denn hier lusus und ludibrium bestünden, wenn, gleichviel in welcher Weise, die Einnehmer durch Licitation die Preise gesteigert hätten.

Gleiche Bedenken bestehen beym Folgenden: donec, quod omnibus in promptu erat, paucis lucrosum fieret. Döderlein, der mit Wex aus der Ed. pr. a proximis hibernis schreibt, folgt diesem auch im Versetzen der Worte quod omnibus in promptu erat nach civitates, wodurch für die Sache Nichts gewonnen wird. Orelli schweigt über die Structur und bezieht sich gleich Andern zur Erläuterung des Sinnes auf Verr. III, 82: ut vecturae difficultate ad quam vellent aestimationem pervenirent. Daß übrigens, wie er bemerkt, die Wenigen, der praetor ejusque praefecti seyen, bedarf auch noch näherer Bestimmung. Wer soll hier praetor, wer seine praefecti seyn, wenn von Zinsgetreide und von Versorgung der Winterlager vom decumanus oder publicanus die Rede ist? Auch Ritter läßt es an jener Berufung auf die Verrinen genug seyn, und Halm kommt auf den Sinn: „bis, was für Alle auf flacher Hand lag (was Jedermann einsehen mußte, daß dieß der Zweck dieser veratorischen Befehle war) für einige Wenige ein Gewinn hervorging." Indeß dadurch würde der Satz paucis lucrosum fieret seines Objectes beraubt. Auch kann in promptu est aliquid in solcher Stellung ohne irgend eine nähere Beziehung auf das Einsehen nicht so gefaßt werden. Es bedeutet für sich allein nur, was zu nehmen (promere) vorliegt, was vor der Hand oder auf flacher Hand liegt. In diesem Falle ist aber das in promptu, daß:

Jeglicher sein Getreide am füglichsten und natürlichsten in die nächsten Winterlager führte. Ward ihnen aber zugemuthet dasselbe per devortia et avia zu den fernsten zu bringen, und waren sie in Folge davon genöthigt, sich von dieser Last durch Geldzahlungen zu befreyen, und die Vergünstigung, es in die Nähe zu liefern, zu erkaufen, so ging das, quod omnibus in promptu erat nur als Gewinn an die Zehenteinnehmer und Lieferanten über. Die Eigenthümer durften nun zwar das Getreide in die nächsten Quartiere liefern, aber gegen willkürlich erpreßte Bezahlungen, die offenbar unter dem Vorwande erpreßt wurden, daß nun die Ablieferung in die fernen Gegenden von Andern übernommen und diesen bezahlt werden müßte. Dadurch bestimmt sich auch die Bedeutung des donec. Die Zumuthung wurde so lange gemacht, bis die Lieferungspflichtigen sich zu der Zahlung verstanden.

16. Wir schließen diese Erörterung controverser und verdorbener Stellen der Vita Agr. mit Cap. 20 a. C., wo gemeldet wird, Agricola habe die neubesetzten Landschaften mit castris und praesidiis so sorgfältig umgeben, ut nulla ante Britanniae nova pars illacessita transierit. Döderlein schweigt über die Corruptel, welche wohl eine offenbare zu nennen ist, da des Agricola Sorgfalt nicht hindern konnte, was vor ihm geschehen war, ut ante — transierit, und noch dazu von den früher eingenommenen Landschaften keineswegs gesagt werden kann: illacessitae transierunt. Das Gegentheil meldet c. 22, daß nämlich die besiegten Britannier gewohnt waren: damna aestatis hibernis eventibus pensare. Die Stelle ist darum seit Lipsius in der mannigfachsten Weise behandelt und geändert worden. Orelli und Ritter folgen einem Vorschlage auf Zerreißung derselben, nach dem die Worte illacessita transierit zum Anfange des folgenden Capitels: Sequens hiems saluberrimis consiliis absumpta gezogen werden, und transierit in transiit geändert wird. Man bekommt dadurch am Schlusse des vorhergehenden Capitels einen bedeutungslosen und noch dazu abgebrochenen Satz, da die Worte tanta ratione curaque zu Anfang einen ganz andern und prägnanten Ausgang fordern, als in dem nackten ut u. s. w. gebaten wird. Dazu wird durch eine Conjectur die Fiction einer historischen Thatsache in den Text gebracht, was schon an sich bedenklich ist, durch diese aber wird ein unverfänglicher und durch seinen Inhalt selbstständiger Satz vermöge dieser willkührlichen Beygabe: sequens hiems saluberrimis consiliis absumpta alterirt, indem was sein Hauptinhalt ist zu einem Prädicat herabsinkt. Ferner sind auch im Folgenden die Schilderungen jedes neubegonnenen Jahres in gleicher Weise mit einem von der Zeitbestimmung beginnenden Satz eingeleitet, c. 22: Tertius expeditionum annus novas gentes aperuit, c. 23: Quarta aestas obtinendis, quae percurrerat insumpta, in gleicher Weise c. 24. Erst 25, wo die Erzählung der einfachen Begebenheiten in die Schilderung des großen Zuges nach Caledonien übergeht, beginnt sie mit anknüpfender Rede: Ceterum aestate qua sextum officii annum inchoabat. Endlich ist nicht begründet, was man zur Empfehlung dieser unwillkommnen Zerreißung anführt: altera hiems lacessita fuerat; nam transacta jam aestate expeditionem in Ordovicis suscipiendam judicaverat Agricola c. 18; denn mit dieser Expedition kommen wir transacta jam aestate in den Herbst, nicht in den Winter. Der Verf. dieser Anzeige hat in der angeführten Abhandlung bemerkt, daß schon Freinsheim, der pax illacessita vorschlug, allerdings mit unzulässiger Aenderung anderer Worte, auf den rechten Weg geleitet hat, und diesen verfolgend ut nulla ante Britanniae pars pace tam illacessita transierit vorgeschlagen, bey dem es wohl auch sein Bewenden haben wird, da der Ursprung der kleinen hier auszufüllenden Lücke aus dem gleichlautenden Worte pars sattsam erklärt, und die Redeweise, wie durch andere Stellen, so durch Ann. IV, 32: immota quippe aut modice lacessita pax, und XV, 2: Romani pacem nunquam ipsis prospere lacessitam nunc quoque in exitium suum abrumpunt bestätigt wird.

Gern würden wir unsere Erörterungen auch auf die zweyte Hälfte, der hier behandelten schwierigen und verdorbenen Schrift ausdehnen; doch dürfen wir zur Vergleichung unserer Ansichten mit

denen der drey Ausgaben und Halms bezüglich der verdorbensten Stellen auf die öfter angezogene Abhandlung in den akad. Denkschriften verweisen, und besorgen überdieß durch weitere Führung dieser Erörterungen in unseren Anzeigen zu viel Raum für Einen Artikel in Anspruch zu nehmen, der nicht zunächst auf die Herstellung des taciteischen Textes berechnet, sondern zur Beurtheilung der drey neuesten Ausgaben des großen Historikers Beyträge zu liefern bestimmt war. Obwohl mit den Urhebern derselben, wie dieß in solchen Fällen nicht anders seyn kann, in vielen Puncten nicht übereinstimmend, dürfen wir doch dem Tacitus Glück wünschen, daß durch ihre vereinten Bemühungen seine Kritik und Exegese in nicht wenigen Stellen gefördert worden ist, und vorzüglich durch den Commentar von Orelli, seinen kritischen wie exegetischen Apparat und dessen sorgfältige Anordnungen für fruchtbares Verständniß und weitere Förderung ein ganz vorzügliches Hülfsmittel bekommen hat.

Fr. Thiersch.

The Nordamerican Review. Jan. 1849.

Eine ausführliche Beurtheilung der Schrift von Samuel Eliot über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der ältesten Hochschule in den vereinigten Staaten (Harford College unweit Boston) giebt merkwürdige Aufschlüsse über die jetzige wissenschaftliche Betriebsamkeit in Neuengland, von der uns sonst wenig Kunde zukommt. Die Hochschule wurde bald nach Erbauung Boston's, da die Umgegend noch eine Wildniß war, von den ersten Ansiedlern gestiftet und im Verhältniß zu ihren Mitteln reich ausgestattet. Die Absicht war, in dem neuen Lande eine Lehranstalt zu haben, die, gleich den zwey weltberühmten in dem alten, vorzugsweise die allgemeinen Kenntnisse pflegte, welche die Grundlage aller gelehrten Bildung sind. Man hatte zunächst eine gründliche Vorschule für den geistlichen Stand im Auge, den die Ansiedler durchaus nicht wollten an solcher Bildung unter seines gleichen im Mutterlande herabkommen lassen. Auch später, da der Gesichtskreis sich erweiterte, blieb noch lange Zeit die Aufgabe der Anstalt, deren Gedeihen viel Antheil erregte und viele Vergabungen anzog, die Förderung der allgemeinen gelehrten Bildung, die sich dann auch sehr fruchtbar zeigte, da fast alle ausgezeichnete Männer des Pflanzstaates in dem achtzehnten Jahrhundert aus dieser Schule kamen.

Jetzt ist dieß viel anders geworden. Neue, zum Theil sehr beträchtliche Schenkungen für bestimmte Zwecke haben die Universität mit Lehrfächern der Naturkunde, Chemie, Mechanik, Agricultur ꝛc. so überladen, daß die ursprüngliche Aufgabe fast zurückgedrängt ist.

S. 118. „Vorliebe für die Naturkunde hat sich in jüngster Zeit wunderbar schnell in den vereinigten Staaten verbreitet. Die nothwendige Folge war, daß classische Bildung, Gelehrsamkeit nach alter Art, Kenntniß der Litteratur, Pflege der moralischen Wissenschaften nicht mehr in der Achtung stehen wie ehehin, und wenn auch nicht oft geradezu angegriffen, doch jetzt selten mit Begeisterung getrieben, hie und da aber ganz vernachläßigt werden. Es war ganz recht, daß im vorigen Jahrhundert die Naturwissenschaften in den Lehrkreis gezogen wurden; immer blieben die liberalen Studien," die „literae humaniores" die Hauptsache auf unserer Hochschule. Aber welche Veränderung hat sich da in den letzten dreyßig Jahren ereignet! In den Lehrgang ist von Naturwissenschaften so viel eingedrungen, daß die Studirenden durch die Menge der verschiedenartigen Aufgaben ermüdet und zerstreut nichts mehr von Grund aus lernen. Die altherkömmlichen Studien sind zwar nicht aufgegeben, aber in einen Winkel gedrängt und dem Studirenden ist großentheils freye Wahl gelassen, ob er sich damit befaßsen will oder nicht. Noch mehr; wer einem besondern Fache, z. B. der Chemie, sich allein widmen will, ist an den allgemeinen Lehrgang nicht mehr gebunden, sondern kann von der Volksschule aus eintreten. Nun mag allerdings ein guter Chemiker aus ihm werden, aber sonst nichts. Kein Zweifel, daß es wünschenswerth sey, gute Chemiker zu ziehen; die Frage ist nur, ob eine Hochschule dafür der rechte Ort sey."

Man sieht, die Nordamericaner sind schon etwas weiter in diesem Fortschritte als wir. Ein guter Chemiker, sonst aber nichts! Das wäre ganz unbedenklich, wenn der gute Chemiker auch nichts anderes vorstellen und gelten wollte. Das kommt selten vor und wird manchmal gar nicht geduldet. Wird nun der Chemiker, der nichts anderes versteht, zur Theilnahme an öffentlichen Geschäften berufen, so ist seine Wirksamkeit dabey entweder unbedeutend oder schädlich; jenes, wenn er sich zurückzieht, dieses wenn er vortritt. In dem Congresse zu Washington soll die Abnahme der allgemeinen gelehrten Bildung bereits fühlbar seyn.

Noch in einem andern Puncte ist der jetzige Stand der neuenglischen Hochschule sehr verschieden von dem früheren. Während die Bevölkerung Bostons in 30 Jahren sich verdreyfacht hat, ist jetzt die Zahl der Studirenden, welche einen Grad erlangen, nicht mehr ganz so groß als 1824. Bis dahin war der vierte Theil des Staatsbeytrages für die Hochschule zur Unterstützung bedürftiger Studirenden verwendet worden; jetzt wird dafür nichts mehr gegeben; die Anstalt, sagt man, ist zu arm. Dieß ist sie jetzt allerdings, in Folge vieler und meist übermäßiger Ausgaben auf die Errichtung neuer und Vergrößerung alter Bauwerke. Der Verf. des vor uns liegenden Artikels klagt, daß die Bauwuth, von welcher alle Verwaltungsbehörden in Nordamerica befallen zu seyn scheinen, auch die achtbaren Vorgesetzten der Hochschule ergriffen habe. Das neue Bibliothekgebäude hat so viel gekostet, daß zum Ankaufe von Büchern nichts übrig blieb und nur durch freywillige Beyträge dafür gesorgt werden konnte.

The Speeches of the right hon. Lord Erskine at the bar and in Parliament. With a prefatory memoir by the right hon. Lord Brougham. Collected by the late James Ridgway. London 1847. Vier Bände gr. 8.

Als Ref. mit der Anzeige in Nro. 102 fg. beschäftigt war, hätte er gerne die vor mehreren Jahren erschienene Sammlung der Reden Lord Erskine's zur Hand gehabt, fand sie aber auf der, sonst an englischer Litteratur besonders reichen, Hofbibliothek nicht. Seine Frage darnach veranlaßte die unverzügliche Bestellung, und diese wurde so schnell ausgeführt, daß er schon nach vier Wochen zu besagter Anzeige gegenwärtigen kleinen Nachtrag liefern kann. Mit Vergnügen hat er diese Gelegenheit ergriffen, die ausnehmende Aufmerksamkeit des würdigen Vorstandes der Hofbibliothek und seiner Mitarbeiter öffentlich anzuerkennen.

Es ist dieß die zweyte Auflage der vor vielen Jahren erschienenen Sammlung, was man nur daraus ersieht, daß das erste Blatt des ersten Bandes zur Ueberschrift hat: Vorbericht des Herausgebers zu der ersten Ausgabe. Hinzugekommen scheint nur die von Lord Brougham verfaßte Nachricht von Erskine's Leben, die aber so mager ist, daß Ref. nichts darin gefunden hat, das zur Ergänzung des in Nro. 102 fg. gegebenen dienen könnte. Bemerkenswerth ist jedoch der Eingang:

> „Von Lord Erskine's Reden sind nur wenige aufbehalten worden. Es sind die Reden des größten Rechtsanwaltes und des ersten gerichtlichen Redners aller Zeiten.“

Für die beredteste darunter erklärt Lord Brougham die Vertheidigung des Buchhändlers Stockdale, die eine der kürzesten ist. Sie füllt nur 52 Seiten; die Rede für den Schuster Hardy 164.

Ein norddeutscher Gelehrter, der vor einigen Jahren zur Vorbereitung auf die bevorstehende Mündlichkeit eine Mustersammlung von Reden veranstaltete, würde wohl gethan haben, statt der meisten von ihm gewählten Stücke das Beste von Erskine aufzunehmen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juni.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1848.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

(Fortsetzung.)

Ch. Morren, Notions élémentaires des sciences naturelles et physiques. P. 1 — 3. Bruxelles 1843.

Atti della settima adunanza degli scienziati italiani nel Ottob. 1845. P. 1. 2. Napoli 1846.

Cuvier, Histoire naturelle des poissons. Vol. 20. Avec Atlas. Par. 1848.

Dr. W. F. Erichson, Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1846. Berlin 1848.

W. Turton, Conchylia dithyra insularum Britannicarum. The bivalve shells of the British islands systematically arranged. Cassel 1848.

F. E. v. Trautvetter, Die Thierlehre. Mitau 1848.

H. Strickland and Melville, The Dodo and its kindred or the history, affinities and osteology of the „Dodo," Solitaire and other extinct birds of the islands Mauritius, Rodriguez and Bourbon. Lond. 1848.

J. D. Labram, Die schweizerischen Käfergattungen. Heft. 1. 2. Basel 1848.

C. Cornelius, Beyträge zur näheren Kenntniß der Palingenia longicauda Olivier. Elberfeld 1848.

C. H. Boheman, Insecta Caffraria annis 1838 — 1845 a J. A. Wahlberg collecta. P. I. fasc. 1. Stockholm 1848.

F. Krauß, Die südafrikanischen Mollusken. Stuttgart 1848.

Fr. A. Kolenati, Genera et species Trichopterorum. P. I. Heteropalpoidea. Prag 1848.

Dr. R. Kner, Lehrbuch der Zoologie. Abth. 1. Wien 1848.

C. Bergmann, Ueber die Verhältnisse der Wärmeökonomie der Thiere zu ihrer Größe. Götting. 1848.

Dr. M. Perty, Blepharophora Nymphaeae. Ein Beyspiel automatischer Wimperbewegung im Pflanzenreiche. Bern 1848.

J. Leszczyc-Suminski, Zur Entwicklungsgeschichte der Farrnkräuter. Berlin 1848.

Dr. G. W. Körber, Grundriß der Kryptogamenkunde. Breslau 1848.

Asa Gray, Genera florae Americae Boreali-orientalis illustrata. The genera of the plants of the united states by J. Sprague. Vol. I. Boston 1848.

R. Richter, Beytrag zur Paläontologie des Thüringer-Waldes. Die Grauwacke des Bohlen und des Pfaffenberges. I. Fauna. Leipzig 1848.

G. Michelotti, Description des fossiles des terrains miocènes de l'Italie septentrionale. Avec Atlas. Leide 1847.

J. L. v. Uslar, Ueber einige Mineral-Reichthümer der Cimbrischen Halbinsel zwischen der Elbe und dem Limfiord. Hamb. 1847.

A. Petztholdt, Die Steinkohlen. Leipzig 1848.

H. B. Geinitz und A. v. Gutbier, Die Versteinerungen des Zechsteingebirges und des Rothliegenden oder des permischen Systemes in Sachsen. Heft 1. Leipzig 1848.

C. Weidinger, Der Flachsbau und die Flachsbereitung nach dem in Belgien und Frankreich beobachteten Verfahren dargestellt. Leipzig 1848.

H. Settegast, Anleitung zur Wirthschaftsführung auf größeren Landgütern. Oppeln 1848.

F. Kirchhof, Die Ackerbausysteme in ihren verschiedenen Fruchtfolgen. Leipzig 1848.

Dr. J. Johnson, Ueber das Dörren und Aufbewahren des Getreides. Gekrönte Preisschrift. Mitau 1848.

Jahresbericht und Mittheilungen des Gartenbau-Vereins für Neuvorpommern und Rügen. Erster u. zweyter. Greifswald 1847.

C. Büchner, Der Kartoffelbau. Leipzig 1848.

Dr. J. Chr. Hundeshagen, Die Forstabschätzung auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen. 2. verb. Aufl. von Dr. J. L. Klauprecht. Tübingen 1848.

F. Klingemann, Das natürliche und künstliche Asphalt und der Asphaltmastix. Quedlinburg 1848.

G. Riva, La carta. Vicenza 1845.

Dr. J. Swoboda, Der Staat, das Eigenthum, die Regalien, insbesondere die Bergwerkshoheit in ihrer Genesis ꝛc. Abth. 1. Freyberg 1848.

J. Macgregor, Germany. Lond. 1848.

G. Karsten, Vorschläge zur allgem. deutschen Maaß-, Gewichts- und Münzregulirung. Berlin 1848.

C. Junghanns, Der Fortschritt des Zollvereines. Leipzig 1848.

J. C. Glaser, Einige handelspolitische Grundzüge für die Handhabung des internationalen Verkehrs. Frankfurt 1848.

Th. Behrend, Grundzüge zu einer wissenschaftlichen Theorie des Freyhandels. Berlin 1848.

Dr. H. Thoel, Zusammenstellung des Entwurfs einer Wechselordnung für die preußischen Staaten. Rostock 1848.

F. Elie de la Primaudaie, Etudes sur le commerce au moyen âge. Histoire du commerce de la Mer Noire et des colonies Génoises de la Crimée. Par. 1848.

Detring, Abhandlung über die Produktion, Consumtion und Handelsfreyheit. Berlin 1848.

M. Castelli, De l'esclavage en général et de l'émancipation des noirs. Par. 1844.

Dr. K. Rosenkranz, die Pädagogik als System. Königsberg 1848.

O. E. A. Meyer, Ueber die Erziehung der Jugend. Heft 1. Göttingen 1848.

G. Rau, Die Neugestaltung der Volksschule. Stuttg. 1848.

Dr. K. M. Wiedenfeld, Ueber die Trennung der Volksschule von der Kirche. Barmen 1848.

W. Anch. Chatto, Facts and speculations on the origin and history of playing cards. London 1848.

M. Deschapelles, Traité du whist. Par. 1840.

J. P. Romang, Der neueste Pantheismus oder die jung-hegel'sche Weltanschauung. Zürich 1846.

K. Thomas, Spinoza's Individualismus und Pantheismus. Königsb. 1848.

Dr. G. Weisenborn, Vorlesungen über Schleiermachers Dialektik und Dogmatik. Th. 2. Leipzig 1848.

Ch. Gouraud, Histoire du calcul des probabilités depuis ses origines jusqu'à nos jours. Par. 1848.

Dr. F. L. Fülleborn, Vorarbeiten zu einer Theorie der Einheitslehre als Grundwissenschaft. Frankfurt 1848.

Dr. H. M. Chalybäus, Historische Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. 4. verm. Aufl. Leipzig 1848.

A. Tucker, The light of nature pursued . . . by J. Mildmay. 7. Edition. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

C. von Kaltenborn, Zur Geschichte des Natur- und Völkerrechts so wie der Politik. Bd. 1. Das Reformationszeitalter vor Hugo Grotius. Leipzig 1848.

L. Tieck, Kritische Schriften. Th. 1. 2. Leipz. 1848.

M. Müller, Vergangenheit und Zukunft der Kunst. Düsseldorf 1848.

Parnaso italiano. Poeti italiani dell' eta media . . . per cura di Ter. Mamiami. Parig. 1848.

G. B. Bazzoni, Folchetto Malaspina. Vol. 1—3. Milano 1830.

Mass. D'Azeglio, Niccolo de' Lapi ovvero i Palleschi e i Piagnoni. Vol. 1—4. Milano 1841.

Gilles de Chin, poëme par Gautier de Tournay, trouvère du XIV. siècle. Publié pour la première fois par le Baron de Reiffenberg. Bruxelles 1847.

Le Menagier de Paris, traité de morale et d'économie domestique, composé vers 1393. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Claude Odde de Triors, Les joyeuses recherches de la langue Tolosaine. Par. 1847.

Barzaz Breiz, Chants populaires de la Bretagne. 4. Edit. Par. 1846.

Dr. H. Ulrici, Shakspeare's dramatische Kunst. 2. umgearb. Aufl. Abth. 2. Leipzig 1848.

G. Daniel, Merrie England in the olden time. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. Bd. 7. Mai und

Beaflor. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Leipzig 1848.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. Bd. 26. Jak. Ruffs Adam und Heva. Erläutert und herausgegeben von H. M. Kottinger. Leipzig 1848.

F. Koch, Das Ritterbuch. Bd. 1. Hartmann's von Aue Iwein und der arme Heinrich. Halle 1848.

Fr. Hart, Ein Tag in der Paulskirche. Leipzig 1848.

H. A. von Berlepsch, Concordanz der poetischen. National-Literatur. Bd. 1. Erfurt 1848.

Th. Noon Talfourd, Final Memorials of Charles Lamb. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

48 Briefe Sr. Kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs Johann von Oesterreich an Joh. von Müller. Schaffhausen 1848.

J. W. von Göthe, Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Schöll. Bd. 1. Weimar 1848.

Dr. Th. W. Danzel, Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848.

Lettres de Gui Patin, nouv. édition augmentée de lettres inédites par J. H. Reveillé-Parise. Vol. 1 — 3. Par. 1846.

L. Börne, Die Mauthpredigt. Leipzig 1848.

The illuminated books of the middle ages . . . by H. Noel Humphreys. Part VI. VII. Lond. 1848.

Alfr. Michiels, Histoire de la peinture Flamande et Hollandaise. T. III. Brux. 1848.

Ad. Siret, Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles depuis l'origine de la peinture jusqu'à nos jours. Livr. 6. Schluß des Werkes. Bruxelles 1848.

E. Head, A handbook of the history of the Spanish and French schools of Painting. London 1848.

Dr. E. Guhl, Die neuere geschichtliche Malerey und die Akademieen. Stuttgart 1848.

W. Stirling, Annals of the artists of Spain. Vol. 1 — 3. Lond. 1848.

J. Heller, Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler. 2. verm. Aufl. Abth. I. Leipzig 1848.

W. A. Chatto, The history and art of wood engraving. Lond. 1848.

E. L. Blackburne, Sketches, graphic and descriptive, for a history of the decorative painting applied to English Architecture during the middle ages. Lond. 1847.

Fr. von Biedenfeld, Die komische Oper der Italiener, der Franzosen und der Deutschen. Leipz. 1848.

Aug. L. Blondeau, Histoire de la musique moderne depuis le premier siècle de l'ére chrétienne jusqu'à nos jours. T. II. Par. 1848.

Th. More, Utopia. Lond. 1845.

Pertinax Philalethes, Die Wissenschaft des Staates. Th. 1. Der Mensch. St. Gallen 1848.

P. A. F. Gerhard, La liberté et son influence sur les destinées politiques de l'Europe. Brux. 1846.

J. K. A. Sack, Die ewige Basis der Politik. Magdeburg 1848.

Die Bewegung des Socialismus und Humanismus unserer Tage. Bautzen 1848.

Sparre, Die allg. Einkommensteuer als einzige gerechte direkte Abgabe. Gießen 1848.

P. J. Proudhon, Organisation du crédit et de la circulation et solution du problème social . . . Par. 1848.

Journal des Economistes. Année 1847. Par.

J. H. von Thünen, Bestimmungsgründe für Arbeitslohn und Unternehmergewinn. Neustrelitz 1848.

H. Bodemer, Zehn Artikel zu Gunsten der Gewerbe. Stuttg. 1848.

L. Morin, Propriété et communisme. Par. 1848.

J. G. Lint, Ueber die Sicherung der arbeitenden Klasse gegen die Uebermacht des Capitals. Leipzig 1848.

J. P. Lange, Ueber den Pauperismus. Zürich 1848.

M. Chevalier, Lettres sur l'organisation du travail. Par. 1848.

G. Beziat, Organisation de l'epargne du travailleur en vue de l'amélioration et de l'avenir des classes laborieuses. Par. 1848.

F. D. Aragp, Ueber Maschinen in ihrem Verhältnisse zu dem Wohlstande der arbeitenden Classen. Wien 1848.

F. Heller, Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Bd. 2. (Jahr 1703 bis Ende August 1705.) Wien 1848.

H. Aster, Einige militärische Betrachtungen über Volkswehr und stehende Armee, Leipzig 1848.

A. Pannasch, Gesammelte mititärische Schriften. Wien 1848.

E. von Sydow, Stehendes Heer, Kriegsbudget und Volksbewaffnung. Berl. 1848.

Grundzüge einer Wehrverfassung nach den Bedürfnissen der Zeit. Frankf. 1848.

W. Stens, Die Gleichstellung der Homöopathie mit der Allöopathie. Bonn 1848.

Dr. F. Löffler, Die deutsche Medizin. Berl. 1848.

R. Unke, Philolog. medizin. Bemerkungen. Heft 1. Moskau 1846.

J. Hunter, sämmtliche Werke prakt. Inhalts, deutsch bearbeitet von Dr. Braniß. Bd. 1. Abhandlung von der venerischen Krankheit. Berlin 1847.

B. Todd, The cyclopaedia of anatomy and physiology. Part 30 — 32. Lond. 1846.

Dr. Fr. Arnold, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. II. Abth. 1 — 3. Freib. 1847.

F. W. Heidenreich, Die physiologische Induktion. Ansbach 1846.

Dr. E. D'Alton, Handbuch der menschlichen Anatomie. Lief. 1. Leipzig 1848.

Dr. Fr. Günsburg, Studien zur speziellen Pathologie. Bd. 2. Leipzig 1848.

Dr. L. Choulant, Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. 4. umgearb. Aufl. von Dr. Richter. Lief. 4. 5. Schluß des Werkes. Leipzig 1848.

Dr. M. H. Romberg, Bericht über die Cholera-Epidemie des Jahres 1837. Berlin 1848.

Dr. S. Rentsch, Die homöopathische Behandlung der Cholera asiatica. Potsdam 1848.

F. Nathan, Ueber Aether-Rausch (Phrenopathia aetherea). Hamburg 1848.

Dr. J. E. Lorbisch, Studien der Kinderheilkunde. Wien 1848.

Dr. F. C. Legendre, Klinische und anatomisch-pathologische Untersuchungen über die wichtigsten Krankheiten des kindlichen Alters. Deutsch von Dr. Oppermann. Berlin 1847.

Dr. C. J. Heidler, Die epidemische Cholera. Abth. 1. Leipzig 1848.

Dr. L. Griesselich, Handbuch zur Kenntniß der homöopath. oder specifischen Heilkunst. Carlsruhe 1848.

C. Herrich, Der plötzliche Tod aus inneren Ursachen. Regensburg 1848.

Ein Wort über die Typhus-Epidemie im Plesser Kreise bis Ende Mai 1848. Gleiwitz 1848.

Dr. G. Simon, Die Hautkrankheiten durch anatomische Untersuchungen erläutert. Berlin 1848.

Ricord's neueste Vorlesungen über die Syphilis. Ins Deutsche übertragen von W. Gerhard. Berl. 1848.

Dr. F. F. Quin, Die homöopathische Behandlung der Cholera. Aus dem Franz. übers. von E. G. von Brunnow. Leipzig 1848.

P. A. Piorry, Ueber die Blutkrankheiten. 2. verm. Aufl. von Dr. Krupp. Leipzig 1848.

Dr. E. Martin, Zur Gynäkologie. Heft 1. Jena 1848.

Dr. Chr. Fr. Harleß, Die sämmtlichen Heilquellen und Kurbäder des südlichen und mittleren Europa's, Westasiens und Nordafrika's. Bd. I. Abth. 2. Die Heilquellen Italiens. Berlin 1848.

Dr. G. Wucherer, Die Inhalation und örtliche Anwendung des Schwefeläthers und Chloräthers als Heilmittel. Freiburg 1848.

Dr. S. Peruß, Die Mineralquellen zu Teplitz. Prag 1848.

Dr. Leop. Hayn, Documenta ad historiam rei pharmaceuticae Silesiae. Bresl. 1847.

E. H. Hassenstein, Die rationelle Heilung der nervösen, gichtischen und anderen Krankheiten durch die Magneto-Elektricität. Leipzig 1848.

Dr. J. K. Vogler, Die Quellen zu Wiesbaden. Wiesbaden 1848.

Cl. M. Müller, Systemat. alphabetisches Repertorium der gesammten homöopathischen Arzneymittellehre. Leipzig 1848.

R. T. Claridge, Hydropathy. Lond. 1842.

Dr. E. Martin, Ueber die künstliche Anästhesie bey Geburten durch Chloroformdämpfe. Jena 1848.

Dr. M. Orfila, Lehrbuch der gerichtlichen Arzneywissenschaft. 4. sehr verb. Aufl. Aus dem Franz. von Krupp. Bd. 1. Leipzig 1848.

v. Monteton, Die wichtigsten Lämmerkrankheiten und deren Heilung. Gekrönte Preisschrift. Potsdam 1848.

Dr. C. H. Hertwig, Untersuchungen über den Uebergang und das Verweilen des Arseniks in dem Thierkörper. Berlin 1847.

Authenticum novellarum constitutionum Justiniani versio vulgata . . . ed. G. E. Heimbach. Sectio III. Lips. 1848.

Pomponius, De origine juris fragmentum recogn. et annot. crit. instr. Fr. Osannus. Gisae 1848.

A. Schliemann, Die Haftung des Cedenten. Ein Beytrag zur Lehre von der Cession. Gekrönte Preisschrift. Rostock 1848.

Dr. C. G. Bruns, Das Recht des Besitzes im Mittelalter und in der Gegenwart. Tübingen 1848.

Dr. C. F. Vogel, Das Zunft- und Innungswesen beym deutschen Handwerkerstande . . Leipz. 1848.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juni.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1849.

(Schluß.)

The english Universities and their reforma. — Blackwood's Magazine 1849. Febr.

Clément-Mullet (J. J.), Sur la valeur du mot jour dans la Bible. — Journ. asiat. 1849. Févr.

Saulcy (F. de), Observations sur l'alphabet tifinag. — Ebendas. Mars.

Die Schriften der römischen Feldmesser, hg. von Blume, Lachmann und Rudorff. Berl. 1848. — Journ. des Savants. 1849. Mars.

Lancereau (Ed.), Analyse et extraits du Râdj-Nîti. (Suite et fin.) — Journal asiat. 1849. Févr.

Du Caurroy, Législation musulmane sunnite, Rite Hanéfi. Code civil. Livre II. — Ebendas.

Cherbonneau (A.), Extrait de la Farésiade, ouvrage d'Abou-l-Abbas-Ahmed-el-Khatib. — Ebendaselbst. Mars.

Géographie d'Abou'lféda, trad. par M. Reinaud. (2 art.) — Journ. des Sav. 1849. Févr.

Chronicon Samaritanum arabice conscriptum, cui titulus est Liber Josuae, ed. Juynboll. Lugd. Bat. 1848. 4. — Ebendas. Mars.

Vivien de Saint-Martin (L.), Rapport sur les travaux de la Société de Géographie pendant l'année 1848. — Bulletin de la Société de Géogr. 1848. Nov. et Déc.

Constantinople. Les Francs. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849. Févr.

Gardner Wilkinson (J.), Dalmatia and Montenegro. Lond. 1849. — Blackwood's Magaz. 1849. Febr.

Curzon (Rob.), Visits to monasteries in the Levant. — Quarterly Review 1849. March.

Baude (J. J.), Les côtes de Flandre. Gravelines et Dunkerque. — Revue des deux Mondes 1849. Livr. 3.

Chaudruc de Crazannes, Sur les poids de villes au moyen âge. — Revue archéol. Ann. V. Livr. 12.

Mérimée (Prosper), Histoire de Don Pédre I., Roi de Castille. Paris 1848. — Blackwood's Mag. 1849. March.

Rivas (Angel Saavreda, duque de), Sublevacion de Napoles, capitaneado por Mazaniello. Madrid 1848. — Rev. des deux Mond. 1849. Livr. 3.

Saint-Priest (Alexis de), Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou etc. Paris (1848). 4 vols. — Journal des Savants 1849. Févr.

Mac Farlane (Ch.), A glance at revolutionized Italy etc. 2 vols. 1849. — Quarterly Review 1849. March.

Pinard, Mémoire sur la commune de Saint-Germain-Le-vieux-corbeil. — Revue archéol. Ann. V. Livr. 12.

Dumast; Nancy, histoire et tableau. — Univers. cathol. 1849. Janv.

Statistical accounts of Scotland. — Blackwood's Magaz. 1849. Febr.

Macaulay (Thom. Babington), The history of England from the accession of James II. 2 vols. 1849. Quart. Rev. 1849. March.

Jancigny (A. D. de), Les Indes hollandaises. La société javanaise. — Revue des deux Mondes 1849. Livr. 3.

Biot (Ed.), Examen de diverses séries de faits relatifs au climat de la Chine. — Journ. asiat. 1849. Mars.

Vivien de Saint-Martin, Aperçu sommaire de l'histoire géographique des pays caucasiens etc. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1848. Nov. Déc.

Fresnel (Fulg.), Jomard et Ch. T. Beke, Sur les sources du Nil. — Ebendaſ.

Notice nécrologique sur Pellegrino Rossi. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849. Févr.

Charles de Martens, Souvenirs de la vie militaire et politique d'un ancien officier. — Ebendaſelbſt.

La Villemarqué (H. de), Biographies contemporaines. J. J. Ampère. — Correspondant. T. XXIII. Livr. 19.

Life and Letters of Thomas Campbell. Edited by William Beattie. 3 vols. Lond. 1849. — Blackwood's Magaz. 1849. Febr.

Maury (A.), Notice sur la vie et les ouvrages de M. Letronne. — Revue archéolog. Ann. V. Livr. 11.

Taillandier (Saint-René), Louis Boerne, sa vie et ses écrits. — Revue des deux Mondes 1849. Livr. 4.

Scudo (P.), Mozart et son Don Juan. — Ebendaſelbſt. Livr. 6.

Planche (Gust.), Les pages de jeunesse de M. de Lamartine. — Ebendaſ.

Young (J. R.), On a theorem respecting the products of squares. — Philos. Magazine 1849. Febr.

Graves (Charles), On a system of triple algebra and its application to the geometry of three dimensions. — Ebendaſ.

Cockle (James), Solution of two geometrical problems. — Ebendaſ.

Stevenson (Alan), Account of the Skerrivore lighthouse, with notes on the illumination of lighthouses. — Edinb. and Lond. 1848. Quarterly Review 1849. March.

Sur les temperatures de la mer dans le voisinage des glaciers du Spitzberg. — Annales de Chimie et de Physique 1849. Févr.

Delesse, Sur le magnétisme polaire dans les minéraux et dans les roches. — Ebendaſ. Annal. des Mines 1848. Livr. V.

Wertheim (G.), Note sur la torsion des verges homogènes. — Annales de Chimie et de Phys. 1849. Févr.

Observations météorologiques du mois de Décembre 1848. — Ebendaſ.

La Rive (Aug. de), Sur les variations diurnes de l'aiguille aimantée et les aurores boréales. — Ebendaſ. Mars.

Observations météorologiques du mois de Janvier. — Ebendaſ.

Verdet (E.), Recherches sur les phénomènes d'induction par les décharges électriques. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849. Févr.

Challis (J.), Continuation of researches in the mathematical theory of aërial vibrations. — Philos. Magazine 1849. Febr.

Alexander (J. H.), On a new empirical formula for ascertaining the tension of vapour of water at any temperature. — Ebendaſ.

Smith (Robert Angus), On a mode of rendering substances incombustible. — Ebendaſ.

Reich, On the repulsive action of the pole of a magnet upon non magnetic bodies. — Ebendaſ.

Barral, Mémoire sur la statique chimique du corps humain. — Annal. de Chimie et de Physique 1849. Févr.

Jacobi, Note sur la recomposition des gaz mixtes développés dans le voltamètre. — Ebendaſ.

Sacc, Note sur l'acide pectique artificiel. — Ebendaſelbſt.

Hofmann (A. W.), Recherches sur les bases organiques volatiles. — Ebendaſ.

Ossian Henry (fils), Mémoire sur l'existence de deux nouveaux corps de la série amylique. — Ebendaſ.

Dessaignes, Note sur la conversion du malate de chaux en acide succinique. — Ebendaſ.

Persoz (J.), Considérations sur le poids atomique du cuivre et sur quelques composés de ce métal. — Ebendaſ. Mars.

Louyet (P.), Recherches sur l'équivalent du fluor. — Ebendaſ.

Raewsky, Mémoire sur les combinaisons du platine avec la nicotine. — Ebendaſ.

Salvétat, Note sur la formation de l'acide valérique dans une circonstance nouvelle. — Ebendaſelbſt.

— —, Note sur un nouvel emploi du platine dans la peinture sur porcelaine. — Ebendaſ.

Lassaigne (J. L.), Mémoire sur le mode de transport des phosphate et carbonate de chaux dans les organes des plantes, et sur l'influence qu' exercent ces sels calcaires dans l'acte de la germination et de la végétation. — Ebendaſ.

Vergnette-Lamotte (Alfrede de), Des effets du froid et de la congélation sur les vins. — Ebendaſ.

Boussingault, Observations sur la congélation du vin et des mélanges d'eau et d'alcool. — Ebendaſ.

Bussy, Des moyens de constater la richesse alcoolique des vins, et en particulier du thermomètre alcoométrique de Conaty et du dilatomètre de Silbermann. — Journal de Pharmacie et de Chimie. 1849. Févr.

Thompson, Action de l'acide nitro-sulfurique sur le sucre. — Ebendaſ.

Persoz, Dangers qui peuvent resulter dans les constructions, de l'action des dissolutions salines sur le fer. — Ebendaſ.

Sur les caractères et les propriétés de la santonine. — Ebendaſ.

Girardin, Composition chimique des eaux minérales ferrugineuses du département de la Seine-Inférieure. — Ebendaſ.

Larocque, Observations sur le chlorure d'antimoine. — Ebendaſ. Mars.

Cahours, Note sur le furfurol ou huile de son. — Ebendaſ.

Marcet, On the action of chloroform on the sensitive plant (Mimosa pudica). — Philos. Mag. 1849. Febr.

Strickland (H. E.), Supplementary notices regarding the Dodo and its kindred. Nos. 1. 2. 3. — Annals and Magaz. of natural hist. 1849. Febr.

M'Coy (Fred.), Reply to Sir Philip Egerton's letter on the tail of Diplopterus. — Ebendaſ.

— —, Reply to Prof. Owen's letter on the ganoine of some fishteeth. — Ebendaſ.

Pucheran, Observations sur les types peu connus du Musée de Paris (2 art.). — Revue et Mag. de Zoologie 1849. Janv.

Ray (Jules) et Henri Drouet, Description d'une nouvelle espèce d'Anodonte. — Ebendaſ.

Fairmaire (Léon), Insectes de Taïti, des Marquises et des îles voisines. — Ebendaſ.

Casaseca, Mémoire sur le ligneux de la canne créole cultivée à la Havane. — Ann. de Chim. et de Phys. 1849. Mars.

Spruce (Rich.), The musci and hepaticae of the Pyrenées. — Annals and Magaz. of natural history 1849. Febr.

Greville (R. K.), Algae orientales: descriptions of new species belonging to the genus Sargassum. — Ebendaſ.

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Ebendaſ.

Guebhard (Ch.), Notice géographique et botanique sur la Moldavie. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849. Févr.

Bromfield (Arnold), Notes and observations on the botany, weather etc. of the United States, made during a tour in that country in 1846 and 1847. — Hooker's Journal of botany 1849. Jan.

Henslow, On the Awns and Nepaul Barley. (Hordeum coeleste, vars. trifurcatum and aegiceras.) — Ebendaſ. Febr.

Extracts from the private letters of S. D. Hooker, written during a botanical mission to India. — Ebendaſ. Jan. Febr.

Domeyko (Ignace), Mémoire sur la composition géologique du Chili . . . comprenant la description du volcan d'Antuco. (Suite et fin.) — Annal. des Mines. 1848. Livr. V.

M'Coy (Fred.), On some new genera and species of palaeozoic corals and foraminifera. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1849. Febr.

Nicol (J.), On the formation of coal. — Edinb. new pihlos. Journ. 1849. Jan.

Phillips (Reuben), On the private state of iron. — Philos. Mag. 1848. Vol. 33. Suppl.

Reiset (Jules), Experiences sur la composition du lait dans certaines phases de la traite, et sur les avantages de la traite fractionnée pour la fabrication du beurre. — Ann. de Chim. et de Phys. 1849. Janv.

Hudson Turner (T.), Observations on the state of horticulture in England in early times, chiefly previous to the fifteenth century. — Archaeol. Journal 1848. Dec.

Persoz (J.), Nouveau précédé pour la culture de la vigne. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849. Mars.

Stephens (H.), The book of the farm. 2 ed. Edinb. and Lond. 1849. — Quarterly Review 1849. March. Blackwood's Mag. 1849. March.

Le Play (F.), Description des procédés metallurgiques employés dans le pays de Galles pour la fabrication du cuivre. — Annales des Mines. 1848. Livr. III.

Reydellet, Notice sur un serrement à clapet construit aux mines de houille du Vigan. — Ebendaſ. Livr. IV.

Notice sur la soufrière de la Guadeloupe. — Ebendaſelbſt.

Baudin, Notice sur le sondage de Lempdes (Haute-Loire.). — Ebendaſ.

Manès, Notice sur les mines de fer de Sommorostro (provinces basques). — Ebendaſ. Livr. V.

Gueymard, Notice sur des essais de traitement de cuivre gris argentifère par voie humide. — Ebendaſ.

Callon, Mémoire sur la géologie et l'exploitation des mines de la Grand-Combe. (Gard.) I P. — Ebendaſ.

Horsfield (T.), A view of the tin mines and process of mining in Banka. — Journal of the Indian Archipelago 1848. Dec.

Königswarter (L. J.), Etudes historiques sur les développements de la société humaine. Partie I. L'achat des femmes. — Revue de legislation et de jurisprud. 1849. Févr. — Mars.

Popular science. — Qarterly Review 1849. March.

Chalambert (V. de), M. de Bonald, étude philosophique. — Correspond. T. XXIII. Livr. 21. 22.

Littré (E.), Du développement historique de la logique. — Revue des deux Mondes 1849. T. II. Livr. 1.

Cornaro (L.), L'art de vivre longtemps. Par. 1847. — Journ. des Savants 1849. Mars.

Paris (P.), Notice d'un manuscrit de la bibliothèque nationale, renfermant le „Songe de la voie d'enfer et de la voie de Paradis.“ S. XV. Bullet. du Bibliophile 1849. No. 1. 2.

Taillandier (Saint-René), De la renaissance flamande en Belgique. — Revue des deux Mondes 1849. Livr. 6.

Laborde (L. de), Les collections d'objets d'art de M. B. Delessert fils. — Revue archéol. Ann. V. Livr. 11.

Courtet (J.), Un temple et un évêché apocryphes. (à Venasque dans le département de Vaucluse.) — Ebendaſ. Livr. 12.

Durand (P.), Nouvelle d'interprétation d'un bas-relief en ivoire, décorant le livre de prières de Charles le Chauve, bibliothèque nationale de Paris. — Ebendaſ.

Rossi, De l'état; fragment de droit constitutionel. — Revue de droit franç. et étrang. T. VI. Livr. 3.

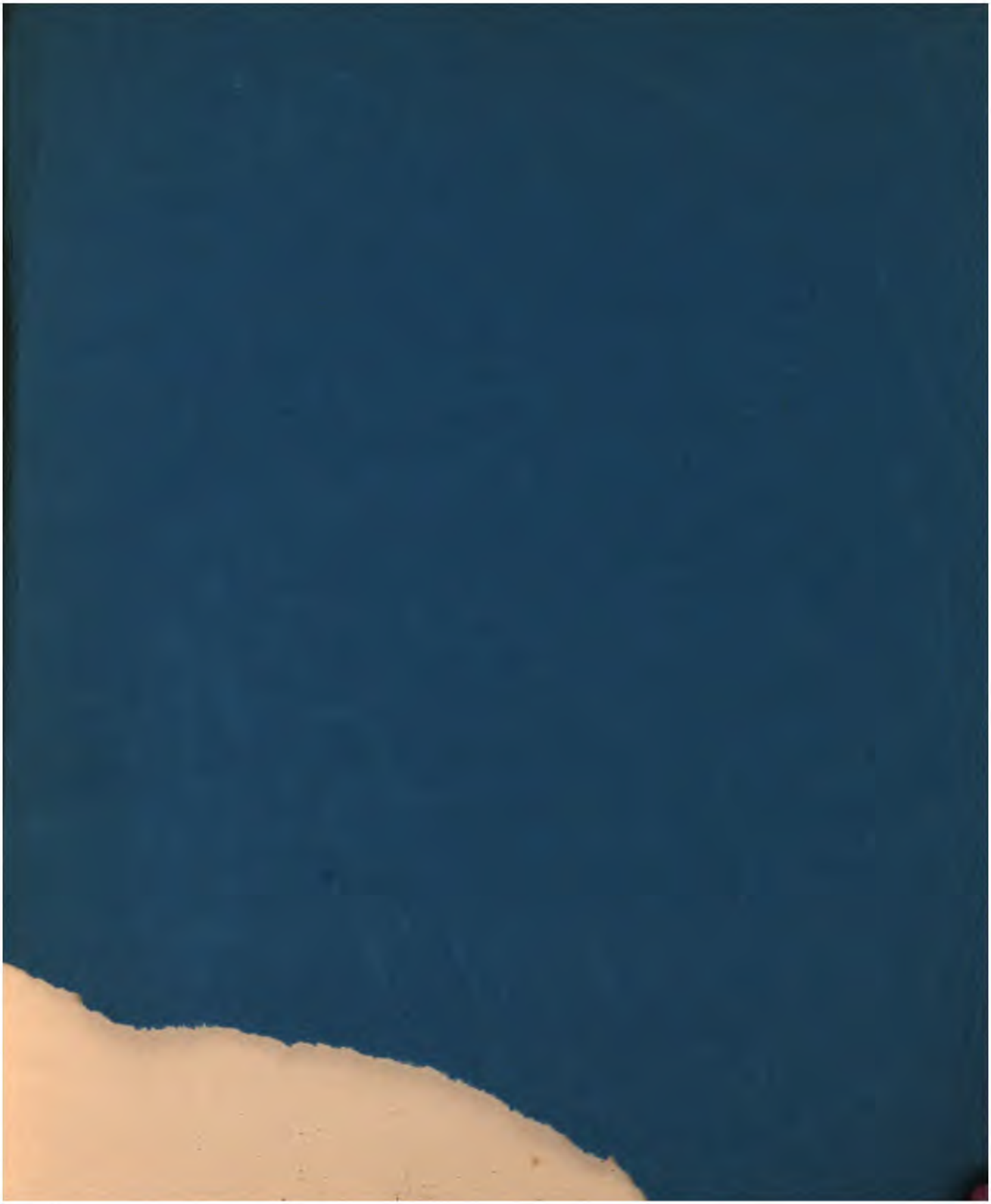
Saisset (Emile), Du passé et de l'avenir du socialisme. — Revue des deux Mondes 1849. Livr. 3.

Desprez (Hipp.), Polémique du rationalisme et du socialisme — Ebendaſ. Livr. 5.

Troplong, Etudes sur les défenseurs de la propriété. I. II. — Univ. cathol. 1849. Févr. Mars.

Prudhon, Système des contradictions économiques ou philosophie de la misère. — Blackwood's Mag. 1849. March.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.



3 2044 092 903 590